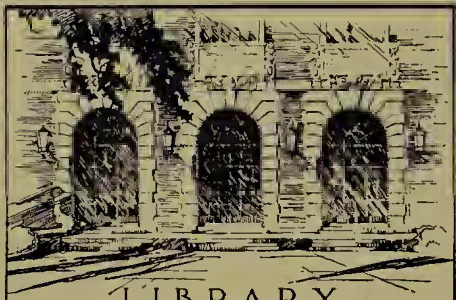


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1895[1]

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1895.

Erster Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1895.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1895.

015.43
B612
1895

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 1. — 3. Januar 1895.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Eduard Hanslick.

An der Schwelle seines siebzigsten Lebensjahres stehend, hat der berühmte wiener Musikkritiker Eduard Hanslick, den man füglich den Schöpfer des musikalischen Feuilletons nennen kann, Erinnerungen aus seinem Leben niedergeschrieben, und schon während ihres Erscheinens in der „Deutschen Rundschau" haben sie ein größeres Interesse erregt als irgendeines der vielen Memoirenwerke, die in jüngster Zeit erschienen sind. Nun liegen diese anmuthigen, gehalt- und auch witzreichen Plaudereien eines unserer besten Prosaisten in Buchform schön ausgestattet vor *), und man kann sich ihrem Genusse mit Behagen hingeben. Die Persönlichkeit, die man da kennen lernt, gewinnt man um so lieber, je weiter man sich in diese zwei Bände hineinliest.

Hanslick ist seit nicht weniger als fünfzig Jahren literarisch thätig, und wenn heute ein Feuilleton von ihm erscheint, so merkt man es ihm nicht entfernt an, daß sein Autor schon so unzählig viele Feuilletons geschrieben hat und so viel Musik in seinem Leben hat anhören und besprechen müssen. Noch immer ist dieser Kritiker empfänglich für neue künstlerische Eindrücke, noch immer kann er sich Kunstwerken mit einer Selbstvergessenheit hingeben, als finge er gerade zu genießen an, und das erscheint mir für sich allein als eine ganz besondere Merkwürdigkeit. Als Gelehrter, Denker oder Forscher kann man wol leicht bis in ein hohes Alter eine rüstige Schaffenskraft bewahren, denn in der rein wissenschaftlichen Thätigkeit braucht nicht immer der ganze Mensch mit seinem Gefühlsleben, mit seiner Sinnlichkeit und seinem Gemüth betheiligt zu sein. In der Kunst ist das ganz anders, da ist der Mensch vom Gelehrten und Denker nicht zu trennen, und wer als Kritiker der Kunst thätig sein will, muß sich einen reinen Sinn, ein heiteres Gemüth bewahren, sonst wird er ästhetisch unempfänglich und hört nicht, was gespielt wird, sieht nicht was gemalt ist, versteht nicht was gesprochen wird. Wer aber sich diese Empfänglichkeit bewahrt hat, der hat sich eine unvergängliche Jugend geschaffen, und als solch ein im hohen Sinne ewig junger Mensch tritt uns Eduard Hanslick aus seinen Lebenserinnerungen entgegen. Er ist in seiner anmuthigen Weise stolz darauf, mit Männern verkehrt zu haben, die noch Haydn und Mozart gekannt haben, und die ganze musikalische Entwickelung bis auf die Componisten des jungen Italien überschauen zu können. Verdi und Mascagni: sie sind ihm beide befreundet. Es ist eine tiefe Wahrheit, daß die Kunst jung erhält. Und wenn es eines der schönsten Zeichen gesunder Jugend ist, mit Kraft lieben zu können, so besitzt Hanslick diese Kraft in hohem Grade. Seine „Erinnerungen" haben scheinbar keine andere Absicht, als die, aller Menschen zu gedenken, denen er in rein persönlicher oder in kunstbegeisterter Liebe zugethan war. Niemals haben wir als eine der wesentlichsten Eigenschaften wahrer kritischer Begabung, die Fähigkeit zu lieben, so sehr erkannt, wie beim Lesen der Hanslick'schen Memoiren: jene Liebeskraft, von der Plato so viel zu erzählen weiß, die den empfänglichen Kunstfreund zum schöpferischen Künstler hinzieht und ihm ganz zu Willen macht. Es hängt diese Liebeskraft aufs innigste mit dem Wesen der Musik zusammen, die enthusiastische Wirkungen erzeugt. Die rein menschliche Güte des berühmten Kritikers ist nur eine andere und zwar die sittliche Aeußerung seiner ganzen wahrhaft musikalischen Natur.

*) Aus meinem Leben. Von Eduard Hanslick. Zwei Bände. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1894. 8. 10 M.

1161695

Die Bedeutung nun, welche ein Kritiker im geistigen Leben seiner Nation gewinnt, hängt nicht allein von dem Werthe seiner rein wissenschaftlichen Leistungen und der Schönheit seiner Schriften ab; sie wird auch vielfach von äußern Zeitumständen bestimmt. Der Kritiker ist nicht identisch mit dem Historiker. Dieser kann sich nach Geschmack und Lust jene Zeit aus der langen Vergangenheit der Menschheit wählen, die er erforschen will. Ein heute lebender Historiker kann sich in die Geschichte der alten Germanen oder der Assyrer und Babylonier vertiefen und durch neue Methoden oder kritisches Genie die Wissenschaft bereichern. Ein Kunstmensch wie Jakob Burckhardt flüchtet aus der Gegenwart in die Renaissance. Der Kritiker aber, der wol bei der Historie in die Schule gegangen, sich ihres Handwerkszeugs bemächtigt haben muß, hat doch einen ganz andern Beruf: er muß sich an die Gegenwart halten, auf die er einwirken will. Und da kann es denn vorkommen, daß der Kunstkritiker in eine künstlerisch unproductive Zeit geräth, wie z. B. Winckelmann, der sich mit seiner Sehnsucht nach Schönheit darum ins ferne Griechenland flüchtete und hellenische Herrlichkeit mit seinem begeisterten Auge wieder neu erstehen ließ, weil ihn die barocke Kunst seiner eigenen Zeit nicht anmuthete. Oder es kann vorkommen, daß jene Kunst, die der Kritiker fordert, in gar keinem Einklang mit der steht, die seine eigene Zeit producirt, und die seine Zeitgenossen verherrlichen, wie es z. B. Friedrich Vischer in der ersten Hälfte seines Lebens mit dem jungen Deutschland erging. Dann ist der Conflict gegeben, der Kritiker steht abseits von der großen Bewegung seiner Zeit, und nicht immer erlebt er es wie Vischer, daß sich die Gesammtheit schließlich zu seiner Lehre bekennt; er kann auch früher sterben, oder jene Kunstbewegung, zu der er sich gegnerisch stellen muß, dauert länger noch als ein Menschenleben. Kurz: das Schicksal eines Kunstkritikers hängt vielfach von äußern Umständen ab, und diese wirken bestimmend mit auf das Bild, welches sich die Nation von ihm schafft.

So ist es auch mit Eduard Hanslick's Stellung in der Musikgeschichte seiner Zeit beschaffen. Seine kunstkritische Thätigkeit fiel in eine Zeit des größten Aufschwunges, oder um vorsichtiger zu reden: der größten Verbreitung der musikalischen Künste in Deutschland zumal, aber auch in der ganzen civilisirten Welt. Die große Rolle, welche heutzutage die Musik im bürgerlichen und künstlerischen Leben spielt, hat sie vor fünfzig Jahren doch noch nicht gehabt. Die Musik wurde damals auch im musikliebenden Wien nicht dermaßen, wie heutzutage, als ein nothwendiger Theil der allgemeinen Bildung betrachtet. Wir leiden nun allerdings sehr unter der modernen Klavierseuche, verfluchen oft ein Geklimper, das uns mitten im schönsten Studium stört, eine Drehorgel, die uns während des heißesten Bedürfnisses nach Ruhe martert. Aber eben an diesen Auswüchsen erkennen wir die ungeheuere Verbreitung der Musik in unsern Tagen. Jede halbwegs größere Stadt pflegt neben dem Schauspiel die Oper, kein größeres Dorf ohne Dilettantenorchester und Gesangsverein, und in den Großstädten gehört der Besuch der philharmonischen Concerte zu den Pflichten jedes Menschen aus der guten Gesellschaft. In dieser so sehr musikliebenden Zeit fehlte es natürlich auch nicht an Componisten, und die funfzig Jahre der kritischen Thätigkeit Hanslick's weisen eine glänzende Reihe musikalischer Talente auf, ja ein Musiker erstieg vor allen andern Künstlern die höchsten Stufen menschlichen Ruhmes und drückte dem Zeitalter seinen Stempel auf: Richard Wagner.

In eine so denkwürdige künstlerische Periode hineinzugerathen, war nicht das geringste Glück des Musikkritikers Eduard Hanslick, denn wo keine Production ist, gibt es auch keine Kritik, und blüht die Kunst, so blüht auch der Recensent, da hat er Stoff genug zu schreiben, und Gelegenheit genug, sich Verdienste zu erwerben. Das hat denn auch Hanslick in reichlichster und mannichfachster Weise gethan. Es gibt keinen nennenswerthen Tondichter, Sänger oder Virtuosen seiner Zeit, den er nicht kritisch gewürdigt hätte, in Wien sind die Spuren seines Waltens bei allen hervorragenden Musikinstituten zu merken, und er kann an den Beginn seiner kritischen Thätigkeit die Erinnerung an die Verdienste setzen, die er sich mit seinen Aufsätzen über Robert Schumann und Richard Wagner („Tannhäuser") erwarb, die zu jener Zeit kaum dem Namen nach in Wien und Oesterreich bekannt waren. Hanslick wurde auch (1861) der erste Professor für Geschichte und Aesthetik der Musik an der wiener Universität, denn vor ihm bestand diese Lehrkanzel in Wien noch gar nicht, und in der eigenthümlichen Doppelstellung als Rathgeber der Regierung und als einflußreicher Kritiker im führenden Organe der wiener Presse hat er eine Wirksamkeit entfaltet, wie sie ihresgleichen wol schwerlich jemals stattgefunden hatte. Man begreift es danach, daß Verdi den in Rom zu Gaste weilenden Hanslick mit italienisch schmeichelnder Artigkeit seinen Freunden schmunzelnd als den „Bismarck der musikalischen Kritik" vorstellen konnte.

Aber diese, wie man nicht anders sagen kann, segensreiche Wirksamkeit Hanslick's ist gar nicht so sehr das Merkwürdigste an seiner kunsthistorischen Bedeutung, sondern seine rein wissenschaftliche Leistung in der Musikästhetik ist es und seine Stellung zu Richard Wagner, für dessen erste Opern er vor bald fünfzig Jahren so kräftige Lanzen brach, und zu dem er im Laufe der Zeit in immer heftigern, tief gegründeten Gegensatz gerieth. Denn es ist doch gewiß merkwürdig, daß der erfolgreichste Tondichter der Zeit am einflußreichsten Kritiker den heftigsten Gegner hatte. Dieser Gegensatz ist tief begründet in der Natur und in den Theorien der beiden Männer. Sie mußten sich ausschließen. Hanslick hat bekanntlich in seinem berühmten Buche „Vom Musikalisch-Schönen" die Lehre von der reinen, souveränen Formenschönheit der Musik verkündet, die nichts will und niemand dienen soll, als sich selbst: die nicht Begriffe, nicht Gefühle, nicht sittliche Tendenzen, nicht sichtbare äußere Vorgänge darstellen, nicht malerisch beschreibend,

sondern einzig musikalisch schön durch die Melodie wirken soll. Richard Wagner stellte im Gegentheil die Musik in den Dienst des Wortes, erweiterte die Melodie, machte malerische Musik u. s. w. Damit war der Gegensatz des Componisten und des Theoretikers gegeben. Aber er war auch in der Verschiedenheit der Charaktere der beiden Männer begründet, und das wird jetzt aus den Memoiren Hanslick's vollends klar. Lernt man seine harmonische, liebenswürdige, hingebungsvolle Natur kennen, so begreift man, daß er sich von dem, seine Freunde so rücksichtslos ausnützenden, von dem Gefühl des Vorrechtes seines Genies so sehr erfüllten Componisten, der seinem Egoismus nie Fesseln anlegte, rein menschlich abgestoßen fühlen mußte. Hanslick erzählt in seinen Memoiren von Besuchen, die er im Anfang der fünfziger Jahre bei Robert Schumann und Richard Wagner machte. Jener konnte stundenlang schweigen, dieser stundenlang sprechen; beide konnten sich eben darum nicht leiden, und Hanslick war der stille Schumann schon damals viel sympathischer als der sprudelnde Wagner, dessen rücksichtsloses Urtheil über mitlebende Componisten, dessen Selbstbespiegelung und Selbstbewußtsein ihm gründlich misfielen. So war denn der Gegensatz künstlerisch und menschlich begründet, und wenn auch Wagner im Laufe der Jahrzehnte zu immer mächtigerm Ansehen gedieh und gegenwärtig die Mehrzahl der Componisten in Deutschland, Frankreich und Italien zu Schülern hat, so konnte dies am Urtheile Hanslick's nicht viel ändern. Ueber die „Meistersinger", gesteht er, urtheile er jetzt viel anerkennender als zuvor; allein im übrigen halte er es nicht für nöthig, sein Urtheil zu corrigiren:

„Ich habe", sagt Hanslick (II, 228), „gegen Wagner's Musikdramen immer nur große Gesichtspunkte, nur fundamentale Forderungen der Tonkunst geltend gemacht. Was ich ihm vorwarf, ist die Vergewaltigung der Musik unter das Wort, die Unnatur und Uebertreibung des Ausdrucks, die Vernichtung des Sängers und der Gesangskunst durch stimmwidrigen Satz und orchestrales Getöse, die Verdrängung der Gesangsmelodie durch declamatorisches Recitiren, die lähmende Monotonie und maßlose Ausdehnung, endlich der unnatürliche Stelzengang seiner jedes feinere Sprachgefühl verletzenden Diction."

Es fällt dem Kritiker gar nicht ein, angesichts der ungeheuern Verbreitung der Wagner'schen Musik und ihres Stils die Segel zu streichen. Er sagt im Gegentheile: die Zeit hat unrecht, nicht ich; es ist eine „Epidemie", aber keine gesunde Entwickelung der Kunst. Und den Muth zu dieser Standhaftigkeit findet er nicht blos in seinen eigenen Ueberzeugungen, sondern auch in dem Bewußtsein, daß er nicht allein steht, daß die Minorität, die zu ihm hält, die feinsten Köpfe der Gegenwart in ihren Reihen zählt, und daß schließlich ein Tondichter vom Range des Johannes Brahms in seiner künstlerischen Production die Lehren und Ueberzeugungen Hanslick's vertritt. Er ist sein mächtigster Bundesgenosse, so wenig sich auch der vornehme Künstler in den Streit der Meinungen mischt.

So viel zur allgemeinen Charakteristik des Mannes, den wir Wiener ob des Adels seiner literarischen Form nicht weniger als des Adels seiner Seele verehren. Denn es ist nur wahrhaft großen und edeln Menschen möglich, fünfzig Jahre lang öffentlich Kritik zu üben, ohne andere Feinde als die kritischen Gegner zu haben. Einem solchen Manne läßt sich die Anerkennung wahrer Größe nicht verweigern.

Um nun ein Wort von den „Erinnerungen" zu sagen, zu deren Lektüre diese Zeilen anregen sollen, so sei erwähnt, daß Hanslick ein ungemein anmuthiges Bild seiner Jugendjahre in Prag, wo er am 11. September 1825 geboren wurde, und dann des Vormärz in Wien gibt, wohin er schon während seiner Studentenzeit, später als Beamter kam, und wo er seither mit kurzen Unterbrechungen verblieb. Er stammt aus gutem Hause, sein Vater war Bibliothekar der prager Universität und war auch schon ein großer Liebhaber der Musik, das musikalische Talent vererbte er auf den Sohn. Das Mädchen, das er liebte, zu freien, konnte er in seiner damals sehr bescheidenen Stellung nicht wagen. Da gewann er das große Loos mit 40000 Gulden, für die damalige Zeit das Doppelte dessen werth, was die Summe heute ausmachen würde, und so kam die Ehe zu Stande. In Prag war damals lebhaftes musikalisches Treiben, wovon die Erziehung des jungen Hanslick viele Vortheile hatte. Er gewann früh eine große Uebung im Klavierspielen und componirte auch schon zahlreiche lyrische Gedichte. Nüchterne Erwägungen bestimmten ihn aber, ein aussichtsreicheres Studium zu wählen, er wurde Jurist, Staatsbeamter, wie fast alle Söhne der gebildeten Stände im vormärzlichen Oesterreich, fing aber schon in den letzten Jahren vor der Märzrevolution an, musikalische Kritiken und Studien zu schreiben. Ueber die Zustände der Censur unter der Herrschaft Metternich's und Sedlnitzky's gibt Hanslick ergötzliche Mittheilungen. Er blieb lange Zeit in dieser Doppelstellung des Ministerialbeamten und Musikkritikers. Seine persönlichen Tugenden halfen ihm dabei vielfach, aber er schleppte doch an der Last bis zum Jahre 1861, wo er im October außerordentlicher Professor an der wiener Universität wurde. Seine Ernennung bespricht er mit folgenden charakteristischen Zeilen (I, 281):

„Nun hatte ich erreicht, was mir stets als Ideal vorgeschwebt: eine Professur. Freilich auf welchen Umwegen! Nach vier Jahren Rechtsstudium, nach vier Rigorosen, zwei strengen Richteramtsprüfungen und dreizehn Jahren Bureaudienst beim Fiscalamt, im Finanzministerium und im Unterrichtsministerium, — lauter Studien, Mühen und Anstrengungen, die nun alle völlig nutzlos und überflüssig ins Wasser fielen. Es ist doch etwas Wahres daran, daß mit ausdauernder Liebe und Thätigkeit man sich endlich durch alle Hemmungen zu jenem Platz durchringt, der unserm wahren Beruf entspricht. Ein bischen Glück muß freilich auch mithelfen, und dieses lag für mich in der wohlwollenden Einsicht meiner Vorgesetzten und in dem

Erfolg meiner populären Vorlesungen, welcher den Beweis für das thatsächliche Bedürfniß einer solchen Lehrkanzel lieferte".

In dieser Eigenschaft nun als Professor und Kritiker hat Hanslick alle Musiker von Rang gründlich kennen gelernt, und in den Memoiren gibt er eine kaum übersehbare Reihe von Porträts dieser Gestalten. Das wärmste Bild entwirft er von seinem genialen Freunde Theodor Billroth, dessen außerordentlich schöne und gehaltvolle Briefe er im Anhang zum zweiten Bande mittheilt. So sind auch diese „Lebenserinnerungen" wiederum der Liebe gewidmet, wie das ganze Leben dieses Kritikers von ihr erfüllt war.

Moritz Necker.

Zur Völker- und Länderkunde.

1. Völkerkunde. Von Friedrich Ratzel. Erster Band. Zweite Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. Geb. 16 M.

Diese neue Auflage der mit vollem Recht so rasch beliebt gewordenen „Völkerkunde" von Friedrich Ratzel ist gründlich umgearbeitet. Bestand das Werk ursprünglich aus drei Bänden, so ist es in der Neugestaltung nur auf deren zwei berechnet. Diese Verdichtung bedeutet aber eine wesentliche Vervollkommnung. Das beweist die vorliegende erste Hälfte bereits. Denn nichts weniger als eine Excerpirung oder gar eine beliebige Verstümmelung des Inhaltes der frühern Auflage sieht man da geschehen. Im Gegentheil, wo stellenweise eine weitere Ausführung wünschenswerth erschien, wo eine solche etwa durch inzwischen erzielte neuere Forschungsergebnisse oder durch laut gewordene gegnerische Ansichten erforderlich war, da sehen wir sogar den Umfang etwas angewachsen, so in der grundlegenden Einleitung. Dann aber bemerken wir auch die Eintheilung des Ganzen betreffs der Aufeinanderfolge der einzelnen Völkerkreise ziemlich durchgreifend verändert.

Der erste Band enthält nunmehr die im zweiten Band der vorigen Auflage behandelten Australier, Malayen und Südseeinsulaner, die Indianer und Eskimos nebst den europäisch-asiatischen Arktikern; und zwar erfreuen wir uns diesmal einer Gesammtdarstellung der amerikanischen Urbevölkerung, indem die (früher im dritten Band, abgesondert von den „amerikanischen Naturvölkern", geschilderten) Culturvölker indianischer Rasse an die ihnen gebührende Stelle eingerückt sind. Den Schluß des stattlichen, außer dem erschöpfend vollständigen Register 720 Seiten zählenden Bandes bilden „Die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas" (Buschmänner, Hottentotten, afrikanische Zwergvölker), über welche in der ersten Auflage minder zweckmäßig zugleich mit den südafrikanischen Negern gehandelt worden war.

Alle Wesenszüge der Völkercharakteristik sind dagegen aus der frühern Auflage mit herübergenommen; blos hier und da brauchte dabei aus dem neuern Zuwachs der einschlägigen Literatur oder aus dem von neuem mit erfolgreicher Emsigkeit vom Verfasser durchforschten urkundlichen Thatsachenmaterial der europäischen Völkermuseen ein Zusatz hinzugefügt zu werden. Noch seltener fühlte sich der Verfasser zum Streichen eines Satzes veranlaßt, weil ihm die inhaltliche Richtigkeit desselben nicht mehr einleuchtete. So finden wir am Schluß des allgemeinen Abschnittes über staatliche Ausbildung den früher dastehenden Satz ausgemerzt: „Von den größern europäischen Reichen ist Italien das jüngste, auch das einzige, dessen ganzes Land vorwiegend von einer einzigen Bevölkerung bewohnt ist." In der That, so deutlich gewisse Grundzüge die italienische Nation vom Alpenkranz bis nach Sicilien einheitlich erscheinen lassen, wie grundverschieden waren doch von Haus die Elemente auch dieser großen Nation! Italiker, Etrusker, Gallier, Griechen, Germanen und Araber wurden erst im Laufe der Jahrtausende zu dieser Einheit zusammengeschweißt, weil sie ein und dasselbe Land bewohnten, somit sich wechselseitig vermischten, gleichartige Interessen empfingen, die nämliche Sprache annahmen, schließlich das Bedürfniß zu einheitlichem Schutz unter dem schirmenden Dach des nationalen Staates empfanden. Wollte man aber Italien eine besonders einheitlich gewordene Bevölkerung zuschreiben, so stände ihm hierin Frankreich nahezu gleich.

Der Geist des Werkes ist ganz der frühere geblieben, darum wird es sich in der neuen Gestalt die Herzen deutscher Leser in noch weiterm Umfang erobern als in der ältern, zumal die Fülle der ganz ausgezeichneten Abbildungen in Schwarz- wie Farbendruck gleichfalls verblieben, ja stellenweise vergrößert worden ist. Nicht weniger als 618 dieser kostbaren Bilder schmücken den vorliegenden Band. Und sie machen wahrlich keinen nutzlos prunkenden Schmuck aus, sondern sie veranschaulichen mit der höchst denkbaren Naturtreue, was keine Wortbeschreibung vermöchte: die Körperlichkeit, folglich auch das in den Gesichtszügen sich ausprägende Seelische der Volksthümlichkeit, dazu aber ferner Kleidung, Wohnweise, Waffen und Hausgeräth eines jeden der geschilderten Völkerkreise in so ausgezeichneter Vollständigkeit der wohldurchdachten Auswahl, wie es noch niemals früher in oder außer Deutschland irgendein Gesammtwerk über Völkerkunde dargeboten hat.

Ohne zu weit in die Nachbargebiete der Anthropologie und Linguistik hinüberzugreifen, wird stets die körperliche Bildung nebst dem Wesentlichsten der Spracheigenthümlichkeit kurz gekennzeichnet, soweit es zur natürlichen Classificirung der Völkergruppen nothwendig erscheint. Das Schwergewicht indessen ruht stets auf der Schilderung der

Völkereigenart in Wirthschaft und Sitte, gesellschaftlichen Lebensformen, Charakter und Religion. Immer findet man den insbesondere das äußere, mittelbar jedoch auch oft genug das innere Leben der Völker bestimmenden Einfluß der Natur des Wohnraumes klar gewürdigt und sodann mit vollster Objectivität, ja mit einer Art von liebevoller Theilnahme die Beschreibung nach den eben bezeichneten Kategorien durchgeführt, gleichweit entfernt von der kalten Kürze des Lehrbuches wie von der breiten, auch in gleichgültige Kleinigkeiten eindringenden Ausführlichkeit einer Monographie.

So darf man hoffen, daß des Verfassers Wunsch reichlich sich erfüllen werde, wie er ihn in die Worte faßt: das Buch möge auch in dieser neuen Gestalt dazu dienen, „in den Völkern die Menschheit kennen und in jedem Volk ein Glied der Menschheit schätzen zu lehren". So gewiß unser Geschlecht blos existirt in der Vielheit der Tausende von Völkern, unter denen auch die höchstgestiegenen nicht das ganze Wesen der Menschheit widerspiegeln können, ebenso gewiß vermag nur ein gründliches Studium der Völkerkunde den Weg zur wahren Selbsterkenntniß des Menschen zu erschließen. Was aber „die Schätzung eines jeden Volkes als eines Gliedes der Menschheit" betrifft — wie viel bedeutet das namentlich für eine Nation, die in Afrika wie an den Gestaden der Südsee ihre Schutzbefohlenen nicht nur zu schützen, nein auch zu erziehen hat!

2. Europa. Eine allgemeine Landeskunde von A. Philippson und Prof. L. Neumann. Herausgegeben von Prof. Wilhelm Sievers. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1894. Gr. 8. Geb. 16 M.

Dieses neue Glied in der Reihe der Erdtheilschilderungen des Bibliographischen Instituts verdient ganz besondere Beachtung. Auf streng wissenschaftlicher Grundlage und doch jedem Gebildeten verständlich wird hier Europa von zwei berufenen Fachmännern dargestellt, wie es in gleicher Vollkommenheit noch nie vorher in einem einzigen Band geleistet worden war. Dr. Alfred Philippson hat hierbei die allgemeine Ueberschau über die Eigenart des Erdtheils geliefert, ferner in ganz vorzüglicher Weise die Oberflächengestalt nebst deren geologischer Begründung erörtert, auch eine recht gute Charakteristik des Klimas geliefert sowie (als Anhang) die insulare Polarwelt Europas beschrieben; Professor Dr. Ludwig Neumann hat das Uebrige geliefert: die Abschnitte über Pflanzen- und Thierverbreitung, über die Bevölkerung, die Staaten (und Städte) sowie das Verkehrswesen.

Gegenüber der neuerdings wieder aufgeworfenen Frage, ob Europa nicht eigentlich eine bloße Westhalbinsel von Asien sei, treten beide Verfasser für die Berechtigung Europas ein, als selbständiger Erdtheil aufgeführt zu werden. Philippson erklärt sich, nachdem er zugestanden, wie innig allerdings die Beziehungen Europas zu Asien sind, entschieden für diese Ansicht mit den Worten:

Trotz dieses Zusammenhangs mit Asien, trotz des allmählichen Ueberganges zwischen beiden, gewinnen alle Erscheinungen, Gebirgsbau, Lebewelt, Wesen und Geschichte der Völker, auf europäischem Boden einen eigenartigen, von dem asiatischen verschiedenen Charakter. So sind die Gebirge Europas zwar die Fortsetzung der asiatischen, aber mit wesentlich verändertem Bau. Das Klima verwandelt sich allmählich aus einem continentalen in ein durchaus oceanisches. Die Vegetation nimmt bei aller Verwandtschaft mit der asiatischen ein anderes Gepräge an. Sogar die Steppen verlieren in Europa ihre strenge asiatische Form und werden fast durchweg dem Ackerbau zugänglich. Wenn wir also von den Grenzgebieten absehen, wo sich der Uebergang vollzieht, ist der Charakter Europas im ganzen von dem asiatischen recht verschieden.

Mit Recht wird dann weiter ausgeführt, wie selbst bei solchen Völkern Europas, deren Stamm- oder doch Sprachverwandte in Asien wohnen, das europäische Gepräge so deutlich hervortritt, daß z. B. der Finne dem Schweden weit ähnlicher ist in seiner gesammten Volksthümlichkeit als dem mongolischen Rassengenossen in Asien, der Deutsche dem Magyaren viel näher zur Seite steht als etwa dem Perser oder Inder. Das rührt eben her von dem gemeinsamen Wohnen im Zauberkreis dieses Europa, das bei all seiner Vielartigkeit doch so einheitlich auf die Bewohner wirkt mit seiner culturfreundlichen Aufgeschlossenheit und Wegsamkeit, seinen unvergleichlich zahlreichen Meerbusen, seinen nie hermetisch abschließenden Gebirgen, seinem maßvollen Klima — alles im vollsten Gegensatz zu Asien, mit dem zusammen es eine Art Januskopf bildet.

Der Vorzug des Werkes liegt aber keineswegs blos in derartigen allgemeinen Darlegungen, vielmehr in den klaren, anziehenden Beschreibungen aller einzelnen Länder Europas, zwar nicht in abgerundeten Einzelbildern, aber nach den oben bezeichneten Kategorien, was der Titel „Eine allgemeine Landeskunde" ausdrücken will. Ganz besonders ist durch eine Fülle lehrreicher Profilbilder dafür gesorgt worden, daß der dem Laien die meiste Schwierigkeit bereitende geologische Theil dem Verständniß besser erschlossen wird. Aber auch sonst ist der Band mit einer großen Zahl der schönsten Karten und Bilder ausgestattet. Die inhaltlich werthvollen sowie technisch vollendeten Flächendruckkarten über die klimatischen Elemente Europas, seine Flora, seine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung machen theure Atlanten entbehrlich, und die stets naturwahren Landschafts-, Städte- und Völkerbilder erfreuen nicht nur das Auge, sondern erhöhen auch ganz wesentlich den Anschaulichkeitserfolg der Beschreibung. Verlangt man doch heutzutage von einer guten Landeskunde statt nackter Aufzählung von Lagenverhältnissen, Namen und Zahlen Einführung ins Wesen von Land und Leuten, was ohne die wirksame Beihülfe des Bildes gar nicht erreicht werden kann.

3. Aus dem modernen England. Von Gustaf F. Steffen. Leipzig, Peter Hobbing. 1894. Gr. 8. 7 M.

Ein Schwede, der sich sieben Jahre hindurch in journalistischer Thätigkeit in London aufgehalten hat, entwirft uns hier bunte Skizzen aus dem Culturleben des heutigen England. Er führt uns in sichtlich wahrheitsgetreuen, lebensvollen Bildern zunächst das Volksleben der riesigen

Fünfmillionenstadt London vor, danach das häusliche Gebaren von „John Bull“, hierauf das politische Treiben nebst hübschen „politischen Silhouetten“ (namentlich von Gladstone, Salisbury, Rosebery), endlich das geistige Leben in Literatur und Kunst.

Auch dem wunderbarsten Auswuchs des modernen englischen Culturlebens, der „Heilsarmee“ William Booth's ist eine hübsche Einlage gewidmet. Nicht mit Unrecht bezieht der Verfasser den Erfolg dieses seuchenhaft um sich greifenden Unwesens auf den Sinnenreiz, den die Spektakelumzüge und ebenso grotesken „Andachtsübungen“ auf die im trostlos einförmigen Elend der Armuth lebenden Massen der Weltstadt ausüben, aber auch auf das ewige Heraufbeschwören des Gedankens an die Qual der Höllenstrafen, dessen sich die trommelnden und trompetenschmetternden Horden befleißigen. Selbst in die gebildeten Stände hinauf herrscht gerade gegenwärtig in dieser britischen Heimat des Positivismus und Darwinismus, wie uns hier berichtet wird, eine unglaubliche Angst vor den — Höllenstrafen!

Wir haben oft mit dem Gefühle, uns im dunkelsten Afrika statt im dunkelsten England zu befinden, den hypnotischen Ausdruck in den ausgemergelten, von allerlei geistiger und leiblicher Erniedrigung verheerten Zügen der Eastendbewohner gesehen, ihre stieren Blicke und hängenden Unterkiefer, ihre schlaffen Armmuskeln und ihr verhaltenes Athmen beobachtet, wenn eine von Booth's rothjackigen Rotten mit frenetischer Beschwörungsmusik die Straße herabzog, der ein paar rückwärts tanzende „Heilsarmeedirnen“ vorangingen, deren wilde Armschwingungen, fanatische Blicke und krampfhaft gähnende Mundhöhlen schon allein hinreichten, um die Zuschauer mit dem abnormen, an die verrückteste Sectirerei des dunkelsten Mittelalters erinnernden Nervenzustand anzustecken, der den richtigen „Heilssoldaten“ auszeichnet.

Der fromme Unfug erinnert in der That an die lärmende Musik und den wilden Gesang und Tanz von Schamanen oder „Medicinmännern“ Asiens, Afrikas und Amerikas zur Beschwörung der bösen Geister, auch etwas an den Sinnestaumel, in den sich die heulenden und tanzenden Derwische der mohammedanischen Welt versetzen, von der Menge angestaunt ob ihrer vermeintlich gottwohlgefälligen narrenhaften Exaltirtheit.

4. Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen. Von Eug. Zintgraff. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 12 M.

Seit dem schönen Reisewerk des Hauptmann Morgen haben wir keinen werthvollern Beitrag zur Aufklärung über den weiten Binnenlandraum unserer Kamerunколonie empfangen als den hier vorliegenden. Betraf die Morgen'sche Expedition den noch so unbekannten Südosten dieses Schutzgebietes, so war Zintgraff's Reise während der Jahre 1886—1892 auf dessen Nordwesten gerichtet. Sie führte gleichfalls durch noch wenig oder gar nicht erforschte Lande, reichte ebenfalls bis in dasjenige Gebiet hinein, in welches seit kurzem vom Benue her die hereingezogenen Haussa und Fullani (Fulbe) ein ganz neues Bevölkerungselement gleichzeitig mit dem Islam gebracht haben, und endete im Norden erst zu Jola am Benue selbst.

Sind es auch durchweg nur Schilderungen persönlicher Art, die uns der Verfasser von seiner Reise darbietet, so enthalten sie doch eine Fülle schätzbarster Enthüllungen über die meist schön bewaldete, gut bewässerte und gebirgige Landschaft, sowie über die mannichfaltigen Bewohner, über die einheimischen Negervölker der Bakundu, Batóm, Banyang, Bali (in deren Land Zintgraff 1889 Baliburg gründete), dann über die gleich jenseits der Bali beginnenden mohammedanischen Eindringlinge.

Während die Ureinwohner sich verhältnißmäßig wenig von den gewöhnlichen Negern unterscheiden, bilden die Fullani einen in seiner Art einzig dastehenden Menschenschlag. Von heller, röthlicher Hautfarbe mit langem, oft ins Blonde spielenden Haar und mitunter bläulichen Augen werden sie um so häufiger, je weiter man nach Norden vordringt. Als Begleiter großer, nach Hunderten zählender Rinderherden fallen sie sofort in die Augen und ihre durchaus nicht negerhaften Gesichtszüge belehren uns, daß wir es hier mit keiner Bantu- noch Sudanrasse zu thun haben.

Von merkwürdigen Sitten der einheimischen, zur Bantu-Abtheilung gehörigen Neger seien hier nur zwei nach den Berichten des Verfassers erwähnt. Er fand berufsmäßige Kundschafter, deren sich z. B. die Bali vierzig halten. Sie spielen die Rolle von Narren und müssen sich in der Gegend der Stammesgrenze in dieser Maske der Unschädlichen herumtreiben; ihre Aufgabe besteht darin, die Nachbarn vom fremden Stamm zu beobachten und über jede drohende Gefahr den Ihrigen rechtzeitig Meldung zu machen. Ferner entdeckte Zintgraff im südlichen Adamaua eine neue akustische Telegraphie: er vernahm bei seinem Herannahen allenthalben aus Dorf und Bergwald unaufhörliches Pfeifen auf kleinen Holzflöten; das ist dort der Ersatz für die Trommelsprache der küstennahen Kamerunvölker, um sich durch wohlüberlegte, bis ins Einzelne ausdrucksfähige Signale beliebige Nachrichten in weite Ferne zu übermitteln.

5. Colonialgeschichtliche Studien. Von Dr. A. Zimmermann. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 1894. 8. 6 M.

Ein guter Kenner der neueuropäischen Colonialentwickelung führt uns hier, ohne in die schon allzu oft wiederholten principiellen Erörterungen über letztere sich zu verlieren, concrete Einzelfälle vor aus der Colonialgeschichte der Engländer, Franzosen, Russen und Deutschen.

Von deutschen Colonialunternehmungen gelangen nur zur Betrachtung die der Welser in Venezuela im 16. Jahrhundert, die des Großen Kurfürsten an der Küste von Oberguinea und die zerfahrenen Versuche aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, die deutschen Auswanderer in enger zusammengeschlossenen Bezirken Amerikas (in Texas, Mittelamerika, Südbrasilien) so anzusiedeln, daß daraus möglichst rein Deutsche und ihr Deutschthum auch bewahrende Colonien würden.

Von Rußland kommt naturgemäß nur das großartige nordasiatische Colonialfeld in Betracht. Bunter wechseln

die meist auf wenige Blätter zusammengedrängten Geschichtsbilder aus der vielseitigen colonialen Thätigkeit der Franzosen und Engländer. Diese führen uns durch alle außereuropäischen Erdtheile und durch alle Zeiten vom beginnenden 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Heben wir daraus nur ein Beispiel hervor, welches beweist, daß auch die praktischen Engländer nicht immer Glück im Colonisiren und Missioniren hatten, ja daß selbst sie einmal von einer großen Autorität sich zu Miserfolgen verlocken ließen.

Kein Geringerer als Livingstone hatte in den funfziger Jahren die Briten begeistert, auf den Sambesi, Schire, Nyassa und deren Umgebung die Hand zu legen. All das Land sei grenzenlos fruchtbar, das künftige Reis- und Baumwollfeld für die ganze Welt; die Eingeborenen seien fleißig und von entgegenkommender Freundlichkeit, das Fieber komme zwar vor, sei aber bei richtiger Behandlung harmloser als ein Schnupfen in England; der Schire vollends sei ausgezeichnet geeignet für Dampfschiffahrt, das ganze Jahr wasserreich, daher die eigentliche Eingangsstraße ins afrikanische Innere. Daraufhin strömten nicht blos Livingstone reiche Geldmittel zu, um seine durchaus ehrlich gemeinten humanitären Pläne unter den Eingeborenen zu fördern, nein die englischen Universitätsstädte stifteten eine eigene Missionsgesellschaft zur Cultivirung der paradisischen Länder.

Doch ehe nur das englische Kriegsschiff die Expedition an die Mündung des Sambesi brachte, hatte Livingstone sich schon überzeugt, wie vorschnell optimistisch er geurtheilt hatte nach dem ersten Bekanntwerden mit dem Land (bei besonders günstiger Jahreszeit!). Der Schire zeigte in der Trockenzeit Katarakten und Sandbänke, durchzog fieberlufthauchende Sümpfe; an den Ufern sah man nur wenige, halbverhungerte Neger, den mitgebrachten Dampfer brachte man kaum auf dem Fluß vorwärts. So scheiterte das erste, auf das gepriesene Nyassaland gerichtete Unternehmen der Engländer kläglich. Es bewies, wie wenig Verlaß auf das Urtheil selbst des besten Mannes über ein Land ist, wenn er es nur oberflächlich kennen gelernt hat. Erst nachmals, nachdem man langjährige gründliche Erfahrungen gesammelt hatte, setzten sich dort Engländer und Deutsche mit gutem Erfolg fest.

Alfred Kirchhoff.

Socialpolitische Schriften.

1. Kritische Beiträge zur Erkenntniß unserer socialen Zustände und Theorien. Von Dr. Julius Platter, Professor der Staatswissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Basel, Dr. H. Müller. 1894. Gr. 8. 8 M.
2. Socialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel, Privatdocent in Straßburg i. E. Erster Band. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1895. 8. 4 M.
3. Die Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen. Erster Band: Die Vorläufer des neuern Socialismus, redigirt von E. Bernstein und K. Kautsky. Jeder Band complet in ca. 20 Lieferungen. Heft 1—4. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1894. Gr. 8. Jede Lieferung 20 Pf.
4. Was ist Geld? Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage von Richard Goldschmidt, Landgerichtsrath. Leipzig, F. W. Grunow. 1894. Kl. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Die Socialdemokratie. Von Konstantin Rößler. Inhalt: Die Vorgänger. — Das Wesen. — Die anscheinende Gefährlichkeit. — Die verlangte Abwehr der Socialdemokratie. Erstes und zweites Tausend. Berlin, Hermann Walther. 1894. 8. 1 M.
6. Der Socialismus des 20. Jahrhunderts. Vorschläge zur Lösung der socialen Frage von Paul Büchner. Berlin, Elwin Staude. 1894. 8. 1 M.
7. König Lear's Geist im modernen Staatswesen. Von Paul Robert. Leipzig, W. Friedrich. 1894. Gr. 8. 1 M.
8. Der Irrthum von Karl Marx. Aus Ernst Busch's Nachlaß herausgegeben von Dr. Arthur Mülberger. Basel, Dr. H. Müller. 1894. 8. 1 M.
9. Sociologische Studien. Von Maximilian Schacht. I. Das Mysterium der Zweiheit. II. Versittlichung der Ehe. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

Während sich ältere angesehene Nationalökonomen und Sociologen, die vor zwanzig und funfzehn Jahren den Socialisten ziemlich weit entgegenkamen, einem bekannten psychologischen Gesetze nach je länger je mehr vorsichtig zurückziehen, entwickeln sich nicht wenige jüngere Männer in entgegengesetzter Richtung fort. Dr. Julius Platter (Nr. 1) sagt im Vorwort zu seinen gesammelten Aufsätzen:

> Wer seine staatswissenschaftlichen Studien in der geistesöden, bureaukratischen Unfreiheit österreichischer Juristenfacultäten der sechziger und siebziger Jahre gemacht hat, der hat wol am wenigsten Grund, sich einer allmählichen Umwandlung und Fortentwickelung seiner Anschauungen zu schämen. Ich habe diesen Proceß insbesondere und absichtlich markirt durch die Aufnahme des Vortrags „Das Recht auf Existenz“ in die Sammlung. Als reiner Individualist kam ich vor bald funfzehn Jahren nach Zürich. In der freien, demokratischen Luft der Schweiz und unter dem höchst wohlthätigen Einfluß der außerordentlich großherzigen Principien und Praktiken (?) der kantonalen und eidgenössischen Unterrichtsverwaltung gewann ich nach und nach, Schritt für Schritt, wie ich hoffe, richtigere sociale Gesichtspunkte. Ich habe den Weg, den ich durchmaß, nicht durch nachträgliche Ueberarbeitung zu vertuschen gesucht, sondern regelmäßig auch das in seiner ursprünglichen Gestalt stehen lassen, was ich heute nicht mehr oder anders sagen würde. So besonders gewisse urgeschichtliche Bemerkungen in dem Aufsatze „Socialdemokratische Curiositäten“.

Darin wird das kleine Buch „Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates“ von Friedrich Engel's kritisirt; die treffende Abfertigung der entstellenden Kritik, die Engel's an dem heutigen Familienleben übt, wird Platter hoffentlich nicht zurücknehmen wollen.

Die 24 Artikel sind mit Ausnahme von vieren, die ihrerzeit ihres zu gefährlichen Inhalts wegen (wie der Aufsatz „Aus Bismarck'scher Zeit" über die Wohlgemuth-Affaire), von den Redactionen zurückgewiesen worden zu sein scheinen, im Laufe der letzten sechzehn Jahre theils als Broschüre, theils in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, und hier unter die vier Rubriken: „Theoretisches", „Kritisches", „Politisches", „Socialpolitisches" gebracht worden. Sie lesen sich alle gut, und auch die kleinern sind beachtenswerth, weil der Verfasser ein Mann von Herz und Charakter ist, und bei gesundem Urtheil eigene Gedanken hat. Obwol ein entschiedener Gegner reactionärer Bestrebungen, bureaukratischer Verknöcherung und junkerlicher Ansprüche, ist er doch nichts weniger als Judenfreund. In den beiden Aufsätzen „Der Wucher in der Bukowina" und „Der Wucher und die Bauern in Deutschland" greift er mit fester Hand in das Wespennest. Der zuletztgenannte Artikel fußt auf den seit 1883 erschienenen Berichten der Fachmänner, die im Auftrage des Vereins für Socialpolitik die bäuerlichen Verhältnisse der meisten deutschen Landschaften untersucht hatten. Diese Berichte sind, weil ihre Ergebnisse den Wünschen der judenfreundlichen Liberalen wie der Agrarier gleich wenig entsprechen, von jenen heftig getadelt und von diesen todtgeschwiegen worden, haben daher nicht den Nutzen gestiftet, den sie hätten stiften können, und es ist verdienstlich, an sie zu erinnern. Um Platter's Auffassung der schwebenden Fragen zu charakterisiren, wollen wir ein paar Sätze aus dem Artikel „Niedriger Hypothekenzins" hervorheben. Es heißt da S. 509—510:

Alles was einen künstlichen, ökonomisch unbegründeten Bodenwerth schafft oder fördert, muß für denjenigen, der dann als Eigenthümer diesen Werth auf sich nehmen muß, sozusagen mit Hab und Gut, mit seinem Vermögen und seiner Arbeit dafür einzustehen hat, mehr oder weniger gefährlich und verderblich sein. Und hier steht ganz entschieden voran der Hypothekencredit. Einer der gewiegtesten Kenner landwirthschaftlicher Verhältnisse, nämlich Ruhland, sagt geradezu, daß unter Voraussetzung dieses Credits vernünftige Bodenpreise einfach unmöglich seien. [Je niedriger der Hypothekenzins, desto eher getrauen sich Landhungrige auf einem Gute, zu dessen Größe ihr Vermögen in keinem Verhältniß steht, durchzukommen, desto mehr steigern sie einander beim Bieten, und treiben den Grundstückpreis so hoch, daß das angelegte Geld nicht rentiren kann.] Er ist die schädlichste Einrichtung, die Feinde der Landwirthe hätten schaffen können, er bringt mit innerer Nothwendigkeit den ganzen Reinertrag des Bodens in die Hände von Nichtlandwirthen. [Erniedrigung des Hypothekenzinses schaffe zwar dem Verschuldeten eine augenblickliche Erleichterung, ziehe aber regelmäßig, da sie das Schuldenmachen erleichtere, eine stärkere Verschuldung nach sich.]

Eine deutsche Ausgabe der socialpolitischen Schriften Thomas Carlyle's (Nr. 2) können wir schon brauchen, wäre es auch nur wegen solcher Kraftstellen wie der im dritten Kapitel der Schrift über den Chartismus, wo er sagt, der Ruhm müsse sehr rar sein im „Reform"-Ministerium, daß man ihm schon das Armengesetz (von 1834) zum Ruhme anrechne. Heldenkraft gehöre nicht dazu, sondern blos Unempfindlichkeit, die Armenfrage auf diese Weise zu lösen. „Wenn die Proletarier mishandelt werden, müssen ihrer nothwendigerweise weniger werden." Jedermann wisse, wie Ratten vertilgt werden können: man verstopft ihre Löcher; noch rascher geht es mit Arsenik, „Ratten und Proletarier können vertilgt werden; die menschlichen Fähigkeiten waren von jeher der Aufgabe gewachsen, sie niederzutreten, langsam oder auf einmal, es war kein Geist, kein Reformministerium nöthig, dies zu lehren". Die Geschichte der geistigen Entwickelung des bedeutenden, aber mehr wunderlichen als großen Mannes, die Hensel in der Einleitung gibt, bildet eine erwünschte Ergänzung zu dem, was Schulze-Gävernitz über diesen Gegenstand geschrieben hat; insbesondere tritt der Einfluß Fichte's sehr klar hervor. Ein Räthsel jedoch bleibt es auch nach dieser Darstellung, wie der Puritaner Carlyle, der ganz That, Feind des Genusses und gleichgültig gegen Aesthetik war, sich unsern Goethe zum „Heros" erwählen konnte; sollte nicht sein Goethe ein ganz anderer gewesen sein als unserer, ein Geschöpf seiner auch sonst sehr willkürlich schaltenden Phantasie? Die Gewissen der herrschenden Klassen Englands aufgeschreckt und zur socialpolitischen Gesetzgebung einen kräftigen Anstoß gegeben zu haben, bleibt das unsterbliche Verdienst des ungestümen und schrullenhaften Mannes; seine Philosophie aber finden wir nicht besonders empfehlenswerth, und wir würden es bedauern, wenn Hensel's Vorhersagung in Erfüllung ginge, daß bei uns Buckle vergessen und Carlyle, soweit wir uns von ausländischen Denkern führen lassen, als führender Geist werde anerkannt werden. Carlyle's Recept für die Nöthe der Zeit: Heroencultus, beruht auf Irrthümern und wirkt schädlich. Die heutige Cultur Europas ist das Erzeugniß der geduldigen Arbeit seiner Bauern, Bürger und Denker, die von den „Heroen" weit öfter gehemmt, gestört und unterdrückt als gefördert worden ist. Wohlthätig, weil erhebend und befruchtend, wirkt die Verehrung todter Heroen und die Versenkung in ihre Werke, daran aber hat es nie und nirgends gefehlt, auch in dem England Carlyle's nicht. Geradezu komisch wirkt der Preis des Heroen Bismarck in dem Aufsatz „Den Niagara hinunter — und dann?", der die Demokratie und das allgemeine Stimmrecht lächerlich und verächtlich macht; 1867 konnte Carlyle eben noch nicht wissen, daß Bismarck vier Jahre später das Deutsche Reich aufs allgemeine Stimmrecht gründen würde. Den preußischen Drill empfiehlt Carlyle seinen Landsleuten! Wiederum konnte er nicht wissen, daß dieser Drill vorzugsweise der Organisation demokratischer Arbeiterbataillone zu gute kommen werde. Man kann mit dem Autoritätsschwärmer Carlyle anerkennen, daß treuer lebenslänglicher Dienst bei einem weisen und guten Herrn sittlich schöner und für beide Theile, sowie fürs Ganze vortheilhafter sei als das „Dienen nach dem nomadischen Princip, zum Preise von so und so viel Schilling den Tag", aber was nützt diese Anerkennung, da es nirgends mehr Herren gibt, die sich verpflichten möchten, ihre Diener und Lohnarbeiter lebenslänglich zu behalten und zu versorgen?

Nicht bewußte Bosheit oder Dummheit, sondern ein historischer Proceß, den kein Heros rückwärts zu lenken stark genug wäre, hat uns dieses wunderliche Gemisch von Demokratie und bureaukratischem Absolutismus gebracht, in das wir uns heute verstrickt finden, und eben die Wahrnehmung, daß das so von selber gekommen ist, und zwar unter dem Einflusse wirthschaftlicher Veränderungen gekommen ist, hat die materialistische Geschichtsauffassung der Socialdemokraten erzeugt. Diese suchen sie jetzt eben in einem großen Werke, einer „Geschichte des Socialismus" (Nr. 3), zu rechtfertigen. Die vorliegenden vier Hefte bieten eine Wirthschaftsgeschichte der griechisch-römischen Welt und des Mittelalters in großen Zügen, welche zeigt, wie aus den wirthschaftlichen Zuständen communistische Ideale, Bestrebungen und Experimente entstehen. Die mittelalterliche Geschichte enthält viele interessante Einzelheiten, die man sich sonst aus schwer zugänglichen Werken zusammensuchen muß, namentlich in dem Abschnitt über den Bergbau, und treffende Nachweisungen interessanter und wichtiger Zusammenhänge, so z. B. des katholischen Priestercölibats mit dem Kirchenvermögen, der mittelalterlichen Wohlthätigkeit, die wesentlich Gastfreundschaft war, mit der Naturalwirthschaft, des Weinbaues mit der Bodenzersplitterung einerseits und der Schafzucht mit dem Latifundienwesen andererseits. Selbstverständlich macht sich der einseitige Standpunkt der Verfasser hier und da bemerkbar. So z. B. constatiren sie mit Bedauern, daß und warum die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Gesellen und Meistern keine Solidarität der Lohnarbeiter und kein Klassenbewußtsein begründeten, sondern nur den berufständischen Corpsgeist stärkten; wir sehen darin gerade einen Vorzug der mittelalterlichen Zustände. Vieles läßt sich aus der wirthschaftlichen Entwickelung erklären, aber nicht alles; namentlich müssen die auch hier wieder unternommenen Versuche der Socialdemokraten, nicht allein die verschiedenen Formen des christlichen Communismus, sondern das Christenthum selbst aus wirthschaftlichen Zuständen abzuleiten, nothwendig scheitern.

Im geraden Gegensatze zu dieser Auffassung versucht Richard Goldschmidt (Nr. 4) in einer geistreichen und höchst anregenden Schrift, die man eine Philosophie des Geldes nennen könnte, das Allermateriellste aus dem Idealen abzuleiten, welches die Socialdemokraten herabzusetzen suchen, indem sie es ideologisch nennen. Wie es der Verfasser meint, werden die Leser aus folgenden Sätzen errathen können:

Der Tauschwerth beruht lediglich auf dem menschlichen Verkehr und ist eine nur durch ihn den Dingen beigelegte Eigenschaft. Hieraus folgt, daß der Tauschwerth und seine Messung niemals eine objective Realität haben konnte und niemals haben wird. Das wesentliche Erforderniß, das das Geld zum Werthmesser geeignet macht, liegt nicht in der Sache, sondern im Menschen. Die Eigenschaften, die in der Sache liegen, wie Theilbarkeit, Seltenheit und Dauerhaftigkeit des Edelmetalls, haben nicht die Kraft, den Edelmetallen eine den Dingen fremdartige Eigenschaft zu erschaffen, sondern können sich nur dem menschlichen Geiste aus praktischen Rücksichten empfehlen. Deshalb ist es eine Wahrheit, die ihre Wirkungen weit über das wirthschaftliche Gebiet hinaus äußert, daß der schnöde Mammon seine Macht nicht einer materiellen Eigenschaft, sondern der übersinnlichen menschlichen Natur verdankt. Wir werden an das Wort erinnert, daß der Glaube Berge versetzen kann; was der Mensch nothwendig braucht, das kann er wirklich erschaffen, indem er es glaubt, und mit Erstaunen sehen wir, daß die crassen Materialisten, die dem Mammon so überzeugungstreu opfern, sich selber verspotten.

Der Verfasser schließt mit brauchbaren Reformvorschlägen. Müssen wir diesem kleinen Schriftchen eine Fülle neuer Gedanken nachrühmen, so können wir in der bekannten Broschüre Konstantin Rößler's (Nr. 5) leider nur einen einzigen finden, den berühmten Diktaturvorschlag. Vielleicht hat dieser seine Wurzeln in Carlyle. Rößler steht ja mit seinen Hoffnungen und Wünschen nicht allein da. Weil schlechterdings kein erlösender Held auf dem politischen Schauplatze erscheinen will, so mögen die Heldenverehrer meinen, daran sei blos unsere demokratische Reichsverfassung schuld; würden unsere Majestäten, Hoheiten und Excellenzen nur erst von der zur Erde niederdrückenden Last des demokratischen Ballastes befreit, so würden sie in jene reinern Sphären aufsteigen, wo der Geist Gottes weht, und von diesem sammt und sonders in Heroen verwandelt werden.

In etwas anderm Sinne richten die Staatssocialisten verschiedener Schattirung ihre Blicke nach oben, von denen wir hier drei zusammenstellen wollen. Paul Büchner (Nr. 6) beginnt mit einer recht übersichtlichen, wenn auch nichts Neues beitragenden Diagnose der socialen Krankheiten und schlägt dann als Heilmittel Beschränkung des Volkszuwachses, Volksaufklärung, Verstaatlichung des Handels und der Verkehrsanstalten, soweit diese noch nicht verstaatlicht sind, und Productivassociationen vor. Er glaubt, daß die Arbeiter schon jetzt die Kraft und die Mittel hätten, solche zu gründen, bedauert es, daß die Socialdemokratie, die er unpraktisch nennt, von der Beschreitung dieses Weges abhalte und wünscht, die Verständigen und von gutem Willen Beseelten möchten sich zu einer „social-conservativen" Reformpartei zusammenschließen.

Paul Robert ist Bodenbesitzreformer; den Titel seines Schriftchens (Nr. 7) begründet er in der Einleitung durch den Gedanken, der Staat habe, indem er das ursprüngliche Gemeineigenthum von Grund und Boden in Privatbesitz übergehen ließ, ebenso thöricht gehandelt wie König Lear und habe dasselbe Schicksal zu erwarten.

Arthur Mülberger (Nr. 8) ist ein Apostel Proudhon's. Während Karl Marx die Absperrung der Arbeiter von den Productionsmitteln für die Quelle der socialen Uebel hält, macht Proudhon für diese den Handelsgewinn verantwortlich, und glaubt, man brauche nur diesen aus dem Güterumlauf auszuschalten, um allen Nöthen abzuhelfen. Mülberger veröffentlicht nun eine kleine Schrift aus dem Nachlaß eines edelgesinnten Autodidakten, Ernst

Busch, der auf dem Wege selbständiger Durchforschung eines ihm wohlbekannten Gebietes — er war Kaufmann — zu ganz denselben Ergebnissen gelangt war wie Proudhon, der ebenfalls von Haus aus Kaufmann gewesen war. Wenn auch die gutgemeinten Vorschläge dieser Männer nicht viel Aussicht auf Verwirklichung haben, so verdient doch das klar geschriebene Schriftchen wegen manchen darin enthaltenen Wahrheitskornes Beachtung.

Nur als Zeichen der Zeit erwähnen wir zum Schluß eine Broschüre von Maximilian Schacht (Nr. 9), welche die freie Liebe in des Wortes frechster Bedeutung fordert.

Karl Jentsch.

Neue Romane.

1. Bismarck's Nachfolger. Roman von Theophil Zolling. Berlin, Verlag der Gegenwart. 1895. 8. 6 M.

Man ist gewöhnt, im Mittelpunkte Zolling'scher Romane die brennendsten Fragen der Gegenwart zu finden. Er ist auch darin Paul Lindau's völlig ungleicher Nachfolger als Schriftleiter der „Gegenwart“; denn wo Lindau leichtfertig geistreichelnd ohne irgendwelche ästhetischen und moralischen Schwergewichte mit irrlichterirendem Scheinesprit auf der Oberfläche der Zeitprobleme lediglich mit erheucheltem Ernst drapirte Späße trieb, bohrt Theophil Zolling mit männlicher Arbeit in die Tiefen der Fragen, deren Lösungen seinen Geist beschäftigen, ohne freilich an Originalität des Denkens und der Schreibart dem Anpassungsvermögen Paul Lindau's und vor allem dessen witziger Schlagfertigkeit es gleichzuthun. Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarck's wachrufen mußte, hat dem vorliegenden Zolling'schen Roman das Leben gegeben. Bismarck's Riesenhaupt im Schattenriß, in seiner dunkeln Mitte ein riesiges Fragezeichen, dient dem Umschlag als eine Art aufregender Vignette. Das Buch beginnt mit packenden Scenen des Bismarck'schen Abschieds von Berlin, Scenen, die wahrhaft historische Größe athmen, die leider nur noch einmal in der Schilderung der bekannten Tumulte, welche den von „Arbeit!“ schreienden Buben umringten jungen Kaiser bei seinem Heimritt von der Parade begleiten, erreicht wird. Im sonstigen ist es ein Stück parlamentarischen Lebens und Treibens, welches der Dichter mehr mit vollen als mit feinen Pinseln vor uns entwirft, und welches allerdings den Nachfolger Bismarck's sowol ideell als figurell auf das Grausamste vermissen läßt. Der Roman führt uns im Gegentheil vor ein bodenlos gähnendes Nichts, an dessen Abgrund uns schaudert. Ist solches Schaudern sein poetisches Ziel gewesen, so hat er es erreicht, denn den dichterischen Wechsel, den er auf unsere Jugend als „Bismarck's Nachfolger“ zieht, sind wir bei allen reellen Hoffnungen, die wir hegen, nicht gewillt, literarisch-kritisch zu honoriren. Ebenso wenig sind wir leider in der Lage, die Phantasiegestalten, welche uns die Dichtung vorführt, höher zu würdigen. Es sind lediglich Figuren alltäglicher Romanmache, ohne die Lebenskraft der Wirklichkeit, oder was schlimmer ist, ohne poetische Abklärung. Ueberall freilich nimmt man die Atome wahr, die aus dem Wirklichen mit gespanntem Auge und bedächtiger Hand herausgegriffen sind, aber sie ermangeln entweder wirklicher poetischer Keimfähigkeit, oder unglückliche Stunden des Dichters verderben, was bessern bei ihrer Hegung zu gute kam. Nur die Figur der Fatime bewahrt volle poetische Einheitlichkeit, aber der anziehende Schimmer, der diese Figur umfließt, erscheint nicht ausreichend, um 563 Seiten ein dichterisches Interesse festzuhalten, das der vorjährige Roman des Dichters, besonders durch einen natürlichen Humor, zu erwärmen vermochte, den wir hier völlig vermissen. Um aber unsern Lesern Proben zu geben von der Meisterlichkeit, mit welcher Theophil Zolling den großen plastischen Stil des historischen Romans vor vielen, vielen andern seiner dichtenden Berufsgenossen zu handhaben versteht, geben wir folgenden umfänglichen Auszug aus Kapitel V des ersten Buches:

Die Hochrufe donnerten von neuem durch die Halle, und es war seltsam zu sehen, wie sich in die Begeisterung der Schmerz des Abschieds mischte. Man sah nasse Augen und gramverzerrte Mienen, und auch die ehernen Züge des Kanzlers zeigten einen tiefen Ernst, den die Freude über so viel Hingebung sanft verklärte. Nein, der große Menschenkenner und Menschenverächter (!?) hatte eine solche Fülle von Liebe nicht erwartet.

„Vergessen wir sein Bild nicht wieder“, sagte Lili, „denn die Feinde werden es fälschen. Hoch und stark, ungebrochen, in der Vollkraft seines Geistes ist er gefallen, kein müder Greis, kein Alkoholiker und Morphiumsüchtiger, sondern noch immer der eiserne Kanzler, den wir stets gekannt haben, und wie er im Gedächtniß der Menschen und in der Geschichte fortleben wird.“

Fritz Hornung freute sich dieser Verehrung, die seinem eigenen Fühlen so sehr entsprach. Da brauste ein schmetternder Marsch durch die Halle. Gardekürassiere mit der Regimentsmusik an der Spitze und wehender Standarte hatten zweigliederig Spalier gebildet. Commandorufe des Rittmeisters schnarrten, und zischend fuhren die schimmernden Säbel aus den Scheiden. Nun schritt der Kanzler die Front ab, das blaue Auge scharf auf jeden einzelnen gerichtet, fast ununterbrochen die Rechte zum Gruß an der Mütze, in der Linken einen kleinen Blumenstrauß am Säbelgriff. Beim letzten Mann angekommen, macht er Kehrt, schüttelt dem Commandeur die Hand und trat zu seinem Wagen, dem letzten des langen Zuges. Die Menge drängte nach. Inzwischen waren die Wartesäle geöffnet worden, aber mit den Fahrgästen war neugieriges Volk eingedrungen. Alles stürmte vorwärts, um den Fürsten zu sehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun konnten sie den Scheidenden in der Nähe sehen, wenn auch nicht begrüßen. Von seiner Familie umringt, stand er mit Freunden und Würdenträgern am Trittbrett, seinen Blick unter den buschigen Brauen auf die Menge gerichtet und auf den Lippen

gleichgültige Worte, die doch in dieser Stunde bedeutsam und schicksalsschwer schienen. — — — — —

Zwei Diener mit Adlern auf dem Livreekragen brachten ihm einen herrlichen Korb voll weißduftigen Flieders und rother Rosen, sowie ein Kissen aus Veilchen mit schwarz-weiß-roth umwundenem Lorberkranz. Er hatte kaum einen Blick dafür und ließ sie wie die andern in den Wagen schaffen. Durch die offenen Fenster sah man schon wie in ein Treibhaus hinein und ein betäubender Duft vermischte sich mit dem Kohlendunst der Bahnhofshalle.

„Sie wollen ihn unter Blumen ersticken", bemerkte der Consul, der vergeblich gegen den Gedanken ankämpfte, daß die Weltgeschichte heute Berlin verließ. Aber noch blieb ja der Reichstag glücklicherweise!

Ein gewaltiges Hurrah brach los. Die Massenbegeisterung riß alles fort. Man schwenkte Hüte und Taschentücher, das Spalier der Kürassiere wurde durchbrochen, und alle stürmten dem Zug entgegen.

„Auf Wiedersehen! Wiederkommen! Dableiben!" ging es wie grollender Donner durch die Halle. Viele Augen wurden naß, und die Herzen schlugen bis an den Hals, feierlich erbrauste die „Wacht am Rhein".

2. Die Hauptmannsfrau. Ein Todtentanz aus dem 16. Jahrhundert von Joseph Lauff. Köln, Albert Ahn. 1895. 8. 6 M.

In Joseph Lauff ist der deutschen Dichtung eines ihrer glänzendsten epischen Talente erschienen, ein Talent, dessen Formensinn seiner Gestaltungsgabe und dessen Phantasie der Reinheit und dem Adel seiner Seele ebenbürtig ist. Dazu kommt eine mit seltenem Reichthum und seltener Beharrlichkeit ausgezeichnete Schöpferkraft, und der Fleiß seiner historischen Studien gibt allen Lauff'schen Dichtungen ein an culturgeschichtliche Bedeutung grenzendes Vollgewicht: er erweist sich immer wieder als Victor von Scheffel's berufenster und zukunftsreichster Schüler. „Die Hexe" und „Regina coeli" sind den Lesern d. Bl. rühmlichst bekannt; den Inhalt der „Hauptmannsfrau" gebe ich hiermit in Kürze. Der kaiserliche Hauptmann Pochner hat die reizende Tochter Jörg von Frundsberg's gefreit; als die Truppen der lutherischen Fürsten bei Ingolstadt zum Sturm gegen die Heerscharen Alba's zusammenrücken, läßt der Gatte seine in Ulm geborgene Gattin durch ein Häuflein gewappneter Knechte unter seinem Fähnrich zu besserer Obhut zu sich ins Lager bringen. Kaum sind sie im abendumdunkelten Zelte nach langer Trennung allein, als Generalmarsch geschlagen wird und der Hauptmann seine Truppen gegen die Lutherischen zum Nachtgefecht führen muß. Die geängstigte junge Frau verfolgt von einem unfern zur Donau abfallenden Hügel den beginnenden Kampf, während der Abend tiefer sinkt. Hier wird sie im Busch überfallen und vergewaltigt. Gravirende Indicien lassen als den Verbrecher den Fähnrich erscheinen; ihm wird der Proceß gemacht und in der Spießruthengasse seiner Landsknechte zahlt der unschuldige Junker für die unentdeckte Gewaltthat mit dem Leben. Frau Martha genest eines Mägdleins. Ihre Mutterliebe vermag sich nicht von dem kleinen schuldlosen Geschöpf zu trennen. Hier ruht des Dichters Problem. Sie trennt sich von dem Gatten, um Mutter ihres Kindes zu bleiben. Schließlich führt des Dichters Gerechtigkeitssinn alles freundlich hinaus. Man sieht, Lauff wählt Stoffe, die der Heerstraße fernab liegen und „Unter den Linden"-Poesie ist sein Genre nicht. Eine der besten Gestalten unserer modernen Romanpoesie schenkt uns die vorliegende Dichtung Lauff's in dem gespenstigen Feldscher des kaiserlichen Lagers, der bei diesem schmalkaldischen „Todtentanze" eine Hauptrolle spielt. Lauff hat hier offenbar das Holbein'sche Gerippe ins Leben zurückübersetzt, so weit dies denkbar war. Jedenfalls unterscheidet sich jener sonderbarerweise von seinem malerischen Urbilde dadurch, daß er nicht nur zu den Todten, sondern auch zu den Lebendigen befördert. Lauff's Stil ist hier schon ungleich epischer geworden, als er dies in „Die Hexe" und „Regina coeli" war. Lyrische Aufträge stehen zurück. An ihre Stelle tritt dramatische Gebundenheit. Das Lagerleben erscheint in Schilderungen, die den militärischen Geist des 16. Jahrhunderts aus der Anschauung des preußischen Artilleriehauptmanns mit doppelter Treue, aber immer durch das vielgeliebte romantische Medium sprechen lassen. Kurzum, der deutsche Weihnachtsbüchermarkt verdankt dem Dichter des „Klaus Störtebecker" und der „Overstolzin" wiederum eine seiner vornehmsten Zierden. Die Ahn'sche Verlagsbuchhandlung hat ein höchst charakteristisches Porträt des Dichters dem wie immer mit einfacher Eleganz ausgestatteten Buche beigegeben, eine Originalradirung von Frank Willis in Düsseldorf. Ich füge folgende Stilprobe bei:

„Wendelinus hatte bislang auf den Boden geschaut. Die kleinen schwanken Halme und Hälmchen der Mutter Erde hatten vor seinen Blicken getanzt wie ein wogendes Kornfeld. Er hatte keine Schätzung mehr für Zeit und Raum und die nächste Umgebung. Wild chaotisch fluthete sein ganzes Denken zusammen — jetzt aber kam das alte Leben zurück, sein Herz schlug gedoppelt und tönend begann er: «Ihr lieben Kriegsleute und oberländischen Knechte, ich nehme Urlaub von euch und thu' euch freundlich gesegnen. Ich befehle euch meinen Leib und mein armseliges Leben, die liebe Seele aber dem Herrscher Himmels und der Erde. — Her, her! — Ihr oberländischen Knechte, nun stoßet, was ihr z stoßen vermöget! — Her, her! — Ihr frummen Kriegsleute, nun lasset euer Erbarmen und Mitleid nimmer in Augen und Faust treten! Der ist mein bester Freund gewest, der mir die Pein kürzet und mich mitten in's Herz trifft! — Amen, Amen!»"

Wendelinus war in die Knie gestürzt und betete inbrünstig. Während des Gebets trat Meister Grielach in den geschlossenen Ring, um späterhin in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Feldscher den erfolgten Tod des gerichteten Mannes amtlich beglaubigen zu können. Unter seinen Füßen dorrten und versengten die Halme.

„Die Spieße ein!" befahl der Locotenente.

Schaurig liefen die Commandoworte über die Malstatt. Blitzend kreuzten sich die scharfen Eisenspitzen inmitten der Gasse.

Wendelinus war aufgestanden.

„Die Fahnen gesenkt!"

Dem Befehl ward Folge gegeben.

„Trommler heraus!"

Wirbel und Klingklang! — Rasselnd fuhren die geschlagenen Klänge unter den Schlägeln hervor. Allen graute.

„Fertig!" schrie der Locotenente.

Da faßte der Profoß den verlorenen Mann bei den Achseln

und rief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes — lauft, lauft, lauft! — Es steche, wer stechen kann! — Im Namen des Kaisers!“ Wendelinus sprang an.

„Herzliebe Mutter, dort über den Bergen . . .!“

Ein Klirren und Klingen — inmitten der Gasse wich der Boden unter seinen Füßen. Wendelinus hatte eine brave Faust gefunden. Auf der linken Seite des Büffelwams klaffte ein entsetzlicher Schnitt. Der gerichtete Junker bohrte den Kopf in die staubige Erde. Eine große Stille ging um.

Ruhigen Schrittes bewegte sich Meister Grielach durch die Reihen der schweigenden Knechte, beugte sich über den gefallenen Mann und führte die geschrumpfte Hand in die Gegend des Herzens, ob noch Leben zu spüren.

„Todt“, sagte der Feldscher.

Da knieten alle nieder und „Vater unser, der du bist in den Himmeln“ ging es von vielen hundert Lippen über die Landschaft. „Gerichtet!“ rief Kunrad von Boynenburg nach dem kurzen Gebet. „Amen!“ kam es zurück.

„Den Abmarsch formirt!“ befahl der Locotenente.

Sie folgten dem Anruf, und als sich die Reihen gegliedert, ging es mit klingendem Spiel in die Lagergassen zurück.

„Das war zur Zeit der schweren Noth,
Da ritt um's liebe Morgenroth
Der Tod wol über die Heide —
Tralirum, tralarum, traleide! —
Wol über die Heide!“

intonirte der Pfeifer, und mit gedämpften Stimmen begleiteten die oberländischen Knechte den verteufelten Kehrreim.

Die Menge verlief sich.

Wenige Minuten nachher rollten die Schollen über den gerichteten Mann. — Der Wisperwind wehte. — Hoho, Wendelinus!

3. Gottes Narr. Roman in drei Theilen von Maarten Maartens. Köln, Albert Ahn. 1895. 8. 5 M.

Wir führen hier unserer Leserwelt zum ersten male ein Talent vor, das sich so siegessicher wie die Epik Lauff's seine Bahn brechen wird. Maarten Maartens ist Holländer. Seine Jugend verlebte er in England; seine Bildung aber beruht auf deutscher Grundlage: in Bonn bestand er das Abiturientenexamen. Sein Vaterland stellt seiner Dichtung gleichwol die Modelle: er schildert Holländer und Holländerinnen, mit Vorliebe indessen in entweder englischer oder deutscher Sprache. Der englische Roman insonderheit beeinflußt ersichtlich auch seine Manier und ihre Technik; natürlich der englische Roman bester Observanz. Daß dabei durchaus holländische Physiognomien Gestalt gewinnen, beweist zunächst allein die ungemeine epische Begabung des Dichters. Er gibt weite Ausschnitte niederländischen Lebens nach der englischen Romanschablone. So ist das poetische Rahmenwerk englisch, die Sprache deutsch; der Geist holländisch: gewiß an sich bereits eine interessante Erscheinung. Wir aber wollen uns für heute an den Geist halten. Maarten Maartens hat die Kunst, wahrhafte Menschen mit einer Schöpferkraft vor uns hinzustellen, die so urwüchsig gestaltet, daß Bedenken und Zweifel: „Ist dies wahr? ist dies — dies Ungeheuere! — wahr oder auch nur entfernt wahrscheinlich?“ gar nicht auftauchen. Man liest und glaubt das Gelesene leibhaftig vor Augen zu schauen und mit persönlicher Antheilnahme zu erleben. Das ist der höchste Triumph erzählender Kunst. Dabei aber müssen wir sagen, daß das, was der Dichter erzählt, in sich so eigenartig ist, daß es in der That verdient, von einem Dichter erzählt zu werden; der Held vorliegender Erzählung z. B. verliert im sechsten das Gehör und im elften Lebensjahr das Augenlicht und bleibt doch so ganz der Held dieser auf holländischem Märchenreichthum aufgebauten Geschichte: gewiß ein schweres Stück Kunst und gewiß ein zweiter Triumph, wie wir ihm innerhalb unserer neuern Romanpoesie höchst selten begegnen. Und das dritte Element, welches wir in diesem neuen Talent so bewundernswerth finden, ist eine höchst selbständige Lebensauffassung und eine höchst selbständige sittliche Anschauungsweise, die den Muth hat, für ihre persönliche Offenbarung einzutreten, welche freilich in unserm Falle — es fällt eben nichts vom Himmel — an Kingsley anknüpft. Wer freilich für derlei neue Offenbarungen, die fern der Heerstraße verkündet werden, nicht Sinn und Neigung hat, der lasse das Buch beiseite, denn nur die werden den Dichter verstehen können, die ihn verstehen wollen, und ich gebe zu, daß er diesen Willen zuguterletzt nicht sonderlich unterstützt. Eine Inhaltsangabe des nicht eben bündigen Romans wäre deshalb undienlich, sie würde dem Buche nur schaden, dessen Hauptreiz in der seelischen Analyse ruht, denn die Handlung an sich übertrifft wenigstens auf den meisten Blättern der „Neue Pitaval“. Da des Dichters psychologische Manier eine höchst eindringende und sorgfältige ist, so erscheint es sogar mislich, die geeignete Wahl einer Stilprobe zu treffen; immerhin erweist sich die folgende für den Geist der Dichtung als höchst charakteristisch:

„Ich habe es mir immer gedacht, es würde sich herausstellen, daß es Alers war“, sagte Hubert zu seiner Frau, als er am Abend abgehetzt und erschöpft nach Hause kam. „Nun, es ist eben das Fatum. Wir dürfen nicht klagen, Elias ist gerettet, und Volderdoes Zonen auch, und du und ich und die Kinder. Beide waren ein paar böse Gesellen, Thomas sowol wie Hendrik. Wenn man es recht bedenkt, so war es für Hendrik das beste, daß er starb. Was sagt dein Kingsley? Man kann das geistige Leben nicht rauben: nur das körperliche Leben kann man rauben. Sehr oft ist es das beste, was man für ein armes Geschöpf thun kann, wenn man es aus der Welt schafft, indem man zu ihm sagt: «Wir geben dich Gott zurück, damit er dir in einer andern Welt eine neue Gelegenheit bieten kann, dein Glück zu finden, da du die Gelegenheit in dieser Welt verfehlt hast.» Darauf kommt es hinaus. Kingsley hat recht. Wenn Hendrik nur eine Stunde länger gelebt hätte, würde er uns alle ruinirt und Verbrechen begangen haben, die ihm jetzt erspart worden sind. Vergiß das nie! Er mag dem, der ihn umbrachte, dafür dankbar sein.“

„Gott sei ihm und uns gnädig“, sagte Margaretha.

Adalbert Schroeter.

Ein neuer Todtentanz.

Seit Alfred Rethel und Wilhelm von Kaulbach das Thema des Todtentanzes wieder aus dem mittelalterlichen Raritätencabinet hervorgeholt haben, zeigt sich Freund Hein hin und wieder auf der Bildfläche, um mit mehr oder weniger anatomisch correcter Gelenkigkeit die Hippe zu schwingen und durch grausige Geberden die Gänsehaut zu erregen. Bald verkörpert er, wie auf Rethel's letzten Bildern, die stille Majestät und den unsagbaren, erstarrenden Schrecken, bald vereinigt er in sich das Teuflisch-Dämonische oder Höhnisch-Mephistophelische, wie in dem Rethel'schen Bildercyklus, den die politische Gärung des Jahres 1848 zeitigte. Es ist auch heute noch der Alte, nur versetzen ihn die Maler, um nicht durchweg von Holbein und seinen Vorgängern abzuschreiben, in andere Situationen: Auf hoher Klippe hält die hochragende gespenstische Gestalt das Stundenglas dem untersinkenden Schiffer entgegen, mitten auf blumiger Alm stellt sich das Beingerüst lauernd hinter den rastenden Bergfex, und pikant und wildphantastisch läßt Max Klinger den grimmen Feind des Menschengeschlechtes den Rammbär auf die Schädel niederschmettern — der Tod als Pflasterer

Ganze Reihenfolgen von „Todtentanzbildern", wenn auch nicht in der Form des eigentlichen Reigens, die schon Holbein verläßt, schufen anfangs dieses Jahrzehntes Hans Meyer und Otto Seitz. Beide behandeln den Stoff in einer Reihe von „Genrebildern", in denen sich namentlich unser modernstes Leben mit seinen neugeschaffenen Gefahren abspielt. Als Clown hält der Tod den Reifen der Circusreiterin entgegen —

„Es gilt den letzten großen Sprung
Ins Ungewisse zu begreifen",

als Führer schleppt er den Touristen dem jähen Abhange zu, als Weichensteller läßt er die pustenden Locomotiven aufeinanderplatzen. In ähnlichen Rollen zeigt ihn uns Seitz: als Fährmann im Sturm, als Wunderdoctor, als Adjutant — in Anlehnung an Kaulbach — führt er das Opfer „in seiner Sünden Maienblüte" der dunkeln Pforte zu; halb mitleidig reicht er dem sterbenden Künstler den Lorberkranz, heimtückisch lockt er das Kind zur giftigen Viper hin, mit grausamer Ironie reicht er dem zaudernden Selbstmörder den Strick oder schleppt als Lumpensammler die Pest ein. Namentlich glückt es Seitz, seinen Bildern und der ihnen innewohnenden Symbolik durch die denkbar einfachsten Mittel zu vollster Wirkung zu verhelfen; theilweise vereinigt er hier Holbein's wilden Humor mit der Schärfe und Wucht der Rethel'schen Holzschnitte.

Für den, der die Zeichnungen von Seitz und Meyer kennt, bietet das neueste Kunstwerk dieser Art stofflich nur wenig Neues. Sein Schöpfer, Karl Steiger*), gibt dem Cyklus den Titel „Des Todes Ernte" und läßt den gespenstischen Schnitter auf dreizehn — schon diese „13" ist ominös — Lithographien (oder zinkographischen Nachbildungen in Imperialformat) sein schlimmes Wesen treiben.

Von hoher Felsenzinne hält der Schnitter Tod Musterung über die im Vollmondglanze schlafenden Gefilde — ähnlich wie bei Meyer, der den Herrscher Tod von pinienbekrönter Höhe auf sein Reich, den Gottesacker herniederschauen läßt. Die folgenden Blätter enthüllen das mordlustige Treiben des Todes,

„— der da lauert am Krankenpfühl
Und das wimmernde Kind auf die Bahre legt,
Und des Schlachtenlenkers im Kampfgewühl,
Der den Mann und den trotzigen Jüngling erschlägt."

Dem schlafenden Fuhrmann entreißt er die Peitsche und treibt die scheuenden Rosse dem Rande der Bergstraße zu; dem an steiler Felsenwand Emporklimmenden sichelt er das Gras unter den klammernden Fingern weg; als schwarzvermummtes Gerippe — man weiß nicht recht, ob es die Pest selbst oder einer jener Brüder der Misericordia darstellen soll — klopft er an die Pforte des Dr. Lebgern und der Frau von Stolz; als Weichensteller wie als Feldherr legt er sich auf den Massenmord, und hoch zu Roß treibt er, wie bei Rethel, seine Opfer mit geschwungener Sense in das verderbenspeiende Geschützfeuer; als Gleichmacher legt er die Knochenhand auf die Schulter des herrischen Protzen und raunt ihm sein „Bis hierher und nicht weiter!" ins Ohr; als Versucher drängt er die Verzweifelnde zutraulich zum einsamen Weiher hin; mit ahnungsvollem Grauen blickt das Mädchen dem räthselhaften Tänzer in die hohlen Augen. Das letzte Bild ist zugleich das mislungenste der ganzen Reihe. Nur das bewegliche Gebein oder vielmehr der Contrast zwischen Leben und Tod bringt die beabsichtigte Wirkung hervor; das geckenhaft gekleidete Gerippe benimmt sich hier zu unbeholfen, während bei Holbein und namentlich in Rethel's „Cholera", wo die furchtbare Asiatin Musik und Tanz verscheucht, das schlenkernde Beingerüst mit der gelenkigsten Behendigkeit „arbeitet". Einmal wird dem tückischen Knochenmann sogar sein übles Thun gründlich heimgegeben: Im Begriff, das Hinderniß zu nehmen, gewahrt der Reiter noch zeitig genug den schlimmen Gesellen und läßt die Gerte auf den kahlen schuldigen Schädel sausen — und o Wunder! das klappernde Gebein weicht zuckend zur Seite. Damit fällt aber das Bild aus dem Rahmen. Man athmet zwar einmal erleichtert auf: auch gegen den Tod ist ein Kraut gewachsen, Muth und Entschlossenheit können ihn fällen — aber ein „Todtentanz" oder „Des Todes Ernte" soll darthun, daß der Tod alle ohne Ausnahme niederzwingt.

Dagegen ist es nur zu loben, daß Steiger dem Thema „Der Tod als Freund" eine neue Variation abgewinnt, die die schauerlichen Accorde in eine mildernde, versöhn-

*) Des Todes Ernte. Cyklus in 13 Litho- und Zinkographien von Karl Steiger. St. Gallen, Fehr'sche Buchh. 1894. Imperial. 8 M.

liche Stimmung auflöst — das Kennzeichen des echten Humors. Schon bei Holbein geleitet der Tod fast zart und rücksichtsvoll das arme, alte Mütterchen zum offenen Grabe. Hier ist dem Künstler die Palette entsunken, und der ihn ereilte, steht auf den Stuhl gelehnt mit sorglich-sinnender Geberde neben ihm. Freilich bleibt die Durchführung gar weit hinter dem guten Willen zurück. Um dies ganz herauszufühlen, muß man Rethel's Bild damit vergleichen: In die Glockenstube fallen die Strahlen der Morgensonne auf die Gestalt des greisen Thürmers, der soeben zur ewigen Ruhe hinübergeschlummert ist; ihm selbst, der vordem das Todtenglöckchen läutete, läßt der alte, längst vertraute Freund den letzten Abschiedsgruß erklingen. Das Ganze macht den Eindruck einer ernsten, stillen Feier, von der kein Auge sich ungerührt abwendet.

Auf dem letzten Blatte Steiger's ruht der Tod aus, es ist Feierabend; der alte böse Feind sitzt, die qualmende Pfeife im fleischlosen Munde, auf einem Grabsteine. Die Pfeife deutet auf eine ungeschickte Nachahmung des rauchenden Todes bei Rethel; das Bild selbst ist ein mislungener Versuch, den Triumph des Todes zu schildern.

Hätte der Künstler die Zeichnungen in kleinerm Maßstabe nachbilden lassen, so würde manches wenigstens erträglich, manche grobe Verzeichnung weniger störend wirken, — wenn auch dann noch viel zu wünschen übrig bliebe. Die abscheulichen Verkürzungen und Verrenkungen im „Gleichmacher“, im „Krieg“, in der „Frühen Ernte“ und in der Zeichnung der Gräber im „Feierabend“, sowie die schablonenhafte Manier in Baumschlag u. a. geben den Bildern ein überaus dilettantenhaftes Gepräge. Vor allem aber bleibt das Beingerüst des Meister Tod fast immer leblos und hölzern; auf Rethel's markigen Holzschnitten sitzen Hast und Gier dem Unersättlichen in jedem Gelenke. Auch die Gewandung paßt dem Steiger'schen Helden nicht, während bei Rethel und Seitz die Hülle, aus der oft nur die hohle Wange und die Knochenhand hervorschauen, das Entsetzliche noch dadurch steigert, daß wir es nur ahnen.

Wir unterlassen es, auf Weiteres einzugehen: wer die Bilder betrachtet, wird trotz der Gedankentiefe, die sich in einzelnen kundgibt, und ganz abgesehen von dem eigenthümlichen Stoffe, der schon an sich viele abstößt, keine hohe Meinung von der Kunst des Zeichners mit hinwegnehmen.

Die Gestalt von „Gevatter Tod“ ist schon dem Knaben aus dem Märchen vertraut. Rethel hat das alte Bild wieder aufgenommen; er hat ihm aber leidenschaftliche Bewegung verliehen und dadurch mehr und mehr vergeistigt. Ihm es gleich zu thun, ist keine leichte Aufgabe. Und eins ist vor allem zu bedenken: Rethel's Werk wurde aus einer Zeit herausgeboren, die ihm die Thaten des großen Würgers unmittelbar vor Auge und Seele stellte, und die Zeit hatte ihren Mann gefunden, der sich die Qual vom Herzen herunterzeichnete. Auch jene mittelalterlichen Todtentänze in Basel, Lübeck, Bern, Dresden und anderorts besitzen ihren historischen Hintergrund. Die Pest und „das große Sterben“ hatten in der deutschen und französischen Kunst als seelische Nachwirkung die Choreae Machabaeorum, die Danses Macabres, im Gefolge. Italien aber, das in dem Jahre des Unheils 1348, fast die Hälfte seiner Bewohner an den furchtbaren Würgengel verlor, lieh seiner künstlerischen Veranlagung gemäß der tiefen Ergriffenheit Ausdruck in Petrarca's Terzinendichtung „Der Triumph des Todes“ und in jenem gewaltigen, gleichnamigen Wandbilde eines unbekannten Meisters an der Südwand des Campo Santo zu Pisa.

Ernst Lehmann.

Feuilleton.

Einen recht brauchbaren „Beitrag zur mittelhochdeutschen Metrik“ bildet ein Schriftchen von Dietrich Mülder: „Albrecht von Johannsdorf“ (Leipzig, Gustav Fock, 1894). Der Verfasser will keine erschöpfende Darstellung der metrischen Eigenart dieses Minnesängers geben, sondern geht nur von seinen Gedichten aus, um verschiedene Fragen der mittelhochdeutschen Verskunst an den verwandten Gedichten zu erörtern. Er behandelt die Entstehung des mittelhochdeutschen lyrischen Verses und die Entwickelung der Strophe. Es hat „länger als ein Menschenalter gedauert, ehe von den ersten uns erkennbaren Anfängen der mittelhochdeutschen Lyrik an die Entwickelung zur freien Zeile vollendet worden ist.... Die folgende Periode kennt keinen festen Vers mehr; derselbe ist flüssig geworden, und Zeilen von beliebiger Länge“ — natürlich innerhalb gewisser Grenzen — „treten auf in bunter Mischung, anscheinend ohne Regel.... Jedenfalls hat aber das technische Können neue Ziele: die Gliederung der Strophe (vorzugsweise nach dem Gesetze der Dreitheiligkeit) und die künstlichere Verwendung des Reims“. Besonders eingehend behandelt der Verfasser die Verwendung des daktylischen Verses, der allein in dieser Periode noch als ein geschlossener anzusehen ist. Aber eben diese Geschlossenheit verhinderte eine reichere Entfaltung. Die Dichter des 12. Jahrhunderts hatten im wesentlichen die möglichen Formen der Strophengestaltung erschöpft. Auch Walther vermochte ihm kein neues Leben einzuhauchen. Nur dann wäre dies möglich gewesen, wenn man den freien Vers daktylischen Ganges zugelassen hätte. Weiter verbreitet sich der Verfasser über die spätere Dreitheiligkeit der mittelhochdeutschen Strophe und über das Verhältniß der drei Theile untereinander, sowie über die Behandlung des Auftakts und des Hiats. Er geht bei der Feststellung seiner Gesetze, die zum Theil frühere Beobachtung berichtigen, verständig zu Werke, scheint sich aber auch nicht, an offenbar verderbten Stellen das Messer der Kritik anzulegen.

— Für ein größeres Publikum hat Th. Uhle „Walther von der Vogelweide“ behandelt (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Heft 196. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G., 1894). An eine populäre Schrift über einen unserer Lieblingsdichter dürfen die höchsten Anforderungen gestellt werden. An Uhle's Arbeit haben wir etwas Besonderes nicht zu entdecken vermocht. Er gibt im allgemeinen richtig die bekannten Thatsachen,

nur daß er sich bisweilen über zweifelhafte Dinge zu zuversichtlich ausspricht. Zahlreiche Gedichte Walther's sind vollständig eingefügt, aber in der Simrock'schen Uebersetzung, was ein immerhin zweifelhafter Ersatz ist. Eingehender erörtert der Verfasser die Frage, ob Walther das heilige Land selbst gesehen habe. Doch können wir die Gründe, die er zum Beweise dessen anführt, nicht als durchschlagend bezeichnen. Recht wunderlich muthet uns die Art an, wie der Verfasser einige der duftigsten Blüten unseres Dichters behandelt. Er redet erst von dem Gedichte, „in welchem Walther den zarten Blütenstaub der Liebe abzustreifen beginnt", um dann das „sogenannte (?) Lindenliedchen" einer Besprechung zu unterziehen. „Man sollte meinen, Liebesbegebenheiten, wie die erzählte, wären keiner reinen poetischen Darstellung fähig, und doch haben wir in dem vorstehenden Liede das Anmuthigste vor uns, was jemals die Liebe gesungen. Es dürfte daher wol einer Untersuchung werth sein, zu erfahren, worin trotz des widerstrebenden Stoffes die Anmuth des Gedichtes liege." Das Ergebniß der Untersuchung ist dann: „Wir befinden uns also bei der Beurtheilung dieses Gedichtes in dem Falle, die Person des Dichters von seinem Gedichte trennen zu müssen. Als Mensch hat Walther gefehlt, als Dichter aber in diesem Liede Unübertreffliches geleistet." Aehnliche Skrupel verursachen ihm die Tagelieder. Ein unangenehmer Druckfehler findet sich S. 13: schône sanc diu nathegal (!).

— „Mecklenburgs Antheil an der deutschen National-Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts" ist ein schon in den „Mecklenburger Nachrichten" gedruckter Vortrag von Dr. Carl Schröder betitelt (Schwerin, Bärensprung'sche Hofbuchdruckerei, 1894). Das Material dazu hat, wie der Verfasser selbst angibt, zum großen Theile die fast ebenso betitelte Schrift von Dr. Carl Lorenz (Rostock 1893) geliefert. Ob es gerathen war, diese ziemlich umfangreiche und, wie begreiflich, vielfach bloße Namen und Zahlen enthaltende Uebersicht einer, wenn auch wissenschaftlichen Gesellschaft vorzutragen, unterliegt nicht unserm Urtheile. An sich wird die Arbeit vielen willkommen sein. Sie ist mehr als eine bloße Aufzählung. Der Verfasser thut wiederholt von seinem begrenzten Gebiete Ausblicke auf die allgemeine Entwickelung der deutschen Literatur oder verbreitet sich über einzelne Erscheinungen, wie über das Thierepos, ausführlicher. Es ist nicht uninteressant, über die literarischen Errungenschaften eines einzelnen deutschen Landestheiles einmal Rechenschaft gegeben zu sehen, besonders eines so abgelegenen. Denn Mecklenburg ist erst spät mit der deutschen Literatur in Berührung gekommen. Schröder faßt, nachdem er am Schlusse auch noch die bedeutendsten Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts ganz kurz genannt hat, sein Urtheil dahin zusammen: „Unter allen den vielen, die wir haben kennen lernen, kein Stern erster Größe. Zu den Führern der literarischen Bewegungen hat Mecklenburg keinen gestellt; doch im Gefolge der Führer nehmen viele unserer Landsleute eine achtungswerthe Stelle ein, und kein Gebiet literarischen Schaffens ist, an dem nicht auch Mecklenburger ehrlichen Antheil genommen hätten."

— „Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart" hat Dr. Adolf Kohut zum Gegenstand einer „literargeschichtlichen Studie" gemacht (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz], 1894). Die Bezeichnung literargeschichtliche Plauderei hätte wol das Wesen der Schrift noch besser getroffen. Denn ohne tiefer einzugehen, weiß der Verfasser die Eigenart der bekanntesten norddeutschen, sächsischen, süddeutschen und österreichischen Humoristen ganz gut zu charakterisiren. Ob aber wol die allgemeine Unterscheidung der landschaftlichen Typen treffend ist, z. B. folgende Definition: „Der norddeutsche Humorist ist ein heißhungeriger (?) Geselle, er hat große, gewölbte (?) Augen, eine hohe, steile Stirne, eine spitze Nase, magere, wenn nicht gar bleiche Wangen."? Das Ganze hat etwas Willkürliches, als ob der Verfasser selbst mit der Zeit die Lust verloren hätte. Männer wie Wilhelm Rabe und Heinrich Seidel durften nicht mit Zeugnissen, jener als „der Dichter des «Hungerpastor», dieser als der «Meister der humoristischen Kleinmalerei» abgethan werden. Durch die Bemerkung: «meine Studie würde zu umfangreich werden», läßt sich dieser Mangel nicht ausreichend entschuldigen."

— Unter den Uebersetzungen von Gottfried's von Straßburg „Tristan und Isolde" nimmt die im Jahre 1877 zuerst erschienene von Wilhelm Hertz unbestritten den ersten Rang ein. Sie war eine epochemachende Erscheinung, da sie zum ersten male in der Uebersetzungsliteratur anstatt der bisher beliebten Mischsprache, die nicht mittelhochdeutsch war, ohne doch neuhochdeutsch zu sein, eine in Sprache und Form vom Original unabhängige Bearbeitung brachte, die ein modernes Gedicht, nicht eine Uebersetzung zu sein schien. Auf diesem Wege ist dann unter andern Adalbert Schroeter in seiner Uebersetzung der Nibelungen und Walther's von der Vogelweide mit gleichem Glück und Geschick fortgeschritten. Das Werk, das in dem Schluß dem Tristan-Fragment des Trouvère Thomas folgt, wurde als die formvollendete Schöpfung eines wahren Dichters mit Begeisterung, besonders in den Kreisen der Freunde altdeutscher Literatur aufgenommen. Für diese war auch der Anhang bestimmt, der zugleich in Hertz einen vorzüglichen Kenner der Sprache und Cultur des deutschen Mittelalters erkennen ließ. Jetzt erscheint die Dichtung in zweiter, durchgesehener Auflage (im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf.). Möchte sich dem innern Werthe auch der äußere Erfolg beigesellen.

Bibliographie.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia, Komtesse Käthe. Humoresken. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 8. 3 M.

B.-K., C. v., Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 1 M.

Berlepsch, H. E. v., Gottfried Keller als Maler. Leipzig, E. A. Seemann. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Couvreur, H., Lieder eines Einsamen. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachf. (D. Janssen). 8. 2 M. 40 Pf.

Elbe, A. v. d., Die jüngeren Prinzen. Roman. 11.–12. Tausend. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 8. 4 M.

Engels, M., Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und der gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistorische Studie mit 112 Abbildungen. Luxemburg, Victor Bück. 4. 10 M.

Ewert, E., Naja's Seele. Novelle. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M.

Falke, G., Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Kl. 8. Geb. 3 M.

Fitger, A., Fahrendes Volk. Gedichte. Vierte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 8. 4 M.

Flürscheim, M., Bausteine. Beiträge zur Socialreform. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Grasberger, H., Ein neues Novellenbuch. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Groch, F., Dichten und Denken. Gedichte. Berlin, Karl Georg Wiegandt. 8. 1 M. 50 Pf.

Halm, Margarethe, Frau Holding's Herz. Geschichte einer Familie. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Korea. Dresden, C. Reißner. Gr. 8. 7 M.

Hornstein, F. v., Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Kl. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Hruschka, Ella, Mira. Eine erzählende Dichtung aus den Meraner Bergen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M. 50 Pf.

Ibsen, H., Klein Eyolf. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, S. Fischer's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Kohl, Horst, Bismarck-Jahrbuch. Erster Band. Berlin, O. Häring. Gr. 8. 10 M.

Könnecke, G. Dr., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zweite Auflage. Erste Halblieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsb. Gr. Folio. 1 M.

Leubach, E., Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Kl. 8. Geb. 3 M.

Pavlovsky, J., Aus der Welthauptstadt Paris. Paris u. Leipzig, Albert Langen. 8. 4 M.

Raatz, G., Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh. 8. 3 M.

Zobeltitz, F. v., Der kleine Pastor und andere Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Kamerun von Süd nach Nord.

Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891.

Von

C. Morgen,

Hauptmann und Kompagniechef im Grenadierregiment Nr. 12.

Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von Hellgrewe, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

In dem mit Separatbildern und Textabbildungen von Hellgrewe's Meisterhand, einem Porträt in Heliogravüre, sowie der ersten ausführlichen Karte der Colonie Kamerun ausgestatteten Werke erzählt der kühne Reisende in spannender Weise seine erfolg- und abenteuerreichen Reiseerlebnisse und bietet zugleich ein wirkungsvolles Gesammtbild der vielgenannten, aber nur an wenigen Küstenpunkten bekannten Colonie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von P. Feddersen, umgearbeitet von E. Erman.

Dritte Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,

Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz eigenartigen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Die vorliegende Schilderung des merkwürdigen Insellandes ist seitens der Kritik als werthvolle Bereicherung der wissenschaftlichen wie der populären Reiseliteratur begrüßt worden.

Gegenwärtig lenkt Madagascar die allgemeine Aufmerksamkeit wieder mehr auf sich, da kriegerische Verwickelungen zwischen Frankreich und der eingeborenen Regierung im Gange sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Ureigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben und vervollständigt von

Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives“ ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 2. — 10. Januar 1895.

Friedrich Spielhagen.

„Wer der Zeit dient, der dient ehrlich", steht als Wahl- und Wahrspruch vor dem Kürschner. Der Zeit gedient aber hat kein einziger lebender Schriftsteller in dem Maße wie Friedrich Spielhagen. Wol waren und sind andere da, die vermöge ihres reichern Talentes uns Größeres gegeben haben, als ihm zu leisten vergönnt war: die Keller, Storm, Raabe, — aber keiner von ihnen hat mit so redlicher Ueberzeugung und so ernstem Streben gerade danach gerungen, im Rahmen seiner dichterischen Gebilde ein erschöpfendes Gemälde unserer Zeit zu geben, ihre Wehen und Erschütterungen, ihre Sehnsucht und ihren Geist zu verstehen und das erlösende Wort dafür zu finden. Diesem Streben, das sich durch die plötzlich eingetretene Bevorzugung des historischen Romans nicht irre machen ließ, dürfen und wollen wir unsere Hochachtung nicht versagen.

Es ist ein weiter Weg, der von Spielhagen's ersten literarischen Versuchen bis zu seinem letzten Roman führt. Bald vierzig Jahre liegen dazwischen und wenigstens ebenso viel dichterische Werke. Die Zeit ist im gleichen Schritt vorwärts geschritten, Spielhagen rüstig mit ihr. Aber die Zeit, die sich ewig verjüngende, hat derweil ein ganz neues Gesicht bekommen, während Spielhagen im Grunde der gleiche blieb. Er hatte die Augen für jene Zeit der allgemeinen Erschlaffung, die nach der 48er Bewegung eingetreten war, aber diese Augen waren nicht mehr scharf genug für die nationale Wiedergeburt von 1870 bis 1871. Deshalb konnte und kann kein neuerer Roman von ihm mehr die gewaltige Wirkung ausüben, die einst den „Problematischen Naturen" beschert war. Damals, als der schwäbische Lyriker J. G. Fischer aufstöhnte: O nur einen einzigen Mann aus Millionen!, damals, als jede energische Concentration aller Kräfte versagt blieb, jede Anstrengung sich im Sande verlief, da mußte dieser Oswald wie eine Offenbarung wirken. Brauchte sich Spielhagen doch nur selber zu geben. Auch er war eine problematische Natur, er verzettelte seine glänzende Begabung durch planloses Studiren, war bald dies, bald jenes und wenn er nicht gleich den erhofften Erfolg fand, wandte er sich unmuthig wieder etwas anderm zu. Als seine beiden ersten schriftstellerischen Versuche keinen Anklang fanden, war er nahe daran, auch die Schriftstellerei an den Nagel zu hängen und entschloß sich nur noch zu einem einzigen Versuch, dessen Aufnahme entscheidend sein sollte. Dieser Versuch waren die „Problematischen Naturen". Und in dem Helden sah sich die ganze Zeit verkörpert, nicht nur, wie sie war, sondern auch wie sie werden wollte; nicht nur in ihrer Schwäche, sondern auch in ihrer Sehnsucht. Denn über dem Typus des Oswald scholl wie die Stimme eines Predigers in der Wüste die große Mahnung, sich selbst zu überwinden, wurden mit hinreißendem Herzenspathos und leidenschaftlicher Innigkeit neue Ziele und neue Ideale gezeigt. Die Erfüllung dieser Ideale war auch der Sieg Spielhagen's. Politisch zeigte sich die Erfüllung in dem rapiden Umsichgreifen der liberalen Ideen. Auf geistigem Gebiete in den gewaltigen Erfolgen der beiden Männer, die das feinste Ohr für die Zeitströmung hatten, in den Erfolgen Spielhagen's und Keil's, des Begründers der „Gartenlaube". In den sechziger Jahren feierten die Werke des einen und das Familienblatt des andern ihre höchsten Triumphe.

Dann aber kam das neue Kaiserreich. Und da zuerst versagte Spielhagen's Kraft. Es hieß eine neue Aera, den Anbruch einer gewaltigen Zeit gewaltig zu fassen, und was gab uns Spielhagen? Einen Roman, an dem der Titel „Allzeit voran" das schönste war, weil er viel verhieß, einen Roman, der statt der brausenden, herrlichen Begeisterung jener Tage ein paar mit Liebesgeschichten verbrämte politische Intriguen behandelte. Und seitdem blieb Spielhagen's Ringen erfolglos. Nur einmal noch erhob er sich zu einer packendern Leistung, in „Sturmflut". Weshalb? Nun, man hat immer übersehen, daß er sich

zu seiner alten Höhe gerade wieder in der Schilderung jener Zeitströmung emporschwang, die eine Reaction gegen die ideale Begeisterung der Kriegstage darstellt. Das große Vorwärtsbrausen der Wellen konnte er nicht bemeistern, aber das Zurückschießen. Für das faule Gründerthum, für die Börsenmanöver, für das Umsichgreifen der wildesten Genußsucht, des Materialismus in der ältern Generation fand er das Wort, nicht für die stürmischen Empfindungen der Jugend. Da fand es ein anderer, der jünger war. Der andere hieß Wildenbruch.

Alles, was besteht, nicht nur Menschen, auch Völker und Culturen, hat seinen Auf- und Abstieg. Eine neue Zeit ist gekommen, die kein Verständniß mehr hat für jene Ideen, die Spielhagen einst vertrat, die das Volk ergriffen, die damals „Wahrheit" waren. Aber als sie ganz in das Bewußtsein des Volkes übergegangen waren, hatten sie ihre Rolle auch ausgespielt. Erreichen heißt überwinden. Sie waren unfähig, sich zu entwickeln. Die Stellung des Liberalismus zu Bismarck war auch das Gericht des Liberalismus. Er fiel langsam und mit ihm Spielhagen. Die neue nationale Entwickelung, durch Bismarck verkörpert, gab ihnen Unrecht. Ein neues Werk von dem Dichter der „Problematischen Naturen" war einst eine Offenbarung; alle Welt wartete darauf wie in den achtziger Jahren auf eine neue Schöpfung Wildenbruch's. Und nun haben sich wieder andere große Probleme in den Vordergrund des Interesses geschoben, für die Sudermann in der „Ehre" das Wort fand. Und heute — wie lange noch? — warten wir auf die neuen Schöpfungen dieses Dichters. Denn das ist der Fluch jedes Zeitdichters, und sei er noch so groß, daß er einst zurücktreten muß vor einem andern jüngern.

Von Spielhagen erwartet heute kein Mensch mehr etwas Gewaltiges. Seine Entwickelung ist längst abgeschlossen; wir kennen die Personen seiner nächsten Romane und ihre Anschauungen; wir kennen den Ort, wo sie spielen und den Stil, in dem sie geschrieben sein werden. Daß sie aber trotzdem im Stande sind, uns zu fesseln, uns zu einer Auseinandersetzung zu zwingen, das beweist am besten, wie stark das Erzählertalent Spielhagen's ist und daß doch ein echter Dichter in ihm steckt.

„Stumme des Himmels" betitelt sich sein neuestes Werk.*) Es behauptet sich mit Ehren in der langen Reihe seiner Romane; es ist nicht seine beste Schöpfung, aber besser als die beiden letzten. Eine psychologische Analyse wird uns zeigen, daß wir einen echten Spielhagen vor uns haben.

„Auf der Düne" hieß das Werk, mit dem er einst debutirte, eine verunglückte Novelle abgerechnet. Auf der Düne beginnt der neueste Roman. Das furchtbare Unwetter, das hier die Heldin überrascht und mit dem Helden zusammenführt, war in frühern Schöpfungen ebenso wuchtig und anschaulich geschildert. Besagte Heldin ist — eine „Governeß". Wie sollt' es auch anders sein? Seit Oswald damals so ungeheueres Aufsehen gemacht und unter tausend Namen in allen deutschen Romanen spukte, hat auch Spielhagen oft auf seine alte Liebe zurückgegriffen. Er selbst war ja einmal Hauslehrer, und neben vielen andern theilt er auch diese Eigenschaft deshalb mit so großer Vorliebe seinen Helden mit. Man könnte eine ganze Collection von Erziehern aus seinen Schriften zusammenstellen. Der Urtypus Oswald hat sich hier neu ins Weibliche umgesetzt und heißt in den „Stummen des Himmels" Eleonore Ritter. Um sich eine Vorstellung von dieser Dame zu machen, braucht man wieder nur einen Blick auf Spielhagen's Helden zu werfen. Er hat, wie wir da sehen, die romantische Ueberzeugung, daß solch ein Held ein Ausbund aller Tugenden, das Nonplusultra von Schönheit, Leidenschaft, Vornehmheit, Edelmuth und Größe sein müsse. Ohne für seine Börse zu fürchten, kann man getrost einen Preis für den Nachweis aussetzen, daß irgendeine in Betracht kommende Person sich nicht in die männliche oder weibliche Hauptfigur verliebt. Ob Oswald Stein, ob Georg Hartwig, ob Reinhold Schmidt — sie kommen, sehen und siegen. Hier nun bezaubert die Gouvernante alles. Ulrich von Randow verliebt sich auf den ersten Blick in sie; er hat nie ein entzückenderes Geschöpf gesehen; Graf Guido Wendelin fährt nur einmal in einem Coupé mit ihr zusammen und bald darauf legt er ihr seine ganze Grafschaft zu Füßen; der Berliner Hauswirth, ein crasser, protzenhafter Egoist, will sie sofort heirathen, trotzdem sie arm ist; in England will ein leidenschaftlich verliebter Earlsohn, dem einst ein riesiges Vermögen zufällt, sie zu seiner Frau machen; sie verdreht daneben zwei andern Engländern, ferner einem Chilenen, einem Japaner, einem Russen die Köpfe; sie bezaubert die alte Gräfin und eine junge Witwe, die Stiftsdamen und ihre Verwandten; ihre Wirthin in Norderney und Clementine; Herrn von Trottau und Ulrich's Gemahlin; deren Tochter Helene und sechs ausländische Jünglinge, ja selbst den bärbeißigen Otterndorf und einen preußischen, Haussuchung haltenden Polizeibeamten. Sie ist entzückend schön und überaus geistreich; sie kennt die halbe Welt und spricht wundervoll englisch; sie malt in Oel und zeichnet als echte Künstlerin; sie schriftstellert und bekommt sofort ein namhaftes Honorar; sie erzählt ihr Leben, daß die alte Gräfin bewundernd ausruft: „Köstlich! Wie ein Kapitel aus Dickens!", sie ist die treueste Krankenpflegerin und Freundin, sie opfert ihrer Tante aus lauter Edelmuth alle Ersparnisse, sie hat einen männlich starken Geist und sagt niemals eine Phrase; sie hat freie Anschauungen und ist doch ganz weiblich.

Dieser Engel in Menschengestalt kann natürlich nur wiederum einen ganz genialen Mann lieben. Damit kommen wir zur männlichen Hauptgestalt des Buches, zu Ulrich. Auch er übt eine dämonische Anziehungskraft aus: Eleonore, Hertha, Clementine sind Wachs in seiner Hand; jede will gern für ihn sterben. Sein Freund Guido schwärmt ihn an wie ein Backfisch den Heldentenor; er ist fabelhaft ge-

*) Stumme des Himmels. Roman von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Leipzig, L. Staackmann. 1895. 8. 6 M.

lehrt und doch ein ausgezeichneter Landwirth; ein genialer, geistreicher Feuerkopf.

Die beiden Hauptgestalten sind also die alten Bekannten aus frühern Romanen. Der alte Hang zum Uebertreiben ist Spielhagen treu geblieben. Und die Consequenz dieser directen Charakterisirung? Der Dichter nimmt den Mund so voll, daß er die also Gepriesenen nun auch fortwährend „glänzen" lassen muß, daß eine Steigerung gar nicht mehr möglich ist, daß diese Menschen jetzt nicht mehr das Recht haben, naiv zu sein, eine Dummheit zu sagen. Die Wärme, die von ihnen ausgehen soll, ist gleich am Anfang zu einer Art Siedehitze hinaufgeschraubt, und der feiner empfindende Leser befindet sich dann Spielhagen gegenüber immer in einer peinlichen Lage, ungefähr wie vor einem Schauspieler, der zu sehr schreit und bei dem man immer fürchten muß, daß seine Stimme bald heiser werden oder sich überschlagen wird.

Man athmet deshalb ordentlich auf, wenn man dümmern, aber natürlichern Menschen begegnet wie dem Grafen Guido. Auch ihm dürfen wir getrost die Hand schütteln. Er ist uns zuerst als Junker Hans in „Hammer und Amboß" vorgestellt worden und ist heute noch ebenso beschränkt wie damals. Allerdings auch ebenso gutmüthig. Nur daß man ihm heute seine Beschränktheit nicht mehr so ganz glaubt. Seine Mutter ist eine so bedeutende Frau, daß sie es gewiß nicht unterlassen hätte, die Geistesgaben ihres Kindes etwas mehr zu entwickeln. Aber Spielhagen hat niemals Nuancen schaffen können. Was klug ist, ist sehr klug; was dumm, sehr dumm. Er liebte stets die Extreme. So übertreibt er auf beiden Seiten, zeichnet hier Idealmenschen und da Caricaturen. Ich erinnere an den Baron Cloten, an die Gouvernanten in frühern Werken. In den „Stummen des Himmels" ist es der berliner Hauswirth, der als reines Zerrbild erscheint und einen Brief schreibt, der an Geschmacklosigkeit der berüchtigten Cloten-Episode in den „Problematischen Naturen" nicht viel nachgibt.

Zwei weitere Gruppen von Gestalten, ohne die ein Spielhagen'scher Roman nicht denkbar erscheint, seien nur kurz erwähnt: die Tanten und die Ausländer. Die erstern stets sentimental, so in den Romanen „Die von Hohenstein", „Sturmflut", „In Reih und Glied" die Tanten Bella, Riekchen, Malchen. Dazu gesellt sich hier Tante Bucher mit Tilchen, ihrer Tochter und ihrem treuen „altmodischen Herzen". Noch weniger entbehrlich scheinen die Ausländer zu sein: die Zigeunerin in den „Problematischen Naturen", die Griechin in „Uhlenhans", die Irin in „Angela", die dämonischen Italiener in „Sturmflut". Im neuesten Roman aber gibt es eine ganze Collection: Engländer, Japaner, Chilenen; Russen. Und die Mutter des Grafen Guido ist eine geborene Norwegerin, ein Seitenstück zu Lady Ballycastle in „Angela", wenigstens an Vornehmheit der Herkunft. Weshalb braucht Spielhagen nun diese Fremden? Weil seine allzu kühne Phantasie so unwahrscheinliche, dämonische, eigenartige Gestalten schafft, daß er selbst davor zurückschreckt, sie als Gewächse des nüchternen pommerschen Bodens auszugeben.

Man hat Spielhagen einen dramatischen Romancier genannt. Das ist falsch. Seine Romane bewegen sich nur scheinbar schnell vorwärts. Als Schüler von Gutzkow steuert er sogar direct auf den Roman des Nebeneinander los. Aber er ist ein stark theatralischer Romancier; er bringt in rascher Abwechselung belebte Bilder. Wenn man rein stofflich das neue Werk von ihm betrachtet, ergibt sich, daß der Conflict am Anfang eigentlich auf demselben Fleck steht, wie am Ausgang des Buches. Der verheirathete Ulrich liebt Eleonore. Seine gute, ihn anbetende Frau steht dazwischen. Sie können nicht zusammenkommen und ertränken sich. Das ist alles. Einem andern hätte das nicht für eine Novelle genügt, aber Spielhagen hat eine nicht genug zu bewundernde Geschicklichkeit der Gruppirung, der Verquickung von Nebenhandlungen mit dem Hauptthema. Nur deshalb ermüdet er nicht.

Es braucht wol nicht gesagt zu werden, daß auch in den „Stummen des Himmels" der Zufall eine mächtige Rolle spielt, daß auch hier bandwurmartige Perioden nicht selten sind (z. B. II, 170), daß man ein paar mal über Sprachschnitzer stolpert, die zu vermeiden gewesen wären. Anziehend und anzüglich bezeichnen doch zwei wesentlich verschiedene Begriffe und ein Stilist wie Spielhagen sollte sich in ihrer Wahl nicht vergreifen, und ob das Wort „Geträume" gerade eine Sprachbereicherung darstellt, möchte ich auch noch bezweifeln. Schlimmer noch sind Widersprüche in der Charakterisirung und der Handlung, an denen es auch nicht fehlt.

Zuletzt bliebe noch die Titelerklärung. „Stumme des Himmels" sind nach Jean Paul diejenigen Menschen, „denen kein Gott gab zu sagen, was sie leiden; ja, die nicht einmal für ihre Freude zur rechten Zeit den rechten Ausdruck finden". Nebenbei sei bemerkt, daß der Held Ulrich im Grunde ebenso wenig zu diesen „Himmelsstummen" gehört wie die Heldin. Nur ein paar Nebenfiguren, wie vielleicht Otterndorf und Hertha, könnten auf die Bezeichnung Anspruch machen. Aber Ulrich ist etwas anderes: eine problematische Natur!

In dieser Bezeichnung liegt eine Kritik Spielhagen's. Er hat sich immer selbst gegeben. Er, der vom Epiker mit Recht die stricteste Objectivität in seiner „Theorie und Technik des Romans" fordert, hat sich selbst nur zu äußerer Objectivität durchgerungen, nicht zu innerer. Deshalb hat man ihn als Parteidichter bezeichnet, deshalb kann man in jeder Literaturgeschichte die Bemerkung finden: er haßt den Adel und bekämpft dessen bevorzugte Stellung. Man kennt also seinen Haß und seine Liebe. Und die Objectivität? Ja, die liegt eben nur im Stil. Sein Haß gilt also dem Adel, wie uns die modernen Literaturgeschichten versichern. Aber wer diese sogenannten Literaturgeschichten kennt, wird Skeptiker und prüft selber. Und da findet man etwas Auffälliges, nämlich wenn man Psychologe ist: der ganze Zorn ist nur erkrankte Liebe,

Spielhagen liebt den Adel, braucht selber seine Lebensbedingungen. Was ist denn Oswald gegen den Baron Oldenburg? Und wodurch macht Spielhagen seine Helden interessant? Eleonore Ritter spielt als Kind mit dem Erbprinzen, lebt ihr ganzes Leben in den Kreisen des hohen Adels und was zufällig bürgerlich an ihr ist, das ist der Name. Und da ist es Spielhagen's geheime Freude, daß sich alles vor ihr beugt. Und die Gestalt, für die der Verfasser die größte Ehrfurcht fordert, ist eine Gräfin, die aus dem urältesten Adel stammt. Ja, Spielhagen geht so weit, daß sich seine Helden oft als adelige Bastarde entpuppen. Aber wie stimmt dazu die Tendenz des Romans „Die von Hohenstein"?

Ja, es ist ein Zwiespalt in Spielhagen, der nicht zu überwinden ist, der Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, zwischen Demokratismus und Aristokratismus, zwischen Schriftsteller und Dichter. Wo der Kopf spricht, erhalten wir von dem Schriftsteller Spielhagen Romane mit demokratischer Tendenz; wo das Herz spricht, erhalten wir von dem Dichter Spielhagen Romane, die tendenzlos sind. Leider aber kommt immer eine Combination beider zu Stande, deshalb der innere Widerspruch, an dem Spielhagen krankt, der Widerspruch einer Uebergangszeit wie jene war, die ihn gebildet hat, der Widerspruch, den auch sein Meister Gutzkow wie die ganze jungdeutsche Schule nicht verleugnet, den Heine durch Ironie zu verschleiern sucht und Spielhagen durch Pathos. Aber weder das eine noch das andere vermag die Brücke zu schlagen, nur Einem ist das gegeben, dem Humor.

Da haben wir die Formel für den Begriff Spielhagen. Aus seinem Mangel an Humor entspringen alle andern Mängel. Wenn er Humor besäße, würde er das grelle Licht abtönen und das tiefe Dunkel zur Dämmerung umschaffen, würde er Nuancen und Combinationen statt der Extreme finden, würde er jene innere Objectivität gewinnen, die wir jetzt so an ihm vermissen. Nicht Zeitideen würde er ausschöpfen, sondern Menschen der Zeit. Aber dieser Humor ist ihm versagt. Er versteht nicht, discret zu sein, zu lächeln. Er kann nur lachen, weinen, rasen. Und deshalb kann er sich mit Menschendarstellern wie Keller, Storm, Raabe nicht messen. Der „Hungerpastor" wird alle seine Romane überdauern.

Spielhagen ist für uns Jüngern schon eine geschichtliche Persönlichkeit. Er war ein berühmter Mann, als wir geboren wurden. Vieles an ihm hat sich im Laufe der Jahre als Talmi erwiesen, vieles als echtes Gold. Die Geschichte des deutschen Romans wird an ihm nicht vorübergehen können. Er hat einmal den vollen Accord für seine Zeit gefunden und seine Zeit hat es ihm ehrlich gelohnt. Und wenn er einst die Feder niederlegt, darf er es mit der Gewißheit thun, daß Freund und Feind vor seinem lebenslangen redlichen Streben den Hut ziehen — ein Gefühl, das nur Wenigen mit ihm zu theilen vergönnt ist.

Karl Busse.

Philosophische Schriften aus Oesterreich.

1. Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwickelung und theilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling. Von Vincenz Knauer. Wien, Wilhelm Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Es muß auch von Gegnern eingeräumt werden, daß die Atomistik eine freundliche Geschichte hat. Stets half sie verworrene Verhältnisse klären und ihre Rückwirkung auf die Welt- und Sittenanschauungen waren dem Wohl der Menschen fast immer förderlich.

Vor dem Auftreten ihrer ältesten großen Vertreter, vor allem Demokrit's, lagerten dunkle Wolkenknäuel auf dem griechischen Geistesleben. Das niedere, social schlecht stehende Volk gab sich der orphischen Mystik anheim und der anfangs klare Pythagorismus gerieth in denselben Zustand, da die „Zahl" von einer Qualität der Dinge zu einem selbständigen Gespenst wurde, das in den krausen Traumwäldern der orphisch-ägyptischen Mythologie ein wildes Dasein führte. Die exacte Forschung wieder mußte erst die harten Nüsse der zenonischen Sätze, z. B. den vom Achill und dem Kriechthier, knacken, bis sie zum Bewußtsein kam, daß ihr das reale Object längst entglitten war und sie oft mit bloßen Worten und Begriffen hantirt hatte, mit längst geleerten Schachteln ohne Inhalt.

Heute sind wir ähnlich daran. Schopenhauer, Nietzsche, Spiritisten, Mystiker und religiöse Secten zupfen vielfach an der orphischen Harfe, entlocken ihr die alten Töne von moralischer Trübsal und dem Heilsbedürfniß der Seele. Das pythagoräische Princip finden wir gewissermaßen in den socialistischen Doctrinen aller Art ausgeprägt. Niedere mathematisch-physikalische Gesetze werden umgewerthet zu politischen Grundsätzen und staatsbürgerlicher Weisheit — Pflanzen aus Papier, ohne Wurzeln in der Erde. Und für das edle Spiel mit entseelten Worten sorgen schon die massenhaft erscheinenden Erkenntnißtheorien und andere gutgemeinte Schriften. Aber es fehlt auch nicht an energischen Atomisten. Robert Hamerling vertrat diese Richtung und stärkte sie durch neue und schneidige Argumente. Es ist nun das große Verdienst des vor kurzem verschiedenen Vincenz Knauer, an der Wiener Akademie die große Bedeutung Hamerling's vertreten und erläutert zu haben.

Wie man überall im Leben mit niedriger Gegnerschaft zu rechnen hat, mit einer Gegnerschaft, die der Sache selbst ausweicht und sich an allerlei Nebensachen hält, so mußte natürlich auch Hamerling vertheidigt werden gegen den Einwurf, seine „Atomistik des Willens" sei die Dilettantenarbeit

eines alten Poeten u. s. w. Nun hat die imponirende Reihe von Geistern, die ohne Doctorhut sich praktische Geltung schuf, längst den Hochmuth zünftiger Weisheit gebrochen. Was hilft zum Beispiel die schöne Theorie einiger Professoren unter sich und füreinander, wenn der Geist breitester Schichten der Nation durch Marx-Lasalle'sche Anschauungen z. B. factisch gelenkt wird? Knauer, der Misgunst Rechnung tragend, erklärt in vortrefflicher Weise, daß das Verhältniß, welches bei Hamerling zwischen Denker und Poeten bestand, jenem entspricht, daß überhaupt zwischen Philosophie und Dichtkunst, sollen beide vollendet sein, bestehen muß. Hamerling war in erster Linie Philosoph; er bildete sich an der Hand der Wissenschaft und der eigenen Beobachtung ein Weltbild, ein System der Dinge, ein geordnetes und tiefes Urtheil über das gesammte All. Die Kunst, speciell bei ihm die Dichtkunst, machte für ihn nur einen farbigen Strahl aus, den sein philosophisches System zu den Menschen sandte; sie war nur ein Bestandtheil seines höhern Wirkens, freilich für die Mitwelt der greifbarste, weil sichtbare. Wenn Hamerling die Malertechnik beherrscht hätte, so würden wir Bilder von ihm besitzen, in denen sich seine Weltanschauung ebenso geoffenbart hätte, wie in seinem „König von Sion“; hätte er irgendein sonstiges Gebiet, vielleicht Rechtspflege oder Volkswirthschaft betrieben, auch hier würden seine Leistungen Fäden verknüpft haben mit seiner universellen philosophischen Einsicht. Seine Dichtungen waren also der Ausfluß seiner Weltanschauung auf poetischem Gebiet, was ihren Werth nur erhöht. Es hat kein alter Poet sich mit der Denkwissenschaft ein paar müßige Stunden vertrieben, sondern ein Philosoph von Gottes Gnaden hat sein Werk von der Jugend bis zum Scheiden mit sorgsamem Fleiß entwickelt und es in abgeklärter Reife am Lebensende zu Papier gebracht; und die Reihe seiner Dichtungen bedeutet uns eine Anzahl vortrefflicher Proben seiner angewandten Philosophie.

Knauer's Buch befaßt sich eingehend mit Hamerling und legt dessen Ansichten in vortrefflicher Weise dar.

Im übrigen bemüht sich der Autor, die wirklichen Resultate aller bisherigen philosophischen Bestrebungen zu sammeln.

Die Probleme selbst und die Art ihrer Lösungsversuche sind in die Mitte gerückt, die chronologisch-biographischen Daten an die zweite Stelle geschoben. Die organische Entwickelung der Fragen tritt klar hervor, welche die ersten Geister beschäftigt haben von den Hellenen über Descartes, Leibniz, Kant bis zum tiefblickenden Verfasser des „Homunculus“.

Das Werk, welches immer auf dem Standpunkt der Erkenntnißtheorie steht, ist durch seinen frischen Stil jedem sehr zu empfehlen, der sich über die Hauptfragen der Philosophie die Klarheit verschaffen will, die in rein historischen Werken nicht vorhanden sein kann. Hier sehen wir die Meister an der Arbeit; wir sehen, wie einer von ihnen ein unfertig Stück zurückließ, das lange niemand beachtete und das ein anderer fortbildete und nach diesem wieder ein anderer. Vor allem möchten wir noch auf die Charakteristik des Aristoteles, Baco von Verulam, Herbart und Kant hinweisen. Sie ist immer durchaus productiv, synthetisch, da Knauer nie Parteimann oder bloßer Schulenherold wird. Ihm lag stets das wirkliche Erkennen rege am Herzen, und wo er ein förderſames Moment für die Lösung einer Frage fand, dort nahm er es liebevoll und sorgsam auf, nicht fragend, wer es bot. Die freudige Zuversicht in die Kraft der Philosophie machte ihn streng objectiv den Personen, aber auch streng kritisch ihren Lehren gegenüber.

Der großen heutigen Verbreitung der Schlagworte Optimismus und Pessimismus halber sei noch erwähnt, daß Knauer ebenso wie Hamerling die Schopenhauer-Hartmann'schen Lehren schon ihrer erkenntnißtheoretischen Haltlosigkeit wegen verwirft und daß besonders Hamerling dem Pessimismus fast mit Heftigkeit die Fähigkeit abspricht, überhaupt eine Moral zu entwickeln. Logisch und rücksichtslos führe er dazu, seinen Mitmenschen zu erschlagen, um ihn von der Daseinsqual zu erlösen.

2. Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Von Dr. Richard Wahle. Wien, Wilhelm Braumüller. 1894. Gr. 8. 10 M.

Wie der Titel des Buches aussagt, ist der Verfasser von der Ueberzeugung durchdrungen, erstens, daß sein Werk das „Ganze“, also die Gesammtheit alles philosophischen Schaffens umfasse, und zweitens, daß er aus dieser Gesammtheit das selige oder unselige Entschlafen der Denkwissenschaft ableiten könne — ihr Ende. Etwas viel auf einmal!

Der Autor beginnt mit der Feststellung des „Territoriums“ der Philosophie und die Ausführungen gipfeln meistens in mehr oder weniger verhüllten atomistischen Principien; so wird z. B. gesagt: „Das Wissensbedürfniß strebt nach möglichst in die feinsten Theile gehender Beschreibung der Dinge und Processe mit Hervorhebung jener, welchen man, inmitten der mit ihnen verbundenen, die eminent hervorragendste Wirksamkeit zuschreibt.“ Die Philosophie wieder ist die Frage nach der Stellung des Menschen im All, das Problem des Menschheitsschicksales. Die Völker traten aber an dasselbe mit sehr verschiedenen Fähigkeiten heran. Originell und richtig finden wir folgende Bemerkung des Autors:

> Aristoteles — eine Verkörperung philosophischen Einflusses — war wol ein Riesengeist, aber daß er Jahrhunderten ein Lehrer war, ist mehr eine Herabsetzung der Jahrhunderte, als ein Lob für ihn. Es waren ja Jahrhunderte, deren Bürger, obzwar außerordentlich talentirt, Elementarschülern zu vergleichen sind.

Im weitern Verlaufe läßt sich der Verfasser auf mathematische und geometrische Kunststücke ein, die zwar ein reiches Wissen auf diesen Gebieten zeigen, aber resultatlos bleiben. Auch wird der Kant'sche Raumbegriff nicht alterirt, wenn der spitzfindige Beweis erbracht wird, daß zwischen zwei Punkten nicht immer eine Gerade die kürzeste Verbindung ist.

Nimmt man zwei Punkte einer Kugeloberfläche an, so kann man dieselben unter Umständen durch unzählige „Kürzeste" verbinden. Ganz gewiß. Auch auf einem cubischen Figurenmantel kann man zwei Punkte verschiedener Flächen nur durch gebrochene Linien am kürzesten verbinden. Aber trotzdem bleibt dennoch die absolute kürzeste Verbindung solcher Punkte eine Gerade, die durch den Körper geht. So man in Axiome „Wenn" und „Aber" einschiebt, sind sie ihres Charakters beraubt und haben dann, jenem „Wenn" und „Aber" entsprechend, eine veränderte Anwendbarkeit. Es bleibt unzulässig, an absolute Sätze die Forderung zu stellen, willkürlichen relativen Bedingungen zu entsprechen.

Ein breiter Raum des Buches wird der Psychologie gewidmet, die nach der Richtung der modernen Forschung fast ganz in Beobachtung der physiologischen Phänomene aufgeht und in einer durchaus materialistischen Auffassung des Menschen endet, die aber den Hauptfragen der Psychologie trotz vieler geistreicher Nebenerörterungen die Antwort schuldig bleibt. Die Thatsache der Ideenassociation zum Beispiel, daß Vorstellungen einander erzeugen und ganze Complexe von Ideen derart ins Bewußtsein treten, wurde nicht klarer durch die Annahme, daß in Gehirnrindenzellen die Erinnerungsbilder primärer Vorstellungen gewissermaßen deponirt wären. Sofort entstehen immer bedenklichere Fragen. Wie sollen diese Bilder im Gehirn deponirt sein? Vielleicht in Miniaturphotographien, wie sie Kinder in Federstielen zum Durchblicken haben? Und dann gar die Verbindung dieser Bilder! Wie soll diese stattfinden? Wie soll eine Vorstellung die ihr ähnliche eruiren unter den Millionen vorhandenen? „Die Physiologie und die Physik hat von einem solchen Mittel (dies zu bewerkstelligen) keine Ahnung", erklärt auch Wahle.

Den weitern naturwissenschaftlichen anregenden Betrachtungen wollen wir nicht nachgehen, aber zum Schlusse hinweisen auf die scharfsinnige Behandlung des ethischen Problems von Gut und Böse, bei welchem der Autor bis auf den vielfach verschütteten Grund desselben dringt.

Er legt dar, daß es durchaus nicht von hohem Belang sei, in Geboten, wie den christlichen, oder in Maximen, wie jenen Kant's, edle Anforderungen zu stellen. Die guten Menschen befolgen sie ohnedies und die schlechten, um welche es sich eben handeln würde, thun es einfach nicht. Der Werth ethischer Maximen wird nur durch den Grad bestimmt, nach welchem sie im Stande sind, sich Anerkennung zu erzwingen. Sobald nun ein schlechter Mensch öffentlich gute Maximen mit dem Mund bethätigen kann, aber seine schlechten, nach denen er vorgeht, zu verschweigen im Stande ist, sind alle schlechten Menschen eben frei. „Kein fremder Vortheil, keine Verbindlichkeit, kein Versprechen kann der egoistischen Logik standhalten." Die den Egoismus der Schlechten niederbeugende Autorität kann nur aus der Bethätigung desselben Egoismus ihnen selbst gegenüber erhalten werden. Und klar geht aus diesen Ausführungen der zwar für manchen Kurzsichtigen anstößige, harte, aber unbeugsame Satz hervor: Nur der Egoismus Aller kann den mit allen Masken der Heuchelei und der Phrasen verhüllten Egoismus der Einzelnen den Garaus machen. Die Unwirksamkeit altruistischer Gebote ist evident geworden.

Durch beachtenswerthe Erwägungen solcher Art zeigt sich Wahle als ein Philosoph der Moderne. Denn allen Geistern von heute steigt in besonderer Stärke der ethische Zweifel auf, der Zweifel an die Vernünftigkeit unserer Erziehung, unserer moralischen Werthe, unserer sittlichen Anschauungen.

Der Verfasser hofft am Schlusse Besserung durch staatspädagogische Mittel, die aber nur ganz oberflächlich angedeutet werden, und denen wir nichts abgewinnen können.

Hugo Astl-Leonhard.

Allerhand Belehrung.

1. Ueber Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung. Zwei Vorträge von Moritz Steinschneider. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Heft 198.) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1894. Gr. 8. 60 Pf.
2. Traum und Traumdeutung. Ein Vortrag mit Anmerkungen von Dr. P. Graffunder. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Heft 197.) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1894. Gr. 8. 80 Pf.
3. Kosmetik. Von Hermann Schelenz-Ahlgreen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Heft 203.) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1894. Gr. 8. 80 Pf.
4. Die nordisch-germanischen Göttersagen. Von Dr. G. Diercks. Dritte Auflage. Berlin, S. Cronbach. 1894. 12. 75 Pf.
5. Die deutsche Heldensage. Von Dr. Otto Luitpold Jiriczek. (Sammlung Göschen. Bd. 32.) Stuttgart, G. J. Göschen. 1894. 12. Geb. 80 Pf.
6. Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500. Von Dr. F. Kurze. (Sammlung Göschen. Bd. 33.) Stuttgart, G. J. Göschen. 1894. 12. Geb. 80 Pf.
7. Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar, nach spanischen Romanzen von J. G. Herder, herausgegeben und erläutert von Dr. Ernst Naumann. (Sammlung Göschen. Bd. 36.) Stuttgart, G. J. Göschen. 1894. 12. Geb. 80 Pf.
8. Die Dominikaner in Eisenach. Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters von Ludwig Weniger. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Heft 199.) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1894. Gr. 8. 80 Pf.
9. Studentenpoesie im Mittelalter. Eine literar-historische

Studie von Friedrich Honsel. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung. 1894. 12. 1 M.
10. Greifswalder Professoren in der Sammlung der Vitae Pomeranorum. Von Dr. E. Lange. 1894.
11. Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Erster Band: Fürsten und Adel. Zweiter Band: Medicin und Justiz. Hannover, C. Meyer. 1894. 8. à 80 Pf.

Ein Merkmal unserer bildungsbedürftigen Zeit sind die Vorträge, die jahraus jahrein in allen Vereinen gehalten werden. Und als ob sie damit die Feuerprobe bestanden hätten, werden viele von ihnen gedruckt. Auch heute wieder liegt uns eine Reihe solcher und ähnlicher kleiner Schriften vor. Da handelt zuerst Moritz Steinschneider „Ueber Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung" (Nr. 1). Wir zweifeln, ob diese im Verein junger Kaufleute in Berlin gehaltenen Vorträge leicht aufgefaßt worden sind, da selbst die Lektüre große Aufmerksamkeit erfordert, wenn man den Faden nicht verlieren will. Der Verfasser, offenbar ein kundiger Mann, holt zu weit aus, schweift gern ab und verliert sich zu sehr in Einzelheiten. Trotz der angestrebten Gründlichkeit sind seine Ausführungen nicht immer scharf und überzeugend genug. Man lese z. B. folgende Stelle:

Wir sagen z. B., es bildet sich etwas irgendwo, z. B. der Rost an einem Messer, ein Geschwür an einem Beine; d. h. es entsteht überhaupt etwas an einem andern, ohne daß die besondere Art der Entstehung berücksichtigt wird. Ja, es liegt in dieser Redensart der Gedanke, daß der Rost nicht zum Messer, das Geschwür nicht zum Beine gehört. In diesem ganz allgemeinen Sinne wenden wir jedoch das Hauptwort Bildung nicht an; wir sprechen nicht von der Bildung des Rauches im Ofen und dergleichen, weil die Endform ung schon an sich einen abstracten Sinn gibt, und daher viel mehr in der Wissenschaft als im Leben angewendet wird. Wir sprechen z. B. nicht von Gehung und Stehung, Gebung, wol aber von Entstehung, Vergehung und Vergebung. So würden wir auch wol von der Ausbildung des Rostes am Messer sprechen, weil hier nicht mehr das bloße Werden, sondern die weitere Entwickelung oder die Verbreitung gemeint ist.

Unklar bleiben auch die kurz darauf folgenden Worte:

Der eingebildete Mensch ist nur ein Mensch von so ausgebildeter Phantasie oder Einbildungskraft, daß er ein Bild von sich selbst aus den Vorzügen anderer componirt, und seine Künstlerschaft geht soweit, daß er sich selbst täuschend darstellt.

Unrichtig ist S. 7 „Sphynxe" und in dem Vortrage über das Reisen, der in seinem Gedankengange etwas übersichtlicher ist, das Citat: „Coelum, non animum mutant trans mare migrantes." Das wäre ein fehlerhafter Vers; qui trans mare currunt sagt Horaz in den Episteln.

Mancherlei allgemein Interessirendes kommt in der Schrift von P. Graffunder „Traum und Traumdeutung" (Nr. 2) zur Sprache, wenn auch die Frage nach der Entstehung der Träume nicht wissenschaftlich eingehender erörtert werden kann. Der Verfasser gibt unter anderm zahlreiche Proben aus der Traumdeutekunst im Anschluß an die bekannten Sammlungen von Artemidor, Ibn Sirin und Cardanus. Ferner bespricht er die Verwendung der Träume in der Literatur verschiedener Völker. Einige von den beigefügten Anmerkungen weisen dem Leser den Weg zur weitern Verfolgung der behandelten Fragen.

In frischer, zum Theil scherzhafter Weise spricht Schelenz-Ahlgreen über Kosmetik (Nr. 3), will aber nur „einige Merksteine" aus der Geschichte dieser Wissenschaft herausgreifen. Er verräth auf diesem Gebiete sachmännische Kenntnisse. Wir wollen es ihm dafür nicht so übel nehmen, daß er sich in sprach- und literaturgeschichtlichen Dingen nicht ganz taktfest zeigt. Bassins zum Schwimmen sind bei den Römern piscinae, nicht piscines. Den Aliptes, den Salber, kann man kaum einen „Leibchirurgen" nennen. Die Chronologie kommt recht schlecht weg an folgender Stelle: „Kein Wunder, daß des sittenlosen Zeitgenossen Petronius' Werke uns ebenfalls Einblicke in die Toilettenzimmer der Römerinnen und Schilderungen des damaligen versumpften Gigerlthums geben, daß der frivole Martial die Schale seines beißenden Witzes über die Verirrungen ausgießt, an denen er gern theilgenommen hat, daß in des Horaz' Werken uns interessirende Stellen vorkommen und daß der spätere sittenstrenge Juvenal seinen Zeitgenossen die haarsträubenden Verirrungen dieser Zeit im Spiegel beißenden Spottes mahnend vor Augen führt." Falsche Vorstellungen muß auch das Citat in den Anmerkungen erwecken: „Horaz beschreibt sein Leben im «Glück der Resignation» folgendermaßen." Und was sollen bei Juvenal das für Verse sein S. 8?:

Mittelst gekrümmter Sonde verlängert der Eine der Braue Bogen,
Betupft mit befeuchtetem Ruß, und die zuckenden Augen malt er Hebend empor.

Die nordisch-germanischen Göttersagen behandelt ein in dritter Auflage erschienenes Schriftchen von G. Dierck's (Nr. 4), ursprünglich ein Vortrag, den der Verfasser seinerzeit, dem von vielen Seiten ausgesprochenen Wunsche Folge leistend, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Diese kleine Arbeit will nach des Verfassers eigener Erklärung weder als eine den ungeheuern Stoff erschöpfende, noch als eine wissenschaftliche angesehen sein. Sie beschränkt sich in ihrem Haupttheile auf eine gefällige Wiedererzählung dessen, was in der „Edda" berichtet wird. Was der Verfasser vorher über die Entwickelung der Mythen sagt, ist in seiner Allgemeinheit ja richtig, aber doch auch zu allgemein, als daß der Leser im besondern Fall viel daraus entnehmen könnte. Beanstanden aber müssen wir die Vermischung deutschen und nordgermanischen Götterglaubens, wie sie in folgender Aeußerung sich kundgibt: „Von der christlichen Religion und ihren Anhängern verfolgt, mußte der Glaube unserer Väter sich flüchten von Deutschland nach Schweden und Norwegen, von dort sogar nach Island, wo die Weis- und Heiligthümer aller germanischen Stämme als ein kostbares Vermächtniß vor dem Christenthum geschützt wurden."

„Die deutsche Heldensage" ist der Inhalt des zweiunddreißigsten Bandes der „Sammlung Göschen", die bei guter Ausstattung und billigem Preise ein reiches Material in knapper Form und großer Uebersichtlichkeit bietet. In-

folge dieser Vorzüge hat sie sich rasch eingebürgert bei allen, die sich in Kürze über ein Wissensgebiet orientiren und doch dabei nicht Gefahr laufen wollen, von der Wissenschaft abgethane Dinge in den Kauf zu nehmen. An Dr. O. L. Jiriczek's Darstellung (Nr. 5) ist besonders hervorzuheben das Geschick, mit dem er die verschiedenen Sagenversionen auseinanderhält. Dabei bleibt ihm auch noch Raum, den Inhalt der verschiedenen Heldengedichte anzugeben, wobei er sich — was wir nur billigen können — soweit als möglich an Uhland anschließt. Der dreiunddreißigste Band der Sammlung, die „Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500" von Dr. F. Kurze (Nr. 6) gibt neben den Thatsachen ein Bild der wichtigern culturhistorischen Verhältnisse und fügt einer jeden Periode eine Uebersicht über die Quellen bei.

Ueber des Cid Leben und Thaten und über die Literatur, die sich an seinen Namen knüpft, gibt Ernst Naumann in seiner Ausgabe von Herder's „Cid" (Nr. 7) Auskunft. Die dem Texte beigefügten Anmerkungen beziehen sich namentlich auf geographische, historische und kulturgeschichtliche Begriffe, erläutern aber auch sprachliche Eigenheiten und klären mit Beschränkung auf das Wichtigste über die Art der Quellenbenutzung auf. Auch die genannten drei neuen Bändchen der „Sammlung Göschen" werden manchem gute Dienste leisten.

Besonders anziehend geschrieben ist die Abhandlung von Ludwig Weniger über „Die Dominicaner in Eisenach" (Nr. 8). Sie ist eine auf eingehenden Studien, ja sogar eigenen Ausgrabungen des Verfassers beruhende Monographie. Vorausgeschickt ist ein Ueberblick über die der Stiftung der beiden Bettelorden der Franciscaner und der Dominicaner vorausgehende Zeit, ein lebensvolles Bild, auf dem sich besonders die Gestalt der heiligen Elisabeth abhebt. In der Einleitung weckt der Verfasser im Leser die Erinnerung an all die aus der Sage und der Geschichte bekannten Stätten in und um Eisenach. Da heißt es unter anderm:

> Dort in Titzel Gottschalk's Haus auf der Goldschmiedegasse hat Wolfram von Eschenbach gewohnt, als der Sängerkrieg war; in der Kemenate stand die Wand, an die der Teufel unauslöschliche Schriftzüge schrieb. Da draußen vor St. Georgenthor zur linken Hand in „Hellgrefen Hus" war Meister Klingsor von Ungarland zur Herberge; dorthin brachte er Heinrich von Ofterdingen nach der nächtlichen Luftfahrt aus weiter Ferne. In der alten Schmiede an der Georgenstraße kündet die schöne gothische Decke noch heute von einstigem Wohlstand. Geradeüber lag Frau Cotten Haus, vor dem der arme Currendeschüler den Brotreigen sang, und noch vor kurzem wußten ältere Bürger sich der messingenen Inschriftplatte über dem Grabe der edeln Frau auf dem alten Kirchhofe zu erinnern. Die Georgenkirche auf dem Markte im Kranze der grünen Linden, daneben das Denkmal des Schutzheiligen von Eisenach am plätschernden Brunnen, wo in frühern Zeiten das Rathhaus stand; die schöne romanische Nicolaikirche am altersgrauen Thorthurme, mit ihren kunstvoll gebildeten Tragesäulen aus Landgraf Hermann's Zeit, — überall in der alten Stadt ruht eine Fülle bedeutsamer Erinnerungen.

Der Verfasser hat die Gabe, alle diese Erinnerungen an eine längstentschwundene Zeit in uns kräftig aufleben zu lassen.

Wie das rüstige Schaffen im Dienste der Wissenschaft den Mönchen nie vergessen werden wird, so wird auch eine Dichtungsgattung, die aus dem kirchlichen Leben des Mittelalters entsprossen ist, nie vergessen werden, die lateinischen Lieder, wie sie in der Sammlung der „Carmina Burana" vorliegen. Schon soviel ist darüber geschrieben worden, daß sich viel Neues schwerlich wird sagen lassen. Friedrich Honsel zerlegt in seinem Schriftchen: „Studentenpoesie im Mittelalter" (Nr. 9) das reiche Material nach dem Inhalt in verschiedene Gruppen und erläutert diese durch zahlreiche Beispiele im Original und in deutscher Uebersetzung. In der Uebertragung solcher Gedichte ist ihm Laistner in seiner „Golias" erfolgreich vorangegangen. Honsel selbst übersetzt z. B. die Worte:

> Explicas decreta
> Ad libitum,
> Si sonitum
> Dederit moneta

folgendermaßen:

> Den Thaler laß springen,
> Das Silber laß klingen,
> Dann kannst du nach Lust und Begehren
> Getrost die Decrete erklären,

wo „nach Lust und Begehren" etwas gezwungen erscheint. Undeutlich ist die in dem bekannten mittelhochdeutschen Liede die Schlußwendung wiedergegeben: „Wenn die Königin von Engelland Mir läge an dem Herzen." Manches andere dagegen liest sich nicht übel. Außer verschiedenen ältern Werken hat der Verfasser die einschlagenden Partien in Kaufmann's „Geschichte der deutschen Universitäten" benutzt.

Ein jedenfalls recht saures Stück Arbeit liegt vor in dem Schriftchen von E. Lange: „Greifswalder Professoren in der Sammlung der «Vitae Pomeranorum»" (Nr. 10). Der Verfasser berichtet zuerst über die Entstehungsgeschichte und den Inhalt eines Sammelwerkes von 154 Bänden, von denen einzelne mehrere hundert selbständige kleine Schriften umfassen. Er will an der Hand von Beispielen einen Einblick in den culturgeschichtlichen und literarischen Werth dieses Materials, namentlich der zahlreichen Gedichte, gewähren und hat dazu in erster Linie die Theologen Friedrich Runge für das 16., Konrad Tiburtius Rango für das 17., Albrecht Joachim von Krakevitz für das erste Drittel des 18. Jahrhunderts gewählt. Er hat seine Aufgabe sehr geschickt gelöst. Herzerfreuend sind freilich die Ergebnisse nicht. Aber die Proben, die hier gegeben werden, sind typisch für die ganze Zeit und dem Culturhistoriker nicht uninteressant. Am Schlusse zeigt der Verfasser, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Gelegenheitspoesie schon eine Einwirkung der poetischen Thätigkeit eines Klopstock, Goethe und Schiller aufweist, soweit sie nicht in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle überhaupt verstummt.

In der Sammlung von Rudolf Eckart: „Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund“ (Nr. 11) sollen die wichtigsten Stände und Berufsarten durch Aphorismen, Gedichte und Sprichwörter in bunter Reihenfolge beleuchtet werden. Zur Rechtfertigung seiner Methode bemerkt der Herausgeber selbst: „Gelehrte Abhandlungen, logische Systeme sind hier nicht angebracht. Die bunte, sich nur scheinbar widersprechende, aber um so klarer beweisende Mannichfaltigkeit muß ihre grellen Schlaglichter auf die behandelten Stände werfen.“ Aber ein geistiges Band muß doch sein. Wer kann einen Haufen solcher Stellen lesen, die nur der Zufall zusammengeweht zu haben scheint? Auch ist der Inhalt zu heterogen. Unter den meist kurzen Aussprüchen stehen auf einmal seitenlange Gedichte über die ärztliche Kunst. An anderer Stelle werden wieder ganze Seiten hindurch Sammlungen von Wahlsprüchen ausgeschlachtet. Andererseits sind die Angaben nicht genau genug, daß die Sammlung als Nachschlagewerk benutzt werden könnte. Allein der Autor, nicht einmal das betreffende Werk von ihm wird genannt. Bei vielen Stellen fehlt eine Quellenangabe überhaupt. Fremdsprachliche Citate werden im allgemeinen im Originaltexte citirt. Doch ist der Verfasser nicht consequent, Voltaire wird bald französisch, bald deutsch citirt, Martial einmal in Schuppli's Nachbildung. Wir haben an einer Stelle einen genauern Einblick in die Arbeitsmethode des Verfassers gethan. Was er im zweiten Hefte auf S. 9 unten bis S. 13 in der Mitte gibt, in summa 21 Citate, findet sich alles auch in Weber's „Demokritos“, und zwar in dem einen Artikel: „Die Aerzte“, nur daß die Reihenfolge der Citate etwas anders ist, und daß zwei Stellen aus Lessing und eine aus Haug eingeschoben sind. Bei drei Aeußerungen Weber's ist diese Quelle gar nicht angegeben. Daß aber auch die verschiedenen andern Citate aus Weber übernommen sind, zeigen die übereinstimmenden sehr unbestimmten Quellenangaben: „Ueberschrift einer Apotheke, Dulon, Grabschrift eines Britten, Précaution inutile, Schrieb Kleist in das Stammbuch seines Arztes.“ Wo Weber die Quelle nicht beigefügt hat, fehlt sie auch bei Eckart, zweimal S. 10 und S. 12. Aus irgendeinem Grunde citirt Weber eine Stelle aus dem griechischen Schriftsteller Athenaeus lateinisch: „exceptis medicis nil est grammaticis stultius.“ Eckart folgt ihm auch hierin. Wir sehen also, daß diese Sammlungen bisjetzt berechtigten höhern Ansprüchen noch nicht genügen.

Richard Opitz.

Neue Romane.

1. Zigeuner der Großstadt. Roman von U. von Eck. Berlin, O. Janke. 1895. 8. 4 M.
2. Moderne Ehen. Roman von H. Schobert. Drei Bände. Berlin, O. Janke. 1895. 8. 12 M.
3. Es tagt! Roman von Anny Wothe. Chemnitz, B. Richter. 1894. 8. 3 M.
4. Zweierlei Hoheit. Roman von Juvenalis Minor. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895. 8. 3 M. 60 Pf.
5. Eine geheime Sendung. Roman von E. Gerard. Genehmigte Uebersetzung aus dem Englischen von S. Orref. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1894. 8. 3 M.

Sucht man den Gewinn abzuschätzen, den die Literatur etwa aus den oben angezeigten Romanen ziehen könnte, so muß man sagen, daß er sehr gering ist, daß mehr Nieten als Treffer darunter sind, und daß auch diese sehr bescheiden ausgefallen sind.

Relativ den günstigsten Eindruck haben uns die an erster Stelle genannten „Zigeuner der Großstadt“ U. von Eck's gemacht. Allerdings erweckt der Titel falsche Vorstellungen. Denken wir doch, wenn von Zigeunern die Rede ist, an ein leichtsinniges, leichtlebiges Völkchen, das keine Heimat, keine Ruhe und kein Gewissen hat, sondern in den Tag hineinlebt, lügt und betrügt, bei allen soliden Bürgern verhaßt ist und von ihnen sorgfältig gemieden wird. Unter „Zigeunern der Großstadt“ würden wir also jene Gesellschaftsschichte zu verstehen haben, aus deren Kreise die Circusleute, Akrobaten, Chansonetten, Tingeltangelensen, die Mitglieder der weiblichen Musikkapellen und wie die ganze Sippschaft sich sonst nennen mag, hervorgehen und die gegenwärtig hauptsächlich in den großen Städten ihr Feld und lohnendes Verdienst finden. Die Welt aber, in die uns U. von Eck führt, ist eine weit edlere; ihre Vertreter als Zigeuner zu bezeichnen, halten wir für verfehlt. Die Zigeuner, von denen in dem Romane die Rede ist, sind nämlich Künstler, Maler, Bildhauer, Musikanten, Schriftsteller, sogar Gelehrte — auch ein weiblicher Doctor spielt darin eine große Rolle —, aber sie benehmen sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, gar nicht zigeunerhaft, im Gegentheil, gerade diejenigen Gestalten der Erzählung, denen die Sympathie der Leser zufällt, der Bildhauer Lambert und seine Geliebte Constanze Farel, die später seine Frau wird, sowie Constanze's Vater, der blinde Musiker Farel, nicht minder das alte Fräulein Diana von Brincken, die achtundsiebzigjährige Greisin, die alle ihre Bekannten glücklich machen möchte, sind so biedere, innerlich gefestete, sicher ihren Weg dahingehende Personen, daß man, wir möchten sagen, angenehm darüber enttäuscht ist, daß der Titel so wenig das hält, was er zu versprechen scheint. Aber auch in der Hauptfigur des Romans, in Thoma Liengaard, vermögen wir nichts von dem, was der Titel andeutet, zu entdecken. Thoma Liengaard ist vielmehr eine problematische Natur, ein Opfer moderner Ueberbildung, deren nur auf die Befriedigung ihrer Liebessehnsucht gerichtetem Wesen durch die Gegenüberstellung des weiblichen Doktors, des Fräu-

lein Clara Cavalcanti, das die Liebe als eine Schwäche betrachtet, und ihr schließlich doch erliegt, in eine besonders wirksame Beleuchtung gestellt wird. Thoma Liengaard's Bräutigam aber, der Schriftsteller Gunnar Bolinder, der sich nicht entschließen kann, sein Wort einzulösen und Thoma zu seiner Frau zu machen, nicht aus Untreue gegen sie, sondern weil er über ein unklares Träumen und Denken nicht hinauskommt, ist erst recht eine problematische Natur, in deren Zeichnung übrigens der Autor am wenigsten glücklich gewesen ist. Es bleiben also nur noch der Maler Linsky, der etwas toll in den Tag hineinlebt, aber schließlich doch noch zur Vernunft gelangt, und der gänzlich heruntergekommene, ehemals gefeierte Dichter Gregory, sowie einige den Gang der Erzählung gar nicht beeinflussende Nebenfiguren übrig, um den gewählten Titel zu rechtfertigen. Indessen wollen wir aus dieser unseres Erachtens verfehlten Titelüberschrift dem Verfasser keinen großen Vorwurf machen, da er es verstanden hat, seine, wenn auch nicht gerade tief, aber doch consequent gezeichneten Charakterfiguren in eine nicht unwahrscheinliche Handlung zu verwickeln, und ihr in dem durch körperliche Leiden herbeigeführten Ende Thoma Liengaard's und in dem freiwilligen Tode des Fräulein Doctors, sowie in Gunnar Bolinder's Selbsterkenntniß eine Lösung zu geben, die sich mit Glück außerhalb des Rahmens hergebrachter Trivialität hält. Das ist heutzutage immer ein Verdienst, und wir würden uns freuen, wenn wir häufiger Romanen von der relativen Güte dieser Arbeit U. von Eck's begegneten.

Wir steigen schon beträchtlich von der Höhe herab, wenn wir nun an zweiter Stelle von H. Schobert's Roman: „Moderne Ehen" sprechen. Schobert versteht nicht übel zu erzählen, er kennt auch die Mittel, die man anwenden muß, um den Leser in Spannung zu versetzen, selbst seine Art zu charakterisiren ist gar nicht zu verachten, aber er bietet uns in keiner Hinsicht etwas Neues und Eigenes. Seine Welt der Roués, der leichtsinnigen Cavaliere, die das Glück der Liebe für nichts achten und nur den Eingebungen ihrer Laune und den augenblicklichen Gelüsten ihrer Sinnlichkeit folgen, die Luft der Rennställe und das Treiben bei den Wettrennen ist schon von anderen vor ihm so oft und mit denselben Farben geschildert worden, daß es sich nicht lohnt zu untersuchen, ob er oder seine Vorgänger die Sache etwa besser verstanden haben. Was Schobert uns bietet, ist gangbare Waare, wie sie die Massenproduction täglich hervorbringt; sie mag heute noch einen guten Preis haben, weil sie noch Mode ist, aber sie wird vergehen, wie die Mode vorübergeht, und Niemand wird in Zukunft von ihr reden, denn nur das, was eine eigene Physiognomie hat, ist im Stande, sich fester unserem Gedächtniß einzuprägen.

Diese Erkenntniß hat möglicherweise Anny Wothe bestimmt, in ihrer Erzählung: „Es tagt" (Nr. 3) ein Thema zu behandeln, das, wenn auch nicht durchaus neu, doch wenigstens nicht gerade gewöhnlich ist. Sie will uns zeigen, wie wahre Liebe im Stande ist, selbst die Nacht des Wahnsinns und düsterer Schwermuth zu bannen und dem gequälten Menschenherz wieder Frieden, Ruhe und Glück zurückzugeben. Sie thut dies mit entschiedenem poetischen Geschick, das am wohlthuendsten in denjenigen Partien wirkt, in denen sie den landschaftlichen Hintergrund, das alte, düstere Schloß, das ehemals ein Kloster war, den einsamen Kirchhof, die Wälder und Berge, in deren Mitte die Geschichte spielt, zu schildern versucht. Diese Abschnitte ihres Buches, die, was wir lobend hervorheben wollen, nie ungebührlich breit ausgeführt sind, haben etwas von der Jugendfrische echter Romantiker, die den deutschen Leser immer fesseln wird, an sich; sie bilden den Glanzpunkt der Erzählung. Leider aber wird derselbe romantische Zug in anderer Hinsicht der Verfasserin gefährlich. In echt weiblicher Uebertreibung versteht sie es nicht, in der Darstellung von Gut und Böse das nöthige Maß einzuhalten und Licht und Schatten richtig zu vertheilen. Daraus erklärt es sich, daß ihre Gestalten uns unwahrscheinlich vorkommen, und daß das Ganze als eine allzu künstlich ausgeklügelte Erfindung erscheint, die einen befriedigenden Genuß nicht aufkommen läßt. Wir können daher der Verfasserin nur rathen, ihrer Phantasie weniger Spielraum zu lassen und durch scharfe Beobachtung der realen Verhältnisse ihr Talent in strenge Schulung zu nehmen.

Die Phantasie, die Anny Wothe noch zu sehr beherrscht, scheint uns dagegen dem Verfasser des Romans: „Zweierlei Hoheit" (Nr. 4), der sich Juvenalis Minor nennt, in bedenklichem Grade zu fehlen. Die Folge davon ist, daß sein Werk langweilig geworden ist, sodaß es einen Ueberwindung kostet, um sich bis ans Ende durchzulesen. Offenbar hält sich dieser Autor für ein satirisches Talent, sonst würde er kaum durch die Wahl seines Pseudonyms den Vergleich mit einem der größten Satiriker des Altertums herausgefordert haben. Uns kommt jedoch seine Satire höchst schwächlich vor. Er berichtet uns von einem Fürsten eines kleinen Staates, der in übertriebener Weise von der Bedeutung seiner Stellung eingenommen ist, deshalb seinen Minister, dem das Land seine Blüte und seinen Wohlstand verdankt, entläßt, und sich mit Hofschranzen umgibt, die seiner Eitelkeit fröhnen und seine plötzlichen Einfälle für Ausgeburten eines großen Geistes halten. Die Absicht, die der Verfasser damit verfolgt, ist unschwer zu erkennen, aber die Satire ist so plump, und die Anspielungen sind bis auf die geringsten Kleinigkeiten so handgreiflich, daß sein Roman wie ein politisches Pamphlet erscheinen würde, wenn der Fürst nicht nur eine Nebenfigur wäre und statt dessen mehrere Liebesgeschichten der gewöhnlichsten Art, in die eine Menge dem Leser gleichgültig bleibender Personen verflochten sind, in den Vordergrund des Interesses gerückt wären. So ist das Buch weder Fisch, noch Vogel, ein Unding, dessen tödliche Langweiligkeit trotz der politischen Anzüglichkeiten jedenfalls als höchst unschädlich angesehen werden darf.

Ob es schließlich nöthig war, E. Gerard's Roman: „Eine geheime Sendung" (Nr. 5) aus dem Englischen ins Deutsche zu übertragen, das will uns höchst zweifelhaft erscheinen. Wir sind gewiß am wenigsten Gegner von Uebersetzungen aus fremden Literaturen, aber wir meinen, daß sie nur berechtigt sind, wenn durch sie bedeutende Erscheinungen von ausgesprochener Eigenart einem größern Kreise deutscher Leser zugänglich gemacht wird. Als eine solche aber können wir Gerard's Roman nicht ansehen, wenn wir auch zugeben, daß er nicht unter dem heutigen Durchschnittsmaß einer Erzählung für unsere Familienblätter zurückbleibt. Gerard's Held ist ein polnischer Offizier in preußischen Diensten, der den Auftrag erhält, die Stellungen und Stärke der russischen Truppen an der deutschen Grenze auszukundschaften. Um diese geheime Sendung möglichst wenig auffällig ausführen zu können, lebt er eine Zeit lang auf dem Lande bei seinem Bruder, der in der Nähe der deutschen Grenze in russisch Polen ein bescheidenes Landgut besitzt. Felichan Starowolski, so heißt dieser Gutsbesitzer, ist aber ein viel zu beschränkter Mann und dabei viel zu ängstlich, um seinem Bruder Roman irgendwelche thatkräftige Unterstützung in seinen Plänen gewähren zu können. Roman Starowolski muß sich also nach einem andern Bundesgenossen umsehen. Er findet ihn in der Person der Gräfin Birnta Massalowska, einer ebenso schönen, als leidenschaftlichen und ehrgeizigen Dame, die von dem Wunsche, eine politische Rolle zu spielen, geleitet, auf Roman's Abenteuer eingeht und den General Vassiljef, der als ein eitler, alter Geck und Frauenjäger geschildert wird, den Mobilmachungsplan der russischen Armee durch die Künste ihrer Koketterie zu entlocken weiß. Indessen erscheint das Benehmen Roman's den russischen Behörden verdächtig, er wird als preußischer Spion verhaftet, nach Verlauf von mehrern Wochen aus Mangel an Beweisen aber wieder entlassen, während sein Bruder Felichan in die Verbannung nach Sibirien geschickt wird, weil man in seinem Hause die von der Gräfin entwendeten und von Roman dort versteckten Papiere gefunden hat. Als Roman diese Nachricht erhalten und sich von dem Unglück, das diese Maßregelung in dem sonst so friedlichen Hause seines Bruders angerichtet hat, mit eigenen Augen überzeugt hat, erfaßt ihn die Reue und Verzweiflung. Er glaubt nie wieder glücklich werden zu können und verzichtet auf die Ehren, die ihm seine so geschickt durchgeführte Mission in reichem Maße einträgt, und auf die Ehe mit der Gräfin, um sich selbst den russischen Gerichten zu stellen und dadurch die Freilassung seines Bruders zu erwirken.

Diese kurze Wiedergabe des Ganges der Erzählung muß genügen, uns zu zeigen, daß der Roman nicht übel erfunden ist. Als ein weiterer Vorzug ist noch hinzuzufügen, daß die Schilderung der Zustände in dem Haus und Hof Felichan Starowolski's ganz vortrefflich ist, weil sie uns einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben der kleinen polnischen Edelleute gewährt. Dementsprechend erscheinen uns auch die Bewohner dieses Hauses, sowohl Felichan Starowolski selbst, als seine Frau Halo und seine Schwägerin Luba, die eine stille Liebe zu Roman in dem Herzen trägt, nicht minder der alte kindisch gewordene Schwiegervater Starowolski, dessen größte Leidenschaft es ist, Fliegen zu tödten, als eigenthümlich geartete Charaktere, die so scharf und bestimmt gezeichnet sind, wie wir es von den Figuren in den Werken der modernen russischen Erzähler gewöhnt sind. Dagegen fehlt nicht nur der Gestalt Roman's, sondern auch der der Gräfin jede Spur von Originalität; beide sind Figuren nach bekannten Mustern, und obwol Gerard wenigstens bei der Gräfin den Versuch gemacht hat, sie als ein excentrisches Wesen hinzustellen, so ist er doch dabei über eine Charakterisirung durch belanglose Aeußerlichkeiten nicht hinausgekommen. Dieser Mangel thut dem Werth seiner Arbeit bedeutenden Eintrag und stellt ihn trotz der erwähnten Vorzüge auf die schon oben angedeutete, nicht eben hohe Stufe eines leidlichen Familienromans.

H. A. Lier.

Dramatische Werke.

1. Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen von Arthur Schnitzler. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Arthur Schnitzler ist ein großer Virtuose, aber sein Talent ist von kleinem Umfang. Schnitzler muß sparen, sagt Hermann Bahr von ihm in seinen Studien zur Kritik der Moderne, denn er hat wenig. So will er es denn mit der zärtlichsten Sorge, mit erfinderischer Mühe schleifen, bis das Geringe durch seine unermüdliche Kunst Adel und Würde verdient. Was Schnitzler bringt, ist nichtig. Aber wie er es bringt, darf gelten. Die großen Züge der Zeit, Leidenschaften, Stürme, Erschütterungen der Menschen, die ungestüme Pracht der Welt an Farben und an Klängen ist ihm versagt. Er weiß immer nur einen einzigen Menschen, ja nur ein einziges Gefühl zu gestalten. Aber dieser Gestalt gibt er Vollkommenheit, Vollendung. Mit Vorliebe behandelt Schnitzler, der zum sogenannten Jungen Oesterreich gezählt wird, den österreichischen Lebemann und das bunte Leben in Wien. Auch sein neuestes Schauspiel „Das Märchen" spielt in wiener Kreisen, diesmal von kleinbürgerlichem Zuschnitt. Sein Thema ist das Märchen von den Gefallenen, von jenem Ereigniß, über das nach Hebbel's Ausdruck kein Mann hinweg kann. Ein junger ernster Schriftsteller liebt eine Schauspielerin, die

er für rein hält. So lange er nichts von ihrer frühern Verschuldung weiß, spricht er mit heiterer Ueberlegenheit von dem Märchen der Gefallenen; dann als er über das Vorleben Fanny's aufgeklärt wird, wird ihm das Märchen eine Wirklichkeit, ein seelisches Hinderniß, über das er nicht hinweg kann. Er vermag dem Mädchen nicht zu verzeihen, er vermag aber auch nicht ihrem sinnlichen Zauber auszuweichen, er wird selbst ihr Geliebter. Das Märchen von den Gefallenen erscheint ihm nicht so lügenhaft und heimtückisch wie das Märchen von den Erhobenen. Er ist nicht stark genug, dem Urtheil der Welt zu trotzen, er geht und verläßt Fanny. Das Schauspiel zeigt bemerkenswerthe Feinheiten in der Seelenschilderung des Mädchens, wenn auch hier eine größere Mannichfaltigkeit gefordert werden könnte. Gleichwol lebt diese Gestalt und ist bedeutend. Sehr fein ist das Verhältniß der Schwestern zueinander. Fanny hat ihre ältere Schwester immer unendlich hochgestellt und sich ihr gegenüber in ihrer ganzen Schuld gefühlt. Jetzt, als die Schwester eine kühle Verstandsehe mit einem pensionsberechtigten Beamten eingehen will, mindert sich das Schuldbewußtsein Fanny's und sie sieht in der Denkweise der Schwester das kleinlich Berechnende. In hundert Einzelheiten ist das Leben getroffen und mit schöner, warmer Empfindung im Bild des jungen Mädchens benutzt. Der Schriftsteller, Fanny's Geliebter, hat dagegen etwas von jener Absichtlichkeit an sich, die Figuren meist eigen ist, an denen ein Dichter etwas erweisen will. Dies Verstandeselement zeigt sich auch in der wenig geschickten Führung mancher Scenen. Da ist der kluge Freund, der Raisonneur des Stückes, der immer warnt und mahnt und erklärt; da kommt, als die Entscheidung fallen soll, zuerst das Mädchen, dann nach ihrem Abgang ohne zwingende Motive der Mann, der ihr Verführer war, dann nochmals und wieder ohne Nothwendigkeit das Mädchen, das schließlich mit Preisgebung ihrer selbst einen Pyrrhussieg über den Schwankenden erringt. Auch die Streitereien über literarische Fragen sind kalt und unnöthig fürs Stück. In seiner Gesammtheit ist es mit Ueberwindung des leicht abstoßenden Stoffes von warmer Empfindung durchflossen, und mit wirklicher Sorgfalt gearbeitet, bis auch das Geringe durch unermüdliche Kunst Adel und Würde erreicht.

2. Vaterland. Schauspiel von Julius Riffert. Leipzig, Walther Fiedler. Comm.-Verl. 1894. Gr. 8. 1 M.

Ausbündige Langeweile ist wol das beste, das kennzeichnende Urtheil über Riffert's „Vaterland". Zwar bis zu jener geradezu erdrückenden, wuchtigen Langeweile, die das Bismarck-Festspiel desselben Verfassers mir noch lange unvergeßlich gemacht hat, verliert sich das neueste Schauspiel schon deshalb nicht, weil statt Allegorien und Typen wirkliche Ereignisse von Alltagsmenschen vorgeführt werden. Die Scene ist Paunsdorf bei Leipzig in der Linie der französischen Schlachtordnung am 17. October 1813, wo sächsische Truppen, in einer weit vorgeschobenen Stellung befindlich, und im Innern mehr auf Seiten der Verbündeten als der Franzosen, gegen den Befehl ihres Königs von Napoleon abfallen und zu den Verbündeten übergehen. Der Stoff ist nicht unglücklich gewählt und bietet für einen Meister historischer Charakteristik genug gewaltige und feine Stimmungen, die lebhaft interessiren könnten, und wol auch den gewaltigen Accord, den der Titel des Stückes verspricht, den vaterländischen, hervorrufen dürften. Aber Riffert hat dem Stoffe nicht das Mindeste abzuzwingen verstanden, was künstlerisch von Werth wäre. Es gibt z. B. einen verzerrten französischen Marschall, der binnen fünf Minuten (während der Völkerschlacht von Leipzig nebenbei gesagt) folgendes thut oder nicht thut: er wagt es nicht, zwei sächsischen Lieutenants und zwei sächsischen Infanteristen zu sagen, daß der Kaiser Napoleon befohlen hat, die Sachsen als unsicher von den Vorposten abzulösen und hinter die Front zu ziehen; der Marschall wagt es nicht auszurichten, weil ihn les yeux der vier Soldaten stören. Derselbe Marschall erinnert sich — alles geht, wie gesagt, binnen fünf bis zehn Minuten bei Leipzig am 17. October 1813 vor — an den Kuhreigen und singt „Zu Straßburg auf der Schanz"; derselbe Marschall läßt sich von seinem Adjutanten die Karte des Schlachtfeldes erklären, ungefähr wie sich jemand die Aussicht vom Schafsberg erklären läßt; er weiß nicht wo Möckern liegt und nicht, wo Taucha liegt und welche Truppen dort stehen. Einen solchen Marschall gab es bisher sogar in der Operette nicht. Eine wichtige Rolle spielt in dem Stück ein Buch mit folgendem Titel: „Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Schiller. Zum Neujahrsgeschenk auf 1805. Tübingen in der J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1804." Die Bibliographie ist tadellos. Auf den ersten Blick werden in dem Buch die bekannten Worte des Attinghausen entdeckt (Tell hat ja nur 3286 Verse) „Ans Vaterland, ans theure schließ dich an" u. s. w. Den gewonnenen Eindruck geben die sächsischen Offiziere mit folgenden Worten wieder, die als Probe des künstlerischen Stiles von Riffert eine Stelle finden mögen: „Mächtig, gewaltig und recht wie für uns geschaffen, wie Trompetenklang und Rossesstampfen in der Schlacht, die wie mit Tüchern winken: kommt! kommt!" Wer Ohren hat zu hören, der bemerkt wol, daß Riffert über den künstlerischen Ausdruck, über die Charakteristik und lebensvolle Sprache des Dramatikers nicht gebietet.

3. Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius. Leipzig, Akademische Buchhandlung (W. Faber). 1895. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Drama von Johannes Lepsius ist nicht ohne Spuren von Talent, aber künstlerisch verworren und unreif. Es spielt in der Zeit vom Ausbruch des jüdischen Krieges bis zur Zerstörung Jerusalems. Abgesehen von dem bereits umherirrenden ewigen Juden werden Geister und Gespenster aller Art aufgeboten, Moses und Elias, der Tod und die vier apokalyptischen Reiter; dazu zahl-

reiche Hohepriester, Könige, Statthalter, Rabbiner, Juden und Christen. Man könnte nicht sagen, daß die Wirkung dem verwendeten Aufgebot entspräche. Mit jugendlicher Unerfahrenheit ist jede Scene nach Möglichkeit gesteigert, und Wahrscheinlichkeit ist noch der geringste Preis, der dafür gezahlt wird. Ein solches Ueberbieten von Wirkungen erweckt nicht das Gefühl der Kraft, sondern der Schwäche. Ahasver tritt an die Spitze der jüdischen Aufständischen, die Freiheit von Rom auf ihre Fahne geschrieben haben. Willkürliche Erfindungen, phantastische Ereignisse und sonderbare Schrullen wechseln mit einzelnen Zügen von Größe. Durch das Stück geht unverkennbar ein heftiges Ringen, ein rathloses Suchen, die Welt des Innern zu gestalten und Ausdruck für die Gedanken zu finden, die den Dichter beschäftigen. Zum derbsten und schreiendsten Effect wird lieber gegriffen als zum innigen, klug und tief erwogenen Kunstmittel. In die Prosasprache werden Jamben gesprengt, die Stilarten aller möglichen Dichter erprobt. Man merkt die innere Hast, die Unzufriedenheit, die der Verfasser trotz der wilden Jagd nach kraftvollen Wirkungen nicht los wird. Aus einem so wüsten, glühenden Durcheinander kann sich ebenso wol etwas Bedeutendes entwickeln wie etwas Unerträgliches.

4. Die Invalta. Eine Tragödie von Emanuel Zaeslin. Basel, Benno Schwabe. 1894. 8. 1 M. 60 Pf.

Von dem Stücke „Die Invalta" kann keine Kritik gegeben werden. Nach Zaeslin's mattem, mühevoll dahinkriechenden Trauerspiel „Samuel Henzi" tritt der Verfasser hier mit einer überspannten, kranken und verworrenen „Tragödie" hervor, die schon nicht mehr Spott, von einer Kritik ganz zu schweigen, sondern menschliches Mitleid verdient. Es ist keine ungewöhnliche Erscheinung, daß gerade die am wenigsten dichterischen Geister, denen weder Sprache noch Gestaltungsvermögen eignet, aber von eitlem Schaffenstrieb geschwellt sind, plötzlich von einem harten trockenen Werk zu einer ausschweifenden, aber erkünstelten Phantasieschöpfung übergehen. Alle Zeichen des Krankhaften liegen auf einem solchen Erzeugniß: die unklaren, hochtrabenden Gedanken, die schemenhafte Charakteristik, das Fehlen jeder logischen Begründung, eine wüste Phantastik. Jedem ernsten aufrichtigen Beurtheiler unverständlich, pflegen derartige verstiegene Schöpfungen nach der Ansicht ihrer Urheber von maßloser Bedeutung zu sein. Zu ihnen, wie in ein Heiligthum über Wolken, flüchtet sich der arme gequälte, von Enttäuschungen betroffene Verfasser und glaubt des Unverstandes seiner Beurtheiler dort spotten zu können. Die Talentlosigkeit wird sich selber niemals klar sein, denn auch dazu gehört Talent. Der Verfasser weiß blos einen einzigen störenden Druckfehler in seinem Buche anzuführen; nach unparteiischer Ansicht ist das ganze Drama Zaeslin's nichts als ein einziger störender Druckfehler.

5. Der Wunsch. Ein Märchenspiel in Versen von Rudolf Lothar. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). 1895. 8. 1 M.

Das kleine harmlose Drama ist im wiener Burgtheater gegeben worden. Ein schwerwiegendes Merkmal, sei es auszeichnender, sei es fehlerhafter Natur, kommt ihm nimmermehr zu. Das kleine Drama hat überhaupt keine Bedeutung. Es ist bei seiner Schlichtheit, fast möchte man sagen Dürftigkeit, theatralisch leicht zu spielen. Besondere Gedanken, die den Anspruch auf Neuheit erheben dürften, finden sich nicht. Menschen werden nicht dargestellt, nur ein paar von Romantik leise überhauchte Personen reden in mäßigen, leidlich flüssigen Versen. Einem Poeten, der weder Geld noch das Mädchen seiner Wahl besitzt, erscheint ein räthselhafter Perser, der ihm einen Edelstein auf den Tisch legt mit der Freiheit, innerhalb einer Stunde einen Wunsch auszusprechen, der Erfüllung finden soll. Reichthum, Dichterruhm, kriegerische Ehre und Liebe ziehen an der wünschenden Seele vorbei. Die Stunde verstreicht. Der Poet wirft den räthselhaften Edelstein ins Meer und entsagt seinen Wünschen. Im Erstreiten, im thatkräftigen Willen sucht er fortan sein Glück. Man sieht, der Gedanke ist niedlich und auch die Ausführung kann man so nennen.

6. Sturmflut. Drama in fünf Aufzügen von Joseph Grunzel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Eins von den sogenannten socialen Stücken, die bereits seltener auf dem Markte geworden und dem modischen Märchenstück gewichen sind; im übrigen ein gewöhnliches Stück, das natürlich im ersten Act mit einem Fest beim Fabrikanten beginnt, bei dem ein Ausschuß der streikenden Arbeiter störend erscheint. Da ist ferner das Kapitalistentöchterchen, das einen Techniker liebt und ein troddelhafter Fabrikantensohn; da sind innerlich und äußerlich saubere und daneben verlumpte Arbeiter, alle ohne Eigenart, wie sie oft schon besser dagewesen sind. Rechts wird schüchtern nach der Rührkomödie geschielt, links das gesammte realistische Drama gestreift und mit beiden Füßen im Stil des schlechten Vorstadtstückes einhergestampft. Wie viel dann noch Eigenartiges bleibt, wird man ohne Mühe ermessen können.

7. Undine. Dramatisches Märchenspiel in vier Acten von Margarete von Witten. Leipzig, G. Wigand. 1894. Gr. 8. 80 Pf.

Eine neue Jugendbühne für Schul- und Hausaufführungen bietet hier ihr erstes Werk, das in pädagogischen Zeitschriften wol eingehendere Besprechung verdient — aber nicht in literarischen.

8. Anka. Dramatisches Bild in einem Aufzuge von Max Halpern. Berlin, L. A. Kuntze. 1894. 8. 1 M.

Aeußerlich genommen gehört der Halpern'sche Einacter unbedingt zur Literatur, er stellt sich in einer prächtigen Ausstattung dar, deren sich kein Meisterwerk zu schämen hätte. Werthvoller wäre das Papier unbedingt, ohne als mit den Versen von M. Halpern.

9. Der Vater. Drama in einem Act von Wilhelm Weigand. München, Hermann Lukaschik. 1894. 8. 80 Pf.

Die Ueberwindung des Naturalismus ist schon lange erfolgt. Mit der einst allein seligmachenden Lehre der

Erblichkeit hat die Wissenschaft gründlich aufgeräumt und ihre Anwendung auf das Drama gehört einer fast schon vergessenen Periode an. Nur Nachzügler kommen noch und fordern Glaubwürdigkeit für ein verstaubtes, zum Spott gewordenes Dogma, das sie in der Weise Ibsen's, aber mit frischen, fröhlichen Anklängen an die französische Sittenkomödie, ahnungslos von dem Wandel der Anschauungen dramatisiren. Ein Vater, dessen altes adeliges Geschlecht ein wenig „wurmstichig" in dem Sinne von Ibsen's „Gespenstern" geworden ist, hat ein kleines krankes Kind. Der Arzt, der nicht umsonst Ibsen gelesen hat oder Mitglied der freien Bühne gewesen ist, sagt das Uebliche über die Verschuldung der Aeltern und die hoffnungslose Zukunft des Kindes in möglichst allgemeinen Worten. Der Vater warnt seinen Bruder, einen Mann in jüngern Jahren, vor dem Leben, das wurmstichig macht. Es ist wol umsonst. Mit einer Brutalität ohnegleichen greift der Vater zur Pistole. Dreimal knallt sie in dem Stück. Einmal wird, zur Gewöhnung der Zuschauer, ein Pferd niedergeschossen. Dann, nach der Aussprache mit dem Arzt, tödtet der Vater das Kind und darauf sich selbst. Und das alles um Hekuba, denn mehr als Hekuba ist die Lehre der Erblichkeit in dem Sinne des vorliegenden Dramas nicht.

10. Dramatische Dichtungen. Von J. Norden. I. John Williams. Schauspiel in vier Acten. II. Der Tugendbold. Schauspiel in vier Acten. III. Fesseln. Schauspiel in vier Acten. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. à 2 M.

Drei Dramen, innerhalb deren ein ständiger Fortschritt von tastenden Versuchen zu besserm Können und feinerm Wollen festzustellen ist. „John Williams" hat nur die Bedeutung einer vorbereitenden Studie. Stoff und Ausführung sind gewöhnlich, und die Fabel ist keineswegs ohne Brüche in der Begründung. Ein Lieutenant, der nach einer ehrlosen That in die Neue Welt gegangen ist, kommt nach einem Menschenalter unter leicht zu lüftendem Decknamen zurück. Er pocht auf die, allgemach auch in der Literatur eingerostete Stimme der Natur, erfährt aber eine Zurückweisung und kehrt nach Amerika zurück, ohne sich seiner Tochter zu entdecken. — Das zweite Drama: „Der Tugendbold" hat leichtern, prickelndern Dialog und setzt keckere Lichter aus der Gesellschaft auf. Dem Dramatiker sind technische Dinge diesmal besser gelungen, auch im Innern seiner Menschen weiß er Bescheid. Ein hübscher, braver Künstler, dem es ein wenig vor Frauenliebe bangt, und der doch nicht ganz ohne Empfindung ist, rettet sich aus der nahe herandrängenden Lockung sündiger Liebe in eine reine, sinnlich empfundene aber uneingestandene Neigung. Man sieht, es ist nicht mehr als eine Studie, aber eine, die auf der Staffelei eines werdenden Künstlers gestanden hat. — Das dritte Stück: „Fesseln" ist das reifste. Es bringt Conflicte und hat eine Handlung. Auch hier ist die Geschichte einer Ehe behandelt. Ein Arzt lernt die schöne, frische Tochter seiner Frau, einer üppigen, weltklugen Witwe, einige Monate nach seiner Hochzeit kennen. Liebe entbrennt zwischen dem Gatten und dem jungen Mädchen, das endlich selbst den Tod sucht. Die Beobachtung von Welt und Menschen steht auf einer achtenswerthen Höhe. Die Ausführung ist packend, ohne große Züge, aber auch ohne grell und alltäglich zu sein. Noch drei solche Stücke, und jedes mit demselben Fortschritt wie in den drei vorliegenden, so kann J. Norden etwas bedeuten.

11. Königskinder. Ein deutsches Märchen in drei Acten von Ernst Rosmer. Berlin, S. Fischer. 1895. 8. 2 M.

Das Werk hat ein Dichter geschrieben, und zwar einer, der nicht mehr mit den fertigen Mitteln, mit dem fertigen Inhalt einer abgeschlossenen Kunstbehandlung schaffen will, sondern mit selbstgefundenen und noch von Wenigen versuchten. Er geht als Dichter natürlich auf die Anschauung und auf das Gemüth, er bietet nichts ungeahnt Neues, aber er wirkt in eigenthümlicher Weise. Man erprobe die Wahrheit des Gesagten, absichtlich noch ohne den Zusammenhang zu kennen an folgenden Versen Rosmer's:

Nachttropfen thauen dir noch in den Locken,
  Weiße Blüten schüttelt der Baum —
Wie jung du leuchtest in Duft und Zierde,
  Wie staunen dich an
  Meine Knechte und Ritter!
Mir flammt es! dich heim zu führen — Begierde —
  Ich trag' dich hinan
  Die goldbreiten Stufen.
  Auf das Gitter!
  Ich höre sie rufen,
Jauchzen dröhnt durch das ganze Reich,
  Komm, o komm' meine Königin!
  . . . .
  Im Brautgemach
  Unterm Königsdach
  Schlafen wir ein
Laß mich dich küssen, und stille sein.

Wol mancher wird stutzen und nicht wissen, woher und wie diese Töne entstanden sind. Das Rosmer'sche Werk ist aus jenem jungen, kräftigen Geiste hervorgegangen, der berufen scheint, den öde und stumpf gewordenen Naturalismus abzulösen und in Wahrheit über das altgewordene, das Matte und Todte in der Epigonenkunst wie eine flutende Welle hinwegzugehen. Das ist kein Aufruf für eine neue Schule der Kunst, es handelt sich überhaupt um keine Schule mehr. Aus Rosmer's und ähnlichen, vor kurzem erst erschienenen Werken spricht ein höchst merkwürdiger, frischer, reiner Idealismus, ein starker Schwung und eine freudige Bejahung des Lebens. Ueberwunden ist jene stumpfsinnige Abschrift der Natur, an der sich so lange der Naturalismus abquälte, niemandem zur Freude; vermieden sind jene platt gewordenen Phrasen und die schönseligen Künsteleien der Nachahmer unserer classischen Zeit. Die Muster selbst, die Classiker bleiben in unantastbarer Schönheit und Würde. Nur darüber, daß nun endlich einmal in der Jugend ein schönheits-

frohes, heiteres und starkes Geschlecht zu erwachen beginnt, soll man sich freuen und die Anfänge sowol wie die Anfänger ermuthigen, so viel man kann. Rosmer, von dem ich nichts weiter kenne als vorliegendes Märchenspiel, hat symbolistische Einflüsse erfahren, aber sie selbständig verarbeitet. Der Symbolismus ist jene merkwürdige Kunstbehandlung, die einen Parallelismus zum Grundgesetz hat. Der Dichter schildert nicht den Vorgang selbst, sondern einen dem letztern parallelen, aber in der Weise, daß Empfindungen rege werden, die dem ersten Vorgang selbst entsprechen. Setzen wir den Tod eines Kindes als Thema. Der Idealist wird möglichst subjectiv darüber jammern. Der Naturalist wird möglichst objectiv darstellen. Der Symbolist wird einen andern parallelen Vorgang schildern in einer Weise, daß alle Empfindungen des Schmerzes lebendig werden. An diesen Symbolismus streift Rosmer an. Er erzählt von bösen Hexen, von einer Gänsemagd und einem Königssohn. Dabei ist er auch von ganz eigenartigem Humor. Aber ihm handelt es sich nicht um die Personen selbst, er will Empfindungen erwecken, von der Freude bis zum tiefsten Schmerz, und es gelingt ihm, da er ein Dichter ist und die Kunst, weitherziger als selbst kluge Menschen, nur nach der Schönheit fragt und nicht nach den Pfaden, auf denen ein Dichter zur Schönheit wandelt.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Eine eigenthümliche literarische Gesellschaft findet sich in der Broschüre von Otto Kraus beisammen: „Der deutsche Büchermarkt 1893" (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von Freiherrn von Ungern-Sternberg und Dietz, Band XIX, Heft 3 [Stuttgart, Belser'sche Verlagshandlung, 1894]). Der Verfasser geht nicht darauf aus, den Fortschritt in literarischer Beziehung festzustellen, wobei nur die bedeutendern Bücher in Frage kommen würden, sondern will vielmehr zeigen, was für Schund oder wenigstens Durchschnittswaare jahraus jahrein im Buchhandel fabricirt wird. „Der Büchermarkt" — beginnt er — „ist ein Spiegel der Volksseele; höchst selten sieht man in diesem Spiegel das gesammte Volk, meist nur einzelne Volksschichten, oft nur Berufsschichten. Der deutsche Büchermarkt eines Jahres spiegelt genau das Leben und Streben, das Wünschen und Wollen, Gesundheit und Krankheit des deutschen Volkes ab. Das Jahr 1893 ist willkürlich zur Aufzeigung des Wechselverkehrs zwischen der Bücherherstellung und dem Büchervertrieb einer- und dem kaufenden Publikum andererseits gewählt worden; jedes andere Jahr bietet Stoff zu gleichartigen Beobachtungen." Mit leichter Verknüpfung reihen sich die verschiedenartigsten Gegenstände: Kalender, Sport, Antisemitismus und Judenthum, ethische Cultur, Heilmittel, Kochkunst und noch bedenklichere Dinge aneinander. Man merkt bald, auf welcher Seite des Verfassers Sympathien liegen. Seine Urtheile lassen, insbesondere auch in der belletristischen Literatur an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn er z. B. die „langweiligen Romane" von X. nennt oder Y., „den Verfasser unsäglich schlechter Romane". Von Zeit zu Zeit hört man so derbe Sprache gern, die hier noch gewürzt wird durch eine Auslese aus den Stilblüten, mit denen die Verleger selbst ihre Bücher anpreisen. Auch zu der jetzt brennenden Frage der Colportageliteratur nimmt Kraus Stellung. Dazwischen hinein werden auch einzelne Bücher mit Anerkennung genannt. Doch sagt der Verfasser selbst: „Was der deutsche Buchhandel zur Förderung christlicher Frömmigkeit, gediegener Wissenschaft und wahrer Kunst auch im Jahre 1893 geleistet hat, ist in dieser Schrift nicht einmal andeutungsweise gesagt worden. Wie man von den besten Frauen nicht spricht, die schlechten aber beim richtigen Namen nennt und ihnen den Verkehr in der guten Gesellschaft verwehrt, so konnte es sich auch in dieser Besprechung im wesentlichen nur darum handeln, den Büchermarkt des gemeinen Lebens und seine Ausschreitungen kennen zu lernen."

— Eine Reihe von Aufsätzen, die im Sommer 1893 in der „Vossischen Zeitung" erschienen sind, hat Fr. Oppenheimer unter dem Titel „Die Ferienwanderung. Wanderbriefe" (Berlin, F. Fontane u. Comp.) herausgegeben. Das Buch zerfällt in drei Theile. Im ersten wird der Nutzen der Fußwanderung vom medicinischen Standpunkte aus erörtert, der zweite enthält praktische Winke und Rathschläge über Ausrüstung, Art des Wanderns, Lebensweise auf der Reise u. dgl. m. Sie verrathen den erfahrenen Wanderer und sind „Ungeübten" dringend zu empfehlen, wenn sie auch nicht gerade besonders Neues bieten. Doch das liegt in der Natur der Sache, die Zusammenstellung dieser Vorschriften ist immerhin dankenswerth. Den dritten, umfangreichsten Theil des Buches bilden Reisebriefe aus dem Stubai- und Oetzthal, von der Ortlergegend und aus dem Engadin. Wer diese Gegenden selbst gesehen hat, wird Oppenheimer's Schilderungen mit Vergnügen lesen. Sie sind frisch und anschaulich, zuweilen in burschikosem Tone geschrieben. Ueberall bewährt sich der Verfasser als gebildeter Mann, der reiche Erfahrung, offenen Blick und warme Begeisterung für die Schönheit der Alpenwelt besitzt. Daß er den Vers ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται dem Sophokles zuschreibt statt dem Menander, wollen wir ihm nicht hoch anrechnen. Auch soll wol die von ihm geschilderte Reise nicht vorbildlich für seine Leser sein, seine Touren stehen zum Theil nicht im Einklange zu seinen Wanderregeln.

Bibliographie.

Blum, H. Dr., Fürst Bismarck und seine Zeit. Dritter Band. 1863—1867. München, C. H. Beck'sche Buchhandlung (Oskar Beck). 8. 5 M.

Pogio, M. A., Korea. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 4 M.

Popper, W., Altmodische Leute. Novelletten und Skizzen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Röhrich, W., Das Buch von Staat und Gesellschaft. Eine allgemeine Darstellung des gesammten socialen Lebens der Gegenwart. 2 Bände. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 8. 10 M. 80 Pf.

Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Assim-Agha Gül hanendé. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schulze Smidt. Leipzig, Schmidt u. Günther. 8. 3 M.

Silberstein, A., Die vom Dorf. Ernste und heitere Geschichten. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 4 M.

Staehelin, Prof. Dr., Rudolf. Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken. Erster Halbband. Basel, Benno Schwabe. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Stern, Prof. Dr. A., Studien zur Litteratar der Gegenwart. Dresden, V. W. Esche's Verlag. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Suttner, A. G. v., Eine moderne Ehe. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 5 M.

Treutler, C., Unter dem Zeichen des Krieges. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 2 M.

Vogel vom Spielberg, A., Das Recht der Lebenden. Roman. Wien, Literar. Gesellschaft (M. Breitenstein). 8. 5 M.

Volkelt, J. Prof. Dr., Aesthetische Zeitfragen. Vorträge. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. 8. 4 M. 50 Pf.

Wolters, W., Geliebt werden. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 5 M.

Zapp, A., Der neue Don Quixote. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Geschichte der Philosophie

mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.

Von

Dr. PAUL DEUSSEN

Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abteilung:

Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.

8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abteilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, neuere Philosophie bis zur Gegenwart) darstellen wird.

Das bedeutende Werk wird die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich lenken. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von

Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Vier Auflagen in einem Jahre!

„Von allen vorhandenen Sammlungen, die unsere Redensarten und Sprachbilder erklären, gebührt der vorliegenden Borchardt-Wustmann'schen zweifellos der Preis; ihre Reichhaltigkeit, ihre streng wissenschaftliche Methode und ihre frischbelebte Darstellung stellen selbst den trefflichen, weitverbreiteten Büchmann und andere in Schatten, und wir wünschen nur, daß das Buch als ein wahrer Hausschatz in Familie und Schule eindringen und namentlich auch zum Weihnachtsfeste als eine Gabe von nationaler Bedeutung Tausenden beschert werden möge."

Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 3. — 17. Januar 1895.

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck.

So liegt sie nun vor uns die kritische Gesammtausgabe der politischen Reden des Fürsten Bismarck!*) Zwölf stattliche Bände sind in der kurzen Zeit von drei Jahren, dank dem Arbeitsfleiß und der kritischen Schulung des Herausgebers, dank auch dem opferfreudigen Sinne der Verlagsbuchhandlung, die sich von Anfang an der großen Aufgabe, die sie unternommen, bewußt geblieben ist, hinausgegangen in alle Welt, an alle Herzen pochend, wo das deutsche Manneswort einen Nachhall findet, an alle Herzen pochend, wo heiße Liebe zu dem großen, gewaltigen Schöpfer des Deutschen Reiches brennt. Drei Jahre von weittragender Bedeutung: auch in dem Leben des Fürsten selbst! Wer gedenkt nicht an jene vor zwei Jahren unternommene Fahrt nach Dresden und Wien, an jene Tage in der alten Musenstadt Jena, wo das deutsche Volksgemüth in so rührender Weise aus den verborgensten Tiefen seines Herzensschreines alle die Liebe, die dort jahrelang aufgespeichert lag, hervorholte und sie dem darbrachte, den es als den besten Sohn, der je auf deutscher Erde groß geworden, erkannt hatte? Damals zeugten die ersten Bände der Reden von dem jungen Bismarck, dem Junker, der kampfesmuthig und weisheitgerüstet dem nahenden Sturm der Revolte sich entgegenstemmt, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der den blinkenden Schild der Königstreue, ein echter Gefolgsmann seines Herrn, dem Feinde trotzig entgegenhält und hinter dem Schilde seinen Speer zum Angriff bereitet. Und jetzt nach zwei Jahren, wo der letzte Band der Reden vorliegt, trauert ganz Deutschland mit dem Manne, dem sein Liebstes durch den unerbittlichen Schnitter Tod entrissen worden ist, dem es jetzt nicht mehr beschieden ist, daß die sanfte Frauenhand sich in seine kampfesgewöhnte legt, die Hand der Frau, die so manche Sorgenfalte von der denkenden Stirn liebevoll weggestrichen, die Hand der Frau, die nun nicht mehr den letzten Band der Reden ergreifen soll. Alle die Großen, die einst die schweren Tage der Arbeit mit Bismarck getheilt, sind heimgegangen, und er selbst ist einsam! Aber nicht allein! Der Genius Deutschlands hält bei ihm treue Wacht.

Uns aber, die noch übrig geblieben sind aus jenen Tagen der Kämpfe und der Siege, soll die Ausgabe der Reden mehr sein als ein Buch. Sie ist ein Stück von unserm Leben, von unserm Denken, von unserm Fühlen. Millionen von Deutschen sind neben Bismarck durch das Leben gewandelt, und allen hat er das Herz erfüllt. Gar mancher der alten Genossen glaubt noch heute dem Manne, der mit starker Faust Deutschland zu seinem Willen gezwungen hat, grollen zu müssen, ob des Zwanges, ob der unwiderstehlichen Gewalt. Und doch ist dieser Groll nur verhaltene Liebe! Denen aber, die sich der Liebe ganz hingegeben, sind die Reden ein köstliches Besitzthum, das sich auf die Enkel und Enkelkinder vererben soll, um auch ihnen das Leben mit all' dem Hohen, das uns einst bewegte, zu erfüllen. Denn hier ist Deutschland!

Man höhnte im Auslande so oft und so gern über den deutschen Träumer, der sich aus der Wirklichkeit in das selbstaufgebaute Reich des Ideals flüchte, der die scharfe politische Zugluft ängstlich meide. Der tapfere Erzengel Michael, der auf der Reichsfahne in den alten Kaiserzeiten dem Heere zum Sturme voranwehte, er wurde der schläfrige, deutsche Michel, den man sich am liebsten mit einer unendlichen Zipfelmütze und auf Bärenhäuten träumend dachte. Nun hat der deutsche Michel wieder die Hände aus dem Taschensack gezogen und mit seinen derben, urdeutschen Fäusten weidlich auf dem Rücken der Reichsfeinde herumgetrommelt! Man höhnt uns auch jetzt, daß wir das Schwererrungene so schlecht zu bewahren verstanden, daß nach kaum einem Vierteljahrhundert, nach einer Zeit beispielloser Siege und beispielloser Einigkeit, wir von Neuem tief zerklüftet, in Parteiungen gespalten seien, daß im Innern des Reichs sich todfeindliche Ge-

*) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Kritische Ausgabe besorgt von Horst Kohl. Zwölf Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1892—94. Gr. 8. à 8 M.

walten regen, die das, was Bismarck geschaffen, in Atome zu sprengen drohen. Mögen sie kommen und es versuchen! Der alte Furor teutonicus lebt doch noch in uns allen, und es lebt der alte, deutsche Gott, derselbe den Bismarck in jener letzten, gewaltigen Rede, die er zu Lebzeiten des großen Kaisers Wilhelm gehalten, in dem stolzen Wort angerufen hat: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst Nichts in der Welt!"

Und weiter, wie oft hat man den deutschen Gelehrten verspottet und mitleidig über ihn die Achseln gezuckt! Wie oft hat man dem deutschen Historiker vorgeworfen, daß er in die nebelgraue Vergangenheit heruntersteige, sich mit Vorliebe in die Geschichte und Thaten fremder Nationen versenke, des eigenen Volks Ruhm aber zu schildern nicht den Wagemuth habe! Und wie oft hat man, auch unter uns Deutschen selbst, darüber gewitzelt, daß wir Ausgaben zu machen verstünden, den Gewinn aus den Ausgaben aber zu ziehen, Andern überließen! Darf das noch heute gelten? Heute, wo die beiden soeben ausgegebenen neuesten Bände von Sybel's großem Werk ein Denkmal geschaffen haben, dem keine andere Nation ein ähnliches in Bezug auf die Geschichte ihrer jüngsten Vergangenheit an die Seite zu stellen hat. Heute, wo die Ausgabe der „Reden des Fürsten Bismarck" vorliegt, mit ihren wunderbaren geschichtlichen Einleitungen zu jeder Periode, in der diese Reden gehalten sind, ein Werk, mit dem sich wiederum kein einziges modernes auf diesem Gebiete vergleichen kann?

Aber dem, der diese Zeilen an der Jahreswende niederschreibt, mag noch eine persönliche Erinnerung gestattet sein. Unter den Schülern, die sich zum ersten mal um den Schreiber dieser Worte in Leipzig scharten, war auch ein junger Student, der bald dem ältern Lehrer ein treuer Freund geworden ist. Wie waren die Stunden so schön, wenn wir um den mit Büchern beladenen Tisch versammelt saßen, aus den Jahrhunderten älterer deutschen Geschichte die Stoffe nahmen, an denen sich die kritische Findigkeit des Lehrers und der Lernenden versuchte. Niemand von uns dachte damals daran, daß aus dem Genossen des Seminars dereinst **der** Forscher hervorgehen sollte, der, mit dem Rüstzeug der modernen Kritik vollauf gewaffnet, seine treue Mannesarbeit auf dem neuesten Gebiet deutscher Geschichte erproben sollte: Horst Kohl! Und mancher der jungen Studenten, die mit uns damals gemeinsam arbeiteten, mag gedacht haben, daß wir nur allzu sehr Buchstabenkritik trieben, daß die Freude am Kleinen die Stimme des Großen in der gelehrten Arbeit bisweilen allzu üppig überwuchere. Eins vor allem aber ist des Lehrers und der treuen Schüler unverlierbares Eigenthum aus jenen Tagen geblieben: der Muth zur Wahrheit. Ohne diese sieghafte Wahrhaftigkeit wird es nie einen deutschen Historiker geben! Sie zeigt sich auch in der Ausgabe der Reden Bismarck's. Das eigene Ich hat der Herausgeber zurückzudrängen gewußt, man wird in seinen Einleitungen wol überhaupt das Wörtchen „ich" mit der Lupe zu suchen haben. Dafür aber erhebt sich die Gestalt des heldenhaften Mannes, der diese Reden gehalten, immer höher und höher, und bis zu dem letzten Wort, das er in seiner amtlichen Stellung gesprochen, steigt unsere Bewunderung. Das Denkmal, das unserm Bismarck in dieser Ausgabe gesetzt ist, hat sich freilich dieser selbst geschaffen. Aber wie die Form zerspringt, wenn der Meister nicht mit kluger Hand das flüssige Erz in die Gußkanäle zu bannen weiß, und jeder Feuerader den richtigen Weg zu dem Kern der irdenen Schale anzugeben versteht, damit dann endlich das vollendete Bild seine frohe Auferstehung zu dem Lichte des Tages begehen kann, so hat der Herausgeber mit liebevoller Meisterhand gewaltet, daß das beste Denkmal, das dem herrlichen Manne gesetzt werden konnte, in strahlender Reinheit vollendet werde: „Er selbst in ihm selbst."

Wilhelm Arndt. *)

*) Gerade als dieser Aufsatz gedruckt werden sollte, ging uns die Nachricht von dem unerwartet am 9. Januar eingetretenen Tode unseres verehrten Mitarbeiters, des ordentlichen Professors der leipziger Universität Wilhelm Arndt zu. Die Wissenschaft und die Kritik betrauern in gleicher Weise das frühe Hinscheiden dieses bedeutenden Historikers. D. Red.

Neueste Goethe-Schriften.

1. Goethe's Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethe's Bedeutung für die Gegenwart von Eugen Wolff. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1895. Gr. 8. 5 M.
2. Goethe's Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. Erster Band, erste Lieferung. Leipzig, Karl Fr. Pfau. 1895. 8. 50 Pf.
3. Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Erste Abtheilung. Band 13. Erste Abtheilung. Band 24. Dritte Abtheilung. Band 6. Vierte Abtheilung. Band 16 (Kleine Ausgabe). Gr. 8. 14 M. 40 Pf. Einbände à 2 M. Große Ausgabe Lex.-8. 18 M. 40 Pf. Einbände à 2 M. 60 Pf. Weimar, H. Böhlau. 1895.
4. Zum 10. November. „Schiller's Todtesfeyer" von Bernhard Suphan. (Deutsche Rundschau, 1894, November.)
5. Schriften der Goethegesellschaft. Band 9: Schiller's Demetrius. Herausgegeben von Gustav Kettner. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1894.
6. Goethe-Brevier. Goethe's Leben in seinen Gedichten. Herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München, A. Ackermann's Nachf. (Karl Schüler). 1895. 8. 4 M.

Zum dritten mal in einem Jahre sind wir in der Lage, unsere vierteljährlichen Berichte über die neueste Goethe-Literatur mit einer Goethe-Biographie zu beginnen. Aber der so oft beklagte Mangel einer populären und doch möglichst erschöpfenden, die Entwickelung des Dichters verfolgenden Biographie bleibt auch trotz Meyer's verdienstlicher Arbeit (vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1894) und auch trotz der oben genannten Schrift von Eugen Wolff (Nr. 1) bestehen. Es soll damit durchaus kein Vorwurf ausgesprochen werden. Wie schon der geringe Umfang (312 Seiten) zeigt, hat sich Wolff ein ganz anderes

Ziel gestellt. Er will offenbar eine kurze Darstellung des Lebens und eine kurze Entstehungsgeschichte und ästhetische Würdigung der einzelnen Werke Goethe's geben. Auch der Zusatz im Titel: „Mit besonderer Rücksicht auf Goethe's Bedeutung für die Gegenwart" führt eigentlich mehr irre, als daß er das wahre Verhältniß angibt. Wenn er die Vermuthung und Hoffnung erregt, daß Verfasser den Einfluß Goethe's auf unsere heutige Bildung und Cultur nachzuweisen beabsichtige, so sieht man sich bald enttäuscht. Jener Zusatz nimmt seine Berechtigung allein aus einem der eigentlichen Lebensbeschreibung angehängten Kapitel: „Goethe in der Nachwelt", der wol durch Hehn's „Goethe und das Publikum" angeregt worden ist.

Hält man den Standpunkt des Verfassers im Auge, so wird man gründliche und erschöpfende Darstellung nirgends verlangen, aber man wird erstaunt sein, daß z. B. die Entwickelung Goethe's in Leipzig und die des Künstlers und Kunsttheoretikers und die italienische Reise so sehr kurz weggekommen sind, während der Verfasser Platz hatte für eine Reihe von Anekdoten; ferner wird man mit ihm rechten über eine Reihe allzu großer Flüchtigkeiten, daß z. B. Thoranc als Befehlshaber der französischen Truppen in Frankfurt und als der politische Mittelpunkt der Stadt bezeichnet wird, oder über den schlechten Witz, daß „der Zwischenknochen den Ober- und Unterkiefer verbinde" (!!) (S. 130). Auch der Stil dürfte zu manchen Ausstellungen Anlaß geben. Aber für den, der sich kurze und klare Auskunft über das Wichtigste aus Goethe's Leben und seinen Werken holen will, ist Wolff's Buch gewiß zu empfehlen. Die trefflichen Register und Zeittafel mögen noch besonders gerühmt werden.

Einen der interessantesten Abschnitte aus Goethe's Leben genau zu verfolgen, studiren und darzustellen ist die verdienstliche Aufgabe, die sich J. R. Haarhaus gestellt hat.*) Er ist Goethe's Reisen in Italien genau gefolgt und hat uns die Ergebnisse seiner Studien in eine Reihe von Aufsätzen der „Leipziger Zeitung" niedergelegt. Mich haben diese Arbeiten ganz besonders interessirt, weil ich im vorigen Jahre zu demselben Zweck durch Italien von Verona bis zum Süden Siciliens gewandert bin. Vielleicht hat deshalb mein Urtheil etwas Gewicht, wenn ich die große Sorgfalt und Genauigkeit dieser Studien rühmend hervorhebe. Nur einigen Bedenken kann ich nicht unterlassen, Ausdruck zu geben: Eine der bedeutendsten Gaben aus dem Goethe-Archiv waren die von Erich Schmidt 1886 herausgegebenen Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien (zweiter Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft). Es ist doch wol selbstverständlich, daß jeder, der zu wissenschaftlichen Zwecken Goethe's Spuren in Italien folgt, diese Tagebücher und Briefe als Grundlage und Urkunde, nicht die aus getrübter Erinnerung geschriebene und leider sehr sorglos redigirte „Italienische Reise" gebrauchen wird. Je weiter man nun Haarhaus folgt, um so mehr kommt man zu der überraschenden, ja eigentlich unglaublichen Gewißheit, daß er die Tagebücher und Briefe an Frau von Stein nicht benutzt hat. Ich will nur einige Belege dafür hervorheben. Bei Gelegenheit der Besprechung von Goethe's Verhältniß zu Palladio (S. 334) hebt Haarhaus aus dem Goethe'schen Aufsatz: „Von deutscher Baukunst" eine der die Gothik verherrlichenden Stellen heraus und fügt hinzu: „In welchem Gegensatze steht hierzu alles das, was Goethe in Italien schrieb.... Das ist freilich etwas anderes, ruft er in Venedig aus, als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinandergeschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabackspfeifensäulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los! Mit diesen widersprechenden Urtheilen des Jünglings und des Mannes vergleiche man die ruhige und sachliche Betrachtung über die verschiedenen Baustile zu der einige, zu Beginn der zwanziger Jahre geschriebenen Recensionen dem Greise Gelegenheit boten." Ein Blick in das Tagebuch hätte Haarhaus davon überzeugen können, daß diese Stelle gar nicht in Italien geschrieben, sondern erst 1816 bei der Redaction hineingekommen ist, und daß somit seine Folgerungen ins Wasser fallen.

Jeder Besucher Torbole's, der den frühern Gasthof „Zur Olive" mit der „Italienischen Reise" in der Hand besucht hat, wird sich über die Goethe'sche Notiz verwundern, daß aus den Fenstern des von Goethe bewohnten Zimmers unzählige kleine Ortschaften sichtbar sein sollen. Haarhaus erklärt das aus einer nachträglichen Niederschrift jener Notiz. In Wirklichkeit steht davon nichts im Tagebuch und in den Briefen. Getrübte Erinnerung im Jahre 1816 hat den Zusatz verschuldet. Man erinnert sich ferner der schönen Worte Goethe's über die heilige Agathe Raffael's: „Ich habe mir sie wohl gemerkt und werde diesem Ideal meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht sagen könnte." Diese heilige Agathe im Palazzo Ranuzzi in Bologna zu sehen ist mir nicht gelungen. Haarhaus, dem es wol ebenso gegangen ist, stellt die kühne Behauptung auf: „Raffael hat nie eine heilige Agathe gemalt. . . . Goethe hat ihn also entweder mit einem andern verwechselt, oder er kommt noch einmal auf die heilige Cäcilie zurück, ohne es mit der Bezeichnung dieses Bildes genau zu nehmen." Wer die Stelle im Tagebuch über die heilige Cäcilie und die bald darauffolgende über die heilige Agatha im Zusammenhang liest, wird die Ungeheuerlichkeit der zuletzt ausgesprochenen Behauptung einsehen. Schon die Thatsache, daß Goethe die heilige Agathe, wie er selbst im Tagebuch sagt, in einem Palast gesehen hat, während die heilige Cäcilie sich damals in der Kapelle Bentivoglio der Kirche S. Giovanni in Monti befand, hätte Haarhaus vor einer solchen Behauptung behüten sollen.

Auch die andere Behauptung, daß Goethe Raffael mit einem andern Maler verwechselt habe, geht auf eine Notiz, die nur in der „Italienischen Reise", wo Goethe

*) Auf Goethe's Spuren im Süden. Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus (Wissenschaftliche Beilage der „Leipziger Zeitung" vom 8. Februar 1894 ab in zwangloser Folge).

sich über die Autorschaft Raffael's etwas unsicher ausspricht, zurück. Im Tagebuch steht: „Im Palazzo .... habe ich St.-Agathe von Rafael gefunden, die, wenngleich nicht ganz wohl erhalten, ein kostbares Bild ist."

Es ist sehr zu beklagen und schwer zu erklären, daß Haarhaus die Tagebücher völlig außer Acht gelassen hat.

Die beste Quelle für die Erkenntniß und das Verständniß des Goethe'schen Lebens sind seine Briefe. Auf das große Verdienst der Leiter der weimarer Ausgabe, die die sämmtlichen überall verstreuten und in einer großen Masse Einzelausgaben gedruckten Briefe gesammelt und chronologisch geordnet herausgeben, haben wir an dieser Stelle schon oft hingewiesen. Freilich ist der Preis dieser Ausgabe nicht für jeden Goethefreund zu erschwingen, freilich fehlen die Antworten der Adressaten und sind Erläuterungen nur kurz und knapp beigegeben. Allen diesen Uebelständen will die oben citirte Ausgabe von Goethe's Briefen von Adolf Voigt (Nr. 2) auf einmal abhelfen. Für den Preis von 25 Mark verspricht der Prospect sämmtliche Briefe (mit Ausnahme der rein geschäftlichen Briefe und der flüchtigen Billets) nebst erläuternden Anmerkungen und den besonders denkwürdigen Briefen an Goethe in fünf Bänden zu bringen. Die weimarer Ausgabe umfaßt bisjetzt die Briefe von 1764—1803 in sechzehn Bänden!! Wie der Verleger sein Versprechen einlösen wird, erscheint ein Räthsel, das ein anderer lösen mag.

Von der Sammlung der Briefe in der großen weimarer Ausgabe (Nr. 3) ist soeben der sechzehnte Band, der die Jahre 1802 und 1803 umfaßt, erschienen. Sie bleibt eine wahre Fundgrube, zumal durch die Erläuterungen von der Hellens, des Herausgebers, für die Kenntniß des Lebens Goethe's. Enthält doch der eine Band 134 bisher ungedruckte Briefe Goethe's. Unter ihnen sind wieder Briefe an Christiane zahlreich vertreten, in denen immer derselbe herzliche Ton vorherrscht, von dem wir schon wiederholt Proben hier abgedruckt haben. Fast täglich schreibt Christiane, wenn sie in Lauchstädt weilt, an den Geliebten und damit nicht genug, ein ausführliches Tagebuch muß den besorgten Gatten über alle Erlebnisse berichten. Von der Zärtlichkeit der Beziehungen möge unter vielen folgende Briefstelle zeugen:

Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drucken kann.

Von andern Adressaten sind besonders zu nennen: F. A. Wolf, Hackert, Sömmering, der Arzt und Freund Christianens Nikolaus Meyer, Rochlitz, Wolzogen, Cotta, Eichstädt, W. Schlegel, Reichardt, Niethammer, Schelling, Hegel. Schiller nimmt unter ihnen, wie natürlich, den ersten Rang ein. Die Sorge Goethe's für die Wiederbelebung der durch den Fortgang bedeutender Kräfte bedrohten Universität Jena und für das Schmerzenskind, die von ihm selbst gegründete „Neue Jenaische Literaturzeitung", zieht sich durch die meisten der Briefe hindurch. Die Ausgabe der Tagebücher ist um einen von Ferdinand Heitmüller sorgfältig bearbeiten Band, der die Jahre 1817 und 1818 umfaßt, vermehrt worden. Von den beiden neuen Bänden der eigentlichen Werke läßt sich nicht viel sagen; sie bieten nichts Ganzes. Der vierundzwanzigste bringt den ersten Theil der Wanderjahre, des dreizehnten Bandes erster Theil Paläophron und Neoterpe, Vorspiele und Theaterprologe und die Bühnenbearbeitung des „Götz".

In dem sechzehnten Band der Werke Goethe's im engern Sinne, den wir in unserm letzten Artikel besprochen haben, hatte Suphan den Plan eines Gedichtes Goethe's nach einer im Archiv befindlichen Aufzeichnung: „Schiller's Todtenfeyer" betitelt, veröffentlicht. Dieser Torso aber blieb ein Räthsel, mit dem man wenig anfangen konnte. Nun hat B. Suphan in einem Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" (Nr. 4) den interessanten Versuch gemacht, diesen anscheinend zusammenhanglosen und unverständlichen Notizen Leben einzuhauchen. Mit Scharfsinn und durch geistreiche Combination hat er den Plan Goethe's zu dem Gedicht, das eine würdige Erinnerungsfeier an seinen großen Freund werden sollte, aus den Andeutungen herauszuschälen verstanden. Wir thun wol am besten, Suphan selbst sprechen zu lassen. Ein Vergleich mit den im sechzehnten Bande abgedruckten Goethe'schen Notizen wird jeden unserer Leser in den Stand setzen, die Suphan'sche Restauration nachzuprüfen:

Die Scene eröffnet sich — ich denke sie mir ähnlich wie in der „Huldigung der Künste", eine freie ländliche Gegend — und ein bunt bewegtes Bild stellt sich dar. „Chorgesang, Festliches Kommen — Darbringen, Chöre von verschiedenem Charakter, instrumental, mimisch", so hat Gothe in einem ersten, etwas ausgiebiger angelegten Concept für Zelter die Situation bezeichnet....

Wir werden sogleich hineingezogen in die Welt, die Schiller „zur Idee erhoben hat", die ihm (mit dem Epilog zur Glocke zu reden) auch „verdankt", d. h. dankt, „was er sie gelehrt."

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt

erklingt es aus dem Jugendchor der „Studirenden", und unter den Kriegern sollte der Kürassier (Goethe hat gleich den Namen des Schauspielers Haide eingetragen, dem von der ersten Aufführung des „Lagers" an diese Rolle zugetheilt war) die muntere Weise des Reiterliedes anstimmen....

Betrachten wir nun das ideale Publikum genauer, das die Bühne füllt. Mannichfaltig gegliedert nach Alter, Geschlecht, Beruf und Beschäftigung, ist es ein Abbild der Gesammtheit. Aus dem klassenhaft Allgemeinen aber, das solche Gruppen sonst zu haben pflegen, sollte sich hier lebensvoll das Persönliche erheben, und zwar nicht in der gewöhnlichen individuellen, sondern in erhöht typischer Bedeutung. In solchem Sinne sind die Charakterfiguren aus Schiller's Dramen gewählt. Thekla und Bertha führen die „Mädchen, die ihrer Würde bewußt sind"; im Chor der Greise sollte Attinghausen stehen, nicht als der Lebensmüde, dessen Zeit „schon unter der Erde ist", sondern als der Seher, dem die Seele voll ist von der künftigen Größe des freien Vaterlandes....

Ein Altar des Genius, etwa mit Schiller's Bild, konnte auf der Bühne sichtbar sein. Und wäre dies auch nicht zu denken, so haben sich doch, jener Idee gemäß, am Lebenstage, dem „dies genialis", die Kinder seines Geistes und die Empfänger seiner Gaben zum Festchor versammelt, um seinem Genius eine Huldigung zu bereiten....

Diese „heitere" Feier gilt einem Lebenden. Der Mann, den diese festlichen Chöre feiern, weilt noch im Lichte des Tages. . . .

Furchtbar kündet sich, mitten in den Spielen der Freude, „im lebensregen Drange", die höhere Gewalt an. Ein Donnerschlag erdröhnt. . . .

Das Furchtbare aber, das sich so unheimlich drohend angemeldet, gewinnt sofort eine bestimmte Gestalt. Dem Grauen folgt der Schrecken. Eine „Erscheinung" zeigt sich, ein Vorbild dessen, was sich alsbald ereignen soll. . . .

„Tod und Schlaf", zuerst aber, wie in dem figürlichen Schema, mit den griechischen Namen, ist der erste Auftritt auf dem zweiten der zehn Blätter überschrieben. . . .

„Scheiden ist der Tod." Von jeder Gruppe des Chors naht sich ein Vertreter. Der Tod spricht nur zu dem Letzten, dessen Leben zur Neige geht. Und er heißt den Schlaf sich entfernen. . . .

Die Menge, die erst gruppenweise den Raum einnahm, hat sich in zwei Massen getheilt: in den „Chor der Jugend" und den „Chor der Alten". Mit jenem tritt, von der linken Seite, heran „die Gattin, sich und die Kinder darstellend". . . .

Mit dem Gatten ist ihr des Hauses Stütze genommen und der theuerste Gegenstand einer in Pflege und Fürsorge beseligten Liebe. . . .

Von der rechten Seite der Bühne bewegt sich der Chor der Alten heran, und an seiner Spitze „der Freund" (Goethe). Das Grundmotiv ihrer Klage ist angegeben in drei Zeilen, die sich erst zu Versen bilden wollen:

Wer reicht mir [zuerst: uns] die Hand beym Versinken ins Reale?
Wer gibt so hohe Gabe?
Wer nimmt so freundlich an, was ich zu geben habe?

Die Erwiderung des Todes faßt Goethe zuerst in eine Zeile zusammen:

Der traure, der den Lebenstag versäumt.

Dann aber gestaltet er sie völliger aus, und hier sehen wir strophische Form angelegt:

Hast du versäumt
Hast du verträumt
Launisch gemieden
. . . .
Kamst du aber dem Regen
Thätig entgegen,
Widerstrebtest du nicht seinem Zug,
Lähmtest du nicht seinen Flug
Durch Willkür und Laune,
So danke dir selbst für dein Glück —
Es ist vorüber, es kommt nicht zurück. . . .

Bisjetzt hat das rein menschliche Gefühl gesprochen; jetzt erweitert sich gleichsam der Raum, und Gestalten treten ein, die das Maß des Persönlichen überragen. Die erste unter diesen hehren Erscheinungen ist das Vaterland, im Prachtgewand, reich geschmückt mit den Wappen der deutschen Länder. . . .

„Mächtiger Gott, Hartherziger", so legt Suphan die Goethe'schen Andeutungen aus, „du hast Gattin und Freunde nicht erhört, ich aber messe mir einen höhern Werth bei. Meine Stimme ist die Stimme der Gesammtheit. Gib mir den herrlichen Mann, den du eben in der Blüthe höchsten Strebens entraffen willst." . . .

Der Gott verweist auf „der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche". . . .

„Deutschland" hat im Namen aller seiner Lande und Landesfürsten gesprochen. Thanatos bestreitet ihm dies Recht. Nur zwei deutsche Länder haben dem Dichter, den jetzt alle den Ihren nennen wollen, eine freundliche Heimstätte gewährt: Kurmainz (Rad) und Sachsen (Raute). Und nur zwei Sterne haben ihm geleuchtet, während der ganze Himmel theilnahmlos blieb. . . .

Weisheit und Poesie, zwei Schwestern, verschieden in Art und Gebärde, wie in Kunst und Rede, treten von verschiedenen Seiten gleichzeitig ein. Beiden ist der, den der Todesgott als den Seinen anspricht, theuer. . . .

Die Weisheit schweigt und geht ab. Der Poesie bleibt das letzte Wort. „Dichtung allein". Es gebührt ihr, den Hörer über das Gefühl der Vergänglichkeit zu erheben und den Nachruhm ihres Lieblings, sein Fortleben bei den fernsten Geschlechtern zu verkünden. . . .

Jetzt verläßt Thanatos die Bühne, um den nächtlichen Weg zu wandeln mit dem Abgeschiedenen. Die Scene ändert sich. „Verwandlung zum Katafalk". Während sie sich vollzieht, stimmt der gesammte Chor den „Trauergesang" an, oder, wie es im Entwurf der zehn Blätter heißt, die „Nänie". . . .

Der Katafalk, der „Bau des Todes", ist errichtet; er stand schon, als die Nänie verklang.

Im Trauergewand erscheint das Vaterland nun, weinend um den „verherrlichten Sohn". Aber nicht zum Klagen blos, ja auch nicht hauptsächlich zum Klagen ist das Vaterland an Schiller's Sarkophag erschienen. Hier, am Ruhebette des „Regen", galt es ein kräftiges Memento vivere! auszusprechen.

Das Wort „Hülflosigkeit" steht nicht umsonst unter den Motiven der Scene „Gattin und Kinder". Zur Dankbarkeit gegen die geistigen Wohlthäter und Stifter, von denen er in seinem Vorwort zum „Winckelmann" redet, wollte Goethe die Deutschen erziehen. . . .

Jedoch der letzte Schluß war nicht der menschlichen Rede vorbehalten, und nicht das irdische Vaterland sollte das letzte Wort sprechen. Auf einen Berg der Verklärung gleichsam sollten die Genossen der Feier sich gehoben fühlen. Die Scene verwandelt sich wieder „ins Heitere", ein himmlischer Glanz erfüllt das Haus. Die feierlichste Weise ertönt, das Gloria in excelsis.

Als eine andere Todtenfeier Schiller's könnte man neben diesem geistreichen Aufsatz Suphan's die neue ebenfalls auf Suphan's Anregung erfolgte Ausgabe des Schiller'schen „Demetrius" (Nr. 5), die als neunter Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft vor einigen Wochen den Mitgliedern zugegangen ist, bezeichnen. Wir begrüßen sie zugleich als zweite Gabe aus dem nun mit dem Goethe-Archiv vereinigten Schiller-Archiv. Möchte die Goethe-Gesellschaft sich bald zu einer Goethe-Schiller-Gesellschaft erweitern, einigen sonderbaren Käuzen zum Trotz, die immer noch die Verehrer Goethe's sich gar nicht ohne Feindschaft oder wenigstens Gegensatz zu Schiller denken können. Kaum hat Goethe einem Schiller'schen Drama so nahegestanden als dem „Demetrius"; hat er doch lange die Absicht gehabt, das zu vollenden, woran den Freund der unerbittliche Tod gehindert hatte. „Das Stück", berichtet er darüber, „war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierden, unsere Unterhaltung, dem Tode zum Trotz, fortzusetzen, seine Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten mal, auf ihrem höchsten Gipfel, zu zeigen." Leider blieb der „Demetrius" Fragment, aber auch als solches ist er das schönste und erhabenste Denkmal der Freundschaft Goethe's und Schiller's. Die Hauptmasse der Handschriften, 442 Seiten in Folio, befindet sich seit 1889 im Goethe-Schiller-Archiv. Außer diesen sind Abschriften der Fragmente und einzelner durch Ernst von Schiller an

Privatpersonen verschenkter Blätter benutzt worden. Die von Gustav Kettner mit großer Sorgfalt bearbeitete Ausgabe gibt ein klares und schönes Bild des Nachlasses zum „Demetrius“. Kettner begnügt sich nicht mit dem Abdruck der Fragmente, sondern versucht „durch kritische Sichtung und Säuberung der handschriftlichen Ueberlieferung überall die letzte erreichbare Gestalt des Textes zu gewinnen und dabei zugleich von jeder Aenderung oder Zuthat streng abzusehen: es galt ein von allen Farbenklecksen gereinigtes, aber nicht retouchirtes Bild zu bieten.“ Genaueres darüber gehört nicht in eine Besprechung über Goethe-Schriften. Nur soviel sei gesagt, daß diese neue Ausgabe es uns möglich macht, an „jenen Berathungen, wie Schiller sie in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden liberal und umständlich anzustellen pflegte“, theilzunehmen und Einblick zu gewinnen in die Entstehung eines großen Dramas, wie er uns kaum ein zweites mal zu theil wird.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein“, möchte man ausrufen, wenn man von dieser pietätvollen Arbeit zu E. Hartleben's „Goethe-Brevier“ (Nr. 6) übergeht. Das muß man den Jüngstdeutschen lassen, die Ehrfurcht, die Goethe für die höchste aller Tugenden hielt, haben sie sich gründlich abgewöhnt. In der Einleitung herrscht ein Ton, der uns glauben machen möchte, O. Erich Hartleben sei der erste Dichter Deutschlands und Goethe etwa so ein Dichter, wie der Verfasser der „Erziehung zur Ehe“.

Mindestens die Hälfte aller Goethe'schen Gedichte, so hören wir, sind für unser heutiges Empfinden ungenießbar. Und zwar liegt das nicht blos an der Veränderung des Zeitgeschmacks, sondern wie der Dichter des Faust den Bürgergeneral und die natürliche Tochter schreiben konnte, so hat er auch als Lyriker weidlich das blödeste Zeug verbrochen.

Als Goethe seine Gedichte zum ersten male sammelte und als achten Band seiner Schriften Ostern 1789 bei Göschen herausgab, war er — Geheimrath und — wie man heute sagen würde — zielbewußter Classiker.

Die Winkelmann'sche Vornirtheit, der blöde Glaube: daß die Kunst ein für allemal griechisch und — nicht deutsch geschrieben sei; daß durch die griechische Kunst und Cultur ein absolutes Schönheitsideal geschaffen sei, besaß ihn jetzt mit Haut und Haaren!

Und so war er in jener Zeit unter allen Schöngeistern des ablaufenden Jahrhunderts derjenige, der am wenigsten dazu befähigt war, die Jugendgedichte Johann Wolfgang Goethe's zu würdigen und — herauszugeben.

Der neue große Gedanke, der den Leser erst zum wahren Genuß der Goethe'schen Gedichte verhelfen soll, ist die chronologische Anordnung. Anstatt dankbar anzuerkennen, daß Männer wie Loeper, Düntzer, von Biedermann u. a. durch vieljährige Studien ihm die Ausführung seiner Idee erst möglich gemacht haben, fertigt sie Hartleben mit der schnöden Bemerkung ab: es wäre gar nicht zu verwundern, daß noch niemand auf seine Idee gekommen wäre: „denn worauf kommen Philologen alles nicht?“

Hartleben kann sich trösten. Die Idee ist gar nicht neu; ich selbst habe sie vor einigen Jahren schon gefaßt, äußere Umstände haben den Druck verzögert. So wäre uns der Gedanke einer chronologischen Anordnung der Goethe'schen Gedichte sehr sympathisch, aber freilich Hartleben hat nicht die gesammten Goethe'schen Gedichte, oder, was man ja auch billigen könnte, die allgemein als classisch bezeichneten Gedichte abgedruckt, sondern er hat eine ganz willkürliche Auswahl getroffen. Damit müßte ich eigentlich die Kritik schließen, denn ich habe hier ja über Goethe-Schriften, nicht über den Geschmack von Otto Erich Hartleben zu berichten. Nur weil Hartleben sein Werk: „Goethe's Leben in seinen Gedichten“ nennt, möchte ich darauf hinweisen, daß Hartleben mit Vorliebe die Gedichte, die Goethe wegen ihres stark erotischen Inhaltes ausgeschlossen und nicht veröffentlicht hat, wie das „Tagebuch“ und eine Reihe römischer Elegien, aufgenommen hat.

Ich verstehe es, wenn man in einer wissenschaftlichen Ausgabe diese nach dem ausdrücklichen Willen des Verfassers nicht zu veröffentlichenden Gedichte in den Anhang und kritischen Apparat aufnimmt. Aber diese Gedichte einem für das große Publikum bestimmten Buche einzufügen und ihnen durch den Titel des Buches: „Goethe's Leben in seinen Gedichten“ eine Bedeutung zu geben, die ihnen gar nicht zukommt, das nenne ich eine Versündigung gegen den Dichter und Menschen Goethe. Glücklicherweise kann man sagen: es ist nicht Goethe's, „es ist der Herren eigener Geist“.

Karl Heinemann.

Neues zur Criminalanthropologie.

In Nr. 5 d. Bl. f. 1894 habe ich versucht, im Anschluß an die Besprechung von Bär's „Verbrecher in anthropologischer Beziehung“ und Kurella's „Naturgeschichte des Verbrechers“ die Lehre Lombroso's, ihre Stellung in der neuern Strafrechtswissenschaft und den derzeitigen Stand des um sie geführten Streites darzulegen. Wenn ich damals dem Buche Bär's eine abschließende Bedeutung beilegen und behaupten zu dürfen glaubte, daß Lombroso's Hypothese vom besondern Typus des geborenen Verbrechers in ihren anthropologischen, psychologischen und statistischen Grundlagen Bär's umfassender und überzeugungskräftiger Kritik nicht Stand zu halten vermöge, so war weder zu erwarten, noch auch zu hoffen, daß die hochgehenden Wogen des wissenschaftlichen Kampfes, die der kühne Ansturm des Italieners hervorgerufen hatte, ebben oder gar verlaufen würden. Umwälzende Lösungsversuche weltbewegender Probleme bedürfen mit innerer Nothwendigkeit fanatisch rücksichtsloser Vertretung, und es war nicht einmal nöthig, den rastlosen Feuergeist Lombroso's zu kennen, um mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß er, jeglicher Kritik trotzend,

den von ihm betretenen Weg verfolgen und den luftigen Stützen seines Systems durch Heranziehung neugewonnenen Materials einen kräftigern Unterbau zu geben suchen würde.

So hat denn neuerdings C. Lombroso eine von ihm und seinem Schüler G. Ferrero verfaßte, von Kurella vortrefflich ins Deutsche übertragene Specialstudie über „Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte" *) veröffentlicht.

Es mag auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß Lombroso die Beziehungen des weiblichen Geschlechtes zum Verbrecherthume aus dem allgemeinen Systeme des „Uomo delinquente" ausgeschieden und einer besondern Studie vorbehalten hat. Aber schon die Thatsache, daß er als Begründung seines eigentlichen Themas eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes für nöthig erachtete, beweist, daß er hier in das Exempel auf seine Theorien andere Werthe einsetzen zu müssen glaubte als beim männlichen Geschlechte. Ferner aber ließ dieser Umstand bereits durchblicken, daß die Lösung dieses Exempels auf das weibliche Geschlecht wesentlich andere Ergebnisse zu Tage fördern werde, als sie der Uomo delinquente gebracht hatte. So konnte es nicht überraschen, wenn Lombroso in der Vorrede seines neuesten Werkes mit Freimuth erklärte, daß er

seine eigenen theuersten Voraussetzungen, wie die des Typus des geborenen Verbrechers nicht geschont und den Anschein des Selbstwiderspruches nicht gescheut habe, der der gewöhnlichen Anschauung zufolge für seine ganze Lebensarbeit verderblich werden könnte.

Thatsächlich hat sich das weibliche Geschlecht den Theorien Lombroso's gegenüber spröde erwiesen. Lombroso selbst gesteht zu, daß er den vollen Verbrechertypus mit den angeblich charakteristischen Rückschlagserscheinungen beim Weibe ungleich seltener habe feststellen können als beim Manne. Und das muß deshalb ganz besonders auffallen, weil er, jede Galanterie gegen das „Rosen in unser Leben flechtende" Geschlecht ausdrücklich abweisend, das normale Weib als ein entschieden inferiores Wesen schildert, das in seiner körperlichen und geistigen Entwickelung dem Manne gegenüber zurückgeblieben sei, seinen geringen Besitz an Intelligenz zum Theil noch von Mannes Gnaden erblich entlehnt habe und in seiner schwachen Moral zwischen den widerspruchsvollen, nur mühsam durch die versöhnenden Pflichten der Mutterschaft ausgeglichenen Instincten der Grausamkeit und des Mitleids hin- und herschwankte.

Hätte nicht erwartet werden dürfen, daß Verbrechertypus und angeborene Criminalität bei solchem Mangel moralischer und intellectueller Widerstandskräfte um so häufiger vorhanden, um so schärfer ausgeprägt sein müßten, als bei dem so unendlich überlegenen Manne? Und wenn Lombroso die Lösung dieses Widerspruchs in dem seltenern Vorkommen von Degeneration und epileptischer Reizung der Hirnrinde beim Weibe findet, so erklärt er mit zu Erklärendem und begründet Hypothese mit Hypothese. Schon den Theorien des „Uomo delinquente" wurde mit Recht entgegengehalten, daß die Annahme eines bestimmten Typus eine gewisse Constanz der ihn bedingenden anatomischen, biologischen und psychologischen Merkmale erfordere, und nun erhebt sich die weitere Schwierigkeit, einen auf das männliche Geschlecht beschränkten Typus anzunehmen und zu erklären. Dieser Schwierigkeit aber geht Lombroso so wenig aus dem Wege, daß er den eigentlichen Verbrechertypus aus dem weiblichen Geschlechte überhaupt eliminirt; denn er sucht nachzuweisen, daß die organische Structur sowol wie die moralische Physiognomie der geborenen Verbrecherin eine starke Tendenz zur Verschmelzung mit dem männlichen Typus zeige, das specifisch weibliche Verbrecherthum in die Klasse der Gelegenheits- und Leidenschaftsverbrecher einzuordnen, das Aequivalent des geborenen Verbrechers aber beim weiblichen Geschlechte in der Prostitution zu suchen sei, Verbrecher- und Dirnennatur auf anatomischem und psychologischem Gebiete unter sich und auch mit dem allgemeinern Typus des sittlichen Idioten „so vollständig wie möglich" übereinstimmen.

Das ist in kurzen Worten das wesentliche Ergebniß, zu dem Lombroso in der „donna criminale" gelangt. Wieder hat er ein gewaltiges, von staunenswerther Belesenheit zeugendes Material zusammengebracht; wieder mangelt es nicht an überraschenden Verknüpfungen, weiten Ausblicken und tiefen Beobachtungen. Wieder aber fehlt die nüchterne, den stürmischen und oft abrupten Gedankengang zügelnde Selbstkritik, die besonnene Abwägung und Bewerthung der Einzelthatsachen, das geistige Band, welches das Ganze mit der Kraft überzeugender Folgerichtigkeit zusammenhielte. Und welchen Gewinn der Leser auch in der Erweiterung seiner ethnographischen, natur- und culturhistorischen Kenntnisse davontragen, welches Interesse er den kühnen Combinationen und feinsinnigen Beobachtungen Lombroso's entgegenbringen möge, wahrhaft befriedigt wird er das Buch kaum aus der Hand legen.

Und schon ist auch wieder ein deutscher Forscher, Paul Näcke, in seinem Buche „Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe" *) den Theorien Lombroso's mit ausführlicher Begründung entgegengetreten. Nicht als ob das genannte Buch mit der bestimmt ausgeprägten Tendenz einer speciellen Widerlegung der von Lombroso in der „donna criminale e prostituta" gefundenen Ergebnisse geschrieben und veröffentlicht worden wäre; denn einmal ist es, wie der Verfasser in der Vorrede hervorhebt, eine Zusammenfassung früher bereits zerstreut in Fachzeitschriften erschienener, durch Neubearbeitung auf die Höhe der Forschung gebrachter Aufsätze, und sodann concentrirt sich Näcke auf die Darlegung der besondern Zusammenhänge zwischen Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe, ohne die Prostitution in sein Thema

*) Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte. Anthropologische Studien, gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes von C. Lombroso und G. Ferrero. Autorisirte Uebersetzung von Dr. med. H. Kurella. Mit Tafeln, Textillustrationen und dem Bildnisse C. Lombroso's. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894. Gr. 8. 16 M.

*) Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe mit Ausblicken auf die Kriminal-Anthropologie überhaupt von Dr. med. Paul Näcke. Wien, W. Braumüller. 1894. Gr. 8. 5 M.

hineinzuziehen. Endlich aber hat Näcke seine Untersuchungen nicht wie Lombroso auf das beschränktere Ziel einer speciellen Criminalanthropologie des Weibes zugeschnitten, sondern sie zur Grundlegung eines Standpunktes verwerthet, von dem aus ihm die im Titel des Buches angedeuteten weitern Ausblicke auf die Criminalanthropologie überhaupt möglich erschienen.

Diese Ausblicke aber, die den größten Theil des Buches einnehmen, sind nicht wie die vorhergehenden, streng wissenschaftlichen Einzelforschungen, dem Mediciner allein, sondern auch dem fachunkundigen Laien zugänglich und in hohem Grade förderlich.

Näcke kommt, auf Grund sorgfältiger, unter möglichster Vermeidung aller Fehlerquellen (S. 101) ausgeführter Beobachtungen zu dem Ergebnisse, daß die Aufstellung eines besondern Verbrechertypus irrig, und daß, wie die Moral, so auch die Tendenz zum Verbrechen als solche weder angeboren, noch durch Vererbung übertragbar sei. Der Zusammenhang zwischen Verbrechen und Wahnsinn bestehe nicht, wie Lombroso behaupte, in der einfachen Identificirung des Verbrecherthums mit der moralischen Idiotie, sondern sei in der gemeinsamen Wurzel angeborener minderwerthiger Anlage zu suchen. Diese Anlage aber trage nicht von vornherein die Prädestination entweder zum Verbrechen oder zum Wahnsinne in sich, sondern werde in ihrer Entwickelung zum Einen oder Andern durch die maßgebenden Einflüsse socialer Bedingungen bestimmt. So sei das Verbrechen nicht als ein specifisch anthropologisches, sondern vorwiegend sociales Phänomen zu erklären, und dies um so mehr, als auch der individuelle Factor der minderwerthigen Anlage zuletzt wahrscheinlich wiederum vom „milieu" abhängig sei (vgl. S. 177). Mit dieser Lehre stellt Näcke sich auf den Boden der sociologischen Richtung, deren Vertreter sich unter Führung von Männern, wie Liszt, Tarde, Prins und Hamel, in der internationalen criminalistischen Vereinigung einen fruchtbaren Boden für die Discussion und Ausgestaltung der zur Bekämpfung des Verbrechens geeigneten Mittel geschaffen haben. Denn diese sociologische Schule, welche der alten classischen Theorie das Schwert der vergeltenden Gerechtigkeit aus der Hand zu entwinden strebt, verwirft nicht minder die hoffnungslos brutalen auf Ausrottung des geborenen Verbrechers abzielenden Repressalien Lombroso's. Eine Anschauung, für die das Verbrechen ein Schaden im Gewebe des socialen Organismus ist, kann Gesundung und Heilung nicht nur von einer Gesammthebung eben jenes Organismus, sondern auch von einer Erziehung des Individuums zur Anpassung an die Lebensbedingungen des socialen Körpers hoffen, und so gehen die Bestrebungen der Vertreter „der Lehre vom Milieu" auf die beiden Endziele hin: Vorbeugende Förderung der allgemeinen Wohlfahrt und Umgestaltung der Strafe zum bessernden Zuchtmittel als sociale Gegenwirkung gegen antisociale Handlungen.

Diese Tendenzen sind es denn auch, für die Näcke im siebenten Abschnitte seines Buches warmherzig und beredt eintritt. Er betont die Wichtigkeit der Bekämpfung des Alkoholismus und der luetischen Krankheiten; er fordert erhöhte Beachtung aller auf Hebung des Ernährungszustandes und Förderung hygieinischer Lebensweise gerichteter Bestrebungen und hebt die ausschlaggebende Bedeutung einer rationellen Säuglingspflege, der Familie, der Schule und der Berufswahl für die Verbrechensverhütung hervor. Mit Entschiedenheit verficht er die Auffassung der Strafe unter dem Gesichtspunkte des gesellschaftlichen Schutzes mit der Tendenz bessernder Einwirkung auf den Verbrecher und scheut vor der bedenklichen Consequenz nicht zurück, daß der Schuldbegriff durch den der „Gefährlichkeit", der Strafbegriff durch den „der Behandlung" zu ersetzen sei. Demgemäß fordert er, daß Strafrechtspflege und Strafvollzug nicht voneinander zu trennen, Art und Dauer der Strafe von ihrem Erfolge abhängig zu machen, das System der Verhängung eines bestimmten Strafmaßes aufzugeben und durch die sogenannte unbestimmte Verurtheilung — detention indéterminée — zu ersetzen sei. Weiter verlangt er dann Hinaufrückung der Strafmündigkeit, Eintreten der Erziehung an Stelle der Bestrafung jugendlicher Verbrecher, vor allem aber strengste Individualisirung der verschiedenen Verbrecherkategorien und im Zusammenhange damit Erweiterung der Juristenausbildung auf die Gebiete der anthropologischen, biologischen und psychiatrischen Wissenschaften.

Man kann die ungemeine Bedeutung des Einflusses socialer Factoren auf die Entstehung des Verbrechens anerkennen und die Wirksamkeit der aus dieser Einsicht gewonnenen Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens voll würdigen, dabei aber doch die Begriffe von Schuld, Verantwortlichkeit und Zurechnung auf dem Gebiete praktischer Lebensbethätigung festhalten und demgemäß auch der vergeltenden Gerechtigkeit einen Theil ihres alten Einflusses auf Strafrechtspflege und Strafvollzug belassen. Wer wie der Berichterstatter auf diesem Standpunkte steht, wird den Ausführungen und Vorschlägen Näcke's im einzelnen mancherlei Widerspruch entgegensetzen müssen; aber selbst der starrste Anhänger classischer Orthodoxie wird der humanen Tendenz, der Stoffbeherrschung, der immer sachlichen Kritik und endlich auch der fesselnden Darstellung Näcke's uneingeschränkte Anerkennung zollen müssen.

Insoweit Näcke in seinem Buche den Kampf mit Lombroso aufnimmt, steht ihm Koch zur Seite, der „Die Frage nach dem geborenen Verbrecher" in einer überaus flott und anregend geschriebenen Broschüre*) behandelt und gleichfalls gegen Lombroso entschieden hat.

Koch, der durch ein im Jahre 1891 erschienenes vielgenanntes Buch über „Die psychopathischen Minderwerthigkeiten" seine Autorität auf dem schwierigen Grenzgebiete zwischen Verbrechen und Geisteskrankheit begründet hat, eröffnet den Angriff auf Lombroso mit einer geistvollen

*) Die Frage nach dem geborenen Verbrecher von Dr. J. L. A. Koch. Ravensburg, Otto Maier. 1894. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Diversion gegen dessen Aufstellungen über die Rückschlagserscheinungen im Typus des geborenen Verbrechers und geht dann auf den Kernpunkt der Theorie des Gegners, „die Lehre vom Verbrechertypus in Procenten“ vor, der er kurz und schlagend die durch seine eigenen Beobachtungen bewährte Behauptung entgegenhält, daß „die charakteristischen Merkmale des Verbrecherschädels für diesen nicht charakteristisch seien“!

Und doch steht Koch in einem wesentlichen Punkte der Lehre Lombroso's ungleich näher als Näcke und die übrigen Sociologen. Er erkennt zwar an, daß Einflüsse der äußern Lebenslage und der Umgebung entscheidend sein können, um aus einer an sich indifferenten minderwerthigen Anlage des Individuums heraus verbrecherische Neigungen zu entwickeln, behauptet aber das Vorhandensein einer Verbrechergruppe, bei der nicht der sociale, sondern allein der individuelle Factor für die Hervorbringung des Verbrechens ausschlaggebend sei. Es gäbe, so sagt Koch, psychopathische, insbesondere psychopathisch minderwerthige Naturen, bei denen in der Psychopathie selbst die wesentliche Ursache für die Erzeugung eines habituellen Verbrecherthums gelegen sei, wo eine krankhafte, angeborene oder erworbene sittliche Schwäche und oft mehr noch, ein positiver Hang und Trieb auf das Verbrechen hin bestehe, und in diese Kategorie gehöre eben auch der geborene Verbrecher Lombroso's. Erkennt so Koch die Möglichkeit einer specifisch auf das Verbrechen prädestinirenden Anlage an, und verneint er nur eine körperlich in die Erscheinung tretende typische Ausprägung der Verbrecherindividualität, so erhebt sich auch seiner Auffassung gegenüber die kaum zu überwindende Schwierigkeit, wie es denn möglich sein soll, Elemente des Verbrechens, eines rein sociologischen, nach Ort, Zeit, Klima und Culturstufe wechselnden Begriffes, a priori in der Nerven- und Hirnbeschaffenheit eines Individuums begründet zu denken. Ist es nicht ein Widersinn, daß ein anatomisches Merkmal einen Zustand kennzeichnen soll, der an sich unsicher und schwankend, der jeweiligen Auffassung nach Zeit und Ort unterworfen ist?

Die Schrift Koch's, die trotz dieser grundsätzlichen Bedenken und trotz ihrer etwas unbestimmten Ergebnisse warm empfohlen zu werden verdient, ist im wesentlichen polemisch gehalten, greift nur einzelne Fragen der Criminalanthropologie heraus und wendet sich in erster Linie an den mit den einschlägigen Problemen vertrauten Fachmann. Das Gegentheil gilt von dem Buche des Engländers Dr. Havelock Ellis „Verbrecher und Verbrechen“.*)

*) Verbrecher und Verbrechen von Dr. Havelock Ellis. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. Leipzig, G. H. Wigand. 1894. 8. 5 M.

Kurella, dem wir die Uebersetzung des Buches verdanken, betont in seinem Vorworte, daß er dieses Werk als dasjenige, das Vollständigkeit und Kürze mit Klarheit der Darstellung und gründlicher Kritik verbinde, aus einer großen Zahl anderer ausländischer Schriften ausgewählt habe, um es dem großen gebildeten Publikum zu bieten. Es kann ihm darin nur zugestimmt, seine Wahl als außerordentlich glücklich bezeichnet werden. Ich wüßte in der That kaum ein Buch zu nennen, das sich zur ersten Einführung in die vielverschlungenen Pfade der Criminalanthropologie besser eignete als das Ellis'sche.

Ellis ist nicht nur entschiedener Anhänger Lombroso's, sondern auch der thatkräftigste Vorkämpfer für dessen Ideen in England. Allein wie sehr Ellis auch an Lombroso glauben, wie er auch vertrauen mag, daß die Zukunft des Strafrechts den Lehren des Italieners gehören werde; der nüchterne, ruhig erwägende und bedächtig schließende Brite ist kein so heißblütiger Fanatiker seiner Ueberzeugung, wie sein südländischer Meister. Nirgends verkennt Ellis den einstweilen lediglich hypothetischen Charakter der Theorien Lombroso's. Der Freimuth, mit dem Ellis wichtigen Aufstellungen des Uomo delinquente das „non liquet“ entgegenhält, berührt doppelt wohlthuend, eben weil er in den letzten Ergebnissen mit Lombroso übereinstimmt. Die siegesgewiß überlegene Beweisführung Lombroso's fascinirt; es gehört eine Art Denkfestigkeit dazu, ihrer fast gewaltsamen Einwirkung zu widerstehen. Ellis dagegen kennt Zweifel und Gegengründe; bei ihm tritt der subjective Forscher hinter dem objectiven Berichterstatter zurück. Es bedarf nur eines Blickes in das vortreffliche, die Geschichte der Criminalanthropologie in kurzem Umrisse schildernde zweite Kapitel des Buches, um diese Behauptung wahrzuhalten. Nimmt man hinzu, daß die Darstellung durchweg fesselt und mit bewundernswerthem Geschicke selbst die trockene Kost statistischen Materials genießbar zu machen weiß, nimmt man ferner hinzu, daß Ellis nicht etwa nur die Naturgeschichte des „geborenen“ oder, wie er ihn nennt, „instinctiven“ Verbrechers gibt, sondern das ganze Gebiet des Verbrechens beleuchtet, das geistige und seelische Bild auch des Gelegenheits-, Leidenschafts- und Gewohnheitsverbrechers zeichnet und dabei zugleich die sociologischen Wurzeln des Verbrecherthums aufdeckt, so dürfte die warme Empfehlung begründet sein, die ich dem Buche an seine Adresse, das große, gebildete Publikum mitgeben zu müssen glaubte.

A. Wierusẑowski.

Frauenromane.

Man braucht kein geistreicher Mensch zu sein, um den Ausspruch Napoleon's für falsch zu halten, mit dem er die Werke der Madame de Staël abthat. Mochte Napoleon die leiblichen Kinder der berühmten Französin mehr schätzen als ihre geistigen, im Grunde genommen war sein Wort mehr das Ergebniß rachsüchtigen Aergers als eines reifen literarischen Urtheils. Unser Jahrhundert hat zu viele wirklich hervorragende Vertreterinnen des schönen

Schriftthums, als daß man dem schwächern Geschlecht den Eintritt in die heiligen Hallen der Poesie versagen dürfte. Freilich dürfen sie nicht so auftreten wie Luise Jüngst.

In der Erzählung:

1. Prinzessin Lola von Luise Jüngst. Bielefeld, A. Helmich's Buchh. (Hugo Anders). 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

sagt der wilde Marcello von sich und dem schönen Mädchen von Capri, der Prinzessin Lola: „Der wilde Stoßvogel und die schüchterne Seemöve machen ein Paar.“ In den Indianergeschichten, die man als elfjähriger Knabe mit glühenden Wangen liest, finden sich die gleichen Phrasen: „Kann der wilde Falke den blauen Storch bezwingen?“ Von derselben Naivetät wie diese Frage erscheint die ganze Technik dieses seltsamen Zweiges der Jugendliteratur, namentlich das lustige Spiel einer rein am Aeußerlichen haftenden Phantasie. Die gleiche Phantasie, die räumliche und zeitliche Entfernungen spielend überwindet, zeigt Luise Jüngst. Wenn ein reicher, schwer melancholischer Engländer eine arme, wunderschöne Eselstreiberin aus Capri zu seinem Weibe macht, wenn die Personen zwischen Indien, Capri und England hin- und herfliegen, wenn der Engländer für todt gilt und seiner Schwester Gelegenheit gibt, als Erbschleicherin aufzutreten, wenn Prinzessin Lola noch einmal die A-b-c-Schule besucht, um sich später mit gefärbtem Haare als Gouvernante bei ihren Kindern engagiren zu lassen . . ., in dieser ganzen, krausen Handlung steckt keine Spur einer wirklichen Dichterphantasie. Alte Requisiten aus verschollenen Unterhaltungsromanen geben sich hier ein vergnügtes Stelldichein. Der spleenige, reiche Engländer, der treue deutsche Maler, die junge barfüßige Schönheit von Capri, die in jedem Kleide „vortheilhaft“ aussieht (dieses Wort findet sich in allen heut besprochenen Romanen!) und „alle“ Herzen gewinnt, der düstere Italiener, dessen Eifersucht dolchbewaffnet hinter Lola bis nach England läuft, sie alle feiern im Roman eine verdrießliche Auferstehung, aber keinen wirklichen Geburtstag, weil ihre Charakteristik allzu steckbriefartig gehalten ist: Augen braun, Nase gerade u. s. f. Ein polizeiliches Signalement ist noch keine plastische Schilderung. Auch beherrscht die Verfasserin die Sprache nicht in dem Maße, wie man es von einer deutschen Schriftstellerin erwarten sollte. Ein Maulthier ist so niedrig, daß seine Füße beinahe den Boden berühren (S. 7) (das „seine“ bezieht sich auf das Subject des vorhergehenden Satzes). Eine „steif rauschende Dame“ wird zur Thür hinausgeschoben (S. 35), ein „Weib versetzt einen Dolchstoß in das Herz eines treuen Mannes“ (S. 37 statt „dem Herzen“); „Marcello findet eine Leiche in der Hütte, bewacht von Lola. Erstere wurde hinausgetragen zur letzten Ruhestätte“ (S. 50. Die Hütte?); ein Knabe „tummelt sich mit einem eingebildeten Pferde“ (S. 87, d. h. die Einbildung des Knaben hielt den Stock für ein Pferd); „Bilder ziehen am geistigen Auge der jungen Frau auf dem Schaukelstuhl vorüber (S. 89. Wer saß auf dem Schaukelstuhl? Die Frau oder die Bilder?). Wenn der Verlag in einem beigelegten Zettel die „liebliche Erzählung“ der heranreifenden Jugend als Lektüre empfiehlt, so muß diese Empfehlung eingeschränkt werden.

Ungleich höher steht das Werk:

2. Der Herr von Zalaur. Roman von Alice C. Stürckow. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 4 M.

Der Herr von Zalaur ist ein junger, russischer Fürst, dessen schwere Kämpfe um die Ehre seines Namens und um die Geliebte den Inhalt des Romans ausmachen. Mit ruhiger Technik und einfachen realistischen Mitteln fängt er an, gelungene Schilderungen des russischen Bauern- und Bürgerlebens folgen, und die leichte, graziöse Kunst, mit der die Petersburger Hofkreise skizzirt sind, beweisen, daß die Verfasserin die Kreise, die sie schildert, genau kennt und beobachtet hat. Aber je mehr sich der Roman seiner Mitte nähert, desto mehr verliert sich der Ernst der Darstellung, und der Pistolenschuß am Schluß des Romans macht allem ein Ende, dem Schurken des Buches, dem Buche und seinem literarischen Werth. Motive werden aufgegriffen, um den Roman weiterzuführen, die nachher wieder verschwinden. Die Verfasserin besinnt sich, daß sie einen „Unterhaltungsroman“ schreiben will und flugs ersteht ein geheimnißvoller Tartar, der ein 400 Jahre bewahrtes Geheimniß ausplaudert und den Herrn von Zalaur zu einem reichen Manne macht; flugs belauscht einer die Infamie des Schurken des Romans und befördert ihn per Pistol ins Jenseits, und endlich ist das Ziel erreicht: Auf S. 430, der letzten Seite, Zeile 1, steht die glückliche Familiennachricht: „Nach Ablauf des Trauerjahrs wurden sie Mann und Weib.“

Je mehr der Verfasserin die „Lust am Fabuliren“ wuchs, desto geringer wurde ihre Liebe zur stilistischen und technischen Durcharbeitung. Undeutsche Participialconstructionen („Sich einer rechtschaffenen Absicht . . . bewußt seiend, trat sie . . . S. 38), fehlerhafte Appositionen („Das sagen Sie mir, der enragirte Freund der Armen?“ S. 15), Häufung synonymer Attribute u. s. f. beweisen, daß das Stilgefühl der Verfasserin durch die Kenntniß fremder Sprachen verschlechtert worden ist. In der Freude an der prächtigen Phrase, in der Beschreibung von Toiletten, im zufriedenen Blankputzen ganz gewöhnlicher Moralpfennige zeigt sie sich als die echte „Plaudertasche“, die ihren Roman herunterplaudert und nach der Schilderung tiefster Herzensqualen mütterlich mitleidig ausruft: „Gott bewahre jeden vor solchen dunkeln Stunden.“ Das sind leider die Stunden, in denen sie die Dichterin in sich hinausgejagt hat.

3. In Fesseln. Roman von C. Vollbrecht. Dresden, Carl Reißner. 1894. 8. 2 M.

Auch der Roman C. Vollbrecht's (Pseudonym für Ottilie Söllner) steht höher als das Buch L. Jüngst's. Er verräth eine gewandte Feder, die von einer starken

Fabulirungskunst unterstützt, unsere Unterhaltungslektüre um hübsche Bände vermehren kann. Damit ist aber auch alles erschöpft, was Anerkennung verdient. In eigenartigen Verhältnissen läßt die Verfasserin eigenartige Menschen aufwachsen, aber die psychologische Kunst haftet zumeist an der Oberfläche und gestattet keinen Einblick in das geheimnißvolle Leben der Psyche. Wie man eine Vorgeschichte nach und nach in geeigneten Momenten kunstreich auferstehen läßt, davon hat die Verfasserin keine Ahnung, denn sie behilft sich mit der einfachsten Technik, die es gibt. Auf der Heimfahrt aus der Pension, auf S. 2 des Buches erzählt die Heldin die Vorgeschichte ihrer Zofe. Muß man sich schon über diese merkwürdige Vertraulichkeit wundern, die im Buche durch nichts begründet und nur an dieser Stelle verwandt wird, so ist es noch verwunderlicher, daß sie ihrer Zofe nur Dinge erzählt, die — diese schon längst wissen muß und weiß. Dadurch wird das ganze Gespräch unwahr, und die Comtesse spricht eigentlich aus dem Kutschwagen zum — Publikum. Daß die Comtesse „der Liebling aller" in der Pension war, daß „Männer interessant" und Landschaften „vortheilhaft" aussehen, scheint mir für den weiblichen Stil charakteristisch zu sein. Menschen, die „der Liebling aller" sind, gewinnen auch das empfindsame Herz des naiven Lesers, und von der stillen Sympathie desselben für die engelhaften Helden fällt oft ein gnädiger Theil für die entzückte Verfasserin ab. Attribute wie „interessant", „vortheilhaft", „geschmackvoll" sind Kennzeichen eines unnaiven Stils. Eigenschaftswörter wie „roth", „bitter" u. s. w. sind gewissermaßen solche erster Ordnung, da sie directe Eigenschaften wiedergeben. Jene Beiwörter aber sind solche zweiter Ordnung. Sie drücken eine Eigenschaft durch ihren Effect aus und gewähren nie ein klares, concretes Bild. Am meisten scheitert das heiße, psychologische Bemühen der Verfasserin, wenn sie folgenschwere Schritte begründet. Es ist doch zu harmlos, wenn ein reicher Mann eine bedeutsame That begeht und diese auf eine plötzliche „mächtige Wandlung" zurückgeführt wird. Es bedeutet gerade eine Entwickelung in der Erzählungskunst, daß diese „Wandlungen" ihres gewaltsamen Charakters entkleidet werden. Wenn ein Mann einen Knaben schlägt, so hat für diese einfache That das naivste Märchen der Kanuri-Neger den gleichen Satz wie eine moderne Novelle. Hierin sind sie sich gleich, aber in der psychologischen Begründung dieser That, da liegt der Unterschied und die ungeheuere Entwickelung der Erzählungskunst. Stilistisch ist der Roman gut durchgearbeitet, denn Phrasen wie ein „schlank aufgebauter Körper" (S. 7) und „man hört einen Augenblick Stille" (S. 93) sind selten.

4. Ueber Klippen. Roman in zwei Bänden von Caroline Deutsch. Dresden, Carl Reißner. 1894. 8. 6 M.

Wenn man bei dem Romane C. Vollbrecht's von einigen dresdener Straßennamen absieht, so erscheint die Behandlung des Localcolorits derartig schwach, daß der Roman ebensogut in München, Hannover oder Braunschweig hätte spielen können. Mag man auch die Theorie von der Abhängigkeit des menschlichen Charakters von seinem Milieu nicht in allen Consequenzen anerkennen, so ist doch der Einfluß der Umgebung auf die Entwickelung der Individualität eine feststehende, wissenschaftliche Thatsache, welche die Poesie nicht umgehen darf. Deshalb haben solche Romane, welche in einem bestimmten Erdreich wurzeln, unvergleichlich mehr Leben und Wirklichkeit, als solche, die losgelöst von Raum, sich an allen Orten abspielen können. Freilich ist es noch eine offene Frage, ob das städtische Colorit dichterisch schwerer wiederzugeben ist, als das ländliche. Die Literatur des sogenannten Berliner Romans z. B. spricht dafür, daß es einfacher erscheint, ländliche Typen und ländliche Anschauungen scharf aufzuzeichnen, als städtische Individualitäten und städtisches Leben. In den meisten Berliner Romanen kann man die Straßennamen mit münchener, leipziger u. s. w. Namen vertauschen, ohne daß man eine Verpflanzung in ein fremdes Erdreich nachweisen kann. Das ist auch begreiflich. Das ländliche Element ist conservativ. Die Geschichte des Bauernhauses z. B. beweist, daß die Bewohner kaum in Jahrhunderten etwas Neues zulernen. Sie wechseln mit ihren Anschauungen ebenso langsam wie mit ihrem behäbigen Baustil. Das großstädtische Element dagegen ist veränderlich. Hier wechselt der Baustil ebenso schnell wie die Bewohner eines Hauses kommen und gehen. Die Großstadt ist ein Sammelbecken unendlich vieler von einander abweichender Stammestypen und fremder Ideen. Deshalb kann man sehr gut ein Momentbild beispielsweise des Friesen, des Schwarzwaldbauern, des Litauers geben, aber die charakteristischen Züge des Müncheners, des Dresdeners u. s. w. sind ungleich schwieriger zu fixiren. Selbst wenn ich weiß, daß die Berliner 37 Procent germanisches, 24 Procent slawisches und 39 Procent romanisches (französisches) Blut besitzen, der Typus des Berliners ist damit noch lange nicht gegeben.

Der Roman von Caroline Deutsch gab mir Anlaß zu vorstehender Bemerkung. Er setzt mit einer kräftigen Charakteristik der seltsamen Karpatenwelt ein, und von dieser scheinen ein paar originelle Züge auf die Personen übergegangen zu sein. Mit wenigen Ausnahmen haben die Figuren starkes Leben und volle Farben; männliche Charakter stehen einander in schwerem Kampfe gegenüber; in breitem, aber nie langweiligem Fluß rollt die Handlung dahin, fesselt das Hin und Her der Begebenheiten, und ab und zu streut die Verfasserin den Schimmer stiller, melancholischer Poesie über eine Gestalt oder eine Scene. So wenn ein junges Mädchen unbeabsichtigt Zeugin eines Liebesgeständnisses wird, das sein eigenes, männliches Ideal seiner Schwester macht. Keine langen Tiraden hat hier die Verfasserin zu Gebote, sondern das arme Ding wirft sich lautlos auf die Erde ins Gras, das ihre Thränen befeuchtet. Der kräftige Localgeruch und eine gewisse Stimmungspoesie gäben dem Roman ein Recht auf lite-

rarische Anerkennung, wenn nicht der zweite Theil diese in Frage stellte. Auch hier hat eine Dichterin angefangen, eine Plaudertasche fortgesetzt und ein Standesamt den letzten Punkt gesetzt. Daß der Roman ein Zwitterding zwischen einem literarisch werthvollen Werk und einem Unterhaltungsband geworden ist, daran ist der — Zufall schuld. Zufällig verliert ein Weib einen Brief, den sein Geliebter findet und der ihm klar macht, daß er das Opfer einer Kokette geworden ist; zufällig belauscht ein Mädchen ein seitenlanges Zwiegespräch, das ihr die folgereichsten Enthüllungen macht; zufällig belauscht eine Dritte ein Liebesgeständniß und stürzt sich ins Wasser. Gewiß, ein belauschtes Wort hat im Leben schon manchmal verhängnißvolle Folgen gehabt, wenn aber ein ernsthafter Künstler jede schwierige Entwickelung durch ein belauschtes Zwiegespräch, durch einen Zufall herbeiführt, dann hört jede folgerichtige Psychologie auf. Ebenso gut könnten drei Ziegelsteine den drei Heldinnen auf die zarten Köpfe fallen und die Geschichte hätte auch einen Abschluß. Das wäre ein Unglück, aber keine Tragik! Noch schlimmer ist es aber, daß der ganze zweite Theil auf einer Unmöglichkeit beruht. Der Stuhlrichter Perfall kämpft gegen die Betrügereien seiner Stadt an und schickt schwercompromittirendes Material gegen den reichsten Mann des Ortes an das Obergericht. Hierauf lernt Perfall die kokette Tochter dieses Mannes kennen und lieben. Das ausgefertigte Urtheil kommt mit den verhängnißvollen Schriftstücken in dem Moment an Perfall zurück, als seine Geliebte bei ihm ist. Er entfernt sich ein paar Augenblicke und sie wirft Urtheil und Schriftstücke ins Feuer. Damit hört im Roman der Proceß auf und die Handlung nimmt eine entscheidende Wendung. Warum? Der oberrichterliche Bescheid wird eben noch einmal ausgefertigt, das ist alles! Dieser Unbegreiflichkeit gegenüber will es wenig verschlagen, daß in dem letzten Kapitel Jahre und wichtige Begebenheiten hastig durchgepeitscht werden, damit sich endlich „über Klippen“ Hans und Grete kriegen. Ein schönes Motiv, eine starke Erzählungskunst . . . ganz schmählich ist's verthan.

5. Frühlingsstürme. Roman von E. Juncker (Else Schmieden). Zwei Bände. Berlin, O. Janke. 1895. 8. 9 M.

Romane, die den Leser mit einer Einleitung überfallen, haben zumeist eine Absicht. Man merkt sie und weiß noch vor der Lektüre des eigentlichen Werkes Bescheid. So ergeht es auch dem Leser des Juncker'schen Buches. In der Einleitung steht ein lebens- und geistesreifer Mann mit seinem Weibe vor dem Bildniß einer jungen, holden Mädchengestalt. „Erzähle uns von deiner Jugend und deiner jungen, so frühgestorbenen Schwester“, bittet das Weib, und der Mann erzählt den Roman „Jugendstürme“ von Else Schmieden. Der Leser weiß das Ende der Heldin voraus; für ihn ist das stoffliche Ziel des Buches gegeben. Wenn ein Dichter sich so mit gebundenen Händen dem Leser ausliefert und den ganzen stofflichen Reiz preisgibt, zeugt es von Kühnheit. Aber an dieser hat E. Juncker nicht genug, denn ihre Einleitung enthält auch ein Programm, ja noch mehr, ein Protestprogramm gegen die zeitgenössische, junge Literatur. Die Heldin soll ein „Kraftstück der Natur“ sein, „ein Eckmensch im Gebilde der Menschheit“ (I, 8); Der Erzähler ist „müde unserer verfeinerten Uebercultur“, namentlich der „Halbnaturen“ (I, 9); selbständige Persönlichkeiten mit eigenartigem Zauber sind selten (I, 48); „aufs Reale gerichtete Naturen“ sind ihm ein Greuel, indeß er „liebe altmodische Gesellen“ (I, 172) feiert. Wird nun die weibliche und ruhige Kraft Else Schmieden's ihrem Versprechen gerecht? Steht ihr Können in einem schönen Verhältniß zu ihrem kühnen Wollen?

In der That! Der Roman ist bedeutend; der Ichton der Erzählung ist mit bewunderungswürdiger Kunst und Feinheit festgehalten. Der Erzähler wächst von seinem fünften Jahre an mit seiner Schwester Elsa, der Heldin, vor unsern Augen auf, und in seiner bescheidenen und vornehmen Erzählungsweise bekommen alle Menschen seines Kreises tiefen, persönlichen Reiz. Kindheitsidyllen wechseln mit tragischen Liebesscenen, prachtvolle, sinnliche Frauengestalten stehen neben der Heldin, deren unendlicher Liebreiz und deren schöne, originelle Weiblichkeit den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt fesseln. Ab und zu stören eine allzu blumige Sprache (I, 4) und ein paar psychologisch falsche Wendungen (I, 43, 89; II, 149); das weibliche Charakteristikum „Sie sah besonders vortheilhaft aus“ (I, 126) würde man gern missen, die Naturschilderungen entbehren einer gewissen eigenartigen Anschauung, aber vor dem Zauber, den die Heldin über alles wirft, was ihr stiller Blick trifft, vor der intimen Poesie vieler Situationen, vor der edeln Männlichkeit, die der Erzähler ausströmt, verschwinden jene Mängel vollständig. Leider sind andere Fehler um so gewichtiger. Es ist ein Verhängniß um die schreibenden Frauen. Es ist, als ob das Weib in ihnen manchmal die dichterische Potenz erstickte und sich immer da meldete, wo die poetische Kraft ausging. Wo die Handlung stockt, wo der Leser über die wichtigsten Dinge aufgeklärt werden muß, geschieht es durch Belauschen. Die Frauen müssen wirklich viel horchen! Dreimal, und gleich seitenlang belauscht Paul, der Erzähler, gerade die Gespräche, deren Ergebnisse jetzt für die Fortführung der Handlung unbedingt nöthig sind. Natürlich spielt der Zufall auch hier eine Rolle, leider eine so verhängnißvolle, daß er den literarischen Werth des Romans überhaupt in Frage stellt.

Elsa stirbt. Weshalb? Ein Hund hat sie gebissen. Anfangs achtet sie nicht auf die kleine Wunde, erkennt aber dann, daß der Hund tollwüthig war. Im Zimmer ihres Bräutigams, eines Arztes, entdeckt sie ein Buch „Infectionen durch thierische Gifte“ und liest (Pasteur hatte 1859 seine Entdeckung noch nicht gemacht), daß sie nach 44 Tagen sterben muß. Zwei Tage vor dem 44. Tag entdeckt sie sich ihren Angehörigen und stirbt.

Es ist nur ein Beweis von der großen, schriftstellerischen Kunst Else Schmieden's, daß das Ende ihrer Prachtheldin dem Leser mit schmerzlicher Gewalt ins Herz greift. Und doch ist der Abschluß des Romans nur ein Coup, den sich die Verfasserin aus Sensationsromanen geliehen hat. Auch hier hat die Dichterin E. Schmieden bei der schreibenden Frau gleichen Namens eine schlechte Anleihe gemacht. Der Biß eines tollwüthigen Hundes ist kein tragisches Geschick. Gewiß empfindet der Mensch seine Ohnmacht stark, daß er einen Elefanten erschießen, aber einem winzigen Kommabacillus erliegen muß. Das ist tragisch für die Menschheit, aber nicht für den Einzelnen. Die Willensunfreiheit des Menschen als Typus ist ein tragisches Moment, aber die Willensunfreiheit des Menschen als Einzelwesen kann sich nicht in einer verhängnißvollen Abhängigkeit von einem leblosen Ding zeigen. Verschluckte Kirschkerne, heruntergefallene Dachziegel, Hundebisse, Bleistiftvergiftungen können den Tod von Menschen nach sich ziehen, aber sie haben nichts Tragisches an sich. Oedipus stirbt, weil es sein Geschick will, das arme Mädchen im Roman, weil sie — Unglück hat. E. Juncker muß das auch gefühlt haben, denn sie gibt mehreremal eine Definition des Begriffs des Tragischen, welche ihren Hundebiß und jedes gräßliche Pech in die Sphäre des Tragischen erhebt. „Der Held des Trauerspiels büßt nicht seine Particularsünden ab, sondern die Schuld des Daseins selbst.“ Das heißt, Elsa's Biß ist eine Sühne für ihr Dasein selbst! Das mag buddhistisch tiefsinnig sein, aber dieser Tiefsinn öffnet auf ästhetischem Gebiete jedem Schiefsinn bereitwillige Thüren und Thore.

Ludwig Jacobowski.

Neue Dorfgeschichten von Rosegger.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1895. 8. 4 M.

Seit längerer Zeit wieder zum ersten mal bietet der steiermärkische Dichter in dem vorliegenden Bande Geschichten und Erzählungen, welche seine frühere Jugendperiode zum Gegenstande haben; es sind theils persönliche Erlebnisse, die so manchen interessanten Beitrag zur Lebensgeschichte des Waldpoeten im ersten Jahrzehnt seines Daseins enthalten, theils Geschichtchen und novellistische Skizzen aus jener „Waldheimat“, an die sich auch der Fünfzigjährige noch so gern und so wehmüthig erinnert und aus deren einfachem Leben und Treiben seine Kunstfertigkeit uns immer Neues und Ansprechendes zu berichten weiß. Einer überaus willkommenen Kunstbeilage des Buches ist gleich hier zu erwähnen, nämlich des reizenden Titelbildes, welches den Dichter als frisch dreinblickenden „Waldbauernbuben“ nach einem Aquarell von Alois Schön in vorzüglicher Photogravure darstellt. Dieses Bildes wird hier gedacht, weil es seltsam scheinen könnte, daß seinerzeit ein Maler den erst viel später zur hohen literarischen Bedeutung gelangten „Buben“ als Vorwurf eines Aquarells gewählt haben und daß dieses Bild nach mehr als vierzig Jahren wieder zum Vorschein gekommen sein soll. Und doch ist es so und die Erklärung hierfür liefert uns der Dichter selbst im Vorworte des Buches. Er zog damals als kleiner Junge nach Wien und daselbst ist ihm unter andern Abenteuern jenes passirt, „daß ihn auf der Gasse ein Maler zusammenpackte, mit in seine Stube nahm und ihn auf ein Blatt Papier zeichnete. Dann bekam er fünf Gulden für das Sitzen und hernach konnte er wieder gehen“. Ein wiener Verehrer des Dichters sandte nun im Jahre 1893 den Medailleur Scharff in Rosegger's Wohnung, um ihn für eine Denkmünze zu modelliren, man kam auf jenes Jugendbegebniß zu sprechen und nach der Beschreibung, welche Rosegger von jenem Maler entwarf, entdeckte Scharff den Namen und die Persönlichkeit desselben, welche sich noch dazu als ein alter Freund des Medailleurs entpuppte, als der Professor Alois Schön in Wien. In der That wurde auch in dessen Mappe das Bild des inzwischen berühmt gewordenen Waldbauernbuben entdeckt und ist nun im Besitze Rosegger's, der in dem genannten Vorwort die Echtheit des Bildchens beglaubigt und es gerne dem Verleger als Zierde des Buches und als schätzenswerthes Erinnerungsblatt zur Verfügung gestellt hat. Ein heiteres jugendfrohes Kinderantlitz blickt uns von dem Blatte entgegen und macht uns mit dem Aussehen desjenigen bekannt, der in einem Theile der darauffolgenden Skizzen und Geschichten die Hauptrolle spielt und aus jener schönen Jugendzeit so hübsch zu erzählen versteht. Den Verfasser vorliegender Zeilen gemahnt die anmuthige Knabenfigur an den prächtigen Stich des Heideknaben in der ersten Ausgabe von Stifter's „Studien“, jenes Bild des trefflichen J. N. Geiger, welches trotz seiner Kleinheit von des Künstlers Meisterschaft so beredtes Zeugniß ablegt. Und gerade Adalbert Stifter war seinerzeit dem Dichter Rosegger ein leuchtendes Vorbild, der Verfasser der „Studien“ wird noch heute von dem Steiermärker hoch verehrt.

Doch nun zu dem Inhalte des stattlichen Bandes. Zunächst findet Rosegger's Verehrer und vor allem auch dessen Biograph in dem Abschnitte: „Von meinen Vorfahren“ verschiedene Angaben über diese und der schalkhafte Poet weiß so manche männliche oder weibliche Gestalt in kräftiger Holzschnittmanier zu zeichnen, also, daß sie uns lebenswahr in ihrer Bäuerlichkeit entgegentritt, denn alle sind sie Bauern gewesen, woraus der Erzähler gar kein Hehl macht. Und nun folgt eine Reihe von Stücklein, die jung Peterlein in seinem einstigen Schalten und Walten zu Hause zeigen und im Verkehre mit allerlei ländlichen Persönlichkeiten, wobei manches kleine Abenteuer zur ergötz-

lichen Darstellung gelangt, wie etwa die bedenkliche Situation mit dem Landstreicher Tritzel, als der Junge mit diesen „nach Emaus zog", die nicht minder leichtsinnig klingende Erzählung vom „Ofenhückerl" und der Bericht von dem merkwürdigen Gang Peter's als er „um Hasenöl geschickt wurde", wobei der Junge seine ersten Beobachtungen über die Findigkeit des Apothekers macht. Nach der launigen Schilderung „Als ich die Christtagsfreude holen ging" folgt die erschütternde Erzählung von dem irrsinnig gewordenen „Kickel", und die heitere Skizze „vom sterbenden Staufel". Laune und Humor sind zu Genüge auch vertreten in den Jugenderinnerungen vom „Taschenfeitel", von der „Schulprüfung", vom „Paradies", vom „Lichtbratel", vom „Hacherl", von den „geheimnißvollen drei Paar Schuhen" und in andern dieser Vorgänge aus des Dichters Jugend; es wird wol niemanden einfallen, darüber nachzuforschen, ob sie sich wirklich ereignet haben oder nur der Kunst des Erzählers zu verdanken sind, der übrigens, wie aus jedem Stücke zu entnehmen und leicht zu errathen ist, die Wahrheit mit der Dichtung verbindet. Ueberall sehen wir das Leben und Treiben des Alpenbauern, wie es seinerzeit gewesen ist, mit den abergläubischen Ansichten und der bescheidenen Weltkenntniß, aber auch mit rührender Innigkeit und Herzenseinfalt, wie es wol auch noch heutzutage noch theilweise zu finden, aber freilich nur theilweise und nur in ganz entfernten und versteckten Bergwinkeln.

Es geht nicht an, alle Geschichten, welche Rosegger als eigene Jugenderinnerungen oder als kleine Genrebildchen und Dorfnovellen in seinem Buche erzählt hier anzuführen, doch sei darauf hingewiesen, daß etwa die zweite Hälfte des Bandes mehr ausgeführten Erzählungen gewidmet ist, wie sie der Dichter, anknüpfend an einen scheinbar unbedeutenden Vorgang oder an eine schlichte einfache Persönlichkeit, so lebenswahr und urwüchsig vorzutragen weiß. So bietet sich uns unter dem Titel: „Er hat ein schön's Röckerl an, und ein schön's Knöpferl dran" eine nette kleine Liebesgeschichte, die mit der ausführlich gebotenen Darlegung wie ein Lodenrock entsteht, eingeleitet wird, freilich aber mit jener Zeit endet, da das Pärchen längst verheirathet ist und der alte Bauernknecht beim Selbstflicken seiner einstigen schönen Lodenjacke mit einem Seitenblick auf das polternde Eheweib in die Worte ausbricht: „Die ist auch einmal schön gewesen." Eine besonders zart ausgeführte Erzählung: „Die Geschichte vom Gupferl" berichtet uns von zwei armen Leuten, die sich auf der Straße gefunden, von dem mit Holzwaaren herumziehenden Greg, dem das „Gupferl" anhänglich folgt, aber schließlich doch erst das eigentliche Glück bei dem verwitweten Bauer Franz findet. Nicht minder zu Herzen sprechend und reich an seinen psychologischen Zügen erscheinen die Geschichten „vom trutzigen Hanele", deren Trotz gebrochen war, nachdem sie den von der Lawine verschütteten Veitl selbst ausgegraben, und „vom jungen Geigenspieler". In der „Geschichte vom bösen Kaderl" wird gezeigt, wie das Auswandern „ins Amerika" zum Glücke nichts beiträgt, wol aber das „zu Hause bleiben" und die drollige Malergeschichte „vom Liderl" weist neben der städtischen Figur des schalkhaften Malers noch manche naturgetreu gezeichnete Gestalt aus dem Bauernhause, in das der Maler gekommen. In dieser Weise reiht sich eine Erzählung an die andere und es ist schließlich eine gar stattliche Zahl, welche mit den lustigen Geschichten „von den Ochsen" und „vom fünffachen Schwein" abschließt.

Rosegger hat in keinem dieser Stücke seine Natur als liebenswürdiger Erzähler, als Kenner seines Volkes und zwar sowol der guten als der schlimmen Eigenschaften desselben verleugnet, er hat seinem unverwüstlichen Humor freien Lauf gelassen und weiß doch auch an manchen Stellen zu Thränen zu rühren. Man möchte es kaum glauben, daß sich alle diese Geschichten und Begebenheiten auf einem ganz kleinen Stückchen Erde, im heimatlichen Gau des Dichters zugetragen haben, oder daß es dem erfindungsreichen Dichter möglich wäre, sie dahin zu verlegen, ohne eintönig zu werden. Und doch ist dies in den vorliegenden Skizzen und Erzählungen der Fall, ja wir vermuthen sogar, daß der Dichter bei irgendeiner Gelegenheit uns abermals Neues aus der schönen Waldheimath zu berichten wissen wird.

Das Buch „Als ich jung noch war" ist unter einer neuen Verlegerflagge in die Welt hinausgezogen; auch müssen wir dem Leser noch mittheilen, daß von nun an „P. K. Rosegger" sich in „Peter Rosegger" umgewandelt hat, eine Wandlung, welche das Publikum vielleicht weniger berühren wird, wenn es ein neues hübsches Buch des Dichters zur Hand nimmt; da aber der Autor selbst darauf Werth legt, so sei auch diese kleine Namensänderung zur Kenntniß genommen und der Wunsch ausgesprochen: möge auch Peter Rosegger seine vielen Freunde bald wieder mit einer ähnlichen hübschen Gabe, wie es die vorliegende ist, erfreuen.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Selten wol hat sich eine junge Wissenschaft so rasch und glänzend entwickelt wie die vergleichende Sprachwissenschaft. Am Anfange dieses Jahrhunderts zu selbständiger Forschung vorgeschritten, geschützt und geleitet zuerst von philologischen Schwesterwissenschaften, die doch der Betrachtung der Sprache an sich immerhin nur ein halbes Interesse entgegenzubringen vermochten, da der geistige Inhalt, der in den Sprachen überlieferte Ideengehalt, für den Philologen immer in erster Linie stehen muß, ist die vergleichende Sprachwissenschaft durch eine Reihe glänzender Forschungen immer selbständiger geworden, an der Durchbildung ihrer innern Gesetzmäßigkeit immer kräftiger erstarkt, und heute spricht sich ihre Mündigkeit sozusagen vor allem darin aus, daß sie fast überall in den Kreis selbständig vertretener Universitätswissenschaften aufgenommen worden ist. Leider kann man nicht sagen, daß Hand

in Hand mit dieser Entwickelung auch ein Einfluß der neuen Wissenschaft auf die Interessen des gebildeten Publikums sich kundgegeben habe, so sehr auch an sich die Thatsachen des Sprachlebens als ein geeigneter und reizender Gegenstand für die Theilnahme des gebildeten Nachdenkens zu bezeichnen sind. Abgesehen von Max Müller's Vorlesungen und Essays, von Gustav Meyer's Essays, und einigen andern Schriften ist die leichter zugängliche und populärer sich haltende sprachwissenschaftliche Literatur nur spärlich vertreten. Das liegt natürlich vor allem an der Natur dieses Stoffes, der in seiner strengen Thatsächlichkeit und in seiner Beschränkung auf die Gesetze des Formalen von Haus aus eine gewisse Sprödigkeit nur schwer überwinden und obendrein noch einer fachmäßigen Terminologie nicht entrathen kann, die sich um so feiner und esoterischer ausbilden mußte, je selbständiger die Sprachwissenschaft als eigene Disciplin sich entwickelte. Dazu kommt noch ein anderes.

Was heute an Sprachwissenschaft an den Universitäten fast ausschließlich gelehrt wird, ist eigentlich nur ein Ausschnitt aus dem großen Gebiete: es ist die indogermanische Sprachwissenschaft. Das hat zufällige Gründe und nothwendige. Zufällige, insofern namentlich die erfolgreichen Studien auf dem Gebiete der germanischen, der beiden classischen Sprachen, sowie endlich der indischen die Unterlage boten, auf der das neue Gebäude allmählich errichtet worden ist. Dazu kommt die Beschränkung menschlicher Kraft: ist es doch schon eine enorme Anforderung selbst an das hervorragendste Sprachtalent, das ganze weite Gebiet der indoeuropäischen Sprachen mit einigermaßen gleicher Sicherheit auch nur zu übersehen, geschweige denn zu beherrschen. Auch tritt natürlich hinzu, daß das Interesse der europäischen Wissenschaft vor allem demjenigen Theil des menschlichen Sprachlebens gewidmet war und ist, in dem die vergangene wie die gegenwärtige Cultur Europas beschlossen liegt.

Gleichwol ist aber das Interesse, das weitere Kreise an der Sprache nehmen, ein wesentlich verschiedenes. Es gilt nicht sowol einer Sprache, oder einer zusammengehörigen Gruppe von Sprachen, sondern der menschlichen Sprache als solcher, den geheimnißvollen Räthseln ihres Ursprunges und ihrer Mannichfaltigkeit. Man wünscht einen Einblick in ihr Wesen und in die Verschiedenheit ihrer Mittel, kurz, man interessirt sich vorwiegend für das, was heute unter dem Namen „allgemeine Sprachwissenschaft" von der „Indogermanistik" abgetrennt wird. Man betrachtet solche Kenntnisse als die wünschenswertheste Ergänzung namentlich auch für alles das, was heute auf dem großen Gebiete der Völkerkunde so allgemein zugänglich zu Tage gefördert und von so vielen Seiten begierig erfaßt wird. Ohne gerade in das Chinesische, Mexicanische, Bantu u. s. w. sich vertiefen zu wollen, wünscht man doch gar oft wenigstens orientirt zu sein über die ganz eigenen lautlichen Mittel, über die von unserer Art so völlig verschiedene Architektur dieser Sprachen. Auf ein ausgezeichnetes Hülfsmittel dieser Art hinzuweisen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Wir meinen das Buch des baseler Professors der Sprachwissenschaft, Franz Misteli: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von F. M. Zweiter Theil der Neubearbeitung des «Abrisses der Sprachwissenschaft von H. Steinthal»" (Berlin, F. Dümmler). Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Buches ist von verschiedenen Seiten anerkannt worden: dem Berichterstatter steht ein eigenes Urtheil in diesem Sinne nicht zu. Er hat dem Inhalt des Buches gegenüber nur das entferntere Interesse und das geringe Maß von Sachkunde einzusetzen gehabt, mit dem jede philologische Einzelforschung den allgemeinen Thatsachen des Sprachlebens näher tritt. So hatte er nur zu lernen und sich anregen zu lassen. Und er bekennt mit Dank, daß er eine wesentliche Erweiterung seines Gesichtskreises dieser Lektüre zu verdanken hat.

Dem Buche ist eine allgemein gehaltene Einleitung über die Grundthatsachen des sprachlichen Formenlebens vorangestellt, die man freilich besser, wie auch der Verfasser selbst andeutet, zuletzt liest, da sie gleichsam den Extract aus dem Thatbestande der Einzelsprachen bildet. Den Hauptinhalt bildet die Schilderung der verschiedenen Sprachtypen in wohlgegliederter Folge, wobei uns die Lektüre durch eine vorausgeschickte Uebersicht über die Umschreibungsweise der oft mit fremdartigen und seltsamen Lauten ausgestatteten Idiome erleichtert wird. Die einzelnen Skizzen sind geordnet nach den sechs Rubriken der einverleibenden (mexicanisch, grönländisch), wurzelisolirenden (chinesisch, siamesisch), stammisolirenden (malajodajakisch), anreihenden (ägyptisch-koptisch, Bantu), agglutinirenden (uralaltaisch, und zwar magyarisch, finnisch, jakutisch, ferner die dravidischen Sprachen Indiens), endlich der flectirenden Sprachen (das Semitische und das Indogermanische). Die Reihenfolge steigt also vom unvollkommensten an aufwärts. Die Weite des behandelten Gebietes erkennt man vor allem daraus, daß das Indogermanische, das eigentliche Kernstück der modernen Sprachwissenschaft, hier nur als Theil unter Theilen, im Rahmen eines Großen und Ganzen behandelt wird. Das Buch ist auch, wenn man von zusammenhängender Lektüre absehen muß, ein werthvoller Besitz, weil die einzelnen Skizzen so selbständig gehalten sind, daß sie sehr wohl zur Orientirung auch über einzelne Fragen geeignet sind.

Bibliographie.

Andersen, Une Mère. En 22 langues. Paris, H. Welter. Gr. 8. 5 M.

Below, Hedwig v., Die kleine Pfirsichblüte. Märchen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 2 M.

Fischer, K., Geschichte der neuern Philosophie. Neue Gesammtausgabe. VI. Band. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Zweite Hälfte. Zweite Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Gr. 8. 12 M.

Flaischlen, C., Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Frobenius, L. V., Die Geheimbünde Afrikas. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach, Heft 209. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 8. 60 Pf.

Geiger, L., Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 30 M.

Haffter, E. Dr., Georg Jenatsch. Urkundenbuch, enthaltend Excurse und Beilagen. Chur, Comm.-Verl. der Hitz'schen Buchhandlung. 8. 2 M.

Heyden, A. v., Jury und Kunstausstellungen. Sonderabdruck aus der „Deutschen Revue". Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 50 Pf.

Jeremias, G., Ausgewählte Werke. Erste illustrirte Prachtausgabe. Herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Lieferung 1 und 2. München, Carl Rupprecht's Verlag. Gr. 8. 20—22 Lieferungen à 1 M. 20 Pf.

Keiter, H., Aus dornenreicher Jugendzeit. Erzählung. Köln, J. P. Bachem. Kl. 8. 1 M. 20 Pf.

Ompteda, G. Freiherr v., Unser Regiment. Ein Reiterbild. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Pietsch, L., Erinnerungen aus den sechziger Jahren. Zweiter Band von „Wie ich Schriftsteller geworden bin". Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 6 M.

Polko, Elise, Hell und Dunkel. Neue Novellen. Köln, Albert Ahn. 8. 4 M.

Putlitz, Elisabeth zu, Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Zwei Bände. Berlin, Alexander Duncker. Gr. 8. 10 M.

Silberstein, A. Dr., Im Strome der Zeit. Ausgewählte Blätter. Vier Bände. Budapest, Isidor Wiener. 4. 16 M.

Stern, M. R. v., Walter Wendrich. Roman. Erster Band. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". 8. 4 M.

Steude, E. G., Lebensworte. Betrachtungen für Gebildete. Leipzig, Hermann Schwarz. 8. 1 M. 50 Pf.

Uhlmann-Bixterheide und Carl Hülter. Westfälische Dichtung der Gegenwart. Leipzig, Otto Lenz. 8. 3 M.

Weißenfels, R., Goethe im Sturm und Drang. Erster Band. Halle, Max Niemeyer. Gr. 8. 10 M.

Werder's, Karl, Gedichte. Herausgegeben von Otto Gildemeister. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 4 M.

Willmann, O., Geschichte des Idealismus. Drei Bände. Erster Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Wolzogen, E. v., Daniela Weert. Schauspiel in vier Acten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Zaeslin, E., Elsi. Eine Tragödie. Basel, Benno Schwabe. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNST IN DEN ATHOS-KLÖSTERN.

Von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. philos. und a. o. Professor für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln, ein Werk, das auch in andern Kreisen als denen der zunächst interessirten Kunsthistoriker und Theologen mit Beifall aufgenommen worden ist. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France“.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“ die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.



Cotillon-

und Carneval-Artikel,

Papierlaternen,

„PUCK“, photogr. Apparat.

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Man verlange Preisbuch.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten **des Auslandes.**

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Eine Sommergeschichte.

Roman aus dem Schwedischen von Anna Charlotte Leffler.

Preis geheftet M. 4.—; elegant geb. M. 5.—

Niobe.

Roman aus dem Norwegischen von Jonas Lie.

Preis geheftet M. 3.—; elegant geb. M. 4.—

Der Grundstein.

Roman aus dem Spanischen von Emilia Pardo Bazán.

Preis geheftet M. 3.—; elegant geb. M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ enthalten einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Die sechste Auflage wurde vermehrt durch einen Commentar, zahlreiche Erläuterungen, Nachweise und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer, und ein vollständiges Namen- und Sachregister.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 4. — 24. Januar 1895.

Entwickelungslehre und Ethik.

Die Entwickelungslehre — in der Form, die ihr Charles Darwin gab, und wie sie in den sechziger und siebziger Jahren bekannt wurde — schien zuerst den sittlichen Idealen des Menschen entgegengesetzt, so weit Thatsachen oder Hypothesen über Thatsachen den Ideen und darauf gegründeten Willensrichtungen überhaupt zuwider sein können. Denn sie erniedrigte scheinbar den Menschen in seinem Ursprunge; seine göttliche Abstammung wurde ihm bestritten, die Stellung außerhalb der Schöpfung und über ihr war zur bloßen „Mitgliedschaft" in der Schöpfung oder sogar in der Kette der Schöpfung herabgesunken.

Sowol Theologen als Philosophen glaubten, damit sei dem ethischen, den Menschen über die thierische Existenz emporhebenden Idealen die Basis entzogen, denn die sittliche Welt sei eine andere als die natürliche, eine höhere, in die wir uns kraft eines höhern Ursprunges erheben können, unsere eigentliche Heimat, und der sittliche Mensch das „Urbild" der Menschheit, womit der Sprachgebrauch der idealistischen deutschen Philosophie das „Ideal" bezeichnete. Wenn das Urbild schwand, jener von Gott über die Schöpfung erhobene Mensch in paradiesischer Unschuld, so müßte, fürchtete man, auch das Abbild schwinden, der sittliche Mensch, der sich aus der Sünde wieder zur Aehnlichkeit des Urbilds emporgearbeitet hat.

Indessen der Begriff der Entwickelung war hier blos an dem einen Ende, an dem des Ausgangspunktes, betrachtet worden. Seine Vertreter konnten mit Recht auf das andere Ende, den Zielpunkt der Entwickelung hinweisen, der vielleicht doch für das sittliche Streben günstiger und ermuthigender sei. Sie konnten sagen, wenn der Mensch auch ein Glied sei in der Kette der Schöpfungen der Natur, so höre damit sein Höherstreben nicht auf. Die Natur selbst sei eben nichts Fertiges, nichts Starres, wozu sie mangelhafte Wissenschaft gemacht habe, auch kein „wechselndes Weben am sausenden Webstuhl der Zeit", wenigstens nicht in dem Sinne, daß das Muster des Gewebes in Ewigkeit dasselbe bleibe, sondern ein stetes Fortschreiten zu neuen Gebilden. Die ethischen Ideale würden damit nicht aufgehoben, sondern vielmehr sicher gestellt auf den Boden der Thatsachen, sie erschienen nicht mehr in der Luft schwebend, sondern als die nothwendige Fortsetzungslinie der schöpferischen Thätigkeit der Natur oder, wie die Theologen sagen, Gottes.

Sie waren bei diesem Streben nicht ohne Vorgänger. So alt die wissenschaftliche Behandlung sittlicher Fragen ist, so alt ist auch das Streben, den Bruch zwischen Natur und Geist, zwischen natürlichem und sittlichem Handeln, der vorzuliegen scheint, zu überwinden, die zwei Welten gewissermaßen in eine Ebene zu bringen. Die ganze antike Moralphilosophie sucht an die natürlichen Triebe des Menschen anzuknüpfen. Sie geht aus von den Gütern, nach denen er erfahrungsgemäß strebt, stellt eine Rangordnung unter ihnen auf, sondert eines davon als „höchstes Gut" aus, meist die „Glückseligkeit", und sucht allerlei Gründe auf, die den Menschen bewegen sollen, auf die Glückseligkeit oder wenigstens auf die Bedingungen, unter denen sie eintritt, sein Streben zu richten. So war die antike Moralphilosophie wesentlich Güterlehre. Einen Bruch mit der Natur scheute sie, selbst die strengste Theorie, die der Stoiker, fand naturgemäßes Leben und vernunftgemäßes Leben identisch, da sie das Walten der Vernunft in der Natur nicht minder als im menschlichen Geiste erblickte.

Erst die christliche Moral vollzog eine scharfe Trennung. Der natürliche Mensch ist bei ihr seit dem Apostel Paulus entgegengesetzt dem geistigen, wie Gott der Welt, der alte Adam muß überwunden, der sinnliche Mensch ertödtet werden, um dem „gerechten", dem christlichen Menschen Raum zu schaffen. Sie ist im Gegensatze zur antiken Moral im wesentlichen Pflichtenlehre. Was der Mensch thun müsse, um zur Rechtfertigung zu gelangen, und um so selig zu werden, das ist wesentlich ihr Thema. Die

Pflicht ist auch der Hauptbegriff in demjenigen philosophischen System, das im 18. Jahrhundert mit dem meisten Erfolge die Ethik begründet hat, in dem von Kant, und er wendet die ganze Energie seines Denkens an, um die Pflicht von der Neigung zu trennen, dem Reiche der Natur das Reich der sittlichen Welt entgegenzusetzen, so daß die Neigung bei ihm nicht das Geringste beitragen darf, die Sittlichkeit zu begründen, ihre Uebereinstimmung nur eine zufällige ist. Sein kategorischer Imperativ: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne", diese Richtung vom einzelnen Ich auf das Bestehen des Ganzen, der Gemeinschaft, der Gesellschaft, schien ihm nicht aus der natürlichen Welt, sondern aus einer ganz verschiedenen, nur mit dem Verstande zu begreifenden, nicht mit dem Sinne wahrnehmbaren, einer, wie er sagt, intelligiblen Welt zu stammen.

Je mehr die Kantische Trennung zwischen Egoismus und Pflicht nothwendig schien, desto schwieriger erschien die Aufgabe der Moralphilosophen der Entwickelungslehre, vom Egoismus aus den Begriff der Pflicht herzuleiten. Zwar hatte schon Spinoza einen ähnlichen Versuch gemacht, aber nicht, ohne gewissermaßen eine Anleihe bei der Metaphysik zu machen, indem er an das Streben der Menschen nach „Freiheit" appellirt, während der menschliche Wille doch immer unfrei ist. Auch Bentham hatte zu beweisen gesucht, daß jeder sein Glück am meisten fördert, indem er das größte Glück einer möglichst großen Zahl seiner Mitmenschen fördert. Aber die Conflicte zwischen Egoismus und Gemeinwohl hatte er ignorirt, statt sie zu widerlegen. Es war also die Aufgabe noch nicht gelöst.

Von den mannichfachen ethischen Versuchen, die die Idee der Entwickelung gezeitigt hat, wollen wir hier denjenigen betrachten, der von Herbert Spencer zuerst in seinen „Data of Ethics", zuletzt — nur mit Zusätzen ohne irgendwelche Aenderung — in seinen „Principles of Ethics" gemacht worden ist.

Spencer betrachtet das sittliche Handeln von vier verschiedenen Gesichtspunkten, indem er von jedem derselben die Entwickelung selbst auf dieselben Ziele gerichtet findet, die auch das sittliche Denken sich setzt. Es sind dies der physikalische, biologische, psychologische, sociologische Gesichtspunkt.

Sittliche Handlungen vom physikalischen Standpunkte betrachten zu wollen, klingt paradox. Aber sie sind äußerlich nichts weiter als Bewegungen, äußere oder innere, letztere nur im Nervensystem vor sich gehend. Wie nun die lebendige Materie in der Reihe der thierischen und der pflanzlichen Organismen, von gleichartigen in sich zusammenhangslosen Bildungen ausgeht und zu ungleichartigen, aber zusammenhängenden fortschreitet, und so dem Gesetze gehorcht, das Spencer das Gesetz der Evolution nennt, so muß auch die Bewegung dieser organischen Materie, ausgehend von einfachen Formen zu complicirten, aus mannichfachen Theilbewegungen, die ineinandergreifen, bestehenden Formen aufsteigen, zu einem immer verwickeltern und ausgedehntern Systeme. Und wirklich sind die Bewegungen eines niedern Thieres zufällig, vereinzelt, die eines höhern schon absichtlich, zusammenhängend, das Handeln des niedern Menschen ist planlos, das des höhern planvoll, nicht nur auf Tag oder Stunde, sondern auf Jahre und Generationen hinaus zu wirken berechnet. Ebenso ist das unsittliche Handeln leichtfertig, zerfahren, „unzuverlässig", das sittliche überlegt, durch bindende Grundsätze geleitet, darum systematisch, „zuverlässig". Die Natur weist also hier denselben Weg, den das Denken genommen hat.

Vom biologischen Gesichtspunkte betrachtet, ist jede Handlung, die das Leben fördert, lustvoll, jede, die es hemmt, schmerzlich und umgekehrt. Wäre dies nicht der Fall, so hätte die Natur die Fortsetzung des Lebens nicht gesichert. Die Erfahrung scheint zu widersprechen. Denn die Arbeit, die für das Leben nothwendig ist, mißfällt, ist so oft geradezu schmerzlich. Auch die sittlichen Handlungen sind nur zu oft peinvoll. Es scheint also, daß sie entweder das Leben nicht fördern, oder daß Spencer's Lehre von Lust und Schmerz falsch ist. Er hilft sich aber durch die Annahme, daß der Mensch sich noch im Stadium fortschreitender Anpassung an seine Umgebung befindet. Wenn diese Anpassung vollendet sein wird, dann wird die Arbeit immer angenehm, das sittliche Handeln zugleich immer das lustvolle sein. So werden auch hierin die Ergebnisse der Entwickelung und das im Denken construirte Ideal zusammenfallen.

Vom psychologischen Gesichtspunkte ist das sittliche Handeln vom sinnlichen Reize am meisten entfernt. Ein niederes Thier antwortet auf einen Reiz mit einer Reflexbewegung und hat damit sein Gleichgewicht wieder erreicht. Je höher wir aufsteigen, desto größer wird der Zwischenraum und die Zwischenzeit zwischen Reiz und Handlung. Die unmittelbare Reizung wird bekämpft durch abstracte Principien der Pflicht, der Redlichkeit u. s. w. Auch hier wird eine vollkommene Anpassung den Widerspruch zwischen Neigung und Pflicht aufheben, wie bei einfachen, vollkommen an ihre Umgebung angepaßten Organismen ein ähnlicher Widerspruch auch nicht existirt.

Vom sociologischen Standpunkte betrachtet, zeigt sich das Individuum im Anfange dem Gemeinwesen so sehr unterworfen, daß seine Interessen denen der Gesammtheit gegenüber wenig oder nichts gelten. Im Laufe der Evolution aber wird eine sociale Ordnung hergestellt, die die Interessen der Individuen immer mehr in Rücksicht zieht, zuletzt eine völlige Aussöhnung herbeiführt. — In der älterlichen Liebe sind Egoismus und Altruismus vereinigt. Denn die Sorge für die Kinder ist die Freude der Aeltern, eine ihnen angenehme Thätigkeit, zugleich aber nützlich nicht für die Aeltern selbst, sondern für andere Wesen. Solche Gefühle, wie die älterlichen, wird künftig das Individuum auch gegen jeden seiner Volksgenossen, gegen

jedes Mitglied seines Gemeinwesens hegen. Der Zwiespalt zwischen Egoismus und Altruismus wird aufhören, die Gesellschaft eine große Familie sein.

Diese Ansichten von Spencer sollen hier nicht kritisirt werden, sie sollen nur eine Probe sein, welche ethischen Perspectiven sich aus der Idee der Evolution gewinnen lassen. Wenn auch gar manchem die „vollkommene Anpassung" und der vollkommene, ideale „sociale Zustand" nur Luftgebilde, nur Auskunftsmittel der Verlegenheit scheinen werden, so wird doch jeder gar viele Fäden finden, die Spencer zwischen der „untermenschlichen" und der menschlichen Welt als Bindeglieder aufweist. Außer Spencer haben noch manche andere Denker dasselbe Problem, von demselben Princip ausgehend, behandelt, z. B.: John Fiske, Leslie Stephen, Carneri, Höffding u. a. Interessant ist auch der Weg, auf dem W. Rolph eine Brücke vom thierischen zum sittlichen Leben zu schlagen sucht. Es ist das Princip der Lebensmehrung, das als Streben nach Nahrung, Wachsthum und Fortpflanzung das ganze Thierreich durchdringt, aus welchem er auch die geltenden menschlichen Sittengesetze ableiten will, nur daß beim Menschen durch das sociale Leben zugleich mit der Mehrung auch eine Verschiebung der Funktionen zu Gunsten der „höhern", geistigen eintritt. Alle diese Ansichten hat C. M. Williams in einem sehr gedankenreichen Buche*) durchmustert, selbst die Entwickelungsideen als Grundlage der Moral mit guten Gründen gegen theologische und philosophische Gegner vertheidigt und außerdem mehrere interessante Einzelfragen behandelt, besonders auch sich bemüht, Beweise für den sittlichen Fortschritt der Menschheit zu finden. Er betrachtet zu diesem Zwecke den beständig wachsenden Werth des Menschenlebens in den verschiedenen Epochen der Geschichte und die fortschreitende Abnahme von Grausamkeit und Roheit.

Wer sich für die Probleme der Moralphilosophie interessirt, wird in diesem reichhaltigen Werke viel Anregung finden.

Paul Barth.

*) A Review of the Systems of Ethics founded on Evolution. By C. M. Williams. London und Newyork, Macmillan u. Comp. 1893. 12 Sh.

Deutschland vom 13. bis zum 16. Jahrhundert.

Deutsche Geschichte. Von Karl Lamprecht. Vierter Band. Fünfter Band, erste Hälfte. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchh. 1894. Gr. 8. à Band 6 M.

Schon wiederholentlich ist in d. Bl. (1891, S. 75, 1892, S. 788) auf die Bedeutung der großangelegten „Deutschen Geschichte" von Karl Lamprecht aufmerksam gemacht, und auch die vorliegenden beiden Bände*), die die Darstellung von dem Ausgang des 13. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts führen, zeigen denselben Hauptvorzug, der bisher Lamprecht's Werk vor allen andern deutschen Geschichten auszeichnete: die Berücksichtigung aller Seiten und Sphären unseres nationalen Lebens. Hier werden neben der politischen Entwickelung auch die wirthschaftlichen Verhältnisse, neben der Fortbildung der Literatur und der Wissenschaft auch die Veränderungen der künstlerischen Auffassung mit gleicher Liebe behandelt. Ebenso wie in den frühern Bänden bilden auch diesmal die Schilderungen culturhistorischen Charakters die eigentlichen Glanzpunkte der Darstellung: Lamprecht versteht es wie nur sehr wenig andere, uns von ganzen Entwickelungsreihen ein wirklich plastisches Bild zu geben, überall die springenden Punkte scharf und klar hervorzuheben, trotz aller Knappheit doch immer so viel belebendes Detail beizubringen, daß wir bei großer Tiefe des Gedankeninhalts doch nie den Eindruck öder, abstracter Schematisirung erhalten. Abschnitte wie die über das äußere Aussehen der Stadt, über das städtische Leben und die städtische Gesellschaft des 14. Jahrhunderts, über die Entstehung der Gothik (in Band 4), über die durch Zunahme der Geldwirthschaft veranlaßten socialen Umwälzungen, über den individualistischen Charakter der Gesellschaft des Humanismus (in Band 5) rechne ich unbedingt zu dem Besten, was überhaupt die moderne Historiographie geschaffen hat.

Es ist unmöglich, auf knapp zugemessenem Raum Lamprecht's Auffassung und Darstellung der Geschichte des 14. bis 16. Jahrhunderts in erschöpfender Weise wiederzugeben; ich muß mich begnügen, ein paar Punkte von grundlegender Bedeutung zu streifen, und wenigstens eine ganz kurze Uebersicht über den Inhalt der beiden vorliegenden Bände zu bieten.

An einer Stelle, wo es der Leser am wenigsten erwartet, erhält er das historische Glaubensbekenntniß des Autors. Im Anschluß an die Darstellung, oder wenn man will Entstellung der Begründung der Unabhängigkeit der Schweiz in der Sage werden wir belehrt, daß auch die moderne Geschichtschreibung eine Erkenntniß der Geschehnisse der Vergangenheit schließlich doch nur vermöge derselben principiellen Methode zu gewinnen suche, wie die sagenbildende Phantasie der schweizer Bürger und Bauern des 14. und 15. Jahrhunderts; sie wende lediglich raffinirtere Mittel der Arbeit an. Nie werde man in die innersten Motive der Handelnden anders als vermuthungsweise eindringen können; nie werde daher eine Historiographie, deren Ziel die Schilderung der Ereignisse ist, den Rang einer vollen Wissenschaft erreichen. „So wird die politische Geschichtschreibung, wenigstens bei eingehenderer Darstellung, niemals eines romanhaften Zuges entbehren; sie wird immer eine, wenn auch noch so spät geborene Enkelin der Sage sein. Für das culturgeschichtliche Gebiet dagegen läßt sich eine Zukunft vorstellen, die auf dem

*) Band 5 (erste Hälfte) ist aus Gründen, die uns der Verfasser nicht mittheilt, etwa ein halbes Jahr früher herausgegeben als Band 4; es schien uns indeß rathsamer, auch ihn nicht eher zu besprechen, als bis Band 4 erschienen war, da sich die Darstellung des anfangenden 16. Jahrhunderts doch erst richtig beurtheilen ließ, wenn man auch die des 14. und 15. kennt.

Wege psychologisch inductiver Durcharbeitung eines massenhaften in sich wesentlich gleichartigen Materials zu vollkommnern wissenschaftlichen Wahrheiten führt; und von ihrem Emportauchen muß ein neues Zeitalter der Geschichtswissenschaft erwartet werden." Sehr viel ließe sich gegen diese Auffassungen einwenden; aber wollte man sie ernstlich bekämpfen, so müßte man so ziemlich alle Grundfragen der historischen Methodik erörtern, und dafür ist natürlich eine Buchbesprechung nicht der Ort. Es genüge also diese Anschauungen Lamprecht's dem Urtheile des Lesers zu unterbreiten; erfreulicherweise ist seine Theorie für seine Praxis nicht in allen Stücken maßgebend: der politischen Geschichte wird in seinem Werke, wenn auch das Schwergewicht auf die culturhistorischen Dinge fällt, immerhin noch — mit Recht! — eine weit größere Berücksichtigung zu theil, als man nach diesen Auseinandersetzungen über Geschichte und Sage erwarten sollte! Der Instinct des genialen Historikers hat ihn davor bewahrt, auch die letzten praktischen Consequenzen einer allzu weitgehenden Theorie zu ziehen.

In der Einleitung zum fünften Bande legt Lamprecht in geistvoller Uebersicht die maßgebenden Momente der deutschen Entwickelung vom 14. bis zum 17. Jahrhundert dar. Eine neue Zeit beginnt mit dem vollen Durchbruch der Geldwirthschaft, deren erste Spuren schon im 12. und 13. Jahrhundert zu erkennen sind. Jetzt scheiden sich die Wege von Stadt und Land: die Entwickelung der Städte eilt überhastet voraus, die des Landes bleibt zurück. Gleichzeitig wird seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auf politischem Gebiete der Gegensatz zu Gunsten der fürstlichen Territorien entschieden; durch den Gang der Reformation wird das Uebergewicht der Fürsten weiter gestärkt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfolgt dann eine allgemeine naturalwirthschaftliche Reaction; um die Wende des Jahrhunderts bricht die städtische Geldwirthschaft völlig zusammen. Dieser ersten geldwirthschaftlichen Blüte entspricht auf geistigem Gebiet der Sieg des Individualismus: wenigstens in den führenden Kreisen befreit sich die Persönlichkeit aus ihrer socialen Gebundenheit; in der Kunst strebt man nach Realismus; in der Literatur finden wir persönliche Charakteristik; die Wissenschaft löst sich aus dem Banne der Scholastik. Gestärkt wird diese geistige Bewegung durch die Renaissance und den Humanismus; ihren Gipfel erreicht sie, als Luther auch auf dem religiösen Gebiet dem Individualismus zum Siege verhilft. Freilich Autorität und Subjectivität schließen sich damals nicht aus: der Humanismus sieht im classischen Alterthum den absoluten Maßstab, Luther erkennt in der Bibel die unbedingte Richtschnur. Vor allem aber ist diese individualistische Cultur auf einen kleinen Kreis der Nation beschränkt; die Masse bleibt auf dem geistigen Gebiete ebenso wie in wirthschaftlicher Hinsicht zurück. Hieraus erklärt sich der lange Kampf zwischen Reaction und Fortschritt. Erst im 17. und 18. Jahrhundert wird die Geistescultur, die die bevorzugten Kreise schon im 16. erreicht, wirklich dauerndes und gesichertes Besitzthum. Auch aus dieser in die letzten Tiefen historischen Werdens eindringenden Betrachtung erkennt man, daß der Verfasser dem staatlichen Leben mit allzu großer Kühle gegenübersteht: offenbar sträubt er sich, neben der materiellen und geistigen Entwickelung die politische als drittes gleichberechtigtes Glied anzuerkennen; dadurch bekommen diese Ausführungen trotz ihres reichen Gedankeninhalts etwas Unbefriedigendes: man vermißt eben jeden Hinweis auf die Ausbildung des neuen Fürstenbegriffes, der im aufgeklärten Despotismus des 18. Jahrhunderts seinen Gipfel erreicht. Das Leben der Nation erschöpft sich nicht in der materiellen Gestaltung des Daseins und in der Bethätigung ästhetisch-intellectueller Interessen. Freilich wir haben die feste Zuversicht, daß sich auch bei der Darstellung dieser Jahrhunderte der Verfasser zu weit größerer Berücksichtigung der staatlichen Dinge bewogen sehen wird, als man nach dem mitgetheilten, dem fünften Bande an die Spitze gestellten Programm erwarten möchte.

Schwer ist es, von dem überaus reichen Inhalt der beiden vorliegenden Bände auf knappem Raum eine einigermaßen zutreffende Vorstellung zu bieten. Das elfte Buch behandelt in drei Kapiteln die Wiederherstellung des nationalen Königthums, die letzten Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum, die Sonderbildungen an den Grenzen des Reiches. Wir erhalten hier im wesentlichen politische Geschichte. Auch diesmal scheinen mir die Charakteristiken einzelner Personen minder gelungen als die Schilderungen allmählicher Entwickelungen; beispielsweise wird der Leser aus Lamprecht's Darstellung von der so vielfach gewundenen Politik König Ludwig's kaum ein wirklich klares und scharfes Bild erhalten, und die mehr im Hintergrund der politischen Bühne wirkenden Personen, wie etwa Peter Aspelt, bleiben allzusehr im Schatten. Andererseits sei bereitwillig zugegeben, daß gerade in den vorliegenden Bänden Lamprecht auch für diese Dinge manchmal lebhaftere Farben findet als gewöhnlich: so ist recht hübsch die Schilderung Rudolf's von Habsburg, die in seiner Charakterisirung als halbgroßkaufmännischer Rittersmann gipfelt. Trefflich ist die Darstellung der verschiedenartigen Entwickelung der Grenzlande: wie man in der Schweiz hinter dem Reichscentrum wirthschaftlich und social zurückbleibt, während die städtische Cultur Flanderns ihm weit vorauseilt, wie sich Norddeutschland immer mehr von dem Süden und Westen trennt, eigene Interessen verfolgt, eine selbständige baltische Politik treibt, deren Höhepunkt der Sieg der norddeutschen Städte über König Waldemar bezeichnet.

Im zwölften Buch werden in vier Kapiteln die sociale und politische Entwickelung des Bürgerthums, das städtische Leben und die städtische Gesellschaft, die geistige Cultur, die Ausbildung der Fürstengewalt und der Territorien geschildert. Diese Abschnitte sind Muster einer klaren und überall auf den Kern der Entwickelung eingehenden Darstellung: die schwierigen Themen des Falles der Geschlechterverfassung und des Emporsteigens der Zunft, des Entstehens

der fürstlichen Landeshoheit, der fürstlichen Beamtung, der Landstände, sind so lichtvoll behandelt, daß auch der mit diesen Dingen nicht Vertraute eine völlig lebendige Vorstellung von ihnen erhält. Einzuwenden ist nur, daß, wer es nicht weiß, es aus Lamprecht's Darstellung nicht erfährt, wie unsicher hier noch das Fundament unserer Kenntnisse ist, welch weites Feld hier noch die subjective Auffassung hat. Mit besonderer Liebe geht der Verfasser den tiefsten Schwingungen der Volksseele nach, wie sie in den religiösen Strömungen und in den Wandlungen des künstlerischen Geschmackes zum Ausdruck gelangen: ausführlich wird beispielsweise die Entstehung und Entwickelung der deutschen Mystik, sowie der Ursprung der Gothik behandelt.

Das dreizehnte Buch gilt wieder der politischen Geschichte; es erzählt in drei Kapiteln die Kämpfe zwischen Fürsten, Adel und Städten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und die Stellung des Königthums bei diesen Conflicten; die conciliare Bewegung; den Zerfall der deutschen Macht nach außen und im innern unter König Friedrich III. Auch hier beschränkt sich der Blick des Geschichtschreibers nicht auf die wechselnden Schicksale der Centralgewalt; vielmehr ist sein Interesse in gleichem Grade den Außenlanden zugewendet: das Emporwachsen eines großen burgundischen Reiches, das Sinken der Hansa, die Emancipirung des skandinavischen Nordens werden erörtert. Als Einleitung zu der Geschichte der großen Concilien erhalten wir eine vortreffliche Auseinandersetzung über die wirthschaftliche Umwandlung der Kirche, insbesondere über die Entstehung des Pfründensystems und die finanzielle Auspressung der Kirche durch das Papstthum. So sehr aber auch die divergirenden einzelnen Interessen der damaligen Zeit Berücksichtigung finden, so hat doch Lamprecht den häufig begangenen Fehler zu vermeiden gewußt, daß über der Schilderung der Mannichfaltigkeit die Einheit der politischen Entwickelung aus den Augen verloren wird: stets stehen im Vordergrunde und Mittelpunkte der Darstellung die großen Gegensätze von Fürsten und Städten, von Reichspolitik und Hausmachtsbestrebungen; der Verfasser hat sich so der schwierigen Aufgabe gewachsen gezeigt, in einer Zeit, wo das Reich auf den ersten Anblick in seine Atome auseinanderzufallen scheint, doch wirklich Reichsgeschichte, nicht Territorialgeschichte oder Herrschergeschichte zu bieten.

Sehr inhaltsreich ist das vierzehnte Buch; in vier Kapiteln führt es uns die politische Entwickelung unter Kaiser Max, die wirthschaftlichen und socialen Wandlungen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, die Entstehung einer individualistischen Gesellschaft, die erste Blüte individualistischer Cultur vor. Besonderer Nachdruck ruht dabei auf der Entwickelung der Kunst: die einzelnen Richtungen der Malerei werden mit großer Ausführlichkeit behandelt, vor allem Holbein und Dürer werden mit offenbarer Liebe geschildert. Dem gegenüber kommen die Führer der literarischen Bewegung vielleicht etwas zu kurz: Hutten ist weder so warm noch so eingehend vorgeführt wie Dürer. Bei der Darstellung der socialen Verhältnisse wird sehr anschaulich dargelegt, wie sich die Geldwirthschaft auf allen Gebieten geltend macht: im Handel entstehen großkapitalistische Unternehmungen; im Gewerbewesen sind die Anfänge einer Hausindustrie und kapitalistischer Verbände da; die Masse der städtischen Bevölkerung sinkt in ein besitzloses Proletariat herab; vergebens versucht der Landadel im Luxus es den städtischen Geldleuten gleichzuthun; er wird dadurch in Schulden verwickelt, sucht seinerseits aus seiner Stellung finanziell so viel herauszupressen wie irgend möglich und drückt dadurch auf seine Bauern. Die socialen Gegensätze verschärfen sich rasch, und es ist nicht zu verwundern, daß nun in diesen ländlichen Kreisen, die fast allein die Kosten des Ueberganges zur Geldwirthschaft tragen sollen, Programme socialistischen und communistischen Inhaltes auftauchen.

Das funfzehnte Buch beschäftigt sich ausschließlich mit den Anfängen der Reformation: es schildert im ersten Kapitel Luther's Leben bis zum Wormser Reichstag, im zweiten die Weiterbildung der religiösen Ideen und ihr Verhältniß zu der socialen Revolution des Bauernkrieges. Nach meiner Auffassung ist die geistige Entwickelung Luther's allzu ausführlich behandelt: wenn auf drei Schriften Luther's nicht weniger als elf Seiten entfallen, so steht das mit der Gesammtökonomie des Werkes nicht recht im Einklang. Wo es Luther betrifft, kennt der Pinsel des Verfassers eigentlich nur lichte Farben; auch seine Haltung beim Bauernkriege findet er ganz begreiflich und consequent. Man darf wol sagen, die ganze Auffassung dieses letzten Buches unterscheidet sich in keiner Weise von jener der popularen protestantischen Geschichtschreibung: Luther ist der ideale, fehlerlose Nationalheros. Man kann Janssen's Methode vollständig verwerfen, seine tendenziöse Art der Darstellung scharf verurtheilen, und deshalb doch in seiner Schilderung des 16. Jahrhunderts einen berechtigten Kern anerkennen: dies thut Lamprecht offenbar nicht. Ich muß es offen aussprechen, dies funfzehnte Buch von Lamprecht's Werk hat mich enttäuscht: der Verfasser, der sich sonst überall auf die alles überblickende Warte modernster Erkenntniß zu stellen wußte, sieht hier — natürlich unbewußt, ungewollt und unbeabsichtigt — Menschen und Dinge zum guten Theil durch eine confessionelle Brille.

Nur wenige aphoristische Bemerkungen über die beiden letzten Bände von Lamprecht's Werk gestattete mir an dieser Stelle der Raum; ich kann nur jedem, dem es darum zu thun ist, von dem Aufschwung der historischen Erkenntniß in den letzten Jahrzehnten eine richtige Vorstellung zu erhalten, die Lektüre des Buches empfehlen. Stimme ich auch, wie eben dargelegt, keineswegs in allen wesentlichen Punkten mit dem Verfasser überein, so kann ich doch als Gesammturtheil nur wiederholen, was ich schon an einer andern Stelle gesagt: es ist der erste Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung unserer nationalen Vergangenheit, die diesen Namen wirklich verdient.

Walther Schultze.

Biographisches.

Aus dem Leben eines freien Pädagogen. Von Dr. Ewald Haufe. Leipzig, Bacmeister's Verlag. 1894. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ein von dem hohen Ernste seines Berufes durchdrungener, unter den größten Schwierigkeiten seinen Idealen treu gebliebener Schulmann entrollt in der vorliegenden Selbstbiographie, welche mehr bietet, als der Titel vermuthen läßt, ein Bild seiner Zeit und des ihm durch ihren Geist aufgezwungenen Culturkampfes. Sein Buch sollte von der Lehrerwelt, aber auch von den Staatsmännern und den einflußreichen Mitgliedern der Gesellschaft überhaupt mit Eifer gelesen werden. Er hält den sogenannten Gebildeten ein langes und schweres Sündenregister vor und bemüht sich mit Erfolg um die Lösung des Problems, weshalb das Ende des 19. Jahrhunderts ein kleines Geschlecht vorfinde. Er erblickt den Schlüssel zu dieser uns auf Schritt und Tritt entgegentretenden Erscheinung in der nicht hinwegzuleugnenden Thatsache, daß man sich um alles Mögliche und Unmögliche bekümmert, den Lehrer aber als vermeintliche Lappalie seinem Schicksale überläßt, ohne auch nur zu ahnen, daß ohne gründliche Reform der Lehrerseminarien, ohne gründliche Ausbildung der Volksschullehrer eine neue Zeit undenkbar ist. Das Bewußtsein des Kampfes für eine heilige Sache gibt ihm die flammenden Worte der Entrüstung ein:

Sind unsere Parlamente nur dazu da, über Steuern und Militärbudgets zu berathen? Aber ich fürchte, es ist mit der Politik, wie mit den Vertretern der Wissenschaft: sie haben die Fühlung mit dem Leben verloren. Anfangs sind sie mit ihm verbunden, ja viele kriechen, auf dem Bauche liegend, von Stufe zu Stufe empor; doch ist das Ziel erreicht, ist der Unbekannte Regierungsrath, Hofrath geworden, dann pflegt man den Bauch, und erhobenen Hauptes fühlt man sich über dem Leben. So handelt man der Lehrerschaft gegenüber. . . . Die Gelehrten mögen gelehrte Bücher schreiben; Naturforscher und Künstler Neues schaffen und sich in Museen, Ausstellungen und Galerien offenbaren; Dichter und Denker die neue Zeit einleiten und die Socialisten Vereine und Blätter gründen — es wird in vielem bleiben wie bisher. . . . In den Augen der meisten Gebildeten ist der Lehrer eine Null, ein Lückenbüßer und Halbgebildeter, eine komische Figur wie der Apotheker in alter Zeit. . . . Er soll nur die Schulmeisterei hübsch ruhig und bescheiden weiter treiben, sagen die, welche oft nur durch ihn zu etwas gekommen sind, und sich nicht in die Sache der Politik mischen, sagt die Regierung, und wehe ihm, wenn er sich geistig frei macht, sagt die Kirche.

Diese Aschenbrödelrolle, welche dem Lehrerstande allgemein zugemuthet wird, macht uns auch die höchst beschämende Thatsache begreiflich, daß eine verhältnißmäßig große Zahl von Jugendbildnern sich von den Sirenenrufen der den Mund von Versprechungen vollnehmenden antisemitischen Partei bethören und von ihr ins Schlepptau nehmen läßt.

Das Martyrium, welches Haufe als Seminarist, als Lehrer, als Universitätshörer und nach Absolvirung der Universität durchgekostet, ertheilt ihm die Vollmacht, als öffentlicher Ankläger gegen die Gesellschaft aufzutreten. Das Seminar war ganz danach eingerichtet, das jugendliche, rege Geistesleben durch geistlose, unmethodische Fütterung mit ödem Bildungskram und durch strenge, hochnothpeinliche Dressur zum Autoritätsglauben zu ertödten und es zu einem maschinenmäßigen Automaten zu erniedrigen. Es machte den Eindruck eines Waldes, in welchem man die Knospen vernichtet, damit die Bäumchen nicht zu groß werden. Allein alle Unnatur rächt sich auf Erden; Druck erzeugt Gegendruck. An unserm Verfasser bewährte sich das Horaz entlehnte Sprichwort: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Hatte er als Lehrling nur par ordre du maître denken und empfinden dürfen, so faßte er als junger Lehrer, kaum daß er flügge geworden und den ersten Schritt in die Oeffentlichkeit gethan hatte, den festen Entschluß, die ihm anvertraute Herde an der Hand der Mutter Natur und im Einklange mit ihr zur Freiheit und zum Menschenthum zu erziehen. Die Macht der Kirche erwies sich freilich stärker als er; sein Jugendmuth versagte jedoch trotz der gründlichen Enttäuschungen nicht. Der Kampf gegen den Pietismus entfesselte vielmehr seine Kräfte und reizte ihn, mit seiner bisherigen Laufbahn zu brechen und eine Universität zu besuchen, um sich ganz und ungetheilt, mit Leib und Seele dem Studium einer auf der Vertiefung in die naturwissenschaftlichen Gebiete beruhenden naturgemäßen und objectiv gehaltenen Erziehungsmethode hinzugeben. Er glaubte nämlich sehr einseitig, sein Streben, in die Tiefe des Wissens hinabzusteigen, vollauf zu befriedigen, wenn er sich auf die realistischen Fächer beschränkte. Den Geisteswissenschaften vermochte er beim besten Willen keinen Geschmack abzugewinnen; wenn er auch durch die formvollendeten Vorlesungen der Meister derselben entzückt wurde, so konnte er sich doch nicht des Eindrucks erwehren, daß die philosophisch-historischen Forschungen nur armselige, trockene, weltfremde Weisheit zu Tage fördern. Er war eben leider durch das caudinische Joch von Büchner's Buch: „Kraft und Stoff" gezogen, welches wie ein „richtiges, kräftiges Glühlicht" auf ihn gewirkt hatte. Nie und nimmer hätte ihm sonst die kühne Behauptung entschlüpfen können, daß die von Fechner und Wundt begründete Psychophysik dereinst in eine gesicherte Bahn einmünden müsse, „die das seelische Leben mit dem körperlichen und den Menschen mit der Natur in organischen Zusammenhang bringt und damit die Welterklärung aus Einem Princip".

Allein auch die Universität bereitete ihm herbe Enttäuschungen. Es gab zwar in Halle ein pädagogisches Seminar, doch war es nur für Philologen und Historiker bestimmt. Ein besonderer Lehrstuhl für Pädagogik war nicht vorhanden. In Göttingen hatte er wol Gelegenheit,

bei dem alten, halb tauben Professor Krüger ein specielles Collegium über Pädagogik zu hören, — ein Collegium jedoch, wie man es sich dürrer und trostloser kaum vorstellen kann. Unter diesen Umständen mußte sich ihm die traurige Erkenntniß aufdrängen, daß der Staat die Pädagogik und die pädagogische Vorbildung der Lehramtscandidaten bodenlos vernachlässige. Und er bemerkt nicht mit Unrecht, daß es heute nicht viel besser bestellt ist, daß die zukünftigen Lehrer sich auch jetzt nur nebenbei mit Erziehungsfragen beschäftigen und von einem Collegium in das andere rennen, um Wissensmaterial aufzuspeichern, als handle es sich um die Ziele von Universitätsdocenten. In seiner Misstimmung fand er Trost an Diesterweg's Werken.

Unter Mühen und Entbehrungen ward der Doctorhut errungen. Mit von fröhlichen Hoffnungen geschwellter Brust träumte Haufe nun davon, in einem sichern Hafen im Dienste der freien Menschenbildung zu wirken. Allein die Leidensstationen seines Lebens waren noch lange nicht zu Ende. Er mußte eine schicksalsschwere Odyssee über sich ergehen lassen, welche ihn nur dadurch mit sich aussöhnte, daß sie ihm die Kenntniß des Fühlens und Denkens fremder Völker und der Schulverhältnisse des Auslandes vermittelte. Sie verhalf ihm ferner zu großen Fortschritten in der Erziehungskunst; brachte er es doch beispielsweise an der internationalen Handelsschule zu Bergamo durch liebevolles Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten seiner Schüler zu Wege, die verschiedensten Individualitäten und Nationalitäten zu einem schönen harmonischen Ganzen zu verweben. Die Irrfahrten erreichten erst in Meran ihren Abschluß, als er sich von allem Schuldienste zurückzog und sich auf einen von Staat und Kirche völlig unabhängigen individuellen Erziehungsunterricht beschränkte. Begeistert und begeisternd legte er die Summe der in dieser Thätigkeit gewonnenen Erfahrungen in dem Werke: „Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objectiven Systems“ nieder, welches einer Wiedergeburt der Pädagogik Vorschub zu leisten geeignet ist.

Bernhard Münz.

Neue Lyrik.

1. Strandgut. Ausgewählte Dichtungen. Von Reinhold Fuchs. Dritte Auflage. Gera, Karl Bauch. 1895. 12. 4 M.
2. Junges Leben. Gedichte. Von Robert Högger. München, Louis Finsterlin. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Aus Hadlaub's Heim. Gedichte. Von Fritz Rohrer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Scolarenlieder. Von Victor Feldegg. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Gedichte. Von Max Crone. Heidelberg, Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1895. 12. 3 M. 50 Pf.

Es ist mir eine Freude, die dritte Auflage von Reinhold Fuchs' „Ausgewählten Dichtungen“ (Nr. 1) besprechen zu können. Reinhold Fuchs ist ein Dichter, der den verkehrten Richtungen des Zeitgeschmackes auch nicht die kleinste Concession macht. Daß seine Dichtungen trotzdem die dritte Auflage erlebt haben, ist ein äußeres Zeugniß für ihren Werth. Fuchs steht auf der Höhe einer weit überschauenden und dabei im tiefsten gegründeten Bildung und hat, vieler Menschen Länder besuchend und ihrer Bewohner Sitten und Art erforschend, jene Anschauung der sinnlichen Welt und jenes empfindungsvolle Verständniß für die sittliche erworben, dessen der Dichter bedarf, um Großes und Mannichfaltiges schaffen zu können. Seine eigenthümliche Begabung weist ihn auf die erzählende Lyrik hin, diese Bezeichnung im weitesten Sinne des Wortes genommen, und auf diesem Gebiete wird er von keinem der lebenden Dichter übertroffen. Gleich die erste erzählende Dichtung, „Inge“, hätte vielleicht nur Julius Große so vollendet ausgestalten können. Am unmittelbarsten erinnert „Inge“ in ihrer Schlichtheit, in der Harmonie ihres Colorits und in ihrer Tiefe an Tennyson's „Enoch Arden“, jedoch ohne daß irgendeine Abhängigkeit von dieser classischen Dichtung wahrzunehmen wäre. Inge, ein schönes Mädchen von der Insel Föhr, einem friesischen Vater und einer irischen Mutter entstammend, wird die Gattin des wackern Wögen. Ihr Glück scheint gesichert'; da naht, von einer vermeinten Geistererscheinung angekündigt, das Unglück. Eine Nacht der Angst, in der das Weib auf den sturmverschlagenen Gatten wartet, macht ihr Haar schneeweiß und ihr vorzeitiges Greisenthum flößt Wögen ein Entsetzen ein, das seine Liebe zu überwinden nicht im Stande ist. Da wird sie eines Tages vergeblich erwartet. Sie hat zur Ebbezeit über das Watt von einem Besuch zurückkommen wollen, und nun kam die Flutzeit, ohne daß sie da war. Ihr Gatte geht mit dem Prediger, der dem Dichter die Erzählung mitgetheilt hat, aus, sie zu suchen, findet sie endlich im letzten Augenblicke, wo noch Rettung möglich ist, und bringt mit übermenschlicher Anstrengung sie, die anfangs eher traurig als froh über diese Wendung ihres Schicksals ist, ans Ufer. Nichts kann einfacher als dieser Vorgang sein, aber wie ist er seelisch vertieft und mit welcher Lebenswahrheit ist er hingemalt! Hier nur ein Bruchstück aus den letzten Partien. Der Prediger mahnt Wögen, er möge wie die andern umkehren, da die Flut nahe, der aber spricht:

> Herr Pastor, ohne Inge
> Wird keiner mich im Dorfe wiedersehn,
> Ihr aber rettet euch, wenn's euch noch möglich,
> Und sprecht für uns're Seelen ein Gebet,
> Wenn ich mein Weib im Tod erst wiederfinde.

„Ich aber blieb“, fährt der Prediger fort,

> Noch heute weiß ich nicht,
> Woher mir Muth zu solchem Thun gekommen.

So gingen schweigend, lauschend, spähend wir
Der Flut entgegen, welche schon die Rillen
Und flachern Stellen auf den Watten füllte,
Uns oftmals zwingend, seitwärts auszubiegen.

Da plötzlich stürzte Wögen wie die Möve,
Die sausend niederfährt auf ihren Raub,
Nach links davon, daß ringsumher das Wasser
Empor vom feuchten Schlickgrund klatschend spritzte,
Und daß ich kaum zu folgen ihm vermochte.

Ein Freudenschrei; nicht weiß ich, ob ich selbst,
Ob Wögen, ob ihn beide ausgestoßen;
Zwei rasche Sätze, dann ein: Gott sei Dank!
Aus tiefstem Grund der angstgepreßten Seele,
Und hochaufathmend stand ich neben — Inge,
Die bleich und stumm dem Meere zugewandt,
Auf eines Mastbaums grauem Stumpfe saß,
Der, halb verweht, im feuchten Sande lag.

„O Wögen, warum habt ihr mich gesucht,
Warum gefunden?" sprach sie leis' und traurig
Zu ihrem Manne, der sich freudebebend
Und tief erschüttert zu ihr niederbeugte,
„Es wäre besser wol für dich gewesen,
Wenn mich die Fluth" — er aber hob sie auf
Sah lang und tief ihr in die ernsten Augen
Und zog sie fest an seine breite Brust,
Mit heißen Küssen ihren Mund bedeckend.
Doch plötzlich schrak er auf. Die Fluth, die Fluth!
Rasch, rasch, mein Weib! um Gottes Willen fort. —

„Deutsche Treue" ist eine glänzend erzählte Episode aus dem Secessionskriege, eine formvollendete Ballade. Auch „Fred Wilkins" spielt jenseit des Oceans. Ein Locomotivführer rettet einen Eisenbahnzug, indem er mit einer Locomotive einem Zuge von Wagen, die sich losgerissen haben, entgegenfährt und sie in furchtbarem Zusammenstoße zur Entgleisung bringt. Das amerikanische Colorit, wenn ich so sagen darf, ist ausgezeichnet getroffen. Sehr hoch steht ferner, um anderes Treffliche zu übergehen, „Die Braut des Deportirten". Eine polnische Gräfin, die mit andern Polen nach Sibiren deportirt ist, läßt sich einem ihrer Mitverbannten, dem sie sich verlobt hat, antrauen, nachdem sie den Ukas, der sie begnadigt, zerrissen hat. Hier, wie auch sonst erstrebt und erreicht es Fuchs, wie der Dichter es soll, wenn er ein Künstler und nicht blos ein Virtuose sein will, einen würdigen Gegenstand würdig zu gestalten.

Auch in der eigentlichen Lyrik bietet uns der Dichter nur Gutes, indem er uns „eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt". Doch finde ich ihn hier weniger eigenartig und weniger bedeutend. Ich urtheile so, indem ich einen absoluten Maßstab anlege. Wenn ich ihn nach den Dichtern beurtheilen wollte, denen ich mich jetzt zuwende, würde ich ganz anders urtheilen.

Die beiden schweizer Lyriker, die ich zuerst besprechen will, sind allerdings nicht ganz ohne Talent. Robert Högger (Nr. 2), eine gesunde, redlich nach sittlicher Ausgestaltung ringende Natur, hat manches Gedicht geschrieben, das die Hoffnung erweckt, der Dichter könne auch wirklich Schönes und Bedeutendes schaffen.

Nicht große Worte will ich sprechen,
Um kleinen Wesens selbst zu sein;
Konnt' eig'ne Ketten erst ich brechen,
Dann will ich Brüder kühn befrein.

Will nicht vom Nächsten Wahrheit fodern,
Bevor ich selbst nicht gut und wahr;
Der Jugend Flamme soll verlodern
Und all mein Streben werde klar —

und so geht es zwei Strophen weiter, in Gefühl und Gedanken sympathisch berührend, aber in der Form doch nur mittelmäßig. Schön ist „Ueberm fernen Hügelkranze". „Nacht" und zwei oder drei andere Gedichte. Aber manches gut anhebende Lied endet auf der Sandbank. So „Dem kurzen Glück, das mir entschwunden", wo die dritte Strophe lautet:

Mit Glanz umgab im Heilverlangen
Ein Mädchen einst ich märchenschön,
Das, ganz in Kleinlichkeit befangen,
Nicht konnt' mein Innerstes verstehn.

Aehnliche Plattheiten sind häufig. Auch an sprachlichen Härten und Incorrectheiten fehlt es nicht. „Träumt' von Glück und Macht", „Komm' mein . ", Sucht' vor folgendem Consonanten. „Was ich süß erträumt', gedacht", ein Asyndeton aus Versnoth, denn das Apostroph ist ein Druckfehler, dazu ein zopfiger Misbrauch des Wortes „Zier" — neben „Die schönste Blumenzier" findet sich unter anderm auch eine „Alpenzier".

Fritz Rohrer's Gedichte (Nr. 3) sind flüssiger als die seines Landsmannes, aber dafür flacher in der Empfindung, gedankenärmer und oft unklar. Hübsch beginnt „Mondnacht am Zürichsee":

Vollmonddämmerung deckt die Fluren,
Schweigend ruht des Sees Fluth,

aber schon die zwei folgenden Zeilen:

Nur auf breiten Schimmerspuren
Wogt des Lichtes blasse Glut,

zeigen entweder Unklarheit der Anschauung oder Ungeschicklichkeit im Ausdruck. Später flicht eine Elfin „jubelnde Accorde aus der Funken Zauberkranz". Aus dem Kranz Accorde flechten, ist wunderlich. Mit den Kränzen hat der Verfasser auch sonst Unglück. „Und in Purpurkränzen steht der Berge Welt". In „Unentwegt" heißt es:

Wir stehen fest und heben
Hoch auf der Freiheit Aar
Und schweben
Sieht ihn des Volkes Schar.

Also muß der Adler in die Höhe gehoben werden, um schweben zu können. Des Dichters Herz heißt einmal „ein zuckend Opfer, das noch raucht". Das Opfer wird doch nicht lebendig verbrannt und wenn es „noch raucht", zuckt es doch jedenfalls nicht mehr. Was den Gebrauch und Misbrauch von Götternamen betrifft, so übertrifft der Dichter hier Gleim und Rammler. Originell aber ist es, wenn er die Namen der Götter und dessen, was zu ihnen gehört, mit Anführungszeichen versieht.

„Vertumnalien" laßt uns feiern
Und „Pomona", die Göttliche, ehren,
Die das herrliche Horn „Amaltheics"
Ueber die Erde uns ausgegossen.

In derselben Strophe erfreuen noch „Tyche", die „Moiren", „Plutos" und „Vertumnus" nicht nur die Seele sondern auch das Auge. Zuweilen schreibt Rohrer geradezu Unsinn, so S. 47, wo der Wald dem Walde, d. h. sich selbst zuruft: „Schöner Wald, auf Wiedersehn!"

Der Titel des Buches „Aus Hadlaub's Heim" ist unglücklich gewählt. Von hundert Lesern kennt kaum einer den züricher Minnesänger Hadlaub.

Wie man bei Rohrer oft den Zwang des Reimes nicht verkennen kann, so ist es auch Victor Feldegg (Nr. 4). So kann doch nur der Reim schuld sein, wenn Feldegg schreibt:

Es strömt aus seinen off'nen Blüten
Gar schwülen Duft der Lindenbaum,
Indeß zwei Herzen heiß erglühten
In eines Kusses Wonnetraum.

Derselbe falsche Gebrauch des Imperfectums findet sich zwei Seiten weiter und weit später noch einmal und hat auch hier dieselbe Ursache. Auch bei Feldegg vermißt man manchmal die Anschauung. Gewiß darf der Dichter die Gedanken, wie er sie fliegen läßt, auch wandern lassen, aber doch nicht „am leichten Wanderstab" wandern. Warum der Wind „verlegen" sein soll, wenn er „einer Welle weiße Brust streicht", ist mir nicht klar. S. 14 „streicht" für „streichelt" ist häßlich. Zu einem Symbol der Schüchternheit eignet sich der Wind doch kaum.

Weit besser sind die folgenden Gedichte. Die Gestaltung der polnischen Sage von der Pest „Kuga" zeigt, daß der Dichter entschiedenes Talent für die erzählende Poesie hat. Häßlich ist hier ein Sprachfehler: „Tückisch grinst sie mit dem Munde, da den Bauer sie erblickt, In des Landes graue Runde, Mit dem Haupte hämisch nickt." Wenn ferner die Pest viel redet von dem Segen, den sie verbreite, so wird diese übertriebene und zu breit ausgeführte Ironie, statt schrecklich, vielmehr absurd. Der Bauer wirft sich endlich mit der Schreckensgestalt, die er tragen muß, in die Weichsel, um die Seinen zu retten. Er ertrinkt.

Doch vom Ufer schallt ein Lachen,
Das sich in den Bergen bricht:
„Ein Entrinnen vor dem Schicksal
Gibt's für Menschenwürmer nicht!"

Und mit einem Lappen weht sie
Uebers friedlich blüh'nde Land,
Und zum Dorfe streckt sie langsam
Ihre dürre Knochenhand.

„Bunte Blüten" heißt die dritte Abtheilung, die vierte „Aus der Ost-Steiermark". Beide enthalten viel Schönes. Ich setze ein kleines Liedchen her:

Das sommergrüne Vorauthal
Verschönend
Grüßt mich der Sonne Abendstrahl
Versöhnend.
Bald senkt mildlächelnd Sternennacht
Die Schwingen,
Und all der Sänger Lieder sacht
Verklingen.
Und was der Nebeltag an Qual
Gemessen,
Hab ich bei einem Sonnenstrahl
Vergessen.

Von neckischer Anmuth ist ein Gedicht mit den Kehrversen:

Doch ist's ja nur ein Märchen,
Und Märchen sind nicht wahr.

Einen durchaus bestimmten sittlich religiösen Standpunkt nimmt Max Crone (Nr. 5) ein. Er steht mit sicherster und festester Ueberzeugung auf dem Boden evangelischer Weltanschauung. Von seinen Gedichten gehen die religiösen voran. Er hat sie unter der Ueberschrift „Gott und Welt" zusammengefaßt. Hier athmet eine echte Frömmigkeit und spricht sich in edler und warmer Sprache aus. Die persönliche Empfindung und die Idee gehen in eins zusammen und so entsteht eine wohlthuend harmonische Wirkung. Ernst und Milde ist es, die in diesen Gedichten unser Herz gewinnt. Auch die Lieder der zweiten, „Natur" überschriebenen Abtheilung klingen rein aus, wenn auch keine ausgeprägte Eigenart hervortritt. Die Ballade behandelt der Dichter mit Geschmack und Geschick. Seine Stoffe wählt er meist glücklich. Uebel gewählt scheint mir nur die Sage vom „Liebenbach", weil sie zu breiter Ausführung verleitet und eine solche doch nicht lohnt. Auch „Der Todten Warnruf" behandelt einen gefährlichen Stoff. Es gelingt dem Dichter nicht, trotz aller Kunst uns die gespenstischen Gerippe, die die kirchenschänderische Menge erschrecken, glaublich zu machen, und nicht geglaubte Gespenster werden leicht lächerlich. Das „Anekdotenhafte" ist meist gut, nur hier und da zu breit behandelt. Von den Liebesgedichten, „Sie und ich" sind sie betitelt, sind die meisten recht gut. „Darf nicht die treuen Arme um es legen" hätte Crone allerdings nicht schreiben sollen. Von den Gelegenheitsgedichten wäre das meiste besser ungedruckt geblieben, vor allem das Gedicht „Zur Reichstagswahl den 15. Juni 1893." Der Titel ist undeutsch und das Gedicht ein versificirter schlechter Leitartikel.

Adolf Brieger.

Aus der Uebersetzungsliteratur.

1. Christian Donalitius' Litauische Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von L. Passarge. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 1894. 12. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser dieser in dem vorliegenden Buche übersetzten Gedichte dürfte wol dem weitern literarischen Leserkreise ziemlich unbekannt sein, obgleich er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts immerhin zu den hervorragenden Dichtern zählte, allerdings auf litauischem Gebiete und in

litauischer Sprache. Die Bemerkung Alexsondrow's, welche das Buch als Motto eröffnet, erscheint freilich etwas allzu hochtönend. Diese Bemerkung lautet: „Hätte Donalitius seine Dichtungen in einer der großen Culturſprachen geschrieben, so würde er in der Reihe der großen Dichter als einer der ersten allgemein anerkannt sein." Schon der engbegrenzte Kreis, den sich der Dichter für seine Poesien gewählt hat, sowol mit Rücksicht auf das Stoffliche, als auch im Hinblicke auf das locale Gebiet, welches Donalitius behandelt, wird diesen Dichter wol nie allgemeiner bekannt machen. Anders liegt die Sache allerdings in sprachlicher Beziehung. Die Wichtigkeit der litauischen Sprache für die Geschichte der Entwickelung der indogermanischen Sprachen ist längst anerkannt und Poesien in dieser Sprache, welche von einem feinsinnigen Kenner vor etwa 150 Jahren abgefaßt sind, erscheinen als Documente der litauischen Sprache jener Zeit von hohem linguistischen Werthe. Auch eine Uebersetzung solcher Poesien ist von solchem Standpunkte aus höchst bemerkenswerth, zumal, wenn sie wie die vorliegende zahlreiche sprachliche sowie andere ethnographisch wichtige Anmerkungen enthält. Damit kommen wir auch auf den ethnographisch-historischen Werth dieser Gedichte. Die meisten und größten von ihnen schildern uns das litauische Volksleben und haben bis zu einem gewissen Grade allerdings „Aehnlichkeit mit den bukolischen und idyllischen Dichtwerken des Hesiod, Theokrit und Virgil", wie der Uebersetzer in der Einleitung erwähnt, die allzu große Derbheit mitunter sogar Unflätigkeit oder sagen wir realistische Darstellung, schreckt aber doch jene Leser von der Lektüre dieser Dorfscenen ab, welche in ihnen Idyllen suchen in dem Sinne des Wortes wie wir es heute auffassen. Dagegen muß man den Dichter bewundern, welcher seinen Landsleuten selbst die kleinsten Züge abgelauscht und in seinen Versen geschildert hat; diese Reihe von Bildern gibt mit photographischer Treue das litauische Volksleben vergangener Tage wieder und gewährt uns Einblick in dasselbe. Ist dieser Einblick auch nicht immer erfreulich, so sind wir doch gerade mit Rücksicht auf das ethnographische Moment weit entfernt davon zu verlangen, daß Donalitius etwas in seiner Zeichnung hätte mildern oder gar unterdrücken sollen. Um den Leser an dieser Stelle kurz mit des Dichters Leben bekannt zu machen, so sei angedeutet, daß Donalitius 1714 in Lasdinelen bei Gumbinnen geboren und in Königsberg ausgebildet wurde, Theologie studirte, auch eingehende sprachliche Studien betrieb und 1743 in Tolminkemen die Pfarrerstelle erhielt, welche er bis zu seinem 1780 erfolgten Tode bekleidet hat.

Was die Dichtungen dieses Mannes selbst betrifft, die hier in gewandt abgefaßten Hexametern vorliegen, so werden zunächst einige Fabeln geboten, deren Nutzanwendung freilich mitunter gar zu gesucht erscheint. Auch wirkt die breite Anlage dieser Fabeln etwas ermüdend. Besonders bemerkenswerth und wichtig sind jedoch die Bilder aus dem Bauernleben zu nennen, welche unter den Gesammttitel „Die Jahreszeiten" zusammengestellt erscheinen und in der That in reicher, bunter Abwechselung Gestalten und Volkstypen, Vorkommnisse, Zustände und alle möglichen Lebensverhältnisse des litauischen Bauernlebens in lebendiger Weise schildern; Hochzeits-, Wirthshaus- und andere häusliche Scenen sind hier in reicher Fülle vorhanden und verschiedene jener Persönlichkeiten, welche auf dem Lande zu den typischen Gestalten gehören, werden in gelungener Weise vorgeführt. Zu dieser Gattung von Gedichten gehört auch Fritzen's Erzählung von einer litauischen Hochzeit, die ganz besonders die Beachtung des Ethnographen und Culturhistorikers verdient. Es ist schon bemerkt worden, daß die Uebersetzung der Hexameter gut gelungen ist; schätzenswerthe Anmerkungen erläutern am Schlusse den Text. Was über das Leben des Dichters erforscht werden konnte, hat der Uebersetzer in einer Einleitung geboten, auch am Schlusse zwei erhaltene Briefe von Donalitius zum Abdrucke gebracht.

2. Blätter und Blüthen aus Kroatiens Gauen. Herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Mavro Spicer. Berlin, S. Cronbach. 1894. 8. 4 M. 50 Pf.

Auch die vorliegende Anthologie, welche Gedichte und Erzählungen enthält, läßt den deutschen Leser in eine ihm bisher zumeist verschlossen gewesene poetische Welt blicken. Der Herausgeber und Uebersetzer hat es unternommen, die hervorragendsten kroatischen Dichter in Vers und Prosa, welche seit etwa vier Jahrhunderten gewirkt haben, dem weitern Lesepublikum Deutschlands näherzurücken. „Es handelt sich", sagt M. Spicer in der kurzen Einleitung selbst, „in diesem Büchlein um keine Auswahl des Besten und der Besten, um keine Uebersicht von Autoren, auch um keine Charakteristik dichterischer Physiognomien, wol aber war ich bestrebt, auf die verschiedenen Richtungen namhafter Geister meines Vaterlandes mein Augenmerk zu richten, um darzuthun, wie sich der Geist verschiedenster Zeit bei uns manifestirte." In diesem Sinne wird zunächst eine Auswahl lyrischer und epischer Stücke sowie von Bruchstücken dramatischer Dichtungen vorgelegt. Diese Gruppe beginnt mit dem Dichter Šiško Menčetić (1457—1507) und schließt mit Tugomir Hrvat-Bošnjak (1873) ab. In der ganz abwechselungsreich getroffenen Zusammenstellung sind Balladen von großer Schönheit wie etwa das „Lied vom König Vladimir" von A. Kačić-Miošić oder die Probe aus dem Epos „Der Tod des Smail Aga" von Ivan Mažuranić enthalten, auch verschiedene lyrische Gedichte etwa von Stanko Vraz („Echo"), P. Preradović („An Gott", „Todte Liebe") sind reich an poetischen Schönheiten, die freilich bei den gereimten Gedichten im Originale jedenfalls bedeutender zur Geltung kommen dürften, in der Uebersetzung erscheint der Schwierigkeit des Reimes wegen so Manches abgeschwächt und die Wortstellung mitunter gezwungen. Diese Bemerkung drängt sich jedoch nicht auf bei den ungereimten kräftigen epischen Stücken, insbesondere bei den schönen Volksliedern, von welchen das Stück „Hasan-Aga's Frau"

schon Goethe, freilich nach einer entstellten italienischen Uebersetzung, übertragen hat, dasselbe Lied ist auch von Herder in seine Volkslieder aufgenommen worden. Sowol in den lyrischen als auch in den epischen Gedichten tritt uns fast immer die elegische Stimmung entgegen, welche den Slawenvölkern so eigen ist, häufig aber auch die innige Liebe zur Heimat und zum Vaterlande. Schöne Naturbilder und zierliche Liebesgedichte finden sich übrigens schon unter den ältern Liedern ebenfalls vertreten. Ein kurzer Auszug aus dem hübschen Gedichte: „O du Seele" von Aug. Šenoa (1838—1881), das auch in Ton gesetzt wurde, möge hier zugleich als Probe der Uebersetzung folgen:

O du Seele meiner Seele!
O du Herz vom Herzen mein!
Ueberall auf deinen Wegen
Gott mög' dein Behüter sein. — —

Höh're Weihnacht sei dein Leben,
Mögst nur Engeln stets dich nah'n;
Möge nie dein Auge thränen,
Glück nur ebnen deine Bahn.

Doch in deinem holden Glücke
Manchmal nur gedenke mein:
O du Seele meiner Seele!
Gott mög' dein Behüter sein!

Die mitgetheilten erzählenden Stücke von A. Šenoa, P. Sergius, Xaver Šandor-Gjalski, Vjenceslav Novak und Marie Grubešić zeigen insbesondere in den Novellen: „Die Primadonna" und „Rose Wery" (von den beiden hier zuerst genannten Verfassern) in der Anlage und Ausführung vielfach französischen Einfluß, sie gemahnen an moderne französische Novellisten. Die Charaktere zumeist Gestalten der vornehmen Welt, sind mit Feinheit und Eleganz gezeichnet, die Handlung zeigt sich fesselnd, wenn auch, wie in „Rose Wery", der Schluß der Erzählung befremdet, ja sogar verblüfft. Rührend ist die Kindergeschichte: „Ein Kerzchen am Grabe" von Šandor-Gjalski, nicht minder ergreifend die Skizze: „In der Bettlerhütte" von V. Novak; ebenso wirkt die Erzählung: „Der Findling" von M. Grubešić überaus stimmungsvoll, in dieser finden wir auch kroatische Zustände und Verhältnisse zu Grunde gelegt. — Man wird dieser geschickt veranstalteten Uebersicht kroatischer Dichtwerke das Interesse nicht versagen, das sie zweifellos beansprucht und das auch durch die vorliegende Anzeige erweckt werden möchte.

3. Saadi's Politische Gedichte. Uebersetzt von Friedrich Rückert. Herausgegeben und mit ausführlicher Einleitung versehen von E. A. Bayer. Berlin, Mayer u. Müller. 1894. 8. 3 M. 60 Pf.

Zuerst hat Joseph von Hammer den großen, persischen Dichter Saadi dem deutschem Leserkreise zu Anfang dieses Jahrhunderts nahe gerückt. Goethe's westöstlicher „Divan" wurde durch Saadi's glänzende orientalische Poesie, wie bekannt, bedeutend beeinflußt, obgleich zu Lebzeiten des großen Dichters in Weimar weder das umfangreiche Poem: „Gulistan" (Rosengarten) noch das andere große Lehrgedicht des Sängers von Schiras: „Bostan" (Fruchtgarten) vollständig übersetzt vorlag. Als Wolf's erste Uebersetzung des „Rosengarten" 1841 erschien, konnten erst die der persischen Sprache unkundigen Freunde der Poesie in Deutschland das ganze lyrisch-didaktische Werk seiner hohen Bedeutung nach würdigen. Seitdem sind mehrere Uebersetzungen der Hauptwerke jenes persischen Dichters erschienen, der ein Zeitgenosse unserer Minnesänger, in seiner Heimat immer denselben Ruhm genoß, wie etwa Wolfram von Eschenbach oder Gottfried von Straßburg in den deutschen Landen zu ihrer Zeit und später neuerlich seit der Wiederauffindung ihrer großen Dichtungen. Friedrich Rückert, der ausgezeichnete Beherrscher der Sprache und des Reimes, hat schon vor Jahrzehnten auch eine Uebersetzung von Saadi's „Fruchtgarten" abgefaßt, die allerdings erst aus dem Nachlasse des auf dem Gebiete der Poesie und der gelehrten Arbeit gleich unermüdlich thätigen Mannes im Jahre 1882 herausgegeben wurde. Daß diese Uebersetzung, was die poetische Ausdrucksweise betrifft, die beste deutsche Uebertragung eines Werkes von Saadi ist, erscheint bei der unübertroffenen Gewandtheit Rückert's, Verse aus einer fremden Sprache wiederzugeben, leicht erklärlich. Aus diesem Grunde ist es auch sehr dankenswerth, daß der Herausgeber die vorliegende Uebersetzung von Saadi's politischen Gedichten aus dem noch immer nicht erschöpften Nachlasse Rückert's den Kreisen der Poesiefreunde ebenso wie jenen der Gelehrten zugänglich gemacht hat. Edmund Bayer hat durch diese Herausgabe mit der genauen und vortrefflichen Einleitung und den reichlichen, wissenschaftlichen Anmerkungen den vielen Verdiensten, welche er sich um Rückert schon erworben, ein neues beigefügt. Die „Politischen Gedichte" sind nun allerdings nicht das, was man heutzutage unter diesem Ausdruck verstehen würde. Sie bestehen aus dem sogenannten „Sahib-Buch", in welchem der Dichter zwar Sahib mitunter apostrophirt, aber im allgemeinen in aphoristischer Weise gehaltene ernste Lebensregeln und Denksprüche aufzeichnet, ferner in einem Anhange zu dem „Sahib-Buch", sodann in einem „Buch der Lobgedichte auf die Fürsten" sowie in einem „Buch der politischen Trauergedichte", erstere an lebende, letztere an verstorbene fürstliche Helden gerichtet. Leider verbietet es die Länge der interessantesten und werthvollsten Stücke hier Proben der schönen und gewandten Uebersetzung Rückert's zu bieten. Sie wird für die heute noch zahllosen Verehrer des unvergeßlichen Dichters und Sprachkünstlers als Ergänzung zu dessen übrigen Schriften und Uebersetzungen von eben so hohem Werthe sein als für alle Freunde der orientalischen Poesie überhaupt.

Anton Schlossar.

Der Ring des Frangipani.

Der Ring des Frangipani. Ein Erlebniß. Von Henry Thode. Mit Zierleisten von Hans Thoma und zwölf Abbildungen in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1895. Gr. 8. 12 M.

Ein Erlebniß, das zu methodisch-wissenschaftlicher Forschung anregt und in ihr sich fortspinnt, bis sich das Ergebniß als ein kunstvoll Gestaltetes zu einem einheitlichen Bilde abrundet, an dem Wissenschaft, dichterische Phantasie und künstlerische Gestaltungskraft gleichmäßig Antheil haben, das ist gewiß ein seltenes Geschehen: die alles fein säuberlich in Fächer ordnende Gelehrsamkeit wird Mühe haben, dies Geschöpf forschender Dichtung einzureihen, so daß es wol gar hier und da außer aller Ordnung bleibt. Einer vorurtheilsfreien Kritik kommt es aber weniger auf das Fach an, in das das Werk gestellt werden soll, als auf das Werk selbst — ist es außerordentlich, so ist das in einem Sinne kein Unglück, im andern Sinne eine Tugend.

Wenn sonst es den Forscher drängt, aus der Fülle des zuströmenden Stoffes eine kleine Masse herauszuheben und zu einem besondern Ganzen zu gestalten, so wird der Grund meist in dem eigenartigen Reiz einer Persönlichkeit oder in der hervorragenden Bedeutung eines Ereignisses liegen: je mehr es der Kunst des gestaltenden Autors gelingt, das Ereigniß so darzustellen, daß die in ihm lebendig gewordenen Kräfte zugleich als die schaffenden und die Sache zu Ende führenden erscheinen, um so vollendeter hat er das Ziel der Forschung erreicht: die Person des Autors verschwindet, die Fäden, die er in der Hand hält, scheinen sich von selbst zu verschlingen, und aus den Sachen selbst webt sich endlich ein Gebilde zusammen, das doch schließlich in der vorbildenden Phantasie des Schöpfers seinen wahren Urquell hat. Ganz anders ist es, wenn ein zufälliges Ereigniß die Veranlassung zur Nachforschung wird, wenn dies Ereigniß als Faden dient, auf dem sich ein Fundstück an das andere reiht, so wie es eben gerade durch die jedesmal vorliegende letzte Frage aufgesucht worden ist, wenn jeder neue Fund die Seele des Suchers mächtig bewegt und sie in persönliche Mitleidenschaft zieht und so dies seelische Mitempfinden in seinem Drängen nach Befriedigung der Motor wird, den wir sonst in dem Wissensdurst oder in der Gewissenhaftigkeit des Forschers vorauszusetzen gewöhnt sind. So hört die Forschung zwar nicht auf, eine wissenschaftliche zu sein, denn ihr Ziel bleibt das Streben nach Erkenntniß des sachlichen Zusammenhanges von Ereignissen, wie er dem thatsächlichen Verlauf entsprechen muß: wol aber gewinnt die Forschung durch Hereinziehung des Gemüthsfactors ein neues Element, das ihr den Charakter einer dichterischen Schöpfung verleiht und das nicht nur an unser Erkennen, sondern zugleich und ganz besonders an unser Empfinden appellirt.

Mit seinen Studien über venezianische Kunst beschäftigt, erhielt Thode auf der Marciana-Bibliothek den in der Nähe von Pordenone von einem Bauern gefundenen Ring zur Ansicht und erwarb ihn. Die Art der Arbeit ließ ihn auf den Anfang des 16. Jahrhunderts und auf Augsburg schließen. Besonderes Interesse erweckte die Inschrift: „Myt Wyllen Dyn eigen." Sofort erhebt sich die Frage: wann und wie kamen Deutsche nach Pordenone? Ein günstiger Zufall fügt es, daß der Forscher gerade auf das Kapitel von Romanin's „Geschichte von Venedig" stößt, in dem von dem Eindringen der kaiserlichen Truppen in das friaulische Gebiet erzählt wird und zwar 1513 und 1514. Näheres sucht und findet er in den Tagebüchern von Marino Sanuto, deren Entstehung und Bedeutung er darlegt. Auf Grund der Berichte dieses „Gewissenhaften" schildert er nun „die Deutschen in Pordenone". Vor Osopo verliert der kaiserliche Feldherr Christoph Frangipani, wie ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet wird, eine Reliquie, „was ihm von schlimmster Vorbedeutung schien". Pordenone wird von den Venezianern erobert: die Namen der nach Venedig als Gefangene gebrachten Offiziere bieten keinerlei Anhalt für die Frage, wer den Ring verloren haben könnte. Wer aber war Frangipani? Dies beantwortet das zweite Kapitel: „Das Geschlecht der Frangipani, Grafen von Segna, Modrus und Veglia." Der hier in Betracht kommende Sprößling des kroatischen Geschlechts, Christoph Frangipani, vermählte sich mit der Schwester des berühmten Staatsmannes, des Cardinals Lang, des Günstlings Maximilian's und nicht weniger der Päpste: Apollonia, seit einigen Jahren Witwe des Grafen von Lodron, hatte einst durch ihre Schönheit den Kaiser entzückt. Sie wurde Hoffräulein und „hielt sich so tugendlich und ehrlich, daß Grafen und Herrn um sie warben". Sie stammt aus Augsburg: dies führt zu einer Nachforschung über die dort ansässige Familie der Lang von Wellenburg. Kaum hatte die Hochzeit 1513 stattgefunden, als Christoph Frangipani vom Kaiser mit dem Einfall in Friaul betraut wurde. „Myt Wyllen Dyn eigen" — war es das Wort, das sie dem Scheidenden nachrief? Schon gestaltet die vorahnende dichterisch schaffende Vermuthung den sich aufdrängenden Zusammenhang zur Gewißheit, und der Dichterforscher überschreibt jetzt seine Notizen: „Der Ring des Frangipani." Die Kämpfe führen endlich zur Gefangennehmung des Frangipani, der kurz vorher vor Osopo schwer verwundet worden war und nun endlich von der Uebermacht umdrängt in tapferm Kampfe überwältigt wird. In lautem Jubel wird er in Venedig eingeführt und erhält ein vornehmes Gefängniß in der Toresella des Dogenpalastes. Nun beginnt seine Leidenszeit, und die Gestalt der Apollonia tritt immer mehr in den Vordergrund. Die noch vorhandenen Briefe beider Gatten und anderer gewähren uns den genauesten Einblick in die Verhältnisse. Die Signoria verweigert nicht nur die Freigebung und Auslösung des wichtigen Gefangenen, den der

Kaiser mit Absicht ohne nachdrückliche Untersuchung läßt; sie schlägt auch das Gesuch der Gattin ab, nach Venedig kommen zu dürfen. Da endlich, wie die Jahre dahingehen, wagt es Apollonia und kommt ohne Erlaubniß nach Venedig. Es gelingt ihr, den Zutritt zu ihrem Gatten zu erhalten, um ihn tagsüber zu besuchen: sobald sie bei ihm ist, erklärt sie, nicht mehr von ihm fortzugehen. Ihre zarte Gesundheit erträgt diese Aufregungen nicht; sie wird schwer krank, muß ein Bad besuchen, kehrt aber wieder zurück. Da endlich wird Frangipani dem König von Frankreich ausgeliefert, der ihn in Mailand internirt. Auch dorthin folgt ihm die treue Gattin: dort, am 4. September 1519, starb Apollonia bei dem Gemahle, wie sie einst erklärt hatte, sie sei „bereit das Aeußerste zu dulden, um nur bei ihm zu sein". Nun wagt Christoph seine Fesseln mit Gewalt zu brechen: er entflieht, und nach fünfjähriger Haft kehrt er in die Heimat zurück. Aufs neue zieht es ihn in Kampf und Schlacht. So bringt er kriegerische Jahre hin, bis 1526 die Entscheidung fiel. Gegen seinen Rath und ohne sein Heranziehen zu erwarten hatte der junge König Ludwig die Schlacht bei Mohacs gewagt und mit der Schlacht das Leben verloren. Es beginnt der Kampf um die Krone, und Frangipani verfolgt mit der ganzen Gewissenslosigkeit und Rücksichtslosigkeit des aus dem asketischen Schlummer des Mittelalters in der Renaissancezeit aufgewachten Individuums seine persönlichen Ziele: ihm schwebte die Königskrone von Ungarn vor, die unter jenen Verhältnissen sehr wohl dem kräftigsten, dem soldatenmächtigsten Heerführer zufallen konnte. Da macht eine Bombardenkugel bei Belagerung einer Festung dem kühnen Streben ein frühes Ende: klaren Geistes gibt der Sterbende die letzten Anweisungen. Sein Tod ermöglicht endlich eine neue Ordnung der Dinge in Ungarn: der Habsburger Ferdinand wird zum Könige gekrönt.

In höchst geschmackvoller Weise verwendet Thode Werke der Zeit, um uns mit den Personen und Orten bekannt zu machen. So illustrirt Burgkmair's Holzschnitt humorvoll die Auflösung der Liga von Cambray: die vier Fürsten gehen jeder zu einer andern Thür hinaus. Blätter von Dürer zeigen uns Kaiser Maximilian zweimal und den Cardinal Matthäus Lang; der Dogenpalast erscheint so wie ihn der große Stadtplan vom Jahre 1500 darstellt. Frangipani's Gegner Alviano nach einem Holzschnitt und der Doge von Venedig, Leonardo Loredano, nach Giovanni Bellini's berühmtem Bilde in der Nationalgalerie in London treten vor uns hin.

Aber der Ring? Was ist aus ihm geworden? Ein eigenthümlicher Zufall — oder ist es ein vortrefflicher Zug künstlerischer Composition? — wollte es, daß Thode zuerst einen Brief Apollonia's übersehen hatte und erst bei wiederholter Durchsicht der Diarien fand, als die Forschung schon so weit gediehen war, daß Apollonia aus dem Bade wieder nach Venedig zurückgekehrt und mit dem Gatten wieder vereint war. Aus diesem nachträglich gefundenen, aber schon ein halbes Jahr nach Beginn der Gefangenschaft Frangipani's von der Gattin an ihn gerichteten Brief ergibt sich, daß Christoph einen ihm von Apollonia geschenkten Ring verloren hat, daß Christoph den neuen, der an die Stelle des verlorenen tritt, enger machen lassen soll, daß auf ihn die alte Inschrift gesetzt werden soll, die „die Antwort gibt auf jene Worte, welche auf dem andern mir von Euerer Herrlichkeit gesandten Ringe stehen, den ich bei mir habe". Diese wichtige Nachricht gibt der Vermuthung die Grundlage, daß in der That der bei Pordenone gefundene Ring der von Apollonia geschenkte, von Christoph verlorene Ring ist. Die Probe würde die Oeffnung der Innenseite machen: es müßte auch da eine Inschrift sich finden. Vielleicht befand sich im Innern zugleich eine Reliquie: in diesem Falle ließe sich der Verlust des Ringes und der historisch überlieferte Verlust einer Reliquie noch leichter und einfacher vereinigen. Das Einfügen einer Reliquie in den Ring, zumal beim Auszug in den Kampf, wäre etwas durchaus Natürliches und der Zeit Entsprechendes. Zu einer Oeffnung des Ringes hat sich der Besitzer aber noch nicht entschließen können: die Pietät und die gemüthvolle Theilnahme hat bisjetzt den Sieg über die auf bloße Erkenntniß ausgehende Forschung davongetragen.

Unter allen Umständen hat aber Apollonia, selbst wenn der Ring nicht der von ihr geschenkte wäre, den auf dem gefundenen Ringe stehenden Spruch wahr gemacht. Wie mag diese sympathische Gestalt wol ausgesehen haben? In kunstvoller Steigerung führt uns Thode zunächst die Apollonia aus Dürer's Gebetbuch vor und zeigt uns einen Holzschnitt aus dem deutschrömischen Brevier von 1518: die Krönung der Maria mit den unten knieenden Christoph und Apollonia Frangipani. Zum Schlusse geleitet er uns nach Obervellach vor das Altarwerk von Jan Schorel: es ergibt sich, daß die Stifter dieses Werkes Christoph und Apollonia Frangipani sind, deren Porträts noch in den Gesichtern der beiden Namensheiligen auf den Altarflügeln erhalten sind. Es ergibt sich aber weiter, daß die beiden Sippen auf dem Mittelbilde die Porträts einer Anzahl von Mitgliedern der Familie Lang aufweisen. So werden uns zum Schlusse die Personen noch sichtbar vor die Augen geführt, die vorher schon in unserer Phantasie ein so greifbares Leben gewonnen haben. Den Schluß des Buches bildet eine Reihe von Documenten, die den urkundlichen Beleg für die angeführten Thatsachen bringen.

Hat sich, wie der Verfasser versichert und wie es sehr wohl möglich ist, die Forschung in der Reihenfolge vollzogen, daß ihre einfache Wiedergabe ein Ganzes von spannendem Interesse werden läßt, so ist dies eine ganz besonders glückliche Fügung, die dem Geschick des Benutzers und Verfolgers dieses Zufalls und seinem Verdienst keinen Eintrag thut. Wäre aber diese ganze Darstellung eine Einkleidung, so würde dies die Freude an dem künstlerischen Geschick des Autors nur erhöhen. Daß Thode zur Förderung dieses künstlerischen Eindrucks außer alten Meistern auch seinen Freund Thoma berufen hat, ist fast selbstverständlich, wie es nicht minder selbstverständlich für Thoma

ist, daß er in seinen Zierleisten Geistvolles schafft und dabei auf die Schönheit nur beschränkte Rücksicht nimmt, obgleich die schöne Form keineswegs ein grundsätzlicher Widerspruch mit Geist und Natur in der Kunst ist: in der modernen Kunst hat es freilich den Anschein, als ob der Mangel des Einen eine Bürgschaft für das Dasein des Andern wäre: eine Verbindung beider wäre eine höhere Stufe.

Veit Valentin.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor.

Vor uns liegen eine Reihe von Bänden aus dem Gebiete der schönen Literatur, die, wenn nichts anderes angegeben ist, bei Ollendorf erschienen sind. Aeußerlich gleichen sie sich alle wie ein Ei dem andern, aber innerlich welche Verschiedenheit! Man könnte sie in solche eintheilen, die sich für den Weihnachtstisch geeignet hätten und solche, die hinter Schloß und Riegel gehalten werden müssen, weil sie Verhältnisse behandeln, die zwar auch in Deutschland vorkommen, über die man aber in Frankreich sich freier ausspricht als unsere deutsche Gemüthsart vertragen kann. Wie weit ein bis in Einzelschilderung sich verlierender Realismus, und zwar der Realismus der Sinnlichkeit, seine Berechtigung in der Literatur hat, bleibe dahingestellt. Der geistige Vater dieser Richtung ist für Frankreich Paul de Kock. Er wird zwar kaum anderswo noch gelesen als in den Dachstuben der Dienstboten, aber dafür hat er eine ganze Reihe von Jüngern hervorgerufen, denen eine stattliche Zahl Verehrer als den Meistern des Tages zujubelt, obwol oder weil der Angelpunkt ihrer Werke die „sensualité grossière" ist. Wie groß der Einfluß dieser Realisten ist, beweist die starke Vertretung solcher Romane in der folgenden Zusammenstellung. Es sind Werke von sehr verschiedenem Werthe, zumeist aber erheben sie sich nicht über den Werth eines „roman-feuilleton" des „Gil-Blas": Dazu rechnen wir z. B. folgende Romane: Paul Adam, „La Parade Amoureuse": eine Reihe von Bildern irdischer Liebe ohne innere Verknüpfung. Paul Gaulot, „Henriette Busseuil": Die Geschichte einer kränklichen Dame der vornehmen Gesellschaft, die aus Kummer über die Untreue ihres Gatten in Wahnsinn verfällt. Charles Buet, „Le Péché": Die Geschichte eines jungen Mannes, der an der Liebe zur Gattin eines Freundes zu Grunde geht. Der betrogene Ehemann gibt sich selbst den Tod. Trotz dieses heiklen Themas muß der Roman wegen der psychologisch feinen Durchführung der Charaktere, besonders aber der ansprechenden, zu den hervorragendern dieser Art gerechnet werden. Georges de Peyrebrune, „Les Aimées": Nicht minder hervorragend und nicht minder heikel. Emmanuel Dramart, ein geistreicher und schöner Lump, gewinnt mit allen Mitteln der Verführungskunst, wobei auch die Lüge eine große Rolle spielt, die Liebe der Gräfin Eliane d'Héloys. Zu spät erkennt sie, daß sie betrogen wurde. Daß sie den Muth hat, dem Manne, der später um sie wirbt, ihren Fehltritt zu gestehen, führt eine gute Lösung herbei und sichert ihr unsere Achtung. Arsène Houssaye, „Les Larmes de Mathilde" (Paris, Bibliothèque-Charpentier). Mathilde, Comtesse de Montbrun, ein Inbegriff von Schönheit und Tugend, hängt mit abgöttischer Liebe an ihrem schönen Vetter Hector de Savignac. Dieser Hector ist ganz eine Verkörperung eines Taine'schen Wortes: il prend la vie à la façon gauloise ou française comme une partie de plaisir et comme un duel. Statt an der Seite Thilda's ein arbeitsamer Landedelmann zu werden, vergeudet er im Strudel des pariser Lebens Gesundheit und Vermögen und stirbt arm und verlassen im Thurmzimmer seines verfallenen Schlosses. Mathilde, die inzwischen die Gattin eines andern geworden war, kann seinen Tod nicht überstehen und nimmt Gift. Eine Freundin von ihr, die den jungen Sausewind heimlich liebt, thut desgleichen. Wir sind bis zum letzten Kapitel das Bedauern nicht los geworden, daß zwei so prächtige Mädel ihr Herz an einen Menschen von so geringem innern Gehalt hängen.

Zu den Romanen, die auch ein junges Mädchen unbedenklich in die Hand nehmen könnte, führt Gustave Guiches mit „Au Fil de la Vie" (3[e] éd.) über. Das sind eine Anzahl Skizzen etwa in der Art der Sudermann'schen Zwielicht-Skizzen, wenn sie sich auch mit diesen an Schärfe der Charakterzeichnung nicht messen können. Die erste und beste („Cent Deux Ans") ist moralisch unanfechtbar und schildert die Geschichte eines Greises, der, um an den Honoratiorentisch eines kleinen Städtchens zu gelangen, in das er sich zurückgezogen, auf die Idee verfällt, sich für hundertundzweijährig auszugeben. Er erreicht sein Ziel; allgemeine Begeisterung in der Stadt, der Geburtstag wird durch Festcommers mit Hochs und schönen Reden gefeiert, als plötzlich der Festgegenstand vor so viel Aufregung vom Schlage gerührt wird und nur noch das Geständniß herausbringt, daß er erst neunundachtzig Jahre alt sei. — Tiefer angelegt ist das Buch von Gustave Geffroy, „Le Coeur et l'Esprit" (Paris, Bibliothèque-Charpentier). Das sind eine Reihe von Charakterbildern, die, wie z. B. „La Statue", durch die Eigenart der Auffassung, oder wie „Le Jour de l'an des Solitaires" durch die Wärme der Empfindung unsere ganze Theilnahme erregen. Alfred Capus, „Années d'Aventures (2[e] éd.) ist ein spießbürgerlicher Roman mit hausbackener Philosophie. Er schildert uns die Nothjahre eines jungen aber armen Ehepaares, bei dem sich Frau Sorge sehr bald zu Gaste lädt, bis schließlich ein besonderer Glücksfall die junge Familie vor dem Hungertode rettet. Dieser Zufall ist gerade die Schwäche des Romans, denn zu Grunde gehen oder Emporarbeiten aus eigener Kraft würde künstlerisch der mögliche Ausweg sein. Eugène Morel, „Artificielle": Behandelte Capus die materiellen Grundlagen des Ehestandes, so wendet sich Morel mehr der ideellen Seite zu und zeichnet uns ein Eheleben der bürgerlichen Gesellschaft von der anfänglichen Begeisterung zur Ernüchterung und von der Ernüchterung bis zu gegenseitiger Gleichgültigkeit der Gatten. Jean Rameau, „La Chevelure de Madeleine": Ein bereits in achter Auflage erschienener Roman, den wir warm empfehlen. La Chevelure de Madeleine ist der Name eines Wasserfalls in den Pyrenäen, der einen Glanzpunkt der Gegend weit und breit um Aigues-Vives bildet. Er gehört dem Abbé Bordes, der mit allen Fasern seines egoistischen Herzens an ihm hängt, und als der Wasserfall wie von selbst auf das Grundstück seines Nachbars, des Bergführers Silvère, übertritt, macht er, um ihn nicht zu verlieren, ihn zum Gatten seiner reizenden Nichte Jacqueline. Diese Jacqueline ist ein herzerquickendes Mädchen, frisch und rein wie das Quellwasser ihrer Berge. Und wie der Mohr von Venedig Desdemona's Liebe durch den begeisterten Bericht seiner Heldenthaten gewinnt, so gewinnt Silvère, der einfache Schäfersohn, Jacquelinens Liebe, indem er der im Kloster erzogenen Waise die Augen öffnet über die Schönheit der heimatlichen Bergwelt. So ohne weiteres „kriegen" sie sich allerdings nicht, Hindernisse sind zu überwinden, Misverständnisse aufzuklären u. s. w., aber das ist so natürlich und wahr dargestellt, daß man mit Genuß bis zum Ende liest. Pierre Maël, „Un Roman de Femme": Die glückliche Vereinigung zweier prächtiger

Menschen, Henry Sermain und Pauline Dérilly, nachdem Henry seine Feindschaft gegen das ewig Weibliche endlich abgestreift hat und die Verleumdungen, die der abgewiesene Bewerber, Gaston Devairnes, gegen Pauline ausgestreut hat, von Pauline selber in ihrer ganzen Erbärmlichkeit aufgedeckt werden. Die hohe und edle Lebensauffassung, die beide bekunden, machen den Roman zu einer Quelle des Genusses.

Vom Roman zu den wissenschaftlichen Werken wird am besten das Buch eines Unbekannten, das „Ihr" gewidmet ist, überleiten. Es heißt „Lettres à Fanette" und liegt in zweiter Auflage vor. Der erste Brief handelt „Sur les Obsèques du Vice-Amiral Courbet", der zweite in Form eines Vortrages auf einem Geographencongresse spricht „Pro Geographia ...!", der dritte, anläßlich ungünstiger Manöverberichte, „Sur la Cavalerie Française", der vierte und fünfte heißt „Cauterets! Cauterets!" Man sieht, es werden die verschiedensten Gegenstände behandelt, aber alle mit derselben stilistischen Feinheit. Uns Deutsche wird am meisten eine Stelle aus dem zweiten Briefe interessiren, wo der Verfasser, nachdem er die Nationen als eine noch nicht vollendete Anhäufung von Völkern bezeichnet hat (tassement non encore terminé), also fortfährt: „Nous le savons par expérience, nous Franco-Gaulois, — dont la frontière naturelle orientale (minima) est le Rhin. — Et tant que nous n'aurons pas recouvré, par la diplomatie ou autrement . . . cette frontière que les traités de 1815 nous avaient reconnue, la géographie et la sagesse nous défendent de nous consacrer exclusivement à la culture de l'olivier de paix. . . . Tel un fleuve puissant ne peut couler un pacifique cours que lorsque, définitivement, il a creusé son lit. Puisque donc le temple de Janus reste pour nous toujours entr'ouvert, — pour cause de frontière naturelle en carence, — l'étude de la science géographique doit être, je le répète, l'objet de notre constante sollicitude, tant au point de vue militaire qu'au point de vue diplomatique et gouvernemental." Man beachte die Feinheit, daß der Verfasser seine Landsleute Franco-Gaulois nennt. Er begründet also den vermeintlichen Anspruch der Franzosen auf unsere Reichslande damit, daß sie Abkömmlinge und gewissermaßen Rechtsnachfolger der alten Gallier seien, deren Siedelungen sich ja bis zum Rheine erstreckten. Daß aber von der Völkerwanderung an bis 1681 Elsaß-Lothringen rein deutsches Land gewesen ist, das uns in trüber Zeit geraubt wurde, ignorirt unser Anonymus ebenso geflissentlich, wie jeder andere Franzose. Diese Thatsache wollen sie einfach nicht begreifen, weil ihre Eitelkeit die Niederlage und den Verlust nicht verschmerzen kann. Wir Deutschen müssen aber damit rechnen, denn was der Verfasser, der keineswegs Chauvinist ist, hier sagt, spiegelt die allgemeine Stimmung in Frankreich wieder. Offiziell mag man zur Zeit also friedliebend sein, von dem verhaltenen Grimme der Franzosen gegen uns kann man sich aber tagtäglich auch in den Schriftwerken überzeugen. Wir meinen dabei nicht etwa Hetzblätter wie „L'Alsace-Lorraine", „La Patrie" und andere. Bedeutsamer ist, daß eine Zeitschrift von dem Ernste der „Revue Bleue" keine Gelegenheit ungenützt läßt, wenn sie sich an uns reiben kann. So nennt Eugène Mouton in der Nr. vom 8. Dec. 1894 (S. 712) Goethe einen „misérable", der dadurch eine „infamie" begangen, daß er sich ziemlich leichten Herzens über die kleine Selbstmordepidemie hinweggesetzt, die sein Werther hervorrief. Und in den oben besprochenen Romanen vergißt manchmal ein Verfasser die den Franzosen angeborene Eigenschaft der Galanterie so sehr, daß er aus purem blanken Deutschenhaß unsern Frauen Plumpheit und andere unliebenswürdige Dinge nachsagt. Sind also auf rein politischem Gebiete die Franzosen uns gegenüber mit Blindheit geschlagen, so stehen sie doch unsern Geisteswerken weit vorurtheilsfreier gegenüber. Unsere Faust-Sage hat in der Gounod'schen Interpretation am vergangenen 15. December die tausendste Vorführung in der großen Oper in Paris erlebt, und Goethe's „Faust" hat im vorigen Jahre durch Sabatier eine Uebersetzung von hervorragender Schönheit und Treue gefunden. Und noch ehe das Jahr zur Neige ging, hat sich zu den zwanzig und einigen Uebersetzungen ins Französische, die bereits vorhanden sind, eine neue gesellt von Georges Pradez (Lausanne, B. Benda, Paris, Paul Ollendorf), deren Werth wir demnächst ausführlicher zu würdigen gedenken.

Das Jahr 1894 ist aber auch dadurch für Frankreich bedeutungsvoll geworden, daß es Napoleon I. wieder auf den Thron gesetzt hat. Er ist auf die Bühne gebracht worden, die Geschichtsforschung hat neue Documente zu seiner Kenntniß beigebracht, und jetzt führt ihn uns Armand Dayot in seinem Buche „Napoléon raconté par l'image" (Paris, Hachette u. Comp.) im Bilde vor. Es ist bekannt, daß Napoleon, der Mann mit den „Ameisen in den Waden" nie einem Künstler richtig „gesessen" hat. Um so freudiger wird daher Dayot's Prachtwerk aufgenommen werden, weil man sich aus den unzähligen Caricaturen, Skizzen, Skulpturen, Münzen u. s. w., die es wiedergibt, selber ein Durchschnittsbild von dem großen ehrgeizigen Egoisten machen kann.

Nicht weniger hervorragend in seiner Art ist ein Buch, das uns eines seiner Hauptwerkzeuge in seinem „vie intime" vorführt: „Le maréchal Oudinot, duc de Reggio, d'après les souvenirs inédits de la maréchale, par Gaston Stiegler" (Paris, Plon, Nourrit u. Comp.). Diese Erinnerungen sind auch für uns Deutsche außerordentlich anziehend, denn sie zeigen uns unsern alten Feind als Soldaten der Revolution, als kaiserlichen Marschall und herzogliche Hoheit durch Napoleon's Gnaden, als getreuen Legitimisten unter der Restauration, der unter Ludwig Philipp sich als so eifrigen Orleanisten zeigt, daß er Gouverneur der Invaliden wird. Vielleicht wäre er — on revient toujours à ses premiers amours — schließlich wieder Republikaner geworden, wenn ihn nicht der Tod vor Ausbruch der Februarrevolution an seine letzte Stätte gerufen und damit eine Laufbahn abgeschlossen hätte, für die als Leitwort der Satz gegolten hat:

> Le sage dit, selon les gens :
> „Vive le roi, vive la ligue!"

Endlich machen wir noch aufmerksam auf: Crouslé, Fénelon und Bossuet, „Études morales et littéraires. Tome I" (Paris, Honoré Champion). Ein abschließendes Urtheil kann zwar über Crouslé's Arbeit noch nicht gefällt werden, da der zweite Band noch nicht vorliegt, jedoch läßt sich schon jetzt sagen, daß sie Aufsehen erregen wird und wegen des Stoffes erregen muß: behandelt sie doch einerseits Bossuet als Verfechter des Absolutismus und der Intoleranz, andererseits aber Fénelon, im Sinne des ausgehenden vorigen Jahrhunderts, als Vorkämpfer der Freiheit und der Toleranz.

Bibliographie.

Berger, A. E., Luther. (Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim, Band 16—17.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 4 M. 80 Pf.

Frohnhäuser, L., Gustav Adolf und die Schweden in Mainz und am Rhein. Darmstadt, A. Bergsträßer. 8. 3 M.

Jähns, M., Moltke's Lehr- und Wanderjahre. (Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim, Band 10—11.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Kraus, F., Höhlenkunde. Wien, Carl Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 M.

Lagarde, Anna de, Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben. Göttingen, Dieterich'sche Universitätsbuchhandlung (Lüder Horstmann). Gr. 8. 2 M.

Notovitch, N., Alexander III. und seine Umgebung. Deutsch von O. Marschall v. Bieberstein. Zweite Auflage. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 4 M.

Reinach, Th., Mithradates Eupator, König von Pontus. Deutsch von A. Goetz. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 12 M.

Seiler, F., Die Heimath der Indogermanen. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach, Heft 210. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 8. 80 Pf.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Vierundzwanzigste Auflage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt nun schon in zwölfter Auflage vor.

Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Königssühne

von

Otto L. Jiriczek.

Preis geh. 2 M., geb. 3 M.

Eine Erzählung aus der deutschen Vorzeit, die Kämpfe des Quadenstammes (im heutigen Mähren) gegen Christenthum und Hunnenstürme darstellend.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Robert Franz,

Gespräche aus zehn Jahren.

Veröffentlicht von

Dr. W. Waldmann.

— Preis geh. 3 M., geb. 4 M. —

— Des Komponisten ernste und tiefe Natur spricht sich hier in vertraulicher Weise über viele Gegenstände — meistens musikalische — aus, und giebt Aufschlüsse über sein eigenes Schaffen sowie über sein Verhältnis zu den zeitgenössischen Musikern.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Robespierre,

ein modernes Epos

von **M. E. delle Grazie.**

2 Bde. geh. 10 M., geb. 12.50 M.

Die Dichterin hat ihren Vorwurf künstlerisch im edelsten Sinne des Wortes behandelt. Die französische Revolution ist ihr die Geburt einer neuen, der modernen Zeit; was da elementar zu Tage trat und, wie es schien, von der Bewegung, die es ins Sein geschleudert, wieder verschlungen ward, der Dichterin wurde es zum Typus oder zum Agens für die späteren Geschlechter. Sie stellt sich nicht in parteiischer Einseitigkeit auf die eine oder andere Seite der ringenden Mächte, wahrhaft geschichtlich geht sie den Lebenskräften der geistigen Potenzen nach und sucht nachschaffend den Quellpunkt des oft so räthselhaften Gebahrens der einzelnen Persönlichkeit durchsichtig zu machen. — — — — Die Erfindungsgabe hat es ihr ermöglicht, manches historische Räthsel wenigstens künstlerisch zu lösen, den Zufall des Augenblickes in das Reich einer höheren Nothwendigkeit zu erheben. Die ohnehin dramatisch überwältigende Aktion der französischen Revolution liest sich in einzelnen Gesängen wie der spannendste Roman, in einer Sprache, die an Geist und oft auch an Witz und Satire ihres Gleichen sucht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 5. — 31. Januar 1895.

Anselm Feuerbach.

Bald nach Feuerbach's Tod im Jahre 1880 erschien ein kleines Büchlein mit dem einfachen Titel: „Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach". Sein Inhalt bestand aus zweierlei Bestandtheilen: aus skizzenhaften biographischen Aufzeichnungen des Künstlers aus dem Jahre 1876 und, als Ergänzung dazu, aus Briefen und Briefstücken Feuerbach's an seinen Vater und vor allem an seine Mutter.

Das kleine Buch wurde sofort in Deutschland als einzig in seiner Art erkannt. Dasjenige Publikum, das ein wahrhaftiges Bedürfniß nach künstlerischer Bildung und künstlerischem Genuß hat, dem aber die Aesthetiker mit ihrer Schulweisheit und ihren unverdaulichen und unverständlichen Terminologien immer einen Stein statt des Brotes gaben, war ganz beglückt, einmal einen Künstler über die Kunst, als über sein Eigenstes, in leidenschaftlicher und lebendiger Farbigkeit sich aussprechen zu hören. In solcher Sprache war in Deutschland noch nie über Kunst geschrieben worden. Das Büchlein war ein literarisches Ereigniß.

Es war zugleich ein lebendiges prägnantes Selbstbildniß des Künstlers, allerdings nicht in breiter Ausführung, sondern mehr nur in einzelnen genialen Strichen: ein Werk aber, das zu einem nachbildenden vollständigen Gemälde, welches uns das Urbild in seiner ganzen Körperlichkeit vorstellte, recht eigentlich herausforderte.

Dieser Herausforderung nachzukommen mußte sich besonders der versucht fühlen, der die gröbern Ergänzungen des gegebenen Selbstbildnisses aus der eigenen Anschauung hernehmen konnte, der Kamerad und Freund des Künstlers. Ein solcher war Julius Allgeyer, von dem uns heute die erste ausführliche Feuerbach-Biographie vorliegt.*)

In der That ist es ein bis in das einzelnste geschautes und höchst lebendiges Gemälde, das uns Allgeyer von Feuerbach entwirft. Das Leben des Künstlers mit seinem titanenhaften Ringen und Kämpfen, mit seinen Hoffnungen und Täuschungen, entrollt sich vor uns mit der größten Anschaulichkeit.

Frohverheißend beginnt das Leben für Anselm Feuerbach. Schon durch seine Familie, durch drei Generationen seiner Vorfahren, ist er auf die geistige Höhe der Menschheit gestellt. Das alte kaiserliche Speyer wird sein Geburtsort, das idyllische Freiburg die Stätte seiner Knabenjahre. Schon in seinem zehnten Jahre wird seine zeichnerische Begabung von aller Welt mit Staunen wahrgenommen. Seine Familie setzt seinen Neigungen keinerlei Widerstand entgegen; vielmehr werden sie in jeder Weise vom Vater, dem feinsinnigen Archäologen, genährt, welcher mit dem zarten Knaben Homer liest und seine künstlerische Anschauung an antiken Kunstwerken bildet.

Mit sechzehn Jahren bezieht Anselm die Akademie zu Düsseldorf, wo er zuerst Schadow's besondere Gunst genießt und als ein kleiner Apollo von den Professorenfrauen verhätschelt wird. Und doch beginnt schon hier, in diesen Jahren harmlosester Jugend, das tragische Geschick, das für sein ganzes Leben charakteristisch wird, nämlich der Widerspruch seines individuellen Strebens mit den Forderungen, Begriffen und Anschauungsweisen seiner Umgebung. Schon hier erfaßt den jungen Feuerbach das Gefühl, daß der Weg seiner Lehrer nicht sein Weg sein kann, daß „soviel der Himmel höher ist wie die Erde u. s. w.", wie es in der Heiligen Schrift geschrieben steht; und er verläßt Düsseldorf mit der sichern Gewißheit, hier nichts Förderliches weiter lernen zu können. Er gibt seinen Lehrern die Note ungenügend.

Nicht viel anders geht es ihm in München. Auch hier ist er als Mensch, mit seinem wunderbaren Tenor, mit seiner schönen Gestalt, mit seinem lebhaften Temperament, mit seinem muntern humoristischen Wesen, in allen Kunstkreisen, bei allen künstlerischen Fest- und Freudenveranstaltungen ein gern gesehener Gast. Um so bitterer

*) Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Dargestellt von Julius Allgeyer. Bamberg, C. C. Buchner. 1894. Gr. 8. 8 M.

sind seine Enttäuschungen als Künstler. Sein Vater hatte ihm einen hohen Begriff von Cornelius beigebracht; aber als Anselm nun kommt und selber sieht, wird er geradezu bestürzt von dem Werke eines Malers, der das Malen verachtet hat, weil er es nicht konnte. Um kein Haar mehr befriedigte ihn die andere Schule in der Richtung Piloty's, deren coloristische Vorzüge ihn zwar einen Augenblick gefangen nahmen, deren innere Seelenlosigkeit ihn dagegen mit tiefer Hoffnungslosigkeit erfüllte. Er war nun überzeugt, daß seine Kunst in Deutschland überhaupt nicht gefördert werden könne.

Mit mehr Hoffnung und größerer Freudigkeit arbeitete er in der Schule zu Antwerpen. Die Tradition einer gefesteten und gesicherten Handwerklichkeit, die er hier antrifft, muthet ihn an; und soweit ist er in seiner künstlerischen Bildung noch nicht gediehen, daß ihm die unkünstlerischen novellistischen Tendenzen der dortigen Schule, die in jener Zeit allgemein waren, zum deutlichen Bewußtsein gekommen wären.

Aber eine wahre Schaffensbegeisterung ergreift ihn doch erst, als er im Jahre 1851 nach Paris kommt und in Couture's Atelier als Schüler eintritt. Die technische Ueberlegenheit der Franzosen imponirte ihm mehr als je etwas zuvor. Er hat zum ersten mal das Gefühl, einen Meister gefunden zu haben, und er kann dem Lehrer nicht genug danken, welcher ihn „von der deutschen Spitzpinselei zu breiter pastoser Behandlung, von der akademischen Schablonencomposition zu großer Anschauung und Auffassung führte".

„Paris", meint er, „ist der Wendepunkt meines Künstlerlebens, das Fundament meiner künstlerischen Bildung geworden, von den frühern Studienjahren darf ich wenigstens die Hälfte für verloren geben."

Auch in rein menschlicher Weise entzückt und erhebt ihn Paris. Es erscheint ihm „als die Stadt der ewigen Jugend, als die Verkörperung seines Wahlspruchs Eternamente Giovine".

Und diese Stimmung findet sofort einen mächtigen Ausdruck in seinem ersten bedeutenden Werke, „Hafis in der Schenke". Aber damit auch dieser erste kühne Aufflug seines künstlichen Genius nicht unverdunkelt bleibe von dem Schatten seines tragischen Geschicks, fällt in diese Zeit der Tod seines Vaters und zugleich ein verhängnißvolles leidenschaftliches Verhältniß, das ihn fast zu vernichten droht.

Der Schatz, mit dem er nach Deutschland zurückkehrt, ist sein „Hafis in der Schenke" und seine Hoffnung auf die Wirkung dieses Bildes. Aber diese Hoffnung wird getäuscht, sein Bild findet in der Heimat überall nur Ablehnung.

In Karlsruhe, wo er sich jetzt niederläßt, entwickelt er „im Wonnegefühl selbständiger Thätigkeit" eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Er wollte zeigen, was er in Paris gelernt hatte. Aber er wurde nicht verstanden. Eine „Versuchung des heiligen Antonius" erregte in Karlsruhe einen solchen ebenso wol durch sittliche wie durch künstlerische Unbildung und Beschränktheit hervorgerufenen Sturm der Entrüstung, daß Feuerbach verzweifelte und sein Werk vernichtete.

Feuerbach's Verhältniß zur Welt war immer ein unglückliches, aber das unerquicklichste seines ganzen Lebens waren seine Beziehungen zu Karlsruhe. Wenn man Feuerbach's Misgeschick in dieser Richtung hin unparteiisch betrachtet, so kommt man zu Ergebnissen sehr unerfreulicher Natur. Der Einfluß neuzeitlicher Fürstenhöfe auf die Kunst tritt dabei in eine wenig schmeichelhafte Beleuchtung. Wir sehen einen Fürsten, der einem Künstler aufrichtig wohl will, dessen Wohlwollen aber, indem es sich der officiellen Verwaltungsinstanzen als seiner Organe bedient, einfach wirkungslos wird. Der Fall wiederholt sich mit Feuerbach mehrmals, und immer sehen wir den bösen Willen und die Beschränktheit von Beamten die vornehmen Absichten des Fürsten ablenken und für Feuerbach unfruchtbar machen. Immer steht die Bureaukratie der Fürstlichkeit im Wege.

Für den Augenblick aber ist das fürstliche Eingreifen eine wahre Rettung für Feuerbach. Er erhält den Auftrag, die „Assunta" des Tizian in Venedig zu copiren. Die Reise dahin, in Begleitung des jungen Scheffel ausgeführt, und sein Aufenthalt in der alten vornehmen Lagunenstadt entheben ihn fürs erste allen Nöthen des Leibes und der Seele. Er lebt „in einer Stimmung von Glücksgefühl, wie es nur eine junge stürmische Malerseele empfinden kann". „Dunkle Madonnen in schöner Architektur sitzend", schreibt er, „umgeben von ernsten Männern und schönen Frauen in heiliger Unterredung. Immer sind drei Engelchen darunter mit Geigen und Flöten. Ich finde, daß damit alles gesagt ist, was man braucht, um schön zu leben."

Die Wirkung Venedigs auf ihn ist gewaltig. Wenn Couture ihn einst von der deutschen Spitzpinselei und dem kleinlichen deutschen Schablonenwesen, verbunden mit süßlicher Empfindsamkeit, erlöst hat, so lernt er hier in Venedig auch die Franzosen mit andern Augen ansehen und gelangt von seiner französischen Spachtelmalerei hinweg zu einer selbständigen an der Anschauung der alten Meister geläuterten und gebildeten Technik. Ebenso befreit er sich mit einem Ruck aus dem allgemeinen Fluch jener Zeit, welche mit allem Malen nicht sowol etwas bilden als vielmehr etwas erzählen wollte. Er entwindet sich endgültig dem Bann der malenden Novellistik, macht sich frei vom Stoff und erkennt als höchste und einzige Aufgabe der Kunst die Form.

Ganz klar erkennt er dies allerdings erst in Rom, wohin nicht sowol sein freier Wille als die karlsruher Intriguen ihn treiben. Damit ist zugleich sein künstlerisches Schicksal und die Art seiner Entwickelung vorgeschrieben. Sein Misgeschick wurde sein Geschick. Ganz anders würde er sich in der Heimat entwickelt haben, als er sich in Rom thatsächlich herausgebildet hat. Er drückt dies selber in seinem lapidarischen Stil so aus: In Venedig verkündigte sich das Tagesgrauen, in Florenz brach die Morgenröthe

herein, in Rom aber vollzog sich das Wunder, welches man eine vollkommene Seelenwandlung und Erleuchtung nennen kann — eine „Offenbarung".

Feuerbach ist der letzte deutsche Künstler, überhaupt der letzte moderne Künstler, für den Rom eine zweite, eine künstlerische Heimat wurde. Eigentlich läßt er sich auch mit keinem seiner Vorgänger vergleichen. Der Gewinn, den jene aus Rom nach Deutschland heimbrachten, lag mehr oder weniger nur im Stofflichen. Die italienische Stoffwelt, die italienische Landschaft und der italienische Menschenschlag waren es hauptsächlich, was jene in Italien sich eroberten. Ihr Gewinn war etwas für die Kunst durchaus Unwesentliches. Feuerbach dagegen gewann aus der Anschauung des Südens für sich die große Form. Wie einem Winckelmann, wie einem Goethe ging auch ihm in Rom das Geheimniß der Form auf. Wenn die andern nichts Höheres kannten, als dem römischen Volksleben sein Localcostüm und seine Localfarbe abzugucken und in ihren Bildern glücklich nachzubilden, so dienten Feuerbach die Individualerscheinungen dieses glücklichen Volkes nur dazu, ihm die Natur zu deuten, ihm das allgemein Menschliche in seiner reinsten und vollendetsten Erscheinung zum Verständniß zu bringen.

Dies beweisen sämmtliche Werke Feuerbach's aus der römischen Zeit, sein Dante-Bild, seine Kinderfriese, vor allem aber seine erste Iphigenie. Was Allgeyer von dieser sagt, gilt für Feuerbach im allgemeinen.

„War Feuerbach in den fünf vorausgegangenen römischen Jahren", heißt es bei Allgeyer, „auf dem Wege eines umfassenden Naturstudiums, langsam, Schritt für Schritt, in seiner Kunst bis zu dem Punkte seiner vollen individuellen Selbständigkeit durchgedrungen, so erhebt er sich in dieser neuen Schöpfung, wie mit einem Schlage, auf eine Höhe der Auffassung und der Darstellung, die keinen Zweifel mehr aufkommen läßt über seinen innern Beruf zur eigentlichen monumentalen Geschichtsmalerei in dem Geiste wie er sie erstrebte, d. i. im Sinne jener Kunst, deren wesentlicher Charakter „die Großheit" bildet: jenes Unerklärliche, das als Ausfluß dessen, was in dem schaffenden Genius menschlich groß war, in das Kunstwerk übergeht; jene Großheit, die, selbst auf den kleinsten Maßstab zurückgeführt, nichts von diesem Gepräge einbüßt, weil sie außerhalb des Gesetzes der Proportion und der Vergleichung liegt, dem in der Welt der sichtbaren Dinge sonst alles als ein relatives, meß- und wägbares, unterworfen ist."

Aber auch diese Iphigenie, wie einst die Goethe'sche, fand in Deutschland kein Verständniß. Die Deutschen waren zu sehr an die kleine Form, an die süßliche Sentimentalität und an die ästhetische Verirrung, daß ein Bild etwas erzählen müsse, gewöhnt — trotz Lessing's Laokoon —, als daß ihnen diese Iphigenie Feuerbach's als „Historie großen Stils" hätte verständlich werden können.

Als Feuerbach seinen „Hafis in der Schenke" zur Ausstellung schickte, stieß man sich an der aufdringlichen Farbigkeit des Bildes. Unterdessen hatte Deutschland „sich kopfüber in den Farbentopf gestürzt", wie Feuerbach sich ausdrückt, und nun konnte man sich nicht genug empören über die „graue Farblosigkeit" seiner jüngsten Werke. Das Misverständniß gegenüber der Feuerbach'schen Farbengebung ging soweit, daß man später, auf der Ausstellung zu München, sein erstes Gastmahl des Plato den Cartons einreihte. Und doch ist Feuerbach durch nichts so sehr ein Moderner, als durch die Färbung dieses Bildes, womit er, im äußersten Gegensatz zur Malerei der Renaissance, die Farbe zur Trägerin einer ganz bestimmten und an sich wirkenden Stimmung macht, was ja heute das einzige Problem der ganzen Malerei zu sein scheint.

Wenn man das erste Schicksal der Feuerbach'schen Werke in Deutschland ins Auge faßt, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Deutschen wieder einmal das Bedürfniß hatten, sich um jeden Preis der übrigen Welt gegenüber bloßzustellen und sich in Kunstsachen als Barbaren auszuweisen. Wenn sie keinen Grund hatten, sich über ein Feuerbach'sches Bild zu empören, so machten sie sich einen. Ihre nordisch-protestantische Engherzigkeit in Fragen der Sittlichkeit unterstützte sie hierin. Das war schon in Karlsruhe bei der Ausstellung seiner „Versuchung des heiligen Antonius" zu Tage getreten; und dieselbe Wirkung that jetzt im ganzen übrigen Deutschland sein „Urtheil des Paris".

„Feuerbach mußte die Erfahrung machen", schreibt Allgeyer sehr richtig, „daß die Klage Goethe's, die Deutschen seien prüde und verstünden keinen Spaß, immer noch zu Recht bestehe." Mit einem wahren Aufwande an sitten- und splitterrichterlichem Ernst schritt die Kritik an die Beurtheilung des harmlosen Bildes, das, unverstanden in seiner sonnigen Heiterkeit und noch mehr durch die kühne Freiheit, mit der die nackte menschliche Gestalt darin vorgeführt wurde, dem pietistisch-philiströsen Geist der Zeit zuwiderlief. Gewisse Tandaradeis und ähnliche, der unlautern Sphäre des verhüllt-zweideutigen angehörige Dinge, das war's, was man an den Wänden vertrug; aber an dem gesunden, von einem reinen Realismus getragenen Sinn des Nackten nahm man Anstoß, sogar an der Gestalt des unbekleideten Kindes."

Leider gilt, was Allgeyer hier sagt, von der deutschen Gegenwart noch genau ebenso wie von der Vergangenheit.

Feuerbach aber schuf unterdessen in Rom Werk auf Werk, wie sehr ihn auch die Verkennung schmerzte, wie sehr seine äußerlichen Verhältnisse sich von Jahr zu Jahr verschlimmerten. Es gehörte keine geringe Kraft dazu, den ungeheuern Schwierigkeiten nicht endlich zu unterliegen; und ohne die zarte Sorglichkeit einer wundersamen Frau wäre wahrscheinlich auch Feuerbach nicht so lange aufrecht geblieben. Diese Frau war Feuerbach's Stiefmutter, deren mütterliche Liebe und Opferwilligkeit aber von keiner Mutter der Welt je übertroffen worden ist. Mit zarter Hand wußte sie immer im entscheidenden Augenblick einzugreifen und dem Genius, den sie vor allen an-

dern erkannte, über die ärgsten Bedrängnisse hinwegzuhelfen. Schon in Karlsruhe hatte sie Schritte gethan, die nur eine Mutter thun darf, wie Allgeyer richtig sagt. Jetzt aber leitet sie ein Verhältniß ein, das zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen scheint, die bekannten Beziehungen des Grafen Schack zu Feuerbach. Eine neue Schaffens- und Hoffnungsfreudigkeit kommt über den Künstler, und er malt in rascher Folge jene Werke der Schack'schen Galerie, die jedermann bekannt sind, darunter Schöpfungen ersten Ranges, wie „Hafis am Brunnen", das „Ricordo di Tivoli", die „Pieta" und „Die Mutter mit den Kindern".

Aber „Schack fehlte doch das Organ, um Feuerbach als Künstler nach seiner vollen Bedeutung und Eigenart erfassen zu können. Sein Verhältniß zur Kunst war kein reines, sondern literarisch beeinflußt". Allgeyer sagt von ihm, daß seine Vorliebe „auf das Gemüthvoll-Zuständige und Lyrisch-Poetische" hinauslief. Das ist aber noch sehr zart ausgedrückt, vielmehr sieht man aus der Zusammensetzung seiner Galerie, daß er immer sehr im Stofflichen befangen war, daß ihn in einem Bilde mehr der Stoff als die Form, d. i. die Kunst, reizte. Feuerbach aber hatte den Grafen überschätzt. Er meinte, daß dieser auf seine höchsten Intensionen eingehen müßte, und als er seine Hoffnungen hierüber getäuscht sah, brach er sein Verhältniß mit dem Grafen ab.

Nach dem großen Kriegsjahr 1870/71 richteten sich Feuerbach's Blicke nach Berlin. Er glaubte, daß die neue Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches am ersten dazu berufen sei, eine Metropole der Kunst zu werden. Die Entwickelung der Dinge belehrte ihn jedoch eines Bessern, vielmehr eines Schlimmern. Er sah sich in seinen berliner Hoffnungen aufs jämmerlichste enttäuscht.

Dafür erfuhr sein Leben von einer andern Richtung her eine unerwartete Wendung; er wurde als Professor an die neue Akademie in Wien berufen.

Aber gerade diese Berufung wurde ihm verhängnißvoll. Seine großen Schöpfungen, darunter die „Amazonenschlacht" finden in Oesterreich nicht mehr Verständniß wie in Deutschland; und während der äußerlich glänzende, aber hohle Makart unerhörte Triumphe feiert, hat die ganze Presse für Feuerbach nichts als Hohn und Spott. Er hatte seine amtliche Thätigkeit mit großer Frische angefangen, aber dieser „Erfolg" verleidete sie ihm. Und eine beinah tödtliche Krankheit vertrieb ihn endgültig aus Wien.

Immerhin blieben ihm seine Aufträge für den Neubau der wiener Akademie, die Deckengemälde für den Antikensaal dieser Anstalt. Er erholte sich in Heidelberg, siedelte mit seiner Mutter nach Nürnberg über und ließ sich in Venedig ein neues Atelier bauen, um seine wiener Aufträge auszuführen. Und hier, mitten in der Arbeit, nach Vollendung seines Titanensturzes, machte ein Herzschlag seinem Leben ein jähes Ende. Sein letztes großes Werk ist fast symbolisch für sein eigenes Leben und Schicksal, und dies führt uns auf die Betrachtung Feuerbach's in seiner kunstgeschichtlichen Stellung, welche wir übrigens im Verlauf dieser Lebensskizze mehrmals angetupft haben.

Allgeyer schreibt: „Für die Einsicht der damaligen Welt war es eine zu große Zumuthung, Blick und Geist an einer künstlerischen Thätigkeit üben zu sollen, die zum größten Theil auf selbständig-dichterischen Voraussetzungen beruhte und nur gelegentlich ihre Stoffe literarischen, geschichtlichen oder Sagenquellen entnahm. Daß ein Bild, eine Gestalt, ein einfacher Kopf etwas an sich Bedeutsames sein könne, auch ohne durch Name, geschriebene Vorgeschichte oder begriffliche Auslegbarkeit inhaltlich verständig gemacht zu sein, war für das durchschnittliche ästhetische Bewußtsein selbst der sogenannten gebildeten Gesellschaftskreise der damaligen Zeit eine völlig entlegene Vorstellung."

Damit ist einer der wichtigsten Punkte bezeichnet, in denen Feuerbach einen lebhaften Gegensatz zu seiner ganzen Zeit bildet. Durch seine häusliche Erziehung kam Feuerbach von der Betrachtung der griechischen Statue her zur Kunst. Die antike Statue aber kann nichts anderes ausdrücken wollen, als was sie eben ohne jede Unterschrift und Beschreibung ausspricht, nämlich Form und Gestalt des menschlichen Körpers; und Feuerbach begriff, daß im erweiterten Sinn dies und nichts anderes die Aufgabe jeder bildenden Kunst ist: kein Wunder, wenn er seiner Zeit ganz unverständlich war, die von jedem Kunstwerk als wichtigstes und wesentlichstes etwas forderte, was mit der Aufgabe der bildenden Kunst gar nichts zu thun hat. Feuerbach begriff und empfand sehr früh, daß die allgemeine deutsche Denkweise überhaupt der Kunst unförderlich sei. „Der deutsche Künstler", schreibt er, „fängt mit dem Verstand und leidlicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden und benützt die Natur nur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt als alles äußerlich Gegebene, auszudrücken. Dafür nun rächt sich die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Worte den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche, der Italiener hat es umgekehrt gemacht; er weiß, daß nur in der vollkommenen Wahrheit die größte Poesie ist. Er nimmt die Natur, faßt sie scharf ins Auge, und indem er an ihr schafft und bildet, vollzieht sich das Wunder, das wir Kunstwerk nennen."

Diese Worte Feuerbach's erinnern auffallend an jene Stelle in Schiller's Briefen, wo Schiller in feiner Weise den Unterschied zwischen seiner und der Goethe'schen Dichternatur philosophisch ausspricht, und sie wären werth, auch heute noch beherzigt zu werden; die ebenso bornirten wie verbissenen Bekämpfer nicht nur der Auswüchse des Realismus, sondern dieses selber, sollten sie sich besonders gesagt sein lassen. Feuerbach aber konnte mit dieser Anschauungsweise weder die Wege eines Cornelius noch die eines Piloty gehen. Er konnte weder Ideen malen wollen ohne zu malen, noch mit einer Art von scheinbar wirklichen Gemälden sich begnügen wollen, denen doch der innerste Lebenskern, nämlich die Natur, ganz und gar fehlte.

Gerade in diesem Punkt aber, nämlich in dem Wissen vom Begriff und der Aufgabe der Kunst hat die Bildung

der Künstler sowol wie der Laien die erfreulichsten Fortschritte gemacht, und so ist es ganz natürlich, daß Feuerbach's Wesen heute auf ein ganz anderes Verständniß trifft als zu seiner Zeit. Denn auch Arnold Böcklin, der Landsmann Feuerbach's, und Puvis de Chavannes in Frankreich, die von vornherein mit Feuerbach im Begriff der Kunst übereinstimmten, wurden wie Feuerbach von ihrer Zeit abgelehnt, ja geradezu für wahnsinnig erklärt, während sie doch heute als allererste Meister verehrt werden.

Auch nach einer andern Seite hin, wo Feuerbach von seiner Zeit völlig misverstanden wurde, hat die unserige sich die Fähigkeit erworben, ihm mehr und mehr gerecht zu werden. Bekanntlich hat Feuerbach das geradezu komische Schicksal erfahren, daß man ihm zuerst aus der Farbigkeit seiner Bilder ein Verbrechen machte, um ihn später als „grau und farblos" erst recht zu verdammen. Das konnte ihm aber nur geschehen, weil er beide mal seinem Zeitalter um ein Vierteljahrhundert vorausgeeilt war, weil er, neben dem unglücklichen Victor Müller — von Böcklin abgesehen — damals der einzige war, der die Farbe als etwas anderes auffaßte, als eine äußerliche Zuthat und Zierath, weil er vielmehr die Farbe verstand, wie sie heute verstanden wird, nämlich als eine zweite Sprache neben der Sprache der Form, eine Sprache, durch die uns der Künstler noch etwas mehr sagen kann als er durch seine Formensprache allein auszusprechen vermag. In seiner Zeit konnte das niemand begreifen, weder die Cornelius-Schule, welche die Farbe verachtete, weil sie keine hatte, noch die Piloty-Schule, die die Farbe auf das Bild schmierte wie die Butter auf das Brot, als ob sie etwas Aeußerliches und Willkürliches sei und nicht eine aus dem Innern fließende, seelische Wärme.

Das aber gerade ist das Verständniß und die Auffassung unserer Zeit. Leider übersieht dies Allgeyer. Seine Voreingenommenheit gegen die künstlerischen Absichten von heute verführen ihn am Schlusse seiner Darstellung zu einem Pessimismus, der allen Strebenden und Schaffenden von heute unerfreulich sein und die Wirkung seines Buches ganz unnöthig beeinträchtigen muß.

Eine Kluft freilich trennt Feuerbach auch von der Kunst unserer Tage. Feuerbach war durch und durch Renaissancemensch, d. h. ein unchristlicher, ein unprotestantischer, ein undemokratischer, mit einem Wort ein unmoderner Mensch, einer, der nicht das Arme liebte, sondern das Reiche, nicht das Kleine, sondern das Große, nicht das Niedrige, sondern das Hohe, nicht das Sklaven- und Pöbelhafte, sondern das Herrliche. Die Welt seiner und die Welt der heutigen Kunst sind getrennt und entgegengesetzt wie Tag und Nacht. Seine Kunst verlangte nach sonniger heiterer Weite, im Gegensatz zur dumpfen muffigen Enge nach Adel des Leibes und der Seele, nach der Natur in ihrer freiesten und göttlichsten Erscheinung. Und in diesem Sinn hat Allgeyer recht, zwischen der Welt Feuerbach's und der Welt der heutigen Kunst einen unüberbrückbaren Abgrund zu sehen: dieser Kunst, die da sagt, lasset die Mühseligen und Beladenen zu mir kommen, ich will sie malen; dieser Kunst, die christlich, die protestantisch, die demokratisch ist, dieser Kunst Uhde's und Liebermann's.

Benno Rüttenauer.

Zur deutschen Geschichte.

Das Erscheinen eines neuen Bandes von Heinrich von Treitschke's „Deutscher Geschichte"*) wird nicht allein in den Kreisen der Fachgenossen, sondern auch in denen des weitern gebildeten Publikums als ein Ereigniß in unserer historischen Literatur angesehen. Denn dieses Werk wird — und das ist bei umfassenden, wissenschaftlichen Werken in Deutschland nicht gerade häufig der Fall — in der That auch von zahlreichen Laien nicht allein gekauft, sondern auch mit Eifer gelesen. Man darf sagen, daß seit Rotteck's „Weltgeschichte", seit Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" und Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts" kaum irgendein einzelnes Werk so bestimmend auf die geschichtliche Auffassung weiter Kreise unseres Volkes eingewirkt hat als dieses. Allein nicht blos auf die geschichtliche Auffassung der Vergangenheit, sondern auch auf die politische der Gegenwart ist es von weitreichendem Einflusse gewesen. Denn der innige und in der Natur begründete Zusammenhang zwischen Geschichte und Politik tritt gerade in diesem Werke infolge der sehr ausgeprägten Individualität seines Verfassers in besonders hohem Grade zu Tage, so sehr, daß man Treitschke mit Recht den ausgesprochensten Repräsentanten der subjectivistischen Richtung in der deutschen Geschichtschreibung, als den literarischen Gegenpol des Altmeisters Leopold von Ranke, den man als den größten Vertreter der objectiven Geschichtschreibung betrachtet, bezeichnet hat. Etwa zwischen beiden in der Mitte wird der dritte unserer großen Historiker der neuern Geschichte, Heinrich von Sybel, stehen.

Im wesentlichen liegt der Unterschied dieser verschiedenen Richtungen der deutschen Geschichtschreibung in der verschiedenen Deutung, welche man dem Begriffe der historischen Objectivität gegeben hat. Daß es die höchste Aufgabe der historischen wie jeder Wissenschaft ist, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zur Darstellung zu bringen, wird von den Historikern ebenso zugegeben wie die Thatsache, daß es gerade auf historischem Gebiete, und ganz besonders auf dem der neuern und neuesten

*) Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich von Treitschke. Fünfter Theil: Bis zum Jahre 1848. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Geschichte eine unbedingte Objectivität nicht geben kann. Da nämlich die Gegenwart in allen ihren Bewegungen und Bestrebungen mit ungezählten Fäden auf das engste mit der Vergangenheit zusammenhängt, so wird der Geschichtsforscher auch bei dem größten Streben nach Objectivität doch bei der Beurtheilung der geschichtlichen Vorgänge stets von seiner persönlichen Stellung zu den verwandten Fragen der Gegenwart mehr oder minder abhängig sein. Der Unterschied der Richtungen wird also in diesem „mehr oder minder" zu suchen sein. Unter objectiver Geschichtschreibung wird man nämlich diejenige zu verstehen haben, die sich mit Ernst und Erfolg bestrebt, sich von diesen in der Menschennatur begründeten Abhängigkeiten von der Stellung des Individuums in der Gegenwart, d. h. von seiner Parteistellung nach Möglichkeit loszusagen und sich zu bemühen, die Dinge so zu sehen, wie sie gewesen sind, sich gegenwärtig zu halten, daß in der geschichtlichen Bewegung selten alles Recht und alle Wahrheit auf einer Seite sind, daß jede der miteinander ringenden geistigen Mächte zumeist nicht im Besitz einer absoluten, sondern nur einer relativen Wahrheit ist; d. h. der objective Historiker wird stets bestrebt sein, auch dem Gegner der von ihm für richtig gehaltenen historischen Erscheinung gerecht zu werden und ihn so weit als möglich aus dem Geiste seiner Zeit heraus zu verstehen und verständlich zu machen. Das ist der Sinn des vielcitirten Ausspruches eines antiken Historikers, er wolle sine ira et studio Geschichte schreiben, das der Sinn des schönen Ranke'schen Satzes, er wünsche sein Selbst auslöschen zu können, um die Dinge genau so zu sehen, wie sie waren, womit zu gleicher Zeit das eifrige und selbstlose Streben nach Wahrheit und die Unmöglichkeit, dieses Ziel ganz zu erreichen, in ebenso schöner als bescheidener Weise ausgesprochen wird. Danach liegt also der Gegensatz zwischen objectiver und subjectiver Geschichtschreibung in dem Grade, in welchem es dem einzelnen Historiker gelingt, sein Selbst gegenüber dem dargestellten Gegenstande zurücktreten zu lassen. Diese Gradunterschiede können dann aber allerdings sehr beträchtliche sein, und sie sind es im vorliegenden Falle. Man braucht, um sich ihrer ganzen Tragweite bewußt zu werden, nur mit dem eben citirten Ranke'schen Satze den echt aus Treitschke'schem Geiste hervorgegangenen Ausspruch in der Vorrede zum fünften Bande seiner „Deutschen Geschichte", daß der Mensch nur das versteht, was er liebt, zu vergleichen. Gewiß liegt auch in diesem Satze eine tiefe, innere Wahrheit, wenn sie nur nicht in der Anwendung auf die rein wissenschaftliche Forschung, in der sie hier erscheint, auch den Gegensatz zur logischen Folge hätte, daß dann der Historiker, der mit echtem Verständnisse nur über das, was er liebt, zu schreiben versteht, das, was er nicht liebt, auch nicht zu verstehen vermag und darum nothwendig einseitig, ja tendenziös werden muß. Liebe und Haß sind Aeußerungen des Gemüths-, nicht des Verstandeslebens, die bei der rein wissenschaftlichen Thätigkeit des Forschens und Erkennens nicht mitsprechen dürfen und sollen. Die Feststellung der historischen Wahrheit ist nicht Sache des Gemüths, sondern des kritisch sichtenden Verstandes. Ganz gewiß wird die Macht des Gemüths in der historischen Darstellung, welche zugleich Wissenschaft und Kunst ist, sich unwiderstehlich geltend machen, und eine Darstellung, in welcher sie den unbefangenen und ohne Haß und Liebe festgestellten Thatsachenbestand künstlerisch zu gestalten vermag, wird hinreißen und begeistern können, wie das ja der Treitschke'schen Darstellungsweise wie kaum einer andern gelungen ist. Aber dabei wird immer die Gefahr nahe liegen, daß die Empfindungen von Haß und Liebe auch auf die Erforschung der Thatsache selbst Einfluß gewinnen und dadurch das wahre Bild der Vergangenheit verschoben werde, je nachdem Haß oder Liebe dem Verfasser die Feder geführt hat. Hierin eben liegt der stark ausgeprägte Subjectivismus Treitschke's, der mit allen seinen vortheilhaften und nachtheiligen Wirkungen in allen seinen Werken so augenfällig zu Tage tritt. Dabei zeigen sich dann die vortheilhaften Eigenschaften dieser mit Haß und Liebe geschriebenen Geschichte naturgemäß am meisten dann, wenn es sich um die Darstellung einer großen, die Gesammtheit des eigenen Volkes ergreifenden Bewegung handelt, die, in ihrem Wesen einheitlich, in der That vom Gemüth erfaßt und begriffen werden kann. Bei solchen Darstellungen, wie bei der des nationalen Befreiungskampfes gegen Napoleon I. im ersten Bande der Treitschke'schen „Deutschen Geschichte", offenbart sich in der That die ganze Wucht und Größe der Begabung dieses redegewaltigsten unter allen unsern neuern Historikern: seine Tiefe der sittlichen und patriotischen Empfindung, sein hinreißendes Pathos, seine begeisterte und begeisternde Vaterlandsliebe. Ganz anders aber wird das Bild, sowie es sich um die Darstellung des feindlichen Ringens verschiedener Strömungen im Volksleben handelt, wie das bei der Schilderung der innern Wirren und Kämpfe des deutschen Volkes in den weitern Bänden des Werkes und insbesondere in dem vorliegenden fünften der Fall ist. Da zeigt es sich eben, daß die Feder des Geschichtschreibers nur in wenigen Ausnahmefällen ungestraft von Haß und Liebe geleitet werden darf. Ueberall, wo es sich um das Ringen verschiedener historischer Weltkräfte gegeneinander handelt, muß es gerade die vornehmste Aufgabe des Historikers sein, bei der Prüfung des historischen Werdeganges Haß und Liebe, soweit das Menschen möglich ist, schweigen zu lassen, und nur, von echt wissenschaftlichem Wahrheitsdrang geleitet, unbefangen zu untersuchen, wie in dem Ringen verschiedener Ideen und Kräfte Recht und Wahrheit auf beiden Seiten vertheilt war, und wie dann gerade aus dem Kampfe entgegengesetzter Weltkräfte die Fortentwickelung des geschichtlichen Lebens sich gestaltet hat. Tritt man hier mit Haß und Liebe an die Beurtheilung der historischen Vorgänge heran, so ist die nothwendige Folge, daß man nur der Bewegung gerecht wird, die man

liebt, oder wie Treitschke selbst es ausdrückt, daß man eben nur versteht (also auch Andern verständlich machen kann), was man liebt, aber die Fähigkeit verliert, die schwerste Kunst des Historikers zu üben, nämlich die, auch dem Gegner gerecht zu werden. Diese Gabe aber ist Treitschke in sehr vielen Fällen versagt geblieben. Mitzulieben und mitzuhassen versteht er aus dem Grunde, und wo er liebt, stehen ihm alle großen und erhabenen Register gewaltiger und echter Leidenschaft, feurigster und zündendster Beredsamkeit zur Verfügung, wo er haßt, versteht er die Mittel, welche unserer reichen Sprache für heftigen Zorn und sittliche Entrüstung, für beißenden Hohn und Spott zur Verfügung stehen, meisterhaft zu gebrauchen. Aber eine wirklich unbefangene und gerechte Würdigung des Gegners ist ihm meist versagt geblieben, und gerade dadurch hat er oft statt historisch wahrer Bilder Zerrbilder der Vergangenheit gegeben, die so sehr verzeichnet waren, daß ein Treitschke's Genius sonst hoch verehrender deutscher Geschichtschreiber einmal geäußert hat: die deutsche Geschichtschreibung könne den gesteigerten Treitschke'schen Subjectivismus nur dadurch, ohne schweren innern Schaden zu leiden, ertragen, weil ihm in Ranke und seiner Schule ein so gewaltiges, geistiges Gegengewicht gegenüberstehe. Die Gefahren, welche mit Treitschke's Subjectivismus neben allen Vorzügen, welche seine Darstellung durch ihn erhalten hat, untrennbar verbunden sind, machen sich in seiner „Deutschen Geschichte" aber um so mehr fühlbar, als die individuelle Auffassung, von der seine geschichtliche Darstellung bestimmend beeinflußt und getragen wird, im Verlaufe der beiden Jahrzehnte, in denen das Werk entstanden ist, keineswegs immer die gleiche geblieben ist. Mit jeder Veränderung der politischen Grundanschauung des Verfassers hat sich aber auch der Standpunkt, von dem aus er die geschichtlichen Vorgänge betrachtet, verändert, so daß er im fünften Bande in mehr als einer Beziehung ein wesentlich anderer ist, als im ersten. Als Treitschke den ersten Band seines Werkes schrieb, war er noch ein überzeugter Anhänger der alten liberalen Schule, im weitern Verlaufe der Arbeit aber ging er in seinen politischen Anschauungen, namentlich bestimmt durch seine stark ausgeprägten antisemitischen Neigungen, immer weiter nach rechts, bis er endlich von der eigentlich antisemitischen Richtung unserer politischen Parteien im gewissen Sinne als ihr Bundesgenosse betrachtet werden konnte. Dieser Wandel der politischen Gesinnung hat aber auch in seiner geschichtlichen Auffassung seinen Ausdruck gefunden. Zwar ist Treitschke natürlich ein viel zu hervorragend beanlagter und viel zu historisch geschulter Mann, als daß er die thörichten Sprünge der antisemitischen Wortheldentn mitmachen und deren Auffassung theilen sollte, daß der Liberalismus für die Entwickelung der nationalen Ideen und der Einheitsbestrebungen keinerlei Bedeutung habe. Vielmehr tritt auch in den spätern Bänden, insbesondere in dem vorliegenden fünften, die klare Erkenntniß bei ihm deutlich zu Tage, daß der alte politische Liberalismus einer der mächtigsten Hebel unserer nationalen Entwickelung gewesen ist, ja selbst die Beweggründe des vormärzlichen Radicalismus erfahren hier und da noch eine überraschend unbefangene Würdigung. Aber es zeigt sich doch von Band zu Band mehr, daß diese Zugeständnisse an den Liberalismus doch eben nur Zugeständnisse sind, die der Politiker dem Historiker gemacht hat, wo es ihm gelang, seines stark ausgeprägten Subjectivismus Herr zu werden. Daneben aber finden sich doch in dem Treitschke des fünften Bandes eine Reihe von Urtheilen und einzelnen Aeußerungen, welche bei dem Treitschke des ersten Bandes unmöglich gewesen wären, und welche mit der historischen Gerechtigkeit nicht immer zu vereinbaren sind, so z. B. das im wesentlichen abfällige, zuweilen ironisch-spöttische Urtheil, welches über einen so ehrenwerthen und charaktervollen Mann wie Vincke gefällt wird, der sicher von einem objectiver angelegten Conservativen zutreffender und gerechter beurtheilt werden würde, als von dem so stark subjectivistischen ehemaligen Liberalen Treitschke. Um sich diesen Unterschied im Streben nach objectiver Wahrheit klar zu veranschaulichen, braucht man sich nur an die geradezu classische Schilderung zu erinnern, welche der strengconservative und hochroyalistische Altmeister Ranke in seiner englischen Geschichte von der englischen Revolution und dem Lordprotector Cromwell gegeben hat. Eine so unbefangene, rein aus den objectiv erforschten Thatsachen abstrahirte Würdigung des Gegners würde Treitschke einfach unmöglich sein, eben weil er nicht die Thatsachen allein sprechen läßt, sondern immer und überall, oft in Form eines scheinbar zufälligen Epithetons sein scharf ausgeprägtes Urtheil an deren Stelle setzt. Dadurch eben wird bei ihm auch die Darstellung des rein Thatsächlichen zum Gegenstand subjectivster Anschauung. Steht sein Urtheil über eine Person oder einem historischen Vorgang einmal fest, so verliert er nicht selten die Fähigkeit, die gegen dieses Urtheil sprechenden Quellen unbefangen zu verwerthen. Nachdem er sich einmal daran gewöhnt hat, in Vincke den liberalen Doctrinär zu sehen, hält er sich nicht mehr für verpflichtet, dieses Urtheil an seinen einzelnen Aeußerungen und Handlungen beständig zu controliren. Sie werden vielmehr mit einem kurzen und packenden, sehr oft aber wenig zutreffenden Urtheil abgethan. Handelt es sich um eine ausführliche und eingehend motivirte Rede Vincke's, so wird nicht deren Inhalt skizzirt, sondern kurz darüber abgeurtheilt: „Vincke sprach wieder sehr schön und sehr unklug, ohne jede Sachkenntniß." Und gerade da, wo eine eingehende, sachliche Beweisführung unumgänglich nothwendig wäre, wo der Verfasser den Ansichten seiner Vorgänger schroff entgegentritt, begegnen uns statt dieser Beweisführung schroffe und wenig motivirte subjective Urtheile. Gerade da häufen sich die Epitheta, die mit wenigen Worten viel beweisen wollen und doch nichts beweisen. Und je mehr sich der Verfasser in seinen Zorn hineinredet, um so häufiger geht ihm

seine Beredsamkeit mit dem ruhig abwägenden Urtheile durch. Was soll man dazu sagen, wenn ein Mann von der Vergangenheit Heinrich von Treitschke's bei der Besprechung der pädagogischen Bewegungen der vierziger Jahre im Anschlusse an die Diesterweg'schen Bestrebungen, nachdem er deren nachtheilige Seiten geschildert hat, sich zu dem Satze versteigt: „Trotz der großen Fortschritte der pädagogischen Methode blieb es zweifelhaft, ob nicht die schulmeisternden Invaliden der Fridericianischen Zeit, alles in allem, mehr Segen gestiftet haben, als ihre kenntnißreichern Nachfolger" (S. 241). Zu ähnlichen oder noch stärkern, mit der historischen Gerechtigkeit schwer zu vereinbarenden Urtheilen läßt sich Treitschke hinreißen, wenn seine antisemitischen Neigungen Einfluß auf ihn gewinnen. Da operirt er in der That nicht selten mit Urtheilen und Behauptungen, welche mit den antisemitischen Schlagworten der Gegenwart eine bedenkliche Aehnlichkeit besitzen. Aeußerungen der Presse, welche ihm unsympathisch sind oder, oft mit Recht, verderblich für unser Volksthum erscheinen, werden ohne weitern Beweis der „jüdischen Presse", den „Preßjuden" u. s. w. zugeschrieben, den Juden, unter denen damals wie heute, wie Treitschke selbst hier und da zugeben muß, viele wirklich patriotisch gesinnte Männer waren, wird in ihrer Gesammtheit „die lebendige Staatsgesinnung" abgesprochen. Der einzige Jude, der wirklich Gnade vor seinen Augen gefunden hat, ist Stahl, „der tapfere Staatsrechtslehrer der strengconservativen Richtung", der „so ganz zum Christen und zum Preußen wurde, daß seine Stammgenossen ihn bald nicht mehr zu den Ihrigen zählen wollten". Er wird als „der einzige politische Kopf unter allen Denkern jüdischen Blutes" bezeichnet; selbst den politischen Schriften Spinoza's wird politische Einsicht abgesprochen. Das alles natürlich in kurzen, souveränen Sätzen, ohne die Spur, ohne den Versuch eines Beweises.

Doch wir wollen bei diesen Einzelheiten nicht verweilen. Hier kann es uns nur darauf ankommen, den Subjectivismus Treitschke's an einigen Beispielen im einzelnen nachzuweisen; einer weitern Ausführung bedarf es nicht, da dieser ausgeprägte Subjectivismus auch von seinen eifrigsten Verehrern nicht bestritten wird, nur daß viele von ihnen geneigt sind, nur die unleugbaren, großen Vorzüge desselben zu sehen, nicht aber die Gefahren für die strenge historische Wahrheit, mit denen er verbunden ist.

Diese Vorzüge der subjectivistischen Richtung Treitschke's zu leugnen, bin ich weit entfernt. Er verdankt ihnen vielmehr viele der größten, edelsten und besten Seiten seiner historischen Auffassung und Darstellung. Ich gebe trotz aller Einwendungen, welche ich gegen seine Richtung der Geschichtschreibung erhoben habe, doch gern und willig zu, daß bei Treitschke selbst infolge seiner ausgeprägten Individualität und reichen Begabung jenen Schattenseiten ebenso reiche und mannichfaltige Lichtseiten gegenüberstehen. Treitschke ist eben mehr Epiker als Historiker, mehr Künstler als Gelehrter; daraus ergeben sich zugleich jene Licht- wie diese Schattenseiten seiner Geschichtschreibung. Seine Darstellung ist von einer plastischen und dramatischen Lebendigkeit, von einer Farbenpracht und einer Tiefe der Empfindung, von einer Gewalt der Leidenschaft, wie man sie in einem rein objectiven, ruhig wissenschaftlich abwägenden, gelehrten Werke niemals oder doch selten finden wird. Die einzelnen handelnden Personen treten uns greifbar und menschlich verständlich entgegen, mit wenig bezeichnenden Strichen erreicht Treitschke oft größere Klarheit und innere Wahrheit, als andere mit ausführlichen und sorgfältig abwägenden Charakteristiken. Und ist das Bild, welches er uns entwirft, infolge der Einwirkungen der persönlichen Empfindungen des Verfassers und der reichgestaltenden dichterischen Phantasie zuweilen nicht genau der objectiven Wahrheit entsprechend, so wird es doch auf der andern Seite gerade durch die prächtige Farbengebung menschlich begreiflich und gewinnt an innerer, psychologischer Wahrheit oft so viel, als es an thatsächlicher, objectiver Wahrheit verliert. Die Sachlage ist eben bei dieser Art der Geschichtschreibung oft ähnlich wie bei den großen, historischen Dramen unserer Dichter, welche auch nicht in allen Einzelheiten der geschichtlichen Wahrheit entsprechen und doch in der Hauptsache, in der psychologischen Motivirung und Gestaltung, einen hohen Grad innerer Wahrheit erreichen.

Natürlich soll nun mit diesem Vergleiche keineswegs gesagt sein, daß bei Treitschke wie bei dem Dichter die souverän waltende und gestaltende Phantasie den Vorrang vor dem ruhig abwägenden Verstande behaupte, oder gar, daß es seiner Darstellung an der erforderlichen Grundlage tief eingehender, historischer Quellenstudien mangle. Im Gegentheil, das Werk ist ein glänzendes Zeugniß erstaunlicher Belesenheit und Gelehrsamkeit, ein vollgültiges Zeugniß dafür, daß Treitschke sich die größte Mühe gegeben und mit der großartigsten Ausdauer daran gearbeitet hat, seinen ungestüm vorwärts drängenden, schöpferischen Geist durch genauestes Quellenstudium, zuweilen in den trockensten Actenmassen der Archive, zu drillen und zu zähmen. Nur in der Art, wie er die Ergebnisse dieser Quellenforschung zu einem einheitlichen Bilde gestaltet, tritt der Subjectivismus und die dichterisch lebhafte Natur seines Geistes immer wieder klar zu Tage, die zuweilen der Quellenforschung als mächtiges Förderungsmittel zur Seite steht. Eine so glänzende, liebevolle und für die feinsten psychologischen Regungen eines unvergleichlich reichen Geistes verständnißvolle Charakteristik z. B., wie sie Treitschke von König Friedrich Wilhelm IV. entworfen hat, läßt sich in der That allein aus der Lektüre der Acten und sonstigen zeitgenössischen Quellen nicht gewinnen, sie beruht zu einem großen Theile auf dem liebevollen Sichversenken in die Individualität und Eigenart des Königs, für die der Verfasser aus dem eingehenden Studium seines Lebens die Grundlage gewonnen hat, die er dann aber mit feinem Takt und feinem Verständniß zu einem abgeschlossenen

und innerlich wahren Bilde zu ergänzen versteht. Hier treten in der That alle Vorzüge der Treitschke'schen Art der Geschichtsbetrachtung wieder einmal in das hellste Licht. Man merkt ihm die Freude an, mit welcher er sich in die widerspruchsvolle Natur dieses reichbegabten Königs vertieft und sich bestrebt hat, die mannichfachen innern Wandlungen zu erforschen, aus denen sich jene Widersprüche der Weltanschauung wie der Handlungsweise des Königs begreifen und erklären lassen. Wir verstehen den patriotischen Schmerz, mit dem Treitschke den unausbleiblichen Enttäuschungen nachgeht, die dem Könige eben infolge der tiefen Widersprüche seines eigenen Wesens nicht erspart bleiben konnten; wir sehen es lebendig vor uns, wie die bei allem geistigen Reichthum doch dilettantische Art, wie der König auf allen Gebieten des Staatslebens persönlich eingreift, durch seine schönen Reden Hoffnungen erweckt, die er zu erfüllen gar nicht ernstlich gewillt ist, schließlich zu einem trostlosen und für den König verhängnißvollen Zusammenbruch führen mußte, weil diese „Politik des Dilettantismus“ infolge ihrer eigenen Unklarheit dem Volke ebenso unverständlich bleiben mußte, wie die im Volke lebenden und nach Gestaltung ringenden Kräfte dem Könige trotz seines geistigen Reichthums unverständlich blieben. Die Art, wie Treitschke diese Entwickelung von den ersten Tagen froher Erwartung, da man von dem für alles Große und Hohe empfänglichen Könige die Erfüllung der alten Wünsche und Ideale des Volkes erwartete, bis zu dem Vorabend des furchtbaren, tragischen Zusammenbruches schildert, ist von einer unvergleichlichen Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Wie ein großes, gewaltiges Drama zieht die ganze Entwickelung an unserm Auge vorüber; mit der Kunst des Dichters wird die bewegte Handlung gesteigert und der tragischen Katastrophe entgegengeführt, die sich gleichsam mit logischer Folgerichtigkeit aus der gesammten Darstellung ergibt. Von ganz hervorragendem Werth ist namentlich die Darstellung der Entwickelung des Zollvereins und seiner Bedeutung für die Gestaltung der deutschen Einheit, welche Treitschke, schon ehe er an die Abfassung seiner „Deutschen Geschichte“ ging, zum Gegenstande eingehendsten Studiums gemacht hat.

Im Anschluß hieran und in einem besondern, auf tiefeindringenden Studien beruhenden und glänzend geschriebenen Kapitel: „Wachsthum und Siechthum der Volkswirthschaft“ werden die der Revolution von 1848 vorhergehenden, wirthschaftlichen Zustände und Bewegungen, welche in mehr als einer Beziehung als die unmittelbaren Vorläufer und die Grundlage der Gegenwart betrachtet werden können, einer eingehenden Betrachtung unterzogen; die Kämpfe zwischen den Freihändlern und Schutzzöllnern werden lebendig, und im Gegensatz zu frühern Anschauungen des Verfassers, mit offenbarer Hinneigung zu den Schutzzöllnern strengerer Observanz geschildert. Mit ganz besonderer Vorliebe verweilt Treitschke in diesen volkswirthschaftlichen Erörterungen bei dem großen zugleich national und freiheitlich gesinnten, auf wirthschaftlichem Gebiete entschieden schutzzöllnerischen Nationalökonomen Friedrich List. Mit derselben Gründlichkeit und erstaunlichen Belesenheit in der umfassenden, gleichzeitigen Literatur werden aber auch die andern Gebiete des culturellen und geistigen Lebens unsers Volkes geschildert. Wir verweisen hier namentlich auf das Kapitel: „Realismus in Kunst und Wissenschaft“, welches alle Seiten der reichen Geistesarbeit jener Tage mit gleicher Sorgfalt behandelt. Diese im engern Sinne culturhistorischen Kapitel reihen sich den politisch-historischen mit ihrer reichen Fülle von Charakteristiken der einzelnen handelnden Persönlichkeiten würdig an, wenngleich auch hier der stark hervortretende, subjectivistische Zug hier und da zu vorsichtiger und sorgfältiger Nachprüfung der sehr bestimmt und apodiktisch auftretenden Urtheile des Verfassers herausfordert. Unter ausreichender Anwendung dieser Vorsicht, die freilich für den Nichtfachmann schwieriger ist als für den Historiker, wird man der Lektüre des Werkes nicht blos eine Fülle neuer Aufschlüsse über einzelne Vorgänge jener trüben Jahre unserer Vergangenheit, sondern auch ein geschlossenes, einheitliches und mit großen lebenswahren Zügen entworfenes Gesammtbild derselben verdanken. Vieles, was wir bisher in anderer Beleuchtung zu betrachten gewöhnt waren, erhält hier durch Herbeischaffung eines reichen neuen Materials größere Klarheit und zuweilen auch eine andere Gestalt, von der allerdings erst die weitere Forschung mit Bestimmtheit wird entscheiden können, ob sie die endgültig richtige ist. Aber auch wo man dem Verfasser nicht zuzustimmen vermag, verdankt man doch dem glänzend geschriebenen Werke die mannichfachste Anregung und Belehrung. Derjenige aber, der ein selbständiges Urtheil über die complicirten Vorgänge des wirthschaftlichen und politischen Lebens sich noch nicht errungen hat, wird gut thun, sich der geschickten und hinreißenden Führung des Verfassers nicht allzu unbedingt hinzugeben, sondern sich, um zu einem möglichst objectiven Bilde zu gelangen, auch bei Historikern von minder ausgeprägtem Subjectivismus Raths zu erholen. Gleichwol kann es nach Allem, was wir, natürlich unter Beschränkung auf die Hauptsachen, für und wider das Werk gesagt haben, keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß wir es in ihm mit einer der hervorragendsten Erscheinungen unserer neuern historischen Literatur zu thun haben.

Georg Winter.

Geschichtliche Romane und Erzählungen.

1. Die Johanniter. Roman von Fedor von Zobeltitz. Jena, Hermann Costenoble. 1894. 8. 6 M.
2. Der Gjöngenhäuptling. Historischer Roman von Carit Etlar. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Zwei Bände. Berlin, Ulrich Meyer. 1894. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Griffenfeld. Historischer Roman von H. F. Ewald. Autorisirte Uebersetzung von G. Johannes. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, O. Janke. 1895. 8. 4 M.
4. Lutz' Romantische Bibliothek. Band 1 und 2. Lorna Doone. Romantische Erzählung von R. D. Blackmore. Nach der 36. Auflage bearbeitet von Marg. Jacobi. Zwei Bände. Stuttgart, Lutz. 1894. 8. 3 M. 20 Pf.
5. Die Familie Schönberg-Cotta. Ein Charakter- und Sittengemälde aus der Reformationszeit. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Philippi. Zehnte Auflage. Basel, Adolf Geering. 1895. 8. 3 M.

Man hört nicht selten die Behauptung, der historische Roman habe sich überlebt. Ich meinestheils will gar nicht leugnen, daß auch auf diesem Gebiet viel Minderwerthiges geschrieben wird; aber der Procentsatz des Guten oder wenigstens Annehmbaren scheint mir immer noch größer, als im Fache des „modernen" Romans, der Lyrik oder gar des Dramas. Unter den fünf Werken z. B., die mir heute vorliegen, ist kein ganz unbedeutendes, und die Mehrzahl überragt mindestens das gebräuchliche Mittelmaß.

Fedor von Zobeltitz (Nr. 1) gibt ein mit künstlerischem Geschmack und aus warmem Interesse heraus entworfenes Bild der letzten Heldenkämpfe der Johanniter auf Rhodos gegen Soliman in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Die eigentlich romanhaften Elemente — die Art, wie der geniale Festungsbaumeister Martinengo Gattin und Tochter verliert und die letztere in Donna Melica wiederfindet, und die Geschichte der Liebesneigung zwischen Melica und Jost von Schlieben — sind recht geschickt mit der geschichtlichen Haupthandlung verflochten. Im ersten Drittel des Buchs wirkt eine gewisse Breite nicht selten störend und erschwert es dem Leser, zu lebhafterer Theilnahme zu gelangen; aber je mehr wir uns der Katastrophe nähern, desto mehr schwindet dieser Mangel und mit immer wachsender Spannung folgen wir der Darstellung des heroischen Ringens einiger tausend Ritter und der Bürger der Insel Rhodos gegen eine ungeheuere Uebermacht und den Versuchen des Großmeisters Villiers de L'Isle Adam, Martinengo's und Schlieben's, den Verräther, der sich offenbar im eigenen Lager befindet, zu entlarven, den längst erwachten Verdacht gegen den Ordenskanzler Amaral und seine Creaturen zur Gewißheit zu machen. Endlich gelingt dies; aber kurz darauf kann sich selbst der Großmeister nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß, mögen auch alle Sturmangriffe der Feinde gescheitert sein, ein weiterer Widerstand unmöglich ist; der Rest der Ritter verläßt unter ehrenvollen Bedingungen die Stadt. Nun kann Jost von Schlieben — gestützt auf seine freiere Auffassung des Keuschheitsgelübdes — Melica heimführen; auf seinen brandenburgischen Gütern lebt er beglückend und beglückt mit ihr. — In der Schilderung der Kampfscenen zeigt der Verfasser ein bemerkenswerthes Geschick; ebenso versteht er es recht gut, uns die Hauptpersonen zu vergegenwärtigen und uns in deren inneres Leben einzuführen. Der eigentliche Vertreter des bösen Princips ist ein jüdischer Renegat, Amaral's Arzt, Adschem Muley. Wol sind seine Frevel entsetzlich; aber das Maß des Möglichen überschreiten sie nicht. Die Wunder ritterlicher Tapferkeit, die uns berichtet werden, mögen vielfach ziemlich getreu den Erzählungen der gleichzeitigen Chronisten entnommen sein, die Zobeltitz offenbar gut kennt; dagegen die Heldenthat der Donna Melica, die ihren Vater, als sie sie vollbringt, noch nicht kennt, oder wahrscheinlicher diese ganze Gestalt ist wol freie Erfindung. Der warme Antheil des Verfassers an seinem Stoffe wird noch begreiflicher, wenn man bedenkt, daß er allem Anschein nach selbst Vorfahren unter den rhodischen Rittern gehabt hat; wenigstens nennt er unter ihnen gelegentlich den Christoph von Zobeltitz; dadurch wird auch die scharfe Polemik — namentlich in der Vorbemerkung — gegen Gustav Freytag's bekanntes Urtheil über die Thätigkeit des modernen Johanniterordens verständlich. Wie weit sie berechtigt ist, vermag ich nicht zu entscheiden; auch ist das nicht meines Amtes.

Die Romane von Carit Etlar und Ewald sind nicht nur beide dänischen Ursprungs, sondern sie berühren sich auch stofflich einigermaßen. Denn in einem wie in dem andern bildet ein Krieg zwischen Schweden und Dänemark ganz oder theilweise den historischen Hintergrund, und in beiden spielt Sophie Amalie — bei Carit Etlar als Königin, bei Ewald als Königin-Witwe — eine Rolle. Damit sind aber die Aehnlichkeiten so ziemlich erschöpft; dadurch, daß uns „Der Gjöngenhäuptling" hauptsächlich in die Volkskreise einführt, während „Griffenfeld" sich in den politischen und höfischen Kreisen abspielt, ist schon ein entscheidender Gegensatz gegeben.

Die Gjöngen, deren Häuptling Svend Paulsen, der Held in Carit Etlar's Roman: „Der Gjöngenhäuptling" (Nr. 2) ist, sind ein kleiner, tapferer Stamm, dessen Männer sich alle durch außerordentliche Tapferkeit und durch die Sicherheit, mit der sie ihre Flinten handhaben, auszeichnen. Sie werden unter der Führung Svend's, der in dem aus Zigeunerstamm entsprossenen Ib, seinem Schwager, den treuesten und gewandtesten Helfer findet, während der Kämpfe zwischen den Dänen und Karl Gustav von Schweden, durch einen mit unendlichem Geschick und unermüdlicher Ausdauer geführten Kleinkrieg die gefährlichsten Gegner der Schweden. Der Roman, in dem uns ihre Thaten und Schicksale vorgeführt werden, gibt gewiß

zu mancherlei Einwendungen Anlaß. Er muthet vielfach an wie ein in ein Culturland übertragenes Abbild jener Indianergeschichten, deren unermeßlich edle Helden in jugendlichen Jahren jeden von uns begeisterten. Was Svend und Ib vollbringen, die Art, wie sie sich aus allen Gefahren — selbst da, wo jede Rettung unmöglich scheint — befreien, kann man zwar nirgends als geradezu unmöglich bezeichnen, aber es grenzt doch oft genug daran; ich erinnere, um wenigstens ein Beispiel zu geben, an die Art wie Ib's treuer Rabe seinem auf einem steilen Dache scheinbar von jeder Hülfe abgeschnittenen Herrn Nahrung bringt. Aber ebenso unzweifelhaft bekundet die Verfasserin ein Erzählungs- und Erfindungstalent von ungewöhnlicher Frische. Das Interesse an den bunt wechselnden Scenen und den im Mittelpunkt des Werkes stehenden Persönlichkeiten verläßt den Leser keinen Augenblick. Nicht nur Svend und Ib treten fast leibhaftig vor uns, beinahe in gleichem Maße gilt dies von der widerlichen „Hexe" Kulsög — die allerdings manchmal an die Caricatur streift —, von dem Hühnerjungen Palle und einigen Genossen Svend's; aus den höhern Kreisen ist die zugleich echt weibliche und wahrhaft muthige Karen mit der größten Liebe gezeichnet; das Bild ihres Vetters Reed wird nicht ganz klar, bisweilen erscheint er durchaus abstoßend, an andern Stellen blos unbedeutend. Karen's Mutter dagegen ist ein zwar wenig sympathischer, aber doch durchaus einheitlicher und möglicher Charakter. Daß Svend zu Reed's Gunsten auf Karen verzichten muß, zeigt eine Rücksichtnahme auf die Art, wie dergleichen Verhältnisse in der Wirklichkeit meist enden, die man in solchen Erzählungen selten findet, die aber freilich jugendliche Leser nur widerwillig ertragen werden. Ganz besonders gelungen scheint mir der kurze Abschnitt im letzten Drittel des zweiten Bandes, wo uns geschildert wird, wie die Gjöngen auf Ib's Veranlassung dessen Retter Palle ehren. — Die Bilder, die dem Buche beigegeben sind, wären wol besser weggeblieben, zumal die Verfasserin doch offenbar nicht ausschließlich an jugendliche Leser gedacht hat. Gewiß werden vor allem diese mit Entzücken vom Gjöngenhäuptling und seinen Genossen vernehmen; aber ich hoffe auch heute noch werden daneben nicht wenige Erwachsene, wenn sie einen modernen „psychologischen" Roman mit all den innern Unwahrheiten, die sich darin meist finden, in getheilter Stimmung beiseite gelegt haben, gern wieder einmal nach einer, bei allen Schwächen doch so frischen und vollsaftigen Erzählung greifen; mir wenigstens ist es so gegangen.

H. F. Ewald's Roman: „Griffenfeld" (Nr. 3) zeugt von wirklichem Talent seines Verfassers. Die Gestalt des Helden ist geeignet unsere Sympathie zu erwecken; aber er erscheint doch durchaus nicht als einer jener fehlerfreien Idealmenschen, denen man in Romanen so oft begegnet. Im Gegentheil sind seine Schwächen an vielen Stellen deutlich hervorgehoben, mit denen andere allerdings bisweilen in schwer lösbarem Widerspruch stehen. Sehr lebenswahr erscheint mir auch das Bild des schwachen, im Grunde oberflächlichen, aber nicht eigentlich schlechten Dänenkönigs Christian V. — Ewald führt uns in das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts. — Rührend wirken Griffenfeld's Mutter, die immer die einfache Frau Schumacher bleibt, und seine in jugendlichem Alter dahinsterbende edle und kluge Gemahlin; ein interessantes Frauenbild ist die innerlich kühle Prinzessin La Tremouille; etwas problematisch bleibt Magdalene Sybille mit ihrer heimlichen Leidenschaft für Griffenfeld. Als Abbilder einer allerdings wenig erfreulichen Wirklichkeit dagegen erscheinen die Höflinge, die die Intrigue gegen den aus einfachen Verhältnissen zum allmächtigen Leiter des Staates emporgestiegenen Großkanzler anspinnen und durchführen. Von den übrigen Personen des Hofes sind die ehrgeizige, intriguante, aber auch geistig bedeutende Königin-Witwe und Christian's Halbbruder Graf Gyldenlöwe mit den schärfsten Strichen gezeichnet. Die historische Treue des Romans geht über das gebräuchliche Durchschnittsmaß hinaus; nur daß gerade Griffenfeld, zu der Zeit als er noch der bürgerliche Cabinetssecretär Schumacher war, der Urheber jenes Gesetzes wurde, das die absolute Königsgewalt begründete, ist nicht klar hervorgehoben, und doch würde gerade dadurch sein Geschick noch tragischer wirken. — Im ganzen verdient der Roman, daß er dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden ist; die Uebersetzung selbst freilich läßt an nicht wenigen Stellen zu wünschen übrig.

Daß R. D. Blackmore's Erzählung: „Lorna Doone" (Nr. 4) sich in England großer Beliebtheit erfreut, geht aus der ungewöhnlich hohen Zahl der Auflagen, die das Original erlebt hat, deutlich hervor. Ohne Zweifel hat sich die „Romantische Bibliothek" damit, und noch mehr mit Kohlrausch's Novelle: „Das Bild des Herrn Bertram", die ich demnächst zu besprechen gedenke, sehr günstig eingeführt. „Lorna Doone" ist nicht nur romantisch, es ist auch ein wirklich gutes Buch. Ich verkenne durchaus nicht, daß die meisten Personen der Erzählung nicht originell gestaltet sind; ich weiß auch, daß zu ihrem ungetrübten Genuß eine gewisse, unbefangene Aufnahmefähigkeit nöthig ist, die in der Regel nur dem jugendlichen Alter eignet. Aber ich meine doch, daß noch mehr als am „Gjöngenhäuptling" an dieser Erzählung auch Erwachsene sich wahrhaft erfreuen können. Ein gewisses Etwas der Stimmung gemahnt mich unwillkürlich an Eichendorff's bezaubernden „Taugenichts" und auch die Helden beider Werke — denn John Ridd ist in der That für unsere Erzählung wichtiger als Lorna — haben wenigstens ihr unbekümmert-fröhliches Gottvertrauen miteinander gemein. Sonst ist freilich John recht verschieden von Eichendorff's „Helden". Ein sehr nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft, gehört er zu jenen gutmüthigen Riesen, die von so unbändiger Kraft sind, daß sie alles niederschlagen könnten, und die doch keinem ein Haar krümmen, der es nicht nach jeder Richtung hin ver-

dient hat. Dieser Typus an sich ist nicht neu, wol aber die Art, wie er hier ausgestaltet und verwendet wird. John Ridd selbst, der Sproß eines alten Freisassengeschlechts, der auch einige Klassen der Lateinschule besucht hat, schreibt beim Nahen des Greisenalters die Geschichte seiner Jugendjahre und seiner Liebe zu Lorna nieder. Er führt uns damit in das Zeitalter Karl's II. und Jakob's II. von England. Den wichtigsten Hintergrund seiner Erlebnisse, die er mit großer Natürlichkeit berichtet, bilden die Räubereien des Adelsgeschlechts der Doone's, die durch das ihrem Haupte Ensor Doone widerfahrene Unrecht gereizt, zu gefürchteten Räubern geworden sind und in ihrer fast unzugänglichen, festen Burg in der Grafschaft Somerset lange Zeit allen Angriffen — die erst jahrelang überhaupt niemand gewagt hat — trotzen. Bei einem Streifzug nach Knabenart lernt John in der Nähe jener Burg die kleine, sechsjährige Lorna, die allgemein für eine Doone gilt und sich selbst dafür hält, kennen; in kindlichen Anfängen regt sich eine Neigung zwischen beiden. Von Zeit zu Zeit sehen sie sich trotz der damit verbundenen Gefahr wieder; immer inniger und tiefer wird ihre gegenseitige Liebe; schließlich geloben sie sich einander anzugehören, wenn auch die Verwirklichung dieses Versprechens unmöglich scheint — daß John's Vater von einem Doone erschlagen worden ist, macht die Lage nur noch schwieriger. Lorna soll zur Heirath mit Carver Doone, einem der kühnsten, aber auch verruchtesten Männer des Geschlechts, genöthigt werden. In der höchsten Noth gelingt es John, sie auf einem Schlitten über den in ungeheuern Massen gefallenen Schnee nach seinem Gehöfte zu entführen. Alle Versuche der Doone's, sie wieder in ihre Gewalt zu bringen, schlagen fehl; leider aber kann sich auch John nicht entschließen, bei einer Gelegenheit, die ihm das beste Recht dazu gibt, Carver niederzuschießen — ein Zug, worin seine schöne Scheu, Menschenblut zu vergießen, ins Unnatürliche übertrieben erscheint. Auch die vornehmen Verwandten Lorna's, die schließlich auftauchen — sie war von den Doone's nur geraubt worden — vermögen sie nicht andern Sinnes zu machen. Sobald wie möglich kehrt sie in John's Gehöft zurück, dessen Glück — er ist wegen seiner kühnen Thaten vom König zum Ritter geschlagen worden — nun gesichert scheint. Aber als er mit Lorna am Altare steht, wird diese von einer Kugel, anscheinend tödlich, getroffen. In rasender Wuth eilt John dem Thäter nach — es ist natürlich Carver. Sie ringen miteinander, und der Schurke versinkt schließlich rettungslos ins Moor. Als John nach Hause kommt, verfällt er in eine schwere Krankheit — halb genesen erfährt er, daß Lorna nur schwer verwundet worden war, und bald kann er sie in seine Arme schließen. Um John und Lorna gruppiren sich eine ganze Reihe andere Gestalten, die freilich, wie angedeutet, wenig Originelles haben, mit theilweise gleichfalls seltsamen Erlebnissen. Am interessantesten ist unter ihnen wol Tom Faggus, ursprünglich eine Art Straßenräuber, den seine Frau Annchen, John's Schwester, in bessere Bahnen zurückführt, am rührendsten aber die kleine Ruth, der das Verdienst gebührt, obgleich sie gleichfalls John liebt, Lorna das Leben erhalten zu haben. „Lorna Doone" war mir aus ähnlichen Gründen wie der „Gjöngenhäuptling" eine erquickliche Lektüre. Es ist ein gesunder Geist, der diese Erzählung durchweht, so zahlreiche Schwächen sie haben mag, und so starke Anforderungen sie wiederholt an den Glauben der Leser stellt. Am bedenklichsten bleibt Lorna's wunderbare Rettung nach Carver's verhängnißvollem Schuß, weil davon der glückliche Ausgang abhängt. Andererseits finden sich oft große Schönheiten. Sehr richtig ist es z. B. empfunden, daß das gesunde Naturkind John auch in seinem Liebeskummer manche tüchtige Mahlzeit verzehrt. Echt poetisch berührt die Stelle, wo ihm mitten in eifriger Erntearbeit — mit leisem Anklang an Goethe — das Bild der Geliebten mitten aus dem Weizenfeld aufsteigt und er in müßiges Träumen versinkt, während seine Knechte, die ihn seit seiner londoner Reise für einen einflußreichen Mann halten, meinen, er denke an Staatsgeschäfte. Von guter Beobachtungsgabe zeugt der Zug, daß die braven Bauern das selbstverschuldete Scheitern des Angriffs auf die Burg der Doone's schließlich dem Pastor Bowden, der an der Spitze ihres Zuges geschritten war, zur Last legen. „Weshalb hatte er den Hut auf dem Kopf behalten und keinen Talar angezogen?" Aehnliches könnte ich noch seitenlang beibringen. Auch die Verknüpfung der Ereignisse ist sehr geschickt. Gleich im Anfang scheinbar absichtslos vorgebrachte Einzelheiten werden zuletzt fast unerwartet wieder aufgenommen. So darf die Erzählung im ganzen als eine sehr erfreuliche literarische Erscheinung bezeichnet werden.

Ueber das an letzter Stelle genannte Buch: „Die Familie Schönberg-Cotta" (Nr. 5) kann ich mich ganz kurz fassen, denn es ist dem deutschen Publikum schon längst vortheilhaft bekannt. Es verbindet warme Frömmigkeit mit einem tiefen Verständniß für religiöse Fragen. Luther's gewaltige und doch echt menschliche Persönlichkeit tritt uns, mit liebevoller Theilnahme erfaßt, in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens lebensvoll aus den Aufzeichnungen verschiedener Glieder der Familie Schönberg-Cotta entgegen. Und da diese, wenn auch im allgemeinen evangelisch gesonnen sind, ihn durchaus nicht alle im gleichen Lichte sehen, so werden wir sehr gut in die verschiedenen Schattirungen der Ansichten seiner Anhänger über ihn eingeführt. Das schöne Buch wird sich gewiß auch in dieser zehnten Auflage wieder viele neue Freunde gewinnen.

Edmund Lange.

Neue Lyrik.

1. Gedichte. Von Robert Kothe. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Epigramme und Gnomen. Von A. Dannbacher. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 1 M.
3. Balladen und poetische Erzählungen. Von Franz Dittmar. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 12. 75 Pf.
4. Erich und Astrid. Eine epische Dichtung aus der Zeit Barbarossa's. Von Hermann Schilling. Leipzig, R. Claußner. 1894. 12. 2 M.
5. Der Hohensteiner. Dichtung. Von Friedrich Wörndl. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 2 M.
6. Lukardis. Poetische Erzählung aus der Blütezeit der Schlösser Rudelsburg und Saaleck. Von P. Roellig. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 1 M.

Die „Gedichte" von Robert Kothe (Nr. 1) sind voll Jugendfrische, aber sie athmen Heine'sche Keckheit und Leichtlebigkeit, die in einer Form zum Ausdruck gelangt, in der das Streben nach Heine'scher Grazie nicht zu verkennen ist. Wegen der neckischen Anmuth seiner Gedichte sei dem Dichter gewünscht, daß ihre Beurtheilung nicht Leuten zufällt, die keinen Spaß verstehen. Solche würden ihn schon wegen des allerdings weniger fromm-fröhlichen als fröhlich-frechen „Gute Nachbarschaft" zur Hölle verdammen. Nach des Dichters Ansicht schmoren dort „feiste Pfäfflein". Er hofft — doch das mag er selbst sagen. In einem übermüthigen Kneipliede heißt es:

Nimmt allmächtig, niederträchtig
Dann der Tod die Gläser ab,
Werft sie unter frohen Liedern
Statt der Schollen auf mein Grab,
Meine Seele flieget schnelle
Dann zum alten Petrus auf,
Mit 'nem Pack voll Paternoster
Nähm' sie einen schiefen Lauf.

Recht Heinisch klingt folgendes Gedicht:

Wir standen umschlungen fest und warm
Im stürmischen Schneegetriebe,
Wir küßten uns schier die Lippen wund
Und sprachen von ewiger Liebe.

Der Schnee ist geschmolzen und schon ist die Glut
Geworden verdächtig kühle;
Fast ganze zwei Monden gedauert hat
Die Ewigkeit unsr'rer Gefühle.

Beide Gedichte hätten freilich die Feile gar wohl vertragen. Kothe schlägt übrigens auch ernstere Töne, herzlichere an. In unausgeglichenem Gegensatze zu seinen Grisettenliedern stehen Lieder, die von echter Liebe eingegeben sind. Ich zweifle nicht, daß der gärende Most zuletzt einen guten Wein geben wird.

A. Dannbacher bietet uns 64 Seiten „Epigramme und Gnomen" (Nr. 2). Das ist ein bischen viel. Es findet sich manches Neue oder neu Gewendete, mancher glücklich pointirter Gedanke. Wie treffend ist es z. B., wenn Dannbacher sagt:

Soll man baldigst dich bemerken,
Krönen schnell dein Streben,
Sei Poet in deinen Werken,
Aber nicht im Leben.

Auch wenn er erzählt, was der Hund am Grabe einer „vergessenen Tagesgröße" thun würde, wenn er den Namen lesen könnte, so ist das zwar stark cynisch, aber doch durch die Dichtungsgattung entschuldigt. Einige Epigramme sind freilich statt witzig nur anstößig. Die Form ist oft unerträglich lotterig:

Curt, der Student, hilft eifrig an der Bevölkerung Mehrung,
Anders aber soll's sein, spricht er oft, wird er einst Arzt.

„In Weimar und Jena macht man Hexameter so wie der" u. s. w.

Je massenhafter Epigramme und Gnomen auftreten, desto formvollendeter müssen sie sein.

Franz Dittmar's „Balladen und poetische Erzählungen" (Nr. 3) zeigen ein löbliches Trachten der Schönheit der Rede und der Rhythmen, aber der Dichter sollte nicht geflissentlich den Vergleich mit Größern herausfordern. Schiller's „Polykrates" fortsetzen war nicht klug. Offenbar hat der Dichter die Weisheit des Schiller'schen Schlusses nicht verstanden. Noch unglücklicher war der Einfall, „Carus Tod" noch einmal, und zwar im Versmaße von Platen's Ballade zu dichten. Carus weist den um Frieden flehenden Perserkönig mit Todesdrohungen ab

Sterben müßt Ihr!
So gefällt's den hohen Göttern. Hörtest du nicht ihren Gruß?
Blitz und Schlag! Zu Tod getroffen liegt er vor des Persers Fuß.

Diesem groben Knalleffecte gegenüber tritt die Schönheit des Platen'schen Gedichtes erst recht hervor. Recht unballadenmäßig ist auch Alboin's Tod behandelt. „Heinrich von Ofterdingen" ist ungeschickt tendenziös. Zu den besten Balladen würde die vom „Alten Schmidt", dem braven Schaffner, der die Insassen eines Eisenbahnzuges rettet, gehören, wenn gerade der Vorgang der Rettung selbst klarer erzählt wäre. Die beste Ballade ist „Roß und Reiter bei Mars Latour".

Hermann Schilling (Nr. 4) will seine „epische Dichtung aus der Zeit Barbarossa's", abgesehen von gewissen sich von selbst ergebenden historischen Personen und Momenten, „aus dem nie versiegenden Quell der Natur geschöpft haben". Ja, wenn er die Natur nur kennte! Dann würde er nicht Veilchen, Flieder, Immortellen, Rosen, Heidekraut u. s. w. zugleich blühen lassen und zwar „im Bergforst in den Tannen". Nicht einmal vom Hauptschauplatze der Handlung hat er und gibt er eine Vorstellung:

Burg Drachenfels am Rheine, fast niemand kennt sie mehr;
verklungen ist ihr Name, versunken ist sie selbst.

Das ist doch arg. Von der Eigenart des Geisteslebens der Zeit, die sich in seinem Gedicht abspiegeln soll, hat

er gleichfalls keine Ahnung. Selbst in den bekanntesten äußern Dingen ist er so unwissend, daß er z. B. „die Uhr vom Thurme der Moschee" zwölf schlagen läßt.

Erich, der Held der Geschichte, wird von einem Bösewicht, der natürlich Kuno heißt, mehrfach schwer gefährdet, dann vom Vater seiner Geliebten im Kerker gehalten und von dieser befreit. Später wird er von der bekannten schönen Türkin aus den Banden der Ungläubigen gerettet, aber da er seiner Astrid nicht untreu werden will, schleudert Serina — offenbar eine Walküre — ihm von Akkas Mauerwand „einen Felsblock" aufs Haupt. Sie und Astrid sind dann im Kloster einanders gesellt. Astrid's Tod wird, in lyrischer Form, recht gut erzählt. Wenn die Gabe der Anschauung dem Verfasser des Büchleins nicht von der Natur versagt ist, sondern er es nur bisher unterlassen hat, sie auszubilden, so hat er ja vielleicht noch eine Zukunft. Zu welchen Ungeheuerlichkeiten der Mangel an Anschauung führt, davon noch eine Probe. Schilling läßt seinen gefangenen Helden nicht nur wünschen, mit den Schwalben zu seiner Heimat zu fliegen, was poetisch ist, sondern ihn auch sagen:

Wie wollte den Weg ich weisend,
Ein treuer Führer sein,
Hoch über ihnen kreisend
Bis hin zum deutschen Rhein.

Ein Bild von seltener Komik. Ein Theil des Gedichtes ist im Hildebrandston ohne Reim geschrieben, einer Form von abstoßender Aermlichkeit.

Auch Friedrich Wörndl's „Der Hohensteiner" (Nr. 5) spielt im Zeitalter der Kreuzzüge. Wörndl hat mehr Anschauungen und mehr epischen Sinn, aber seine Verse sind manchmal schrecklich. Oft stampft er die Sätze förmlich mit Gewalt in die Strophe hinein und dabei kommen überdies die ärgsten sprachlichen Härten vor, ebenso wie die größten Plattheiten:

So sagt' sein Sinnen und Begehren
Luidolf oftmals Irmgard frei,
Wer konnt' den beiden es verwehren,
Daß ihre Freundschaft wuchs dabei?

Manchmal glaubt man Wilhelm Busch zu lesen.

So machten beide ihren Plan,
Froh, daß sie sich nur wiedersah'n,
Indessen sich Luidolf's Feind
Regt wie es ihm von Vortheil scheint,
Und daß er seinen Reichthum mehrt,
Des Burgherrn Tochter flugs begehrt.

Auch grobe Sprachfehler finden sich, wie „er berget seine Wehr".

Daß doch so mancher Deutsche dichten will, ohne eine Ahnung von den Gesetzen der Sprache und des Wohlklangs zu haben!

P. Roellig's „Lukardis" (Nr. 6) ist gleichfalls eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge. Auch hier, wie in Hermann Schilling's Dichtung kommt der Held im heiligen Lande um, aber die Heldin geht nicht ins Kloster, sondern verheirathet sich mit einem Freund ihres Gatten. Dieses kleine Epos ist unzweifelhaft das beste von den dreien. Als „poetische Erzählung aus der Blütezeit der Schlösser Rudelsburg und Saaleck" hat es sozusagen einen historischen Rückgrat. Es ist auch historisches Colorit in der Dichtung und zugleich etwas Localfarbe. Der Verfasser bethätigt ebenso Gemüth wie Humor; dieser ist eine Gabe, ohne die im Mittelalter spielende Dichtungen meistens unerträglich sind. In dem ersten Gesange, dem „Ritt nach der Naumburg" geht freilich der Pegasus in schlechter Gangart über Stock und Stein:

Da reitet im Trab ein Jüngling heran,
Schaut Lukardis, springt eilig vom Pferde
Wirft den Mantel ab, stürzt sich hinein in die Flut,
Faßt die Maid und bringt glücklich das kostbare Gut —

Offenbar entspringen die überzähligen Hebungen aus einer falschen Declamation. Auch sonst finden sich Härten und ebenso unter dem Zwange des Verses Plattheiten. Am reinsten und schönsten ist die Sprache in den reimlosen Partien, aber auch in den Liedern spricht sie an.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

„Bei Mutter Grün" betitelt sich ein bei Max Merlin in Wien erschienenes Büchlein von M. Kronfeld, das sich die Aufgabe gestellt hat, „die Pflanze im weitesten Sinne des Wortes mit ihren Beziehungen zur Geschichte und Cultur, zum menschlichen Glauben und Fühlen" zu behandeln. Es geschieht dies aber nicht systematisch, sondern der Verfasser begnügt sich damit, einzelne Kapitel aus seinem Thema herauszugreifen, ohne bei ihrer Auswahl irgendeinen Plan zu verrathen. Vielmehr bespricht er eine ganze Reihe miteinander nur sehr lose zusammenhängender Themata aus dem Gebiete der Botanik und zwar im Tone eines Plauderers, der gewöhnt ist, für Zeitungsfeuilletons oder Familienblätter naturwissenschaftliche Aufsätze zu liefern. Er hält sich dabei sehr an der Oberfläche der Dinge, kümmert sich wenig um einen streng logischen Aufbau seiner Darlegungen und legt auch wenig Gewicht auf die Richtigkeit seiner Ausdrücke und Wendungen. Nach der Vorrede muß man annehmen, daß er dieses Verfahren für die Kunst, populär zu schreiben, hält, um die er sich redlich bemüht haben will. Wir haben jedoch eine etwas höhere Auffassung von dieser Kunst, von der wir gern zugeben, daß sie schwer genug ist, können aber, ganz abgesehen von der mangelhaften Form, nicht finden, daß die Lektüre von Kronfeld's Aufsätzen für irgendjemand förderlich wäre. Den Fachmann werden sie, schnell zusammengerafft und eiligst zu Papier gebracht, wie sie sind, nichts Neues sagen, der Laie aber begegnet in ihnen ganzen Stellen, die seine Fassungskraft übersteigen und die deshalb vollständig ohne Interesse für ihn sind.

— Liebenswürdigkeit und Anerkennung fremder Verdienste sind gewiß Eigenschaften, die schon wegen ihrer Seltenheit als nachahmenswerth empfohlen werden können. Dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn sich diejenigen, die auf diese Weise geehrt

werden, einer solchen Auszeichnung auch würdig erweisen. Leider aber mehren sich in neuerer Zeit die Beispiele, daß anerkannt tüchtige Autoren die Arbeiten von Leuten, die ihnen zu schmeicheln wissen, durch ein viel zu günstiges Urtheil zu fördern bestrebt sind, wobei sie nicht bedenken, wie sehr sie ihrem eigenen Ansehen durch eine solche viel zu weit getriebene Collegialität schädigen. Zu solchen Erwägungen hat uns das Büchlein „Träume“ von Olive Schreiner. Autorisirte Uebersetzung von Margarethe Jodl (Berlin, F. Dümmler's Verlagshandlung) aufs neue geführt, da uns die empfehlenden Worte, die ihm Friedrich Jodl in Prag in seiner Einleitung vorausgeschickt hat, keineswegs durch die Bedeutung dieser fragmentarischen Erörterungen gerechtfertigt zu sein scheinen. Jodl findet in den Träumen der Verfasserin „keine Allerweltsweisheit, sondern richtunggebende Gedanken der heutigen Philosophie, deren begriffliche Starrheit sie in lebensvolle Bilder aufzulösen weiß“. Nach unserm Dafürhalten kann aber davon nicht die Rede sein; denn weder sind die hier vorgetragenen Gedanken neu und ungewöhnlich, noch beziehen sie sich auf wichtige Probleme der modernen Ethik, die ganz andere Dinge, als die hier behandelten, ins Auge zu fassen pflegt. Und ebenso wenig können wir Jodl zugeben, daß die Gedanken der Verfasserin jedermann verständlich sein müßten. Im Gegentheil, wir finden ihre Art, in Gleichnissen zu reden, höchst dunkel und überhaupt das ganze Büchlein so sonderbar und gesucht, daß wir nichts mit ihm anzufangen wissen. Die in den verschiedenen „Träumen“ bald mehr, bald weniger ausgeführten Visionen lassen nur an vereinzelten Stellen die wirklichen Verhältnisse errathen, die der Verfasserin bei der Wahl ihrer Gleichnisse vorgeschwebt haben; in den meisten Fällen aber bleibt man ganz im Unklaren darüber, was sie meinen könnte, und verzichtet daher bald darauf an diese Räthsel, die obendrein in einer höchst feierlichen, orakelhaften Sprache vorgetragen werden, Aufmerksamkeit und Scharfsinn zu verschwenden.

— Den Anlaß zu den Reflexionen in den Büchern: „Christenthum und Vaterlandsliebe. Von Graf Leo N. Tolstoi. Nach einer Copie des Original-Manuscripts mit Zusätzen des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff“ (Berlin, Otto Janke, 1894) und „Patriotismus und Christenthum. Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von Adele Berger“ (Berlin, Hugo Steinitz, 1894), welche von pikanter Satire strotzen, boten die französisch-russischen Verbrüderungsfestlichkeiten vom vorigen Jahre welche auf Tolstoi zuerst einen komischen Eindruck geübt, ihn dann in Erstaunen versetzt und schließlich empört hatten. Es konnte eben dem scharfsinnigen Verfasser nicht entgehen, daß jene Festlichkeiten, welche von den Klängen zweier Nationalhymnen begleitet waren, von denen die eine den Zar preist und alles mögliche Glück auf ihn herabfleht, während die andere, die Marseillaise, alle Monarchen verflucht und ihnen Vernichtung weissagt, im letzten Grunde auf Lug und Trug beruhten. Tolstoi, welcher nicht ohne Nutzen den Lauf der Geschichte verfolgt hatte, brandmarkt es als eine gewaltige Lüge, daß die Russen für die Franzosen und die Franzosen für die Russen plötzlich eine ideale Liebe empfinden; er brandmarkt es ferner als eine Lüge, daß die Russen die Deutschen hassen und ihnen mistrauen, und als die größte aller Lügen stellt er die Behauptung hin, daß das Ziel aller in Toulon und Paris aufgeführten wahnsinnigen Orgien die Aufrechthaltung des europäischen Friedens sei, sofern durch das russisch-französische Bündniß der den Frieden Europas gefährdende Dreibund in Schach gehalten werden solle. Unwillkürlich drängt sich ihm ein Vergleich zwischen den Ereignissen der Gegenwart und dem südslawischen Schwindel auf, welcher in die grelle Dissonanz des Krieges zwischen Rußland und der Türkei ausklang. Der Wahrheit zur Ehre und den Panslawisten zur Unehre sagt er mit wahrhaft patriotischem Ingrimm: „Damals sah man bei den Russen plötzlich eine große Liebe zu gewissen slawischen Brüdern erwachen, von denen niemand seit Jahrhunderten gehört hatte; denn Franzosen, Deutsche und Engländer standen und stehen uns immer unendlich näher, als ein paar Bulgaren, Serben und Montenegriner. Bei jener Gelegenheit waren derselbe Enthusiasmus, dieselben Empfänge und Feierlichkeiten zu beobachten, die Männer, wie Aksakow und Katkow, welche man jetzt in Paris als Musterpatrioten preist, in Scene setzten. Damals wie jetzt war die plötzlich erwachte Liebe der Russen für die Slawen ein Spiel mit Worten. Zuerst fing man, so wie jetzt in Paris, damals in Moskau an zu essen, zu trinken, Unsinn zu sprechen; man war von den edeln Gefühlen, die man empfand, sehr gerührt, sprach von Einigkeit und Frieden und überging mit Stillschweigen die Hauptsache, den Anschlag gegen die Türkei u. s. w. Darauf folgt eine lebenswahre Charakteristik der ersten Schwalbe des touloner Frühlings. So nennt Tolstoi nämlich sehr geistreich Herrn Desroulèdes, den wohlbekannten Agitator für einen Revanchekrieg gegen Deutschland, welcher vor vier Jahren nach Rußland gekommen war, um dort für eine französisch-russische Allianz Stimmung zu machen.

— Eine neue Zeitschrift: „Biographische Blätter, Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung“, erscheint von März 1895 an im Verlage von Ernst Hofmann u. Comp. in Berlin. Ständige Mitarbeiter sind unter andern die Professoren DDr. Michael Bernays, F. von Bezold, A. Brandl, A. Fournier, Ludwig Geiger, S. Günther, Eugen Guglia, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jakob Minor, Fr. Ratzel, Erich Schmidt und Anton E. Schönbach; Herausgeber ist Dr. Anton Bettelheim. Die wohlwollende Aufnahme, welche die von letzterm herausgegebene, in demselben Verlage erscheinende Sammlung von Biographien „Geisteshelden (Führende Geister)“ in Fachkreisen und im großen Lesepublikum gefunden, hat den Gedanken nahegelegt, den gleichen Zielen in einer besondern Zeitschrift nachzustreben, die 1) selbständige Abhandlungen zur Theorie und Entwickelungsgeschichte der Biographie und Selbstbiographie; Charakteriken und Kritiken der Meister biographischer Kunst und Forschung, 2) abgeschlossene biographische und selbstbiographische Aufsätze und Studien, 3) Selbstbekenntnisse aus ungedruckten oder schwer zugänglichen Quellen bringen soll.

— Von Michael Bernays wird im Verlage von G. J. Göschen in Stuttgart demnächst der erste Theil eines auf vier Bände berechneten Werkes: „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte“, erscheinen.

Bibliographie.

Adamek, Dr. E., Die Räthsel unserer deutschen Schülernamen. An den Namen der niederösterreichischen Lehrerschaft erklärt. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 4 M.

Bienenstein, K., Gedichte. Zürich, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz“. 8. 2 M. 50 Pf.

Brunner, A., Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundarten. Wien, J. Eisenstein u. Comp. 8. Geb. 1 M. 70 Pf.

Düntzer, H., Goethe's Stammbäume. Eine genealogische Darstellung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Ebeling, Dr. E., Deutsche Staatskunde. Ein Handbüchlein für jeden Staatsbürger, sowie zum Gebrauch für Schulen. Leipzig, Roßberg'sche Hof-Buchhandlung. 8. Geb. 1 M. 80 Pf.

Hettner, H., Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Theilen. Vierte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. Dritter Theil, drittes Buch. Erster Abschnitt: Die Sturm- und Drangperiode, 6 M. 50 Pf.; zweiter Abschnitt: Das Ideal der Humanität, 12 M.

Jensen, W., Asphodil. Roman. Zwei Bände. Weimar, E. Felber. 8. 8 M.

Loesche, G., Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Pastor, Dr. L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Zweiter Band. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 10 M.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. (Heft 143.) Band XIX. Heft 7. Arthur Schopenhauer nach seinem Charakter und seiner Stellung zum Christenthum. Von Theodor Simon. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Moriz Carriere.

(Gestorben 18. Januar 1895.)

Gesammelte Werke. 1.—14. Band. 8. Geh. 112 M. Geb. in 13 Bänden 131 M. 50 Pf.

Inhalt: Aesthetik. 3. Auflage. 2 Theile. — Die Poesie. 2. Auflage. — Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung. 3. Auflage. 5 Theile in 6 Bdn. — Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit. 2. Auflage. 2 Theile. — Lebensbilder. — Die sittliche Weltordnung. 2. Auflage. — Religiöse Reden. 3. Auflage.

Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst. 3. neu bearbeitete Auflage. 2 Theile. (1. Theil. Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie. 2. Theil. Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie.) 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte. 2. umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 5 Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Diese fünf Bände auch einzeln unter folgenden Titeln:

I. Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 3. vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

II. Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 3. vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage. Geh. 10 M. Geb. 11 M 50 Pf.

III. 1. Das christliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 3. neu durchgesehene Auflage. Geh. 5 M. 50 Pf.

III. 2. Das europäische Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 3. neu durchgesehene Auflage. Geh. 8 M. 50 Pf.

Die beiden Abtheilungen des 3. Bandes geb. in 1 Bande 15 M. 50 Pf.

IV. Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 3. neu durchgesehene Auflage. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

V. Das Weltalter des Geistes im Aufgange. Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Mit einem Generalregister zum I.—V. Bande. 3. neu durchgesehene Auflage. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. 2. vermehrte Auflage. 2 Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Lebensbilder. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Die sittliche Weltordnung. 2. erweiterte Auflage. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. 3. mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart. 2. Auflage. 8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Atlas der Plastik und Malerei. 30 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte von Moriz Carriere. Quer-Folio. Geh. 8 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Separatausgabe aus: „Bilder-Atlas. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste". 2. Auflage.

Goethe. Faust. Eine Tragödie. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Moriz Carriere. 2 Theile. 8. Jeder Theil geh. 1 M. 20 Pf. In 1 Bd. 3 M. 50 Pf. In 2 Bdn. 4 M.

Schiller. Wilhelm Tell. Schauspiel. Mit Einleitung, dem alten Volksschauspiel von Uri, und Erläuterungen herausgegeben von Moriz Carriere. 8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten mal veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 6. — 7. Februar 1895.

Richard von Meerheimb.

Am 14. Januar beging Richard von Meerheimb seinen 70. Geburtstag. Im Jahre 1825 in Großenhain geboren, hat er ein thatenreiches Leben hinter sich, das wol verdient, einmal der Vergessenheit entzogen zu werden. Meerheimb ist als Mensch, Dichter und Soldat ein edler, ideal angelegter Charakter, er ist immer und überall für das Gute und Schöne eingetreten, im Leben und in der Kunst. Daß sein Name nicht so allgemein bekannt ist wie der manches Minderverdienten, liegt wol hauptsächlich in der Bescheidenheit seiner Natur begründet, die stets für das Wenigste dankbar war, was man ihm bot, dabei Genüge fand und nicht nach höherm Ruhm verlangte. Seine Anspruchslosigkeit hat ihm nicht nur manchen Lorber vorenthalten, sondern hat ihn auch auf körperliche Bequemlichkeiten verzichten lassen, ein Umstand, der seine seit langem angegriffene Gesundheit natürlich nicht zu heben vermochte.

Meerheimb's Name ist erst in letzter Zeit wieder öfter in der Literatur aufgetaucht, weil die Verehrer und Nachahmer seiner Psychodramen-Dichtungen sich zu einem festen Vereine zusammengeschlossen haben und sogar durch eine Zeitschrift Propaganda machen. Andererseits sind auch Gegner dieser Dichtungsform aufgetreten, die sie weder für neu noch bedeutungsvoll genug halten, um ihr einen selbständigen Platz in der Literaturgeschichte einzuräumen. Wie dem aber auch sei, es hätte der Psychodramen nicht bedurft, um Meerheimb als einen beachtenswerthen Dichter erscheinen zu lassen. Daß er selbst jene Dichtungen für sein Bestes hält, ändert nichts an dieser Thatsache, denn unbefangenere Beurtheiler als der Verfasser selbst werden trotz aller Anerkennung des vielen Guten daran doch auch literarisch-künstlerische Fehlgriffe und Ausartungen ins Kleinliche nicht übersehen können. Das Schwergewicht des dichterischen Schaffens Meerheimb's liegt in seinen frühern Gedichtsammlungen, die übrigens auch den besten Theil der später als Psychodramen vereinigt herausgegebenen Dichtungen enthalten. Wäre der Verfasser bei jener dichterischen Solidität geblieben, man hätte dann seinen spätern Psychodramen vielleicht alles andere, aber gewiß nicht poetischen Werth abgesprochen.

Die Neuheit der Form der Psychodramen besteht darin, daß Meerheimb ein Drama bietet, in dem nur eine Person spricht und sichtbar ist; aber in dieser einen spiegeln sich Reden und Handeln anderer Personen deutlich wieder, sodaß sich also eine einzige dramatische Gesammthandlung entwickelt. Diese in nur einer Person verkörperte Handlung einer Mehrheit in — dem Sinne des Dramas entsprechend — fortschreitender Entwickelung stellt ohne Zweifel eine neue Dichtungsform dar, die ihrem Wesen nach von dem Monolog völlig verschieden ist, so gern man von gegnerischer Seite diesen dem Meerheimb'schen Psychodrama entgegenhält. Das Psychodrama schließt als charakteristisches Merkmal seiner Eigenart ebensowol die erzählende wie die reflectirende Form des Monologs vollkommen aus und beschränkt sich darauf, aus den Worten des allein Sprechenden heraus die Handlungen der unsichtbaren Personen vor dem seelischen Auge des Lesers oder Hörers deutlich erscheinen zu lassen.

Läßt sich, von diesen Gesichtspunkten betrachtet, weder die Neuheit, noch die theoretische Berechtigung dieser Dichtungsart bestreiten, so bliebe nur die Frage, welcher praktische poetische Werth daraus abzuleiten ist. Meerheimb sieht diesen, wie er in dem Untertitel: „Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag" zu erkennen gibt, in der äußern Wirkung, die der Vortrag der Psychodramen zu erzielen vermag. Und hier trifft man auf einen Punkt, der sich schwieriger gegen Einwendungen vertheidigen läßt. Ganz abgesehen davon, daß die Psychodramen, wenn sie wirklich jene Erfolge erzielen sollen, an die Leistungsfähigkeit des Vortragenden die höchsten Anforderungen stellen, darf äußerer Erfolg nicht der Zweck

eines Kunstwerks sein; seine auf geistiger, seelischer Grundlage beruhende Größe muß sich immer nur Selbstzweck sein, dem äußere Wirkungsfähigkeit nur als angenehme Zugabe nebenher gehen kann. So hat denn auch das eigentliche Drama mit dem innern poetischen Werth durch die Bühnendarstellung die von Meerheimb im Psychodrama angestrebte Wirkung bereits vollkommen erreicht, und etwas Besseres läßt sich kaum an seine Stelle setzen.

Entgegen seinen ersten Psychodramen, die rein dichterische Leistungen ohne Nebenzweck waren, zeigen die neuesten deutlich den Drang des Dichters nach dem Vortragszweck. Besonders augenfällig wird dies durch die in den Text gedruckten Anweisungen für den Vortragenden; selbst die alten Psychodramen sind in den neuen Ausgaben (Berlin: Parrisius, und Leipzig: Reclam) daraufhin ergänzt worden, und nicht zu ihrem Vortheil. Wer sich den Unterschied zwischen den alten und neuen Psychodramen vergegenwärtigen will, der vergleiche z. B. „Thusnelda", „Jadwiga", „Oktavia" u. s. w. in den ersten Ausgaben mit der „Goldenen Hochzeit am Morteratsch-Gletscher" mit der „Martinswand", der „Tour nach Chur u. s. w.", „Meerheimb's Sachsendank auf dem Nouvolau" u. a. Das aber bleibt, wie bei allen Meerheimb'schen Dichtungen, im allgemeinen auch den Psychodramen: Tiefe der Empfindung, lebendige Anschauung, kühne Phantasie und eine ungewöhnliche sprachliche Gestaltungskraft, die sich namentlich auch durch Reichthum, Schönheit und Eigenart der Bilder auszeichnet. Dafür nur ein Beispiel aus einem ältern Gedicht:

Die Zukunft steht als eine Riesenblume
Im sternbesäten Kelchglas der Natur.

Richard von Meerheimb, einem alten, edeln Geschlecht vom Niederrhein, aus der Gegend von Köln entstammend, ist von Haus aus Soldat und einer Soldatenfamilie entsprossen. Sein Vater war Cavallerieoberst; er hat sich bei der Erstürmung der großen Redoute an der Moskwa rühmlichst hervorgethan. Er bestimmte auch den Sohn für den Soldatenstand, und so brachte Meerheimb die Jahre von 1839 bis 1842 auf der Kadettenschule in Dresden zu, die ihn auch zu einem tüchtigen Offizier machte. Aber seinem höher hinaufstrebenden Geiste genügte die Einseitigkeit des militärischen Dienstes nicht; er studirte eifrig Philosophie, Kunst- und Literaturgeschichte, die ihn immer mehr auf eigenes, dichterisches Schaffen hindrängte. Und trotz der mancherlei dienstlichen Anstrengungen der damaligen Zeit, fand der junge Lieutenant doch Zeit zur Vollendung des „Gemäldes aus Tscherkessien in 4 Gesängen: Gulat und Dschadra", das im Jahre 1848 als des Dichters Erstlingswerk bei F. A. Brockhaus erschien. Als zweites erschien das Heldenlied: „Die Sachsen an der Moskwa", das aus den Kriegsberichten des Vaters hervorgegangen ist, die jener aus Rußland an seine damalige Braut richtete. Sprach damals Wolfgang Menzel im „Literaturblatt" von den „wahrhaft homerischen Bildern" dieses Liedes, so fand Meerheimb's erste Gedichtsammlung: „Soldaten-Welt" (Dresden 1857) noch weit größern Erfolg, und die sich anschließenden Sammlungen: „Poeten-Welt" (1859) und „Frauen-Welt" (1862) bestätigten dann die Annahme, daß man es hier mit einem ungewöhnlichen Dichter zu thun habe.

Wie es kam, daß solche Werke bald vergessen wurden, ist nur durch die oben erwähnte Charaktereigenschaft Meerheimb's vielleicht in Verbindung mit Interesselosigkeit des dresdener Verlegers erklärlich. So geschah es, daß wenig scrupulöse Pseudoschriftsteller, einige dieser Werke für herrenloses, literarisches Gut hielten, das man annectiren könne. Und wie jener Brünner Professor Kolenati ganze Seiten aus „Gulat und Dschadra" einfach abgeschrieben, in Prosa gesetzt und in seinem Werke: „Bereisung Cirkassiens" als eigene Erlebnisse und Arbeit ausgegeben hat, so hat auch Fedor von Köppen in seinem Buche: „Männer und Thaten", Perlen aus der Meerheimb'schen „Soldaten-Welt", in seine eigene Krone gefaßt, um die poetischen Ruhmesfrüchte zu ernten, die Meerheimb 24 Jahre früher gesät hatte. Es ist ein schlechter Trost für den alten, wenig beachteten Dichter, den man ihm mit den Worten Bürger's entgegengehalten hat, daß es die schlechtesten Früchte nicht sind, an denen die Wespen nagen.

Die „Soldaten-Welt" enthält allerdings Perlen vaterländischer Dichtungen, wie: „Der gute Cavallerist", „Das getreue Gretel", „Der Düppeler Signalist", von dem es am Schlusse heißt:

Dort wo das dänische Spitzblei zumeist geschäftig ist,
Gekettet an seinen Hauptmann, steht wacker der Signalist,
Er bläst auf seinem Horne, so munter das Signal,
Als sollten seine Töne erwecken des Tages Strahl.
Da — wieder das Horn erhebend, zerschellt ihm die Kugel das Bein,
Doch bläst er noch „Vorwärts" am Boden in den dänischen Himmel hinein.

Wie Meerheimb mit Leib und Seele Soldat war, so verkörpert sich auch in seinen Dichtungen das heldenhafte, getragene Element, und sowol stofflich wie sprachlich zeigt es sich allenthalben. Aber es verbindet sich damit ein tiefes, feinempfindendes Gemüth, wie der Dichter es von seiner Mutter überkommen hat, einer geborenen Peine aus Kalau in der Niederlausitz. Mit unendlicher Liebe hing er auch an seiner Mutter, wie nachstehende Verse beweisen, die gleichzeitig auch von dem Stimmungsvollen seiner Lyrik Zeugniß ablegen:

Der Mutter wegen möcht' ich glücklich sein!
Die, eine Niobe, auf den Ruinen,
Des Glückes steht, mit heil'gen Duldermienen
Nur mich noch grüßt im letzten Sonnenschein.
O Gott, wenn ihre rothgeweinten Augen
Sich kummervoll in meine Seele saugen,
Mich fragend: Geht's dir wohl, mein einz'ger Sohn?
Dann gib mir Kraft, mein Gott, beglückt zu scheinen,

Daß sich zum Lächeln kehrt ihr bitt'res Weinen:
Der Mutter wegen gib mir Freudelohn!
Nur ihr zu lieb verscheuche die Gestalten
Der Todesahnung, die mit eisig kalten
Umarmungen mich hin zur Tiefe ziehn.
Hat ihrer Leiden Stündlein ausgeschlagen,
Dann schick', o Herr, mir deine schärfsten Plagen:
Ich werde duldend nimmer dir entfliehn!

Und die „schärfsten Plagen“ sind ihm nicht erspart geblieben, denn seid Jahren ist er schwer leidend, und schon Monate lang hat die „Deutsche Heilstätte“ in Loschwitz, in der er schon früher einmal Linderung suchte, den kranken Dichter abermals aufgenommen.

An Meerheimb's zart besaitetes Dichtergemüth haben die Erfahrungen des nüchternen Lebens rauh angeschlagen. Seine Worte:

Was wir Poeten sehen und erfahren,
Es wandelt sich im Herzen zum Gedicht

sagen klar, wie sich alles in ihm in Poesie umgewandelt hat; und da

. . . . . . der wilde Geist
Ward von gemeinen Leiden hart umkreist,
Und bitt'res Weh am Mark des Lebens sog,

so kam in Meerheimb's Dichtungen vielfach auch ein schmerzlicher Zug, der sich zum Dämonischen gestaltet, wo der Dichter die Nachtseiten des menschlichen Seelenlebens aufdeckt und phantastischen Träumereien freien Lauf läßt. Er ist sich aber seiner seelischen und sittlichen Kraft so bewußt, daß er es wagen kann, mit Schmerzen, Trauer und Sünde förmlich zu spielen, und mit grausamer Todesverachtung nimmt er den stets für ihn siegreich endenden Kampf mit den finstern Regungen der Seele auf:

Der echte Dichter muß halb Teufel sein,
Um göttlich groß die Zeit zu überragen.

In Verbindung mit dem Dämonischen seiner Dichtung, wie es z. B. in dem Psychodrama „Yuka“ zum Ausdruck kommt, und seiner fast überreichen Phantasiewelt, steht der Glaube an ein „Mittelreich der Geister“ im spiritistischen Sinne, wie er es in den Versen ausdrückt:

Und weil, was langsam wir durchleben müssen,
Schon fertig steht in Gottes Schöpferbrust:
So rührt uns oft ein mahnungsvolles Grüßen
Von dem, was uns die nächste Stunde bringt;
Denn von der Zukunft nebelhafter Küste
Herüber sich die Geisterkette schlingt.

Er glaubt auch an „Auserwählte mit überirdischer Machtverleihung“ und ist überhaupt für alles Phantastische, Geistige, Unbegreifliche empfänglich; sein grübelnder Geist findet im Mysticismus reiche Nahrung, wenn auch meist weniger zum Vortheil seines physischen Lebens als der Poesie.

Neben dem dämonischen Zug gehen in Meerheimb's Dichtung aber auch zarte und innige Töne, und er schrieb mehrere Lieder, die dem vielgesungenen ähnlich:

Nun weiß ich, wie's der Erde ist,
Wenn sie der warme Frühling küßt,
Seit du, o Lieb, o Sonnenschein,
Mir an das Herz gesunken bist.

Meerheimb's Edelsinn findet indeß nicht nur in seinen Gedichten Ausdruck, sondern er hat ihn auch im Leben vielfach bethätigt. Sein Herz nahm stets Theil an den Leiden der Mitmenschen, und wo es galt wohlzuthun, da war er immer der ersten einer. Auch der Ertrag seiner Werke ist meist der Wohlthätigkeit gewidmet; sein Festspiel: „Das hohe Lied vom deutschen Weibe“ (1864) zu einer „Meerheimb-Stiftung“, sein Geschichtswerk: „Von Palermo bis Gaëta“ (1865), das die politische Umgestaltung Italiens während der Jahre 1860/61 behandelt, legte den Grund zur königlich sächsischen Invalidenstiftung, seine „Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerblessirten“ (1867), die seine Erlebnisse während des böhmischen Feldzugs schildern, in dem er bei Gitschin schwer verwundet wurde, unterstützten Invaliden der sächsischen Armee. An die Kämpfe bei Nouart 1870, wo er mit elf Offizieren und 355 Mann seines Regiments unfehlbar den Tod gefunden hätte, wenn das ihm unter dem Sattel erschossene Pferd ihm nicht Schutzwall gewesen wäre, erinnert seine „Nouartstiftung“; Zuwendungen mancherlei Art machte er bedrängten Schriftstellern. So rechtfertigt Meerheimb, was er in dem in der „Poeten-Welt“ enthaltenen Gedicht: „Beneidet“ schrieb:

Um Reichthum, Gott, möcht' ich nur darum beten,
Daß wenn die Träume mir ans Lager treten,
Mein Dankgebet entschwebe, Gott verwandt:
Auch heute durft' ich Menschen Glück bereiten,
Kein Thränlein sah ich herzlos niedergleiten,
Ich durfte trocknen sie mit stiller Hand.

Von seinen noch nicht erwähnten Werken sind schließlich zu nennen: „Trutz Dänemark und Kopenhagen“, Heldenlied (1863), die „Fürsten-Welt“, die Weltgeschichte in Lied, Wort und Spruch fürstlicher Persönlichkeiten von der ältesten Vorzeit bis auf die Gegenwart (1875), die Umdichtung des ungarischen Heldenliedes von Koloman Tóth: „Paul Kinischi“ und die Umdichtung der „Liebesmär von Rimini“ des Leigh Hunt.

Seit Meerheimb bald nach dem französischen Feldzug als Oberst wegen Invalidität seinen Abschied nehmen mußte, hat er sich niemals völliger Gesundheit erfreut, und es ist leider nicht anzunehmen, daß seine Bitte erfüllt wird, die er einst in der „Poeten-Welt“ ausgesprochen:

O, ihr Dämonen finst'rer Schicksalsmacht —
Laßt sinken, sinken euer Nachtgefieder,
Daß endlich der Erlösung Morgenpracht
Sich rosig lagert auf mein Leben wieder!

Ernst Roeder.

Zur Mythologie und Volkskunde.

1. Griechische Mythologie von L. Preller. 4. Auflage. Bearbeitet von Carl Robert. Erster Band. Zweite Hälfte. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1894. Gr. 8. 8 M.
2. Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie. Herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. Bisjetzt erschienen 29 Lieferungen à 2 M. Leipzig, B. G. Teubner. 1894. Gr. 8.
3. Legends of the MicMacs by the Rev. Silas Tertius Rand. Wellesley Philological Publications. Neuyork und London, Longmans, Green u. Comp. 1894. 8. 12 sh.
4. Henry W. Longfellow's Lied von Hiawatha. Deutsch im Versmaß der Urschrift von Dr. F. Reuleaux. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 2 M.

Vierzig Jahre sind verflossen, seitdem L. Preller's „Griechische Mythologie“ (Nr. 1) zum ersten male erschien. Aber obwol der Verfasser schon über dreißig Jahre todt und sein Buch wiederholt andern zur Herausgabe übergeben worden ist, hat es sich doch seine ursprüngliche Art und Fassung in der Hauptsache gewahrt. Das will auf dem unsichern Gebiete, das es behandelt, besonders viel heißen. Diese Dauerhaftigkeit ist nur möglich bei der musterhaften Umsicht, mit der der Verfasser zu Werke gegangen ist. Er hat mit seiner großen Gelehrsamkeit überall aus dem Vollen geschöpft und dabei doch immer das Wesentliche herausgehoben, mit einer bewundernswürdigen Einfachheit und Klarheit, so daß sein Buch, ein vielbenutztes, gelehrtes Hülfsmittel, zugleich dem gebildeten Laien verständlich und genußreich zu lesen ist. Die mühsame Forschung bleibt ganz im Hintergrunde, überall treten die Gestalten des griechischen Volksgeistes inmitten ihres Elements und ihrer Umgebung plastisch vor unser Auge. Ein feines, poetisches Empfinden gibt sich in diesen Schilderungen zu erkennen. Mit der Deutung der Mythen ist der Verfasser sehr vorsichtig. Wo er zu deuten unternimmt, geschieht es ohne Zwang und meist auf Grund sinniger Beobachtungen an Land und Leuten, wie sie der Verfasser selbst in Griechenland gemacht hat. So heißt es z. B. über Eos:

> Weil mit der Dämmerung des Morgens, noch beim Sternenlicht, ein frischer Luftzug sich zu erheben pflegt, ist sie bei Hesiod die Mutter der Sterne und Winde vom Astraeos, und weil sie als Morgenröthe erscheint, heißt sie rosenarmig und rosenfingrig, da die Morgenröthe sich am griechischen Himmel durch eine Glorie von breiten, rosigen Streifen ankündigt, die mit den Fingern einer ausgestreckten Hand verglichen wurden.

Was nun die Arbeit des Herausgebers anlangt, so berührt zunächst recht wohlthuend die Pietät, die er dem Werke Preller's gegenüber an den Tag legt. Man merkt überall seine nachprüfende Thätigkeit, aber nirgends wirft er nach subjectiver Anschauung die Ansichten seines Vorgängers um. Er ändert nur da, wo eine erneute kritische Betrachtung des sehr oft vermehrten Quellenmaterials eine solche Aenderung erheischte. Manchmal faßt er eine Behauptung noch vorsichtiger oder verweist sie in die Anmerkungen. Hier, in den Anmerkungen, entfaltet er überhaupt seine hauptsächliche Thätigkeit. Mit großer Umsicht hat er die weitschichtige, moderne Forschung verarbeitet und das Wesentliche nachgetragen. Damit hat er seine Absicht, dem Werke den Vorzug des brauchbarsten und zuverlässigsten mythologischen Handbuches zu wahren, sicherlich erreicht. Daß eine solche Arbeit in einzelnen Punkten leicht überholt wird, liegt in der Natur der Sache und ist von dem Herausgeber selbst hervorgehoben worden.

Hier ist auch der Ort, einmal eines Unternehmens zu gedenken, das die mythologische Forschung in Deutschland sehr gefördert hat und ein ehrenvolles Zeugniß deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit ist, wir meinen das „Ausführliche Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie“, das W. H. Roscher (Nr. 2) herausgibt. Ursprünglich auf geringern Umfang berechnet, hat es, als der Plan allgemeinen Beifall fand, seine Ziele immer mehr erweitert und möglichste Gründlichkeit sich zur Aufgabe gemacht. Ein wahrer Wetteifer ist in dieser Beziehung unter den Mitarbeitern erwacht. Die Absicht geht dahin, für die einzelnen mythologischen Gebilde die wesentlichen Quellenstellen zu sammeln, nicht blos aus der Literatur, sondern auch aus Inschriften und Münzen. Daß auch die Denkmäler der bildenden Kunst herbeigezogen und bei den bedeutendern mythologischen Gestalten die Behandlung seitens der Kunst im Zusammenhange vorgeführt wird, gibt diesen Darstellungen erst den wahren Werth. Wie dieses Werk die zerstreute Einzelforschung sammelt, so gibt es auch wieder den Specialforschern Material und Anregung. So kommt es, daß das Erscheinen einer neuen Lieferung in fachmännischen Kreisen stets mit lebhaftem Interesse begrüßt wird. Besonders wichtig ist, daß sich das Lexikon nicht wie der Titel besagt, auf die griechische und römische Mythologie beschränkt, sondern auch die Mythologien der mit den Griechen und Römern in Beziehung stehenden Mittelmeervölker behandelt. So findet man z. B. auch die zahlreichen Angaben über keltische Gottheiten hier an ihrer Stelle aufgeführt. Das Lexikon bildet die nothwendige Ergänzung zu einem mythologischen Handbuche. Auch der Nichtfachmann kann sich, wenn er Raths bedarf, bei der übersichtlichen Anordnung, darin leicht orientiren. Das Lexikon ist bis zur 29. Lieferung gelangt mit den Artikeln Learchos bis Loxias. Hier finden sich z. B. Aufsätze über wichtige Sagengestalten wie Leda und Leto. Sehr interessant ist auch die auf Grund fleißiger Sammlungen geschriebene Abhandlung über Localpersonification und Ortsgottheiten.

Eine ebenso große Kluft, als der Atlantische Ocean zwischen der Alten und der Neuen Welt bildet, scheint auf den ersten Blick zwischen der Mythologie der Griechen und der der amerikanischen Wilden zu bestehen. Indessen dieser Unterschied würde sich erheblich verringern, wenn

wir uns ein klares Bild von den Anschauungen der alten Griechen machen könnten aus einer Periode, wo sie in ihrer Cultur nicht wesentlich höher standen, als die amerikanischen Ureinwohner. Auch deren religiöse Anschauungen sind uns nicht rein erhalten. Es ist ein bekannter Ausspruch: „Um ein treues Bild der nordamerikanischen Indianer zu entwerfen, das uns in den Stand setzt, ihre Fähigkeiten und Leistungen richtig zu würdigen, müßte es uns gestattet sein, in die Zeit vor der Ankunft der Europäer zurückzuschauen." Mehrere große Werke sind über die Culturverhältnisse der nordamerikanischen Indianer erschienen, namentlich von Catlin und Schoolcraft. Diesen Publicationen reiht sich jetzt ein Buch an, das uns ganz besondere Beachtung zu verdienen scheint. „Legends of the MicMacs" by the Rev. Silas Tertius Rand (Nr. 3). Die Sammlung dieser Geschichten ist ein Stück des Lebenswerkes eines Mannes, der sich ganz der Bekehrung eines indianischen Stammes in Neu-Schottland und in Neu-Braunschweig gewidmet hat. Man hat ihn den Elihu Burritt Canadas genannt. Wir lesen in der Einleitung mit großem Interesse, wie er allen Schwierigkeiten zum Trotze sich emporgearbeitet und gebildet hat, so daß er eine ganze Reihe Sprachen lesen konnte. Mit wahrem Feuereifer widmete er sich dann seiner Lebensaufgabe. Wiederholt gibt er selbst dem Schmerze darüber Ausdruck, daß die rothen Menschen solange von den weißen Einwanderern verachtet wurden. Er war ein genauer Kenner der Micmac-Sprache, über deren Reichthum er sehr interessante Mittheilungen veröffentlicht hat. Eine ganze Literatur hat der fleißige Mann allein geschaffen, indem er theils die heiligen Schriften in die Sprache seiner Schutzbefohlenen übertrug, theils diese Sprache durch grammatische und lexikalische Werke zugänglich zu machen suchte. Auch über die Sitten und Gebräuche der Micmacs und über ihre Volksüberlieferungen hat er geschrieben, worüber die Herausgeberin berichtet. Die Sagen zeigen eine lebhafte Phantasie. Kinder, die von ihren Eltern ausgesetzt oder verloren worden sind, werden wunderbar gerettet. Sie wachsen urplötzlich zu Männern auf und zeigen übermenschliche Kräfte. Sie werden die Rächer der Schuld und die Schützer der Unschuld. Die Thiere des Waldes, ja die Elemente sind ihnen dienstbar. Sie können den Wind erregen, Stürme beschwören, können es heiß und kalt, naß und trocken machen, wie es ihnen beliebt. Sie vermögen den kleinsten Vorrath von Nahrung zu vervielfältigen, den Anschlägen ihrer Feinde zu entrinnen, und sie auf wunderbare Weise zu tödten und andererseits ihre erschlagenen Freunde wieder zum Leben zu erwecken. Die Erzählungen der Indianer lassen gern unscheinbare Dinge Großes verrichten. Kleine Kinder greifen ungeheuere Riesen, wilde Thiere und Vögel an und besiegen sie mit kindlichen Waffen. Mehrere Männer fahren in einem rasch gefertigten Kanoe über die stürmische See, ganze Gesellschaften sättigen sich an einem kleinen Tische. Ungeheure Schlangen werden eingeführt so groß wie Berge. Oft erscheint ein ungeheuerlicher Vogel, der sogenannte Kulloo, der eine große Zahl Menschen auf dem Rücken tragen kann. Rand vergleicht ihn dem fabelhaften Condor oder dem Roc der arabischen Mythologie und dem Simurg der Perser. Er rettet entweder die Indianer aus allerhand Noth oder bringt ihnen Verderben.

Die Indianer glaubten vor ihrer Bekehrung an einen großen Geist, den Urheber des Guten, und an einen bösen Geist, den Urheber des Bösen. Die Micmacs haben verschiedene Namen für Gott, mit denen sie ihn als Schöpfer und als Regierer bezeichnen. Allenthalben glauben die Indianer an Zauberei. Ihre Medicinmänner oder Priester gründeten ihre Macht auf diesen Glauben. Booöwin ist das Micmac-Wort für Hexenmeister. Die alten Zauberer konnten durch die Luft fliegen, in die Erde versinken, lange unter Wasser bleiben und sich in Thiere verwandeln. Aber die interessanteste Persönlichkeit ihrer Ueberlieferungen ist Glooscap, über den Rand zuerst Licht verbreitet hat. Dieser Held der Mythe hatte seinen Sitz früher in Neu-Schottland, wechselte aber seinen Aufenthaltsort. Er sah aus und lebte wie die gewöhnlichen Menschen, er aß, trank, rauchte, schlief und tanzte mit ihnen. Aber er starb nie, war nie krank, wurde nicht alt. Glooscap war unverheirathet. Eine alte würdige Frau, die er Großmutter nannte, machte ihm die Wirthschaft, ein Bursche Namens „Marder" war sein Diener. Er übte alle die übermenschlichen Kräfte, von denen oben die Rede war, meist zum Schutze Bedrängter, die er gern in seinem Wigwam aufnahm. Die Bewirthung kam ihm auch nicht theuer zu stehen, da ein alter Biberknochen genügte, um den Kessel mit frischem Fleische zu füllen. Aber wehe denen, die seine Güte mißbrauchten! Am meisten war er beleidigt durch die Anmaßung der Weißen. Ein Anschlag dieser auf seine Person mißlang, sein Diener aber wurde vor eine geladene Kanone gestellt. Aber er blieb, als der Schuß abgefeuert wurde, unversehrt und rauchte ruhig seine Pfeife weiter. Glooscap aber verließ das Land, nachdem er seine getreuen Hunde in Felsen verwandelt hatte. Auch der steinerne Kessel und das steinerne Kanoe erinnern noch an ihn. Die Indianer rechnen auf seine Wiederkunft.

Die hier genannten Wesen und Motive spielen eine große Rolle in den von Rand gesammelten Geschichten. Diese ließ er sich von einzelnen Eingeborenen, die darin kundig waren, in ihrer Muttersprache erzählen und übersetzte sie dann, las wol auch die Uebersetzung dem Erzähler zur Nachprüfung vor. Auf wörtliche Uebereinstimmung kam es ihm dabei weniger an als auf getreue Wiedergabe des Inhalts. Er schlägt dabei einen schlichten, treuherzigen Ton an und läßt auch mitunter ein humoristisches Wort einfließen. Die Entscheidung über den Ursprung und das Alter dieser Geschichten ist meist sehr schwer. Manche sind offenbar Ueberlieferungen aus der

wirklichen Vergangenheit jenes Indianerstammes, Erinnerungen an ihre Jagdabenteuer und Kriegszüge. Viele dieser Geschichten sind symbolische Darstellungen des Lebens der Thiere, worüber der Sammler an den einzelnen Stellen recht interessante Bemerkungen macht. Oder sie geben die ätiologische Erklärung irgendeiner naturwissenschaftlichen Thatsache. In manchen zeigt das Vorkommen europäischer Begriffe, daß sie, wenn auch vielleicht indianischen Ursprungs, doch modernisirt sind. Eigentliche vergleichende Märchenforschung hat der Sammler nicht angestellt, wol aber weist er gelegentlich auf eine Analogie in bekannten Sagen hin. Gern zieht er als frommer Mann die Bibel herbei und schält aus manchen fabelartigen Erzählungen die Moral heraus. Wenn schon in den oben als speciell indianisch angeführten Sagenzügen manches an bekannte Motive anklingt, so findet sich auch mancherlei, was noch viel mehr an die uns bekannten Märchen erinnert. So begegnet das Aschenbrödelmotiv. Ueberhaupt kommt die Brautschau in diesen Erzählungen sehr oft vor. Freier müssen schwere Proben ihrer Tüchtigkeit bestehen. Mit einer besondern Kunst ausgestattete Männer erscheinen ganz ähnlich wie in dem Grimm'schen Märchen: „Sechse kommen durch die ganze Welt". So ließe sich noch mancherlei anführen. Das Gesagte wird aber genügen, um zu beweisen, daß diese Publication in der That sehr beachtenswerth ist. Bald nach dem Tode des Dr. Rand, 1889, wurde die Sammlung für die Bibliothek des Wellesley College erworben und auf Betrieb des Professors Horsford, der aber vor dem Erscheinen starb, herausgegeben. Er wollte auch in diesen Sagen die Spuren der ältesten, nordmännischen Einwanderung erkennen. Helen L. Webster gebührt der Dank für die sorgsame Veröffentlichung.

Wie sehr die Amerikaner selbst auf die sagenhafte Vergangenheit der Indianer halten, die ihnen als Ersatz für die ihnen fehlende Volksüberlieferung gelten muß, das zeigt unter anderm die Beliebtheit von Longfellow's „Lied von Hiawatha". In dieser Dichtung ist bekanntlich ein reicher Schatz von indianischen Sagen und Mythen niedergelegt. Sie hat jetzt eine neue deutsche Uebersetzung gefunden: Henry W. Longfellow's „Lied von Hiawatha", deutsch im Versmaß der Urschrift von F. Reuleaux (Nr. 4), über die wir gleich hier einige Worte sagen wollen. Um seine neue Bearbeitung nach den schon vorhandenen, „darunter einer aus Freiligrath's schwungvoller Feder 1856", zu motiviren, sagt der Verfasser:

> Vielleicht darf die Entschuldigung darin gefunden werden, daß wir in den letzten Jahrzehnten in der sprachlichen Wiedergabe des neuern Fremdländischen allgemein bedeutende Fortschritte gemacht haben. Dahin hat die Kritik mit ihren, wie mit Hammerschlägen wiederholten Forderungen an Genauigkeit, Klarheit, Treue unter Wahrung der guten Form allmählich getrieben. Eine ungefähre Wiedergabe genügt heute nicht mehr. Früher waren wir zufrieden mit dem allgemeinen Eindruck, den die Schilderungen des Indianerlebens machten u. s. w.

Die letzten Worte dürfen keine falsche Vorstellung von Freiligrath's Uebersetzung erwecken. Bei der auch von Reuleaux hervorgehobenen Eigenschaft des Liedes, daß jede Verszeile, ganz wenige Fälle abgerechnet, einen mehr oder weniger geschlossenen Gedanken enthält, bleibt dem Uebersetzer überhaupt nicht viel Spielraum. Das Original fordert oft geradezu einen bestimmten Wortlaut, so daß nothgedrungen die neue Uebersetzung in manchen Versen wörtlich oder nahezu wörtlich mit der Freiligrath's übereinstimmt. Daß Reuleaux consequenter als Freiligrath den engsten Anschluß sucht, ist indessen nur zu billigen. Aber die Anlehnung darf auch nicht zu wörtlich sein wie S. 186: „in dem Zelt von Hiawatha" (In the lodge of Hiawatha — In der Hütte Hiawatha's Fr.) oder ebenda: „Eh' ich wieder komm', zu seh'n euch (Ere I come again to see you — Eh ich wieder euch besuche Fr.). Andererseits ist auch Reuleaux bisweilen zu kleinen Abweichungen genöthigt. Mitunter stört eine harte Elision:

> Ueb'r die Ohren, die nicht hörten,
> Ueb'r die Aeuglein, die nicht sahen,
> Ueb'r der Nüstern schwarzes Schnauzhaar

oder:

> Trieb'n aus Wald und Thal das Dunkel.

Im übrigen ist die Uebersetzung sehr wohl geeignet, der Dichtung neue Freunde zu erwerben und das Interesse an der Sagenwelt der nordamerikanischen Indianer zu erhöhen.

Richard Opitz.

Religiöse Literatur.

1. Einleitung in das Neue Testament von Adolf Jülicher. (Grundriß der theologischen Wissenschaften III. Theil. I. Band.) Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1894. Gr. 8. 6 M.

Es ist noch nicht so gar lange her, da galten in weiten Kreisen die Ergebnisse der Tübinger Schule, die in Ferdinand Christian Baur ihr Haupt hatte, für die allein kritisch begründeten, ja für unantastbares Besitzthum der neutestamentischen Einleitungswissenschaft. Eine lange, glänzende Reihe von Schülern, wie Ed. Zeller, Alb. Schwegler, K. Reinhold Köstlin, Ad. Hilgenfeld, Gust. Volkmar, Karl Holsten, Otto Pfleiderer, der Holländer J. H. Scholten, die Franzosen Edm. Scherer und Tim. Colani, hatten sich für die Geschichtsauffassung des Meisters gewinnen lassen. Mit diesem glaubten sie den Schlüssel zur Erkenntniß der urchristlichen Geschichtsentwickelung gefunden zu haben in dem Gegensatz zwischen Paulus und den Uraposteln, zwischen dem Vertreter eines gesetzesfreien universalistischen Christenthums und den Vorkämpfern eines an alle jüdischen Vorurtheile gebundenen Messianismus. Dieser Kampf — so gibt auch Jülicher treffend den Baur'-

schen Grundgedanken wieder — habe von der zweiten christlichen Generation an allmählich an Festigkeit verloren, Concessionen seien gemacht von beiden Seiten; um gegenüber dem Hasse der Juden und Heiden sowie den auflösenden Tendenzen des Gnosticismus die Existenz zu retten, habe man schließlich auf einer Mittellinie sich vereinigt; eine Theologie, zugleich überpaulinisch und überjudaistisch, sei das Fundament der einen katholischen Kirche geworden, die den Frieden alsbald besiegelte durch Schaffung des neutestamentischen Kanons, die Apostel ausnahmslos als höchste Autoritäten anerkennend, als hätte es nie eine Dissonanz zwischen ihnen gegeben. An den Schriften des Paulus und seines Schülers Lukas kann man die Entwickelung der Paulinerpartei reconstruiren, wie an den katholischen Briefen, Matthäus, Markus und den johanneischen Schriften die allmähliche Loslösung der urapostolischen Richtung von ihrer Befangenheit und die Ueberwindung des Gegensatzes gegen den Paulinismus. Als Urkunde der ältesten Periode des Christenthums vor 70 n. Chr. bleiben da nur vier Paulusbriefe übrig, Römer, Galater, 1. und 2. Korinther, und die Apokalypse des Apostels Johannes, „dieses Document grimmigen Paulushasses und des engsten Ebionitismus". Alle übrigen neutestamentischen Schriften gehören einer viel spätern Zeit an, die für die Schärfe der ursprünglichen Streitfrage über die Geltung von Glauben und Werken kaum noch ein Verständniß besaß. Das vierte Evangelium mit den ihm ganz nahe stehenden johanneischen Briefen, die zwei Petrusbriefe wenig früher die Pastoralbriefe, weisen durch ihre höhere Synthese der Gegensätze schon in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts. Was sonst das Neue Testament enthält, insbesondere auch die Synoptiker und die Apostelgeschichte, entstammt der Zeit der dazwischenliegenden Vermittelungsversuche.

Von diesem ganzen stolzen Bau ist schon jetzt, nach wenigen Jahrzehnten, kein Stein auf dem andern geblieben. Werkstück auf Werkstück hat sich gelöst, die Decksteine sind abgebröckelt, das Fundament hat seine Tragkraft verloren. Gerade die Grundaufstellungen des Tübinger Meisters sind, zum Theil noch durch seine eigenen Schüler, erschüttert. Man gibt zu, daß eine ganze Reihe von Briefen, die er Paulus absprach, auf die Anerkennung, von seiner Hand verfaßt zu sein, kein geringeres Recht haben, als die vier von Baur ihm zugesprochenen. Die offenbaren Anzeichen von einem Kampfe bis aufs Messer, wie er zwischen Paulus und Petrus geführt sein sollte, haben sich zu wesenlosen Trugbildern verflüchtigt. An ihre Stelle ist die Einsicht getreten, daß eine gewisse weitherzige gegenseitige Anerkennung im Apostelkreis auf Grund bestehender Einheit in den Hauptfragen des christlichen Glaubens das Ursprüngliche war. Geblieben ist nur die bedeutsame Forderung Baur's, das neutestamentische Schriftthum nicht als ein Conglomerat von gleichsam zufälligen Erzeugnissen gewisser einzelner Persönlichkeiten anzusehen, sondern jedes seiner Werke im engen Zusammenhang mit der Geschichte des Christenthums als nothwendige Frucht einer bestimmten Entwickelungsstufe desselben zu begreifen. Diese Forderung zuerst mit klarer Bestimmtheit aufgestellt zu haben, bleibt Baur's Verdienst, das ihm nicht geschmälert werden darf, und daß die neutestamentische Einleitungswissenschaft unserer Tage hierin seinen Winken zu folgen trachtet, ohne im übrigen an die Constructionswillkür seiner Tendenzkritik sich gefangen zu geben, bedeutet einen unleugbaren Fortschritt, verbürgt ein erfreulicheres Ergebniß der Forschung, als auf der Sackgasse zu finden war, in die man sich dort verrannt hatte.

Jülicher's Werk gibt sich als die reife Frucht einer ernsten, mühevollen Arbeit. Unter Ausscheidung alles Unwesentlichen läßt das Buch nichts, was für die Vollständigkeit von Belang ist, vermissen. Die Forschung ist umfassend und gründlich, das Urtheil besonnen, die Darstellung lichtvoll. Auch neben den Arbeiten von Holtzmann und Weizsäcker darf sich diese neue wol sehen lassen, ja sie ist in mancher Hinsicht gerade durch ihre Gedrängtheit noch mehr geeignet, als jene, das Interesse zu fesseln. Dem Ganzen vorausgesandt sind kurzgefaßte Prolegomena, welche Begriff und Gliederung der Disciplin umfassen und eine Uebersicht über die Literatur geben. Der eigentliche Stoff gliedert sich in drei Haupttheile: 1) die Geschichte der einzelnen neutestamentlichen Schriften; 2) die Geschichte des neutestamentlichen Kanons; 3) die Geschichte des neutestamentlichen Textes. Von den drei Abschnitten des ersten Theils behandelt der erste die Briefe (in der Reihenfolge: die echten Paulusbriefe, die pseudopaulinischen Briefe, die katholischen Briefe), der zweite die apokalyptische Literatur im Neuen Testament, der dritte die geschichtlichen Bücher (die vier Evangelien und die Apostelgeschichte). Der zweite Theil beginnt mit der vorkanonischen Periode der neutestamentlichen Literatur, bespricht dann die Bildung der Urform des Kanons, endlich die Ausgestaltung des Kanons bis zu seinem jetzigen Umfang. Der dritte Theil beschäftigt sich zunächst mit den Urschriften, verfolgt weiterhin die Vervielfältigung des Textes bis zum Aufkommen des Druckes und wendet sich schließlich den großen Recensionen des neutestamentlichen Textes seit 1516 zu.

Bei den Paulusbriefen entscheidet sich Jülicher für die Echtheit von Römer (ausgenommen 16, 1—20, welcher Abschnitt ein kurzes Empfehlungsschreiben nach Ephesus enthalten soll), 1. und 2. Korinther, Galater, 1. Thessalonicher, Philipper, Philemon, ferner mit einiger Wahrscheinlichkeit von Kolosser, 2. Thessalonicher, selbst Epheser. Die Abfassung des Matthäus verlegt der Verfasser in die Regierungszeit des Domitian (81—96), für den Markus setzt er das Jahr 70 als terminus a quo an, für den Lukas läßt er als Abfassungszeit die Jahrzehnte von 80—120 offen. Den Quellenwerth der Apostelgeschichte schlägt er nicht gering an. Daß sie aber den Tod des Petrus und Paulus nur deshalb nicht erzählt haben soll, weil der Berichterstatter nicht wie bei Christus von der nachfolgen=

den Auferstehung erzählen konnte, ist ein wunderlicher Einfall. Auch werden mehr als einmal in den Berichten Widersprüche gefunden, wo keiner zu entdecken ist.

Bei der Sammlung von altchristlichen Vorlesungsschriften denkt sich Jülicher die Kunst wirkend, das in einer schnellen und reichen Entwickelung hervorgebrachte Neue augenblicklich als althergebracht anzusehen, für ein ubique semper et ab omnibus Angenommenes zu erklären, und diese urkatholische Kunst, meint er, finde in der Geschichte des Kanons sich glänzend bestätigt. Sollte er da das kritische Vermögen der Väter, das durch die Pietät nicht geschwächt, sondern geschärft war, nicht unterschätzen? Wenn dann aber wieder die angebliche Sorglosigkeit der eigentlichen Schöpfer des Neuen Testaments zu einem Verdienst gestempelt wird, von dem diese keine Ahnung haben, so dürfte sich doch dieses Verdienst, bei Lichte besehen, schwerlich als solches behaupten.

An die Besprechung dieses vorzugsweise für Theologen von Fach bestimmten Werkes reihen wir eine andere, die einem Buche für weitere Leserkreise gilt:

2. Bilder aus der Kirchengeschichte für Schule und Haus. Von Karl Noack. Berlin, Nicolai'sche Verl.-Buchh. (R. Stricker). 1894. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser bietet uns das Wissenswertheste aus der Kirchengeschichte in abgerundeten Bildern, und zwar so, daß er, auf die übliche Eintheilung nach Zeitperioden verzichtend, sich darauf beschränkt, das sachlich Zusammengehörige in seiner Entwickelung darzustellen, und nur durch die Reformation einen Zeitabschnitt bezeichnet sein läßt. Bei Ausführung der Bilder sind mit Vorliebe die Lebensbeschreibungen hervorragender Persönlichkeiten in den Vordergrund gerückt, öfter mit Auszügen aus ihren Werken. Die Beziehung auf die Gegenwart wird, wo es noth thut, besonders hervorgehoben, der Entwickelung der evangelischen Kirchenverfassung und Union, sowie der Liebesthätigkeit in der neuern evangelischen Kirche je ein eigener Abschnitt gewidmet, mit Rücksicht auf das Bedürfniß der höhern Schulen, die nach dem Lehrplan von 1892 wenigstens in Preußen auf der obersten Stufe sich mit Kirchengeschichte zu befassen haben, auch in einem Anhang das Wesentliche aus dem Augsburger Bekenntniß und eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse beigefügt.

Das Buch verdient empfohlen zu werden. Nicht blos die Schule, sondern jeder, der berufen und geneigt ist, sich in unsern Tagen an kirchlichen Dingen durch Rath und Beschlußfassung zu betheiligen, wird darin finden, was für das Verständniß der Gegenwart auf diesem Gebiete nöthig ist. Die Auswahl ist geschickt, der Stoff übersichtlich geordnet, die Darstellung warm und lebhaft, das Ganze wegen seines mäßigen Umfanges von 176 Seiten leicht zu bewältigen. Zu dem Lebensbild von Winfried möchten wir bemerken, daß dieser keineswegs erst als Bischof „Bonifatius" genannt wurde, sondern schon im Kloster seinen angelsächsischen Namen mit dem entsprechenden lateinischen — Winfried = boni fati — vertauschte. Seite 125 berührt die Zusammenstellung von Nitzsch mit Hase und Schenkel etwas seltsam, zumal sich die Bemerkung anreiht, daß sich aus den Anhängern dieser Theologen der 1863 gegründete Protestantenverein gebildet habe, mit dem doch Nitzsch ebenso wenig wie einer seiner Schüler etwas zu thun hat. Neben dem Gustav Adolf-Verein wäre Seite 150 eine Erwähnung des Evangelischen Bundes wol angezeigt gewesen.

An dritter Stelle bringen wir eine werthvolle Gabe aus der Kanzelliteratur unserer Tage zur Anzeige:

3. Licht, Liebe, Leben. Predigten von Ottomar Lorenz. Erfurt, Hugo Güther. 1894. Gr. 8. 4 M.

„Licht, Liebe, Leben" hat der Verfasser seinen Kanzelreden als Ueberschrift gegeben, damit anzudeuten, daß in diesem Dreiklang, der ihm am hellsten und mächtigsten aus den johanneischen Schriften entgegentönt, das vorwiegend zum Ausdruck kommt, was er zur Bekämpfung des Massenabfalls vom Christenthum zu reden hat. Die Religion, sagt er sich, muß wieder eine Lebensmacht werden. Das kann aber nur erreicht werden durch Darbietung wirklicher Religion. Darum ist es, um die Hochburgen der Religionslosigkeit zu zertrümmern, nothwendig, aus dem Arsenal der Heiligen Schrift die Geisteswaffen hervorzuholen, die über Herz und Gemüth, über Gewissen und Willen des Menschen Macht haben. Die höchsten, reifsten, schönsten Ideen, wie es im Vorwort heißt, die ewigen, im Wesen Gottes begründeten, in den Heilsthaten Gottes geoffenbarten, in Christo Jesu verkörperten, großen Ideen müssen als Licht des Lebens auf den Leuchter gesteckt werden. Die Fülle des Reichthums in Gott, die Seligkeit eines erlösten Herzens, der Trost und der Frieden und die Kraft eines Gotteskindes, müssen wie Schätze ausgebreitet werden, damit die Menschen, die in der Oede der Religionslosigkeit wandern, Durst nach dem Wasser des Lebens, Hunger nach dem Brote des Lebens empfinden. Die schönen und großen Ziele, die Gott in dieser Weltentwickelung verfolgt, das Reich Gottes hier auf Erden und die Vollendung der Dinge droben, die idealen, der Menschheit, der Gesellschaft gesteckten Aufgaben müssen aus dem Schriftwort herausgeschält werden: „Der Kern der Schrift ist so süß, so beglückend, daß er die Menschengemüther gefangen nehmen muß."

So verkündigen denn elf der aus dem Weihnachtskreis gebotenen Predigten die Liebe, acht aus dem Epiphaniaskreis das Licht, einundzwanzig aus dem Oster- und Pfingstkreis das Leben; Licht, Liebe, Leben, wie sie in dem Herzen Gottes ihren Ursprung haben und in dem Menschenherzen eine Stätte suchen. Sie thun es ohne alle Schönrednerei, in schlichtem, aber feierlichem Gewande. Die umfassende Berücksichtigung der im Umgang mit der Gemeinde durchgemachten äußern und innern Erlebnisse, die stete Beziehung auf die brennenden Schäden und Bedürfnisse unserer modernen Gesellschaftsordnung, die leben-

dige Wiedergabe so mancher in der Seelsorge gemachten Erfahrung sichern diesen Kanzelreden ihre Wirkung auch ohne künstlichen Schmuck. Das wahre, echte Pathos geht ihnen darum keineswegs ab. Die Sprache ist edel, oft von dichterischem Schwung und packender Kraft. Die Leitsätze sind für das lebendige Erfahren im eigenen Leben der Hörer und Leser ausgemünzt, die Dispositionen, zwei- oder drei-, selten einmal viertheilig, sind einfach und natürlich, die Ausführungen ebenso entfernt von lästiger Breite, wie von räthselhafter Knappheit. Den Vorzug der Kürze theilen sie alle, sie füllen bei großem, freigebigem Druck zumeist nur fünf bis sechs Seiten. Neben den alten Dichtern unserer Glaubenslieder kommen auch die neuern zum Wort. Das ist ebenso ein Vorzug, wenn es wie hier mit taktvoller Mäßigung geschieht. Endlich möchten wir noch die sinnige Auswahl der Texte hervorheben. Dem Alten und Neuen Testament, doch vorwiegend dem Evangelium und den Briefen des Johannes entnommen, beschränken sie sich häufig auf einen einzigen Vers, selbst in den Festpredigten, um dann den darin liegenden Reichthum in der Ausführung um so ausgiebiger zu entfalten. Unser evangelisches Volk hat alle Ursache, sich recht viele solcher Predigten zu wünschen.

Karl Sallmann.

Neue Romane und Unterhaltungsschriften.

1. Die Buchhalterin. Roman von Max Kretzer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 5 M.
2. Ueberspannt. Roman von Balduin Groller. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 3 M.
3. Der Irrweg. Roman von Robert Misch. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 2 M.
4. Treu im Kampf. Roman von Heribert Bauer. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1894. 8. 3 M.
5. Tom und Ich. Novelle von J. van Woude. Nach dem Holländischen frei bearbeitet von A. Herbst. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1894. 8. 3 M.
6. Mutterseelenallein. Von Madame E. de Pressensé. Deutsch von Clara von Strantz. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1894. 8. 3 M.

Die Zeit der sogenannten berliner Romane, in denen nach pariser Muster ein fabelhaftes Tout-Berlin die Hauptrolle spielte, scheint vorüber, und so ist auch Max Kretzer's neuester Roman: „Die Buchhalterin" (Nr. 1), obwol er in Berlin spielt, schlechtweg Roman betitelt. Man würde dem Inhalte des Buches Unrecht thun, wollte man ihn als einen Griff in die jetzt so lebhaft umstrittene Frauenfrage bezeichnen, ist doch schließlich jeder Roman, der Frauenschicksale behandelt, ein Beitrag zur Frauenfrage. Gewisse Verwickelungen ergeben sich ja in dem Schicksal der von der gesellschaftlichen Stellung einer Offizierstochter zum Comptoir einer Lederwaarenfabrik hinabgestiegenen Lucie von Werner aus ihrem modernen Frauenberufe, durch den sie in Wettbewerb mit dem ihn als Privileg betrachtenden Herren der Schöpfung tritt. Von dem übeln Eindruck dieses Wettbewerbes aber ist in dem Roman: „Die Buchhalterin" wenig zu spüren. Fräulein von Werner verdrängt niemanden aus seiner Stellung und so wird sie dem Personal des Töpfer'schen Comptoirs bald eine der Abwechselung wegen höchst willkommene Collegin. In Anbetracht ihres muntern Temperamentes, ihres alle Misdeutungen und Hoffnungen rasch enttäuschenden Taktgefühles und ihres sichern, beherrschenden Benehmens ist dies auch nur zu begreiflich. Diese ihre Eigenschaften machen sie im Bunde mit ihrer vornehmen Schönheit von einem ganz andern Gesichtspunkte aus gefährlich, als von dem der weiblichen Emancipation. Statt des Neides auf Gewinn und Stellung erweckt sie begehrende Leidenschaften; sie verdreht wider Willen einem beinahe Lieutenant gewordenen Volontär, der bis auf gewisse dichterische Neigungen und eine lose Zunge ein sehr harmloser Mensch ist, und einem ältern biedern Buchhalter die Köpfe, nicht zuletzt aber wird sie dem Chef des Hauses, einem flotten und gewandten Lebemann gefährlich, der, vielleicht nicht zuletzt infolge ihrer kühlen Abwehr jeder außergeschäftlichen Annäherung, sich ernstlich in sie verliebt und an sie Hand und Herz verliert. Daß dieses Ziel nicht ohne allerhand Hindernisse erreicht wird, versteht sich von selbst; der Verfasser aber hat es verstanden, dieser Verkettung von Liebesirrungen und Liebeskämpfen ein tieferes Interesse noch dadurch zu verleihen, daß er zwischen den Schicksalen des Chefs des Hauses und seiner Buchhalterin eine geheimnißvolle Verbindung hergestellt hat, deren Zusammenhang sich den Liebenden wie den Lesern erst zuletzt in voller Klarheit verräth. Ohne dieses Geheimniß zu erzählen, berichten wir doch so viel, daß schließlich die Heirath zwischen dem reichen Kaufherrn und der armen Offizierstochter als ein Act der ausgleichenden Gerechtigkeit wirkt, in deren Herbeiführung wir im Romane so gern wie im Leben ein versöhnendes Walten der Vorsehung begrüßen. So schließt denn der Roman, der außer einem starken Talent zur Charakteristik der Personen und des Milieus einen warmblütigen Humor bekundet, so, daß die besten Erwartungen des Lesers sich erfüllen. Entrollt das Buch uns auch kein bedeutsames Gesellschaftsbild, so erfreut es doch durchweg durch die Sicherheit, Treue und Wärme, mit der es den gegebenen Kreis der Gesellschaft schildert.

Einen Roman von wunderlich verschlungener Doppeltendenz bietet Balduin Groller unter dem Titel: „Ueberspannt" (Nr. 2). Die Scene ist in Wien, die Gesellschaft gehört der Aristokratie an, und zwar der abgeschlossensten und selbstherrlichsten. In diese glänzende Welt ragt die Arbeiterfrage hinein. Der 1. Mai mit seinen beunruhi-

genden, demonstrativen Umzügen, ein großer Ausstand beginnen und schließen die Erzählung. Die Vermittelung zwischen den feindlichen Lagern stellt eine Fürstin dar, die mit der Arbeiterpartei sympathisirt und den streikenden Arbeitern ihres hochconservativen Gatten Hülfsgelder aus ihrer Tasche zufließen läßt. Den wunderlichen Kreis dieser seltsamen Fürstin, die der Autor kühn genug ist, nicht einmal aus Rußland stammen zu lassen, vervollständigen ein socialistischer Professor, der ehemalige Erzieher der Fürstin, und dessen Nichte, eine Amerikanerin mit den üblichen freiheitlichen Anschauungen von Jenseits und mit der echt romantischen Selbstlosigkeit einer Kapitalistentochter. Als unwürdiges Glied dieses Bundes tritt ein echter Aristokrat, Baron Dornach, auf, der Fürstin trotz ihrer überspannten Neigungen und Gedanken in Verehrung zugethan, und bald auch ein Anbeter der amerikanischen Tochter aus bürgerlichem Blute. Die Lorberen, die er sich auf dem Fechtboden als Preiskämpfer erwirbt, finden jedoch in den Augen dieser principientreuen Bürgerdame keine Gnade, und als gar der Sohn der Fürstin als Opfer eines Duelles fällt, bei dem Baron Dornach als Secundant mitwirkte, scheint jede Brücke zwischen dem Begehrenden und der Versagenden abgebrochen. Der Schmerz der fürstlichen Mutter, der Bruch der mit ihr fühlenden Geliebten wandeln den gekrönten Fechter zum grundsätzlichen Gegner des Duelles um, er lehnt ab, einen ihm zugeschobenen Ehrenhandel standesgemäß aus der Welt zu schaffen und gewinnt dadurch das Herz der längst ersehnten Bürgerin, mit der er, fern von dem Treiben seiner ehemaligen Genossen, als sich selbst entadelnder Dornach seine Tage als Landmann zu beschließen gedenkt. Der Roman, der in flotter Mache crasse Gegensätze nebeneinander stellt, ohne sie schärfer durchzuführen, unterhält, ohne in einem Punkte zu überzeugen, es sei denn in der Verurtheilung des Duelles, die freilich wenig neues bietet.

Mit dem Roman: „Der Irrweg“ hat Robert Misch (Nr. 3) die lange Reihe der Unterhaltungsromane um eine neue Nummer bereichert. Der Verfasser bewegt sich in diesem Werke auf einer Mittellinie, die wir nicht als die goldene bezeichnen möchten. Weder die Charakteristik, noch die Composition, noch die Schilderung erheben sich über das Maß des Landläufigen, aber sie sinken auch, wie zugestanden werden mag, nicht unter dieses Maß hinab. Auf dem Irrweg befindet sich der Held des Romans, der Sohn aus reichem Hause, der verwöhnte Liebling einer blinden Mutter, eine leicht erregbare, leicht zu begeisternde Natur, aber ohne Treue, Ausdauer und Thatkraft. Ohne diese Gaben kann sein schwaches Talent zur Malerei nicht ausreichen, um ihm eine befriedigende Lebensarbeit zu gewähren; er betrachtet diesen seinen Beruf auch mehr als Unterhaltung, denn als Arbeit, und selbst seine Braut, eine energische Amerikanerin, die wünscht, daß der Bräutigam ernsthaft auf ein Ziel zustrebe, ihn dauernd zu beeinflußen. Ueber diesen Mangel an Energie kommt es zum Bruche zwischen den Verlobten. Erst erneute Lebenserfahrungen, der Zusammenbruch des väterlichen Geschäftshauses, die Nothwendigkeit, das gefährdete Schifflein an Vermögen durch die Wogen der darauf hereinstürmenden Anforderungen zu führen, reifen den Mann, der endlich als Kunsthändler eine seinen Neigungen entsprechende Stellung und durch ernste Arbeit in dem neuen Berufe auch den Weg zu der frühern Verlobten zurück findet. In diese an sich wenig spannende und eigenartige Handlung werden noch eine Reihe von Personen verflochten, zumeist Mitglieder der Künstlerwelt, eine Ateliervermietherin mit ihren ungleichen Töchtern, Episodenfiguren, die ansprechend geschildert, das Gesellschaftsbild beleben, ohne dessen charakteristische Schärfe jedoch zu heben.

„Treu im Kampf“ von Heribert Bauer (Nr. 4) schildert in anziehender Weise die Geschichte einer jungen Ehe zwischen einem Offizier von altem Adel und einem bürgerlichen Mädchen. Baron von Heldburg, der sich das Herz des Mädchens im Fluge erobert hat, ist nicht nur ein tüchtiger Offizier, sondern auch in den schönen Künsten wohl erfahren und mit Glück schaffender Dilettant. Diese Begabungen lassen ihn dem Fürsten, dem Chef des Regiments, als den geeigneten Mann für die vielseitige Fähigkeiten erfordernde Stellung eines persönlichen Adjutanten erscheinen. Infolge dessen siedelt das junge Paar aus der kleinen Garnisonstadt, deren Leben und Treiben hübsch geschildert wird, in die Residenz. Die Ueberlastung des Adjutanten mit dienstlichen Geschäften führt schließlich zu einer stillschweigend von beiden Theilen empfundenen Entfremdung zwischen den Gatten, aus der sich erklärt, daß die junge Frau von den drohenden Wolken, die über ihrem Geschick sich aufthürmen, erst Kenntniß erhält, als es zu spät ist. Der Adjutant wird das Opfer einer schändlichen Intrigue, welche die Maitresse des Fürsten, eine Schauspielerin, gegen ihn spinnt, er quittirt den Dienst und geht nach dem Auslande, um sich durch energische Arbeit eine neue sicherere Lebensstellung zu erobern. In dieser Zeit der Einsamkeit und Bedrängniß erkennt die junge Frau, wie wenig innern Antheil sie an dem Leben und Streben des Mannes hatte, und wie sehr sie erst lernen müsse, durch Arbeit und Energie eines arbeitsamen Mannes ebenbürtige Frau zu werden. Nach verschiedenen Erlebnissen findet sich das Paar wieder zusammen. Die Erzählung leidet zwar an einigen Unwahrscheinlichkeiten, empfiehlt sich aber durch eine tüchtige, sittliche Tendenz.

Ein ganz ähnliches Motiv wie H. Bauer, bearbeitet J. van Woude in der Erzählung: „Tom und Ich“ (Nr. 5), welche A. Herbst aus dem Holländischen frei bearbeitet hat. Die Geschichte könnte man als Ehestandsbrevier empfehlen. Wie in dem Roman: „Treu im Kampf“, stehen sich auch hier ein ernster, charakterfester, in der Erfüllung seines Berufes als Großgrundbesitzer und der aus ihm sich ergebenden gesellschaftlichen Verpflichtungen aufgehender Mann

und eine Frau gegenüber, die das Leben nur als Vergnügen betrachtet und die Welt nicht kennt. Trotz der innigsten Liebe, welche die uns ihren Roman selbst erzählende Frau dem aller weltmännischen Oberflächlichkeit abholden Gatten entgegenbringt, will sich ein auf gegenseitigem Verstehen begründetes Verhältniß zwischen den beiden Gatten nicht bilden. Da die Frau, die Einsamkeit des ihr durch die Ehe auferlegten, stillen und aufregungslosen Landlebens verwünschend, fern von dem Gatten in der Stadt Zerstreuung und Genüsse sucht und sich durch ihr Benehmen Misdeutungen aussetzt, deren Berechtigung freilich nicht weit her ist, spitzt sich die Lage zu einer kritischen zu, und zwar in um so gefährlicherer Weise, als Stolz und Zurückhaltung beide Theile von dem ersten Schritte zur Versöhnung mehr und mehr zu entfernen drohen. In der Schilderung von der Art, wie sich die beiden wieder zusammenfinden, offenbart der Erzähler eine sympathisch berührende Kenntniß des Lebens und des menschlichen Herzens und gewinnt dadurch für seine schlichte, aber immer regen Antheil erweckende Geschichte einen natürlichen und befriedigenden Abschluß. Das Buch kann namentlich der reifern Jugend warm empfohlen werden, denn es belehrt über Menschen und Dinge treu und zuverlässig, ohne die Phantasie zu überreizen.

Eine Erzählung für reifere Mädchen von ansprechendem Charakter ist Madame E. de Pressensé's „Mutterseelenallein" (Nr. 6). Clara von Strantz hat das Buch, in dem das Schicksal einer Waise mit treffender Beobachtung und in einem dem Alter der Heldin entsprechenden Tone, mit ziemlicher Breite berichtet wird, ins Deutsche übertragen.

Leonhard Lier.

Lyrik und Epik.

1. Gedichte von Paul Grotowsky. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1894. 12. 2 M.

Noch immer liegt es über Grotowsky's Lyrik wie ein wehmüthiger Flor, in dessen Thränenperlen es hier und dorten indessen schon sonnenfroh aufdämmert. Die Form hat sich geschmeidigt und ihre Klangfülle bereichert, die Rhythmen haben an Flugkraft gewonnen und ihr lyrischer Gehalt an elastischer Gestaltigkeit. Ich wähle zur Probe der feingeschliffenen Lieder:

Das erstrittene Kreuz.
(Zu meines Großvaters Gedächtniß.)

Es wölbt sich ein Hügel in blumigem Flor
Auf mecklenburgischem Grund empor.

Drin schlummert, erstrittener Ruhe froh,
Ein wackerer Kämpe von Waterloo.

Längst deckt den Alten der schweigende Stein,
Doch ein Kreuz, es redet in güldenem Schein,

Umwoben von würzigem Rosenduft,
Ein eisernes Kreuz auf der Epheugruft:

„War einst ein Reiter, ein kecker Husar,
Der schwang seine Klinge für Thron und Altar.

Es träumte sein Sehnen in Leid und Lust
Sich das eiserne Kreuz auf die Reiterbrust.

Doch vergebens hat er danach gejagt
Im Leben blieb ihm der Wunsch versagt.

Der Tod erfüllte den Traum zuletzt,
Der Sohn hat's dem Vater aufs Grab gesetzt.

Hell schimmert, umwoben von Rosenduft,
Das eiserne Kreuz auf der Todtengruft.

Es kündet von Gottes beschirmender Hand,
Von dem Blut, das geflossen fürs Vaterland.

Von nach Freiheit lechzendem Schwerterklang,
Von Sohnesliebe und Kindesdank! ...

Süß schläft des erstrittenen Kreuzes froh,
Der alte Kämpe von Waterloo.

2. Herbord. Ein Friesensang von A. Dannemann. Bremen, Verlag von G. A. von Halem. 1894. 12. 2 M.

Bereits die Widmungsstrophen des Dichters „an seinen Bruder Gerhard" legen schönes Zeugniß ab, daß er die poetische Sprache beherrscht. Diese Eingangsstanzen erreicht in ihrer farbigen Pracht die Dichtung selbst zwar aus dem einfachen Grunde nicht wieder, weil sie auf strophische Gebundenheit verzichtet und sich mit dem Blancvers begnügt, der uns für ein episches Gedicht zu arm an phonetischem wie musikalischem Reiz erscheint, indessen athmen diese sechs Gesänge dennoch ein mit sich fortreißendes Feuer und die Sprache hält sich überall rein und kraftvoll. Ich empfehle dem Dichter das Vorbild der Lord Byron'schen versificirten Novelle und verheiße ihm die größten Erfolge. Vielleicht nützt ihm auch näheres Bekanntwerden mit Joseph Lauff's „Overstolzin" und „Störtebecker". Vorläufig erscheint uns A. Dannemann zu sehr abhängig von Tennyson's nur begrenzter Nachahmung würdigem „Enoch Arden". Aber des Dichters Art ist ungleich sehnenstarker und dramatischer als Tennyson's thränenseliges zwischen lyrischer Epik und epischer Lyrik hin- und hertaumelndes Zwittergedicht. Ich gebe zur Probe ein Stück aus Herbord's und Elisabeth's Brautfahrt:

Elisabeth, es muß geschieden sein.
Schon klang der Freunde trennendes Signal!
Weit, weit von dir, vom Bord, der mir gehorcht,
Muß ich des Morgens erste Strahlen grüßen.
Sag' mir noch einmal, daß du mein gehörst!
Noch einmal bette du mein armes Haupt
An deiner Brust, und sprich ein fromm Gebet.
Und dann leb' wohl, bis einst der Tag erscheint,
Wo Frankreichs Aar aus deutschen Landen flieht,
Wo uns're Heimat keine Ketten trägt
Und frei der Strom vom Quell bis an die Mündung.
Von uns'rer Thürme altersgrauer Zinne
Seh' ich der Heimat frohe Banner weh'n.

Wenn dann des Dankes frommer Zähren rinnen
Und alles Volk geschmückt zur Wurt empor
Die Schritte lenkt, sollst du als liebe Braut
Zur Seite mir im Schmuck der Myrte wandeln.
Dein Lächeln soll aus meinem Herzen scheuchen
Erinn'rung langen Leides, langer Pein.
Noch einen Kuß!" —
„„Horch'! Herbord! Weiche jetzt!
Mir däucht, landeinwärts fiel ein Schuß. Entflieh!
Der Morgen naht. Noch schützt das Dunkel dich!
Ein Augenblick der Zög'rung bringt Gefahr!""
Zum off'nen Fenster zog sie den Geliebten,
Und lauschend hielten beide sich umschlungen.
Doch nur des Windes Brausen ward gehört.
„Zum letzten mal nun laß dein liebes Auge
Erschauen mich, den letzten Kuß uns tauschen:
Leb' wohl, Elisabeth! —
Allew'ger Himmel!
Das war der Freunde Ruf vom Meere nicht!
Kein Zweifel mehr, landeinwärts naht ein Feind.
Es fällt ein Schuß, es hallt ein wilder Schrei!"

3. Nemt, frouwe, disen kranz! Ausgewählte Gedichte von Otto Julius Bierbaum. Berlin, G. Schuhr. 1894. Gr. 16. 2 M.

O. J. Bierbaum hat in der Schule der Minnesänger mit liebender Bewunderung geweilt und mit frischer Unbefangenheit ebenso gern den besten Sängern der Modernen gelauscht. Es spricht sich das auch äußerlich lustig in diesen Liedern aus, die er mit einer bekannten Wendung Walther's von der Vogelweide „seiner Frau Gusti" widmet, während er dem anticipirten „ersten Jungen" die Vornamen Hans Detlev's von Lilienkron verschreibt. „Stolz heißt sie" (das erste kleine Mädchen Frau Gusti's nämlich):

Stolz heißt sie Anna Rustika
(Hans Detlev heißt der Bengel).
Funiculi, Funicula!
Und alle zwei sind Engel.

Das Lied ist sehr kurzweilig, ohne dennoch den nicht minder würdigen Sang an „Gigerlette" zu überschatten:

Fräulein Gigerlette
Lud mich ein zum Thee.
Ihre Toilette
War gestimmt auf Schnee;
Ganz wie Pierrette
War sie angethan.
Selbst ein Mönch, ich wette,
Sähe Gigerlette
Wohlgefällig an.

War ein rothes Zimmer
Drin sie mich empfing,
Gelber Kerzenschimmer
In dem Raume hing.
Und sie war wie immer
Leben und Esprit
Nie vergeß ich's, nimmer,
Weinroth war das Zimmer,
Blütenweiß war sie u. s. w.

Es ist eine sonnenfrohe, wein- und liebeselige Welt, in die uns der Dichter führt. In dieser Jammerepoche der Hanneles und der greinenden Ibsen'schen Kümmerlinge ist es ein wahres Labsal, einem Lyriker zu begegnen, der es weiß, daß rothe Mädchenlippen zum Küssen geschaffen sind, und daß der Wein das Menschenherz nur unter der Bedingung fröhlich macht, daß er getrunken wird, und zwar aus möglichst würdigen Gläsern getrunken wird. Es liegt über all diesem Wein- und Liebessang der blaue Himmel kräftiger Jugendlust lächelnd ausgebreitet. Diese Poesie hat die Frische einer kerngesunden kümmernißlosen Natürlichkeit, und sie klingt in unsere Herzen allezeit in heller Minnelust wie Finkenruf im Buchengezweig oder Wachtelschlag im Korn:

Roth der Rock und das Mieder blau
Madei, du bist meine liebe Frau,
Schau doch in Rund und Weite:
Grün ist der Haber, das Korn wie Gold,
Hurrah, uns Zwei'n ist die Liebe hold,
Madei, ich komme zur Freite.

Madei, ich komm' mit dem Erntekranz,
Madei, ich komme zum Hochzeitstanz,
Hörst du den Finken schlagen?
Komm, komm, komm in das goldene Korn,
Hinten dort, hinter dem Heckendorn
Will ich ein Wort dir sagen.

Nur ein Wort, o du Meine du,
Nur ein Wort, mach' die Augen zu,
Glaube mir blind was ich schwöre.
Horch wie das Korn leis rauscht im Rund,
Horch, es segnet unsern Bund,
Daß ich dir ganz gehöre.

4. Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes von Hans Benzmann. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 1894. 8. 2 M.

Die Farben werden noch zu verschwenderisch ausgegeben; aber diese Thatsache beweist nur, daß der Dichter reich an Farben ist; die Töne überschreien sich noch des öftern, aber Selbstzucht und gute Freunde werden dies dem Sänger, hoffentlich schonungsvoll, abgewöhnen. Sonst hat er alles, was den modernen Lyriker ausmacht, heißes Empfinden, Naturgefühl, rhythmischen Sinn, Bilderfülle (wenn auch vorderhand ungeklärte), schwingungsreiche Phantasie, bewegliche Vorstellungskräfte, Verliebtheit, gelegentliches Misvergnügen, aphrodisische Sympathien, diogenisches Eifern, freireligiöse Anwandlungen, romantische Wallungen, Glück, Noth und schönes Selbstbewußtsein. Am besten charakterisirt ihn sein Selbstporträt, das er uns, „der Herde", in apollinischer Hoheit entgegenhält:

Ihr und ich.

Ihr geht in Opern, ihr besucht Concerte,
Ihr gafft euch satt in Bildergalerien —
Ich schlüpf' wie eine muntere Lacerte
Am liebsten durch's Gewühl der Menschen hin.

Wo Wagen rasseln, Peitschen lustig knallen,
Wo dröhnend schnauft des Dampfes Eisenpferd,
Wo tausend Menschen, arm' und reiche, wallen,
Im Strudelstrom der Zeit, im Arbeitsherd,

Da packt mich recht ein inniges Gefallen,'
Da eil' ich hin und tauche meinen Blick,
In dies und das Gesicht, und nehm' von allen
Ein Bild, helldunkel, dieser Zeit zurück!

Ihr schaut das Bild, ich blicke in die Herzen,
Und der Reflexe bunter Farbenschwall
Und all das Elend, all die tausend Schmerzen,
Sie finden in mir langen Widerhall!

. . . .

Ihr seid die Herde, die nach alter Sitte
Auf grüner Flur behaglich wiederkäut,
Die, wenn sich einer von der goldnen Mitte
Verliert, Verdammniß, Schuld und Sühne schreit!

Mein Eigner will ich sein: die ganze Fülle
Der Keime in mir will ich wuchern sehn —
Ein wilder Wald voll räthselhafter Schwüle,
Voll Unkraut will ich in die Höhe gehn!

5. Gelungn Gescherr. Eine Sammlung heiterer Gedichte und Geschichten in wiesbadener, frankfurter, pfälzer, westerwälder und hessischer Mundart. Herausgegeben von Franz Bossong. Wiesbaden, Verlag von Keppel u. Müller. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Der um die Geschichte und das Gedeihen seiner Vaterstadt Wiesbaden mannichfach verdiente Herausgeber übergibt hier dem Publikum eine Reihe von Dialektdichtungen seiner engern Heimat, die gewiß auch in weitern Kreisen Dank finden; wenigstens verdienen sie das sowol in sprachlicher als cultureller Hinsicht. Der Humor des Himmelsstrichs leuchtet hier wieder aus seiner mundartlichen Volkspoesie und ein Witz ohne verwundende Schärfe blitzt aus manchem dieser Gedichte, denen man anmerkt, daß sie in der lustigen Stimmung des Faschings oder beim Federweißen, jedenfalls aber in der Sonne des Rheinlandes zum ersten mal von frohen Herzen zu frohen Herzen geklungen sind. Lieder von feinerm Schliff und feinerer Abtönung enthält die Sammlung nicht; es ist lediglich der derbe Volkshumor, welcher sich hier äußert, so wie ihm der Mund steht. Nicht daß die Landschaft hierin irgendwie zurückstünde; vielmehr hat die principielle Auswahl Franz Bossong's die Sammlung auf die humoristische Lyrik der Mundart beschränkt.

6. Der Poet im Dorfschulhause. Ausgewählte Gedichte von Johann Peter. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist erfreulich, daß die Poesie des Dorfschulhauses einmal wieder ihren Poeten findet. Der Poesie des Pfarrhauses könnte auch wieder einmal ein neuer Poet erstehen, dem wir dann freilich höhern Flug und rauschendere Schwingen, als Johann Peter zu eigen sind, wünschen möchten. Nimmermehr aber wollen wir ihm wehren, seine Dichterader immer reicher strömen zu lassen und wünschen seiner Poesie so viele immer schönere Ergüsse, als er Leser und Hörer findet. Niemand wird ihm das schöne Lob weigern; daß Gedichte, wie das folgende, rein empfunden und gefällig geformt sind; freilich bleibt es ein wenig vereinsamt und sein Inhalt ist leider mehr inhaltsschwer als neu:

Waldesrauschen.

Im Hochwald sitz' ich träumend,
Und lausch' der Lüfte Sang —
Das klingt so grabesdüster,
So dumpf, so schwermuthsbang.

Mir wird so weh im Herzen,
Als ob ich weinen müßt',
Als ob des Todes Engel
Mich auf die Stirn geküßt. . . .

Ein Lied ist's vom Vergehen,
So ernst, so inhaltsschwer:
Die Jugend, ach die Jugend
Kehrt nimmer, nimmermehr!

Aber die Vierziger und die Großvaterfreuden haben doch auch ihre Reize! Man darf vom Leben nicht mehr fordern, als die Leiblichkeit gewähren kann!

7. Vom stillen Ocean. Gedichte von Richard Jordan. Halle a. d. S., Verlag von O. Hendel. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist ein Auswanderer, der uns über den Stillen Ocean herüber schwermuthsvolle Dichtergrüße sendet; das Heimweh hat den Einsamen zum Poeten gemacht und zwar zu einem solchen, der sich hören lassen darf:

Was wecket mich der braune Sklave
Und mahnt mich welsch an meine Pflicht?
Ich war daheim im Hessenlande
Und träumte ein wie schön (?) Gesicht! . . .

Ach, wie an dir, hängt an der Heimat
Kein Volk der Welt so wunderbar.
Ich glaub' auch nicht, daß je ein Hesse
In fremdem Lande glücklich war.

Dies bleibt das Grundmotiv. Die Verse zählen zu den wenigst gelungenen; aber auch sonst zeigt sich, daß dem Verfasser eine sorgfältigere Schulung seines Ausdrucks gebricht. Dies kann er aber leicht nachholen durch immer neues Studium unserer bessern Lyriker. Dann wird der Erfolg seines Dichtens sich ungleich erhöhen, was wir herzlich wünschen. Denn echtes Gefühl ist dem Dichter nicht abzusprechen, vielmehr gehört er zu denen, die berufen sind, um den Kranz des Lyrikers zu ringen.

8. Skizzen vom Rhein. Aus der Studienmappe von E. Daelen. Styrum und Leipzig, A. Spaarmann. 1894. 8. 1 M.

Wiederum allerlei Heiteres vom Rhein!

Es treibt mich wiederum holla hoch!
Ein jugendliches Gelüste.
Ich werfe mich, holde Laetitia,
An deine schwellenden Brüste.

Freilich ist diese Heiterkeit nicht ohne satirische Schärfen. Uebel ergeht es den Naturalisten:

Ich aber werfe als Naturalist
Die Einbildung zuerst auf den Mist

Und sehe in allem, was ist und war
Und was werden wird vollkommen klar.

So ist es ganz selbstüberhebungslos,
Wenn ich sage: Ich bin wahrhaft groß!
Denn alle diese Vorzüge übertrifft noch weit
Meine grenzenlose Bescheidenheit.

Die Verse sind etwas unbekümmert um metrische Normen hingeworfen, es ist wahr; dem Dichter kommt es nicht auf akademische Lorbern an. Er redet sein Sprüchlein und theilt's uns mit, wie es ihm ums Herz ist, aber wir hören seinen Versen so gern und fröhlich, wie seiner witzigen Prosa zu:

Doch mag sich drüber ärgern
Das lächerliche Corps,
Parteilos alle Seiten
Beleuchtet der Humor —

Das ist der Epilog. Das Ganze scheint mitunter überhaucht von jener aus Oelfarbengeruch, Cigarretten- und Rheinweindüften gemischten Atmosphäre gewisser lustiger Winkel des düsseldorfer Malkastens — möchten sich noch manche solcher schelmischer Liederkobolde aus diesen malerischen Engern ins Weitere schwingen.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Eine bemerkenswerthe im Verlage von R. Lutz in Stuttgart (1894) erschienene Broschüre ist betitelt: „Die Bedrängniß des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn“ und hat den schon durch mehrere ähnliche Arbeiten bekannten Schriftsteller H. Nabert zum Verfasser. Die Lektüre dieses 46 Seiten umfassenden Schriftchens ist für jeden warm deutsch Fühlenden eine recht traurige, selbst wenn man nicht den vielleicht allzu pessimistischen Standpunkt Nabert's annehmen will. In Kürze entwirft der Autor zunächst eine historische Darstellung über die Entwickelung des Deutschthums in Böhmen, Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Galizien, in Krain, Kärnten, Steiermark, Tirol und Ungarn und zeichnet die allgemeinen Culturfortschritte, welche mit dem Erstarken deutschen Sinnes und Wesens daselbst immer mehr zu Tage treten. Leider aber müssen wir weiter an der Hand genauen statistischen Materials den Nachweis erbracht sehen, daß unsere große Culturnation seit einigen Jahrhunderten, insbesondere aber seit dem letzten Jahrzehnt sich auf den erwähnten Gebieten die größte Zurücksetzung und allüberall Verdrängung durch andere Nationen gefallen lassen muß, welche sogar von den leitenden Staatskreisen in dem Bestreben dieser Verdrängung bestärkt werden. Es ist bitter zu lesen und nachgewiesen zu sehen, wie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, auf dem Gebiete des Schul-, Rechts-, Gemeinde- und Communalwesens in jenen Ländern deutsches Wesen und Streben zurückgesetzt und unterdrückt wird, das doch in vergangener Zeit so unendlich vieles geschaffen und jenen Gebieten zu dem Culturstande verholfen hat, welchen sie heute einnehmen. Neben dem Vordrängen der slawischen und romanischen Nationalitäten macht sich nach des Verfassers klarer Darstellung insbesondere in Ungarn die Ueberhebung des Magyarenthums in einer Weise bemerkbar, die für alle daselbst lebenden Deutschen geradezu niederschmetternd wirken muß. Und doch waren Ofen und Pest einmal völlig deutsche Städte. Die reichen statistischen Daten, welche beigebracht werden, lassen uns in Verbindung mit vielen andern Thatsachen entsprechenden Angaben über die gegen alles Deutsche im Lande gerichteten Vorkehrungen leider nicht daran zweifeln, daß man es in Ungarn auf die völlige Vernichtung des deutschen Wesens abgesehen hat. Und in ähnlicher Weise macht sich auch in Böhmen mit seinen Nebengebieten, sowie in den Alpenländern dasselbe Streben bemerkbar. Wir wollen die Lektüre dieses sehr ernsten Buches allen unsern deutschen Landsleuten warm empfehlen, möchten aber insbesondere auch wünschen, daß es in staatsmännischen Kreisen nach Gebühr beachtet werde. Gebe Gott, daß eine Gegenschrift erscheine, die uns vieles in dem Buche als irrig nachweist. Freilich läßt sich leider gegen statistische Nachweise nicht leicht ankämpfen.

— Von der vortrefflichen Ausgabe der Briefe Schiller's: „Schiller's Briefe. Kritische Gesammtausgabe herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas“, 35.—46. Lieferung, Band 4 (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1893—94), über welche in d. Bl. schon öfter gehandelt worden ist, liegt in den Lieferungen 35—46 der vierte Band vollständig, also die Hälfte des ganzen Werkes, welches acht Bände umfassen soll, vor. Der Herausgeber und Erklärer Fritz Jonas hat den Briefen dieses Bandes die gleiche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit angedeihen lassen wie den vorhergehenden Bänden. Der vierte Band beginnt mit dem Briefe an Körner vom 1. September 1794, jenem bedeutsamen Jahre, welches die beiden genialen Geister Schiller und Goethe zuerst einander näher gebracht hat, nunmehr finden wir häufig die berühmten Briefe an den großen Dichter in Weimar, welche von dem immer lebhaftern Gedankenaustausch des Dioskurenpaares Zeugniß ablegen. Diese sind wahre Perlen des Bandes und gehören ja bekanntlich zu dem Bedeutendsten, was die deutsche Briefliteratur überhaupt aufzuweisen hat, ja keine Literatur der Welt dürfte einen Briefwechsel von so hohem Werthe besitzen wie die deutsche in den zwischen Schiller und Goethe gewechselten Briefen, von denen jene Schiller's hier in der correctesten Weise abgedruckt und durch die Anmerkungen zugleich nach allen Richtungen hin erläutert erscheinen. Diese Anmerkungen geben dem weiter Nachforschenden zugleich die beste Auskunft, wo sich die Originale der betreffenden Briefe befinden. Aber noch andere höchst beachtenswerthe Briefstücke sind in dem Bande enthalten, dessen Inhalt mit Ende Juni 1796 abgeschlossen erscheint. Als solche erscheinen, abgesehen von den zahlreichen an den alten Freund Gottfried Körner gerichteten Schreiben, insbesondere jene geistvollen an Wilhelm von Humboldt, die Briefe an Heinrich Meyer und Gottlob Voigt, an die großen Philosophen Kant und Fichte, an Herder, Garve und Wilhelm Schlegel, an Christian Gottfried Schütz und an die geliebte Schwester Christophine Reinwald. Auch die oft rein geschäftlichen Briefe an den ausgezeichneten Cotta erregen nicht minder hohes Interesse, indem sie manchen Einblick in des Dichters praktischen Sinn und in seine neben den geschäftlichen doch auch freundlichen Beziehungen zu dem berühmten Verleger gewähren. Da 1795 die „Horen“ zu erscheinen begannen, so zeigen viele der vorhergehenden und gleichzeitigen Briefe Schiller's Bestreben die ausgezeichneten Männer, an welche er seine Briefe richtet, für die Theilnahme und Mitarbeiterschaft an der neuen von ihm begründeten Zeitschrift zu gewinnen, was ihm ja auch vielfach gelungen ist, wie die erschienenen Hefte der „Horen“ nachweisen. Daß wir über das Leben des edelsten unserer Dichter, über sein Sinnen und Denken und über sein Thun und Handeln bis in die kleinste Einzelheit durch keine andere Quelle besser belehrt werden können, als durch die eigenhändigen Briefe, in welche er

reiche Theile seiner Gedankenwelt niedergelegt hat, braucht hier wol nicht weiter betont zu werden. Auch diesem Bande sind wieder vier gut ausgeführte Porträts beigegeben, nämlich das bekannte Bild Schiller's nach dem Gemälde von Ludovike Simanowitz, das charakteristische Porträt Cotta's, sowie jenes von Johann Kaspar Schiller, dem Vater, endlich ein Bildniß von des Dichters Mutter in ihren jüngern Jahren. Die beigegebenen Bilder werden nach Abschluß des Ganzen eine überaus beachtenswerthe Galerie aller jener Persönlichkeiten bilden, welche zu dem Dichter Friedrich Schiller in irgendeiner Beziehung gestanden haben.

— Von zwei deutschösterreichischen Dichtervereinigungen liegen uns nicht umfangreiche, aber ihres Inhaltes wegen sehr beachtenswerthe Veröffentlichungen vor, welche es wol verdienen, daß die weitesten poesiefreundlichen Kreise auf sie aufmerksam gemacht werden. Zunächst die „Blätter für deutsche Dichtung. Jahrbuch des Vereins für deutsche Literatur «Ostarrichi». 2. Jahrgang" (Wien, Verlag des Vereins, 1894). Es ist dies eine periodische Schrift, in deren Heften wir die jüngere österreichische Dichtergeneration durch ansprechende warm empfundene Poesien auch wol Prosastücke vertreten finden. Neben den Jungen treten uns übrigens auch altbewährte Namen entgegen, so etwa Adolf Pichler mit einigen kräftigen satirischen Versen, Margarethe Halm mit einem feinsinnig abgefaßten Aufsatze über „Die Poesie der Zukunft". Die hübschen Gedichte von D. Mayer, Franz Himmelbaur, J. Kitir, Schmidt-Braunfels und W. A. Hammer zeugen von nicht gewöhnlicher poetischer Begabung. Besonders hervorzuheben sind die zarten Lieder Hermann Hango's, eines Poeten, dem wir schon in einigen seiner eigenen Sammlungen begegnet sind, die von dem prächtigen Talente des Dichters Zeugniß ablegen. Hango ist berufen, eine hervorragende Stelle auf dem deutsch-österreichischen Parnaß einzunehmen, Form und Gedanken seiner Verse sind gleich edel; man kann auf die weitere Entwickelung dieses Talentes gespannt sein.

Unter dem Titel „Jungmährische Dichtung" hat die „Freie literarische Gesellschaft" in Brünn ebenfalls ein Jahrbuch (Brünn 1894) herausgegeben, welches die Namen neuer Dichter zumeist Mährens vereinigt und viele schöne dichterische Stücke in Vers und Prosa aufweist. Ein schwungvolles Poem: „Dem Helden der Zukunft" von C. W. Gawalowski, welcher auch einige humoristische kleinere Sachen beigetragen, eröffnet das Bändchen. Von den übrigen Mitarbeitern nennen wir etwa O. Stauf von der March, Heinz Siege, A. Schandera, J. Schmidt-Braunfels, Schaukal, Reichhann, Helmer, Oedenthal. Arthur Fürst hat einige reizende Liebeslieder beigetragen, die überhaupt begreiflicherweise bei der jungen Schar überwiegen. Es ist uns jedoch kein plattes Poem aufgefallen; auch die jungmährischen Poeten verdienen unsere Achtung. Unter den Skizzen und Erzählungen in Prosa finden sich einige feingezeichnete, einige wenden sich dem Grauenvollen zu, doch sind überall auch die Prosaschilderungen von poetischem Geiste durchweht. Möge dieser Geist in dem Sinne und in den Herzen der genannten beiden Vereinigungen immer kräftigere und festere Wurzeln schlagen.

— Der Verfasser des Werkes: „Die Blutgräfin", R. A. von Elsberg (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt), trug sich wol mit der Absicht, ein historisches Charakterbild jener sagenumwobenen Gräfin Elisabeth Báthory zu geben, von der erzählt wird, sie habe ihre Dienstboten ermordet, um in einem aus dem Blut ihrer Opfer bereiteten Bade Jugend und Frische des Teints zu erhalten. Weist der Biograph auch diese Behauptung in das Bereich der Fabel, so bleibt doch noch so viel höllische Grausamkeit, Bestialität und Roheit auf dem Bilde der Gräfin, daß man sich von ihm nur mit Abscheu wenden kann. Wollte der Verfasser diese Verirrung der Menschennatur schildern, so mußte er den Versuch machen, den Wurzeln dieser Erscheinung nachzugehen. Was er aber bietet, ist außer verschiedenen Daten über die Familie der Gräfin und des Gatten wenig mehr als eine Umschreibung des im Anhang mitgetheilten Protokolles über den 1611 gegen die Blutgräfin eröffneten Proceß. Beruht dieses Protokoll auf Wahrheit, so hätte es dem betheiligten Interesse völlig genügt, wenn es in einer wissenschaftlichen Zeitschrift abgedruckt worden wäre. Als Lektüre für das große Publikum oder, wie der Verfasser meint, für die Badegäste zu Pistzau, in dessen Nähe Schloß Csejte liegt, der Sterbeort der Gräfin, möchten wir das von der Verlagshandlung mit einem blutrothen Titelblatt ausgestattete Buch nicht empfehlen. Besser als dieses Reclameschild sind die beigefügten Abbildungen, von denen einzelne freilich jedes Zusammenhanges mit dem Text entbehren. Stil und Darstellung sind wenig geeignet, den Werth des Buches zu heben.

— Für die Goethe-Freunde, die den Ort der Goethe'schen Liebesidylle Sesenheim aufsuchen wollen, wird es wichtig sein, zu erfahren, daß der unermüdliche Begründer des Goethe-Museums in Sesenheim Dr. Gustav A. Müller aus Straßburg im Verlag der Actiengesellschaft Concordia in Bühl (Baden) einen Führer durch Sesenheim herausgegeben hat, der seinen Zweck vortrefflich erfüllt.

Bibliographie.

Bazán, E. P., Der Grundstein. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Bock, Annie, Simson und Delila. Roman. Zwei Bände. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 9 und 10.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

— — Der Auserwählte. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 1 M. 50 Pf.

Boltz, A., Vasantasena und die Hetären im indischen Drama. Das Vedavolk in seinen Gesammtverhältnissen. Zwei Vorträge. Darmstadt, L. Brill. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Der Apollomythus. Die Engel und ihre Verehrer. Zwei mythologisch-linguistische Studien. Darmstadt, L. Brill. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Brosch, M., Geschichte von England. Achter Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Dann, Th., Die Odyssee in deutschen Stanzen. Stuttgart, W. Kohlhammer. Gr. 8. 4 M.

Eichenberg, Marie, Vom Baume des Lebens. Charakteristiken und Erfahrungen. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 1 M.

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker. Zehnter Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Japan, wie es wirklich ist. Von Kinza Ringé M. Hirai. Deutsch von M. Klittke. Leipzig, Gustav Uhl. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jókai, M., Die gelbe Rose. Pußtenroman. Deutsch von Irene Hecht-Cserhalmi. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrg. Bd. 11.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Leffler, Anne Charlotte, Eine Sommergeschichte. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Lie, J., Niobe. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Müller, G., Land und Leute im Bismarck-Archipel. Leipzig, Gustav Uhl. Gr. 8. 80 Pf.

Neuvirth, C., Petra. Novelle. Zweite Ausgabe. Wien, M. Breitenstein. 8. 90 Pf.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. Gr. 8. 3 M.

Quellenschriften zur neuern deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. II. Band. Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. Erste Hälfte. Weimar, E. Felber. 8. 5 M.

Quellenschriften zur neuern deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. III. Band. Tagebuch Wilhelm von Humboldt's von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, E. Felber. 8. 3 M.

Seuron, Anna, Graf Leo Tolstoj. Intimes aus seinem Leben. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, S. Cronbach. 8. 2 M.

Viola, M., Blasirt. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 3 M.

Waldmann, Dr. W., Robert Franz. Gespräche aus zehn Jahren. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.
II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umban Rom's.
III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

——— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

——— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie“, anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch“ allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Das Licht.

Sechs Vorlesungen von

John Tyndall.

Autorisirte deutsche Ausgabe bearbeitet von

Clara Wiedemann.

Mit einem Vorwort von G. Wiedemann.

Zweite Auflage. Mit einem Porträt von Thomas Young und 57 Abbildungen. 8. geh. **Preis 6 Mark.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

R. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der maritimen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 7. — 14. Februar 1895.

Henrik Ibsen's „Klein Eyolf".

Es ist dafür gesorgt, daß jedes neue Werk, mit dem der Meister aus dem Norden die dramatische Literatur bereichert, männiglich bekannt wird. Die Eile der Tagespresse kennt seinen Werken gegenüber die Grenzen der Sitte kaum mehr, und so konnte es geschehen, daß Titel und Inhalt des neuesten Ibsen'schen Dramas dem Publikum eher bekannt wurden, als es dem Verfasser erwünscht war. Als nun gar „Klein Eyolf", so nennt sich bekanntlich Henrik Ibsen's neuestes Schauspiel, die Presse verließ *), berichteten die Tageblätter mit telegraphischer Hast von dem Inhalte des Werkes so genau, daß die Recensenten über die mit nicht geringerer Eile an das Lampenlicht gebrachten Aufführungen in Berlin, Amsterdam und Christiania kaum noch eine Nachlese hätten halten können, wären nicht die ersten Berichte über das Drama nicht mehr und nicht weniger gewesen als eben Berichte. Von Kritiken im ernstern Sinne des Wortes war freilich auch unter den Theaterreferaten der Tagespresse kaum eine Spur zu finden. Man kennt die Linien, auf denen sich die Referenten der Tagesblätter in Sachen Ibsen's bewegen, zu genau, als daß man von ihnen viel mehr als Ausflüsse des bedingungslosen Enthusiasmus, der Bewunderung quand même oder der nackten Verurtheilung erwarten sollte. Dem Einen ist Ibsen das Orakel, dem Andern der Keim alles Ungeheuerlichen, der Nährvater aller Verkehrtheit und Mystik. Unter solchen Umständen kommt dem Bemühen, eine ruhige und sachliche Betrachtung des neuesten Werkes Ibsen's zu versuchen, immerhin ein gewisser Werth zu. Wir wollen zu diesem Zwecke zunächst den Weg des einfachen Referates, den schon so viele vor uns gegangen sind, noch einmal betreten, ohne uns jedoch dabei den Ausblick über seine Grenzen hinaus zu versagen.

Es ist ein sonniger, warmer Sommermorgen. Die ganze Scene ist in Licht und Wärme getaucht. Das duftige Morgenkleid der Frau Rita Allmers, der Sonnenschein auf den Möbeln im Gartenzimmer, der Gruß bewaldeter Bergrücken und des glänzenden Meeres verbreiten Heiterkeit und Behagen. Alfred Allmers ist am Vorabend von langer, einsamer Reise ins Gebirge zurückgekehrt. Die Heimat sendet ihm ihren fröhlichsten Willkomm. Von froher Ahnung getrieben ist seine Schwester Asta aus der Stadt auf das Landgut hinausgeeilt und mit Freuden erfährt sie, wie gut dem Bruder der Flug in die Ferne bekommen ist. Rita athmet auf; die Einsamkeit war ihr unerträglich, es war ihr, als ob jemand im Hause begraben wäre. Da erscheint Allmers, an der Hand einen neunjährigen Knaben, der an einer Krücke geht, Klein Eyolf. Warum hat Rita den Knaben nicht erwähnt? Hat er ihr nicht in der Einsamkeit Gesellschaft geleistet? Und warum hat Asta nicht die klagende Rita auf diesen Gesellschafter verwiesen? Diese Fragen drängen sich dem Leser auf, die intensivere Wirkung des Momentes auf der Bühne läßt sie vielleicht nicht für jeden auftauchen; gleichwol liegt in dieser geheimnißvollen Einführung des Knaben, auf den noch dazu der Titel besonders gespannt macht, ein Kunstgriff der Ibsen'schen Technik. Die Regeln der dramatischen Exposition werden beiseite geschoben; statt der Klarheit, die sie fordern, wählt Ibsen absichtlich die Verschleierung, um dann zu überraschen. Ein sicherer Rückschluß auf das Verhältniß der Mutter zu dem Knaben ist aus dem Verschweigen seines Daseins zunächst nicht zu ziehen, ganz abgesehen davon, daß es allen dramatischen Gesetzen widerspricht, das Interesse des Hörers rückwärts, statt vorwärts zu wenden. Die Unklarheit aber, in der wir bei dem ersten Auftreten Eyolf's schweben, erweckt die Neugier zwar, aber nicht jenes künstlerische Interesse, das am kräftigsten dadurch angeregt wird, daß wir, von vornherein in die Grundlage des Ganzen eingeführt, halb ahnend, halb un-

*) Klein Eyolf. Schauspiel in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

wissend den Bau auf ihnen mit aufrichten helfen. Wir werden im Verlaufe noch des ersten Actes sehen, wie absichtlich es Ibsen vermeidet, dieses Interesse anzuregen, wie er es sich vorbehält, die Welt, die er vorführen will, allmählich, Schritt für Schritt zu enthüllen. Die Geschlossenheit des Weltbildes, die an Ibsen's Dramen so viel gerühmt wird, besteht in der That an sich kaum, sie scheint nur zu bestehen infolge der von ihm allerdings meisterhaft geübten Technik der Enthüllungen. Thatsächlich ist die Geschlossenheit und Abrundung des Weltbildes in den Werken unserer Classiker viel größer und vor allem von größerer Klarheit, weil wir die Fäden, aus denen es gesponnen wird, von vornherein kennen lernen. Wir weben mit; bei Ibsen sind wir Weber und wissen nicht, was wir weben.

Kehren wir zu „Klein Eyolf" zurück. Die erste Frage Asta's nach der freudigen Begrüßung des Bruders gilt seinem Buche; sie glaubt, er habe es in der Einsamkeit vollendet. Er aber hat keine Zeile geschrieben und ist dennoch froh und zufrieden. Er hat gedacht und gedacht und ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß alles Geschriebene nicht viel taugt. Denn immer kommt einer, der es besser macht. Und nun kommt eine der geheimnißvollen Stellen, die dem Unbefangenen Räthsel, dem Ibsenianer Wunder sind. Es fragt Eyolf: „Was ist denn das für einer? (der es besser macht), ach, sag's doch!"

Allmers: Nur Geduld. Er wird schon kommen und sich melden.

Eyolf: Und was thust Du dann?

Allmers (ernst): Dann geh' ich wieder in's Gebirge.

Rita: Pfui, schäme Dich, Alfred!

Allmers: — auf die Gipfel hinauf und die weiten Hochflächen.

Das klingt sehr geheimnißvoll, sehr phantastisch und erweckt ein dumpfes Staunen, aber etwas klares, unwiderlegliches kann sich niemand dabei denken. Höchstens ist nach Kenntnißnahme der weitern Scenen ein Rückschluß möglich. Von dem Dramatiker aber wünscht man weder Räthsel noch Andeutungen, die erst post festum verständlich werden. Nun folgt eine Scene von lebendigem und warmem Reiz, die uns bedauern läßt, daß sich die dichterische Schaffenskraft Ibsen's aus der Mystik nur so selten so frei heraus Bahn bricht. Der arme Knabe will mit in die Berge, er will schwimmen lernen, am liebsten aber möchte er Soldat werden. Das Herz des Vaters krampft sich bei diesen Wünschen zusammen. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, erzählt Asta Eyolf von der Rattenmamsell, einer weiblichen Abart des Rattenfängers, die mit der Maultrommel und einem Goldmops die Ratten aus den Häusern und in das Meer lockt, wo sie ertrinken. Die rege gemachte Phantasie des Knaben wird bald befriedigt. Ein Zufall führt die Rattenmamsell herein, sie bietet ihre Dienste an und erzählt ihr geheimnißvolles Verfahren. Es ist eine wunderliche, wenn nicht gar verrückte Mamsell. Als sie das Haus verlassen, schleicht Eyolf ihr heimlich nach. Nun folgt eine Scene, die mit der vorigen kaum zusammenhängt. Asta übergibt ihrem Bruder Allmers Familienbriefe, darunter die Briefe der Mutter, die er aber vorerst nicht lesen soll. Daß in ihnen Wichtiges enthalten ist, können wir höchstens aus der Anweisung an die Darstellerin der Asta entnehmen, daß sie bei der Erwähnung der Briefe der Mutter den Blick fest auf Allmers richten soll. Selbst der festeste Blick der Schauspielerin aber vermag uns über die Bedeutung der Briefe nicht aufzuklären. Also wieder ein Geheimniß! Ibsen hält sein Kartenspiel fest in der Hand, er zeigt uns nur die Kehrseite der Blätter und sagt uns nicht einmal, ob es ein Trumpf ist oder ein ziemlich werthloser Zähler, oder setzt er voraus, daß jedes Blatt in seiner Hand ein Trumpf ist?

Die zwingende Gewalt, welche die Rattenmamsell auf die Ratten ausübt, erinnert Allmers an die Berge. „Die Einsamkeit zwischen den Gipfeln droben und auf den weiten Hochflächen hat etwas Aehnliches." Diese ziemlich dunkle Redewendung veranlaßt Asta und Rita, Allmers zu fragen, was mit ihm während der Reise vorgegangen sei. Nunmehr erst erhalten wir Aufklärung darüber, was Allmers dort oben gedacht habe. Er beginnt mit der materiellen Wandlung, die er und Asta Rita verdanken. Ihre „goldenen Berge" ermöglichten es ihm, nach Herzenslust zu arbeiten, aber die Arbeit brachte ihm keinen Frieden. Er wollte noch mehr als an dem Buche von der menschlichen Verantwortung schreiben, obwol er daran dachte, seit er erwachsen war. Der Gedanke an Eyolf wurde in ihm mächtiger als der Jugendwunsch. Rita, die Mutter Eyolf's, versteht ihren Gatten nicht; sie meint, es sei nicht Noth, dem armen Knaben das Unabwendbare so gelinde und so leicht als möglich zu machen, er empfinde es nicht so tief. Allmers aber will in dem Knaben das Glücksgefühl wecken, indem er ihm lehrt, seine Wünsche mit dem, was ihm erreichbar ist, in Einklang zu bringen. Eyolf soll fortan sein Lebenswerk sein. Rita bezweifelt lächelnd, daß er zu Hause an so großartigen Grundsätzen festhalten könne. Das Eintreten Borgheim's, eines Wegebaumeisters, einer frohen, zufriedenen Natur, unterbricht diese Scene, bis Borgheim mit Asta, deren Hand er begehrt, einen Spaziergang unternimmt. Nun kommt es zur Auseinandersetzung zwischen den Gatten. Rita ist eifersüchtig auf Asta, aber noch mehr, auch auf Eyolf. Sie will Allmers ganz allein für sich, obwol sie noch eben ihm vorgeschlagen hatte, sein Leben zwischen dem Buche und Eyolf zu theilen, ein offenbarer Widerspruch. Jetzt ist ihr Eyolf als Störer ihres ehelichen Glückes noch weit verhaßter, als das Buch. Eyolf ist ja ein lebendes Wesen. Sie hat den Knaben geboren, aber alle Qual der Mutterschaft nur um Allmers willen ertragen. Der Gedanke, daß Allmers ihrer nicht mehr so feurig begehren könnte, bringt sie zur Raserei. Bereits am Abend der Rückkehr ist er ihr ausgewichen. Sie droht, sich an den ersten besten wegzuwerfen, ja, sie könnte wünschen,

wenn Eyolf den Gatten ihr raubte, daß . . . Sie wagt es nicht auszusprechen. Der furchtbare Wunsch aber erfüllt sich rasch. Vom Strande her ertönen Schreckensrufe. Klein Eyolf ist ertrunken. Der Vorhang fällt.

Was uns dieser erste Act lehrt, ist wenig genug. Wir wissen, daß Allmers sich des Kindes treuer als vorher anzunehmen gewillt war, daß er darum Rita nicht mehr so ganz angehört, als früher. Wir wissen ferner, daß Rita ein sinnlich begehrendes Weib von egoistischer Liebesraserei ist, und daß sie jeden haßt, der sich ihrer Sehnsucht entgegenstellen könnte, und sei es das eigene Kind. Für diese Hauptcharaktere ist das Interesse erweckt, nicht aber für Asta, nicht für Borgheim, noch weniger aber für Eyolf, dessen Ende als Zufall wirkt und uns auch des nähern nicht beschrieben wird. Eine gewisse Neugier wenden wir zwar allen Figuren zu, nicht aber ein Interesse im dramatischen Sinne. Mit keinem Zuge ist angedeutet, daß sich die Handlung weiter entwickeln könnte, es sei denn für das Verhältniß Rita's und Allmers, das sich nach dem Tode Eyolf's ändern muß. Unsere Kenntniß aber von diesen beiden Charakteren, wie sie uns der erste Act gibt, reicht nicht aus, uns einen Fingerzeig für die weitere Gestaltung ihres gegenseitigen Verhältnisses zu geben. Von der zwingenden Nothwendigkeit einer klaren, dramatischen Exposition ist nichts zu bemerken. Der Verfasser kann die Fäden verwickeln, lösen oder fallen lassen, wie er will, er kann die Charaktere sich auswachsen lassen, wie er will; den Keim ihres Wesens hat er uns noch nicht aufgedeckt. Wir werden also zusehen müssen, was er uns aufdeckt, wollen aber, um die Untersuchung nicht endlos zu machen, unsern Weg raschern Schrittes zu durchmessen versuchen.

Es ist in der Lage der Verhältnisse begründet, daß der zweite Act, der in einem engen Thälchen in Allmers Walde am Strande spielt, eine Scenerie, die der Enge des die Personen zusammenzwingenden Unglücks trefflich entspricht, mit rückwärtsgerichteten Empfindungen und Gedanken beginnen muß. Der Schicksalsschlag, das traurige Ende Klein Eyolf's lastet auf Allmers, der seinen Kopf umsonst abquält, um den Sinn dieses Schicksals zu ergründen. Auch Asta, die Schwester, dem Bedrängten in der Noth eine theure Gesellin, weiß ihn nicht zu errathen. Von der Gegenwart schweifen die Gedanken der Beiden in die Vergangenheit zurück, da sie miteinander aufwuchsen, sich Freund und Lehrer wurden und in der Armuth ein fröhliches Genügen fanden. Eyolf's Ende ist ihnen nun bekannt; er war der Rattenmamsell bis auf die Landungsbrücke gefolgt und hat im Nachstarren das Gleichgewicht verloren. Niemand war da, ihn zu retten. In wehmüthigen Erinnerungen werden Allmers und Asta wieder die alten, guten Kameraden. Asta mahnt den Bruder, Rita ihrem Schmerz nicht allein zu überlassen. Er will sie nicht sehen. Da erscheint sie mit Borgheim, der dann Asta entführt, um die beiden Gatten sich aussprechen zu lassen. Diese Scenen entsprechen durchaus der wirklichen Situation, aber sie sind völlig undramatisch. Noch weniger dramatisch aber ist die Scene zwischen Rita und Allmers, die nun folgt, obwol es wieder der Wirklichkeit entspricht, daß sie eine Unterredung miteinander pflegen. Der Charakter dieser Aussprache ist durchaus episch. Alte Wunden, von denen wir im ersten Acte hätten erfahren sollen, wenn uns Ibsen die Situation hätte klar überblicken lassen wollen, werden nun unbarmherzig aufgerissen. Wir erfahren die Schuld, die beide Gatten an der Lahmheit des Knaben tragen. Er ist in einem unbewachten Momente, den ihre beiderseitige sinnliche Begierde herbeiführte, gefallen, und zum Krüppel für das Leben geworden. Wie ein stiller Vorwurf ist er zwischen ihnen einhergegangen, eine ewige Mahnung an ihre Schuld. Darum haßte Rita den Knaben im Grunde ihres Herzens. „In geheimer, feiger Reue scheuten wir ihn, als er noch lebte. Wir ertrugen es nicht, das Ding zu sehen — das, womit er sich herumschleppen mußte — die Krücke." Rita aber will trotz der Schuld weiter leben, um des Gatten willen, den sie nicht lassen kann und mag. Auch Allmers vermag es nicht, dem Knaben dahin zu folgen, wohin er gegangen. „Denn hier, im Erdenleben, haben wir Lebenden unsere Heimat." Ja, Rita, will sogar versuchen, Eyolf zu vergessen in der Liebe zu Allmers. Diese Liebe aber ist vernichtet; die großen, offenen Augen, mit denen der ertrunkene Eyolf auf dem Grunde des Meeres lag, bilden die Scheidewand zwischen den Gatten. Und noch mehr. Sie haben sich niemals voll angehört. Allmers war von der „verzehrenden Schönheit" Rita's, von ihren „goldenen Bergen", die auch Asta helfen konnten, bestochen worden. Nun endlich, in einer der letzten Scenen des zweiten Actes, sehen wir also die Verhältnisse klar vor Augen; der große Trumpf ist endlich ausgespielt. Ja, wer das gewußt hätte! Noch aber bleibt Ibsen eine wichtige Karte. Da Allmers mit Rita das Glück nicht mehr finden kann, wie wäre es, wenn er es wieder mit Asta versuchte? Da erfahren wir nun, wieder post festum, daß auch dieser Weg versperrt ist. Asta ist nicht Allmers' Schwester; das ist das Geheimniß der Familienbriefe, mit denen wir im ersten Acte behelligt wurden, ohne zu errathen, was sie bedeuteten. Und Asta liebt den angeblichen Bruder. Das ist die letzte Ueberraschung des zweiten Actes, der psychologisch außerordentlich fesselt, dramatisches Leben aber nicht besitzt. Denn wir sind, genau zugesehen, nicht weiter als wir in der ersten Scene des ersten Actes gewesen wären, wenn es Ibsen gefallen hätte, uns die Augen zu öffnen.

Sollen wir nun auch noch den dritten Act, den letzten, nach unserer Methode durchlaufen? Sie würde uns auch hier dasselbe lehren. Es genügt daher, daran zu erinnern, daß hier die Umwandlung erfolgt. Rita beschließt, auf ihr Glück zu verzichten und der Pflege armer und verwahrloster Kinder ihr Leben zu widmen. Mit ihr gemeinsam will Allmers für die Schuld an Eyolf büßen.

Asta aber geht mit Borgheim, der ein halbes Glück mit raschen Händen freudig ergreift, in die Ferne.

Das Ergebniß unserer Untersuchung zeigt, daß die Technik Ibsen's in diesem Drama allen Forderungen der Dramaturgie widerspricht, und da die meisten seiner Dramen nach derselben Vorschrift gebaut sind, verlohnte sich der kleine, kritische Ausflug wol einmal. Wir brauchen nicht zu versichern, daß Ibsen sich diese Technik mit außerordentlicher Sorgfalt zurecht gelegt hat, und daß er sie vortrefflich auszuüben versteht. Daß sie aber über der überlieferten dramatischen Technik stünde, ist nicht zuzugeben. Auch der Einwand, daß hier die Technik eines modernern Wirklichkeitsstiles gefunden sei, hält nicht Stich. Ueber den Wirklichkeitsstil eines Shakespeare, eines Lessing, eines Schiller's in „Kabale und Liebe" kommt Ibsen nicht hinaus. Der Willkür der Psychologie, der Charakteristik, der Führung der Handlung öffnet diese Technik, die wir oben die Technik der allmählichen Enthüllungen nannten, die Thüren. Daß sie Ibsen nur selten benutzt, mag zugestanden sein; immerhin leidet die zwingende Nothwendigkeit der psychologischen Entwickelung auch bei ihm. In welcher Weise der Stoff „Klein Eyolf" in der viel mehr überzeugenden, klarer verdeutlichenden und lebhafter anregenden Technik des Dramas hätte behandelt werden können, ohne Einbuße an Wirklichkeitstreue zu erleiden, braucht nach allem Gesagten nicht ausgeführt zu werden.

Die Methode unserer Untersuchung, die Schritt für Schritt mit dem Stücke vorwärtsgeht, findet ihre besondere Rechtfertigung in der entgegengesetzten Art, deren die geschworenen Ibsenverehrer sich bedienen. Sie lesen das Drama bis auf die letzte Enthüllung, und mit der Offenbarung, die sie dort erhalten, beginnen sie den Weg nochmals, und lesen nun aus dem Ganzen Geheimnisse heraus, die Ibsen entschieden hat hineinlegen wollen, die aber der gerade vor sich hingehende Hörer und Leser nicht finden noch durchschauen kann. Das Motto dieser Interpreten ist Allmers' tiefdeutige Aeußerung: „Auf der Oberfläche (des Wassers) ist das so. Aber in der Tiefe — da läuft die Unterströmung." Ibsen rechnet weit mehr auf die nachsinnende, rückwärts gerichtete Betrachtung und insofern, auch in seinem „Klein Eyolf", mit Recht, als bei ihm die Fülle tiefer Menschenkenntniß und die ernste Lebensanschauung, auf die näher einzugehen wir uns hier versagen müssen, deutlich hervortreten; er rechnet darauf, daß man die Unterströmung in der Tiefe sucht, aber er vergißt dabei, und mit ihm viele seiner Erklärer, daß das Publikum ein Recht hat, ein künstlerisch wohl begründetes, daß auch die Oberfläche, die das Auge zunächst sieht, einen Einblick in die Unterströmung gestatte. Die Dichter der alten Schule tauchen uns alsbald in die Tiefen ihrer Weltanschauung, Ibsen liebt eine allmähliche Methode, die den Vorzug des Geheimnißvollen hat, der so viele blendet. Abgesehen von diesen Eigenheiten der Ibsen'schen Dichtung wird man die Fülle des Geistes und der Empfindung bewundern, mit der er unsere dramatische Literatur trotz alledem bereichert und mit der er die nachhaltigsten Anregungen geboten hat, an denen man ungestraft nicht mehr vorübergehen kann.

Leonhard Lier.

Erzherzog Karl nach seinen Schriften.

Ausgewählte Schriften weiland Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oestreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. Band 3—6 und Kartenband. Wien, W. Braumüller. 1893—94. Gr. 8. Band I 6 M., II und III 14 M. 50 Pf., IV 12 M., V 13 M., VI 13 M., Kartenband gratis für die Käufer der Bände I—VI.

Nur wenige Persönlichkeiten fürstlichen Ranges haben eine so umfassende und zugleich so werthvolle schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, wie Erzherzog Karl von Oesterreich — diese Ueberzeugung muß sich jedem aufdrängen, der auch nur einen Theil der sechs ungewöhnlich stattlichen Bände durchstudirt, in denen die Sammlung seiner „Ausgewählten (durchaus nicht seiner sämmtlichen) Schriften" nunmehr abgeschlossen vorliegt. Wäre in diesen Blättern der Ort, die reichen literarischen Schätze, die darin aufgespeichert sind, einer allen Seiten auch nur annähernd gleichmäßig gerecht werdenden Besprechung zu unterziehen, so hätte jedenfalls ich sie nicht übernehmen können; dagegen ist es mir eine willkommene Pflicht, auf das schöne Werk, dessen zwei erste Bände ich in Nr. 47 des Jahrgangs 1893 anzeigen durfte, nunmehr in der Weise einen zusammenfassenden Rückblick zu werfen, daß ich es in erster Linie als das Spiegelbild der Persönlichkeit des Erzherzogs Karl betrachte.

Doch zunächst seien einige orientirende Bemerkungen über den reichen Inhalt der noch nicht besprochenen Bände gestattet. In den Bänden 3 und 4 kommt so gut wie ausschließlich der Militärschriftsteller zu Worte. Die ausführliche Darstellung des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz, die den dritten Band einnimmt, bildet ein fast vollkommenes Seitenstück zum Inhalt des zweiten Bandes, der dem Feldzug von 1796 gewidmet ist; wieder will der Verfasser zugleich praktische Erläuterungen der Grundsätze der Strategie, diesmal vorwiegend für den Gebirgskrieg, geben. Im vierten Bande finden wir unter dem Gesammttitel: „Kleinere militärische Schriften" kürzere Darstellungen zunächst aller Kriege zwischen Frankreich und andern europäischen Staaten von 1792 bis 1797, dann der Kämpfe, die von 1808—14 auf der pyrenäischen Halbinsel gegen die Franzosen ausgefochten

wurden, weiter des russischen Feldzuges Napoleon's und endlich der Befreiungskriege; theilweise haben sie als Grundlage für den kriegsgeschichtlichen Unterricht der Söhne Karl's gedient. Die erste Hälfte des fünften Bandes enthält unter der Ueberschrift: „Kleinere militärische Aufsätze" zunächst einige Darlegungen allgemeinern Inhaltes, z. B. aus des Erzherzogs jüngern Jahren, wie: „Ueber den Krieg mit den Neufranken", „Geist des Kriegswesens überhaupt" u. dergl., und dann eine lange Reihe von Artikeln meist streng fachmännischen Charakters, die den Beweis liefern, wie genau dieser fürstliche Feldherr die verschiedensten militärisch-technischen Einzelfragen studirt hatte. Nun erst folgen diejenigen Schriften, die in weitern Kreisen nicht nur der Gelehrten, sondern überhaupt der Gebildeten das Hauptinteresse erregen werden. Die zweite Hälfte des fünften und die erste des sechsten Bandes bringen die für den Militär, den Politiker und den Historiker gleich wichtigen zahlreichen und theilweise sehr ausführlichen „Ausgewählten Denkschriften, Vorträge, Berichte und Gutachten", die Karl als Präsident des Hofkriegsrathes und als Kriegs- und Marineminister (1801—5) sowie als Generalissimus (1806—9) für den Kaiser ausgearbeitet hat. Die zweite, kleinere Hälfte des sechsten Bandes aber wird eingenommen von den „Vermischten Schriften", von deren reichem Inhalt noch weiter zu sprechen sein wird. Ein sehr dankenswerthes Namenregister über alle sechs Bände bildet den Schluß. Die 23 Karten und Pläne, die der Kartenband bringt, sind, der Bedeutung des ganzen Werkes entsprechend, sehr gut ausgeführt. Da sie aber ausschließlich zu den drei ersten Bänden gehören und zu deren genauerm Verständniß unentbehrlich sind, so muß ich jetzt noch entschiedener, als ich es früher der entsprechenden Ankündigung gegenüber that, mein Bedauern darüber aussprechen, daß sie erst mit dem letzten Bande erschienen sind. Um nun zu den Textbänden zurückzukehren, so hätte es wol im Interesse der meisten Leser gelegen, wenn die Herausgeber mit erläuternden Anmerkungen, die bisweilen auch mehr als Notizen rein thatsächlichen Inhaltes hätten sein dürfen, etwas weniger sparsam gewesen wären. Die Ausstattung ist von jener vornehmen Einfachheit, wie sie gerade hier besonders am Platze war. Auch die Correctheit des Druckes verdient Anerkennung. Bei einigen Stellen, die mir aufgefallen sind, liegen vielleicht eher Lese- als Druckfehler vor, so muß es wol VI, 237 „rigorose (statt: religiöse) Neutralität" heißen und ebenda 244 „Formirung (statt: Führung) einer Armee".

Eine ausgeprägte Persönlichkeit, wie es Erzherzog Karl in hohem Maße war, lernt man schon aus einem Theile ihrer Schriften den Grundzügen ihres Wesens nach kennen. So bedürfen meine frühern Andeutungen darüber keiner Berichtigung, wol aber lassen sie sich nunmehr weit reicher ausgestalten und nach manchen Seiten hin bedeutungsvoll ergänzen. Das umfangreichste Material dazu bieten seine Denkschriften und Berichte. Freilich drängt er, obgleich der Anlage nach von heftigem Temperament, seine Persönlichkeit nie in den Vordergrund. Daran hindern ihn schon eine große Selbstlosigkeit und eine wol unter innern Kämpfen erworbene, jedenfalls aber in ungewöhnlichem Maße vorhandene Objectivität — Eigenschaften, die vielleicht nirgends bezeichnender zu Tage treten, als in den Schlußworten des „Beitrags zur Geschichte des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1809". Er berichtet hier, wie überall in seinen kriegsgeschichtlichen Schriften in der dritten Person von sich sprechend, über die Kränkungen, die man (das heißt der Kaiser) ihm nach dem aus triftigen Gründen erfolgten Abschlusse des Waffenstillstandes von Znaim (12. Juli) anthat, und fährt dann fort:

> Infolge dieser Aussprüche blieb dem Erzherzog nach seiner Ansicht blos die Wahl, entweder zum Kaiser zu eilen, der sich damals in Ungarn befand, um die Misverständnisse auszugleichen, oder seine Stelle niederzulegen. Er war durch die übermäßige Anstrengung seiner Kräfte so herabgekommen, daß er nur mehr zur Noth das Pferd besteigen konnte. In dieser Verfassung wurde sein edleres Gefühl sowie die kalte Ueberlegung von Empfindlichkeit und Mismuth übertäubt und er verzichtete auf seine Stelle. Dies war das Ende der militärischen Laufbahn des Erzherzogs Karl. Wie es jedem geht, der berufen ist, eine Rolle zu spielen, wurde er von einigen zu hoch gepriesen und von andern zu tief herabgesetzt.

Aber keiner wird jene Niederschriften, unter denen nach meinem Gefühl die „Vertrauliche Eröffnung" vom 3. August 1802 über die Lage der Habsburgischen Monarchie nach außen (V, 515—21), die „Ernstlichen Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der österreichischen Monarchie im Vergleich mit Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution" aus dem October desselben Jahres (ebenda 549—604), und die Denkschrift: „Ueber die politische Lage Europas" vom 12. April 1804 (VI, 3—22) die eindrucksvollsten sind, lesen können, ohne daß ein deutliches Bild vom Wesen ihres Verfassers vor seinem Geiste stände. Als die Hauptzüge dieses Bildes erscheinen neben den beiden schon erwähnten ein hoher Wahrheitsmuth, eine ungewöhnliche, geistige Energie verbunden mit noch größerer Arbeitskraft, umfassende Kenntnisse nicht nur des Militärwesens, sondern auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, ein hoher Grad von praktischem Verständniß, insbesondere auch für sociale Erscheinungen, ein scharfer und nüchterner politischer Blick, endlich eine warme und opferfähige Liebe für sein (österreichisches) Vaterland. Mit schonungsloser Offenheit legt er seinem Bruder in dem Gutachten vom 14. Januar 1802 den außerordentlich bedenklichen Zustand der österreichischen Staatsfinanzen dar; womöglich noch schärfer äußert er sich in der „Vertraulichen Eröffnung" über die immer bedrohlicher werdenden Fortschritte Frankreichs, über die Machtlosigkeit des Kaisers im Reich, das, wie er sagt:

> vor unsern Augen getheilt wird, ohne daß wir einmal dabei zu Rathe gezogen werden, noch ein Wort zu sagen hätten

und über viele verwandte Fragen. Drei Monate später

aber überreicht er dem Kaiser die „Ernstlichen Betrachtungen". Er erhebt darin unter andern die Vorwürfe, die Klagen über Ignoranz, Unfähigkeit und Käuflichkeit der Beamten seien allgemein, die Erziehungsanstalten seien gänzlich verfallen, die Justiz befinde sich in einem kläglichen Zustande, alle Zweige der innern Verwaltung seien gänzlich desorganisirt, die Regierung verliere durch ihr planloses Schwanken nothwendig alle Achtung, und kommt schließlich zu dem Ergebniß:

Daß — den durch die Erfahrung gebesserten Geist des Zeitalters allein ausgenommen — alle übrigen Umstände, welche die französische Revolution unaufhaltsam herbeiführten, sich in der österreichischen Monarchie in dem nämlichen und zum Theil in einem noch schlechtern Zustand befinden, als solches damals in Frankreich der Fall war.... Noch ist es Zeit den fürchterlichen Processen Einhalt zu thun und dem alles mit sich fortreißenden Strome mit geschickter und steter Hand eine andere Richtung zu geben. Allein es ist wahrlich die höchste Zeit. Oesterreich steht auf der letzten Stufe des gänzlichen Verderbens. Wird es nicht von demselben mit Anstrengung aller Kräfte zurückgezogen, so ist es ohne Rettung verloren.

Wahrheiten ähnlicher Art, wenn auch in etwas milderer Färbung — denn unterdeß war manches geschehen, namentlich für die Reorganisation der Armee — enthält die Denkschrift vom 12. April 1804. Für die außerordentliche Arbeitskraft Karl's sind die Denkschriften und Gutachten in ihrer Gesammtheit der beste Beleg, insbesondere aber muß hier auf seine „Vollständige Rechenschaft über die Administration des Kriegsdepartements" (VI, 87—152), zumal auf die abschließende „Recapitulation" verwiesen werden. Diese Arbeitskraft aber war nur die hervorstechendste Seite der bewundernswerthen geistigen Energie des Erzherzogs, die in ihrer ganzen Art freilich, schon weil sie sich gebunden fühlte von den Vorschriften des Sittengesetzes, sich völlig verschieden zeigt von der brutalen Thatkraft eines Napoleon, die aber eben deshalb moralisch viel höher zu bewerthen ist. Nur diese Eigenschaft machte es ihm möglich, trotz der vielen und schweren Nervenzufälle, an denen er seit der frühesten Kindheit litt, eine militärisch-politische Thätigkeit zu entfalten, für deren Ausdehnung auch die Denkschriften und Berichte beredtes Zeugniß ablegen; nur sie hob ihn in entscheidenden Momenten so völlig über die leibliche Schwäche hinweg, daß jene Zufälle dann niemals auftraten, was er freilich meist mit einem nachträglichen um so heftigern Anfall erkaufen mußte. Ganz ungewöhnlich erscheint auch der Umfang seiner Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des staatlichen Lebens in Verbindung mit einem wirklich eindringenden Verständniß für rein praktische Fragen auch nicht-militärischer Art. Bedarf es für den ersten Punkt noch der Einzelbelege, so berufe ich mich auch hier wieder auf seine „Denkschrift über den Zustand der österreichischen Staatsfinanzen" und auf die „Ernstlichen Betrachtungen". Sein praktischer Blick aber machte ihn in der Verwaltung zu einem entschiedenen Gegner des Schreiberregiments. Als solcher sagt er z. B. in den „Grundsätzen betreffs der Reorganisation des Hofkriegsrathes" vom 4. April 1801:

Es wird hierbei vor allem darauf ankommen, bei den Chefs der Bureaux die Ueberzeugung hervorzubringen, daß . . . Vielschreiben und Vielwirken nicht dasselbe ist, daß blos weitläufige Vorträge erstatten, jährlich ungeheuere Massen beschriebener Papiere aufthürmen . . . zu dem großen Zwecke nicht führt, welcher doch unablässig erzielt werden muß.

Dieselbe Eigenschaft bewährt sich wiederholt in den Vorschlägen, die er dem Kaiser am 24. Juli 1801 für eine umfassende Reorganisation des Staatsrathes unterbreitet und zeigt sich nach meinem Gefühl in besonders hellem Lichte einer im eigentlichsten Sinne socialen Frage gegenüber, nämlich in dem „Votum über die Wohnungsnoth in Wien" vom 14. April 1802. Für seinen tiefen politischen Blick zeugen unwiderleglich schon diejenigen Stellen, die ich als Belege seines Wahrheitsmuthes angeführt habe, und überhaupt die Gutachten, aus denen sie entnommen waren, als Ganzes. Dieselbe Eigenschaft veranlaßt ihn, so schwer es ihm auch werden mochte, in dem „Confidentiellen Promemoria über die französische Kaiserwahl" für „eine schleunige, verbindliche Anerkennung" Napoleon's einzutreten, die „auf den eitlen, ehrgeizigen Charakter Bonaparte's höchst wahrscheinlich vortheilhaft für Oesterreich wirken" würde. Sie läßt ihn in den kritischen Tagen nach der Schlacht bei Jena der Absicht des Kaisers, über die nöthigen Maßregeln collegialische Berathungen anzuordnen, die kräftigen Worte entgegensetzen: „Unsere Feinde handeln und wir deliberiren!"

Sie lehrt ihn als das Grundgebrechen des Staates im Innern den Mangel an einer einheitlichen Organisation erkennen, an deren Herstellung er seit Antritt seiner Ministerstellung, leider mit unzureichendem Erfolg, arbeitete. Einen letzten, schon mit wenig Hoffnung unternommenen Versuch in gleicher Richtung, bedeutet sein Eintreten für die Bildung eines wirklich einheitlichen Ministeriums, als der Vorbedingung einer selbständigen und kraftvollen Regierung, in einem Gutachten vom 14. April 1808. Auch seine Gegnerschaft gegen die Kriegspartei erklärt sich durchaus nicht aus seinen persönlichen Neigungen — war er doch ein begeisterter Soldat —, sondern der Hauptsache nach aus seinem klaren Blick für die wirklichen Verhältnisse; er war nicht grundsätzlich für den Frieden; aber er wollte einen Krieg erst dann geführt wissen, wenn er bessere Aussichten böte, als dies nach seiner, durch den Gang der Ereignisse im ganzen bestätigten Ueberzeugung, sowol 1805 wie 1809 der Fall war. Diesen Standpunkt betont er in seinen Gutachten immer wieder und vertheidigt ihn mit den triftigsten Gründen. Und damit steht es offenbar durchaus nicht im Widerspruch, wenn er sich vor dem Krieg von 1805 (am 23. Juni d. J.) dahin ausspricht:

Ich wiederhole es mit dem Ausdruck der lebhaftesten Ueberzeugung: alle halben Maßregeln sind schädlich! Ist einmal das unvermeidliche Loos geworfen, so ist keine Anstrengung zu groß und die verlorene Zeit unersetzlich.

Ich sagte übrigens absichtlich, im ganzen hätte sich seine Ansicht als richtig erwiesen; denn allerdings erlag er bisweilen, wie dies ernsten Naturen so leicht geht, einer übertriebenen Schwarzseherei. Dies beweist neben manchen Stellen in den „Ernstlichen Betrachtungen" unter anderm folgende Aeußerung vom 12. April 1804:

Wenn endlich, was nicht als möglich zu erwarten ist, der Krieg sogar zu einem nicht unglücklichen Ende geführt wurde, so wären doch jedenfalls Oesterreichs Kräfte in jeder Rücksicht so vernichtet, daß es sich in Jahrhunderten in seinem Innern nicht wieder erholen, viel weniger an irgendeiner europäischen Staatsangelegenheit Antheil nehmen könnte.

Uebrigens läßt ihn theilweise wol auch sein österreichischer Patriotismus so reden: was wir lieben, dafür geben wir uns leicht übertriebenen Befürchtungen hin, und daß Karl sein österreichisches Vaterland liebte, das bedarf keines besondern Beweises. Wer aber deutsches Nationalgefühl, so wie wir es heute verstehen, oder gar unbefangenes Verständniß für die historische Sendung Preußens von ihm verlangen wollte, der würde gegen den elementaren Grundsatz verstoßen, daß jede geschichtliche Persönlichkeit aus ihrer Zeit und aus ihren Verhältnissen heraus beurtheilt werden muß.

Das Gefühl unbedingtester Achtung vor dem Erzherzog Karl, womit uns seine Denkschriften erfüllen, wird noch erhöht durch seine „Vermischten Schriften." Die „Religiösen Schriften", unter ihnen auch einige Predigten, die diese Abtheilung eröffnen, legen ein erhebendes Zeugniß ab für das innig-fromme Gemüth ihres Verfassers; sie ergänzen also das Bild seines Wesens nach einer sehr wesentlichen Seite hin. Auch als religiöser Charakter zeigt sich Karl eigenartig: eine Frömmigkeit von der Färbung der seinen ist bei fürstlichen Personen wol selten. Dem Dogma steht er nicht gleichgültig gegenüber, jedenfalls aber tritt es bei ihm vor dem innerlich-religiösen Moment sehr zurück; natürlich spricht er als Katholik, aber nirgends zeigt sich auch nur die leiseste Spur von dem was wir heute ultramontane Färbung nennen würden; nirgends begegnet uns eine polemische Wendung gegen den Protestantismus. In den „Aphorismen", die nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet sind, tritt uns das Denken und Fühlen des Erzherzogs am unverhülltesten entgegen, in ihnen ist die Quintessenz seiner Lebensphilosophie enthalten. Der erste Abschnitt, der dem Staatsleben im weitesten Sinn gilt, wird gleich eröffnet durch das weise Wort:

Der Mann, dem die oberste Leitung eines Geschäfts anvertraut ist, soll nur das selbst machen, was kein anderer für ihn zu thun vermag.

Etwas später spricht Karl warm und schön, wol mit dem stillen Gedanken an sich selbst, über die „kräftigen Zauberer" Fabius und Wellington; an einer andern Stelle sagt er:

Man sollte die Hofnarren wieder einführen, mit der Bestimmung, dem Fürsten unbefangen bei jeder Gelegenheit die Wahrheit zu sagen; aber diese Rollen müßten durch redliche, geistige Männer besetzt werden.

Die folgenden Abschnitte bringen manche bei aller Einfachheit tiefe Gedanken über Fragen der Religion und der Erziehung. Weiter ergeht er sich in mannichfachen Betrachtungen über das Wesen des Menschen, aus denen ich wenigstens zwei hersetzen möchte:

Es gibt in der menschlichen Natur Probleme, welche jenem der Quadratur des Zirkels gleichen. Wir kennen ihr Resultat, vermögen es aber ebensowenig als die Procedur, um selbes zu erhalten, in einer ordentlichen Formel darzustellen.

Und:

Der Cyniker, welcher mit der Laterne den (einen) Menschen suchte, war nichts als ein stolzer Geck, der von den Menschen gesucht werden wollte.

Im ganzen unbedeutend sind die beiden kurzen Abschnitte, die man „Freundschaft, Liebe und Haß" und „Das Weib" überschreiben könnte. In dem zweiten herrscht ein merkwürdig herber Ton vor, der auch dann auffällt, wenn man annimmt, diese Betrachtungen seien vor seiner Verheirathung (1815) geschrieben; denn erwiesenermaßen hat eine Frau, die Erzherzogin Marie Christine, den günstigsten Einfluß auf seine Charakterentwickelung in den ersten Mannesjahren gehabt. Um so bedeutender sind natürlich die militärischen Aphorismen; ich verweise nur auf die der Unbefangenheit Karl's das schönste Zeugniß ausstellenden Urtheile über Napoleon (VI, 569 und 570) und auf die treffende Aeußerung:

Wo jeder mehr Gewicht auf den Ausspruch des Vorgesetzten, als auf das eigene Urtheil legt, nur da herrscht unbedingter Gehorsam, daher nur in jenem Heere strenge Mannszucht, welches unter einem großen Anführer steht.

Bezeichnend für Karl ist es auch, daß und warum er sich im Schlußabschnitt der Aphorismen gegen das Duell ausspricht. Endlich die wenigen Zeilen der Anfang September 1814 niedergeschriebenen Autobiographie sollte niemand ungelesen lassen, der überhaupt für den Erzherzog Interesse hat. Vielleicht nirgends tritt seine eigenartige, nicht eigentlich begeisternde, aber, gerade durch ihre Zurückhaltung, zu wärmster Anerkennung ja zur Bewunderung zwingende Natur deutlicher hervor, als in diesem Rückblick auf seine bisherige innere Entwickelung. Nichts konnte passender an den Schluß seiner „Gesammelten Werke" gestellt werden, die doch ein Ehrendenkmal für ihn sein sollen und die zweifellos dem ernsten Geschichtsfreund zum ersten male die Möglichkeit schaffen, sich auf Grund eines zugleich authentischen und sehr reichen Materials ganz selbständig ein Urtheil über eins der edelsten und bedeutendsten Glieder des österreichischen Herrscherhauses zu bilden.

Edmund Lange.

Zur Gemäldekunde.

Die Gemäldekunde ist nachgerade zu einer so umfassenden Wissenschaft geworden, daß ein ganzes Menschenleben kaum ausreichen mag, um sie in allen ihren verschiedenen Zweigen bewältigen zu können. Es kann deshalb gewagt erscheinen, wenn ein einzelner den Versuch macht, das ganze große Gebiet in einem Werke von noch dazu mäßigem Umfange zusammenzufassen. Lücken und Mängel im einzelnen werden in einem solchen Falle unausbleiblich sein und können einen gewissenhaften Gelehrten eher von einem derartigen Unternehmen abschrecken, als dazu anlocken. Dennoch müssen wir Theodor von Frimmel dankbar sein, daß er sich entschlossen hat, sein reiches Wissen und seine vielseitigen Erfahrungen in einer compendiösen Darstellung der Gemäldekunde *) niederzulegen, die, wie wir vorausschicken wollen, innerhalb der von dem Verfasser selbst gezogenen Grenzen keinen wesentlichen Theil dieses Wissenszweiges unberührt läßt und auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Denn so reich auch die ältere Literatur an ähnlichen Werken ist, so haben wir aus neuerer Zeit auch nicht ein Buch zu verzeichnen, das sich die Behandlung des Gegenstandes auf Grund unserer, durch neuere Untersuchungen sehr bereicherten Kenntnisse zur Aufgabe gemacht hätte. Frimmel's Buch, das „aus Vorlesungen über Gemäldekunde, Galeriekunde und damit verwandte Stoffe", die der Verfasser seit einigen Jahren für wiener Kunstfreunde privatim gehalten hat, entstanden ist, wendet sich an „angehende Kunstgelehrte, Bilderfreunde und Gemäldesammler" und ist dazu bestimmt, ihnen „eine Summe von Erfahrungen vor Augen zu halten und sie damit ins Gemäldestudium einzuführen"; „akademisch ausgedrückt, wäre das Handbuch also der Einführung ins Studium der Monumente gewidmet." Es beabsichtigt also nur eine Einführung und schließt daher, was man nach dem gewählten Titel leicht vermuthen könnte, die Geschichte der Malerei selbst aus. Eine weitere Beschränkung liegt darin, daß Frimmel nur die Staffeleigemälde und Galeriebilder behandelt, und die unbeweglichen Wandgemälde, die sogenannten Monumentalbilder, ganz unberücksichtigt läßt. Unter den Staffeleibildern interessiren ihn in diesem Zusammenhang ausschließlich nur die Oelbilder und Temperagemälde, die Aquarelle und auf anderm Wege hergestellten Malereien fallen ganz außerhalb des Rahmens seiner Betrachtung. Ebenso hat er in chronologischer Hinsicht eine Beschränkung des Stoffes vorgenommen, da er bei seinen Untersuchungen nur Werke aus der Zeit vom 14. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert im Auge hat. Innerhalb dieser Grenzen behandelt Frimmel jedoch sein Thema möglichst eingehend unter fünf Hauptgesichtspunkten, indem er der Reihe nach auf die Beurtheilung der materiellen Beschaffenheit und der technischen Eigenschaften der Bilder, auf die Begutachtung der künstlerischen Leistung, auf das Erkennen des kunstgeschichtlichen Zusammenhanges, auf die Abschätzung des Geldwerthes und auf die Vereinigung von Gemälden zu Sammlungen zu sprechen kommt.

Der ausführlichste Abschnitt des Buches ist der erste. Hier werden selbst Kenner erstaunt sein über die Fülle von Angaben, die Frimmel über den Malgrund, über die Grundirung, über die Farbenschichten, welche der künstlerischen Ausführung angehören, sowie über die Anwendung des Firnis bei den Bildern in den einzelnen Schulen und bei den hauptsächlichsten Meistern der Kunstgeschichte beibringt. Die Sammler, die Leiter von Galerien und die Restauratoren aber werden jene Abschnitte am meisten interessiren, in denen von dem Instandhalten, dem Reinigen, Regeneriren und Restauriren der Gemälde die Rede ist, Kapitel, mit denen sich die spätern Ausführungen über die Künste der Fälscher und die Mittel, derartige Fälschungen zu erkennen, nahe berühren. Für den kunstsinnigen Laien erscheinen dann vor allen die Partien fesselnd, aus denen er sich darüber informiren kann, wie es möglich ist, ein Gemälde durch das Unterziehen und Füttern mit neuer Leinwand oder durch das Uebertragen auf eine neue Leinwand vor dem drohenden Untergang zu retten.

Höchst instructiv, wenn auch weniger durch neue Gesichtspunkte bereichert, erscheinen uns Frimmel's Darlegungen über die Abschätzung des künstlerischen Werthes eines Gemäldes. Er geht hier von Erwägungen allgemeiner Natur aus, die sich mehr oder minder als Gemeingut aller derer erweisen, die darauf verzichten, die Werke der Künstler nach vorgeführten Meinungen abzuurtheilen, sondern sich damit begnügen, durch Vertiefung in das Kunstwerk zu einem wirklichen Verständniß der Kunst zu gelangen, weist aber dabei ausdrücklich auf die Nothwendigkeit hin, „so viel als möglich mit dem Kunstwissen zu urtheilen und so wenig als möglich nach der dunkeln Empfindung, die von tausend unwesentlichen Umständen abhängt". „Sich blos der Empfindung hinzugeben, ist unter Umständen ein unvergleichliches Mittel, das künstlerische Schaffen ungehemmt vor sich gehen zu lassen; vor fertigen Bildern ist aber das Urtheilen nach der reinen Empfindung einfach Denkfaulheit."

Für den Forscher aber wie für den Sammler kommt es nicht blos darauf an, zu entscheiden, ob ein Bild gut oder werthlos ist, er wird vor allen Dingen auch danach fragen, in welcher Zeit es entstanden, und wer sein Urheber gewesen ist. Dazu bedarf er kunstgeschichtlicher Kenntnisse, die nur durch eifriges Studium und fortgesetzte Beobachtung der Bilder selbst erlangt werden können. Sie setzen den Bilderfreund in den Stand, die

*) Handbuch der Gemäldekunde. Von Theodor von Frimmel. Mit 22 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1894. 12. Geb. 3 M. 50 Pf.

schwierigen Fragen nach der Echtheit oder Unechtheit der Gemälde zu beantworten, Copien von Originalen zu unterscheiden und die Künste der Fälscher zu entlarven. Ueber alle diese Dinge, die freilich nur angedeutet, nicht aber eigentlich gelehrt werden können, da in der Praxis die persönliche Begabung entscheidet, bekommen wir in der dritten Hauptabtheilung über die kunstgeschichtliche Beurtheilung Aufschluß. Mehr als Anhang, denn als logisch nothwendigen Abschluß des Ganzen sehen wir die beiden Schlußkapitel über den Geldwerth der Bilder und ihre Vereinigung zu Sammlungen an. Bestimmte Angaben, wie weit der Preis eines Gemäldes seinem künstlerischen Werthe entspricht, lassen sich ja gar nicht geben. Hier spielen Mode und Zufall eine zu große Rolle, und nur in den seltensten Fällen wird der Marktwerth eines Gemäldes seinem ästhetischen Werth entsprechen. Vielmehr zeigen gerade die bei den neuern Auctionen oder sonstigen Verkäufen in London und Paris erzielten Summen eine solche Uebertreibung, daß es uns volkswirthschaftlich nicht mehr zu rechtfertigen zu sein scheint, wenn sich Sammlungen, die mit Staatsgeldern arbeiten, an diesem tollen Treiben betheiligen. Zur Unterstützung der lebenden Künstler verwendet, würden die Gelder, wie sie in jüngster Zeit namentlich die Berliner Galerieverwaltung für Gemälde alter Meister ausgegeben hat, einen unendlich größern Nutzen gestiftet haben, als dies durch die Einverleibung eines solchen Bildes in eine Galerie möglich ist. Ob überhaupt die Art und Weise, wie man gegenwärtig in den öffentlichen Sammlungen Bilder über Bilder zusammenhäuft, von wirklichem Werth für die Kunst und die künstlerische Erziehung des Volkes ist, das ist eine Frage, über die Frimmel sich gar nicht ausspricht, wie er auch darauf verzichtet hatte, allgemeine Grundsätze aufzustellen, nach denen man Bildersammlungen im allgemeinen anordnen soll. Er spricht nur von dem, was einst Sitte war, und bietet so einen kurzen Ueberblick über die allmähliche Erstehung unserer Galerien, ohne genauer auf die Geschichte der einzelnen Institute einzugehen.

Von besonderm Werthe sind die zahlreichen Nachweise, die Frimmel aus seiner ausgedehnten Kenntniß dieses Literaturzweiges in sein Buch aufgenommen hat. Leider verfährt er jedoch dabei so, wie es die Kenner in ähnlichen Fällen meistens zu thun pflegen. Er citirt nämlich nicht selten ungenau und oberflächlich, indem er namentlich das Erscheinungsjahr eines angeführten Werkes zu erwähnen vergißt, oder nur den Autor und nicht den Titel des Werkes angibt. Daß er dadurch die bequeme Benutzbarkeit seines Buches sehr beeinträchtigt, ist ihm wahrscheinlich selbst nicht klar geworden. Er sollte jedoch bedenken, daß er sein Buch nicht für den engen Kreis seiner Fachgenossen, sondern ausdrücklich für „angehende Kunstgelehrte, Bilderfreunde und Sammler" bestimmt hat, von denen er nicht voraussetzen darf, daß ihnen die einschlägige Literatur so bekannt ist, wie ihm selber.

H. A. Lier.

Aus der Romanliteratur.

1. Der entthronte Amor. Drei Novellen. Von G. Liß-Blanc (Lisa Weise). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.
2. Himmel und Hölle. Roman. Von F. von Kapff-Essenther. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1894. 8. 4 M.
3. Leben um Leben. Roman. Von M. Gerhardt. Zwei Bände. Dresden, Carl Reißner. 1894. 8. 8 M.
4. Das Märchen vom goldenen Schlüssel. Von Eva A. von Arnim. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 3 M.
5. Ungetraut. Die Geschichte einer ernsthaft gespielten Komödie. Von Frank Frankfort Moore. Aus dem Englischen von Adele Berger. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1894. 8. 8 M.
6. Der Axtschwinger. Roman aus den preußischen Hinterwäldern. Von Robert Schweichel. Vierte Auflage. Berlin, Otto Janke. 1894. 8. 2 M.

Nach der Lektüre des Vorworts der Novellen von G. Liß-Blanc (Nr. 1) könnte man auf den Gedanken kommen, daß sie Tendenzzwecke zu Gunsten der Frauenemancipation verfolgten. Im Streite mit Amor und Frau Venus spricht da die kluge Minerva zum pausbackigen Amor, daß seine Pfeile keine Seelen-, sondern nur Fleischwunden verursachten: „Vergiß es nicht, das Weib war Sklavin, als der Mann dich zum Gott seiner Liebe erhob — die selbstdenkenden, gemüthstiefen Zukunftsfrauen werden dich entthronen. Sie wollen treue, geachtete Kameraden, die ebenbürtigen Gefährten des erwählten Geliebten sein; sehende, tiefsittliche und geistig hohe Liebe wird beide Geschlechter verbinden und eine edlere Verkörperung als du ihre bessere Liebe idealisiren." In der That verfolgt die erste Novelle: „Home, sweet home" diese Tendenz. Die arme deutsche Gesellschafterin, welche die Liebe und die Hand des englischen Millionärs ausschlägt, weil ihr die Rolle armer schöner Frauen verächtlich erscheint, wenn sie nicht aus tiefer, selbstloser Neigung geheirathet worden sind, sie hat gewiß recht, wenigstens im Princip; aber wie, wenn die „lebensvolle, thatkräftige, ins Große strebende Natur" der Gesellschafterin zu kurzsichtig ist, um die „tiefe, selbstlose Neigung" des Engländers zu erkennen? Dann nützen natürlich ihre Principien nichts, sie veranlassen nur, daß sie um so viel später und nach so viel Mühen und Sorgen erst in den Besitz des Mannes kommt. Die beabsichtigte Tendenz ist also von der Verfasserin nicht erreicht. Davon und von der zu sehr ins Breite gehenden Schreibart abgesehen, ist die Novelle ein lobenswerthes Werk, das sich wesentlich aus der Masse der er-

zählenden Literatur heraushebt, das Werk eines denkenden Geistes.

Weniger glücklich ist die Verfasserin mit der Heldin „Lore" in der dritten Novelle. Die aufkeimende Liebe des jungen Mädchens zu dem todkranken Manne ist zwar ebenfalls ganz geschickt dargestellt, und auch diese Novelle hat geistige Vorzüge, aber Fräulein Lore wird nach und nach — vielleicht ohne den Willen der Verfasserin — eine echte und rechte Männerfeindin; mit einer solchen ist bekanntlich im Leben logisch nicht zu rechnen, und ihr Auftreten und Handeln in einer Novelle ist ohne Beweiskraft. — Die Novelle „Lila Nachtschatten" gibt ein Sittenbild aus Monte-Carlo. Zum Schlußeffect veranlaßt eine vernünftige Frau den ruinirten, verzweifelten Gatten, sich und den Seinen fernerhin dadurch den Lebensunterhalt zu verdienen, daß er die bisher als Liebhaberei betriebene Photographie zum Beruf macht. Etwas geistig Charakteristisches ist darin nicht zu bemerken. In der Schreibart der Verfasserin zeigt sich die Frau auf jeder Seite. Wenn sie z. B. sagt, daß der Mann die Hände in die Taschen steckt, belehrt sie uns auch darüber, daß es ein loses, schwarzes Gesellschaftsjaquet war aus feinem Kammgarnstoff, und daß es sogar einen seidenen Revers hatte.

Ein leider noch niedriger stehendes Werk ist der Roman „Himmel und Hölle" von F. von Kapff-Essenther (Nr. 2). Ueber 300 Seiten mit Worten, nichts als Worten vollgedruckt, bilden diesen Roman. Das ist viel und nichts zugleich. Dieses Wenige genügte zur Kritik, aber weil die Verfasserin wahrscheinlich der Meinung ist, ein bedeutendes Problem behandelt zu haben, ist es doch wol nöthig, auf den Inhalt etwas einzugehen. Ein junger Schriftsteller lernt während der Aufführung seines durchfallenden Stückes eine Schauspielerin kennen, die er Knall und Fall heirathet. Die Frau betrügt ihn, willigt aber aus Bosheit nicht in eine Scheidung. Er geht darauf nach Wien, läßt sich mit der Tochter eines alten Bekannten in ein Verhältniß ein, verschweigt aber, daß er verheirathet ist und geht eine neue Ehe mit dem jungen Mädchen ein. Da erscheint plötzlich die erste Frau und entlarvt den Gatten; er muß sechs Monate ins Gefängniß, um darauf mit der zweiten Frau lustig weiter zu leben.

Was die Verfasserin sagen will, drückt sie in dem Satz aus: „Das Gesetz (die Ehe) hat eine Lücke, welche, der Natur der Sache nach, kaum auszufüllen ist. Es rechnet nur mit Thatsachen, nicht mit Individualitäten." Das ist gewiß, kein Gesetz rechnet mit Individualitäten, kann es auch nicht, und die unter Umständen sich daraus ergebende Tragik ist längst ein beliebter Vorwurf für Novellisten und Dramatiker. Niemand aber wird den möglichen Conflict zwischen bürgerlichem Gesetz und einer darüber hinausgehenden persönlichen sittlichen Weltanschauung einigermaßen denkbar gestalten, der nicht in die tiefsten Tiefen der Menschenseele hineinzusteigen vermag und aus ihren Geheimnissen beweiskräftiges Material schöpfen kann. Weder Geist noch Talent der Verfasserin von „Himmel und Hölle" reichen dazu aus. Sie hat eine dunkle Ahnung von der Möglichkeit der gerechten Vertheidigung einer Doppelehe, aber es ist ihr nicht gelungen, diese Möglichkeit zu beweisen. Das Werk ist oberflächlich gearbeitet; künstlerischer Ehrgeiz spricht nirgends daraus. Es hätte sich bei strenger Selbstkritik vielleicht doch manches zum Bessern ändern lassen. Der Held ist fad und charakterlos, wie selten ein Schwächling, seine boshafte Frau eine unmögliche Frau; die Composition ist dilettantisch, der Stil höchst mangelhaft.

Mit diesem Roman hat der von M. Gerhardt „Leben um Leben" (Nr. 3) nicht nur den ungeheuern Wortreichthum gemein, sondern auch die kunstlose Diction und den Ehebruch. Es sind zwei Bände von zusammen 600 Seiten, und es ist eigentlich zu bewundern, daß man so viel schreiben kann, um so wenig zu sagen. „Leben um Leben" heißt der Roman, weil auf Seite 52 des zweiten Bandes die Behauptung aufgestellt wird, „daß die Menschen nicht untereinander leben könnten, wenn sich nicht solche Leistungen, die an Kopf und Kragen gehen, freiwillige oder unfreiwillige, in irgendeiner Weise wieder ausglichen; darauf beruht", heißt es, „doch alles: Familienleben, Staat und Gesellschaft, Christenthum!" Diese etwas dunkle Philosophie beschattet das ganze Werk und läßt absolut nicht erkennen, was eigentlich gewollt ist. Etwas Greifbares läßt sich aus der geistigen und materiellen Verschwommenheit des Ganzen nicht herausfinden. Zwei Schwestern eröffnen die Handlung. Die ältere, Bertha, soll den Rittergutsbesitzer Götz heirathen, sie liebt aber einen Lieutenant; der jüngern, Hilda, hat jener Götz den Kopf verdreht, sie liebt Götz, aber der heirathet Bertha. Am Verlobungstage ertränkt sich eine Bedienstete des Hauses, weil sie von Götz verführt war. Hilda entflieht und kommt in das Haus eines befreundeten Professors, eines jungen Mannes, der aus Dankbarkeit eine alte Witwe geheirathet hat. Nunmehr verlieben sich Hilda und der Professor, der Eifersucht der Frau Professor zum Trotz. Das ist in zahllosen Kapiteln umständlich beschrieben. Schließlich stellt sich heraus, daß Bertha in ihrer unglücklichen Ehe einen Tröster in jenem Lieutenant behalten hat, was die Schwester ungeachtet ihres Verhältnisses zum Professor abscheulich findet. Zum Schluß wird Götz durch seinen Kutscher ermordet; Hilda verläßt ihren Professor, obgleich dessen Frau inzwischen gestorben ist, und geht mit ihrem Bruder, der eine Menge Unterschlagungen begangen hat, nach Amerika, um den Taugenichts dort zu einem ordentlichen Menschen zu machen. Mord, Todtschlag, Brandstiftung, Ehebruch und alle möglichen Schandthaten machen den Inhalt des Werkes, und alles ist gezwungen und unwahr. Die etwa beabsichtigte Schilderung cultureller Zustände in Ostpreußen ist misglückt. Mit einem Seufzer um viel verlorene Zeit legt man das Buch beiseite.

Eine erfreulichere Erscheinung ist das „Märchen vom goldenen Schlüssel" von Eva A. von Arnim (Nr. 4); die Verfasserin behandelt zwar kein interessanteres Problem als die Liebe zweier braver Menschenkinder, aber sie

versteht es, hier etwas Ganzes zu leisten und noch dazu auf dem culturellen Hintergrund mecklenburgischen oder pommerischen Landlebens. Die Geschichte beginnt mit der Erzählung des eigentlichen Märchens vom goldenen Schlüssel; sie ist einem jungen Mädchen, der reichen Gutsbesitzerstochter Anne Marie, in den Mund gelegt. Die Erzählung wird aber unterbrochen durch das Dazwischentreten des jungen benachbarten Gutsbesitzers Hermann, dessen finanzielle Verhältnisse durch schlechte Wirthschaft des Vaters heruntergekommen sind. Er bittet Anne Marie um ihre Hand, und obgleich auch sie ihn von Kind auf liebt, weigert sie sich seine Frau zu werden, weil sie glaubt, daß er sie nur des Geldes wegen heirathen wolle. Die unterbrochene Erzählung des Märchens erleben nun die beiden weiter, bis sie schließlich gemeinschaftlich den goldenen Schlüssel zu den Herzen gefunden haben. Die Verfasserin schreibt mit poetischem Sinn; es ist z. B. ganz prächtig erzählt, wie Anne Marie, die im Begriff steht in Berlin einem Offizier ihre Hand zu reichen, dadurch ihr Herz dem alten Freunde in der Heimat wieder zuwendet, daß sie durch ein Bouquet ihrer Lieblingsblumen, die der Offizier sendet, an die Heimat und die glücklichen Tage der Kindheit erinnert wird. Die Sehnsucht treibt sie nach Hause, und der Wunsch nach Versöhnung mit dem Jugendfreunde. Daß nun zwar die Erkenntniß der Herzen erst durch eine Feuersbrunst herbeigeführt wird, ist ein etwas gezwungener Schluß, aber das Werk als Ganzes enthält so liebenswürdige Seiten, und es spricht daraus so sehr das Bestreben nach psychologischer Entwickelung, daß man über eine Schwäche auch einmal hinwegsieht.

Der Roman „Ungetraut“ (Nr. 5) von Frank Frankfort Moore beschäftigt sich mit der Frage, ob ein Zusammenleben zwischen Mann und Frau ohne kirchliche und standesamtliche Trauung unter unsern Verhältnissen möglich sei. Der Roman verneint diese Frage mit ziemlich stichhaltigen Gründen. Die Vertheidiger der freien Liebe sind gewöhnlich Männer, hier ist es ein junges Mädchen. Bertha Lancaster, eine Australierin, und Julian Charlton aus London lernen sich auf St.-Helena kennen, und auf der Reise von dort nach England verlieben und verloben sie sich, oder richtiger, sie verheirathen sich, denn Bertha will von keinem Ceremoniell etwas wissen. Wenn Mann und Frau durch die Bande der Liebe verknüpft sind, ist nach ihrer Anschauung jede Form, jede Ceremonie nur eine Beleidigung der Liebe. Sie nennt es priesterliche Anmaßung, das Amt Gottes, eine Vereinigung, zu übernehmen. Julian gelingt es nicht, die Geliebte zur Trauung zu überreden, und so bleibt ihm nichts übrig, als mit ihr ungetraut zu leben. Bald machen sich aber überall die Folgen unangenehm bemerkbar, es kommt zu Scenen im Hause und in der Gesellschaft, und die Sache spitzt sich derart zu, daß Bertha eines Tages den Geliebten verläßt, um nach Australien zurückzukehren. Julian reist ihr nach, und er findet sie noch zur rechten Zeit, um sie zurückzuhalten, und aus ihrem Munde die Worte zu hören: Führe mich irgendwohin, wo wir uns trauen lassen können!

Der Verfasser braucht etwas lange Zeit, nicht weniger als zwei stattliche Bände, um zu diesem Ergebniß zu kommen. Wenn dennoch die Lektüre nicht ermüdet, so liegt das an der Masse unterhaltenden Beiwerks und an der flotten, nicht selten sarkastischen und auch nicht geistlosen Art zu schreiben. Einige kleine Beispiele mögen den malitiös-humoristischen Ton, der durch das ganze Werk geht, illustriren. So heißt es S. 135 des zweiten Bandes:

„Wenn es keine dummen Leute gäbe, brauchte man keinen Cabinetsminister“, sagte Julian. „Eine so gute Entschuldigung der Dummheit habe ich noch nie gehört“, erwiderte Bertha. „Ich dachte, es sei eher eine Entschuldigung für deinen Minister“ sagte Julian.

An anderer Stelle heißt es:

Jede Frau, die einen Mann glauben macht, daß sie mehr gut als klug ist, ist mehr klug als gut;

oder:

Das Gewissen ist der Rheumatismus der Seele — er verläßt uns nie ganz.

Mit solchen Bonmots ist das Werk gespickt. Ein Fehler ist, daß der Charakter Bertha's nicht ganz klar ist; man hat bis zum Schluß das Gefühl, daß ihre Theorie der freien Liebe nur Mittel zu einem unbekannten unlautern Zweck sei; man sieht in ihr eine Abenteuerin und erwartet fortwährend eine Katastrophe. Es überrascht schließlich, sie wirklich als das ehrliche Mädchen bestätigt zu sehen, als das sie sich ausgab.

„Der Axtschwinger“ von Robert Schweichel (Nr. 6) führt in die Zeit des polnischen Aufstandes. Der Held ist der Anführer einer Schmuggler- und Wilddiebbande, der die Kriegszeiten benutzt, um den Polen Waffen zuzuführen. Vom Waffenlieferanten selbst, dem Juden Goldstein, wird er aber verrathen, und zwar an den eigenen Bruder des Schmugglers, der den Grenzforstdienst zu versehen hat. Die beiden Brüder sind als Nebenbuhler sich ohnehin feindlich gesinnt. Bei Gelegenheit eines Zusammenstoßes wird der Grenzbeamte zwar nicht durch den Bruder, aber einen seiner Leute erschossen, doch kommt jener in den Verdacht des Mordes. Mit Hülfe der Geliebten entflieht er aus dem Gefängniß, geht zu den Aufständischen über und wird einer der Heerführer. Die romantischen Erlebnisse während der Kämpfe gemeinschaftlich mit der nicht von seiner Seite weichenden Braut bilden nun den Haupttheil des Romans, der mit dem Heldentod des Paares endigt. Der erste Theil des Buches, der das Leben der hinterwälder Bauern, Holzhauer, Schmuggler und Wilddiebe beschreibt, liest sich gut und interessirt, aber die sich anschließende breite Kriegsgeschichte erhebt sich nicht über die triviale Erzählungsart, wie man sie sonst in den Allerwelts-, Räuber- und Mordgeschichten gewohnt ist.

Ernst Roeder.

Militärschriften.

1. Vierzig Jahre in der österreichischen Armee. Von H. Ritter von Foedransperg. Zweiter Band. Vom Mai 1866 bis 1894. Dresden, Alexander Beyer (E. Pierson's Buchhandlung). 1894. Gr. 8. 4 M.

Mit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes ist das Werk, dessen erster Band in Nr. 48 d. Bl. f. 1894 Besprechung gefunden hat, zu Ende geführt. Eine Enttäuschung erfährt der Leser, der sonderlich interessante Schilderungen aus dem Feldzuge 1866 erwartet. Der Verfasser hat es wol vermeiden wollen, mehr zu schildern, als er selbst gesehen und erlebt hat, allein auch wenn man das berücksichtigt, empfindet man, daß eingehendere Betrachtungen am Platze gewesen wären; drängt sich doch in die wenigen Wochen von 1866 all das zusammen, was der Verfasser an eigentlichen Kriegsactionen durchgemacht hat. Freilich mag ihm die Auffrischung der Gedanken an jene Zeit unbehaglich gewesen sein; erst aus seinem Buche werden die meisten reichsdeutschen Leser erfahren, wie stolz sich die siegreichen Offiziere der österreichischen Südarmee gegenüber jenen von der Nordarmee, zu der der Verfasser gehört hatte, vorkamen. Setzten doch z. B. in den ersten Wochen nach dem Kriege erstere bei Namensnennung ihren Kameraden gegenüber hinzu: „Von der Südarmee". An die Nichtbesetzung der Höhe von Chlum knüpfte sich folgender vom Verfasser beobachteter charakteristischer Vorgang. Ein Truppenoffizier äußerte zu einem vorüberreitenden Offizier des Generalstabes: „Wir gehören auf oder hinter die Höhe von Chlum." Der Generalstabsoffizier erwiderte: „Das verstehst du nicht", und, nach einigen gereizten Worten von beiden Seiten: „Nach der Schlacht verlange ich Satisfaction." Der Arme wird wol gefallen sein oder auf die Satisfaction verzichtet haben, setzt der Verfasser hinzu. Bemerkenswerth ist, daß nach seiner Meinung noch im Jahre 1866 zu wenig auf den Krieg hin die Ausbildung der Truppen erfolgte und daß diese zu Ende des Feldzugs trotz der verlorenen Schlachten eigentlich besser waren als bei dessen Beginn.

Die dem Reichsdeutschen auffälligen „Gepflogenheiten" in der frühern österreichischen Armee treten auch im vorliegenden Bande wieder in die Erscheinung. So die Möglichkeit des „Losbittens" eines Offiziers von seiner Strafe durch zwei Kameraden, die „Vorstellung" einer ganzen Truppe mit eingetretenen Offizieren vor dem „Corps-Gewaltigen", einem Gensdarmerie-Rittmeister u. a.

Amusant und mutatis mutandis auch anderwärts möglich sind die Geschichten von dem Regimentsarzt, dem ein wegen Nichtgrüßens „gestellter" Soldat aus dem Salzburgischen schließlich ganz harmlos mit den Worten: „Grüß' Ihna God" Honneur erweist, und von dem Arzt, der den Leuten keine Zähne ausziehen will, und sie lieber, mit zwei Gulden versehen, zum Barbier schickt. Daß sich unter den sich das zu Nutze machenden und Zahnschmerz Henchelnden ein Fähnrich befände, wäre freilich in einem deutschen Truppentheile so leicht nicht vorgekommen und wird jetzt auch in einem österreichischen nicht vorkommen.

Auch in diesem Bande finden sich beiläufige charakteristische Bemerkungen über die sprachlichen Fortschritte der Magyaren und Slawen und die Herrschsucht der letztern. So erzählt der Verfasser, ein Sicherheitswachmann in dem früher ganz italienischen, jetzt slawisch gewordenen Ragusa habe ihm auf eine Frage ängstlich erwidert: „à noi é proibito di parlare italiano.

Von Armee-Austriacismen, die sich auch in diesem Bande zahlreich finden, seien erwähnt: „Suplent, stationatim und relationiren". Stofflich wird den reichsdeutschen, vielleicht auch den deutsch-österreichischen Leser zumeist ansprechen die Schilderung der Zustände in Bosnien und der Herzegowina und — der bremer Verlobungs- und Hochzeitsfeiergebräuche. Der Verfasser, der jetzt pensionirt in Leitmeritz lebt, hatte sich nämlich in Bremen vermählt.

2. Vor dreißig Jahren. Lose Tagebuchblätter aus dem Feldzuge gegen Dänemark. Von R. Wille, königl. preuß. Generalmajor z. D. Berlin, Karl Siegismund. 1895. Gr. 8. 6 M.

Auch dieses Buch kann zur Memoirenliteratur gerechnet werden; allein die Erzählung der persönlichen Erlebnisse des Autors beschränkt sich in der Hauptsache auf ein Jahr, das des Feldzuges gegen Dänemark von 1863/64, und neben diesen Erlebnissen werden die Fahrten, Märsche und Gefechte der Batterie, bei der der Verfasser den Feldzug mitmachte, unter häufigem Ausblick auf die damalige allgemeine Kriegslage und unter Einschaltung von Betrachtungen über frühere Gefechte in denselben Gegenden und über die Zweckmäßigkeit von artilleristischen Constructionen und Organisationen beschrieben.

Wer aber unter dem nichtmilitärischen Publikum nach der vorstehenden Inhaltsangabe etwa glaubte, das Buch habe der Hauptsache nach nur für den Militär Interesse, würde sich schon durch die ersten paar Seiten angenehm enttäuscht fühlen. General Wille zeigt von neuem, daß er, der spiritus rector für die Construction des neuern deutschen Artilleriematerials, der gelehrte Ballistiker und der penible Mann der Verwaltung, ein frischer, lebensvoller, tapferer Feldsoldat gewesen und ein geistreicher, höchst amusanter Plauderer geworden ist, dessen Stil — abgesehen von dem so häufigen „naturgemäß" statt „natürlich" und dem schrecklichen „in 1864" statt „1864" — wie einst derjenige Bismarck's nach der ersten Publication einiger seiner Privatbriefe auch einem Schriftsteller von Fach den Dankesseufzer auspressen könnte: „Ein Glück, daß er nicht Schriftsteller geworden ist." Einige Beispiele. Ueber sein Quartier „im dunkelsten Erdtheil der Niederlausitz" schreibt Wille wie folgt:

Meine Hoffnung, die „gute Stube“ mittlerweile von ihren Insassen geräumt und womöglich — phantastischer Gedanke — auch gelüftet zu finden, sollte sich nicht erfüllen. Die Familie trieb ihre aufopfernde Liebenswürdigkeit so weit, mir auch noch während des ganzen Abends durch ihre Gegenwart und — allerdings nicht übermäßig belebte — Unterhaltung die Zeit zu kürzen. Erst als ich zu vorgerückter Nachtstunde meinem dringenden Wunsch, allein zu sein und schlafen zu gehen, einen thunlichst deutlichen Ausdruck verlieh, zog man sich endlich zögernd zurück, schien jedoch immerhin zu erwarten, daß ich einen oder den andern Hausgenossen auffordern würde, mein umfangreiches Lager zu theilen. Auch die anwesenden Hausthiere verschwanden größtentheils; nur eine Kohorte winziger, sechsbeiniger Lebewesen hatte sich mit mir dermaßen angefreundet, daß sie es vorzogen, meinem Lager und den Penaten der großen Stube treu zu bleiben. Am andern Morgen wurde noch eine seltsame graue Brühe, die sich heuchlerisch unter der Schutzmarke Kaffee einführte, hastig verschluckt, und dann unter erleichtertem Aufseufzen zu Pferde gestiegen.

Von einem hamburgischen Einquartierungsbeamten sagt Wille, er habe sich dauernd auf einen hohen Schreibesel niedergelassen, sei aber augenscheinlich nicht abgeneigt gewesen, sich gelegentlich auch aufs hohe Pferd zu setzen.

In einem kleinen schleswigschen Oertchen gelingt es selbst einer Abtheilung „kleiner Kerbthiere“, deren Stärke er „auf 40 bis 50 Rüssel“ schätzt, nicht, seinen Schlummer dauernd zu stören. Wie hübsch ist ferner folgende Schilderung eines Bombenwurfs:

> Man muß ja zugeben, daß solch Mörserfeuer seine entschieden widerwärtigen Seiten hat: die den betheiligten Leidtragenden schier endlos dünkende Zeit zwischen dem Aufblitzen des Schusses und der glücklichen Ankunft des Geschosses; der rhythmische, aus gellendem Heulen, Sausen und Pfeifen in allen Tonarten gemischte Höllenlärm, welchen die näher und näher fliegende Bombe vollführt, und der von allen Seiten zugleich zu kommen scheint; der Anblick des drallen, schwarzen Kerlchens mit seinem Strahlenkranz an Bauch und Rücken; die stumme Frage: wo wird sie einschlagen? wird sie platzen? Endlich der dröhnende Krach, mit dem das Ungethüm in den Boden fährt — alle diese Eindrücke wirken unstreitig ein wenig nervenerregend.

Die knapp gehaltene, aber anschauliche und ergreifende Schilderung von Cap Skagen und seiner Umgebung darf den besten, ähnlichen Schilderungen des trefflichen J. G. Kohl's an die Seite gestellt werden.

Was im übrigen die Lektüre des Wille'schen Buches, abgesehen von seinen noch jetzt militärisch werthvollen gelegentlichen Bemerkungen, so anregend und wohlthuend macht, ist die Frische, mit der er die vor 30 Jahren empfangenen Eindrücke festzuhalten und wiederzugeben verstanden hat, und die nicht gewöhnliche, reiche Geistesbildung des Verfassers, die ihn und andere in den Stand setzt, in ungezwungenster Weise nicht sowol Citate, wie Reminiscenzen aus: „Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller, Uhland und — Wieland“ (wieviel Leute lesen heutzutage wol noch Wieland?) zu bringen.

Wenn bei dem Wille'schen Buch, das ja nichts Neues erzählen will, die Form die Hauptsache ist, weswegen die gegenwärtige Besprechung sich auch fast nur mit dieser beschäftigt hat, so ist beinahe das Gegentheil der Fall mit dem dritten der zu besprechenden Werke:

3. Der Krieg in Norwegen 1814. Nach amtlichen Quellen und Aufzeichnungen dargestellt von Gustaf Björlin, Oberstlieutenant und Chef der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Königl. Schwedischen Generalstabes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit drei Kartenbeilagen. Stuttgart, Schickhardt und Ebner; Stockholm, Samson u. Wallin. 1895. Gr. 8. 8 M.

Hier kann die Art der Darstellung mit dem kurzen aber verdienten Lob abgefunden werden, daß sie durchaus klar und verständlich ist, und die Uebersetzung mit dem, daß sie — abgesehen vielleicht von zu langen Relativsätzen — kaum den Eindruck einer Uebersetzung macht. Auch die Ausstattung des Werkes ist, um das hier gleich anzuschließen, recht gut; nur hätten auf den Karten die Gebirgszüge, wenigstens ganz roh, angedeutet werden sollen; dadurch wäre das Verständniß der Kriegspläne und Operationen erleichtert worden. Auch fehlt merkwürdigerweise auf der Uebersichtskarte der Name des Flusses Glommen, an dessen Ufern sich ein großer Theil des Feldzuges abgespielt hat.

Dieser hatte seine Ursache in dem Widerstande, den Norwegens Volk und sein dänischer Statthalter Prinz Christian, dem Inkrafttreten der Bestimmungen des zwischen Schweden und Dänemark am 14. Januar 1814 abgeschlossenen Friedens entgegensetzten. In Ueberschätzung weniger vielleicht der Stärke der norwegischen Abneigung gegen Schweden, als vielmehr der Stärke und Tüchtigkeit des Heeres und der Hülfsquellen Norwegens hatte Prinz Christian den Norwegern die Ueberzeugung beizubringen gewußt, es beruhe auf ihrem eigenen Willen, ob Norwegen als ein unabhängiges Reich fortbestehen solle oder nicht. Daß man gegen die überlegenen und durch Heranziehungen aus Deutschland immer überlegener werdenden schwedischen Truppen nicht offensiv vorzugehen wagen durfte, dessen war man sich wohl bewußt. Man glaubte aber den Schweden das Eindringen in Norwegen lange verwehren zu können (ein an sich ganz verständig ausgearbeiteter Vertheidigungsplan des norwegischen Generals Seyerstedt erwog die verschiedenen Angriffsmöglichkeiten), und: inzwischen geschähe vielleicht etwas. Nachrichten über die schwedischen Kriegsabsichten sich zu verschaffen versäumte man und beschränkte sich darauf, im wesentlichen die Truppen auf dem rechten (westlichen) Ufer jenes Glommenflusses zusammenzuziehen; die Festungen nach der Seeseite ließ man unverständiger Weise ziemlich in dem schlechten Zustand, in dem sie waren. Die Cantonnements der Truppen waren dabei so ausgedehnt, daß an ein rasches Zusammenwirken und an nachhaltige Vertheidigung einzelner Abschnitte kaum gedacht werden konnte. Freilich ist der deutsche, militärische Leser auch nicht gewohnt, mit Entfernungen zu rechnen, die sich auf 20 bis 30 Kilometer erstrecken und vielleicht nur ein oder zwei „Kirchspiele“ enthalten.

Die im ganzen unwirthliche Beschaffenheit des Landes, die schlechten und überdies von den Norwegern theilweise zerstörten Wege, und die Nothwendigkeit der

Rücksicht auf mitzunehmenden Proviant verzögerten denn auch die schwedischen Operationen. Misverständnisse in der Befehlsführung, Nichtzusammenwirken von Heer und Flotte führten mancherlei Miserfolge herbei. Dennoch gelang es dem Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) und seinen Generalen, sowie dem Flagg-Kapitän Klint, einige Plätze durch Bombardement zu nehmen und theils durch Gefechte, theils durch Märsche die schließlich etwa 26000 Mann starke norwegische Armee so durch die etwa 45000 Mann schwedische umzingeln zu lassen, daß fernerer Widerstand unnütz schien. Prinz Christian entschloß sich zur Anerkennung des Kieler Friedens und der Kronprinz von Schweden konnte Norwegen als „für den König von Schweden erobert" erklären.

Der Geschichtschreiber wird in dem Buche, das unter Benutzung verschiedener amtlicher Quellen, Tagebücher der beiderseitigen Generale und des königlich schwedischen Archivs abgefaßt ist, reiche Ausbeute über dieses bisher wenig bekannte und selten beleuchtete Nachspiel eines großen Völkerkrieges finden; der Militär wird ihm neue Beweise dafür entnehmen, daß auf dem Papier überlegte Actionen nach der Wirklichkeit und den veränderten Umständen mit Entschlossenheit und Schnelligkeit gemodelt werden müssen.

Nur in gelegentlichen Rückblicken streift die vierte Schrift:

4. Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Eine Streitschrift von C. v. B.-K. Wien, Wilhelm Braumüller. 1895. Gr. 8. 1 M.

das Gebiet des geschichtlich Thatsächlichen. Sie polemisirt gegen den übertriebenen Werth, den landläufige Anschauungen den moralischen Imponderabilien in den Heeren, der Intelligenz und dem ethischen Bewußtsein, beilegen. Ueber Einzelheiten der Schrift, deren wiederholtes „imvorhinein" den Oesterreicher verräth, kann man mit dem Verfasser nicht einer Meinung sein. So, wenn er erklärt: „Die Mannszucht besteht in der unbedingten Unterwerfung; alles Andere ist Hirngespinst und Träumerei." Diese Definition ist zu eng. Ferner, wenn er meint, Schopenhauer verwerfe den Begriff der Moral an sich. Das hat der Verfasser der beiden Grundprobleme der Ethik nicht gethan. Endlich, wenn er Clausewitz als ein Beispiel dafür anführt, daß man viel militärisches Wissen besitzen könne, ohne militärisch etwas zu können. Im ganzen wird man bei kühler Ueberlegung den Sätzen des Verfassers beistimmen müssen, so viel Widerspruch sie zuerst herausfordern. Einige der, durch Zusätze mitunter etwas eingeschränkten, Pointen des jedenfalls gedankenreichen und lesenswerthen Schriftchens, seien in Nachstehendem wiedergegeben:

Hat ein Heer noch so viel Idealismus und Ehre in sich — und erträgt es nebenbei nicht soviel an Verlusten als ein Heer, in welchem der Stock und die Knute regieren — so steht es dem zweiten an kriegerischem Werthe zweifellos nach. — Die Begeisterung der Heere wächst aus deren Erfolgen heraus. — Das preußische Heer der Conflictszeit wurde wahrlich nicht mit Ethik erzogen. Eiserne Zucht und die Zündnadel thaten das ihre.

Durch ihre Einseitigkeit unrichtig sind des Verfassers Ansichten über die Möglichkeit und den Werth der Initiative der Unterführer und über die angebliche Werthlosigkeit der Intelligenz auch des gemeinen Soldaten. Jeder Rittmeister, der Patrouillen vorschickt, wird anderer Ansicht sein und anders verfahren, wie es der Verfasser consequenterweise thun müßte. Victor Kurs.

Feuilleton.

Die meisten der in dem Büchelchen: „Reisestudien und Skizzen von Carl Seefeld" (Graz, Leuschner und Lubensky, Universitäts-Buchhandlung, 1895) enthaltenen Aufsätze, die zum größern Theile schon 1887/88 in wiener und in deutschen Zeitungen erschienen sind, beschäftigen sich mit Paris. Der Verfasser hat es selbst empfunden und gibt dem auch in der Vorrede Ausdruck, daß es ein gewagtes Ding ist, über Paris zu schreiben und damit noch mehr Wasser in den Ocean dieser Literatur zu tragen. Aber er hat dabei einen bisher noch weniger verfolgten Zweck im Auge gehabt, und man darf bekennen, daß es ein recht lobenswerther ist, nämlich pariser Zustände nicht im Lichte der bekannten Verhimmelung zu zeigen, sondern so wie sie sich einem objectiven Beobachter in einjährigem Aufenthalte gezeigt haben. Er wünscht damit gar vielen deutschen und namentlich deutsch-österreichischen Schriftstellern entgegenzutreten, die alles französische in übertriebener, nur an dem Schein der Dinge haftenden Weise herausstreichen, während sie daheim alles im schwärzesten Lichte sehen und an keinem Ding ein gutes Haar lassen. Man kann ein solches Vornehmen nur billigen, wenngleich man im voraus ahnt, daß damit dem Autor wol mitunter die einseitige Auffassung die Objectivität stören dürfte. Im übrigen ist er bemüht, durch Citate aus französischen Schriftstellern seine von den gewöhnlichen vielfach abweichenden Anschauungen zu bekräftigen. Von deutschen Literaten ist ihm für sein Gebiet mit Recht der unvergeßliche Karl Hillebrand eine maßgebende und wegzeigende Autorität gewesen. Seine Mittheilungen sind vielfach interessant und anregend; ab und zu ist der Ton etwas doctrinär, der Stil weitschweifig. Jedenfalls kann man sagen, daß die allgemeinen Züge auch heute noch Geltung behalten dürften.

Die von manchen Reisenden geleugnete, weil von ihnen in kürzerm Aufenthalte nicht bemerkte Sucht zur Deutschenhetze bei den Parisern, wird im ersten Kapitel von dem wiener Beobachter vollauf bestätigt. Er hat ganz Recht damit, daß man an ähnliches bei uns in Deutschland nicht entfernt denkt, und daß Dinge, wie er von den zwei feinen Herrn erzählt, die zwei als deutsch erkannte Erzieherinnen mit gröblichen Schimpfworten und unflätigen Insulten verfolgen, bei uns sicher nicht vorkommen dürften. Vielleicht flößt die Vorliebe für deutsches Bier, das der Pariser allerdings ingrimmig als poison allemand bezeichnet, etwas mehr fromme Denkungsart ein. Vielleicht auch mehr Höflichkeit. Denn von dieser erhalten wir von unserm Gewährsmann durchaus von den gewöhnlichen abweichende Anschauungen. Gerade bei diesem Kapitel, dem zweiten, möchte man fragen, ob nicht eine, vielleicht immerhin nicht geringe Anzahl von Fällen zu Ungunsten des wirklichen Thatbestandes verallgemeinert worden sei? Zutreffend ist es wol, daß die wahre Höflichkeit beruht auf einem tiefer empfin-

denden Gemüthsleben; daß dies dem Pariser im allgemeinen abgeht — doch welchem Großstädter in Bausch und Bogen betrachtet nicht überhaupt — das bringt die jagende Hetze nach Erwerb, die rationale und egoistische Lebensauffassung mit sich, das beweist ferner die Roheit gegen Thiere, mit Ausnahme von Hunden und Katzen (siehe Kapitel 13, Tagebuchblätter), und die Unfähigkeit zum reinen, innigen Naturgenuß (siehe Kapitel 12). Es wird wol auch bezeugt durch die dem Bewohner von Paris, der Stadt der Spiegel, mehr als andern Sterblichen verliehene Eitelkeit, die ja als Ausfluß gesteigertster Eigenliebe, dem Nebenmenschen wenig Raum gönnt. Sie steht aber auch im Gegensatz zur republikanischen Gesinnung und ihrem Schlagworte von der Brüderlichkeit und Gleichheit. Nirgends mehr Sucht, das rothe Bändchen der Ehrenlegion, und zwar bei jeder Gelegenheit und Ungelegenheit zu tragen, als in Paris; nirgends der Werth eines oder mehrerer adeligen Tischgäste anerkannter als bei pariser Diners; nirgends die Jagd nach Stellen und Titeln widerwärtiger als unter den Jüngern Rousseau's im 19. Jahrhundert. Dafür macht sich die Freiheit um so ungestümer breit. Sie äußert sich in der Brutalität der pariser Kutscher gegen ihre Fahrgäste und gegen das Straßenpublikum, das sich bei jeglichem Mangel an energischer Durchführung polizeilicher Anordnungen an den Straßenübergängen durch die absichtliche Rücksichtslosigkeit dieser Automedons oft in wirkliche Lebensgefahr versetzt sieht. Vornehmlich wird aber durch die Indolenz der republikanischen Polizei die Freiheit begünstigt, den Fremden oder irgendwen aus nichtigstem Anlaß gewaltthätig anzugreifen. Die öffentliche Unsicherheit, namentlich bei Nacht, ist zu der Zeit, als der Verfasser in Paris weilte, entschieden recht groß gewesen; namentlich das Dirnen- und Zuhälterwesen trug damals viel dazu bei und dürfte auch heute noch nicht anders geworden sein. Den Vorzug, den Wien an Reinlichkeit, an größerer Bequemlichkeit der Wohnungen und in der Verpflegung vor Paris voraus hat, soll gern zugegeben sein. Doch ist die Billigkeit in Paris doch wol, selbst in Bezug auf Wohnungen, größer; für die Lebensmittel erkennt das der Verfasser auch entschieden an (S. 38). Freilich muß derjenige, der ohne Kenntniß der Verhältnisse zum erstenmale Paris besucht, die Erfahrung machen, daß man in Paris doch recht theuer lebt. Der Franzose treibt eben die Fremdenindustrie im höchsten Maße der Vollendung. Und damit stimmt die Speculationswuth und der allenthalben bis in die Kirchen hineinblühende Schacher recht wohl zusammen.

Doch auch den Lichtseiten wird der Verfasser gern gerecht. Er bekennt gern, daß das französische Volk, insbesondere das pariser, ein geistreiches Volk mit allerlei Bildungsbestrebungen ist. Gerade in Paris finden durch Sammlungen, Vorträge, Bibliotheken diese allseitig Rechnung. Auch die Musik kommt nicht zu kurz weg, obwol Seefeld dem Pariser durchaus das wirkliche musikalische Gehör und Verständniß abspricht; er habe mehr Neigung für musikalisches Getöse als für die echte, wahre, göttliche Kunst. Er macht dabei die köstliche Bemerkung (S. 69), „daß die Erklärung dafür, warum die Franzosen neuerer Zeit trotz unverminderten Deutschenhasses an der Wagner'schen Musik so großen, sich immer steigernden Gefallen finden, in dem ungeheuren Lärm zu suchen ist, welchen diese Musik macht".

Recht lehrreiche Bemerkungen theilt der wiener Beobachter über das pariser Französisch und seine Aussprache mit, von denen beiden sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Insbesondere bildet der pariser Argot ein interessantes Kapitel. Es läuft auch bei ihm, wie bei dem berliner und wiener Vetter, viel schlechter Witz mit unter; der Kalauer bemüht sich um die Bereicherung der Sprache. Warum ist z. B. für „sehr enge Schuhe" die Bezeichnung „souliers seize" üblich? Sie würden ja sonst „souliers très-étroits" heißen. Nun die Aussprache der letzten Worte ist dieselbe wie bei „treize et trois" (13 + 3 = 16), also —! Oder wer begreift es, warum „salade" im Volksmunde auch die Bedeutung „Antwort" hat? Es geschieht mit Rücksicht auf den in der Aussprache fast vollkommenen Gleichklang von „réponse" (Antwort) und „raiponce" (Rapunzelsalat)!

Trotz der vielen Ausstellungen, die Seefeld an Paris und dem dortigen Leben zu machen hat, fällt es ihm doch schließlich recht schwer, von dem Seinebabel Abschied zu nehmen und seine Gedanken zur Begründung dieses schmerzlichen Gefühls werden manchen versöhnen, der sich durch die Schilderungen dieses Autors vielleicht zu schrofferm Widerspruch veranlaßt gesehen hat.

Die im zweiten Teile des Buches abgedruckten Kreuz- und Querzüge, enthaltend Reisebilder aus Norddeutschland, Kopenhagen, Abbazia und Umgebung, endlich Alpenwanderungen, weisen zwar hier und da eine ganz nette, auch wol geistreiche Beobachtung auf, rechtfertigen aber darum noch nicht den besondern Abdruck.

— Welche Verwirrung der Streit über die moderne Kunst in den Köpfen der Leute hervorgerufen hat, und wie viel unberufene Federn sich in ihn gemischt haben, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man einen Blick auf die Masse von Broschüren wirft, die der Buchhandel Woche für Woche auf diesem Gebiete zu Tage fördert. Das Meiste davon ist zum mindesten überflüssig und trägt gar nichts zur Aufklärung der schwierigen Fragen bei, auf welchen Wegen die Kunst aus den ausgefahrenen Gleisen der Ueberlieferung herauskommen und den Bedürfnissen der Gegenwart gerecht werden soll. Zu diesen höchst überflüssigen Erzeugnissen rechnen wir auch die „Winke", die ein gewisser A. T. „jungen Künstlern, Kunst- und Literaturfreunden" in seinen glücklicherweise sehr knapp ausgefallenen Betrachtungen „Ueber die «sogenannte» moderne Richtung in den Künsten (unter besonderer Berücksichtigung der Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst)" (Hamburg, A. B. Laeisz, 1894) ertheilen zu müssen gemeint hat. Die 50 Seiten dieser Broschüre enthalten weiter nichts als eine trostlose Salbaderei, bei der nichts herauskommt, denn das wenige Richtige, von dem darin die Rede ist, ist entweder nicht neu oder selbstverständlich und schon tausendmal gesagt, und alles Uebrige so verkehrt und thöricht, daß es sich nicht verlohnt, die Zeit mit der Lektüre solcher Nichtigkeiten zu verlieren.

Bibliographie.

Braune, R., Reinheit? Einakter. Roßla (Harz), R. Braune. 8. 75 Pf.

Dumoulin-Eckart, Dr. R. Graf, Bayern unter dem Ministerium Montgelas 1799—1817. Erster Band (1799—1800). München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Kegel, H., Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M.

Kralik, R., Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes. Ein Osterfestspiel in drei Tagewerken. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. I. Die frohe Botschaft. Mit musikalischem Anhang. Wien, Carl Konegen. 8. 3 M. 60 Pf.

Lesker, B., Eine Fahrt an die Adria. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Dan. Ochs). 8. Geb. 3 M.

Loewenberg, J., Neue Gedichte. Hamburg, M. Glogau jr. 8. 2 M.

Meltz, A., Wohl bekomm's! Grobheiten, Bosheiten und Liebenswürdigkeiten. Hamburg, M. Glogau jr. 8. 1 M.

Ottmann, R. E., Die Mosella des Decimus Magnus Ausonius. Trier, Fr. Lintz'sche Buchh. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmidt, M., Der Prälatenschatz oder der Student von Metten. Erzählung. Regensburg, J. Habbel. 8. 1 M.

Tyndall, John, Das Licht. Sechs Vorlesungen. Deutsch von Clara Wiedemann. Zweite Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Wagener, M., Kain's Tod. Dichtung. Berlin, Max Schildberger. 16. Geb. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

Briefe von, an und über Schopenhauer.

Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von

Ludwig Schemann.

Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.



Cotillon-

und Carneval-Artikel,

Papierlaternen,

„PUCK", photogr. Apparat.

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Man verlange Preisbuch.

Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

Vor kurzem erschien:

Schopenhauer

Ein Beitrag zur

Psychologie der Metaphysik.

Von

Rudolf Lehmann.

8°. (200 S.) Preis 4 Mark.

Die Schopenhauer-Litteratur ist um ein interessantes und lehrreiches Buch reicher.
(Litt. Centralbl. 1895. I.)

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Fragmente Neue Folge

von **John Tyndall.**

Uebersetzt von **Anna von Helmholtz** und **Estelle du Bois-Reymond.**

8. geh. **Preis 8 Mark.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Korfu.

Eine ionische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius entwirft in dieser Skizze ein anmuthiges Bild von Korfu, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

(Mit einer Beilage von **Carl Konegen** in **Wien.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 8. — 21. Februar 1895.

Reform oder Revolution!

J. J. Rousseau hat am Anfange seines „Gesellschaftsvertrags" die ihn und sein Zeitalter charakterisirende Stelle: „Man wird fragen, ob ich Fürst oder Gesetzgeber sei, um berechtigt zu sein über Politik zu schreiben. Ich antworte Nein! und halte mich gerade deshalb für berechtigt über Politik zu schreiben." Diesen genialen Standpunkt gegenüber ihrem Stoffe haben in der zweiten Hälfte, namentlich aber in den beiden letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eine ziemliche Anzahl Schriftsteller über sociale Fragen eingenommen. Es freut uns deshalb doppelt, einem Autor zu begegnen, der nicht als überzeugungsfreudiger Dilettant, sondern als ein durch lange Vorschule Gereifter und als ein mit der Regierungsmaschine Vertrauter mit der an der Spitze dieses Artikels stehenden Losung in den Kampf um unsere sociale Zukunft eintritt.*) Er hat ganz recht, wenn er meint, daß es an Einzelvorschlägen, auch in größerm Umfange, dies oder jenes zu bessern, durchaus nicht fehlt, dagegen aber an einem Buche, das auf möglichst vielen, wenn nicht auf allen Gebieten, Vorschläge zusammenfasse oder neue mache, dabei aber von demselben Grundgedanken ausgehe und demselben Ziele zusteuere. Allerdings wäre das ein Buch, das über die Kräfte des Einzelnen wol hinausginge, und darum will Verfasser nur eine Reihe von innerlich zusammenhängenden Gebieten andeuten, auf denen er Besserungen für nothwendig hält. Die Verwirklichung seiner Vorschläge ist ihm dabei nicht das erste Ziel, sondern der brennende Wunsch, auch andere zum Nachdenken über das gleiche Thema anzuregen und sie aus ihrer bequemen Unbekümmertheit emporzurütteln. Hierin stimmen wir ganz mit ihm überein, auch wir sind völlig überzeugt, daß ein Buch wie das vorliegende, durchaus nicht dazu angethan ist, im großen Büchermeere unbeachtet zu versinken, sondern in vielen Kreisen Anregung schaffen, aber auch Widerspruch, und, wie wir in Hinsicht auf manches meinen, sehr berechtigten Widerspruch erfahren wird, — aber das soll es gerade und wir hoffen mit dem Verfasser, daß die gegebene Anregung dauernd fortwirken wird.

Es gibt eine große Anzahl Leute, denkende Leute, die in den Zeichen der Zeit keine Vorboten einer kommenden Revolution zu erkennen vermögen, oder wenigstens überzeugt sind, daß die Sintflut erst dann eintreten wird, wenn mit ihrem Dasein zugleich ihr thatsächliches Interesse an derartigen Begebenheiten erloschen ist. Es gibt ferner solche, die an dem Gelingen einer Revolution, die sie wol auch voraussehen, zweifeln und sich dabei auf die Trefflichkeit unserer Heeresorganisation verlassen; vielleicht halten sie es gar nicht für so unangebracht, wenn die Schwüle unserer Tage einmal durch ein recht gründliches Gewitter aufgefrischt würde. Beiden stellt sich von Massow im ersten Kapitel seines Buches gegenüber; den ersten, indem er die Nothwendigkeit einer Revolution, vorausgesetzt die unveränderte Beibehaltung der jetzigen Zustände, überzeugend nachweist; für den Kenner der vorrevolutionären Epoche Frankreichs enthält übrigens unsere Zeit Züge von frappantester Aehnlichkeit mit jener. Den andern aber zeigt er, daß die kommende Revolution, von deren Erfolglosigkeit er freilich auch überzeugt ist, von Grund aus zerstören und jedes Einzeldasein im tiefsten Innern treffen wird und daß angesichts des damit verbundenen, wirthschaftlichen Ruins des gesammten deutschen Volkes und der gleichzeitig drohenden, äußern Gefahr man nicht nur keine Ursache hat, sie etwa herbeizuwünschen, oder die Hände ruhig in den Schoß zu legen, sondern vielmehr alle Ursache, gegen die kommende Hochfluth alle nur möglichen Dämme aufzuwerfen. Wie wenig gleich im Beginne der Revolution das Militär, vorausgesetzt, daß es noch völlig

*) Reform oder Revolution! Von C. von Massow, Geheimer Regierungsrath, Mitglied der Internationalen Kommission für Schutzpflege, Vorsitzender des Centralvorstandes deutscher Arbeitercolonien u. s. w. Berlin, Otto Liebmann. 1894. Gr. 8. 5 M.

für die Bekämpfung der Socialdemokratie verläßlich ist, im Stande sein wird, sich den doch auch in ihrem Kerne militärisch geschulten Massen siegreich, bezwingend entgegenzuwerfen, legt Verfasser unserer Ansicht nach überzeugend dar. Man darf sich also, und wir meinen, der Verfasser hat damit durchaus recht, auf die militärische Macht allein nicht verlassen; die Organisation einer von Reserve- und Landwehroffizieren auszubildenden und dann auch zum Theil zu befehligenden, zuverlässigen Bürgerwehr im Anschluß an die Kriegervereine ist ein Gedanke, der wol erwägenswerth und ausführbar erscheint.

Aber damit ist schon an das Aeußerste gedacht, das der Verfasser ja durch Reformen meint bannen zu können, wenn man ernstlich an solche gehe. Ernstlich! Denn die Größe der Gefahr und die Unsumme der bei ihrem Eintreten unausbleiblichen, furchtbaren Verluste an Leben, Eigenthum, Gesittung, nationaler und persönlicher Ehre zwingt, auf ernstliche, durchgreifende, schonungslose Reform hinzuarbeiten und dabei die großen Opfer, die jede Reform verlangt, nicht zu scheuen. Treffend weist von Massow dafür auf die Reformen Stein's und Hardenberg's hin. Zu solchem Zwecke aber müssen wir, und das ist der das ganze Buch durchziehende Grundgedanke, mit dem manchesterlichen Principe des Laissez faire, laissez aller brechen. Es gibt zwar so zahlreiche und in der Mehrheit im höchsten Grade achtungswerthe Bemühungen, den socialen Schäden von allen möglichen Seiten beizukommen, Bemühungen, für die der Staat stets ein wohlwollendes Interesse übrig hat. Aber sie reichen nicht aus, eben weil es beim wohlwollenden Interesse des Staates bleibt; diesem legt von Massow die Pflicht auf, durch sein Eintreten allen solchen Bestrebungen, die dann vom Verfasser noch wesentlich neue Arbeitsfelder vorgezeichnet erhalten, erst das richtige Rückgrat zu geben. Natürlich wird hier sofort die Angst vor staatlicher Bevormundung, vor dem so wie so zu oft fühlbaren Hineinregieren in alles Mögliche laut werden. Aber es handelt sich nur um eine allgemeine gültige Regelung aller patriotisch-socialen Arbeit durch den Staat, um ihre, wenn man so sagen soll, obligatorische Ausdehnung mit Hülfe des Staates, keineswegs um erweiterte Polizeicompetenz. Der Leser wird beim Studium der hierher gehörigen Kapitel (namentlich III und IV), Gedanken begegnen, die der Verfasser der Socialdemokratie entlehnt hat. Aber ganz mit Recht sagt dieser, daß ebenso wenig wie die Wahrheit, die menschliche Wahrheit, ganz frei von Irrthum sei, ebenso wenig der Irrthum, insbesondere aber der so gewaltige Kreise beherrschende Irrthum der Socialdemokratie ohne Wahrheit sein könne, namentlich nicht ohne wirthschaftliche Wahrheiten. Man ersieht daraus, daß der Mann, der solche Ansicht frei heraus bekennt, mit nichten eine politische oder wirthschaftliche Reaction im angefeindeten Sinne dieses Wortes anstreben will. Freizügigkeit, Gewerbefreiheit u. a. ähnl. sind einmal da und haben die Berechtigung des historisch Gewordenen, des aus gegebenen Vorbedingungen nothwendigerweise Hervorgegangenen für sich. Daran zu rütteln, sie wieder beseitigen zu wollen, wäre unrecht und thöricht zugleich. Aber den nun sattsam damit verbundenen Schäden durch vernünftige sociale Reformen, denen der Staat sein Gewicht leiht, Heilung zu bringen, wer wollte sich dem widersetzen, auch wenn damit gewisse Einschränkungen verbunden sein sollten?

Ehe von Massow aber zu diesen ihm bei seiner Berufsthätigkeit näher liegenden Kapiteln kommt, beschäftigt er sich mit einem ihm wol weniger bekannten Thema, dessen Behandlung wir, trotz mancher treffenden Bemerkungen und beachtenswerther Gedanken im einzelnen, doch im ganzen als verfehlt bezeichnen müssen. Es ist überschrieben: „Neue Männer für das neue Jahrhundert“, und handelt im wesentlichen von der höhern Schulbildung unserer Jugend. Wer das Buch durchgelesen hat, wird mit dem Referenten in der Anerkennung der hochidealen Gesinnung des Verfassers übereinstimmen. Eine solche ideale Gesinnung auch in die Herzen unserer heranwachsenden Jugend zu pflanzen, eine Idealität, die nicht blos das Wollen des Guten, sondern auch ein charakterfestes Können des Guten hervorbringt, die den zukünftigen Bürger schon zeitig zur Herrschaft der Arbeitslust, des Pflichtgefühls, der Selbstentsagung über Trägheit, Genußsucht und Egoismus erzieht, das soll das Ziel einer jeden Erziehung sein; es dürfte aber durch des Verfassers Erziehungssystem nicht erreicht werden. Weder die durch unendliche Commissionen mit jedem neuen Jahre zusammenzustellenden Verzeichnisse der Lektüre für alle unterrichtsbedürftigen Alter bis zum Eintritte in verantwortungsvolle, selbstschaffende Stellung, also ein index librorum legendorum, noch der Abschluß des gymnasialen Curses, wie er jetzt ist, mit der absolvirten Untersecunda, um nun die letzten drei Jahre mit dem Inoculiren allgemeiner Bildung, als da namentlich Kunstgeschichte ist, vor allem aber mit der Ueberlieferung aller nur möglichen Kenntnisse auf staatshandbüchlichem Gebiete hinzubringen, möchte wol zu jenen allerdings sehr erstrebenswerthen und von unserer heutigen Gymnasialbildung mit aller Kraft und allem Pflichtbewußtsein erstrebten Ziele zu führen im Stande sein. Der Verfasser weiß nicht, oder übersicht, daß der classische Unterricht von heute nicht mehr wesentlich grammatikalisch ist, sondern vorwiegend die Realien und das dem jeweiligen Alter des gymnasialen Schülers entsprechende Durchdringen des Schriftstellers sich als Aufgabe stellt, daß ferner der bis auf unsere Zeit sich erstreckende Unterricht in Geschichte, namentlich wo er besser eingetheilt ist als in Preußen und nicht etwa, wie von Massow empfiehlt, sich rückläufig bewegt, dem Primaner ganz selbstverständlich die nothwendigsten Kenntnisse über Verfassung und staatliche Einrichtungen überliefert, daß endlich der deutsche Unterricht Hand in Hand mit dem fremdsprachlichen dem Schüler eine möglichst eindringende, wenn auch natürlich nicht umfassende Kenntniß der modernen Literatur, namentlich aber des nationalen Geisteslebens mit auf den Lebensweg zu geben trachtet. — Was

Verfasser dann weiterhin über die fachliche Ausbildung, in specie der Juristen bemerkt, das kann gern und gut unterschrieben werden.

Recht wohl kann man sich mit dem dritten Kapitel befreunden: „Die Erziehung der erwerbsarbeitenden Jugend.“ Wenn man die Bildung der Volksschule durch eine Fortbildungsschule ergänzen zu müssen glaubt, warum nicht überhaupt der heranwachsenden Jugend noch ein Jahr Schulzucht gönnen, da doch die Praxis der Fortbildungsschule eine wirkliche Zucht und damit auch einen fortbildenden Einfluß illusorisch macht, umsomehr dagegen Material für die Socialdemokratie liefert. Und dann beschränke man den Unterrichtsstoff und biete nicht Dinge, die dem Gymnasiasten auf gleicher Altersstufe zu lehren sich jeder Gymnasiallehrer mit Hand und Fuß sträuben würde und die nichts als eine bedenkliche Halbbildung hervorbringen. Vor allem aber, warum soll im Gegensatz zu der Ueberwachung der Jugend besser gestellter Stände die erwerbsarbeitende Jugend verwahrlosen ohne jede Ueberwachung? Der Verfasser empfiehlt deshalb die Bestellung von Pflegern für die Lehrlinge, die wie die Armenpfleger, eine bestimmte Anzahl von Schützlingen haben, auf gute und namentlich sittlich reine Unterkunft sehen, den Pflegling zur Sparsamkeit anhalten, ihn dem Meister oder Fabrikherrn gegenüber, wenn nothwendig, vertreten sollen u. dgl. Solche Pfleger soll der Staat dann aber nicht umsonst in seinen Dienst ziehen, sondern sie sollen dafür eine Remuneration erhalten, übrigens, wenn schon nicht Staatsdienereigenschaft, so doch obrigkeitliche Autorität haben. Ferner soll der Meister ein Mann sein, der etwas gelernt hat, um etwas lehren zu können. Der Befähigungsnachweis, der so viel in neuerer Zeit erstrebte, wird vom Verfasser dahin erweitert, daß der Meister in irgendeinem Handwerk seine Befähigung zur Meisterschaft nachgewiesen haben muß; das genüge, um auch Gutes von ihm zu erwarten, wenn er sich auf anderm Gebiete versuchen wolle: ein Gedanke, der viel für sich hat. Auch die moralischen Eigenschaften des Meisters sind in Betracht zu ziehen. — Bei der Besprechung der Volksschule betont von Massow mit Recht die Nothwendigkeit einer bessern socialen und wirthschaftlichen Stellung der preußischen Volksschullehrer, damit sie nicht, wie sonst ganz sicher, der Socialdemokratie anheimfallen. Er wünscht ihnen die Möglichkeit eines Studiums an der Universität eröffnet zu sehen, wie es in Sachsen unter gewissen Bedingungen übrigens schon der Fall ist. Die Beschränkung solcher Kräfte auf die Volks- und Bürgerschule, eventuell die Realschule, hat sich praktisch als nothwendig herausgestellt. — Der Gedanke, bei fühlbarem Lehrermangel tüchtige, ausgediente Unteroffiziere, natürlich nach entsprechender Vorbildung, zum Ersatz heranzuziehen, frappirt wol anfangs, aber man kann der Begründung von Massow's eine gewisse Richtigkeit nicht absprechen.

Wirthschaftliche Reformgedanken sind der Inhalt des vierten Kapitels. Hier begegnen wir zwar manchen schon bekannten Ideen, aber in einer Zusammenfassung unter dem Gesichtspunkte der zur Erhaltung der Nation nothwendigen Reform. So ist die Amortisation der Schulden bei vielen Creditbanken und Sparkassen schon eingeführt; von Massow verlangt sie als obligatorisch für den ganzen Staat, für das Reich, als eine gesetzliche Einrichtung. Nur, meine ich, formulire man das nicht so, wie er thut, daß das Kapital sich einfach durch die Jahre nach einem bestimmten Zinsfuß von selbst amortisire, sondern bestimme, daß in dem zwischen Gläubiger und Schuldner ausgemachten Zinsfuß eo ipso ein Amortisationsprocentsatz, natürlich staatlich ein für allemal fixirt, eingeschlossen sei. Weiterhin kommt dann von Massow auf den Wucher des Zwischenhandels bei nothwendigen Lebensbedürfnissen zu sprechen. Ihre Monopolisirung durch den Staat, besonders die des Getreide- und Fleischhandels, und die dadurch ermöglichte Preisbestimmung, die ja in dem Zeitalter unserer Väter ohne großen Jammer durchgeführt wurde, legt der Verfasser dem zukünftigen Gesetzgeber warm ans Herz. Er betritt damit socialdemokratischen Boden, aber wir wissen, daß er dabei heute von einer Reihe namhafter Volkswirthe und Parlamentarier nicht-socialdemokratischer Richtung unterstützt wird.

Es würde zu weit führen, den reichlich gemachten Vorschlägen in den folgenden Kapiteln mit gleicher Ausführlichkeit nachzugehen. Die Verstaatlichung der Armenpflege unter Hereinbeziehung aller auf diesem Gebiete thätigen Einrichtungen, Vereine u. dgl., die staatliche Fürsorge für entlassene Gefangene, staatliche Maßnahmen umfassenden Charakters gegen die Arbeitslosigkeit, alles dies jedoch nicht als Vermehrung der polizeilichen Befugnisse, sondern unter Zuhülfenahme des Gemeinsinnes gedacht, diese und verwandte Themata finden im fünften Kapitel eine fachmännische und einsichtige Behandlung, deren Gewicht sich niemand entziehen können wird.

Für das bedeutendste Kapitel des Buches halten wir das sechste: „Die Arbeiterfrage“, wennschon hier der Standpunkt des Verfassers wol absichtlich nur einseitig für den Arbeiter genommen ist. Zunächst handelt es sich um die wirthschaftliche Hebung des Arbeiters durch Einrichtung von Wohnungsämtern, Arbeitsämtern, Konsumvereinen der Arbeitgeber, um die Sorge für die Halbinvaliden des Arbeiterstandes. Dann aber um die sociale Lage des Arbeiterstandes. Hier entwickelt der Verfasser Ansichten, die einmal seinem Herzen Ehre machen und dann in der That dringend Verwirklichung heischen. Insbesondere kann nicht genug auf das Thörichte und Unberechtigte der Anschauung hingewiesen werden, die sich aber leider jetzt recht breit macht, als ob jeder, der sich mit seiner Hände Arbeit ehrlich schlecht und recht sein Brot erwirbt, darum von denen, die das nicht nothwendig haben, als ein Wesen untergeordneter Gattung betrachtet und behandelt werden müsse. Ebenso sehr wie dieser übel angebrachte, verbitternde Hochmuth muß aber auch die Theilnahmlosigkeit der obern Stände gegenüber dem geistigen und sittlichen Wohl der Arbeiter

beseitigt werden; der Verfasser erkennt gern an, wie viel zwar schon auf diesem Gebiete geschieht, weist aber nach, wie es auch hier an einer die Gesammtheit umfassenden Organisation fehlte. Die das siebente Kapitel füllende Reform der Staatsverwaltung enthält ebenfalls sehr vieles höchst Beachtenswerthe, durchsetzt mit manchem humorgewürzten Ausfall gegen bestehende Praxis einer dem praktischen Leben entfremdeten Bureaukratie. Wir müssen uns aber mit diesem Hinweise begnügen.

In unserer Zeit der Umsturzgesetzgebung ist ein Buch, das über eine solche gar nicht spricht, sondern von ganz anderer Seite her dem Schaden beizukommen sucht, außerordentlich beachtenswerth. Neben der praktischen Kenntniß der Sachlage athmet es in unserer materiellen Zeit einen so schönen Idealismus, daß man sich der Ueberzeugung nicht verschließen kann, die kranke Zeit müsse ihre besten Heilmittel diesem praktischen Idealismus entnehmen, um zu genesen. Wir schließen uns deshalb dem Verfasser an in dem letzten Worte seines Buches: „Reform an sich genügt nicht. Soll sie zum Ziele führen, so muß sie das rechte Panier haben, das Panier, auf dem die eine und einzige Losung steht: Empor!"

Konrad Sturmhoefel.

Aus der neuesten Dichtung.

1. Das neue Vortragsbuch. Herausgegeben von L. Rosner. Wien, A. Hartleben. 1894. 8. 3 M. 60 Pf.

Man nehme nicht Anstoß an dem verdächtigen Titel, welcher leicht den Argwohn wecken könnte, als sei hier geringes Gewicht gelegt auf den Werth des Inhalts und vielmehr die Erwägung geltend gewesen, inwieweit die einzelnen Stücke als Glanznummern der Vortragskunst und des Vortragsgewerbes erprobt seien. Die letztere Rücksicht hat ja gewiß mitgesprochen, aber ganz abgesehen hiervon sind die einzelnen Dichtungen mit sorgfältiger Abwägung ihres poetischen Werthes ausgewählt worden. So nennt sich das Ganze mit Recht: „Eine reiche Auswahl ernster und heiterer Declamationsstücke" und der Herausgeber L. Rosner rühmt auf dem Titelblatt, daß seine Sammlung durch Originalbeiträge von Dr. A. Brecher, Ada Christen, J. J. David, Ferdinand Groß, Karl Haffner, Fritz Krastel, Robert Pohl, Dr. von Radler, Julius von der Traun, Albrecht Graf Wickenburg, Adolf Wilbrandt u. a. unterstützt worden sei. Im übrigen habe als Grundlage bei der Zusammenstellung das Repertoire unseres gefeiertsten Vorlesers gedient. Ersichtlich ist Joseph Lewinsky gemeint. „Die meisten der hier gebotenen Vortragsstücke sind in einem ähnlichen Sammelwerke bisher nicht erschienen. Viele waren bisher für den Einzelnen nur schwer zu beschaffen und eine ganz stattliche Anzahl erscheint überhaupt hier zum ersten male gedruckt." Es wäre diesen einleitenden Worten des Herausgebers hinzuzufügen, daß der Charakter der Sammlung durchaus modern ist, daß sie also neben ältern Anthologien durchaus zu Recht besteht. Vielleicht wären aus diesem Grunde auch Chamisso, Freiligrath, Geibel, Heine, Lenau und Strachwitz besser ausgeschlossen geblieben: denn ihre Werke sind ja in jedermanns Hand oder die hier abgedruckten Dichtungen in den landläufigsten Anthologien zu finden. Eher hätte Gustav Freytag's „Des Burschen Ende" Aufnahme gewährt werden dürfen, ein glänzendes Vortragsstück, das wir ungern vermissen, da es, so viel wir wissen, nur in den „Gesammelten Werken" erreichbar ist. Sonst hätten wir keine Ausstellungen und wünschen im Gegentheil dem Buche eine fröhliche Wanderschaft. Denn wir bekennen gern, daß die Sammlung uns einen Ueberblick über die neueste Balladenpoesie gewährt, wie kein anderes Werk. So erachten wir es sogar für eine Nothwendigkeit, jede Hausbibliothek mit dieser anmuthigen Blumenlese zu ergänzen. Wir betonen, sie ist rein epischer Natur. Und um einen Blick in den reichen Inhalt zu eröffnen, so nennen wir nur unter den vorgeführten Stücken: Halm: „Die Glocke von Innisfare"; Eckstein: „Das Märchen vom Glück"; Hebbel: „Der Heideknabe"; Hopfen: „Die Vagabunden"; Mautner: „Des Künstlers Braut"; Theuriet: „Der letzte Kuß"; Wildenbruch: „Das Hexenlied". Nicht jedem eignet Classicität, aber jedem die Kraft, dichterisch zu unterhalten und mit tragischem Ernst oder fröhlicher Komik die Stimmung zu klären. Wir wünschen dem schönen Werke Gelegenheit, sich immer reicher auszubauen und zu einem freundlichen Kanon moderner Vortrags- und Declamationskunst auszureifen.

2. Michael Vörösmarty's Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. Wien, A. Hartleben. 1895. 12. 2 M. 25 Pf.

Auch dies Buch ist „dem Meister des lebenden Wortes Joseph Lewinsky in bewundernder Hochachtung" gewidmet. Unter Meisterschaft über das lebendige Wort habe ich bisher immer hervorragende Kunst der persönlichen Rede verstanden, nicht die auch noch so hervorragende Fähigkeit, die Rede Fremder mit antheilfeuriger Tonstärke und wohlgeschultem Tonfall wiederzugeben. Im übrigen ist der Uebersetzer mit Erfolg beflissen, uns den ungarischen Dichter näher zu rücken, den er mit zwei Porträts und dem von Chaucer Dryden's Andenken gestifteten Versen bei uns einführt:

Die ganze Gegend liebt' ihn treu und wahr,
Und er war reich, mit vierzig Pfund im Jahr.

Er fügt hinzu, daß Verdeutschungen Vörösmarty'scher Dichtungen, sofern sie den Urstücken gerecht würden, vor der deutschen Lesewelt keiner Empfehlung bedürfen: „ein Dichter echter Größe, Schöpfer der poetischen Literatursprache und Barde eines jugendlich kräftigen und hoch-

begabten Volkes, des verläßlichsten Freundes deutscher Gesittung und Politik: gebührt seinen Hauptwerken ein Ehrenplatz in der Verdeutschungsliteratur". Der Uebersetzer erleichtert uns das Verständniß des fremden Dichters durch eine Reihe gehaltreicher Anmerkungen, welche alle nothwendigen Erläuterungen ungarischen Wesens und alles Erforderliche zum Verständniß dunkler Stellen und sonstige Aufschlüsse geben. Dahingegen hätte in der Anpassungskunst des deutschen Wortes an das fremde Geisteselement Höheres geleistet werden müssen; es bleibt zu viel zurück, was der glättenden Feile nicht entrathen darf. Im übrigen verdient der Uebersetzer allen Dank dafür, daß er uns diese feurigen Ungarlieder in unserer Muttersprache zu eigen gegeben hat. Als Probe gebe ich:

Studio Gábor.
(1830.)

Studio Gábor sitzt vertieft gewaltig,
Vor ihm liegt ein Buch, gar derbgestaltig;
Würd' um alle Welt empor nicht schauen,
Käm nicht eine Flieg' auf seine Brauen;
Da muß wol den Blick er heben,
Sieht ein flinkes Mädchen schweben.
„Ei, lieb' Kind, hast Du hold-rothe Wangen!
Laß daran mich Rosen pflückend hangen."

„„Studio Gábor, schlimmer Studio Gábor,
Laßt mich los, man merkt's; behüt' mich davor!""
„Nichts zu merken!" — ruft er frohen Muthes —
„Hochzeit folgt dem Kuß stets, Kind, mein gutes."
„„Weh! Verschont mich! Kann nicht weilen —
Miss' den Haarschmuck — nicht zu heilen —
Ach entfernt Eure heiße Lippe!""
„Noch 'nen Kuß!" — „„Nein, nein!"" — „Dann doppelt nippe!"

Studio Gábor sitzt vertieft gewaltig,
Vor ihm liegt ein Buch, gar derbgestaltig;
Und als er doch aufblickt, wird ihm schaurig,
Denn das Mädchen steht da blaß und traurig:
„Ei, mein Kind, wie bleich bist Du jetzt!
Fürchte, Du verwelkst mir zuletzt."
„„Studio Gábor, fluche Eurem Kusse!
Wann begeh'n die Hochzeit wir zum Schlusse?""

„Nichts zu fluchen! Komm zu Pfingsten wieder,
Bis dahin bleib, Rose, stramm und bieder.
Nimm zwei Küsse: einen für die Reise,
Und der andere tröstend sich erweise."
„„Aber Studio Gábor, wenn denn
Pfingsten späte Ehe spenden?""
„Nichts zu spät! Du Allerwelten Rose",
„„Ei, wie ist doch Euer Mund gar lose!""

Studio Gábor sitzt vertieft gewaltig,
Vor ihm liegt ein Buch gar derbgestaltig;
Würd' um alle Welt den Blick nicht heben,
Und es ist doch rosig Pfingsten eben.
Auch ist da das Mädchen, schmächtig,
Und wiegt einen Säugling, prächtig.
„Ei, nicht hätt' ich das geglaubt noch gestern!"
„„Und mich würd' die Welt jetzt nicht verlästern!""

„Und schon lächelt gar der arme Bankart."
„„Gleicht dem Vater sein in bester Denkart.""
„Was zu thun jetzt, Täubchen, solcher Dinge?"
„„Weiß nur, daß ich in die Donau springe.""

1895.

„Keinen Sprung! Zum Pfarrer komme",
Spricht zum Mädchen Studio Gábor fromme
Und schlägt zu das Buch, betritt gewaltig:
„Niemals, niemals solche Pfingsten halt ich."

Man sieht, daß das Deutsch des Uebersetzers stellenweise sehr wohl eine neue Uebersetzung in wirkliches Deutsch vertragen kann; aber immerhin ist ihm gelungen, von seinem Urbild einen Begriff zu geben. Uebersetzungen aus dem Ungarischen mögen Schwierigkeiten haben, von denen unsere schlichte „humanistische" Weisheit sich nichts träumen läßt.

3. Hie Rothenburg! Dichtung von der Wende des 14. Jahrhunderts. Von August Kellner. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 8. 4 M.

Diese bewegte, in Scheffel'schem Stile vorgetragene Geschichte aus dem mittelalterlichen Rothenburg tritt zum zweiten male ihren Zug in die deutsche Familie an. Sie hätte inzwischen etwas knapper gefaßt werden dürfen, aber sie soll auch so mit ihren heitern Liedern willkommen sein. Ein bunter Ausschnitt altdeutschen Lebens erscheint vor uns, theils in muntern reimlosen oder reimenden Jamben oder in gemüthvollen Trochäen. Die geschichtliche Färbung ist mit aller Sorgfalt durchgeführt und die Farben erfreuen immer wieder durch ihre Frische. Die Scenerien entfalten sich in belebter Folge im Abglanz der wechselnden Monde und der wandelungsreichen Natur; nur die Handlung selbst hätte straffer geschürzt und der Vortrag an sich bündiger gekürzt werden sollen.

Und ist's ein Mantel denn, von seidnem Haar gesponnen,
Der um den Rücken wallt? Durch seiner Schwärze Nacht
Leuchten geheimnißvoll des Glanzes milde Sonnen,
Wie durch den Cedernwald die Abendsonne lacht
Und wie das Rosenroth am Himmel sanft verschwindet,
Wenn müde dieser Welt die Sonne Abschied nimmt:
So ist auf ihrer Stirn, auf ihren bleichen Wangen
Der Rosen zarte Glut noch einmal aufgegangen,
Ob auch das müde Aug' nach Ruh und Schlaf verlangt . . .
Ach, ist es nicht ein Kind, zur Blüte kaum erschlossen,
Vom Zauber holder Scham jungfräulich übergossen,
Dem vor dem rohen Blick unheil'ger Neugier bangt?
Doch Salome gehorcht, wenn ihre Mutter will —:
Sie weigert nicht den Tanz. . . . Noch aber steht sie still
Als wie ein Marmorbild. Doch träumend hängt ihr Blick
Am Boden, den durchwirkt kunstreiche Mosaik
Aus farb'gem Würfelstein mit wundersamen Bildern,
Die des Gesangs Triumph in Orpheus Thaten schildern u. s. w.

4. Tragödie. Gedichte von Heinrich Pudor. München, Verlag von H. Pudor. 1894. 12. 2 M.

Die Formen sind nicht hinreichend abgeklärt, der Inhalt ist zu oft trivial. Eine strenge Sichtung hätte das Wesenlosere ausscheiden sollen. Manches erscheint lediglich als Variation uralter Volksliedmotive, und das ist das Beste. Dabei wollen wir ursprüngliche poetische Begabung nicht absprechen. Es fehlt indessen Selbstzucht und Selbstkritik. So bleibt leider das Gelungene vereinzelt:

Das Weib hat Thränen,
Den Jammer zu stillen,
Das Weib kann weinen
Nach ihrem Willen.

Doch ich muß den Kummer
Verschließen im Herzen,
Muß tiefer ihn stoßen
Und mehren die Schmerzen.

Ach könnt' ich weinen,
Wie thu' ich's ersehnen (!!),
Mein Lied auszuweinen,
Ach hätt' ich Thränen.

Hier ist der Beweis geliefert, daß der Dichter der letzten Durcharbeitung seiner Eingebungen aus dem Wege geht. Dieser Vorwurf wird leider dadurch erschwert, daß Pudor auch schlechthin Unwürdiges auftischt:

Das Leben ist wie ein Topf,
Wenn man dran stößt, klingt es hohl,
Der Mensch, der ist nur ein Tropf,
Denn er glaubt ja an Liebe wol.

Es ist solche Tintenkleckserei doppelt verwerflich, als der Verfasser in der angehefteten dramatischen Skizze „Lady Tryon" beweist, daß er nicht nur vernünftig denken, sondern auch verständig und sogar geschmackvoll schreiben kann.

5. Neue Gedichte. Von Frida Schanz. Leipzig, J. J. Weber. 1895. 12. Geb. 6 M.

Frida Schanz besitzt alles, was die Dichterin als solche besitzen muß; nur ist ihre Physiognomie nicht scharf genug markirt. Zuviele ihrer Spenden sind Allerweltspoesie: d. h. anmuthige Tändeleien mit Sprache und Vers, gefällige Koketterien mit dem Leide der Welt, bunte Träumereien von Glück und Sonnenschein. Wenn es gilt, weitere Gedankenwelten zu umspannen, dann versagt die Kraft. Wie wesenlos erscheint z. B. ihre Kunst, wo die Dichterin sie einsetzt, um die Städte Berlin, Straßburg, Heidelberg und Goslar zu feiern. Hier kommt sie über bessere Stammbuchpoesie nicht hinaus. Aber es wäre unbillig, aus dieser kurzen Serie Strophen herauszugreifen, wo sich so vieles ungleich Schönere der Wahl darbietet. Was von allen diesen Versen gilt, ist das uneingeschränkte Lob, welches ihrer Rhythmik, der Knappheit der Sprache und der Feinheit der Stilisirung gebührt. Ob das Erfolge einer mühsam glättenden Arbeitstreue oder lediglich die Ausflüsse einer glücklichen wahl- und kümmernißlos schaffenden Begabung sind, ist dabei ganz gleichgültig. Formell stehen diese Lieder durchaus auf der Höhe reiner deutscher Poesie. Was ich tadle, gilt dem Inhalt. Es gebricht die Ursprünglichkeit der Motive.

Lieder liegen in der Luft —

sagt die Dichterin:

Welch verlorenes Beginnen,
Lieder, Lieder zu ersinnen!

Das scheint mir denn doch bedenkliche Philosophie. Die Eingebung hat ihre Grenzen und der Augenblick der Empfängniß ist bemessen. Dann muß schließlich doch recht sorgfältig und möglichst gründlich „gesonnen" sein, um die Gnade der Inspiration durch Arbeit und wieder Arbeit zu verdienen. Nicht jede nichtige Stimmung und flüchtige Seelenschwingung ist Worte und Verse und des Schweißes des Setzers und des Recensenten werth. Des Dichters Singen ist denn doch etwas durchaus Anderes als des Vogels Singen,

der in den Zweigen wohnet —

etwas so durchaus Andersartiges wie die Begriffe Kunst und Natur! Und gerade je reicher dem Dichter die Fülle seiner Gesichte und Gedanken, seiner Bilder und Farben zuströmt, um so behutsamer und entsagungsvoller ist zu sichten. So misfällt mir S. 37 vorliegender Sammlung der Vergleich der Wiesenblumen mit „dienendem Gesinde". Es kann keine freiern Geschöpfe geben als Wiesenblumen. Es ist mithin unzutreffend, wenn die Dichterin singt:

Sie steh'n zu Tausenden geschart,
Wie dienendes Gesinde,
Und neigen sich und nicken zart
Im heißen Sommerwinde.

Ein anderes unglückliches Bild ist S. 27 der leichten Schaffensart der Dichterin untergelaufen, wenn sie ihre Kümmerniß in den banalen Versen veranschaulicht:

Ein schweres Herz ist schwerer,
Als eine Last von Stein.

Derlei ist aber vereinzelt. Unter unsern lyrischen Weihnachtsgaben wird trotz dieser Nichtigkeiten die Liederspende, die Frida Schanz uns widmet, einen hervorragenden Rang eingenommen haben. Sie enthält manches farbenfrohe Reimgebilde voll Blumenduft und Sonnenglanz, und manches dieser zierlichen Strophengewinde birgt tiefern Sinn im blühenden Spiel seiner zierlichen Verse. Vor allem ist diese Poesie lauter und rein im innersten Kern und entspringt wahrhafter Berufung. Ihr Ruhm kann nicht verlieren, sondern ausschließlich sich erhöhen. Dazu möge das folgende Gedicht, welches ich aus der auch äußerlich von der Verlagsbuchhandlung mit zarter Eleganz ausgestatteten Sammlung heraushebe, würdig beitragen:

Nespole.

Deutlich seh ich uns beim Abschiedsmahle. —
Zwischen dunkeln Blättern schön geschweift,
Lagen gelbe Mispeln auf der Schale,
Saftigsüß, wie sie der Süden reift.

Neben purpurnem Velletriblute
Flammte goldener Genzanowein,
Helle Flammen trugen wir am Hute:
Rothen Feldmohn vom Campagnarain.

Trotzig senkten wir des Abschieds Klage
In die kühle Flut des edeln Weins.
Doch wir fühlten's: diese Sommertage
Waren Glanz und Krone unf'res Seins.

Laut besprachen wir die Weiterreise,
Sprachen scherzend über das und dies,
Als ein schwarzverbrämter Falter leise
Auf dem Mispelhauf sich niederließ.

Reglos, düster, lag er auf der Schale,
Wie der leise Schmerz in uns'rer Brust,
Wie die Wehmuth über uns'rem Mahle,
Wie die Trauer über uns'rer Lust.

Machtlos sank die Heiterkeit danieder,
Und die Schwermuth sprach nun laut und wahr.
Und die Sehnsucht frug: Wann kehrt Ihr wieder?
Nie vielleicht? Vielleicht im grauen Haar?

Mit des Grames leisem Thau begossen
Haben wir das Mahl, — mit Weh bestreut —
Manche Jahre sind dahingeflossen.
Aber deutlich seh ich uns, wie heut:

Mohn am Hute; Tauben uns zu Füßen,
Um uns her der Freunde heit'rer Ring;
Und die Mispeln auf dem Tisch, die süßen,
Drüberher der dunkle Schmetterling.

6. Friedensstimmen. Eine Anthologie herausgegeben von Leopold Katscher. Eingeleitet von Konr. Ferd. Mayer und Bertha von Suttner. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1894. 8. Geb. 6 M.

An die skeptischen Verse unseres größten und reinsten Idealisten:

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen u. s. w.

muß ich immer gedenken, wenn ich von den Bemühungen unserer Philosophen und Philosophinnen des ewigen Friedens höre oder lese. Es sind ja doch nur Träume, sage ich mir immer wieder und schüttle lächelnd den Kopf. Wie wollt Ihr die sieben Todsünden aus der Welt schaffen? frage ich immer wieder und füge schließlich hinzu, daß der Krieg ja nicht einmal zu den sieben Todsünden gehöre; er sei lediglich, wie die Gewitter, Naturgesetz, so lange uns sterblichen Göttern nicht unsterbliche Flügel wüchsen. Und zu solchem Erwarten haben wir alte Lebewesen, die da Menschen heißen, doch zu viel menschlichen Verstand. Man braucht nur ein Laie in Kriegsgeschichte zu sein und nicht einmal die Kriegsschule besucht zu haben, welches Glück wol nur den allerwenigsten unserer Schriftsteller und jedenfalls keiner unserer Schriftstellerinnen erblüht ist, um zu wissen, daß die Kriege wol „humaner", aber für alle Fälle nur blutiger und „männermordender" geworden sind, als sie vordem waren. Also keine falsche Illusionen! Welcher energische Volkswille — ich kann energische Einzelherrscher und Alleinherrscher ganz beiseite lassen — bände sich an „Congresse"! Gewiß, man wird „Congresse" berufen und „befragen", aber sofern der allweise Beschluß des allweisen Congresses der Einzelmeinung des zu Unrecht verurtheilten Volkes oder maßgebenden Volksleiters zuwiderläuft, werden doch nach wie vor die Waffen zum letzten und sodann zum „maßgebenden" Schiedsrichter berufen werden. So lange wir keine machtvollern Instrumente gewinnen, wird den entscheidenden Ausdruck der ultima ratio des Volkswillens immer die Kanone behalten. Doch es wird Zeit, daß wir zu Katscher's Anthologie gelangen. Katscher gibt uns eine Sammlung von Dichterstimmen und sonstigen schriftstellerischen Aeußerungen, welche mit uns den Frieden loben. Den Einband seines Buches, dessen Titel „Friedensstimmen" lautet, schmückt die bekannte weiße Taube mit dem bekannten grünen Olivenzweiglein und eine goldene Sonne, welche hinter der bekannten grünen Friedenspalme aufgeht. Wir begegnen aber in dem saubern Bande durchaus nicht ausschließlich taubenhaft girrenden, hymnologisch gewählten Friedensgesängen, sondern ebenso sehr kriegerisch schmetternden Fanfarenklängen, deren eherner Trompetenton natürlicherweise das sonstige Lerchengezwitscher und Palmensäuseln des Inhalts in erhöhter Liebenswürdigkeit und Friedlichkeit erscheinen lassen soll. Für unser durch göttliche und natürliche Bestimmung kriegerisch angelegtes Germanenvolk eine zweifelhafte Weihnachtsgabe! Jedenfalls eignet sie sich nicht für Soldatenbräute und Soldatenschwestern, auch nicht für Soldatenmütter und Soldatenfrauen. Denn unser Volk ist noch immer ein Soldatenvolk, und so weit ich sehe, wird es fürs erste ein Soldatenvolk bleiben müssen. Um noch die philologische Seite des Buches zu beleuchten: es läßt eigentlich alles zu wünschen übrig, was philologisch zu wünschen ist. Denn es gibt nirgends nur einigermaßen orientirende Quellen an. Es beweist eine stupende Wahllosigkeit innerhalb der Uebersetzungsliteratur. So citirt es beispielsweise aus der mumienhaften Aristophanes-Uebersetzung des Johann Heinrich Voß, statt aus der lebensfrischen und vortrefflichen Droysen's. Es gibt ferner als „Goldkörner" Sandkörner aus. Es reißt aus dem Zusammenhang alles hervor, was nur zum Heile des Friedens und zum Unheil des Krieges hervorzureißen ist. Das eine Gute hat die Zusammenstellung, daß sie den ersten besten findigen Kopf herausfordern wird, all das zusammenzuholen, was die Weltliteratur zum Preise des friedenfördernden Krieges hervorgebracht hat.

Adalbert Schroeter.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Schlimme Geschichten. Freilichtbilder aus der Bühnenwelt. Von Gustav Schwarzkopf. Dresden, H. Minden. 1895. 8. 2 M.

Als Kritiker wird man so oft Zeuge des traurigen Schauspiels, das der Niedergang und Verfall eines schönen Talentes bietet — siehe Schubin, Spielhagen! — daß man mit Bangen an die Lektüre eines neuen Buches geht, dessen Autor man hochschätzt. Man fürchtet, man werde einen Rückgang feststellen und somit Schlimmes sagen müssen, wo man doch Gutes sagen möchte. So ging es

uns auch mit G. Schwarzkopf's neuem Buche. Hat man es aber zu Ende gelesen, so athmet man förmlich auf, denn der gefürchtete Rückschritt ist nirgends zu bemerken, im Gegentheil: die Lektüre dieser sechs „Freilichtbilder" ist entschieden angenehmer als die einiger ältern Werke des Autors, wie der „Bilanz der Ehe" und namentlich des Sittenbildes „Lebenskünstler"; sie sind frei von jener düstern Einförmigkeit, die in den genannten Werken stellenweise ermüdend, für das große Publikum nachgerade langweilig wirkt. Vielleicht kein Buch Schwarzkopf's ist so geeignet, beim großen Publikum Interesse zu wecken wie dieses, denn es behandelt ein Thema, das immer eine gewisse Zugkraft ausübt, nämlich das Bühnenleben. Allerdings geschieht das ganz anders, als es in Erzählungen aus diesem Milieu der Fall zu sein pflegt. Da kommt weder die gewisse Tugendheldin vor, deren Unschuld unversehrt aus allen Schlingen und makellos aus allem Schmuze der Bühnenwelt hervorgeht; da ist weder deren Gegenstück, die gewisse dämonische Künstlerin — meist Tragödin — die mit Herzen und Dolchen spielt, als ob es Brotkügelchen wären; auch deren männliches Seitenstück: der schöne Mime fehlt, der die Köpfe und Herzen von allem verdreht, was generis feminini ist; kurz: es fehlt der ganze herkömmliche, romantische Flitter, die grelle Schminke, das trügerische Lampenlicht, was alles meist auch in solchen Erzählungen vorhanden ist, die das Leben hinter den Coulissen schildern wollen, wie es wirklich ist. Was der Autor da zeigt, sind wirklich Freilichtbilder; aber es ist nicht das goldene Sonnenlicht, das die Welt mit lachendem Glanze und leuchtenden Farben schmückt, sondern das graue Morgenlicht vor Sonnenaufgang oder das Licht eines sonnenlosen, aber nicht düstern Tages, das die Dinge mit unbarmherziger Nüchternheit und Schärfe zeigt und vor dem sich kein Flecken, keine Runzel oder sonst ein Fehler verbergen kann.

Die Bezeichnung „Freilichtbilder" ist demnach recht gut gewählt; durchaus unzutreffend ist dagegen der Gesammttitel „Schlimme Geschichten"; er weckt ganz falsche Vermuthungen, läßt pikante Eisenbahnlektüre, übermüthige Bocacciaden oder dergleichen vermuthen, also etwas, was gar nicht dem Inhalt entspricht.

Dieser Titel ist übrigens so ziemlich das einzige, was man an dem Buche zu tadeln hat.

2. Armer Leute Kinder. Ein Gesellschaftsbild. Von Edmund Wengraf. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 3 M.

Ein verständiges, ernstes Buch, dem man eigentlich keine Fehler nachweisen kann, das aber dennoch zu wünschen übrig läßt. Was man vermißt, das ist Eigenart und Kraft; so traurig, ja tragisch es auch schließt, man empfängt keinen starken, geschweige denn einen nachhaltigen Eindruck davon. Das muß den befremden, der die geist- und witzreichen Wochengedichte kennt, die Wengraf früher in der „Wiener Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hat. Wo ist der beißende Sarkasmus geblieben, den er dort so wirksam bethätigt hat? Und in diesem Buche wäre er ja auf dem Platze, denn das Ganze ist eine Satire auf das reiche Bürgerthum! Nicht zum Vortheile gereicht es dem Buche, daß die Person des Fabrikanten Härtel an Martin Lienhart in Gustav Schwarkopf's Novelle: „Eine Geldheirath" (aus der Sammlung „Die Bilanz der Ehe") erinnert und so zu einem Vergleiche der beiden Arbeiten herausfordert, einem Vergleiche, der Wengraf's literarische Persönlichkeit neben der scharf ausgeprägten, eigenartigen und bedeutenden Schwarzkopf's ziemlich schwächlich und blaß erscheinen läßt.

3. Wie ich's sah! Erzählungen. Von Wolfgang Alexander Meyer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 3 M.

Vor allem soll es nicht „Wie ich's sah", sondern „Wie ich's gesehen habe", heißen, was keineswegs dasselbe ist. Die alte Geschichte, daß die deutschen Schriftsteller über die Bedeutung und Anwendung der Tempora ganz im Unklaren sind! In dem Motto, das der Autor seinen fünfzehn Geschichten vorausschickt, erklärt er, daß er weder zu den „Alten" noch zu den „Jungen" schwöre. Das ist gewiß sehr löblich, aber mit diesem „weder" — „noch" allein ist noch nichts gethan, man muß für dieses Negative auch etwas Positives bieten; das thut der Verfasser aber keineswegs, er ist weit, sehr weit davon entfernt, eine selbständige Individualität zu sein, die weder den Weg der „Alten" noch den der „Jungen" geht, sondern ihren eigenen: er wandelt vielmehr jene Pfade, die von den einen wie von den andern schon völlig ausgetreten worden sind, und nicht ein einziges mal verläßt er sie, um sich einen eigenen Weg zu bahnen.

Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig der Autor in diesen funfzehn Skizzen sagt; er nennt sie „Erzählungen", aber das ist bei solcher Inhaltsarmuth doch zu viel gesagt. Das ganze Buch kann man als ein gedrucktes Nirwana bezeichnen.

Es ist wirklich zu bedauern, daß ein so großes Unternehmen wie die Deutsche Verlags-Anstalt, die in fremden Sprachen Treffliches bietet, in der Wahl ihrer deutschen Werke so arge Misgriffe begeht, ja geflissentlich fast ausschließlich die Schablonenliteratur à la Samarow, Byr und Ebers züchtet!

Zum Schlusse sei wieder einmal — zum wievielten male?! — bemerkt, daß man infolge von Gemüthserschütterungen kein „Nervenfieber" bekommt, denn das sogenannte „Nervenfieber", das ein Arzt von heute nicht mehr kennt, ist nichts anderes als Typhus, und der kommt nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Darm, es entsteht nicht aus unglücklicher Liebe oder sonst einem Seelenleide, sondern durch eine schnöde Infection.

4. Ehrlose Scham! Moderner Sittenroman. Von ***. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 8. 3 M.

Auch da ist wieder das unvermeidliche „Nervenfieber"! Man glaubt schon, das Buch werde ohne diese Zuthat

schließen, aber da kommt noch ein Postscriptum hinterdrein und darin auch das famose Uebel. Aber noch einen zweiten argen Schnitzer medicinischer Art begeht der Autor: er läßt einer am Kindbettfieber auf den Tod erkrankten Frau vom Arzte die stärkstmögliche Dosis Morphin verabreichen und sie dadurch retten. Das muß ein recht sonderbarer Arzt gewesen sein, denn in diesem Falle wäre es geradezu sträflicher Wahnsinn Morphin zu geben. Hätte sich der ungenannte Herr Verfasser doch die Mühe genommen, einen tüchtigen Arzt zu fragen, ehe er diesen Unsinn niederschrieb. Komisch dürfte einem Arzt auch vorkommen, daß die durch das Morphin so wunderbar Gerettete während ihres Leidens, zwei Tage nach der Geburt, von ganz besonderer Schönheit sein, ja durch das Leiden verschönt sein soll! Als ob das Gesicht der Frauen in diesem Zustande nicht fast immer häßlich verzerrt wäre — facies uterina nennen es die Aerzte —! Keinesfalls ist es in diesem Zustande schöner als sonst! Aber des Dichters Auge rollt bekanntlich in schönem (? ? ?) Wahnsinn, und da ist es kein Wunder, wenn es die Dinge ganz anders sieht, als sie in Wahrheit sind. Aber nun zur Geschichte selbst! Der Verfasser will die bösen Folgen des Ehebruchs zeigen und wählt dazu ein recht drastisches Beispiel: Der verwitwete Schiffsrheder Otto Hellmuth liebt Marie, die Frau des Großkaufmanns Eduard Emberg und zeugt mit ihr eine Tochter namens Anna, die als das Kind Emberg's gilt und sich selbst dafür hält. Das Mädchen wächst zusammen mit dem Sohne Hellmuth's, Robert, auf, dem Kinde seiner verstorbenen Frau, und die jungen Leute entbrennen in heftiger Liebe zueinander, ohne zu wissen, daß sie einen gemeinsamen Vater haben, also Halbgeschwister sind. Ihre Leidenschaft führt auch zu einem Ehebruche, denn Anna ist von ihren Aeltern aus Furcht, ihre Freundschaft für Robert könne zu Liebe werden, was später auch wirklich eintritt, an einen Mann verheirathet worden, der ihrer ganz unwürdig ist und ihren Ehebruch erklärlich macht. Als Hellmuth und Marie von der Liebe der jungen Leute erfahren, haben sie nichts Eiligeres zu thun, als ihnen zu sagen, daß sie Halbgeschwister sind, worauf sich die Beiden in ihrer Verzweiflung den Tod geben.

Es ist gewiß eine arge Tücke des Schicksals, daß es die Geschwister zu einer Leidenschaft entflammt, die mit ihrer Abstammung im Widerspruche steht, und die Eltern sehen darin gewiß eine empfindliche Strafe für ihren eigenen Fehltritt: aber warum sollen die jungen Leute das büßen? Warum ihnen ihre Herkunft mittheilen und sie so zur Verzweiflung und in den Tod treiben? Voll moralischer Entrüstung wird der Verfasser — und ähnlich kurzdenkende Leute mit ihm — erklären, die Liebe zwischen Geschwistern sei sündhaft und unnatürlich und könne unter keinerlei Umständen zugelassen werden: aber hier liegen die Dinge anders. Wo ist da eine Sünde? Die Beiden sind sich ja — ihr Ehebruch kommt hier nicht in Betracht — hinsichtlich ihrer Liebe keiner Schuld bewußt; was aber bona fide geschieht, kann doch nicht Sünde sein, wenigstens nicht im moralischen Sinn! Im juridischen aber sind sie auch schuldlos, denn als Rechtspersonen sind sie miteinander nicht verwandt. Von Sünde kann demnach keine Rede sein; von Unnatur auch nicht, denn eben die Natur führt sie ja zusammen. Wozu also die Schuldlosen aus dem Bewußtsein ihres Rechtes auf gegenseitige Liebe reißen? Wäre es nicht viel edler und auch vernünftiger, wenn die Aeltern sie niemals aufklärten? Sie würden dann glücklich werden in ihrer Arglosigkeit wie so manche Eheleute es sein mögen, die keine Ahnung haben, daß sie Geschwister sind.

Der Stoff des Romans ist recht gut gewählt, aber die Behandlung läßt sehr viel zu wünschen übrig; an allen Enden guckt der Dilettant heraus und beeinträchtigt den Werth des Buches so sehr, daß man es überhaupt nicht als Kunstwerk ansehen kann. Der Autor, der möglicherweise Talent hat, muß sich jedenfalls noch sehr schulen, bevor man ihn ernst nehmen kann.

5. Todt. Zwei Novellen. Von Marcellus Emants. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Anna Crous. Mit einem Vorwort von Dr. Paul Raché. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 2 M.

Die zwei Novellen — sie heißen „Sprechen" und „Schweigen" — haben eheliche Verstimmungen zum Gegenstande und sind von einer psychologischen Feinheit und Tiefe, die sie für den literarischen Gourmand zu wahren Leckerbissen machen; leider dürften sie beim großen Lesepublikum aus demselben Grunde keinen Anklang finden; für die Menge sind sie viel zu frei: wenn sie noch eine bewegte Handlung, eine pikante Zuthat oder ein wenig Spannung enthielten! Aber nichts davon ist da, nur peinlich genaue Seelenanatomie und ab und zu ein hingehauchtes Stimmungsbild.

Nach dem Vorworte Dr. P. Raché's zu schließen, sind diese zwei Novellen nicht einmal das Beste, was der Autor bisher geleistet hat, er meint, der Novellenband: „Monaco" würde noch mehr verdienen, durch Uebersetzung dem deutschen Publikum bekannt gemacht zu werden. Es wäre darum sehr zu wünschen, wenn sich der Verlag auch durch einen immerhin möglichen buchhändlerischen Mißerfolg nicht abschrecken ließe, auch das genannte Werk herauszugeben. Die Uebersetzung ins Deutsche könnte dieselbe Dame besorgen, die dieses Buch übertragen hat, sie schreibt ein ziemlich gutes Deutsch; zwei kleine Fehler aber seien gerügt: sie schreibt: „Gmündnersee" statt „Gmundnersee" und „Schafsberg" statt „Schafberg".

6. Fräulein Eva. Von Gyp. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Franz Fels. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 2 M.

Eine Komödie nach der obligaten französischen Schablone: Ehebruch, naiveste Unschuld, verhängnißvolle Verwechselung, seicht, frivol, nicht einmal unterhaltend, mit Ausnahme weniger Scenen, auf der Bühne aber gewiß

nicht ohne Wirkung. Hervorzuheben ist die Natürlichkeit des Dialogs, bemerkenswerth das Anwenden des von den Realisten verbannten Monologs.

7. Mademoiselle. Roman. Von Frances Mary Peard. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. 4. Band.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Der literarische Werth dieses Romans ist ziemlich gering; nichtsdestoweniger ist er nicht uninteressant zu lesen, da die Verfasserin darin die Erlebnisse während der pariser Belagerung und des Communeaufstandes lebendig zu schildern weiß. Diese Schilderungen sind nicht Beiwerk oder Staffage, sondern der eigentliche Zweck des Buches. Theodor von Sosnosky.

Religiöse Literatur.

1. Geschichte des Volkes Israel. Von Ernst Renan. Uebersetzt von E. Schaelsky. Band IV. V. Berlin, S. Cronbach. 1894. Gr. 8. à 6 M.

Das groß angelegte Werk des bekannten französischen Gelehrten ist mit den beiden vorliegenden Bänden zu Ende geführt. Indem wir uns auf das früher bei Anzeige der ersten Bände Gesagte beziehen, sei nur bemerkt, daß auch diese Schlußtheile, welche bis an die Schwelle der Verwirklichung des messianischen Gedankens führen, alle Vorzüge und alle Schwächen ihrer Vorgänger theilen. In den Partien, welche sich über geschichtliche, geographische, topographische, paläographische, textkritische Dinge verbreiten, eröffnen sie eine reiche Fundgrube werthvollster Forschungsergebnisse. In der Auffassung und Beurtheilung religiöser Fragen dagegen zeigt sich Renan seiner Aufgabe auch von ferne nicht gewachsen, und da die Geschichte des Volkes Israel sich nun einmal ohne religiöses Verständniß nicht begreifen läßt, ist der Gesammteindruck des gelieferten Geschichtsbildes ein recht unbefriedigender.

Wie unfähig den Verfasser sein Skepticismus macht, Ereignisse und Persönlichkeiten zu würdigen, die seinen mitgebrachten Meinungen nicht entsprechen, davon zeugt fast jede Seite seines Werkes. Der Prophet Haggai schreibt ihm „wie ein Journalist zweiten Ranges, der die Principien seiner Partei zu vertheidigen sucht“. Von Esra heißt es: „Er entwickelte die Brutalität eines fanatischen Gensdarmen.“ Der Verfasser des Buches Daniel ist „ein halbirrsinniger Jude“, der 118. Psalm, Luther's goldenes A-b-c, „im Grunde nur ein endloser Wortschwall“, sämmtliche Helden der frommen Romane: Nehemia, Serubbabel, Daniel, ja bis zu einem gewissen Grade auch Esra, „beginnen ihre Carrière als Pagen am persischen Hofe“. Der Glaube an ein zukünftiges Leben wird IV, 305 eine Täuschung genannt, „mit der man die Moral durch falsche Wechsel auf ein wirklichkeitsloses Leben nach dem Tode vertröstet“. Und dann heißt es wieder gelegentlich: „Heil den Excessen! Heil vor allen den Märtyrern, deren Heldenthum die Menschheit aus allen Sackgassen herausreißt! Die Blutzeugen behaupten frisch darauf los, selbst dann, wenn die Vernunft nicht weiß, wie sie von den Zweifeln sich befreien soll. Die Blutzeugen lehren uns das wahre Wort des Lebens und die wirklichen Gründe der Unsterblichkeit: die Sehnsucht nach idealen Zielen.“ Die ganze Hohlheit und Trostlosigkeit der eigenen religiösen Betrachtungsweise kommt V, 335 bei der Besprechung Philo's zum Wort: „Wie konnte Philo bei alledem ein Jude bleiben? Das wäre schwer zu erklären, wenn wir nicht alle längst erkannt hätten, daß das Herz in allen auf die Religion der Väter sich beziehenden Dingen sich mit rührenden Sophismen zu helfen weiß, um die Widersprüche auszugleichen und Dinge, die einander ausschließen zu müssen scheinen, miteinander zu versöhnen. Plato erleuchtet seine Philosophien mit besonderer Vorliebe durch die graziösesten Mythen der griechischen Religion. Proklus und Malebranche glauben der Religion ihrer Väter treu zu bleiben, indem der eine philosophische Hymnen an die Venus dichtet und der andere die katholische Messe liest. In solchen Dingen ist der Widerspruch eine fromme That. Um einem theuern Glauben nicht zu entsagen, nimmt man jede falsche Identification, jede bequeme Deutung willig an. Im 12. Jahrhundert unserer Aera wollte Moses Maimonides dieselbe Methode anwenden und nacheinander die Vorschriften der Thora und die Lehren des Aristoteles für richtig erklären, obgleich er die Thora nach der Auffassung der Talmudisten und Aristoteles nach der eines materialistischen Ibn Roschd verstand. Die Geschichte des Menschengeistes ist voll solcher frommen Widersinnigkeiten. Das, was Philo vor neunzehnhundert Jahren gethan hat, das thun heute noch so viele ehrliche Geister, die fest entschlossen sind, dem Glauben, den sie für die Religion ihrer Ahnen halten, nicht zu entsagen. Man versucht die gefährlichsten Jongleurkunststückchen, um die Vernunft mit der Religion in Einklang zu bringen, und nachdem man die Ergebnisse der Wissenschaft eigensinnig geleugnet hat, macht man plötzlich Kehrt und sagt kurz entschlossen: „Das haben wir alles längst gewußt.“ So wenig solche Betrachtungen in eine Geschichte des Volkes Israel hineingehören, so bezeichnend sind sie für ihren Geschichtschreiber.

Auch an Klarheit läßt es dieser an mehr als einer Stelle fehlen. Das Orakelhafte seiner Diction führt oft zu völliger Dunkelheit. Oder wie ließe sich noch ein vernünftiger Sinn mit Auslassungen verbinden, wie uns u. a. IV, 57 eine begegnet: „Das Christenthum ist der Geist des zweiten Jesaias, der nach sechshundertjährigem Schlafe wiedererwacht wäre und gegen die Schlacken der Jahrhunderte zu kämpfen (!) begonnen hätte.“ Da kann doch

nur noch die Frage sein, was sinnloser, der Gedanke oder der Ausdruck. Und woher kommt Renan bei seinen Voraussetzungen zu dem wunderlichen Optimismus, mit dem er sein Werk beschließt: „Dann (in der fernen Zukunft) wird also das jüdische Programm . . . endlich erfüllt: Gerechtigkeit wird auf Erden wirklich herrschen und den himmlischen Ausgleich überflüssig machen"?

Die Uebersetzung liest sich gut. Nur hin und wieder einmal begegnet ein Gallicismus oder sonst eine Unebenheit, wie IV, 47: „um zu beweisen zu versuchen", S. 205: „geistige Brüderschaften", oder V, 282: „Wenn die Prinzen auf einer der Frauen ein Prunkgewand der gemordeten Königin erblickten"; S. 400: „Jesus war so bezaubernd, wie weder vor ihm, noch nach ihm nichts gesehen wurde"; oder S. 403: „Der Socialismus wird keinen endgültigen Sieg erobern."

Wie das Werk von Renan die Geschichte des jüdischen Volkes bis zum Anbruch der christlichen Aera zu schreiben unternommen hat, so ist ein anderes großes Werk, gleichfalls dem Abschluß nahe, der jüdischen Literatur seit Abschluß des Kanons zugewendet:

2. Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Von J. Winter und August Wünsche. Trier, Sigmund Mayer. 1894. Gr. 8. Erster Band 11 M., zweiter Band 12 M. 50 Pf., auch in Lieferungen à 1 M. 50 Pf.

Von dieser reichhaltigen Anthologie mit biographischen und literargeschichtlichen Einleitungen, deren schon wiederholt in d. Bl. gedacht worden, ist, nachdem zwei Bände vollständig erschienen, jüngst eine Fortsetzung des dritten Bandes ausgegeben worden, welche die Besprechung der jüdisch-deutschen Literatur bis zur Gegenwart fortführt und die Sittenlehrer vom 13. bis zum 18. Jahrhundert in Angriff nimmt, jenes durch M. Grünbaum, dieses durch S. Bäck als Verfasser.

Zunächst werden weitere Proben mitgetheilt aus der polnisch-jüdisch-deutschen Literatur, bis herab zur Gegenwart, einzelne Bücher, Erzählungen, Schilderungen und Sprichwörter umfassend. Daran schließen sich Bruchstücke in demselben Idiom aus Amerika, mit dem mannichfaltigsten Inhalt und in einer Mischsprache, die das am Schluß gegebene Register von altdeutschen und dialektischen deutschen Wörtern hochnöthig erscheinen läßt.

Sittenbücher, in volksthümlichem Ton geschrieben und für die große Menge berechnet, begannen erst seit dem 13. Jahrhundert einen besondern Zweig der jüdischen Literatur zu bilden, erfreuten sich aber seitdem einer großen Beliebtheit und kleideten sich am liebsten in das Gewand von Testamenten. Begründer des Sefer Hachasidim unter den deutschen Sittenlehrern war Rabbi Jehuda ben Samuel ben Kalonymos in Regensburg, und zwar in Reaction gegen die Alleinherrschaft des Talmuds und die von ihm begünstigte Rigorosität in der Uebung der religiösen Satzungen. Ihm folgten der unglückliche Eleasar ben Jehuda aus Worms, welchem durch die Kreuzfahrer sein Weib, seine zwei Töchter, sein Sohn und eine ganze Anzahl Schüler erschlagen wurden, Ascher ben Jechiel, ein geborener Rheinländer, der vor einer grausamen Judenverfolgung nach Spanien flüchten mußte, dessen Sohn Jehuda, Rabbiner in Toledo, der dem 15. Jahrhundert angehörende unbekannte Verfasser des Sittenbuches: „Orchoth Zadikim", Abraham Halevi Horwitz in Lemberg, Hirsch Kaidonower aus Wilna (gestorben 1712 in Frankfurt a./M.).

Der den jüdischen Apologeten gewidmete Abschnitt berücksichtigt nur die Zeit vom 14. bis Ende des 18. Jahrhunderts. Von Flavius Josephus und dessen glänzender Schutzschrift gegen Apion hören wir nur in der Einleitung. Auch die zweite Periode der jüdischen Apologetik, in welcher es galt die Angriffe der christlichen Welt und theilweise auch des Islam abzuwehren — sie umfaßt den Zeitraum vom 2. bis zum 15. Jahrhundert — ist nur spärlich vertreten. Dagegen wird eingehende Beachtung geschenkt den Erscheinungen der dritten Periode, in welcher zahlreiche Apostaten dem Judenthum jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft absprachen und das Verführerische der siegreich vordringenden christlichen Geistesrichtung den Boden unterwühlte, auf dem die Juden standen. Der erste, noch der zweiten Periode angehörende Apologet, dessen nähere Bekanntschaft wir machen, ist der spanische Arzt und Philosoph Prophiat Duran, dessen Geburtsjahr in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt. Er hat eine Schutzschrift hinterlassen, die als Musterstück feiner Ironie und geistvoller Polemik gelten muß und die durch gründliche Kenntniß der neutestamentischen Bücher, sowie der patristischen Literatur sich hoch über unzählige andere Erzeugnisse erhebt, welche dem gleichen Zwecke gewidmet waren.

In die Geschichte der christlichen Welt führt uns ein:

3. Bilder aus der Kirchengeschichte für Schule und Haus. Von Karl Noack. Berlin, Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung (R. Stricker). 1894. Gr. 8. 2 M.

Das nicht umfangreiche, leicht lesbare Buch eignet sich vortrefflich zum Gebrauch auf höhern Schulen, leistet aber auch allen gute Dienste, welche berufen sind, an kirchlichen Angelegenheiten durch Rath und Beschlußfassung sich zu betheiligen. Auf die übliche Eintheilung nach Zeitperioden verzichtend und nur das sachlich Zusammengehörige in seiner Entwickelung aufweisend — eine Sonderstellung wird jedoch mit vollem Recht der Reformation eingeräumt — hat der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, das Wissenswertheste aus der Kirchengeschichte in abgerundeten Bildern darzustellen, so daß die Lebensbeschreibung hervorragender Personen in den Vordergrund tritt, öfter auch Auszüge aus wichtigen Werken solcher geboten und die Hauptthatsachen in ihrer Beziehung auf die Gegenwart beleuchtet werden. Die evangelische Kirchenverfassung und Union, sowie die Liebesthätigkeit in der evangelischen Kirche sind eingehender behandelt. Als Anhang ist das Wesentliche

aus der Augsburger Confession und eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse beigegeben.

Die getroffene Auswahl entspricht durchaus ihrem Zweck. In weiser Beschränkung gibt der Verfasser nur das Nöthigste, und dieses in sehr ansprechender Form. Auch sind die neuern Forschungsergebnisse gebührend berücksichtigt. Es handelt sich nicht um einen bloßen Abklatsch des „Kleinen Kurtz". Ob Winfried erst als Bischof Bonifatius (nicht Bonifazius) genannt wurde, ist doch mehr als fraglich. Es war das die Latinisirung des angelsächsischen Namens, die in dem Kloster vollzogen wurde. Aus dem Leben des Einsiedlers Antonius wird einzelnes mitgetheilt, was nach Weingarten's Forschung als völlig romanhaft auszuscheiden wäre. Nitzsch unter den Vätern des Protestantenvereins neben Hase und Schenkel zu begegnen, muß befremden. Und mit dem Gustav Adolf-Verein hätte an seinem Ort der Evangelische Bund genannt werden sollen. Doch das sind Ausstellungen, die nicht allzu schwer wiegen gegen das viele Vortreffliche, was uns geboten wird. Wir möchten das Büchlein vielmehr warm empfehlen.

Karl Sallmann.

Reisebilder.

Durch Südamerika. Reise- und culturhistorische Bilder. 1. Band. Die Pampaländer. Von Alexander Jonin. Autorisirte und vom Autor bis auf die neueste Zeit vervollständigte Ausgabe des russischen Originals, übersetzt von M. von Pezold. Berlin, S. Cronbach. 1895. 8. 15 M.

Wer von irgendeinem Lande ein getreues Bild entwerfen will, sollte es selbst gründlich bereisen. Dieser einfachen und billigen Forderung hat der russische Autor des vorliegenden Werkes in vollem Maße Genüge geleistet. Ihm stand bei der Abfassung seines dreibändigen Werkes „Durch Südamerika" nicht nur eine während eines langen Aufenthaltes in jenem Erdtheil gesammelte reiche Erfahrung, sondern auch eine umfangreiche, auf ausgedehnten Reisen gewonnene persönliche Kenntniß des Landes und seiner Bewohner zu Gebote. Das verleiht seinem Werke besondern Werth. Selbst in seinen rein historischen Ausführungen macht sich diese Autopsie geltend; sie sind belebt von persönlich erworbenen Urtheilen und von Schilderungen, die auf Augenschein beruhen.

Wenn sich der russische Autor das Ziel gesteckt hat, ein lebendiges Bild von jenem Festlande, seiner Natur, seinem Leben und seinen Menschen zu geben, so kann man wol sagen, daß er das Ziel erreicht hat. Es sind flott hingeworfene Bilder, die er uns vorführt. Besonders haben uns seine Schilderungen des Landescharakters angemuthet. Seine Darstellung der Tropen erscheint uns so wahr und so getreu, daß man die Empfindungen und Gefühle des Autors bei dem Lesen gleichsam selbst durchlebt. Und wenn wir ihn nachher durch die weiten Pampa begleiten, so empfinden wir mit ihm die erfrischende Wirkung der Steppenluft und werden mit ihm von der Freiheit des echten Steppenlebens gefesselt. In diesen Schilderungen ist Jonin ein Meister. Es ist leider nicht möglich, hier beweisende Stellen dafür anzuführen. Sie würden auch, herausgerissen aus dem Text, nicht den Eindruck machen, den sie auf den im Banne der gesammten Schilderungen stehenden Leser unbedingt ausüben müssen.

Bei seinen Beobachtungen der Natur und des Lebens in ihr, stellt sich Jonin auch als ein wahrer Geograph dar. Sein scharfes Auge erkannte sehr bald, wie sehr gerade in Amerika der Mensch ein Kind seiner Umgebung ist. In dem Leben der Menschen, in seiner Geschichte und in ihren Charaktereigenschaften erblickt er überall die Einflüsse der Natur. Auch an sich selbst nimmt er diese Einwirkung wahr, welche die geographischen Verhältnisse auf das Leben der Menschen dort ausüben. Freilich kaum ein Land dürfte klarer und deutlicher dieses große Naturgesetz zur Anschauung bringen wie Südamerika, wo die Menschen noch in engster Abhängigkeit von der Natur leben und die verschiedensten orographischen und klimatischen Verhältnisse sich unmittelbar miteinander berühren und so Gegensätze der Natur und des Menschen unvermittelt nebeneinanderstellen, die zum Vergleiche herausfordern müssen. Mit Recht weist Jonin darauf hin, wie sehr eine höhere Civilisation diese Grundbedingung der menschlichen Eigenart vergessen macht, indem sie, alles nivellirend, eine künstliche Einförmigkeit hervorbringt, wo bei echten Kindern der Natur eine ebensolche Mannichfaltigkeit im Wesen derselben herrschen würde, als Berge und Thäler, Wälder und Steppen. Wenn freilich Jonin behauptet, daß diese Grundbedingungen des menschlichen Lebens selbst unserer wissenschaftlichen Erwägung ganz entschwunden seien, so vergißt er doch, daß die moderne Geographie ja die Erforschung dieser Beziehungen zwischen Natur und Mensch zu einer ihrer ersten Aufgaben gemacht hat. Darwin's Ideen, zu denen er gewiß, wie der Autor hervorhebt, in Südamerika in hohem Maße angeregt wurde, sind auf guten Boden gefallen und haben den Geographen sowol wie den Historikern neue Wege der Forschung gewiesen.

An solchen Gedanken ist das Buch reich. Ueberall sucht der Verfasser vor allem auch in der geschichtlichen Entwickelung der Staaten diese Naturbedingtheit des Gewordenen aufzuklären und zu beweisen. Gerade dadurch werden seine historischen Ausführungen ganz besonders interessant. Diese historischen Schilderungen zeichnen sich, so weit wir es zu beurtheilen vermögen, durch große Gründlichkeit aus. Sie sind für die, welche in sich einen lebhaften Sinn für die geschichtliche Entwickelung eines Landes hegen, gewiß eine sehr willkommene Beigabe. Man

wird das Buch bei Studien über die Geschichte Südamerikas nicht entbehren können. Uns freilich erscheinen die geschichtlichen Darstellungen oft etwas gar zu breit; wir fühlen uns dadurch allzu sehr aufgehalten auf der Reise, die wir mit dem Autor zu machen wünschen. Allein wir verkennen aber auch nicht, daß gerade durch diese historischen Excurse das Verständniß der gegenwärtigen politischen und socialen Verhältnisse in den Staaten Südamerikas wesentlich gefördert wird. Auch diese weiß Jonin vortrefflich zu schildern. Und da er selbst überall mit den leitenden Kreisen in Berührung gekommen ist, so hat er auch einen Einblick in diese Verhältnisse bekommen, wie wol kaum ein anderer europäischer Reisender. Die für uns, die wir in geordneten Staaten leben, fast unbegreiflichen Zustände in Brasilien, Uruguay und Argentinien, finden ihre Erklärung eben in dem geschichtlichen Werden jener Staaten, in dem wieder die Eigenart der Landesnatur einen mächtigen Factor bildet. Der Gegensatz zwischen der Freiheit athmenden Steppe und dem für Handel und Gewerbe unerläßlichen seßhaften Städteleben, zieht sich wie ein rother Faden durch die südamerikanische Geschichte hindurch, gekreuzt von einem andern Faden, der in dem Einfluß europäischer Mächte gegeben ist. Das Ueberspülen europäischer Geschichte und Ereignisse auf diesen transatlantischen Boden ist eine interessante Erscheinung, die der Autor in gebührender Weise kennzeichnet. Besonders wurden die Verhältnisse in Uruguay und Argentinien zu Beginn unsers Jahrhunderts infolge der Beziehungen dieser Staaten zu Spanien und Portugal von den Begebenheiten in Europa verhängnißvoll in Mitleidenschaft gezogen. Europas Geschichte fand damals ein Echo selbst in der weiten Pampa Südamerikas jenseits des großen Oceans.

An der Geschichte jener südamerikanischen Staaten haben die Europäer vorwiegend durch ihre Auswanderer theilgenommen. Diese sind bald als Colonisten hinübergezogen und haben in die neue Heimat Cultur und Civilisation mitgebracht, oder sie haben als unternehmungslustige Abenteurer Europa verlassen und in den freien Ländern Amerikas natürlich einen guten Boden zur Entfaltung ihrer Thätigkeit gefunden. In die Hände solcher Abenteurer ist wiederholt die Regierung der Staaten gelegt worden und oft nicht zum Nachtheil des Landes. Aber dauernder und nachhaltiger hat doch auf die Entwickelung des Landes die stille Arbeit des ackerbauenden oder handeltreibenden Colonisten eingewirkt. Der Handel Argentiniens und Uruguays liegt fast ganz in den Händen der Europäer, und zwar nicht in den Händen der Spanier und Portugiesen, die als ursprüngliche Herren des Landes ja dazu in erster Linie bestimmt wären, sondern Vertreter aller Nationen Europas sind daran betheiligt. Jonin stellt häufig den Antheil der einzelnen Nationen fest; ihn haben überhaupt sichtlich colonisatorische Fragen sehr interessirt und wiederholt hebt er hervor, was die Europäer aus jenen Ländern bei richtigem Handelsbetrieb zu gewinnen vermöchten.

Uns Deutsche berührt es wohlthuend, daß der russische Reisende von unsern Landsleuten jenseits des Oceans im allgemeinen nur Gutes zu berichten weiß. Er hat einige der deutschen Colonien in Südbrasilien besucht und spricht entzückt von dem gemüthlichen und behaglichen Aussehen z. B. der deutschen Colonie Neu-Hamburg bei Porto Alegre. Aber Jonin verschweigt auch nicht, mit welchen Schwierigkeiten die Auswanderer zu kämpfen hatten, ehe sie soweit waren, sich ein behagliches Heim schaffen zu können. Was da gesagt wird, sollte in den weiten Kreisen unsers Volkes beherzigt werden. Es gipfelt in dem auch von andern Reisenden ausgesprochenen Satz: „Wer in Amerika sein Glück machen will, darf die härteste Arbeit nicht scheuen."

Belehrung, Anregung und Unterhaltung zugleich bietet das Buch. Trotzdem es eine Uebersetzung ist, liest es sich doch leicht und flott. Nur höchst selten erinnert Satzbau und Wortwahl daran, daß man nicht den Urtext vor sich hat.

Zum Schluß wollen wir noch dem Leser ein flüchtiges Bild von dem reichen Inhalt des Buches entwerfen. Dasselbe beschäftigt sich mit der Darstellung des Lebens in der Pampa. Einleitend aber führt uns Jonin von Rio de Janeiro aus durch die tropischen, südbrasilianischen Provinzen bis nach Porto Alegre. Von dort erst geht es in die Steppe Uruguays hinein, welche er auf interessanter Fahrt in einer Diligence von Bagé aus durcheilt, mit dem Endziel Montevideo. Diese Stadt und ihr Leben, ihre Geschichte, ihre politische und commerzielle Bedeutung wird uns dann eingehend geschildert. Von Montevideo geht es hinüber nach Buenos Aires, das ebenso gründlich und anschaulich behandelt wird. Ihre Geschichte sowie die der Argentinischen Republik — beide stehen in engem Zusammenhange — bieten in der lehrreichen Darstellung des Verfassers außerordentlich viel Interessantes. Auch die Ereignisse der jüngsten Zeit sind behandelt, wodurch das Buch einen actuellen Werth erhält. Nicht minder anregende Schilderungen liefert uns der Verfasser am Ende des Buches von Paraguay, das er ebenfalls auf verschiedenen Wegen bereist hat. Wieder sind es die Natur des Landes, die Bewohner und ihre Geschichte und vor allem die Beziehungen zwischen beiden, welche uns der Verfasser in klarer Form vor Augen führt. Damit bringt er das von der südamerikanischen Pampa entworfene Bild zum Abschluß.

Das vorliegende Buch ist nur der erste Band von Jonin's großem Werke. Ein zweiter und dritter Band werden ihm folgen und uns mit den übrigen Gebieten des großen Continentes bekannt machen. Wir sehen dem Erscheinen derselben mit Freude entgegen. Auf Grund des ersten Bandes wollen wir uns gern von dem vielgereisten Manne selbst durch die unwegsamen Urwälder des Amazonenstromes geleiten lassen. Willi Ule.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor.

Mit dem Schlusse des vorigen Jahres ist in Paris (77, rue Denfert-Rochereau) unter der Leitung Prof. Emile Lombard's, der um 1879 in Leipzig studirte, eine neue Revue, eine Revue internationale politique, littéraire, scientifique et artistique erschienen, die sich „L'Etranger" betitelt, mit dem Zusatze: „ce qu'on y fait, ce qu'on y dit de nous". Das Titelblatt ist geschmückt mit einer Weltenkugel, über der zwei Hände sich vereinigen, während darunter sich das Leitwort findet: „Ad Augusta per Angusta". Die Aufgabe, die die neue Zeitschrift sich gesetzt hat, wird in die folgenden Worte zusammengefaßt: „Etre utile à notre pays par la comparaison constante de ce qui se fait à l'étranger avec ce qui se passe chez nous; hâter l'œuvre de la civilisation par la recherche et l'étude des progrès réalisés autour de nous; mettre ainsi toutes nos forces au service de la France, au service de l'humanité entière: tel est le but que se propose notre Revue". Man sieht, der Endzweck ist edel, und wenn es ihr gelänge, auf Grund dieses Programms zwei so hervorragende Völker, wie die Deutschen und Franzosen, einander wieder näher zu bringen, so könnte sie damit unendlich viel Gutes für beide Länder und die ganze Welt stiften. Freilich will mit jenem civilisatorischen Programm nicht recht zusammenstimmen, daß der Leiter selber Seite 17 der ersten Nummer sagt: „On parle de revanche. Ah, oui! parlons-en, et surtout, pensons-y!" Und in derselben Nummer (Seite 12) schließt François Coppée, der gefeierte Schriftsteller, eine Betrachtung über einen aus Tonking nach Algier heimkehrenden Transport sterbender Krieger mit den Worten: „C'est toujours hideux, les dessous de la guerre. Pourtant j'ai songé alors que j'aurais eu la cœur moins gros, si j'avais vu passer ce lugubre cortège, en France, le soir d'une bataille gagnée, avec la flèche (= dem Münsterthurme) de Strasbourg à l'horizon". Deutlicher kann man nicht reden! Aber abgesehen davon können wir das neue Unternehmen warm empfehlen. Wir haben die beiden ersten Nummern von Anfang bis Ende durchgelesen und haben des Tüchtigen genug gefunden. Unsere Leser wird es besonders interessiren zu hören, daß in der zweiten Nummer ein Aufsatz Wychgram's über Voltaire wiedergegeben wird, der in Nr. 46 d. Bl. f. 1894 gestanden hat, und daß sich am Schlusse derselben Nummer ein Brief von Dr. Groth findet, dem die Bl. ebenfalls mehrere Beiträge verdanken, und den die Leitung als „un des représentants les plus distingués de la presse allemande" feiert.

Nach Paris zurück führt uns J. Pavlovsky, „Aus der Welthauptstadt Paris" (Paris und Leipzig, Albert Langen, 1895). Das Buch eignet sich nicht etwa, wie man nach dem etwas reclamehaften Titelbilde vermuthen könnte, als Reiselektüre, am allerwenigsten aber als Reiselektüre für einen, der selber nach Paris gehen will, denn da würde es eher abschreckend wirken. Es zeichnet uns nämlich den dunkeln Hintergrund, auf dem sich das glitzernde, verführerische Leben der wunderschönen Seinestadt abspielt, es führt uns all den herzzerreißenden Jammer und all das Elend vor, das dort neben so viel Glanz und Reichthum wohnt. So wandern wir mit dem Verfasser durch die schmuzigsten Stadtviertel und lernen Arme kennen, die nicht einmal die Anschauung ihr eigen nennen können, wie ein Roggenfeld aussieht, und wir schrecken mit dem Verfasser zurück vor den Brutstätten des Lasters und der Verbrechen. Doch auch die Polizei zeigt uns Pavlovsky in ihrem Wirken, und er geleitet uns zu den Stätten, wo jede aufgedeckte Unthat ihre irdische Sühne findet. Daneben wirft er noch manches Streiflicht auf gesellschaftliche, kaufmännische und staatliche Verhältnisse, sodaß wir das Ganze für eine schätzenswerthe Studie auf socialpolitischem Gebiete halten. Die Uebersetzung aus dem Russischen ist recht flott.

Gleichfalls nach Paris, aber nach dem Paris des Consulats, geleitet uns Karl Benedict Hase, „Briefe von der Wanderung und aus Paris". Herausgegeben von O. Heine (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1894). K. B. Hase, ein mittelloser Candidat der Philologie aus thüringischem Pfarrhause, wanderte im Jahre 1801 mit 36 Thalern in der Tasche nach Paris, wie so viele andere getrieben von Wissensdurst und republikanischem Freiheitsdrang. Nach Monaten kümmerlichster Lebensfristung richtet er sich allmählich ein, gewinnt schließlich Ansehen und stirbt als einflußreicher Gelehrter unter dem dritten Bonaparte. Die Briefe, die er auf seiner Wanderung und in den ersten Jahren seines pariser Aufenthaltes an einen Jugendfreund richtet, werden uns hier in vornehmer Ausstattung von O. Heine zum ersten male geboten, und wir sind ihm dankbar für seine Arbeit. Denn sie zeigen uns einen überaus begabten jungen Mann, der mit der Feder ebenso flott umzugehen weiß als mit dem Zeichenstift und uns in bedeutungsvoller Zeit seine Fußreise über Frankfurt—Mainz — Koblenz — Trier — Diedenhofen — Verdun — Châlons nach Paris so lebhaft und so anschaulich schildert, daß schon deshalb seine Briefe eine genuß- und lehrreiche Lektüre bieten. Aber wichtiger noch sind sie für uns wegen ihres politischen Hintergrundes, denn Hase beurtheilt nicht blos Land und Leute mit offenem Blick, sondern überhaupt die ganzen Zeitverhältnisse. Endlich sind sie uns wichtig, weil sie ein leider nur zu beredtes Zeugniß für das Weltbürgerthum jener Zeit ablegen. Als Deutscher schwärmt Hase für die Republik nicht blos, sondern für die Franzosen überhaupt, und als er in der Noth der ersten pariser Tage einmal daran denkt, in der französischen Armee Kriegsdienste zu nehmen, hat diese Aussicht gar nichts an sich, das ihn vielleicht seine Reise bereuen ließe: „Ein Blick in das Louvre und die Olympier, sagt er, belohnen mich." Der Herausgeber nimmt ihn für solche Gesinnung in Schutz. Gewiß haben noch ganz andere Männer wie Hase bei uns für die Republik geschwärmt, aber sie sind doch davon zurückgekommen, während er, der Republikaner, allen folgenden Regierungen, gleichviel welcher Richtung, weiter gedient hat und so denen Recht gibt, die uns Deutsche wegen ihres Anpassungsvermögens in der Fremde mit einem häßlichen Worte bezeichnen. Um dieses sittliche Manco kommen wir bei Hase nicht herum. Doch er ist todt. Seine Jugendbriefe zeugen aber noch heute von seiner lebhaften Gemüthsart und seiner scharfen Beobachtungsgabe, und reden von jener bangen, bewegten Zeit, da Deutschlands Schicksal auf des Schwertes Spitze stand.

Im Süden Frankreichs, in der sonnigen Gascogne, spielt Jean Rameau's Roman: „Yan" (Paris, P. Ollendorff, 1895, 2e éd.). Er bildet das zweite Bändchen der „Collection Ollendorff illustrée", die mit Abel Hermants Eddy und Paddy, illustrirt von J. E. Blanche, glücklich eröffnet wurde. Die neue Sammlung fällt durch ihr schlankes Format, durch vornehme Ausstattung und geschmackvolle Illustrationen in die Augen und wird sich gewiß auch bei uns Freunde erwerben, wenn dem schmucken Aeußern immer die Gediegenheit des Inhalts entspricht. Den ersten Band kennen wir nicht näher. Ueber den Werth von Rameau's Erzählung läßt sich streiten, wie überhaupt über die Berechtigung, Werke der reinen Phantasie illustriren zu wollen, denn der Leser stellt sich die Personen schließlich anders vor als der zeichnende Künstler und ist betroffen, wenn sein Bild mit dem des Künstlers nicht übereinstimmt. Doch der Geschmack des Publi-

kums hat sich für Rameau und seinen Helfer entschieden, denn der Roman ist bereits in zweiter Auflage erschienen. So wollen auch wir trotz seiner Mängel kein Veto einlegen.

Empfehlend sei hingewiesen auf: Fernand Henry „A Travers mon Lorgnon“ (Paris, P. Ollendorff, 1895). Wer da zweifelt, daß die Franzosen mehr wie jedes andere Volk die Gabe geistreichen Gedankenspielens besitzen, braucht nur das hübsch ausgestattete Bändchen von Aphorismen zu studiren, die uns Henry als „impressions“ darbietet. Eindrücke vom Lebenswege sind es, die der Verfasser in ihnen niederlegt, wer sie aber nicht für richtig hält, der muß ihm schon verzeihen, er hat ja die Welt durch eine Brille angesehen. Bei aller vorgeblichen Kurzsichtigkeit aber hat er doch viel Ernstes und Heiteres abgelauscht, was mancher Sehende sonst nicht sieht. Wir geben aufs gerathewohl einige Proben seiner Lebensweisheit:

In vino veritas: voilà un axiome qui, sans avoir l'air, ne fait pas l'éloge des gens sobres. —

On se déclare l'ami d'un tel — par vanité, s'il occupe une situation en relief; — par intérêt, si l'on attend des services; — par goût, s'il est de relations agréables; — par prudence, s'il est à ménager; — par politesse, si l'on fait partie du même club. Mais quand . . . par amitié? —

Il y deux manières de vivre en paix avec sa conscience: lui obéir ou lui commander. C'est la dernière qui est la plus répandue. —

Une âme de héros est celle qui ne sait pas où le devoir s'arrête. —

Pourquoi le Code qui à prévu les coups de poignard, et même les coups de canifs, ne punit-il pas les coups d'épingle, tant de fois si sûrement meurtriers? —

Endlich sei noch aufmerksam gemacht auf ein reizendes Werkchen: „Une Mère. Conte de Hans Christian Andersen en vingt-deux langues. Avec un portrait de l'auteur etc. Edité par P. M. Hansen“ (St. Petersburg, S. M. Nicolaieff, Paris, H. Welter, 1894). Am 2. Juni 1875, dem 70. Geburtstage Andersen's, hatten Thomsen und Pio dem schlichten Märchenerzähler eine Huldigung dargebracht, deren Eigenart ihn besonders rührte: sie hatten ihm ein Buch überreicht, das sein Märchen von der Mutter in vierzehn europäischen Sprachen enthielt. Dieses Buch hat dem uns vorliegenden zum Muster gedient, nur wird das Vorbild um sieben Uebersetzungen übertroffen, unter denen wir die ins Armenische, Tartarische und Ungarische besonders hervorheben. Möge der schöne Sammelband dazu verhelfen, Andersen's Ruhm in immer weitere Kreise und immer weitere Länder zu tragen.

— Der Verfasser des Buches „Reime und Träume“, Curt von Zelau (Dresden, E. Pierson, 1894), ist schon früher als gewandter Erzähler, sowie als dramatischer Schriftsteller hervorgetreten, es verbirgt sich hinter dem obigen Pseudonym der Name eines oft genannten feinsinnigen Feuilletonisten der österreichischen Residenzstadt. In der That verrathen auch die hier gesammelten Dichtungen eine nicht gewöhnliche Formgewandtheit und reiche dichterische Empfindung und sind durchaus nicht mit den Erzeugnissen unserer Dutzendpoeten zu vergleichen. Mag C. von Zelau den lyrischen Ton anschlagen oder auf dem epischen Gebiete der Ballade oder poetischen Erzählung sich bewegen, immer wird er den Leser ergötzen und erfreuen. Gedichte wie etwa „Ein Menschenherz sein eigen nennen“, „Ausflüchte“ („Mein Kind, was bedeutet der Flammenschein, der aus den Augen dir strahlet“), „Geständniß“, „Auf dem Friedhofe der Liebe“ sprechen unendlich zu Herzen und stellen den Verfasser neben die besten Vertreter der Lyrik Deutsch-Oesterreichs. In bunter Abwechselung finden sich leichte Liebeslieder, hübsche Naturbilder, ernstere gedankentiefe Strophen („Gedankenfreiheit“), auch wol einige hübsche Gelegenheitsdichtungen im ersten Buche des Bandes vereinigt, selbstverständlich nicht alles gleichwerthig, jedes Einzelne aber zierlich in der Form, empfindungsvoll in der Ausführung. Besonders beachtenswerth aber sind die erzählenden Gedichte, wie beispielsweise „Das Weib aus dem Volke“, „Die Raben“, der rührende Cyklus aus dem Leben eines Priesters: „Die Sacramente“, das märchenartige „Schloß Moranville“, „Die Soldatenbraut“ u. a. m. Der Verfasser erweist sich auf dem schwierigern epischen Gebiete als musterhaft klarer Poet, der die Freiheiten der erzählenden Dichtung genau kennt und zweckmäßig, dabei aber auch sparsam zu verwerthen weiß. Als das schönste dieser epischen Stücke wäre das ergreifende Gedicht „Ein Weib aus dem Volke“ zu nennen, in welchem die zwei Gestalten der armen Frau, die ihr Kind mit sich führt und der reichen Mutter, welche das ihre im Sarge vor sich liegen sieht, erschütternd vorgeführt erscheinen. „Die Raben“ sind eine vortrefflich durchgeführte Ballade, deren düstere Stimmung eigenartig auf das Gemüth des Lesers wirkt. Den Schluß des Bandes bilden im dritten Buche mehrere Prosastücke, die uns in das Gebiet der Träume führen und unter denen die „Phantasien eines Rauchers“ ganz besonders phantasievoll und eigenartig in der Erfindung und Anlage erscheinen. In allen diesen Skizzen tritt uns der Verfasser auch als feiner Weltmann entgegen. Man kann den Verfasser zu diesem seinen poesievollen Werke beglückwünschen.

— Als eines der hervorragendern unter den Büchern, die auf einem bestimmten landschaftlichen Boden erwachsen sind, und deren Verbreitungskreis demnach zunächst auch ein landschaftlich begrenzter ist, ist F. Straumer's „Allerlei aus dem Erzgebirge“ zu nennen, von dem im H. Graser'schen Verlag zu Annaberg ein zweites Bändchen erschienen ist (es kostet mit dem ersten zusammengebunden 3 M. 60 Pf., einzeln broschirt 1 M. 50 Pf.). Das „Allerlei“ enthält „Selbsterlebtes und allerlei Geschichten“; besonders in den Jugenderinnerungen des Verfassers, der im Erzgebirge aufgewachsen ist, tritt uns ein lebendiges Bild der alten guten einfachen Zeit im alten guten einfachen Gebirge entgegen; und wenn wir die gemüth- und stimmungsvollen Schilderungen der Weihnachtstage, von den Herrlichkeiten des „Schachtelmannes“ und der stillen Feier der Weihnachtsmette lesen, so merken wir erst, wie weltenweit wir durch die schnelle Entwickelung der letzten Jahrzehnte von diesen Zeiten getrennt sind. Straumer hat einen angenehmen Plauderton der Erzählung und einen auf dem Boden schweren Leides erwachsenen und vertieften Humor; seine Jugenderlebnisse als Peter in der Fremde und seines Schulgenossen Sternitzki Abenteuer in der Bereiterbude sind kleine Cabinetstücke; aber auch den andern Stoffen weiß er eine gemüthliche Seite abzugewinnen und gewährt so einen unterhaltenden Einblick in des Erzgebirges mannichfache Schicksale, Zustände und Beziehungen.

Bibliographie.

Bernhardi, Th. v., Die ersten Regierungsjahre König Wilhelm's I. Tagebuchblätter aus den Jahren 1860—1863. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 7 M.

Bettelheim, A., Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge. Wien, A. Hartleben's Verlag. 8. 4 M.

Eichner, W., Der Sang an Aegir, oder: Nach Unterprima durchgefallen. Eine Schul-Humoreske. Leipzig, Commissions-Verlag von Max Sängewald. Gr. 8. 75 Pf.

Hansson, Ola, Vor der Ehe. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M.

Heller, O., Der Weg zum Frieden. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 5 M.

Laveleye, E. de, Der Socialismus der Gegenwart. Mit einem Anhang: Der Socialismus in England von Goddart H. Orpen. Halle a/S., Otto Hendel. 8. 1 M. 75 Pf.

Lenbach, E., Wunderliche Leute. Geschichten und Skizzen. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 8. 3 M.

Lindner, F., Dr. Henry Fielding's dramatische Werke. Literarische Studie. Leipzig und Dresden, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Stahl, M., Zwei Seelen. Erzählung. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M.

Strindberg, A., Meister Olaf. Schauspiel in fünf Aufzügen. Uebersetzt von E. A. Palme. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Seeber, J., Der ewige Jude. Episches Gedicht. Dritte Auflage. 12°. (VIII u. 216 S.) M. 2; in Original-Einband: Leinwand in reicher Deckenpressung und Rothschnitt M. 3.

„Auf die mystische Idee dieses Gedichtes ist hier nicht der Ort des nähern einzugehen. Jedenfalls erhebt sich Seeber mit ihr zum Propheten und Seher in eine nur zu ahnende Zukunft, die nach seiner Darstellung ganz im Sinne des Evangeliums ein allumfassendes Friedensreich auf den Sturz des Antichrists gründet. Um so nachdrücklicher muß hervorgehoben werden, daß dieses Werk eine der schönsten Blüthen der epischen Dichtung unserer Tage ist. Für diese Gattung besitzt Seeber eine außerordentliche Begabung, eine Phantasie, die Schranken nicht kennt, eine wahrhaft schöpferische Gestaltungskraft und endlich das Vermögen anschaulicher Schilderung in einem Maße, das an die besten Muster erinnert. Stilvoll ist das äußere Gewand des Buches."

(Seemanns Literar. Jahresbericht. Leipzig 1894.)

„... Wie ein majestätisches Gewitter zieht die gewaltige Dichtung an uns vorüber und staunend, erschüttert und erhoben lauschen wir noch lange ihren mächtig verhallenden Schlußaccorden nach."

(Augustinus. Wien 1894. Nr. 14.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ergebnisse der Internationalen Marine-Conferenz zu Washington und ihre Bedeutung für Deutschlands Seewesen.

Eine kritische Studie von

Georg Wislicenus, Kapitänlieutenant a. D.

Mit 3 Abbildungen. 8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Vorliegende Schrift behandelt die brennendste Tagesfrage auf nautischem Gebiet, das internationale Straßenrecht zur See. Im Anschluß an die Beschlüsse der Conferenz zu Washington hebt der Verfasser deren hohe Bedeutung für Deutschlands Seewesen hervor und knüpft daran eine eingehende Kritik und sehr beachtenswerthe Vorschläge. Infolge des Untergangs der „Elbe", der nur durch Misachtung der internationalen Vorschriften seitens des englischen Schiffes verursacht worden sein kann, wird die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf Wislicenus' Schrift gelenkt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

R. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

„Dem Wunsche des Publikums, mehr von dem Material, den Constructionen, den Schutz- und Kampfmitteln der Marine kennen zu lernen, kommt das vorliegende Werkchen in bester und dankenswerther Weise entgegen. 93 Abbidungen aller Art, darunter eine große Zahl solcher der verschiedensten charakteristischen Schiffstypen, erleichtern das Verständniß des durchaus gemeinfaßlich und sehr anregend geschriebenen Buchs, welchem man nur zum Nutzen unserer Marine und zur Mehrung des Verständnisses ihrer hohen Bedeutung für die Sicherung aller mit maritimen Beziehungen zusammenhängender vaterländischer Interessen die weiteste Verbreitung in Laienkreisen wünschen kann!"

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.

Würdige und sinnige Konfirmationsgaben.

Für den Lebensweg.

Gedenkblätter zur Erinnerung an den Konfirmationstag von Lic. Dr. **Riemann.** Mit Holzschnitten, Widmungs- und Erinnerungsblättern. In 2 Ausgaben: **Kleine Ausgabe** (ohne die Kunstblätter) gebunden 4 M. **Pracht-Ausgabe** mit 4 Heliogravüren von Prof. Heinr. Hofmann und O. Schulz. Prachtband 9 M.

Allzeit im Herrn.

Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung. Herausgegeben von B. Rogge, Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von Karl Gerok. Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 3. Aufl. In Kleinquart. Prachtband 12,50 M.

Auf der Schwelle des Lebens.

Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild u. Widmungsblatt. Geb. 4 M.

Verlag v. Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 9. — 28. Februar 1895.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Kaum jemals hat ein Geschichtswerk die allgemeine Aufmerksamkeit in solchem Maße auf sich gezogen als Heinrich von Sybel's Werk von der Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. Das Interesse haftete nicht allein an dem Stoffe, sondern auch an dem Verfasser; H. von Sybel war, das wußte jeder, der berufenste Erbe des Ranke'schen Geistes in der Geschichtschreibung, er hatte auch lange Jahre selbst in der politischen Arena mitgekämpft als Gegner des Mannes, der der Zeit Wilhelm's I. ihr geschichtliches Gepräge aufdrücken sollte. Wer sich der heftigen Reden erinnerte, in denen der bonner Professor zur Zeit des preußischen Verfassungsconflictes jede Maßregel des Ministeriums Bismarck bekämpfte und mit dem selbstbewußten Tone des gelehrten Kenners der Geschichte die allen politischen Theorien und doctrinären Schulmeinungen widersprechende, rein auf den praktischen Zweck gerichtete, nüchterne Realpolitik des Ministerpräsidenten Bismarck meisterte, der mochte ein vom Parteigeist eingegebenes Product erwarten, aber nimmer ein den höchsten Forderungen der Geschichtswissenschaft entsprechendes Werk. Aber schon der erste Band, der im Jahre 1889 erschien, lehrte, daß an Herrn von Sybel die große Zeit, die mit dem Jahre 1866 angebrochen war, nicht wie an so vielen seiner einstigen Parteigenossen spurlos vorübergegangen war, daß er mit offenem Auge und empfänglichem Herzen die Wunder gesehen, die der so lang geschmähte Minister vollbrachte, und, von dem Trieb zur Wahrheit geleitet, der jedem Jünger Klios innewohnen muß, nun kein Bedenken trug, den Saulusworten die Paulusthat folgen zu lassen: aus dem Verfolger war ein Prophet geworden. Aber, da die innere Wandlung nicht das Ergebniß blinder Anbetung des Erfolgs war, sondern die Frucht eigenen Nachdenkens und wissenschaftlichen Eindringens in das Wesen und Wirken des Staatsmannes, der das zerklüftete deutsche Volk zum Deutschen Reich zusammenschloß und ihm eine Weltstellung erwarb, wie sie die wolkenkukuksheimer Politiker des Frankfurter Parlaments auch in ihren kühnsten Träumen nicht erschaut hatten: so konnte sie den Verfasser auch nicht von einem Extrem zum andern führen und dadurch die Wahrheit seiner Darstellung beeinträchtigen. Diese strenge Objectivität der Betrachtung, die auch aus dem aller Phrase und Ueberschwenglichkeit abholden, oft nüchternen Stile dem Leser unmittelbar sich aufdrängt, gibt dem Werke besondern Werth. Und doch ist das nicht die Marmorkälte des Ranke'schen Stils, nirgends verleugnet sich die innere Wärme, die der Stoff selbst in dem Geschichtschreiber entzündete; Herz und Verstand haben im Verein die Feder geführt. In raschem Zuge folgte Band auf Band, schon 1890 konnte der fünfte Band ausgegeben werden, und von allen Bänden mußte der Verleger neue Auflagen veranstalten, ein Beweis, wie gewaltig das Interesse des Volks dem Historiker entgegenkam. Da auf einmal trat ein unerwarteter Stillstand ein; ein Gerücht, erst kaum geglaubt, erwies sich bald als Wahrheit: der Nestor der deutschen Geschichtschreibung und Generaldirector aller preußischen Staatsarchive konnte sein Werk nicht weiterführen, weil ihm die von Fürst Bismarck gewährte Erlaubniß, die Acten des Auswärtigen Amtes zu benutzen, von dessen Amtsnachfolger entzogen worden war. Daß diese Nachricht im Zusammenhang mit den Kränkungen, die Fürst Bismarck seit seinem Rücktritt erfuhr, eine tiefe Verstimmung hervorrief, nicht blos in den Kreisen der Gelehrten, sondern auch in der großen Masse der Freunde vaterländischer Geschichte, ist bekannt genug; wie eine persönliche Kränkung aber des Herrn von Sybel mußte es erscheinen, wenn der von der Jury ihm einstimmig zuerkannte Verdunpreis schließlich einem andern gegeben ward. Daß Herr von Sybel — dieser übeln Erfahrungen ungeachtet — den Muth hatte, sein Werk fortzusetzen *), hat das deutsche Volk alle Ursache, ihm zu danken. In der Vorrede zum sechsten Bande gibt er selbst uns

*) Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. Sechster und siebenter Band. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1895. Gr. 8. à 7 M. 50 Pf.

Bericht über die Gründe, die ihn bestimmten. Im ersten Augenblick schien auch ihm die Fortsetzung und Vollendung der Arbeit unmöglich, aber zum Glück zwang ihn die dira necessitas in Gestalt des auf seinem Schein bestehenden Verlegers, darauf zu sinnen, ob nicht auch ohne die Urkunden des Auswärtigen Amtes „bis zu einem gewissen Grade eine authentische Kenntniß der Geschichte von 1866 bis 1870 zu erlangen wäre". Und das scheinbar Unmögliche wurde möglich. Bereitwillig ertheilte „eine große Zahl hervorragender Theilnehmer an den mächtigen historischen Actionen, Preußen und Nichtpreußen" dem Verfasser „vom Beginn seiner Forschung an über jeden entscheidenden Moment" Auskunft, andere erschlossen ihm „schriftliche Quellen bedeutenden Inhalts, gleichzeitige Tagebücher, interessante Correspondenzen Verstorbener, ungedruckte oder noch nicht publicirte Selbstbiographien": die ihm verschlossenen Acten hätten ihm vielleicht hier und da reichere Einzelheiten geliefert, für die zuverlässige Auffassung des wesentlichen Fortgangs der Ereignisse waren sie ihm ersetzt. Es bleibt ein Makel auf der Regierung des Grafen Caprivi, daß er die ernste unparteiische Arbeit des ersten der deutschen Historiker zu hindern suchte, weil mit jedem Bande mehr die alle überragende Gestalt des ersten deutschen Reichskanzlers hervortrat und neben dem Helden der großen Zeit der Gründung der Nachfolger freilich nur wie ein Epigone sich ausnehmen mußte. Wir hoffen, daß das Verbot, das wahrlich dem Deutschen Reiche nicht zur Ehre gereicht, nun zurückgenommen und Herrn von Sybel zur Vollendung des Werkes wieder das alte Recht gewährt werden wird.

Der sechste Band gibt im zweiten Buche die Geschichte des innern Ausbaues des Norddeutschen Bundes. An der Hand der Stenographischen Berichte über die Verhandlungen des Reichstags des Norddeutschen Bundes führt uns Herr von Sybel in die Debatten der constituirenden Versammlung ein; überall mit sicherer Hand das Wichtige aus der Flut der nichtigen Einzelheiten heraushebend, schildert er den Kampf der Meinungen, in den überall klärend und meist entscheidend das Wort des Staatsmannes Bismarck fällt, der nie das große Ziel der Einigung All-Deutschlands aus dem Auge ließ und doch sich immer klug zu bescheiden wußte, vom Augenblick nicht mehr zu fordern, als er gewähren konnte. In die Schilderung der parlamentarischen Verhandlungen wird die Darstellung der luxemburger Händel eingeschoben, die Frankreichs Begehrlichkeit nach deutschem Gebiete als Compensation für Preußens Machtzuwachs hervorrief. Zu der Ueberlegenheit des preußischen Staatsmannes steht die plumpe Unbehülflichkeit der französischen Diplomatie in scharfem Contrast: dem ungerüsteten Frankreich tritt in geschlossener militärischer Einheit das ganze Deutschland gegenüber, kampfbereit und entschlossen, keinen Fuß breit deutscher Erde dem gallischen Nachbarn preiszugeben — ein Anblick, den Franzosen so unerwartet, daß sie das freche Gelüste nach fremdem Gut bezwingen, aber fortan den Haß gegen den bösen Bismarck pflegen, der den Franzosen so hartherzig den unverdienten Gewinn versagt. Freilich Luxemburg ging Deutschland verloren, ein Congreß der europäischen Mächte machte es zum neutralen Staat unter der Gesammtgarantie der Großstaaten; aber wichtiger als der Verlust eines mit Rechtsgründen nicht zu haltenden Postens war die Zurückweisung des französischen Uebermuthes, der mit Schrecken erkennen mußte, daß der Sieg von Sadowa das Schwergewicht Europas von Paris nach Berlin verlegt hatte. Der ersten folgte eine zweite Demüthigung Frankreichs durch die stolze Zurückweisung jeder französischen Einmischung in die Ausführung des Prager Friedens, und die war um so schmerzlicher, als Bismarck im Rechte war und niemand seiner Auffassung widersprechen konnte. — Wenig erfreulich ist das Bild deutscher Zerfahrenheit und Zwietracht, das uns H. von Sybel im zweiundzwanzigsten Buche entwirft. Nach der Auflösung der politischen Einheit des deutschen Volkes galt es die wirthschaftliche Einheit wiederherzustellen, die der preußische Zollverein geschaffen hatte. Die Mainlinie hatte den Süden vom Norden getrennt, aber eine politische Einigung, wie sie der Prager Frieden den süddeutschen Staaten vorbehielt, war bei dem scharfen Gegensatz der Staaten und Völker des deutschen Südens nicht zu erreichen, und so fühlten sie sich bald in einer traurigen Vereinsamung, über die sie das Bewußtsein der behaupteten staatlichen Selbständigkeit nicht hinwegtäuschen konnte. Der Augenblick war reif: Bismarck, der den Nordbund glücklich unter Dach und Fach gebracht hatte, nahm die Neugestaltung des Zollvereins in seine Hand. Er kündigte die alten Verträge, lud aber gleichzeitig zu neuen Berathungen nach Berlin ein, und da sich die süddeutschen Staaten nicht auch noch der wirthschaftlichen Isolirung aussetzen durften, so blieb nichts anderes übrig, als die Verständigung mit Preußen. Die Verfassung des Zollbundes, die Bismarck vorschlug, entsprach zwar wenig den particularistischen Velleitäten von Baiern und Würtemberg, um so mehr aber den Wünschen des deutschen Volkes nach einer festen, unlösbaren, durch den Widerstand und Widerspruch der Regierungen nicht gefährdeten Zollvereinigung, und sie wurde trotz des heftigen Widerstandes der süddeutschen Kammern durch den Druck des in der Bevölkerung lebenden deutschen Nationalgefühls überall zur Annahme gebracht: die im Prager Frieden vorgesehene weitere nationale Verbindung war — wie durch die Schutz- und Trutzverträge auf militärischem — so durch die Zollverträge auf wirthschaftlichem Gebiete herbeigeführt. Die drei letzten Kapitel des sechsten Bandes behandeln die „preußische innere Politik im Anfang des Jahres 1868", „die italienischen und spanischen Wirren", sowie „die deutsche und die orientalische Frage". Namentlich im ersten und letzten dieser Abschnitte tritt Bismarck's Persönlichkeit mächtig hervor, dort in der Vertheidigung des Gewonnenen gegen die welfischen Umtriebe, hier in den Verhandlungen mit Baden, Würtemberg und Baiern,

die zu einer Festigung der militärischen Verbindung zwischen Süd und Nord führten, schon im Hinblick auf eine von Frankreich drohende Kriegsgefahr, die immer unzweideutiger am Horizont aufstieg, je mehr sich der französische Hochmuth durch die diplomatischen Erfolge Bismarck's — nicht zum wenigsten in der Lösung der rumänischen Frage — beleidigt fühlte.

Der siebente Band umfaßt das dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste Buch und behandelt in jenem die Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland und Frankreich, in diesem den Ursprung des Deutsch-Französischen Kriegs. Jedes zerfällt in fünf Kapitel, in die der Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten eingegliedert ist. Den Verhandlungen des Reichstags und des ersten Zollparlaments ist das erste Kapitel gewidmet. Wiederum versteht es der Verfasser meisterhaft, die langwierigen Verhandlungen in gedrängter Kürze darzustellen. Noch ringt der nationale Gedanke, der im Reichstage des Norddeutschen Bundes durch alle politischen Bedenklichkeiten oft so mächtig durchbricht, daß Bismarck alle Mühe hat die Leidenschaften niederzuhalten, im Zollparlament mit der Abneigung der Süddeutschen gegen das Preußenthum des Nordens, und dürftig nur sind die Ergebnisse der ersten Tagung; aber die Ueberzeugung, daß die Misstimmung weichen wird, wenn ihre Ursache vergessen und der Groll verraucht ist, drängt sich jedem mit Macht auf. Derweil richtet der Reichstag des Norddeutschen Bundes das neugebaute Haus wohnlich ein, und wenn auch die Parteien oft mit harten Worten gegeneinander streiten, die einen zu viel, die andern zu wenig Freiheit von staatlichem Zwange in den vorgelegten Entwürfen finden wollen, so wird doch in allen Punkten die Verständigung gefunden, weil der Blick auf das große Ziel gerichtet bleibt. Das zweite Kapitel — Schwankungen der französischen Politik — erzählt von den Versuchen Napoleon's, das durch die diplomatischen Mißerfolge der letzten Jahre verlorene Prestige durch Befriedigung der nationalen Wünsche auf dem Gebiete der innern Politik wiederzugewinnen, und durch Herstellung eines Dreibundes zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien ein Gegengewicht gegen die wachsende Macht Preußens zu schaffen. Aber auf allen Punkten erntet er nur Enttäuschungen. Der Sieg der liberalen Tendenzen weckt neue Begehrlichkeit, der Ankauf der belgischen Bahnen durch die französische Ostbahn, der eine friedliche Eroberung Belgiens vorbereiten soll, muß unterbleiben, weil Belgien mit Energie sich dem Handelsgeschäft widersetzt, und die Allianz mit Oesterreich und Italien kommt nicht zu Stande, weil jenes sich die Neutralität für den Kriegsfall offen hält, dieses seine Theilnahme am Kriege an die Bedingung der Räumung Roms knüpft. Im dritten Kapitel handelt H. von Sybel von den „weltbürgerlichen Bestrebungen“ in zwei Abschnitten, von denen der erste die Anfänge der socialistisch-communistischen Bewegung, der zweite die klerikale Erhebung bis zur Einberufung des vaticanischen Concils zu knapper und übersichtlicher Darstellung bringt. Das vierte Kapitel führt uns noch einmal in den Reichstag des Norddeutschen Bundes, das Zollparlament und den Preußischen Landtag während des Winters von 1869 zu 1870. Es sind nicht immer erfreuliche Kämpfe, die sich vor unsern Augen abspielen, hier und da zeigen sich die übeln Seiten des deutschen Charakters, nörgelnde Unzufriedenheit, unfruchtbarer Doctrinarismus, Mistrauen in die Absichten der Regierungen, aber das Ergebniß ist doch überall, dank dem geschickten Eingreifen Bismarck's, der Sieg des nationalen Gedankens, und von innern Nöthen und Bedrängnissen, die Bismarck gezwungen hätten, den Krieg mit Frankreich zu suchen, wie französische Geschichtschreiber mit Vorliebe es schildern, kann nicht die Rede sein. Im Gegentheil: bei den Regierungen wie beim Volke kein lebhafterer Wunsch als der nach Erhaltung des Friedens, um das glücklich begonnene Werk der innern Organisation und Consolidation glücklich zu Ende zu führen. Unter der Ueberschrift „Eindringen klerikaler Tendenzen in die französische Regierung“ schildert von Sybel im fünften Kapitel die Lage Frankreichs am Vorabend des Kriegs. Kaiser Napoleon spielt in der ganzen Zeit eine klägliche Rolle; er kann sich nicht entschließen, das gesunkene Ansehen der Dynastie durch einen glänzenden Krieg wiederherzustellen, obwol Erzherzog Albrecht von Oesterreich — wie sich dann herausstellte, freilich ohne Zustimmung des österreichischen Kaisers — einen kühn entworfenen Feldzugsplan vorlegte. Dieselbe Unentschlossenheit bestimmt seine Haltung gegenüber dem vaticanischen Concil. Er konnte zu jeder Stunde das Concil sprengen, indem er die französischen Truppen aus Rom abberief, aber mit Rücksicht auf die Stimmungen und den Einfluß des französischen Klerus wagte er nicht, den entscheidenden Schritt zu thun, und wurde dadurch mitverantwortlich für alle Beschlüsse des Concils, ohne daß ihm der Papst gestattete, irgendwelche Aenderung an den päpstlichen Vorlagen durchzusetzen. Unter den Ministern verderblicher Zwiespalt: Daru, der Minister des Auswärtigen, war Staatsmann genug, um die Gefahren zu erkennen, die die Verkündigung des Dogmas der Unfehlbarkeit für den Staat enthielt, und verlangte bei Zeiten geharnischten Protest, Ollivier dagegen betrachtete das Unfehlbarkeitsdogma durchaus als eine innere Angelegenheit der Kirche, in die der Staat in keiner Hinsicht einzureden habe. Und Ollivier gewann die Mehrheit des Ministeriums für sich, Napoleon aber fügte sich in die Politik des Nichtsthuns, die das Ministerium ihm empfahl. Im Innern freilich errang das Kaiserthum einen Sieg, wie ihn der Kaiser selbst nicht erhofft hatte. Ollivier unternahm es, das absolute Kaiserthum in ein constitutionelles umzuwandeln, und das Plebiscit, das Napoleon widerwillig, doch Daru's und Rouher's Rath gehorchend, über den Verfassungsentwurf vom 20. April 1870 veranstaltete, führte trotz der lebhaften Agitation der republikanischen Partei dank dem Hochdruck, mit dem die Beamten zu Gunsten der kaiserlichen Regie-

rung arbeiteten, zu einem unbestreitbaren Sieg der Dynastie und zu einer Niederlage der in Kammer und Presse herrschenden Opposition. Während der Vorbereitungen zum Plebiscit war die Ministerkrisis ausgebrochen: Daru, Buffet und Talhouet schieden aus dem Cabinet; nach dem Plebiscit erfolgte die Neubesetzung der erledigten Stellen. Hierbei that Ollivier den schwersten Misgriff, indem er das Ministerium des Auswärtigen dem Herzog von Gramont gab, von dessen klerikaler Gesinnung er eine romfreundliche Politik erwarten konnte, während andererseits sein Haß gegen Preußen voraussehen ließ, daß er etwaige Verhandlungen mit Preußen mit mehr Festigkeit und Ueberlegenheit durchführen werde, als die Herren von Moustier und Lavalette nach Ollivier's Meinung wenigstens bei den Verhandlungen über Luxemburg und den Prager Frieden gezeigt hatten. Meisterhaft ist das Charakterbild Gramont's, das von Sybel entwirft. Ollivier glaubte den geistesarmen, beschränkten Kopf leicht nach seinem Willen lenken zu können und vergaß, „daß beschränkte Köpfe zuweilen auch harte und hitzige Köpfe sind, die die unentschlossene Weisheit mit sich fortreißen“. Das sollte er zum Unglück Frankreichs erfahren, als Anfang Juli die Frage der hohenzollernschen Candidatur aufgeworfen ward. Von ihrer Entstehung handelt das erste Kapitel des vierundzwanzigsten Buches auf Grund streng historischer Untersuchung. Ihr Ergebniß faßt H. von Sybel selbst am Schlusse in folgenden kurzen Sätzen zusammen: „Der erste Erfinder und Verkünder der Candidatur Hohenzollern war kein Preuße, sondern der spanische Staatsrath Salazar. Prinz Leopold hat niemals den Besitz der spanischen Krone erstrebt. Im Gegentheil, er hat die aus Madrid ihm zugekommenen Anerbietungen dreimal abgelehnt und erst beim vierten Antrag seine Einwilligung gegeben.“ Von den drei Angeboten der spanischen Krone, die an den Prinzen von Hohenzollern im Laufe eines Jahres (Frühling 1869 bis Frühling 1870) ergingen, hat König Wilhelm Kenntniß gehabt; auf seinen Rath lehnte der Prinz ab, während Bismarck in einem Privatbrief an Prim die Candidatur für eine an sich gute Sache erklärte, die jedoch mit der preußischen Regierung nicht zu verhandeln sei. Von dem vierten Angebot im Juni 1870 hat der König dagegen erst nach der Annahme des Antrags durch den Prinzen erfahren.*) Wie die Nachricht davon in Paris wirkte, schildert uns das zweite Kapitel, in dem die Geschichte der Tage vom 3. bis 12. Juli erzählt wird. Um eines selbstgeschaffenen Phantoms willen, in der thörichten Furcht vor der Herstellung des Weltreichs Kaiser Karl's V., sucht Gramont die Candidatur Hohenzollern aus der Welt zu schaffen, aber nicht auf dem Wege der ruhigen diplomatischen Verhandlung mit den Regierungen von Spanien und Preußen, sondern durch eine allem diplomatischen Brauche zuwiderlaufende Brüskirung des preußischen Königs, der zur Erholung in Ems weilt und plötzlich für Entschließungen eines hohenzollernschen Prinzen verantwortlich gemacht wird, die er im Herzen misbilligt, aber zu ändern nicht die Macht hat. Um seinem Volke den Frieden zu erhalten, läßt der greise König mit der Mäßigung, die dem Alter geziemt, die französischen Ungezogenheiten an sich abgleiten und wirkt in der Stille für den Verzicht des Prinzen. Und als dieser Verzicht durch den Vater des Prinzen am 12. Juli ausgesprochen worden ist, theilt er freudig dem französischen Botschafter die Nachricht mit, die nach seiner Meinung alle Kriegsgefahr beseitigte. Aber Gramont will in leidenschaftlicher Verblendung sich an dem unverdienten Sieg nicht genügen lassen, den die Beseitigung der Candidatur Hohenzollern bedeutet, er will den Triumph haben, den preußischen König vor sich selbst und in dem König den verhaßten Bismarck zu demüthigen, daher „die neuen Forderungen“, von denen das dritte Kapitel erzählt. Es kennt sie jeder, diese Forderungen: es weiß aber auch jeder, wie Bismarck nun mit schneller Hand die Dinge zur Krisis brachte durch die in ihrem Lapidarstil so meisterhafte Redaction der „Emser Depesche“, deren Wirkung diesseit wie jenseit des Rheins gleich gewaltig war: hier trieb sie zur Kriegserklärung, dort entfesselte sie die Glut des nationalen Gefühls und machte Nord- und Süddeutschland mit einem male einig zu entschlossener Abwehr des französischen Uebermuths. Von beidem erzählt von Sybel im vierten Kapitel, und nicht ohne innere Bewegung kann man die Schilderung der volksthümlichen Begeisterung lesen, die in Baiern, Würtemberg und Baden den Widerstand der Demokraten und Ultramontanen hinwegfegte wie Spreu vor dem Winde: Alldeutschland rüstet sich zum Kampfe gegen den Feind mit einer Freudigkeit, die ihren Grund in dem tiefen, fast religiösen Bewußtsein von der Heiligkeit eines solchen Krieges hat. Das Schlußkapitel des Buches ist der Erzählung der französischen Allianzversuche gewidmet. H. von Sybel gebührt das Verdienst, die bisher wenig bekannten Unterhandlungen mit Oesterreich und Italien auf Grund authentischen Materials aufgehellt zu haben; ihr Ergebniß war, wie bekannt, ein negatives, hauptsächlich, weil die Schnelligkeit und Wucht der deutschen Siege jedem andern Staate die Lust nahm, Genosse und vielleicht Leidensgefährte Frankreichs zu werden. So ward der Krieg ein Duell zwischen Frankreich und Deutschland: „jenes ging für eine alte Ehrenstellung, dieses für sein junges Dasein in den Kampf.“

Möge es dem greisen Verfasser beschieden sein, in einem achten Bande mit der Geschichte des Krieges und der Begründung des Deutschen Reichs sein Werk zu Ende zu führen, ihm selbst zur Ehre, dem deutschen Volke zu theurem Vermächtniß.

Horst Kohl.

*) In mancher Hinsicht zu berichtigen ist die von H. von Sybel gegebene Darstellung der Vorgeschichte des Krieges durch die im zweiten Bande der Aufzeichnungen aus dem Leben König Karl's von Rumänien mitgetheilten urkundlichen Stücke, vgl. E. Brandenburg, „Fürst Bismarck und der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges“ in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 1895, Nr. 34, 35.

Ada Negri.

Schicksal (Fatalità). Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Berlin, Alexander Duncker. 1894. 8. 4 M.

Ada Negri's Gedichte werden uns durch die schon in verschiedenen Sprachen bewährte Uebersetzerin, Hedwig Jahn, zugänglich gemacht. Und wir sind ihr dankbar für ihre Gabe; denn diese Italienerin reiht sich aufs würdigste den deutschen Dichterinnen an, die gerade in den letzten Jahren besonders erfolgreich um den Kranz gerungen haben. Sie übertrifft aber die meisten von ihnen in der sieghaften Gewalt der Leidenschaft, in der Kraft der Erfassung und in dem Seherblick des Dichterauges; und dazu zittert durch ihre Seele der Athem des Jahrhunderts. Die junge Lehrerin von achtzig Schülern, die bis vor kurzem einsam und weltabgeschieden in Motta-Visconti Schule hielt, denn das ist Ada Negri, darf ihre Gedichtsammlung mit dem kühnen Liede schließen:

Gebt Raum! — — Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus,
Vom Pflug der Felder her und von der Schmieden Graus
Und Höllenglut ich dringe,
Aus Höhlen, wo ein Volk spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht und Gruben steig ich und voll freier Kraft
Der Arbeit Ruhm ich singe.

Gebt Raum! ... Aus Wäldern voll von Nestern und Gesang,
Aus Myrtenbüschen und aus dunklem Laubengang,
Aus üpp'ger Felder Wonne;
Aus blauen Wassern, d'rauf die zarte Möve kreist
Erheb' ich mich bekränzt und sing' als Volkskind dreist
Ein Jubellied der Sonne.

Wer hemmt den raschen Strom in seinem Lauf,
Wer hält der Lerche Flug zum ros'gen Himmel auf,
Den Pfeil im Reich der Lüfte?
Ich bin der Strom, der schäumt, der Pfeil, der funkelnd schwirrt,
Ich bin die Schwalbe bald, die durch die Ferne irrt,
Die Eule bald der Grüfte.

Kunst, für dich kämpfe ich, Zukunft, ich harre dein,
Und die Gefühle, die im stolzen Flammenschein
Mir Herz und Geist durchglühten,
Werf' ich im Strahlenkleid der Dichtung voller Glanz
Der Erde und dem Himmel zu als Kranz
Von Blitzen und von Blüten! ...

Ihre Muse ist der Schmerz und das Unglück. Es tritt in Weibesgestalt an ihr Bett:

Ich schrie hinaus, ich will die Hoffnung haben,
Die zwanzig Jahren leuchten muß.
Ich will der Liebe reiche Himmelsgaben,
Ich will den Genius und des Lichtes Kuß! —
Weg, weg von mir, o furchtbar Weib! —

Es sprach: „Nur dem, der leidend, blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein.
Der Schmerz gibt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapfern Kämpfer winkt der Sieg allein."
Und ich erwiderte ihm: Bleib!

Dieses trotzige Bleib! Ja Trotz, Titanentrotz in einer Mädchenseele — wer etwa darüber lachen wollte, der lese die Gedichte, die diesem Schicksalstrotz entsprungen sind, und das Lachen wird ihm vergehen. Er wird vielmehr staunen und bewundern. Ich wähle aufs gerathewohl ein Gedicht:

Nächtliche Fahrt.

Fort geht's, um Mitternacht. — Das Pferd ist träge,
Das Fuhrwerk schwankt auf dem unsichern Wege,
O Fuhrmann, peitsche drein! ...
Für uns, die Abenteuer gern entdecken,
Hat Wald und Düster nicht Gefahr noch Schrecken,
Die Wege keinen Stein,
Rings alles schläft — o Fuhrmann, peitsche drein! ...

Es blickt der Mond aus einer Wolke lachend;
Die dunkle Eb'ne boshaft überwachend,
Zieht spähend er dahin.
Die Zweige sind zum düstern Himmel droben
Wie Knochenarme im Gebet erhoben;
Unsterblichkeit, was ist dein Sinn? ...
... Aus Wolken spähend zieht der Mond dahin.

Starr, blaß, bewegt, das Haar zerzaust vom Winde,
Frägt stumm mein Blick, was mir der Abgrund künde.
Es birgt die Dunkelheit
Gebete, Flüche, Träume, süße Küsse,
Verbrechen, Thränen, Zärtlichkeitsergüsse,
Vergiftet Liebesleid,
Und Seufzer beben durch die Dunkelheit! ...

Was thust und willst du? ... Fragend mich umschauern
Die irren Flämmchen an den niedern Mauern,
Des düstern Kirchhofs dort.
Weiß ich's? Das Schicksal such' ich, ohne Bangen,
Ob Fahrt und Nacht auch nie ein End' erlangen,
O Fuhrmann, peitsche fort! ...
Ich fürcht' euch nicht, ihr Kirchhofsgeister dort.

In Schweigen ruht das irdische Gewimmel;
Unsterblich, wie ein Engel aus dem Himmel
Hält der Gedanke Wacht.
Er wacht und streift mit Flügeln kühner Träume
Die Erde und der Wolken Silbersäume
Und auch des Grabes Nacht.
Gedanke, halt' auf Engelsschwingen Wacht! ...

Wo Ada Negri etwas anfaßt, sei es ein socialer Stoff, wie in den Gedichten „Gassenjunge", „Autopsie", „Auf der Bresche", „Die Besiegten", „Es saust die Maschine", „Hast du gearbeitet?", seien es Probleme des Geistes und Herzens und Flüge der Phantasien oder Naturstimmungen wie „Nacht", „Schwüle", immer ist es, ich muß die oft gebrauchte Wendung wieder brauchen, durch ihr Herz hindurchgegangen, ja mehr, sie hat mit dem Stoffe gerungen und ihr eigenes Herzblut ist an ihm kleben geblieben. Ich gebe das Gedicht „Schwüle":

Hoch steht die Sonn', es funkelt
Wie Gold am Firmament:
Im Schweigen ruht die Eb'ne,
Von Staub und Feuerglanz
Ist sie umhüllet ganz
Und brennt.

Es sinkt die todte Schwüle
Wie schweres Blei herab
Und müde liegt die Erde
In glüh'nder Traurigkeit,
Als wär' sie groß und weit,
Ein Grab.

... Rings Frieden. — Keusche Träume
Von Liebesdurst durchweht.
Im Kelch, der in der Schwüle
Verdorrt, im Sonnenschein
Ein welkes Röselein
Vergeht.

Es fleht um Thau und Regen
Der Boden voller Pein,
Um einer Stunde Wonne,
Um einen süßen Kuß,
Wer leiden schaffen muß
Allein.

Doch alles brennt und leuchtet,
Rings Ruhe wie im Tod;
Im fürchterlichen Glühen,
Das auf die Erde sich
Herabsenkt feierlich,
Schwebt Gott.

Die Uebersetzung gerade dieser Dichtungen ist gewiß nicht leicht, und die letzte mitgetheilte Probe zeigt einige Unebenheiten. Ich habe mir oben gestattet, eine kleine Aenderung zu machen — statt des prosaischen „Entferne dich" „Weg, weg von mir", und ich hätte auch gern im darauffolgenden Vers das wenigstens nicht poetische und zudem mit der Betonung nicht ganz stimmende: „Und ich erwiderte ihm" geändert; aber ich getraute es mir nicht ohne das italienische Original. So gut im ganzen die Uebersetzung von Hedwig Jahn ist: der des Italienischen kundige Leser wird doch, wie nicht leicht bei einer Uebersetzung, nach dem Original verlangen. Wie das italienisch klingen muß! Ich hoffe, in Deutschland wird nicht blos diese Uebersetzung, sondern auch das Original gelesen werden. Das alte Italien hätte diese Dichterin auf dem Capitol gekrönt. Das moderne? Unwillkürlich drängt sich einem immer wieder der Vergleich zwischen dichtender und bildender Kunst und das Misverhältniß in der Werthschätzung beider Kunstgattungen auf: dieser eine Band Gedichte ist mehr werth als alles, was die gesammte Malerei Italiens in den letzten fünfundzwanzig Jahren hervorgebracht hat.

Richard Weitbrecht.

Hans Hoffmann's neuer Roman.

Unser Mitarbeiter Karl Busse hat unlängst bei einer Besprechung des neuesten Romans von Georg Ebers den Gründen nachgeforscht, warum der historische Roman gegenwärtig nicht mehr die begeisterte Aufnahme findet, wie vor zwanzig Jahren, und hat sie zum großen Theil in der veränderten politischen Lage und der ganzen Zeitstimmung gefunden. Es mag etwas Wahres daran sein, doch ist wol zum Theil der „Professorenroman" daran schuld, daß die Leidenschaft des Publikums für den historischen Roman erheblich nachgelassen hat. Der schwache Erfolg der letzten Romane von Ebers und Dahn gegenüber den zahllosen Auflagen ihrer frühern Werke spricht deutlich dafür, daß das Publikum den Geschmack für diese Literaturgattung verloren hat.

Es sollte uns leid thun, wenn unter dieser Abneigung die neueste Schöpfung des pommerschen Dichters Hans Hoffmann zu leiden hätte, sein großer dreibändiger Roman: „Wider den Kurfürsten" *), eines der anziehendsten und besten poetischen Werke des verflossenen Jahres, das die Durchschnittswaare unserer jetzigen Romanliteratur an dichterischem Gehalte und künstlerischer Form weit, weit überragt.

Hans Hoffmann gehört zu den wenigen Dichtern, die unbeirrt um die Modethorheiten und den wechselnden Geschmack des großen Publikums ihren Weg gehen. Kein Wunder, daß der Kreis von Freunden und Verehrern, die er um sich sammelt, klein ist; nur wenige seiner Werke sind wiederholt aufgelegt worden. Wol haben alle bessern Wochen- und Monatsschriften seit Jahren jedes neue Werk des Dichters freudig begrüßt und seinem Werthe entsprechend gewürdigt — erst neulich hat unser Mitarbeiter Moritz Necker im „Universum" (Heft III) in feinsinniger Darstellung die Summe der dichterischen Persönlichkeit Hans Hoffmann's gezogen —, aber alle diese Stimmen verhallen und finden in der gedankenlosen, fade Romane verschlingenden Leserwelt kein williges Ohr.

Der Dichter führt uns in seinem neuesten Werke in seine geliebte Heimat, nach Pommern, das er ja schon oft zum Schauplatz seiner Erzählungen gemacht hat — wir erinnern nur an die köstlichen Geschichten aus Hinterpommern, die kürzlich in neuer Auflage erschienen sind — und erzählt uns von der Belagerung seiner Vaterstadt Stettin durch den Großen Kurfürsten. Die genaue Kenntniß von Land und Leuten kommt der Darstellung natürlich sehr zu statten. Voller Leben und Natürlichkeit reden und handeln diese grobkörnigen, treuherzigen, hartköpfigen und zähen Pommern, die über ihre Eigenart und Schwächen so köstlich scherzen können, und in greifbarer Deutlichkeit steht die Stadt mit ihrer Umgebung vor uns.

Der Große Kurfürst selbst erscheint in der Erzählung nicht, doch tritt uns seine mächtige Persönlichkeit mittelbar im Zeugniß und Urtheil der handelnden Personen anschaulich entgegen. Im Mittelpunkte der Erzählung steht der junge Kaufmann Jürg Wichenhagen, ein glühender Verehrer des Großen Kurfürsten, ein toller Brausekopf, der zu allerlei übermüthigen Streichen aufgelegt ist. Durch die Beredsamkeit der Tochter des schwedischen Commandanten wird er für die schwedische Sache gewonnen, er

*) Wider den Kurfürsten. Historischer Roman in drei Bänden. Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. 8. 14 M.

wird die Seele des Widerstands in der Bürgerschaft. Sein Einfluß hintertreibt die Bemühungen der reichen Kaufmannschaft, die aus Furcht vor materiellen Verlusten für die Uebergabe der Stadt ist, der sieghafte Zauber seiner Persönlichkeit wandelt die feige, unzuverlässige Bürgerwehr zu tapfern Vertheidigern ihrer Vaterstadt um. In keckem Wagemuthe gewinnt er, der Enkel eines Grobschmieds, die Tochter der stolzesten Familie Stettins zur Gattin, um sie am Vermählungstage wieder zu verlieren. Erst nach heißen, innern Kämpfen wird sie die Seine, eine feine psychologische Entwickelung. Die Thätigkeit Wichenhagen's erhält den Schweden die Stadt: es kommt zur Beschießung. Meisterhaft schildert der Dichter diese Zustände, wie ganze Straßen in Schutt sinken, zahllose Menschen den Tod finden. Da kommt dem Helden erst die ganze Verantwortlichkeit seiner Stellung zum Bewußtsein. Er hat all dieses Elend verschuldet, denn er hat die Bürgerschaft zum Widerstande veranlaßt, ohne ihn hätte sich die Stadt längst ergeben — ein tief ergreifender Conflict. In seiner Verzweiflung und Rathlosigkeit denkt Jürg daran, sich selbst dem Kurfüsten auszuliefern, ja er denkt sogar an Selbstmord. Obendrein wird er der Bürgerschaft verdächtig, man glaubt, er stehe mit den Brandenburgern im Einverständniß, man will ihn aus der Stadt verjagen. In diesem Zustande findet ihn sein junges Weib, zum ersten male seit dem Hochzeitstage sehen sie sich wieder. In begeisterter Rede verherrlicht ihn Ursula. Sie versteht ihn, sie erkennt Zweck und Ziel seines Handelns:

> Sie haben oft gesagt, Sie verehren den Kurfürsten von Herzen, und also wünschen Sie ihn doch gewißlich wie wir alle zum Herrn unserer Stadt. Sie fragten sich aber von Anfang, als der Kurfürst heranzog: Was ist unsere Stadt, deren der Kurfürst begehrt? . . . Wackere und getreue Unterthanen will er haben, denn die kann er sich nicht kaufen noch herstellen lassen mit all seinem Gelde. . . . So waren aber unsere stettinischen Bürger nicht, als die Belagerung anfing, das sahen Sie wol: die waren kleinmüthig und zerfahren, zuchtlos und feige, alle gleich, die Zünfte, wie die Bürgerschaft. Die waren nicht werth, des Großen Kurfürsten Unterthanen zu heißen. Darum hatten Sie beschlossen ein besseres Volk aus ihnen zu schaffen, wie er es sich denkt. Das aber konnten sie nimmermehr werden ohne Kampf und Blut. . . . Das ist die Gabe, die Sie dem Kurfürsten zugedacht haben: eine Bürgerschaft, die in Noth gestählt ward und im Feuer geschmiedet, soll seinem Throne nahen, ein Volk von Siegern in aller Niederlage. Und er wird groß genug sein, Sie schnell zu begreifen.

Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen:

> Du ahnst nicht, aus welchem Abgrund Du mich gerissen hast, und zu welcher Höhe. Du, die mir den Weg mit strahlendem Lichte erleuchtet, den ich blindlings im Dunkeln schritt. Du, die mich entdeckte, der sich selbst verloren hatte! Was ich jäh begonnen in dunkelm Triebe und umschleierter Ahnung, Du lehrst es mich weiterführen in besonnener Klarheit.

So herrlich diese Scene ist, sie rückt den Helden doch in ein bedenkliches Licht. Auch an anderer Stelle sagt er, wenn er das Richtige treffe, so geschehe es verdienstlos in blindem Zutappen. Es berührt uns eigenthümlich, wenn Jürg, dann kurz nachdem ihn Ursula verlassen hat, den Bürgern diese neue Weisheit als Ziel und Richtschnur seines Handelns darstellt. Von diesem Mangel abgesehen, ist die Gestalt meisterhaft gezeichnet, und der Dichter hat sie mit einer solchen Fülle feiner und liebenswürdiger Züge ausgestattet, daß uns der Zauber, den Jürg auf seine Mitbürger ausübt, völlig erklärlich ist.

Um diese Heldengestalt gruppiren sich nun zahlreiche, nicht minder lebenswahre Charaktere, unter denen die humoristisch gezeichneten ganz besonders glücklich getroffen sind, wie überhaupt H. Hoffmann in diesem Romane seine reiche humoristische Begabung in glänzendem Lichte zeigt. Da ist zunächst eine Kernfigur, der Schiffer Pust, des Helden treuer Gefährte bei manchem tollen Streiche und mancher kühnen That, mit seinen köstlichen Ansichten über die Liebe, seiner Abneigung gegen Pferde und manchem andern feinen Zuge. Prächtig gezeichnet ist ferner der Rector Bambamius, den der Dichter zum Dolmetsch seiner nationalen und patriotischen Empfindungen macht, der Vorkämpfer für die herrliche deutsche Haupt- und Heldensprache. Die Erzählung, wie der bei aller nationalen Begeisterung entsetzlich furchtsame Mann das Fürchten verlernt und tödlich verwundet, unter den Klängen des Morgenlieds seine Seele aushaucht, ist ein kleines Meisterstück. Trefflich gezeichnete Figuren sind ferner das Ehepaar Bernhagen, Jürg's Großvater Tobias, das lebenslustige Dortchen Rehdantz u. a.

Und nun zum Schluß noch ein Wort von der Kunst der Darstellung. Was M. Necker in seinem schon erwähnten Aufsatze an H. Hoffmann rühmt: Die Klarheit und Anmuth seiner Sprache, die geschickte Zuspitzung des Conflicts, die Mannichfaltigkeit seines Stils: spielerisch oder wuchtig, tragisch oder humoristisch, im Dialog oder referirend, behaglich ausspinnend oder lakonisch knapp — alle diese Vorzüge bewährt der Dichter auch hier. Wie wirksam ist gleich Jürg's erstes Auftreten beim Pfingstfeste, wie packend ist sein Zwist mit den schwedischen Offizieren geschildert, wie reizend der Zwiespalt zwischen dem Rector und seinem Schwiegersohn Bernhagen, wie meisterhaft ist die tumultuarische Hochzeit erzählt, wie hinreißend das schon erwähnte Gespräch zwischen Ursula und Jürg, und wie großartig wirkt die Scene, wo Jürg, um den Verdacht zurückzuweisen, er stehe im Solde des Kurfürsten, und deshalb sei sein Haus bei der Beschießung unversehrt geblieben, mit eigener Hand die brennende Fackel in sein Haus schleudert.

Vielleicht wird manchen Leser der Schluß des Romans nicht völlig befriedigen. Der Dichter führt uns nicht bis zum Ende der Belagerung und läßt einige Fragen noch offen. Plant er vielleicht eine Fortsetzung des Romans? Es wäre denkbar, und manchem Leser wäre sie vielleicht erwünscht. Dem sei, wie ihm wolle, auch der Abschluß, wie er ist, wird keinem Leser den Genuß an dem herrlichen Werke verkümmern.

Robert Lange.

Allerlei Verse.

„Wenn die Nachtigallen aufhören zu schlagen", sagt Marie von Ebner-Eschenbach in ihren „Aphorismen", „fangen die Grillen zu zirpen an." Dagegen könnte man nun eigentlich nichts haben, leider aber sind die literarischen „Grillen" nicht so vernünftig, das Schweigen der Nachtigallen abzuwarten, und da nicht nur in der Natur, sondern auch in der Kunst immer tausend von ihnen auf eine einzige Nachtigall kommen, so liegt die Gefahr vor, daß ihr Gesammtchorus wenigstens für einige Zeit unsern besten Sängern das Durchdringen erschwert.

Es sind fünf ausgewachsene Exemplare der Gryllida communis, die uns heute zu beschäftigen haben. Und so traurig es ist, die Kritik als Fliegenklatsche verwenden zu müssen , so nothwendig ist es leider.

Verlassen wir das Bild und gehen wir zu den Gedichtbüchern über, die den Anlaß dazu gaben. Da ist zunächst:

1. Lieder eines Einsamen. Von Heinrich Couvreur. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachf. 1894. 8. 2 M. 40 Pf.

Er ist der begabte Dilettant, einer jener Menschen, die sich an allem Schönen freuen und gute Lyrik gewiß zu genießen verstehen, die ideale Leser sind, bis sie eines Tages der innere Drang packt, „auch" zu dichten. Sie besitzen genug Selbstkritik, um nicht gerade allzu Conventionelles niederzuschreiben, und begegnen mit ihren Liedern jenem gefährlichen Wohlwollen, das für ihr bescheidenes Talent Gift ist. Heinrich Couvreur ist ein Typus. Seine Verse sind nicht nur gut gemeint, sondern im großen und ganzen auch gut gereimt. Ja, manche Gedichte sind sogar recht hübsch. Nur ist alles und jedes, was er sagt, schon hundertmal besser ausgesprochen worden. Einen bezeichnenden Zug, ein Bild, das uns blitzgleich eine Situation veranschaulicht, eine Feinheit der Beobachtung, einen originellen Ausdruck wird man in dem ganzen Bande vergeblich suchen. Zu einem richtigen Pfingstgedicht gehören nun einmal die Maien, zum Frühling gehört Blättergrün und Sonne, die ein krankes Herz gesund macht, die Vögel singen, die Bienen summen, die Wangen sind rosig und die Augen dunkel, damit sich „Gefunkel" darauf reimen läßt. Im übrigen enthält das Buch auch stofflich nichts Originelles. Der Dichter macht die übliche Entwickelung durch vom Pessimisten zum Optimisten, obwol beide Worte zu stark sind. Durch „läuternde Leiden" — so heißt die erste Abtheilung des Buches — kommt der Einsame zu einer stillen Harmonie, die ihren Ausdruck in einer gewissen „nationalliberalen Wohlanständigkeit" des Empfindens erhält. Wenn man dann mit der Lektüre fertig ist, nickt man, legt das Buch weg und weiß im nächsten Augenblick auch kein Sterbenswörtchen mehr daraus. Und Gedichte, die einen weder begeistern noch herzhaft ärgern, sind die schlimmsten. Theodor Storm hat sie so treffend gekennzeichnet als „farblose Versificationen, von denen aus jedem mäßigen Gefühl ein Dutzend gemünzt werden könnte, gegen die sich aber freilich nichts einwenden läßt, als daß sie eben nichts bedeuten".

Ausgeprägter in seinem Dilettantismus, voll unfreiwilliger Komik und rührender Plattheiten ist das Werkchen:

2. Ernst und Scherz. Gedichte von Ulrich Kleist. Dresden, Verlag der „Penaten" (A. Zschuppe). 1895. 12. 2 M. 20 Pf.

Köstlich ist gleich das einleitende Poem, in dem Ulrich Kleist nach Art aller Poetaster sich genöthigt fühlt, seine „Leier" zu besingen, in dem ein „hoffnungsleeres Auge eine Thräne still zerdrückt" und die letzte Strophe einen grammatikalischen Schnitzer enthält. Das Schöne an diesen Liedern ist, daß man eigentlich nur immer die Ueberschrift und die Reime zu lesen braucht. Ein Beispiel. Das Poem heißt: „Hoffnungsstern." Die Reime: Stern — fern, Himmelszelt — erhellt, Strahlenpracht — Nacht, Silberlicht — (erlösche) nicht. Ein anderes betitelt sich: „Frühlingsgruß." Die Reime: Au — Blau, Duft — Luft, Brust — Lust. Das genügt vollständig. Man kennt sofort das ganze Gedicht. Die Naivetät, mit der Ulrich Kleist derartige lyrische Bettelsuppen verzapft, ist bewunderungswürdig. Er schenkt uns gar nichts, weder die „Nixen", noch das „Mutterherz", weder den „goldenen Rebensaft vom deutschen Rhein", noch seine Ansicht über den „richtigen Idealismus". Ja, er bekommt sogar das Gräßliche fertig, die bekannte „Schifferbraut" noch einmal auf den Geliebten, der nimmer wiederkehrt, warten zu lassen. Und der Humor von der Sache ist, daß er alles mit einem unerschütterlichen Ernste thut. Und den Vogel schießt er auf Seite 85 ab, wo er gegen die „Dichterlinge" donnert. In der Literatur scheint also der Satz, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushacke, keine Geltung zu haben.

Eine Blütenlese aus dem Büchlein ist bei dem Reichthum an Gemeinplätzen und gereimten Ungereimtheiten schwer zu geben. Mai, Zephir, Lockengold, Winter, weißes Leichentuch, Mutterherz, das sind so die schönen Clichés, mit denen Ulrich Kleist operirt. Nach alten goldenen Dichterregeln folgt Baum auf Traum, Erde auf irgendein groß geschriebenes „Werde!", Herz auf Schmerz, Sonne auf Wonne, Grün auf Blühn u. s. w. in infinitum. Dazwischen finden zur Abwechselung ein paar falsche Formen ihre Stelle, wie „glimmte" statt „glomm", „steinern" statt „steinernen", „ihnen" statt „euch", und das nennt man dann poetische Licenz; weiter läßt man Nebel und Legionen „wallen", Fenster „schwirrend" aufgehen, einen Liebesruf „heraufschmelzen", und constatirt noch einmal die Schönheit der „deutschen Treue", um schließlich die überraschende Entdeckung zu machen, daß die Erde

im Frühling wie eine holde Braut sei. Da das allein aber nicht genügt und das Wörtchen „Welt" vorher auch noch seinen Reim haben will, muß die Braut eine solche sein, die „sich zur Hochzeit eingestellt". Als Probe seien noch zwei Strophen citirt.

Das letzte Lied.
Zur Fahne ruft die Trommel laut.
„Ade, du Vaterhaus,
Ade, du holde, süße Braut,
Ins Feld muß ich hinaus!"
. . . .
Doch eh' er mit den andern schied,
Ging er vor Liebchens Haus
Und blies in einem Abschiedslied
Ihr all sein Glück hinaus (!!).

Sapienti sat. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, muß hervorgehoben werden, daß auch ein einziges schönes Gedicht in dem Bande enthalten ist. Es heißt: „Ich kann's nicht vergessen", und ähnelt einem reizenden Poem Viktor Blüthgen's. Wie diese Dichtung in das Buch kommt, ist mir unbegreiflich.

3. Splitter und Balken. Dichtungen von Philipp Holitscher. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1895. Gr. 8. 2 M.

Die Species, der Philipp Holitscher angehört, könnte man die der „erbaulichen und beschaulichen" Dilettanten nennen. Die Hälfte des Buches nehmen Fabeln ein in der Art von Abraham Fröhlich. Nur war dieser viel prägnanter, pointirter und poetischer. „Gemse und Schwein", „Adler und Eule", „Weide und Eiche", „Pfau und Gans", „Nachtigall und Rose", „Zaunkönig und Fuchs". Diese Ueberschriften geben von dem Stofflichen des Bandes einen Begriff. Ist die Fabel erzählt, dann gibt Holitscher die „Moral von der Geschicht" und kommt dabei zu ganz erschütternden Resultaten. So findet er z. B. folgendes eigenartige Weisheitskorn:

Des Weisen Wort hat mehr Gewicht,
Als wenn ein Thor viel tausend spricht.

Glückliche Menschheit, neunzehn Jahrhunderte hast du gewartet, um endlich jetzt das erlösende Prophetenwort zu hören! Ebenso originell sind die andern Bilder und Sprüche. Von Holitscher vernehmen wir die überraschende Thatsache, daß der Naturalismus im „Miste" wühlt, daß der Dichter erst nach seinem Tode bekannt wird, daß die Zeit nicht zurückkehrt und ähnliche Orakelsprüche. Diese goldenen Lebenswahrheiten aber sind in den schnurrigsten Versen niedergeschrieben, die mir je vorgekommen sind. Unser prächtiger Wilhelm Busch hat seinen Meister gefunden. Wie köstlich sind die Charakteristiken der Thiere!

Zaunkönig, welch' ein niedlich Thier,
Bald ist es dort, bald ist es hier.

Oder:

Der Fuchs baut unter seinem Strauch,
Er baut, wie es bei Fuchsen Brauch.

Ein erzählendes Gedicht beginnt sehr schön:

Zwei der Töchter, ganz verschieden,
An Gesinnung, Sitt' und Werth,
Waren Rübezahl beschieden,
Wie uns eine Sage lehrt.

Und damit wollen wir die „Splitter und Balken" des Herrn Holitscher beiseite legen. Hoffentlich hat er uns zum letzten male mit solch hölzerner Poesie beglückt und beherzigt seine eigenen — etwas variirten — Verse:

Wem Gott so schlechte Stimme lieh,
Sollt' dieser Rechnung tragen.

4. Westfälische Dichtung der Gegenwart. Beiträge zur Würdigung westfälischen Geisteslebens von Uhlmann-Bixterheide und Carl Hütter. Mit Dichterporträts und zahlreichen Originalbeiträgen. Leipzig, Otto Lenz. 1895. 8. 3 M.

Bedanken kann sich das reiche Westfalen gerade nicht bei den Herausgebern dieser Anthologie. Denn der Beweis, daß es in den letzten Jahrzehnten keinen Dichter hervorgebracht hat, konnte überhaupt nicht glänzender erbracht werden, obwol die beiden Sammler das Gegentheil demonstriren wollten. Die Liebe zu seiner Heimatprovinz ehrt den Menschen und Schriftsteller, sie wird aber direct schädlich, wenn sie in blindem Eifer Localdichter aufs Piedestal stellt, die besser im trauten Dunkel geblieben wären. Von den circa vierundvierzig Namen, die das Register aufweist, ist kein einziger ersten oder zweiten Ranges. Dagegen sind einige hübsche Begabungen vorhanden, die man sich gern gefallen läßt: die Hart's, J. Petri, P. Baehr, L. Rafael. Der Begabteste davon ist jüngst gestorben. Die dreißig bis vierzig „Dichter", die dann folgen, mögen mit dem Mantel christlicher Liebe bedeckt werden. Es ist von ihnen nur zu sagen, daß sie es gewiß von Herzen gut meinen. Den Herren Herausgebern aber möchte ich doch den Rath geben, den Plan eines „Jahrbuches westfälischer Dichtung", das sie in Aussicht stellen, recht genau zu überlegen. Nach dieser Probe, die naturgemäß noch das Beste bringt, dürfte kein Mensch nach dem Jahrbuch Verlangen haben oder aber: der Kreis müßte weitergezogen und die Dichter auch der andern niederdeutschen Provinzen berücksichtigt werden. Allerdings kommt aus derartigen Büchern der Literatur nie etwas zu gute.

5. Mira. Eine erzählende Dichtung aus den Meeraner Bergen von Ella Hruschka. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 2 M. 50 Pf.

Scheffel und Wolff lassen unsere Dichter nicht schlafen. Zwar hat die Sturzflut von Epen allmählich nachgelassen, trotzdem erscheinen noch immer zu viele. Auch das vorliegende gehört zu den überflüssigen. Wie Wasser plätschern die reimlosen vierfüßigen Trochäen dahin; eine Handvoll mehr oder weniger thut dabei nichts zur Sache. Von Prägnanz, von Concentrirung, vom Geheimniß der Composition eines poetischen Satzes hat die Verfasserin keine Ahnung. Sie streut in ihre traditionelle Zigeunergeschichte nach Gutdünken Lieder ein, die weder gut sind noch direct schlecht, so gerade zum Componiren geeignet, sie schreibt, wenn es sein muß, auch Naturschilderungen, in denen der Winter sein unvermeidliches „weißes Leichentuch" und der Frühling den ebenso unvermeidlichen „grünen Teppich" über die Fluren breitet und ist im übrigen

harmlos und unverzagt. Es lohnt sich wirklich nicht, des Nähern auf solche Bücher einzugehen. Ehe die Besprechung gedruckt ist, sind sie doch schon verschollen.

Es ist ein trauriger Weg heute gewesen, der nichts Erquickliches an sich hatte. Und doppelt traurig, wenn man bedenkt, wie viel Lebensgenüsse die Autoren sich und andern hätten verschaffen können, wenn sie ihr schönes Geld in der Tasche und ihre Poesien im Schubfach behalten hätten. Manche halten das für Opfermuth und Idealismus, ich kann leider in all diesen Büchern nichts anderes sehen, als Documente menschlicher Eitelkeit.

Karl Busse.

Eine katholische Kunstgeschichte.

Daß der Kampf des Katholicismus gegen den Protestantismus und die aus ihm hervorgewachsene moderne Wissenschaft unablässig und auf allen erdenklichen Lebensgebieten geführt wird, davon kann sich der aufmerksame Beobachter täglich aufs neue überzeugen. Nachdem zuerst Janssen in Anknüpfung an Döllinger's großes Werk über die Reformation mit einer scheinbar umfassenden Gelehrsamkeit den Versuch gemacht hat, in seiner deutschen Geschichte die Ueberflüssigkeit und die schädlichen Folgen der Lutherischen Reformation zu erweisen, haben Baumgartner, Brunner und andere Anhänger des Ultramontanismus und Jesuitismus es sich angelegen sein lassen, in zahlreichen monographischen Darstellungen dem deutschen Volke die Freude an seinen großen Dichtern zu verleiden, indem sie geflissentlich die Schwächen ihres Charakters und die dunkeln Punkte in ihrem Privatleben aufzudecken bemüht waren. Nachdem diese Arbeit vollendet ist, soll die Kunstgeschichte in Angriff genommen werden und unsern gangbaren Lehrbüchern wegen ihrer zumeist auf protestantischen Anschauungen beruhenden Grundauffassung der Krieg erklärt werden. Und wiederum weiß man sich den Anschein zu geben, als ob man in den Kampf wohlgerüstet einträte und den Beweis, den man führen will, an der Hand der solidesten Quellenstudien und unter Benutzung der besten Hülfsmittel zu erbringen gedenke. Diese Absicht geht wenigstens deutlich aus den ersten Abschnitten der „Allgemeinen Kunstgeschichte" des Paters Albert Kuhn, O. S. B.*), hervor, obwol die uns vorliegenden ersten sechs Lieferungen, die sich nur mit der Geschichte der orientalischen und den Anfängen der griechischen und römischen Kunst beschäftigen, noch wenig Gelegenheit geben, die specifisch katholische Tendenz des Werkes hervortreten zu lassen. Indessen genügt das dem Buche vorausgeschickte Approbationsschreiben Leo's XIII. an den Verfasser, durch das ihm und dem Herausgeber der apostolische Segen ertheilt wird, um von vornherein den gewissenhaften Beurtheiler zu einer kritischen Reserve zu nöthigen. Heißt es doch in diesem Schreiben: „Dein Unternehmen empfiehlt sich Uns ja sowol durch die Wichtigkeit und den Umfang des Gegenstandes, als auch durch die ganz besondere Zeitgemäßheit desselben; denn Wir halten es für sehr wichtig, daß katholische, mit religiösem Sinn und Bildung begabte Männer diesen Gegenstand in ergiebiger und gründlicher Weise, wie er es verdient, behandeln, damit diejenigen, welche diese Zweige studieren wollen, nicht aus trüben Quellen zu schöpfen gezwungen sind." Aus „trüben Quellen", d. h., wie jedermann weiß, aus den Forschungen protestantischer Gelehrter und aus denjenigen kunstgeschichtlichen Werken, die den kirchlichen Charakter der Kunst nicht als ihr höchstes Ziel anerkennen, sondern unter Hinweis auf das Recht der Sinnlichkeit in der Kunst vor allen Dingen das Mittel reinsten Genusses und der besten Erhebung über die Noth des Lebens sehen.

Man wird also gut thun, gegenüber dem von dem Pater Kuhn und seinen Auftraggebern unternommenen Vorstoß auf seiner Hut zu sein, obwol nicht verkannt werden soll, daß wir gerade katholische Forscher auf einzelnen Gebieten der Kunstgeschichte, z. B. bei den Fragen über das Wesen der altchristlichen Kunst, bei der Erklärung mittelalterlicher Kunstwerke und in der Deutung althochdeutscher Gemälde vermöge ihrer größern Kenntniß der Tradition und der zu Grunde liegenden Vorstellungskreise, in die sich ein protestantischer Gelehrter erst mühsam hineinarbeiten muß, wahrhaft hervorragende Leistungen zu verdanken haben.

Im übrigen möchten wir aber annehmen, daß Kuhn's Arbeit auch in ihren spätern Partien, mögen sie nun ausfallen, wie sie wollen, keinen nennenswerthen Schaden außerhalb der Kreise, für die sie zunächst bestimmt ist, anrichten wird. Dazu ist das Buch viel zu trocken geschrieben und vor allem viel zu scholastisch angelegt. Indem nämlich Kuhn von der vollständig richtigen Thatsache ausgeht, daß wie überhaupt die Gegenwart in allen Dingen einer philosophischen Auffassungsweise abhold sei, so auch in der Kunstgeschichte die ästhetische Betrachtung hinter der historischen Darstellung zurückgetreten ist, beabsichtigt er in seiner Darlegung der ästhetischen Würdigung der einzelnen Kunstwerke wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, ohne darüber die geschichtliche Entwickelung zu vernachlässigen. Da aber seine Arbeit auch „den Geistlichen und Laien, der in die Lage kommt, Werke der bildenden Kunst oder Kunstindustrie religiöser oder profaner Bestimmung ausführen zu lassen", dazu dienen soll, „Einsicht in den Kunstbetrieb zu gewinnen", richtet er

*) Allgemeine Kunstgeschichte. Die Werke der bildenden Künstler vom Standpunkte der Geschichte, Technik, Aesthetik. Von Pater Albert Kuhn, O. S. B. Mit über 1000 Illustrationen und mehr als 120 ganzseitigen artistischen Beilagen. Sechs Lieferungen. Einsiedeln und Waldshut, Benziger u. Comp. 1893—94. Gr. 8. Jede Lieferung 2 M.

sein Augenmerk ferner auch auf die technische Seite der Kunst, die er nicht nur in der vorausgeschickten „ästhetischen Vorschule", sondern auch in den einzelnen Abschnitten in besondern Excursen behandelt.

Nach den Intensionen des Verfassers soll also sein Werk dem Leser alle Fragen beantworten, die überhaupt bei der Beschäftigung mit der Kunst in Betracht kommen, mit einem Wort: es ist so umfassend angelegt, als irgend möglich. Ob aber die Kräfte des Autors ausreichen werden, um eine solche große Aufgabe durchzuführen, das erscheint uns nach den vorliegenden Proben noch zweifelhaft. Daß er die drei großen Gebiete der bildenden Kunst, die Architektur, die Plastik und die Malerei, jede für sich besonders, darstellt, mag aus praktischen Gründen zu rechtfertigen sein. Eine Uebersicht über die Entwickelung erhält man aber auf diesem Wege nicht. Gerade in den Blütezeiten der Kunst gehören diese drei verschiedenen Zweige auf das engste zusammen, sie heben und fördern sich gegenseitig, und man versteht z. B. die Größe der Renaissancekunst nur, wenn man sich alle drei Gebiete gleichzeitig vergegenwärtigt, wenn man ebenso wol Bramante, als Raphael und Michelangelo in ihrem ganzen Wirken vor Augen hat. Wenn aber, wie das bei Kuhn der Fall ist, z. B. zuerst im allgemeinen das Wesen und die Bedingungen der Baukunst erörtert werden, wenn dann weiter von der ägyptischen Baukunst, von ihrer technischen Bedeutung und von ihrem ästhetischen Werthe gehandelt und bei jedem neuen Volke und bei jedem der drei Kunstgebiete die Sache wieder in derselben Weise angepackt wird, so kann man niemals einen Gesammteindruck von einer bestimmten Kunstperiode bekommen, man lernt auf diese Weise eine Menge wissenswerther Einzelheiten kennen, gelangt aber niemals zu einer wahrhaft geschichtlichen Auffassung.

Die scholastische Richtung des Verfassers, der natürlich Thomas von Aquino für den größten Philosophen aller Zeiten hält, kommt aber am deutlichsten in seinen ästhetischen Ausführungen zur Geltung. Er steht hier ganz auf dem Standpunkte der alten Lehrbücher, in denen die Rangordnung der verschiedenen Künste als das Wichtigste erscheint und die Künstler und ihre Werke danach abgeurtheilt werden, wie weit sie in den von vornherein aufgestellten Rahmen hineinpassen oder nicht. Der Aesthetiker bestimmt hier die Aufgabe des Künstlers, er bestimmt z. B., der Maler soll das thun und jenes lassen, „er soll nie auf feste Formen und auf eine scharfe Zeichnung und Composition verzichten", überhaupt sich der Plastik möglichst nähern, die nach Michelangelo bekanntlich „die Leuchte der Malerei" ist. Wie Kuhn mit dieser Anschauung bei der Würdigung Correggio's und Rembrandt's auskommen wird, wie er überhaupt die ganze Geschichte der modernen Malerei, für die Licht und Luft die Hauptsache ist, darstellen wird, können wir uns gar nicht vorstellen. Mit diesem hergebrachten ästhetischen Canon mag er in katholischen Priesterseminaren und andern Instituten, in denen man noch unverbrüchlich an die Autorität der Lehre glaubt, Beifall finden; wir und alle die, die in einem Kunstwerk vor allem die Persönlichkeit des Künstlers suchen und darnach fragen, wie weit ein Künstler selbständig gewesen ist, und ob es ihm gelungen ist, seine eigenste Absicht im Kunstwerk zur Geltung zu bringen, können mit solchen zopfigen Anschauungen nichts anfangen, ebenso wenig wie wir die althergebrachte Rangordnung der Malerei, nach der die Geschichtsmalerei am höchsten steht und das sogenannte Stilleben an letzter Stelle kommt, gelten lassen.

Blättert man die bisher veröffentlichten Abschnitte des Werkes durch, so erkennt man sehr bald, daß es nicht die Frucht selbständiger Specialstudien, sondern das Ergebniß einer, wie wir anerkennen müssen, fleißigen Compilation ist. Das soll kein Vorwurf sein, da wir wohl wissen, daß kein Forscher im Stande ist, die unendliche Fülle des Stoffes aus eigenen Quellenstudien zusammenzutragen und zu beherrschen. Aber es kommt doch darauf an, wie weit es ein Autor versteht, die Resultate fremder Forschungen sich zu eigen zu machen und innerlich so zu verarbeiten, daß etwas Neues dabei herauskommt. So hat z. B. Springer in seinen bekannten „Grundzügen der Kunstgeschichte" trotz ihrer Kürze ein Werk von so fesselndem Reize geschaffen, daß die Lektüre seines Buches wirklichen Genuß gewährt. Vergleicht man damit die Leistung Kuhn's, so läßt sich wenig zu ihren Gunsten anführen. Haben wir es doch bei ihr nur mit der Aufspeicherung einer Masse von Einzelheiten zu thun, der die Durchdringung mit eigenen Gedanken, überhaupt der Zauber einer originellen Persönlichkeit fehlt. Die einleitenden Abschnitte z. B., in denen man allgemeinere, weittragende Gesichtspunkte erwartet, sind meist sehr dürftig ausgefallen. Sie begnügen sich mit der Erwähnung bekannter Dinge und werfen kein neues Licht auf die Thatsachen, die einfach berichtend nebeneinander angeführt werden. Deshalb wird Kuhn's Werk, wenn es vollendet und mit guten Registern versehen sein wird, als Nachschlagewerk und bequemes Orientirungsmittel gute Dienste leisten, zumal Kuhn die von ihm benutzte Literatur überall anzuführen pflegt; wir können uns aber nicht denken, daß es sich als Lesebuch jemals einen größern Kreis gewinnen wird.

Einen entschiedenen Vorzug des Buches finden wir in seinem reichern Illustrationsmaterial. Der Bearbeiter und Verleger haben gerade auf diese Seite des Werkes großen Fleiß und Aufmerksamkeit verwandt und sich nicht damit begnügt, immer und immer wieder nur die längst bekannten Clichés zu reproduciren, die in den bisherigen deutschen Kunstgeschichten wiederkehren. Daß sie sich in den vorliegenden Theilen dabei vielfach an englische und französische Vorbilder gehalten haben und in ihrem Werk so manches Bild erscheint, das man bereits z. B. aus Perrot's und Chipiez' „Histoire de l'Art" kennt, soll hier nicht als Tadel, sondern als Vorzug erwähnt werden, da ja die Franzosen und Engländer auf diesem Gebiete uns

Deutschen überlegen sind. Interessant ist es jedoch zu sehen, wie sich Kuhn, von kirchlichen Anschauungen befangen, in Bezug auf die Wiedergabe des Nackten verhält. Er will in dieser Hinsicht die „goldene Mitte" einhalten, ein Standpunkt, gegen den nichts einzuwenden ist, und der auch, so viel wir sehen, geschickt durchgeführt worden ist. Aber wir konnten uns doch nicht eines Lächelns erwehren, als wir lasen, daß sich der Verfasser dabei nicht auf seine eigene Erfahrungen verlassen wollte, sondern daß er es erst für nöthig erachtete, „mittels eines eigenen Fragebogens die Ansichten und Urtheile tüchtiger und erfahrener Männer, unter denen sich auch erleuchtete Kirchenfürsten befanden, einzuholen".

H. A. Lier.

Philosophische Schriften.

1. Geeinte Gegensätze. Von Dr. Ferdinand Maack. Leipzig, Baemeister's Verlag. 1894. Gr. 8. Heft II: Können wir die Wahrheit erkennen? 75 Pf. Heft III: Die Entstehung des menschlichen Geistes. 40 Pf. Heft IV: Der vierfache Gegensatz. 60 Pf.

Wir haben in Nr. 19 d. Bl. f. 1894 bereits das erste Heft: „Eine Weltbetrachtung", angezeigt. Der Verfasser sagte darin, er lehne sich an die indische Vedanta-Philosophie an. Die übersinnliche Grundlage der Welt sei der Indifferenzpunkt oder das Apolare, dessen Polarisation die Gegensätze Körper und Geist erscheinen lasse. Wir rühmten, daß der Verfasser das Gemüth oder die Seele zum Indifferenzpunkt mache, hoffend, er werde weder Geist noch Körper auf Kosten des Andern verachten. Wir widerrufen bei den jetzt erschienenen weitern Heften unser Lob; denn der Verfasser verachtet beides. Er sagt IV, 26:

> Böse ist die ganze phänomenale Welt, nicht blos der Körper, die Materie, sondern ebenfalls der Verstand. Gut ist die ganze transscendentale Unterlage. Gut verhält sich zu Böse, wie Seele zu Körper plus Geist.

S. 43 spricht sich seine Verachtung des Geistes sogar in folgender classischen Weise aus. Er sagt:

> Man will den Geist, das Denken auch einem persönlichen Gott aufoctroyiren, aber der liebe Gott hat doch nicht nöthig, sein Portemonnaie nachzuzählen und zu etwas anderm nützt der Intellect doch wahrhaftig nicht. All unser Streben geht dahin, den Intellect loszuwerden, weil mit ihm eine Gotterkenntniß unmöglich ist.

Nun freilich, da der Verfasser seinen Verstand nur zum Zählen seines Portemonnaies braucht, erklärt es sich, daß in seiner Philosophie kein Verstand ist.

II, 50 sagt er:

> Eine Hauptverkehrtheit ist es, zu meinen, daß das Unbewußte unbewußt ist, daß es nicht: bewußt ist. Es ist als an sich bewußt aufzufassen, aber für unsern Verstand ist dies Bewußte ein nicht gewußtes Bewußtes. Der Verstand selber, der Geist ist das gewußt Bewußte; der Glaube, das Gefühl, das Herz, die Seele sind das nicht-gewußte Bewußte; das nicht gewußte Nicht-Bewußte ist der Körper.

Diese Worte zeigen, daß der Grundton von Maack's Philosophie nicht dem fernen Indien, sondern dem nahen Berlin, der Philosophie des Unbewußten, entnommen ist. Ist es aber Verstand, oben zu sagen, Gott denkt nicht, da er kein Portemonnaie hat, und hier: Es ist Hauptverkehrtheit, zu meinen, das Unbewußte, das ist: Gott, sei das unbewußte, nicht bewußte. Denn dann ist es doch auch eine Hauptverkehrtheit, und ist kein Verstand dabei, diesen Gott, der an sich bewußt oder wie es auch heißt, der überbewußt ist, das Unbewußte zu nennen und über einen bewußten Gott zu spotten. Was aber diese Wortkünste: Der Verstand ist das gewußt Bewußte, der Körper, die Materie ist das nicht gewußte Nicht-Bewußte u. s. w., betrifft, so finden wir als Naturforscher, als Chemiker erst recht, keinen Sinn und Verstand dabei, und sind überzeugt, daß das Denken der Chemiker, das man roh nennt, weil es für solche Seiltänzerkünste mit Worten kein Verständniß hat, Fortschritt gebracht hat in Wissenschaft, Industrie und Gewerbe, während das andere über Gegensätze phantasirende, sogenannte speculative Denken zur alchemistischen Philosophie zurückführt, die sich nicht begnügt, in den Gesetzen der Materie den Stempel Gottes zu erblicken, sondern ebenfalls meint, die Materie als beseelt betrachten zu müssen.

Im zweiten Heft glaubt der Verfasser bewiesen zu haben, daß der Geist, der Verstand, werthlos sei zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit; nur in dem was er Gefühl, Gemüth, Seele und das Uebersinnliche, Transscendentale nenne, liege alle Wahrheit. Jedoch seine eigene Schrift widerspricht dieser Behauptung; denn er sucht gerade mit seinem Geist, mit seinem Verstand begrifflich zu beweisen, daß die rechte Form der Wahrheit sei, Gott als Absolutes, als bewußtes Unbewußtes, als Zwiebel (!), als Atomsumme u. s. w. zu denken. Mit einer gewissen Berechtigung stellt Maack den Verächtern des Gefühls oder, wie Fr. Nietzsche sagt, den Bildungsphilistern gegenüber Gefühl und Gemüth hoch, aber seine einfache Umkehrung des seitherigen Verhältnisses führt zu Unsinn. Seine Erkenntnißlehre wird gekennzeichnet durch die Erklärung (II, 8): „Das Erkennen ist ein centripetaler Proceß." Wäre dies der Fall, so hätte Kopernikus nie berühmt werden können, da der centripetale, von Außen nach Innen strebende Vorgang beim Sinnenschein, daß die Sonne sich um die Erde dreht, stehen bleibt. Auch Kant, der sich mit Recht den Kopernikus der Erkenntniß nannte, scheint für den Verfasser nicht gelebt zu haben.

Im dritten Heft glaubt der Verfasser S. 22: „aus naturwissenschaftlichen Theorien philosophische Consequenzen gezogen zu haben“. Dabei denkt er sich z. B. S. 17, wie zum Theil erwähnt:

Gott das all-eine Indifferente (±) aus unendlich vielen (±), gleichsam aus neutralen Gott-Atomen, zusammengesetzt. Indem zwei dieser Atome sich gegeneinander bewegen, differenziren sie sich, so daß die Gegensätze + und — entstehen, welche separirt bestehen bleiben können. Unter dem — stellen wir uns einen Weltkörper, z. B. den Erdkörper, vor, mithin unter dem + den Erdgeist. Das große — denken wir uns wieder aus vielen kleinen — bestehend, welche vom großen + beeinflußt, influenzirt werden.

Der Verfasser fühlt, daß er sich wegen solcher Dämonologie, wegen des Redens vom Erdgeist, entschuldigen müsse, und sagt in der Anmerkung, es handele sich dabei nur um unbeweisbare Allegorie, die nicht Wahrheit, sondern nur eine begrifflich faßbare Analogie darbiete. Aber gerade diese Allegorien und Analogien, statt Consequenzen naturwissenschaftlicher Theorien zu sein, sind nichts als wunderliche, phantastische Vorstellungen, die in den Neuplatonismus und die berüchtigte Oken'sche Naturphilosophie zurückführen. Wenn wir mit Kant die Materie als Kraft der Gravitation, den Geist als Kraft der Religiosität und Sittlichkeit auffassen, so tritt der Unsinn, beide Kräfte mit elektrischen Gegensätzen zu vergleichen, sofort hervor. Nur wo man gewisse Worte möglichst inhaltslos auffaßt und willkürlich zu Gegensätzen aufbauscht, sind solche allegorische Phantastereien möglich. Das gegebene Beispiel genügt, des Verfassers Methode, philosophische Consequenzen aus naturwissenschaftlichen Theorien zu ziehen, zu kennzeichnen. Es wäre Ueberfluß auf weitere Einzelheiten in Heft III, aber ebenso auch in Heft IV einzugehen. Das vierte Heft behandelt den vierfachen Gegensatz: „Körper und Geist; Wissen und Glauben; Diesseits und Jenseits; Welt und Gott.“ Im letzten Abschnitt ist es denn auch, wo der Verfasser, der es II, 3 beklagt, seine Philosophie nicht in Noten und Strophen habe setzen können, seine philosophische Musik, deren Leitmotiv die Philosophie des Unbewußten ist, die er variirte mit dem Princip der Polarität, noch mit brahmanischen Worten verziert.

2. Die Freiheit des Willens. Von Dr. Christian Wiener, Geh. Hofrath und ordentl. Professor der darstellenden Geometrie und der graphischen Statik an der großherzoglich Technischen Hochschule zu Karlsruhe. Darmstadt, L. Brill. 1894. Gr. 8. 80 Pf.

Diese Schrift steht zur vorhergehenden durch die ruhige Klarheit des Denkens in einem wohlthuenden Gegensatz. Sie bildet den sachlichen Inhalt einer Festrede bei Uebernahme des Directorats obengenannter Anstalt. Sie enthält die Antwort auf die alte Frage nach der Freiheit des Willens, welche der Verfasser bereits in seinen „Grundzügen der Weltordnung“, Leipzig 1863, gab und seitdem unverändert festhielt:

In der vorliegenden Rede habe ich die überzeugende Kraft zu verstärken gesucht, durch Zusammendrängen aller entscheidenden Momente, die dort theilweise zerstreut dargestellt sind, und durch Zufügen weiterer solcher. Die Beantwortung unserer Frage ist gegründet durch die Untersuchung des Vorgangs der Willensbestimmung durch innere Beobachtung, und auf die Ermittelung der Bedeutung des Wortes Freiheit aus dem Sprachgebrauche, und obgleich jener Vorgang, wie alles Geschehene, ganz dem Gesetze der Ursächlichkeit unterliegt, so wurde doch dem gewonnenen Begriff der Freiheit entsprechend, die Freiheit des Willens bejaht. Es ergab sich dabei, daß die Freiheit Grade besitzt, und es wurde die Berechnungsweise ihrer Größe angegeben. Die mit der Willensfreiheit zusammenhängenden Fragen über den Zufall, die Prädestination, die Verantwortlichkeit und den Zwang, der in der Statistik liegen soll, wurden mit in das Bereich der Untersuchung gezogen. Der Verfasser hofft, in dem Leser die Ueberzeugung zu erwecken, daß die Bedingtheit oder Nothwendigkeit aller Vorgänge, von welcher jeder naturwissenschaftlich denkende Mann durchdrungen ist, und die Freiheit, insbesondere die des Willens, von der Jedermann als von etwas Bestehendem spricht, und deren Grade im Strafrecht eine so große Rolle spielen, sich nicht widersprechen; und daß andererseits die entgegengesetzten Beantwortungen unserer Fragen von Annahme über den Begriff der Freiheit herrühren, welche mit dem Sprachgebrauche nicht übereinstimmen.

In dieser Weise zieht der Verfasser selbst im Vorwort die Summe seiner Untersuchung und gibt ihren Gang an. Vorausgehen läßt er einen kurzen Ueberblick über die im Laufe der Zeit gegebenen Antworten auf die Frage nach der Willensfreiheit. Er beginnt mit der Entschuldigung, daß er als Mathematiker an solche Frage herantrete. Dies ist das Einzige, was wir in der Schrift für überflüssig finden, da seit Plato die Mathematik in der Philosophie ihre Herrschaft geübt hat. Als naturwissenschaftlich Denkender stimmen wir dem Verfasser vollständig bei und hoffen, des Verfassers klare Auseinandersetzung werde endlich erkennen lassen, daß die oft so schwulstig gelehrten Untersuchungen der Frage über Willensfreiheit von willkürlich erfundenen, vom Sprachgebrauch abweichenden Begriffen der Freiheit und des Willens herrühren.

L. Weis.

Feuilleton.

Aus der neuesten englischen Literatur heben wir Folgendes hervor.

Die bedeutendste Erscheinung im Bereiche der Prosadichtung, die wir heute zu besprechen haben, ist unstreitig Charles Dudley Warner's Roman: „The Golden House“ (Neuyork, Harpers). Vor ungefähr vier Jahren hat der als Schriftsteller und namentlich als feiner und geistreicher Humorist rühmlich bekannte Verfasser „A Little Journey in the World“ veröffentlicht und im vorliegenden Buch setzt er seine „kleine Reise“ durch das stets stürmische und auch etwas schlammige Gewässer der neuyorker plutokratischen Gesellschaftskreise fort und schildert mit großer Anschaulichkeit und vorzüglicher Kunst die Meerwunder von Jugend und die im Gegensatze zu ihnen stehenden moralischen Ungeheuer, die im dortigen Strudel ihr Wesen treiben.

Henderson, der große Börsenkönig und gewissenlose Actienspieler, den wir im frühern Roman kennen gelernt haben, begegnen wir hier wieder mit einer zweiten Frau, der ebenso schönen und verführerischen, wie ehrgeizigen, kaltherzigen und vergnügungssüchtigen Carmen, deren Charakterzüge eigentlich recht gut in seinen Kram passen, da er mit einer derartigen Lebensgenossin an der Seite, seinem Beruf als erfolgreicher „railroad wrecker" mit vollständiger Rücksichtslosigkeit und ohne das geringste Bedenken nachgehen kann. Die Erzählung beginnt mit der Schilderung einer Abendgesellschaft in dem mit reicher Pracht ausgestatteten Atelier eines neuyorker Künstlers, wo eine spanische Tänzerin durch die Schaustellung ihrer körperlichen Fertigkeiten und Reize vor einer auserwählten Versammlung der Geldaristokratie Bewunderung und Beifallsbezeigungen erregt. Bei dieser Aufführung läßt uns der Dichter einen Blick in das üppige und unmittelbar an das Unanständige grenzende Leben und Treiben der Personen thun, die in der Handlung die Hauptrollen spielen, aber durch nähere Bekanntschaft nicht besonders gewinnen. Der Held des Romans, wenn man diese den Begriff von Kühnheit und Thatkraft in sich schließende Benennung einem nichts weniger als heldenmäßigen Charakter beilegen darf, ist John Corlear Delaney, ein gutmüthiger und allgemein beliebter Kerl, der das Unglück hatte, ein Vermögen zu erben, das eine Rente von zwanzigtausend Dollar einbringt und ihn in den Stand setzt, das luxuriöse und leichtsinnige Leben eines Modemannes zu führen und der frivolen Faulheit der neuyorker sogenannten hohen Gesellschaft nach Belieben zu fröhnen. Das Alter, das man „verständig" zu nennen pflegt, hatte er längst erreicht, ohne irgend einen Beweis von gesundem Verstand an den Tag zu legen. Die einzige Leistung, ie ihm einigermaßen zur Ehre gereichte, war die Werbung um die Hand von Edith Fletcher, und selbst dieser Schritt kommt einem eher als eine glückliche Fügung der Vorsehung, denn als eine einsichtsvolle persönliche Handlung vor. Wenigstens konnte der Umstand, daß er diesmal das gute Theil erwählt hatte, ihn nicht davon abhalten, arglistigen Damen wie Frau Carmen Henderson und Fräulein Lily Tavish immerwährend aufzuwarten, die nicht genugsam waren, sich vor seiner Gattin zu bücken und die Riemen ihrer Schuhe aufzulösen. Unterdessen geht er allerlei kostspieligen, geselligen Vergnügungen nach, schafft sich eine schöne Yacht an, und läßt sich unter Henderson's Anleitung auf höchst gewagte Börsengeschäfte ein, bis der nur auf den eigenen Gewinn sinnende Hauptspeculant plötzlich stirbt und ein großer Krach den vertrauensseligen Delaney um seinen beträchtlichen Reichthum und hunderte von kleinen Leuten um ihr ganzes Habchen und Babchen bringt. Durch die Vermittelung seiner Gemahlin erhält der einst vornehme, nun aber an den Bettelstab gebrachte Herr eine Anstellung als Handlungsdiener bei ihrem Vetter im Bindfadengeschäftszweig, und zum ersten male in seinem Leben im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdient. Auf die einzelnen Vorgänge, die im Warner'schen Roman zur Darstellung kommen, wollen wir hier nicht näher eingehen. Das Wesentliche in seinen Prosadichtungen ist nicht die spannende Verschürzung und geschickte Entwickelung der Fabel, sondern die Gestaltung der Charaktere und die aus den verschiedenen Situationen hervorgehenden und in die Erzählung der Begebenheiten verwebten trefflichen Bemerkungen über die bösartigen Auswüchse, die sich aus den Geweben der gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebensverhältnisse in den amerikanischen Großstädten hervor entwickeln und einen verderblichen Einfluß auf den ganzen Organismus ausüben. Edle und meisterhaft gezeichnete Gestalten sind der strengfromme Priester Father Damon und die ebenso wohlthätige als freidenkende Aerztin Dr. Ruth Leigh, die der armen Bevölkerung Neuyorks hülfreich beistehen und das namentlich im dortigen Fremdenviertel stets herrschende Elend zu mildern suchen. Eine ergreifende Episode ist die aus dieser segensreichen Zusammenwirkung hervorgehende Liebesgeschichte, die die asectische Standhaftigkeit des Seelsorgers auf eine harte Probe stellt. Daß ein durchtriebener Spitzbube und Mephisto wie Mavick am Ende den Posten eines Ministers in Rom bekleidet, ist auch für den wüsten Zustand der amerikanischen Politik sehr bezeichnend. Der typographisch schön ausgestattete Band ist mit zahlreichen Illustrationen versehen. Es wäre zu wünschen, daß dieser Roman in irgendeine Sammlung amerikanischer und englischer Autoren auf dem Continent Aufnahme fände, um ihn dadurch dem deutschen Lesepublikum leichter zugänglich zu machen.

Der Verlagshandlung der „English Library" (Leipzig, Heinemann u. Balestier) verdanken wir zwei von dem englischen Humoristen Jerome K. Jerome verfaßte Bücher, „Three Men in a Boat" und „Stage-Land and On the Stage and — Off", die ungemein unterhaltend sind und an denen der lachlustige Leser Gefallen finden wird. „Drei Männer in einem Kahne (vom Hunde zu schweigen)", wie der vollständige Titel lautet, schildert eine vierzehn Tage dauernde und mit allerlei Abenteuern verbundene Vergnügungsreise die Themse hinauf, wobei drollige Beschreibungen der eigenen Erlebnisse und launische Bemerkungen über alle Vorkommenheiten zur fortdauernden Erschütterung des Zwerchfells beitragen. Noch bedeutender an Inhalt und von größerer komischer Wirkung ist das zweite Buch, das im ersten Theil die typischen Charaktere und Vorgänge auf der Bühne, wie sie vom Zuschauerraume aus erscheinen, in köstlicher Weise persiflirt. Der Held, die Heldin, der Schurke, der drollige Kerl, der Advokat, die Abenteuerin, das Dienstmädchen, das Kind, die Geliebten im Possenspiel, das Bauernvolk, der gute Greis, der Irländer, der geheime Polizeidiener und der Matrose tauchen einer nach dem andern innerhalb des Gesichtskreises des Spottvogels auf und zeigen wie es auf den Brettern, die die Welt travestiren, in der Regel zugeht. Die Abenteuerin ist immer eine Ausländerin, denn böse Damen wachsen nicht in England, sie werden auf dem Festland auferzogen und von dort zu den unschuldigen und arglosen Briten eingeführt. Deshalb spricht die Abenteuerin Englisch mit einem reizenden französischen Accent, aber, wenn sie französisch redet, ist der starke englische Accent unverkennbar. Im zweiten Theil werden die flüchtigen Freuden und langwierigen Leiden einer im Lande herumziehenden Schauspieltruppe und der fortwährenden mit Agenten und Dirigenten und ähnlichen Raubthieren ums Leben geführte Kampf mit ebenso unwiderstehlicher Komik wie lebendiger Wahrheit dargestellt. Jerome K. Jerome gehört ohne Zweifel zu den besten Humoristen der Gegenwart. Die Extravaganz, die die eigentliche Essenz seines Humors ausmacht, treibt er nie ins Groteske. Vor diesem Fehler bewahrt ihn sein künstlerischer Sinn.

„Venice by Atlethea Wiel" ist der vor kurzem veröffentlichte neunundbreißigste Band des bei Fisher Unwin in London und Putnam's Sons in Neuyork in Serien erscheinenden populären Geschichtswerkes: „The Story of the Nations." Die durch ihre Schriften „Vittoria Colonna" und „Two Doges of Venice" bekannte Verfasserin, hat es hier unternommen eine Geschichte der ehemaligen Königin des Adriatischen Meeres und noch immer reizenden Lagunenstadt, von der Entstehung derselben bis auf die Gegenwart zu schreiben, und diese ungemein schwierige Aufgabe gewissenhaft und meistentheils glücklich ausgeführt. Die Darstellung beruht hauptsächlich auf längst gedruckten Quellen, von denen Romanin's zehnbändige „Storia documentata di Venezia" und Daru's „Histoire de la République de Venise" in sieben Bänden besonders erwähnt werden. Den in diesen Werken enthaltenen reichen Stoff hat Frau Wiel mit großem Geschick verwerthet und durch fleißige archivalische Studien an Ort und Stelle ergänzt. Sehr interessant ist die Schilderung der ersten Ansiedelung der Inseln und der allmählichen Entwickelung der Staatsverfassung aus der einfachsten Volksherrschaft zu einer aus Erbaristokraten bestehenden geheimnißvoll und grausam geführten

Ausschußregierung, sowie der großartigen Entfaltung des Handels und Gewerbefleißes. Dagegen hätte die Verfasserin das höchst wichtige Gebiet der Kunst und namentlich der eigenthümlichen Bauart der Venetianer etwas eingehender behandeln sollen. Abgesehen von diesem kleinen Mangel und einer nicht besonders eleganten Schreibart ist das mit vielen guten Illustrationen versehene Buch bestens zu empfehlen.

Mit Vergnügen machen wir unsere Leser auch auf „The Mermaid Series" der altenglischen Dramatiker (London, Fisher Unwin, Newyork, Charles Scribner's Sons) aufmerksam, wovon zwei neue Bände soeben erschienen sind, nämlich „Ben Jonson" (Band II) und „Richard Steele". Vom ersterwähnten haben wir im vorliegenden Bande drei Schauspiele, nämlich, das zuerst 1614 aufgeführte und wegen der Verspottung der Puritaner volksgefällige Stück „Bartholomew Fair", die für die Königin Elisabeth 1600 geschriebene satirische Komödie „Cynthia's Revels", und das historische Drama „Sejanus". Ben Jonson war ein großer Gelehrter und scharfsinniger Kritiker, aber kein Dichter von Gottes Gnaden. Das bekannte Selbstbekenntniß Lessing's hätte er mit gutem Gewissen und ohne jeden Vorbehalt ablegen können: die lebendige Quelle, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet und in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschießt, war nicht in ihm; durch Druckwerk und Röhren wird alles aus ihm heraufgepreßt. Dieselbe Bemerkung läßt sich in noch ausgedehnterm Maße auf Richard Steele anwenden, der ein ganz vorzüglicher Essayist war, aber als dramatischer Dichter wenig Erfolg hatte, und heutzutage nicht mehr gelesen und selbst in Literaturgeschichten kaum erwähnt wird. Seine für die Bühne bestimmten Werke beschränken sich auf vier Lustspiele, nämlich „The Funeral or Grief à-la-Mode", „The Lying Lover or the Ladies' Friendship", „The Tender Husband or the Accomplished Fools", „The Conscious Lovers" und noch einige Fragmente, die hier im achtzehnten Bande der „Mermaid Series" sämmtlich gedruckt und mit Anmerkungen und vortrefflicher, kritisch-biographischer Einleitung versehen sind. Von diesen Stücken ist „The Conscious Lovers" weitaus das beste. Ueberhaupt ist das Ganze nach dem durch Ben Jonson's und Shakespeare's „Wit-combats" berühmt gewordenen „Mermaid Tavern" benannte Sammelwerk, das den ursprünglichen Text der alten Schauspiele getreu wiedergibt, in jeder Beziehung ausgezeichnet und dürfte jedem, der sich mit der englischen Literatur beschäftigen will, gute Dienste leisten.

In „The English Library" (Leipzig, Heinemann u. Balestier) sind die zweibändigen Romane „The Adventures of Harry Richmond by George Meredith" und „The Wrecker by R. L. Stevenson and Lloyd Osbourne" aufgenommen worden, welche sich durch gute Erfindung und große Kraft der Ausführung vor den meisten Prosadichtungen der Jetztzeit auszeichnen. Der Held der erstgenannten Erzählung, Harry Richmond, ist der Sohn eines Mannes, der sich für den unehelichen Sproß eines königlichen Geschlechts hielt und als ein solcher Nachkömmling auch allgemein angesehen wurde. Er heirathete die Tochter eines Landedelmannes, die er durch wunderliche Launen und grausame Behandlung wahnsinnig machte. Es gelang ihm jedoch durch seine männliche Schönheit und sein bezauberndes Wesen alle Leute, mit denen er in Berührung kam, von den höchsten Herrschaften bis zu den Bauern und Zigeunern herab, für sich zu gewinnen; nur der Schwiegervater ließ sich durch einnehmende Aeußerlichkeiten nicht irreführen und erkannte seinen wirklichen Charakter. Das abenteuerliche Leben, das dieser leichtsinnige Taugenichts führte, wie er in eines kleinen deutschen Fürsten Gunst wuchs und sich mit einer deutschen Prinzessin verlobte, werden wir hier nicht näher schildern. Im Laufe der Geschichte wird man mit einer Menge von Persönlichkeiten aus allen Ständen bekannt gemacht, von denen der Held vielleicht das Interesse des Lesers am wenigsten in Anspruch nehmen wird. Die Situationen zeugen von einer lebhaften Phantasie und außerordentlicher Originalität, und die Charakterzeichnung ist meisterhaft. „The Wrecker" ist ein von zwei Autoren gemeinschaftlich verfaßtes und veröffentlichtes Werk, das jedoch so gleichmäßig aus einem Guß hervorzugehen scheint, daß keine Spur einer Schweißnath bemerkbar ist und es also dem scharfsichtigsten Kritiker äußerst schwer fallen würde die Betheiligung jedes einzelnen Dichters an der vollendeten Arbeit zu bestimmen. Aus einigen ziemlich häufig vorkommenden, eigenthümlichen Redewendungen und dem ganzen geistigen und künstlerischen Gepräge des Buches dürfte man wol mit Recht schließen, daß der vor kurzem zu Apia auf den Samoainseln gestorbene Stevenson der Hauptmitarbeiter gewesen sei. In diesem Roman verweilen die Verfasser fast ausschließlich bei den Nachtseiten des Seelebens, die sie mit vortrefflicher Kunst und gewaltiger Gestaltungskraft zur Anschauung bringen. Was Catherine Morland in Jane Austen's „Northanger Abbey" von Geschichtswerken im allgemeinen sagt, paßt auch ganz genau zu dieser Erzählung: „Die Männer sind alle Schurken und Weiber kommen darin fast gar nicht vor." „Das Naturell der Frauen ist so nah mit der Kunst verwandt", daß es keine leichte Aufgabe ist, ein dichterisches Kunstwerk zu schaffen, in welchem sie keine Rolle spielen; den Verfassern des „Wrecker" ist dies jedoch in vorzüglicher Weise gelungen.

Ein in demselben Verlage erschienenes, höchst interessantes Buch ist Florence Marryat's „There is no Death", in welchem die bekannte Romanschriftstellerin ihre spiritistischen Beobachtungen und Erfahrungen in sehr unterhaltender Weise aufgezeichnet hat. Es wird eine Reihe der wunderbarsten Dinge erzählt, nur ist es nicht immer möglich die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Dichtung mit Sicherheit zu ziehen. Damit wollen wir durchaus nicht behaupten, daß die Verfasserin uns anführen oder mit vorgeblichen Erscheinungen aus dem Jenseits aufziehen wolle. An ihre Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit wird keinen Augenblick gezweifelt. Von der Ehrlichkeit der Medien sind wir weniger fest überzeugt; aber auch bei diesen Vermittlerinnen mit der Geisterwelt ist der Uebergang von unbewußter Selbsttäuschung zum bewußten Betrug allmählich und fast unmerklich. Daß beinahe alle Medien über kurz oder lang des Betrugs überführt worden sind, ist nicht zu leugnen; diese sehr bedenkliche Thatsache wird von Frau Marryat ohne weiteres zugegeben, nur besteht sie darauf, daß sie in keinem Falle betrogen worden sei. In der reichhaltigen Literatur über den Spiritismus nimmt das Buch einen hervorragenden Platz ein und ist viel anziehender und spannender geschrieben als die meisten Romane.

Bibliographie.

Corelli, Marie, Ein Roman aus zwei Welten. Zwei Bände. (Lutz's Romantische Bibliothek. Band 4 u. 5.) Stuttgart, Rob. Lutz. 8. 3 M. 20 Pf.

Garlepp, B., Am Hofe Friedrich's I. von Preußen. Vaterländische Erzählung. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Otto Janke. 8. 7 M.

Gessmann, G. W., Magnetismus und Hypnotismus. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben's Verlag. 8. 3 M.

Hron, K., Aegypten und die ägyptische Frage. Leipzig, Reuger'sche Buchh. (Gebhardt u. Wilisch). Gr. 8. 4 M.

Lombroso, C., Die Anarchisten. Eine kriminalpsychologische und sociologische Studie. Deutsch von Dr. Hans Kurella. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 5 M.

Masson, F., Napoleon I. und die Frauen. Deutsch von Oskar Marschall von Bieberstein. Dritte Auflage. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Ranzoni, E., Moderne Malerei. Wien, A. Hartleben's Verlag. 8. 1 M. 80 Pf.

Schobert, H., Ulanenliebe. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Otto Janke. 8. 2 M.

Tobien, W., Aus dem Tagebuch der Aebtissin. Eine Mär aus Westfalen. Leipzig, G. Strübig's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Tyndall, J., Fragmente. Neue Folge. Uebersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Wollny, F., Gedanken in Betreff des Münchener Prozesses gegen Czynski. Leipzig, O. Mutze. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Confirmation.

Predigten und Andachtsbücher.

Predigten aus der Gegenwart von **Carl Schwarz,** weil. Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Gotha. Acht Sammlungen (Bände). Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

Religiöse Reden und Betrachtungen von **Adolf Hausrath,** Professor der Theologie in Heidelberg. Zweite Auflage. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Akademische Predigten von **Heinrich Holtzmann,** Professor an der Universität Straßburg. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ausgewählte Predigten von **Clemens F. Brockhaus.** Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Die Religion im gemeinen Leben. Predigt von **John Caird.** Fünfte Auflage. Geh. 60 Pf.

Aus den Papieren einer Verborgenen. Von **Cäcilie Zeller.** Zweite Auflage. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 60 Pf.

Für stille Morgenstunden. Von **Cäcilie Zeller.** 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Gedichte und Lieder.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen von **Julius Hammer.** 33. Auflage. Geb. m. Goldschn. 2 M. Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Fromme Lieder von **Julius Sturm.** Drei Theile. Erster Theil. Zwölfte Auflage. Zweiter Theil. Vierte Auflage. Jeder Theil geb. mit Goldschn. 3 M.

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte von **Julius Sturm.** Vierte Auflage. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Aufwärts! Neue religiöse Gedichte von **Julius Sturm.** 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Gedichte von **Paulus Gerhardt.** Herausgegeben von Karl Goedeke. Geb. m. Goldschn. 5 M.

Hausaltar. Kirchenlieder in mehrstimmigem Tonsatz, der Hausandacht bestimmt. Für das Pianoforte eingerichtet von **Wilhelm Volckmar.** Zweite Auflage. Cartonnirt. 4 M.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien vollständig:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Von **Hermann Hettner.**
In drei Theilen. gr. 8. Preis geh. 55 Mark, in 6 Bände geb. Preis 68 Mark 50 Pf.

Oswald Weigel's Bücher-Auktion.

Am 27. März und folgende Tage findet in meinem Auktions-Lokal die Versteigerung einer sehr umfangreichen und äusserst werthvollen Bibliothek statt; dieselbe enthält hervorragende Erscheinungen aus verschiedenen Wissenschaften, namentlich aus den Gebieten: **Geschichte, Biographien, Briefwechsel, Länder- und Völkerkunde, Reisen, Literaturwissenschaft, Belletristik, Kunstwissenschaft, Architektur, Naturwissenschaften.**

Der nahezu 3400 Nummern starke Katalog steht auf Verlangen unentgeltlich und franco zu Diensten, zur Besorgung von Aufträgen für diese Auktion halte ich mich empfohlen.

Leipzig. Königsstrasse 1.
Oswald Weigel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812. Ein historischer Roman von **Ludwig Rellstab.** Sechste Auflage. Vier Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi. Indisches Schauspiel von **Kalidasa.** Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1895, Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 10. — 7. März 1895.

Kunst und Kritik.

In ihren „Aphorismen" hat Marie von Ebner-Eschenbach folgenden Satz ausgesprochen: „Jeder Künstler soll es der Vogelmutter nachmachen, die sich um ihre Brut nicht mehr bekümmert, sobald sie flügge geworden ist." Dieses Gebot ist sehr bedeutsam, eine tiefe, künstlerische Natur hat es ausgesprochen. Kunstwerke werden oft den Kindern verglichen, denn sie sind ein Stück vom Leben des Künstlers; aber sie gleichen doch nicht ganz den Kindern. Der Künstler, sagt der Aphorismus, ist keine Menschen-, sondern eine Vogelmutter; er hat mit seinen Geschöpfen nichts mehr zu thun, sobald er sie einmal hat hinausfliegen lassen. Das Haftenbleiben am Werke, das Sichselbstbespiegeln im Werke, das dauernde Zurückschauen auf Gethanes, Vollendetes, Erledigtes, das ist ein Zeichen von abnehmender Kraft, von Greisenhaftigkeit und Schwäche. Der vollkommene Künstler hat keine Zeit zum Zurückschauen, solange die schöpferische Kraft in ihm wirkt. Lieber Neues schaffen, lieber vorwärts als rückwärts schauen, das ist das Zeichen der Gesundheit. So, und nur so allein, ist das Gebot der Dichterin zu verstehen, und so auch lebt dieses Gebot als kategorischer Imperativ in jeder rechtschaffenen Künstlerseele, mag es noch so häufig, wie jedes andere Gebot, im Bewußtsein verdunkelt und durch die That übertreten werden.

Aus der Existenz dieses kategorischen Imperativs der Künstlerseele folgen aber mehrere wichtige Thatsachen. So viel sich der Dichter mit seinem persönlichen Erleben auch beschäftigen mag, so sehr das allersubjectivste Fühlen und Denken die Quelle seiner Schöpfungen ist, so sehr widerstrebt es ihm, diese Quelle aufzudecken, sich selbst zu enthüllen. Der Mann, der hinter ihm herkommt und ihn zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung so gut und so sorgfältig macht, wie heutzutage doch alles, was die Natur und Geschichte bietet, dazu gemacht wird, dieser Mann, das ist nämlich der Literarhistoriker, geht mit besonderer Absicht auf die Enthüllung jener innern Quellen los, aus denen die Kunstwerke entstanden. Dieser Mann hat sein besonderes Interesse daran, zu unterscheiden, was wirkliches Erlebniß, und was dichterische Zuthat war; das ist sein Amt, seine Pflicht. Aber der rechte Dichter kann nur sehr schwer in sich selbst diese Scheidung vornehmen, er fühlt das Eingreifen in seine innere Geschichte als ein unkeusches Beginnen, oder er empfindet die Analyse seiner Person peinlich wie eine anatomische Section am lebendigen Leibe. Darum ist es nicht zu verwundern, daß sich viele Dichter je nach Charakter und Temperament mit Witzen oder Grobheiten diese Literarhistoriker, diese Anatomen bei Lebzeiten vom Leibe halten. Manche Dichter, und das waren gerade die vornehmsten, wurden von ihnen so empfindlich gemacht, daß sie sich nun ängstlich hüten, irgend etwas aus der Hand zu geben, was ein Beitrag zu ihrer Biographie werden könnte; sie sind einsilbig in ihren Briefen an Kritiker oder Literarhistoriker geworden, weil sie es hundertmal erlebt haben, wie solche Briefe von den Literaturhyänen sofort der Oeffentlichkeit überliefert wurden, sobald der berühmte Mann nur die Augen geschlossen hatte. Das Privateste, das Geheimste, das Familienleben, alles wurde an die Oeffentlichkeit gebracht, unter dem Deckmantel der wissenschaftlichen Forschung, und das hat naturgemäß eine vielfach gereizte Stimmung bei den Dichtern erzeugt.

Das Zeitalter, in dem wir leben, offenbart in diesem Punkte eine seiner Schattenseiten. Naivetät — das Wort im weitesten und höchsten Sinne verstanden — ist allein die Quelle der rechten Kunst. Wie das Glück, so setzt sich auch der Genius nur dem „reinen Thoren", der Unschuld, dem träumerischen Kinde, mag es auch vierzig Jahre alt sein, auf die Stirne. Wir streben alle leidenschaftlich nach einer wahren, echten, großen Kunst, allein ihre edelste Quelle, die Naivetät, verschütten wir Tag für

Tag. Es kann heutzutage ein Dichter gleichsam nur mit Gewalt naiv bleiben. Will er sich selbst bewahren, so muß er sich die Unsumme von psychologischer Analyse mit energischem Entschlusse vom Leibe halten, der er sofort anheimfällt, wenn er die Oeffentlichkeit zu interessiren begonnen hat. Diese Energie besitzen freilich sehr wenig Dichter. Es ist doch gar zu verlockend, Artikel und Studien über sich zu lesen; da müßte man doch gar zu wenig eitel sein. Diesem Teufel der Eitelkeit verfallen die meisten Dichter unsers Zeitalters. Und auf den Einen Paul Heyse, der mir einmal im Gespräch gestand, daß er nur in seltenen Fällen Kritiken über seine Werke lese, kommen Hunderte von andern Dichtern, die sobald nur ein Buch von ihnen draußen ist, täglich stundenlang hinter den Zeitungen sitzen und nach den Besprechungen darüber fahnden. Und wieder andere Dichter kenne ich, deren wirkliche Naivetät durch die Lektüre der Studien verloren gegangen ist, die sie über sich gelesen hatten; sie copirten sich dann selber, sie versuchten es dann, mit Absicht so zu schreiben, wie sie unabsichtlich vor dem Erscheinen jener Kritiken schrieben, sie wurden Manieristen. In den allerseltensten Fällen pflegt ein Dichter für sein Schaffen etwas aus Kritiken zu gewinnen, zumeist erfährt er nur so ganz im allgemeinen, welchen Klang und Marktwerth seine Name besitzt, und das hat wenig mit seiner Kunst zu thun.

Man wird mich fragen, was dies alles mit einer Besprechung der „Geschichte des Erstlingswerkes"*) zu thun habe, die mir nun obliegt. Gar viel hat es damit zu thun und zwar darum, weil hier diese Schattenseite unsers gegenwärtigen literarischen Lebens in besonders auffallender Weise zu Tage tritt. Karl Emil Franzos hat in der „Geschichte des Erstlingswerks" eine größere Anzahl von selbstbiographischen Aufsätzen zeitgenössischer deutscher Dichter vereinigt, die vorher einzeln und in Zwischenräumen in seiner Halbmonatsschrift: „Deutsche Dichtung" erschienen waren. Ob Franzos recht daran gethan hat, die einzelnen Aufsätze zu sammeln und in einem Bande vereinigt zu veröffentlichen, natürlich nicht ohne seine eigene Selbstbiographie mitzudrucken — das ist eben auch eine Frage. Zunächst wäre es besser gewesen, wenn er wenigstens sich selbst ausgelassen hätte. Hier war er Redacteur und Dichter in eigener Person; er hat der Versuchung nicht widerstanden, den Dichter Franzos vom Herausgeber der „Deutschen Dichtung" zur Mittheilung der Selbstbiographie ganz ergebenst einladen zu lassen. Franzos merkte gar nicht, daß im Grunde ein Dichter die Gegenwart eines andern ausschließt. Es liegt in jeder Persönlichkeit, die unser Interesse gewonnen hat, ein Zug zur Alleinherrschaft. Wenn ein bedeutender Dichter von sich selbst zu reden anfängt, so soll man nicht sofort einem andern zu gleicher Rede das Wort ertheilen. Daher nahmen sich diese autobiographischen Aufsätze in der Zeitschrift, die jedesmal fast ihren ganzen Raum dem einzelnen Dichter widmete, ungleich besser aus, als in dem vorliegenden Sammelwerk, wo es zuweilen geradezu verletzend wirkt, eine Beichte nach der andern zu vernehmen. Die Nothwendigkeit, für die Forschung der Zukunft diese Selbstbiographien zu sammeln, von der Franzos ganz erbaulich in seiner Einleitung spricht, war ferner auch nicht vorhanden; denn die Forscher des 20. Jahrhunderts, denen Franzos in die Hände arbeiten will, werden noch viel unhandlichere Zeitschriftenbände zu durchstöbern haben, als die „Deutsche Dichtung". Doch ist das alles Nebensache. Viel wichtiger ist der Gegensatz von Kunst und Wissenschaft, der in dem vorliegenden Sammelwerke zu Tage tritt, und der von Franzos nicht gemerkt, im Gegentheil tief verkannt worden ist, was den Widerspruch mehrerer der besten Dichter hervorgerufen hat. Daß nicht alle achtzehn Dichter diesen Gegensatz so scharf formulirt haben wie z. B. Wilhelm Jensen, oder daß ihn einige gar nicht gesehen haben, beweist nichts gegen seine Existenz. Denn einmal ist es durchaus nicht Pflicht aller Künstler, auch Kunstphilosophen zu sein, so wenig als jeder gesund denkende Mensch die Theorie des Denkens, die Logik, kennen muß. Ferner steht eben nicht jeder Dichter auf der Höhe der Kunst, nicht jeder denkt so ideal von ihr, wie ein Paul Heyse oder die anfangs citirte Ebner-Eschenbach, und eine Gelegenheit, von sich zu sprechen, ergreifen manche Dichter nicht weniger gern als sehr viele Schauspieler. Endlich beweist die Thatsache, daß ein oder zwei Dichter ein selbstbiographisches Stück von wirklichem Werthe geliefert haben, nichts gegen unsere Behauptung von dem zu Tage getretenen Gegensatze der Kunst und Wissenschaft, denn es können sich in besonders hervorragenden Köpfen, wie C. F. Meyer (der ja auch als Dichter durchaus kein naiver Künstler ist) die zwei Richtungen immerhin wol vertragen, wie das bei den größten Dichtern auch der Fall war, bei einem Goethe und Schiller; das sind die Ausnahmen, nicht die Regel.

Der Gegensatz ward nun in folgender Weise offenbar. Franzos richtete an die Dichter, die er in je einem Heft der „Deutschen Dichtung" zu feiern gedachte, die Bitte, ihm einen selbstbiographischen Beitrag in Form der Geschichte ihres Erstlingswerkes zu liefern. Damit hoffte er auch der Wissenschaft, der künftigen Literaturgeschichte unserer Zeit einen großen Dienst zu erweisen. Er begnügte sich nicht damit, es dem Belieben der Dichter zu überlassen, wie sie die Geschichte ihres Erstlingswerkes schreiben wollten, sondern gab ihnen die Richtung: sie sollten die „innere Geschichte", ihre innere Entwickelung bis zu jenem Erstlingswerke, d. h. bis zum ersten Buche darstellen, womit sie sich ihre Anerkennung als berechtigte Bürger des Parnasses errungen hatten; nur ja keine Anekdoten, nichts Aeußerliches,

*) Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze von Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, C. F. Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. Leipzig, Verlag von Adolf Titze. Gr. 8. 6 M.

keine Verlegergeschichten, keine Kindereien, sondern recht ernsthafte Sachen, welche die Wissenschaft von den Dichtern in der allerwürdigsten Weise bereichern sollten. Denn diese arme Wissenschaft nagt noch immer an den magern Brocken der Vergangenheit, sie ist noch immer nicht hinter das große Geheimniß der künstlerischen Psychologie gekommen. Also meine verehrten Herren Zeitgenossen, bringen Sie der hochehrwürdigen Wissenschaft als vollkommene Bürger dieses erlauchten Jahrhunderts ein kleines Opfer! Lassen Sie sich ein klein bischen vivisceciren, was liegt denn daran? Es thut nicht weh! Unsere Vorfahren auf dem Parnaß, die wahrlich nicht mehr werth sind, als wir, waren so einfältig, zwar viel, aber doch ganz unmethodisch über sich zu sprechen. Ihr aber, Genossen des wissenschaftlichen Zeitalters, Ihr werdet klüger sein und mit literarhistorisch geschulter Methode Euch das Herz erleichtern. Ihr seid ohnehin alt, im Alter redet man gern und am liebsten von seiner Jugend, von der ersten Liebe und dem ersten Erfolg. Ihr seht es ja, wie es an Selbstbiographien gegenwärtig wimmelt, und die Collegen machen gar kein übles Geschäft dabei, obgleich Dahn und Ebers fürchterlich langweilige Bücher dieser Art geschrieben haben.

Diese Motive leiteten Franzos, wie er (nur freilich in etwas verschiedener Tonart) entwickelt, bei seinen Einladungen an die Dichter, ihm die Geschichte ihres Erstlingswerks zu schreiben. Und merkwürdigerweise erhielt er, wie er in der Einleitung versichert, von keinem der Eingeladenen einen Korb. Alle setzten sich hin und schrieben ihm die gewünschten Bekenntnisse. Triumphirend theilt es Franzos mit: seine Idee fand doch Anerkennung. Und dennoch, wenn man nur etwas näher zusieht, dann bemerkt man, daß sich mit wenigen Ausnahmen, die meisten sehr ungern an den Schreibtisch gesetzt haben, um Franzos zu willfahren. Sie verwahren sich in mehr oder weniger ausdrücklicher, geistreicher oder ausführlicher Weise gegen den Gedanken, daß sie für sich Reclame machen wollen. Sie polemisiren gegen das Programm des Herausgebers direct oder indirect. Offenbar schrieben sie in einem unbehaglichen Gefühl des Zwiespalts mit sich selbst. Die Versuchung war denn auch gar zu groß: in einem ganzen Hefte einer Zeitschrift, wenn auch nur einer gering verbreiteten, sich behandelt zu sehen! Mein Gott, das geschieht doch nicht alle Tage! Und gute Kritiker hat sich Franzos auch zu verschaffen gewußt, das lockte auch. Andere wiederum, die wie Paul Heyse, über solche Eitelkeit hinaus sind, gaben aus purer Gutmüthigkeit nach: er wollte nicht „durch seine Abwesenheit glänzen". Und Ludwig Fulda verhöhnte geradezu die ganze Idee und meinte: sein „Erstlingswerk" hätte er überhaupt noch nicht geschrieben: sein letztes, das er nicht mehr überbieten könne, werde sein richtiges Erstlingswerk sein. Wieder andere waren entweder so großmüthig, ja wol großmüthig, gar nicht ihren Unwillen zu verrathen, nachdem sie sich einmal entschlossen hatten, den dringenden Bitten des Herausgebers Folge zu leisten, oder sie schrieben ganz belanglose Erinnerungen nieder, die nicht im geringsten den Intentionen des Franzos'schen Programms gerecht werden: sie protestirten also stillschweigend dagegen. Nur die Selbstgefälligen, nur die nicht künstlerisch Denkenden und Fühlenden erfüllten das Programm.

Und wenn man nun also aus dem Buche selbst sich seine Entstehungsgeschichte zurechtlegen mußte, muthet es ganz curios an, die Einleitung des Herausgebers zu lesen, die gegen jene Dichter polemisirt, die ihrem Unbehagen über seine Einladung Ausdruck gegeben hatten. „Daß ein Mann deshalb, um einem an sich nicht allzu schweren, zudem für sein eigenes Gewissen unbegründeten Vorwurf anderer zu entgehen, sich an einem für seine Empfindung bedenklichen Unternehmen betheiligt, nachdem es Beifall gefunden — das traue ich im Ernste keinem Dichter zu und Paul Heyse am wenigsten. Und wenn er es mir zehnmal selber sagt, ich glaube es ihm nicht, denn ich weiß, daß er an Noblesse des Empfindens von niemand übertroffen wird." Haben wir recht gehört? Franzos glaubt etwas Paul Heyse nicht, auch dann nicht, wenn er es ihm zehnmal versichert? Ist das nicht der größte Hohn und Spott, mit dem Franzos die Gutmüthigkeit Paul Heyse's belohnt? Wir möchten gern das Gesicht Heyse's sehen, wenn er diese Einleitung von Franzos liest! Franzos hat die Selbstbiographien eingeheimst, und nun macht er sich über die Bedenken der guten Menschen lustig, die ihm dazu verholfen haben!

So kommt es, daß er die bedeutendsten Aeußerungen der Dichter gar nicht verstanden hat, die er selbst publicirt, sonst hätte er doch seine Einleitung ganz anders schreiben müssen. Das Buch muthet wie ein Protest lebensfroher und kräftiger Dichter gegen die Zudringlichkeit jener Wissenschaft an, die sich anmaßt, die Entstehung von Kunstwerken so klar begreiflich machen zu können, wie die Entstehung von unorganischen Krystallen. Man lese nach was Spielhagen, Hopfen, Jensen darüber sagen. Das ist das Erfreulichste an dem Werke, und sein wichtigster Inhalt. Im übrigen enthält es natürlich manches werthvolle Stück, denn wenn die hervorragendsten Schriftsteller zur Feder greifen, so ist das doch nicht ohne Werth. Man überschlage daher die Einleitung und suche sich die hübschesten Partien heraus, dann wird man sich am besten mit der „Geschichte des Erstlingswerks" abgefunden haben.

Moritz Necker.

Zur Religionsgeschichte.

1. Weltschöpfung, Sintfluth und Gott. Die Ueberlieferungen auf Grund der Naturwissenschaft erklärt von Arthur Stenzel. Mit drei Tafeln. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachfolger. 1894. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Ergebnisse, zu welchen die mit einem reichen religionsgeschichtlichen Urkundenmaterial ausgestattete Untersuchung kommt, sind kurz folgende: Die Sintflutberichte sind früher als die Weltschöpfungsberichte, jedenfalls setzen diese jene voraus; die Weltschöpfungsberichte schildern das Ende der großen Flut, sie geben also nicht die Schöpfung, sondern die Neuschöpfung der Erde nach der alles verheerenden Flut. Diese selbst ist wirklich einmal vorgefallen, und war nicht die erste, sondern nur die erste, von der wir Nachricht haben. Sie ist nicht, wie die meisten Gelehrten annehmen, eine partielle, insbesondere auf Vorderasien beschränkte Flut gewesen, sie hat auch mit dem Diluvium der Geologie nichts zu thun. Vielmehr war sie eine plötzliche, kurze Katastrophe, und hat zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche ihren Anfang gehabt und Anfang November des Jahres 3332 v. Chr. ihr Ende erreicht. Sie kam von Norden, und war nicht blos eine Erdbebenflutwelle, sondern eine ungeheuere Hochflut der nördlichen Meere, hervorgerufen durch die Fernwirkung des Mondes und der Sonne. Im Jahre 1900 stehen wir in der Mitte zwischen zwei Sintfluten, und im Jahre 7132 wird voraussichtlich unsere Erde von der nächsten Sintflut heimgesucht werden.

Die Nachprüfung der Hunderten von Einzelheiten, aus welchen der Verfasser zu seinen Ergebnissen kommt, muß der Fachpresse überlassen werden, und zwar sowol der sprach- und religionsgeschichtlichen wie der naturwissenschaftlichen. Soweit ich selbst hierin ein Urtheil habe, hat Stenzel die Sache recht plausibel gemacht.

Weniger einverstanden kann ich mit dem zweiten Theile des Buches sein; hier kommt der Verfasser auf das religionsphilosophische und religiöse Gebiet und sucht die Entstehung des Gottesglaubens nachzuweisen. Daß die Welt ewig ist und daß es keinen persönlichen Gott gibt, daß vielmehr das Naturgesetz Gott ist, steht dem Verfasser absolut fest, und von hier aus operirt er, wie mir scheint, mit nicht viel Glück. Denn wenn schon seine Voraussetzung nicht fest steht, so ist das mit den daraus gefolgerten Ergebnissen noch weniger der Fall. Er glaubt, daß die Entstehung des Gottesglaubens ganz bestimmt mit dem Ereigniß der Sintflut zusammenfalle. Denn der „Geist", der auf den Wassern schwebte (Genesis 1, Vers 2) war ein Gestirn, und zwar ein zweischwänziger Komet, „der (im Jahre 3332 v. Chr.) durch seine Auffälligkeit Veranlassung dazu gab, daß die Menschen ihn als Gott anbeteten und in directer Beziehung zur Sintflut brachten". Risum teneatis, amici! Der Verfasser glaubt durch seine Untersuchung eine Verständigung zwischen Bibel und Naturwissenschaft herbeigeführt zu haben. Wir meinen, eine richtige religionsgeschichtliche Betrachtung brauche eine solche Verständigung gar nicht, da die Bibel nicht Naturwissenschaftliches, sondern Religiöses berichten will, und die dargebotene Verständigung muthet seltsam an, wenn ihr als Voraussetzung die Leugnung dessen zu Grunde liegt, was das A und O der Bibel ist, der Glaube an einen „persönlichen" Gott, man mag dieses, ich gebe zu, ungeschickte Wort in der oder jener Bedeutung fassen.

2. Der Prophet Jeremias. Von Professor Dr. M. Lazarus. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt, vorm. S. Schottländer. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Der größte der alttestamentlichen Propheten verdient gewiß eine ausführlichere Charakterisirung, wie sie ihm hier von M. Lazarus zutheil geworden ist. Der Verfasser stellt den Propheten anschaulich in die Zeitverhältnisse hinein und zeigt das Große und Gewaltige wie das Tragische an ihm. Seine Schrift ist freilich nun nichts weniger als ein streng geschichtlich gezeichnetes Zeitgemälde; denn kaum eine Seite ist, in welcher Lazarus nicht von dem Besondern zum Allgemeinen übergeht, in welcher er nicht religionsgeschichtliche und religionsphilosophische Betrachtungen anstellt, politische und kirchenpolitische Parallelen zieht. Ja, einige seiner Schilderungen der damaligen Zustände, z. B. des Adels, sind so gehalten, daß der Leser im Zweifel ist, ob hier nicht dem Verfasser der Wunsch die Feder geführt hat, unsere Zeit und die damalige möglichst ähnlich darzustellen.

Nicht immer glücklich ist er in seinen Vergleichen und Charakterisirungen. Die heutige Presse mit der Thätigkeit der Propheten zu vergleichen, heißt doch die Propheten arg heruntersetzen oder die Presse ungebührlich hinaufsetzen, zumal da Lazarus auf derselben Seite mit Recht sagt: „Nicht weil die Propheten Propheten sind, erlangen sie ethischen Charakter, sondern weil sie diesen Charakter haben, werden sie Propheten." Und die Presse? Insbesondere die, welche mit dem Propheten Jeremias zwar nicht geistes- aber stammesverwandt ist!

Für einen ungeschickten Ausdruck halte ich es ferner, wenn Lazarus den Jeremias einen „modernen Menschen" nennt, weil bei ihm — wieder ein schiefer Ausdruck — alles auf Vernunft und Sittlichkeit gestellt sei.

Was soll es ferner heißen, daß Jeremias „auch heute noch sehr selten in seiner wahren und vollen Bedeutung erkannt werde?" Man weiß bei Lazarus allerdings oft nicht, ob die „wir", von denen er redet, blos die Juden sind, oder ob er auch die Christen und die christliche Wissenschaft des Alten Testaments einschließt. In dieser ist z. B. die „erstaunlicherweise bis jetzt gar nicht beachtete" Stelle Jeremias 7,21 fg. ganz ausgiebig verwerthet worden.

Die Darstellung bewegt sich häufig in Superlativen und wird manchmal etwas überschwenglich: in dem Ruhme des Jeremias spiegelt sich offenbar der Verfasser selbst als Angehöriger des Volkes, das diesen großen Mann hervorgebracht hat, und die Idee beherrscht das Ganze, daß das Volk Israel die Leuchte der Welt auch heute noch sei. Dazu stimmt auch der leise Versuch, die starken Schilderungen des Jeremias von der damaligen bodenlosen Verdorbenheit des jüdischen Volkes, an der zu zweifeln keinerlei Grund vorliegt, als doch zu übertrieben darzustellen. Das Buch ist durch und durch subjectiv, aber darin liegt wol auch ein Theil seiner Anziehungskraft.

3. Die Lücke im Leben Jesu. Aus dem Französischen von Nikolaus Notowitsch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 3 M.

Das ist ein höchst merkwürdiges Buch. Im ersten Abschnitt erzählt der Verfasser, er habe eine Reise nach Tibet gemacht, sei dort in dem Kloster Himis mit gebrochenem Fuße eingekehrt und habe Handschriften gefunden, die auf Jesus-Issa Bezug haben; er habe sich die Handschriften aus dem Tibetanischen übersetzen lassen und sei mit ihnen nach Europa zurückgekehrt. Im zweiten Abschnitte erzählt er dasselbe ausführlich; im dritten S. 97—138 gibt er die Handschriften nach seiner eigenen Zusammen- und Umstellung wieder, die „ihnen den Charakter der Uebereinstimmung verleihen sollen, welche ihnen in den Handschriften absolut mangelte"; im vierten wiederholt er den Inhalt dieser Handschriften und vergleicht sie mit den Evangelien, ein Vergleich, der vollkommen zu Ungunsten der Evangelien ausfällt. Natürlich: die Buddhisten schrieben ihre Berichte unmittelbar nach dem Tode des Herrn, die Evangelisten lange nach diesem! Schon durch diese eine Behauptung beweist der Verfasser, daß seine Befähigung zu den hier in Frage kommenden kritischen Untersuchungen sehr fragwürdig ist. Dadurch, daß er die Behauptung ein paar Seiten nachher wiederholt, wird sie nicht wahrscheinlicher. Und auch die andern kritischen Ausführungen zeigen, daß das Buch nicht ernst zu nehmen ist, obgleich auch ein Theil des deutschen Publikums auf dasselbe hereingefallen ist.

Zu allem Unglücke hin erklärt die erste Autorität in diesem Stücke, Max Müller in Oxford, daß man ziemlich vollständige Kataloge aller einigermaßen wichtigen buddhistischen Handschriften in Tibet besitze; jene von Notowitsch erwähnten, von denen nach seiner Schilderung ganz Tibet weiß, sind nicht darunter! Noch mehr. Max Müller gibt den Brief einer englischen Dame wieder, die in eben jenem Orte wohnt, wo Notowitsch die Handschriften gefunden haben will, und schreibt: „Man wisse in dem in größter Abgeschiedenheit liegenden Kloster Himis überhaupt nichts von einem russischen Reisenden, ebensowenig von einer Handschrift über das Leben Issa's; in den letzten fünfzig Jahren habe überdies kein Reisender mit gebrochenem Fuße dort Aufnahme gefunden."

Die Wissenschaft kann also Notowitsch's Buch ruhig beiseitelegen. Mit derselben Gewissensruhe kann sie ein anderes Buch eines Franzosen unbeachtet lassen. Es heißt:

4. Jesus von Nazareth vom wissenschaftlichen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Standpunkt aus dargestellt von Paul de Régla (Dr. P. A. Desjardin). Aus dem Französischen übertragen von Dr. Albrecht Just. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1894. Gr. 8. 5 M.

Auch dieser Kritiker liefert den Befähigungsnachweis gleich auf den ersten Seiten in musterhafter Weise, indem er sich nicht genug darüber erstaunen kann, daß die Evangelien den Zeitpunkt der Geburt Christi nicht genau nach Tag, Monat und Jahr angeben; indem er Schlüsse auf die Unzuverlässigkeiten der Evangelien zieht aus der „unglücklichen Anwendung" der alttestamentlichen Weissagungen seitens des Matthäus. „Der Himmel mag wissen, warum er sich trotzdem (!) mit solcher Vorliebe auf sie beruft."

Der Himmel mag wissen, warum Paul de Régla, trotzdem ihm die allerprimitivsten Kenntnisse der neutestamentlichen Kritik fehlen, sein Buch geschrieben hat. Es ist ein neuer, mit ärztlich-wissenschaftlichem Beisatz vermischter Aufguß des ältesten, abgestandensten Rationalismus, und nicht einmal mit geschickter Hand zubereitet. Darüber ist man doch nicht blos in der Wissenschaft, sondern unter allen Gebildeten einig, daß den Wundern und Geheimnissen der Evangelien sowie ihren Widersprüchen mit rationalistischen Erklärungen nicht beizukommen ist. Wer von Grundsätzen der Religionsgeschichte absolut nichts weiß und nichts versteht, wie de Régla, der soll seine Hand von den ältesten Urkunden einer Religion lassen, sei sie die christliche oder eine andere. Hier nur ein Beispiel, aber gleich das treffendste: Der Engel der Verkündigung (Lucä 1,25—36) ist natürlich ein hübscher, junger Mann, die man damals Engel nannte (!), und das Zwiegespräch zwischen ihm und Maria ist nichts anderes als eine — Verführungsscene. Das bestätige ja Lukas selbst, welcher die Scene abschließe: Et verbum caro factum est! Paul de Régla weiß also nicht einmal, daß dieses Wort, das hier eine frivol sinnliche Bedeutung bekommt, gar nicht im Lukas, sondern in ganz anderm Zusammenhang bei Johannes (Kap. 1,14) steht, und sein Uebersetzer übersetzt es ruhig nach! Derselbe meint im Vorwort, nach den Theologen werde vielleicht auch einmal ein Arzt zur Behandlung des Lebens Jesu berufen sein. Zugegeben; aber Paul de Régla ist sicher dieser Berufene nicht. Man könnte den deutschen Büchermarkt füglich mit Leistungen wie die des Russen Notowitsch und des Franzosen Régla verschonen. Jenes Buch dient vornehmlich der deutschen Geheimnißkrämerei, dieses der französischen Oberflächlichkeit. Werth hat weder das eine noch das andere.

Nach den Büchern über die Bibel zum Schlusse diese selbst:

5. Die Bibel nach Luther's Uebersetzung. Mit Bildern der Meister der christlichen Kunst. Herausgegeben von Dr. Rudolf Pfleiderer, Stadtpfarrer am Münster zu Ulm. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Es liegt uns der zweite Band (Lieferung 51—84 à 50 Pf.) vor. Er umfaßt die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. Der Herausgeber bewährt seine glückliche Hand in Aufsuchung von Bibelbildern und in ihrer Auswahl hier noch mehr als im ersten Bande, ein Lob, das um so mehr besagt, weil dieser Theil der Bibel viel schwerer zu illustriren ist, als die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments. Es scheint ihm nichts, weder aus alter noch neuer Zeit, entgangen zu sein, das zur Illustrirung der Bibel geeignet ist; wir erinnern an die köstlichen Bilder Führich's, die herrlichen Holzschnitte der Prophetengestalten Michel Angelo's, die äußerst geschickte Verwendung von Holbein's Todtentanz und von Dürer'schen Bildern. Als Titelbild schmückt den Band eine treffliche Photogravure, David, nach einem Carton von Neher. Die Reproduction fast aller Bilder, der großen Vollbilder wie der Textbilder, ist ausgezeichnet, und auch die Schönheit des Drucks und der sonstigen Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Es ist wirklich ein Genuß, sich in diesen Bilderreichthum zu vertiefen.

Dem christlichen Hause ist noch keine illustrirte Bibel geschenkt worden, die auch nur annähernd eine solche abwechselungsreiche und doch innerlich einheitliche Fülle des Schönen böte, wie diese Bibel. Man darf sich wirklich auf die Fortsetzung, das Neue Testament, freuen.

Richard Weitbrecht.

Zur ältern Literatur Oesterreichs.

1. Der Wienerische Hanswurst von Dr. Fr. von Radler. Wien, C. Daberkow. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.

Anläßlich der mit Recht in der Geschichte der Ausstellungen „einzig" genannten „internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen" des Jahres 1892 in Wien, befand sich auf dem Platze, welcher den wiener hohen Markt aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts nachgeahmt darstellte, eine Breterbude, in welcher Hanswurst seine tollen Späße trieb und die Pritsche schwang. Diese Bude war keineswegs nur zur Belustigung der niedern Bevölkerung und der Kinder da, sondern sie bildete eine culturhistorisch interessante Merkwürdigkeit und die Ausführung einer vortrefflichen Idee. Gerade eine solche Bude befand sich nämlich um das Jahr 1708 in Wien auf dem „Neuen Markte" und Joseph Anton Stranitzky, der erste „Wienerische Hanswurst", ergötzte zu jener Zeit die Bevölkerung gegen das geringe Entgeld von einem Kreuzer für die Person durch seine Burlesken, welche unter dem Titel der Hanswurstiaden bald einen so großen Ruf erlangten. Die Breterbude auf der wiener Ausstellung war ihrem alten Vorbilde genau nachgeahmt und diese Nachahmung erstreckte sich auch auf die Decorationen, den Vorhang, die Costüme u. dgl., kurz der Beschauer hatte die genaue Copie jenes Hanswursttheaters vor sich wie es vor alters einige Generationen hindurch in der österreichischen Residenz Jung und Alt erheiterte. Die auf der also nachgeahmten Bühne gegebenen Komödien waren ebenfalls dieselben wie jene der alten Kreuzerbühne, doch mußte allerdings manche allzu große Derbheit gemindert, vieles gekürzt und überhaupt jedes Stück wenigstens einigermaßen mit Rücksicht auf den modernen Beschauer umgearbeitet werden. Dr. Radler, wohlbekannt durch eine Zahl von ihm verfaßter beliebter wiener Volksstücke, zugleich ein genauer Kenner der österreichischen Theatergeschichte, nahm diese Bearbeitungen vor und so wurden denn die alten Hanswurststücke neu belebt vor das Publikum gebracht, bei dem sie nicht weniger Heiterkeit erweckten wie in der Zeit ihrer einstigen Blüte. Es ist für die Theatergeschichte Oesterreichs von Werth, daß Dr. Radler, welcher seine erwähnten Bearbeitungen unter dem Pseudonym H. Flock darstellen ließ, diese nun gesammelt hat und in dem vorliegenden Bande auch dem Lesepublikum vorlegt.

Die eigentlichen ersten Verfasser dieser Stücke haben es zu keiner literarischen Berühmtheit gebracht, wiewol einige von ihnen, wie etwa J. F. Kurz und Stranitzky selbst immerhin auch später noch in theaterfreundlichen Kreisen eine gewisse Bedeutung hatten, auch beruhte die Wirkung der alten Hanswurststücke häufig auf dem extemporirten Gespräche der Darsteller und auf ihren vom Augenblicke eingegebenen Actionen, die allerdings oft als sehr derb bezeichnet werden müssen. Aber diese Lazzis — also nannte man damals die tollen Späße, welche besonders der Hauptdarsteller des Hanswurst agirte — waren gerade die Würze des Ganzen und wurden hauptsächlich bejubelt. Radler's Bearbeitung der Komödien hat viele der alten Scherze beibehalten, sie natürlich genau vorgeschrieben, die ganze Action streng geregelt und insbesondere jedes Stück wesentlich gekürzt. Beinahe die meisten der Stücke sind in echt wienerischem Dialekt abgefaßt, den der Hanswurst selbst ohne Ausnahme und zwar in derbster breitester Weise spricht. Das erste Stück übrigens ist vollständig Pantomime, wie auch diese zu Stranitzky's Zeit vorkam. Es erscheint betitelt: „Hanswursts Geburt" und zeigt die Wandlung des bisherigen Harlekins in dem deutschen Hanswurst, welchen Stranitzky als eine Art salzburger Bauernfigur, jedoch mit besonderer Gewandung (grüner Hut, rothe Jacke, Brustlatz mit den Buchstaben H. W. und mit der stets unvermeidlichen

Pritsche in der Hand) einführte. Die weitern eigentlichen Hanswurststücke des Buches: „Au weh, mi druckt die Trud", „Die beiden Hanswürste in der Heimath" und „Mali geh' schlafen oder die beiden Hanswürste in der Fremde" enthalten auf Grundlage einer einfachen lustigen Handlung natürlich vorwiegend Scenen, in denen dem Darsteller des Hanswurst Gelegenheit geboten ist, seine Scherze und Späße anzubringen, die zumeist auf dessen Virtuosität im Essen und Trinken oder auf Prügeleien hinauslaufen. Uebrigens sind auch wirklich gelungene komische Scenen dem ersten Verfasser wie dem genannten Bearbeiter nachzurühmen. Die übrigen drei Stücke: „Der Sieg treuer Liebe oder der übelthätige Wütherich Günter von Uhu", „Der sabinische Jungfernraub" und „Prinzessin Pumphia" bilden eigentlich Parodien der einstigen schwülstigen und bombastischen Ritter- und Römertragödien, sowie der zu Anfang des 18. Jahrhunderts ebenfalls beliebten Hof- und Staatsactionen. Das letztere gilt insbesondere von der in Knittelversen abgefaßten „Prinzessin Pumphia", deren Verfasser J. F. Kurz schon seinerzeit jene hochtragisch sich geberdenden Actionen damit lächerlich machen wollte.

Sehr beachtenswerth erscheint Dr. Radler's literar- und theaterhistorische Einleitung zu dem Buche, welche die Geschichte des wienerischen Hanswursts also Stranitzky's und jene seines Nachfolgers Prehauser, sowie der bescheidenen Bühne, auf welcher diese beiden ihre Erfolge errangen, erzählt und eine kurze, aber gute Uebersicht gewährt. Das Ganze ist ein schätzbarer, auch culturhistorisch beachtenswerther Beitrag zur Theaterliteratur.

2. Ausgewählte Fabeln und Erzählungen von Hedwig Louise Pernet, geb. Baronin Kemmeter. Herausgegeben und biographisch eingeleitet von Franz M. Kometer. Wien, Gilhofer u. Ranschburg. 1894. 12. 1 M.

Das vorliegende 86 Seiten starke Büchlein bietet ein literarisches Curiosum, nämlich die Gedichte einer Dichterin, welche um 1770 zu Graz in Steiermark lebte und als Nachahmerin Gellert's auf dem Gebiete der Fabel und poetischen Erzählung bemerkenswerth erscheint, da sie die einzige Dichterin jener Zeit in Oesterreich sein dürfte, welche sich auf dem erwähnten Felde versuchte. Man erzählt allerdings, daß Hedwig Kemmeter einen Band Fabeln dem Kaiser Joseph II. widmen wollte und auf das Ansuchen von dem Monarchen, der wol kein Freund ähnlicher, besonders von Damen geübter Poesie war, die kurze Entscheidung erhielt: „Meine liebe Frau von Kemmeter Näh' sie lieber Hemmeter!" Diesen Spruch hat der Herausgeber dem Titelblatte des vorliegenden Neudruckes der Fabeln und poetischen Erzählungen als Motto beigegeben; ob die Geschichte wahr, ist freilich eine andere Frage. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie Oesterreichs im 18. Jahrhundert ist die Herausgabe der in dichterischer Beziehung ungleichwerthigen Stücke, besonders der Fabeln, immerhin verdienstlich. Recht böse Reime und Constructionen finden sich wol auch vor, aber diese sind ja auch heutzutage bei selbst bekannten Dichtern leider Gottes anzutreffen. Eine Einleitung des Herausgebers macht mit dem Lebenslaufe und mit den schon sehr seltenen Werken der Dichterin bekannt. Die Angabe, daß sie ganz und gar vergessen zu sein scheine, ist insofern richtig zu stellen, als zufällig gerade der Verfasser dieser vorliegenden Zeilen in seinem Buche: „Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren" (Wien 1877) der Frau Pernet-Kemmeter ausführlicher gedacht und auf S. 100 und 101 des erwähnten Buches in einer längern Note auf die sich an Gellert anlehnende Dichterin hingewiesen hat. Daß übrigens die angegebene Note dem Neuherausgeber bekannt war, geht aus dessen Angaben in der Einleitung hervor, welche den Inhalt der Note mitunter wortgetreu auch das Sinngedicht daraus an Professor Gellert auf Seite 9 enthalten. Nur hätte es die literarische Gewissenhaftigkeit denn doch verlangt, die Quelle solcher Angaben zu nennen, was nicht geschehen ist. Zu berichtigen wäre ferner, daß die grazer Universitätsbibliothek kein Werk von der Dichterin besitzt. Nach der Bemerkung auf dem Titel und Umschlag: „Mit Porträt und Facsimile" glaubt man das Bild und die Handschrift der Frau selbst zu erhalten, findet aber das Bildniß des Herausgebers und seine Namensunterschrift.

Anton Schlossar.

Aus der russischen Literatur.

1. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Fünfter Band: Erinnerungen eines Dorfgeistlichen. Ein Beitrag zur Geschichte der Leibeigenschaft und ihrer Aufhebung. Aus dem Russischen übertragen von M. von Oettingen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894. 8. 3 M.

Der anonyme Dorfgeistliche, dessen Aufzeichnungen uns gegenwärtig beschäftigen, ist ein weißer Rabe unter seinen Berufs- und Standesgenossen. Er lebt nicht wie die Popen in den Tag hinein, er begnügt sich nicht damit, seinen an der Oberfläche haftenden kirchlichen Pflichten mechanisch nachzukommen; nach Einsicht und Bildung steht ihm der Sinn, trotz der schweren Schule, die er durchgemacht, trotz der niedern geistigen und sittlichen Atmosphäre, welche er und seine Umgebung athmen, besitzt er Empfänglichkeit für Interessen höherer Art. Er mustert die verschiedenen Bestandtheile der Gesellschaft, welche das große Mütterchen Rußland bevölkern, kommt zu dem Ergebnisse, daß Gott ihn vor deren Idealen behüten möge, und setzt die Aufgabe der Geistlichkeit darein, die mannichfaltigen Elemente der Gesellschaft zu verbinden, ihnen

gegenseitiges Vertrauen einzuflößen und sie zur Nächstenliebe, wie zur Liebe Gottes anzuleiten. Er ist jedoch viel zu viel Realist, als daß er sich der Einsicht in die Schwierigkeiten verschließen könnte, welche durch die Wirklichkeit jenem Vorhaben in den Weg gestellt werden. Er verräth eine tüchtige Menschenkenntniß, indem er sich vor Augen hält:

Die Geistlichkeit steht selbst unter dem Einfluß der Gesellschaft. Alle ihre Lebenskräfte, bis auf das letzte Stückchen Brot, befinden sich in Händen der Gesellschaft, welche sie so drückt, daß von ihrem Gegeneinflusse kaum etwas zu verspüren ist. Infolge dieser unnatürlichen Lage der Dinge hält jedes Mitglied der Gesellschaft dafür, daß die Geistlichkeit von ihm abhängig sei, und sich für berechtigt, von ihr zu fordern, was seinem Charakter und seiner Geistesrichtung entspricht. Die Geistlichkeit oder, richtiger gesagt, der Priester wird von allen Seiten gezerrt und gerissen; jedermann stellt an ihn Anforderungen, ohne die geringste Rücksicht auf seine Stellung und Pflichten zu nehmen. Daher legen ihm die so verschieden gearteten Glieder der Gesellschaft eine solche Menge widersprechender, miteinander nicht vereinbarer Verpflichtungen auf und man erhebt oft so alberne und rohe Forderungen, daß deren Erfüllung ganz unmöglich ist.

Und nun wird zur Erläuterung des Gesagten ein haarsträubendes Bild von dem Leben eines Priesters entrollt, welches in seiner rührenden Natürlichkeit und Schlichtheit eindringlicher spricht als ein streng folgerichtiges und systematisch aufgebautes Memorandum. Es wäre nur zu wünschen, daß die russische Regierung das hier aufgespeicherte Material eifrig benützte, um den moralischen und materiellen Bestand der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit, zumal der Dorfgeistlichkeit, durchgreifend zu heben.

Nächst den allgemeinen Sittenschilderungen fällt der Schwerpunkt der „Erinnerungen" in die Abschnitte, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft gewidmet sind. Der Verfasser gibt den ungebetenen Volksfreunden und Staatsverbesserern den guten Rath, die vaterländische Geschichte genauer zu studiren, und freut sich für sich, für seine Kinder und für sein geliebtes Volk innig der wärmenden Sonne der Freiheit, welche Kaiser Alexander II. durch jene heilige That, „mit welcher keine Reform der Welt einen Vergleich aushalten kann", über Rußland aufgehen ließ. Die Beseitigung der Leibeigenschaft hat es ihm besonders angethan, sie ist seinem Gedächtnisse mit unauslöschlichen Lettern eingeprägt, weil er in einem der größten Gouvernements an der Wolga Zeuge ihrer Verkündigung gewesen ist. Das gewaltige Ereigniß, durch welches die Gutsherren und die Bauern ausnahmslos tief erschüttert wurden, rief nach seiner schwungvollen Darstellung einen Eindruck hervor, „als ob eine siedende Lava unter der Erde wühlte und hervorbrechen wollte, bereit, alles zu überschwemmen, zwar durch eine mächtige Gewalt zurückgehalten, doch aber schäumend und siedend". Es war ihm daher eine Herzensaufgabe, die Tragweit desselben durch wahrheitsgetreue Schilderungen aus dem vollkommen ungebundenen Schmarotzerleben der unwissenden, dem Müßiggange fröhnenden, in Saus und Braus die Zeit vergeudenden Gutsbesitzer in den fünfziger Jahren darzuthun. Wie er jene Aufgabe gelöst hat, lehrt uns das zutreffende Urtheil des Herausgebers der russischen Denkwürdigkeiten, welcher sich in der Vorrede folgendermaßen äußert: „So greifbar und so ergreifend zugleich sind die Stimmungen des russischen Volkes, wie sie in dem denkwürdigen Jahre 1861 waren, noch nicht geschildert worden. Es ist wie eine Momentphotographie, welche die Seelenstimmung des Adels und der Bauern für alle Zeiten fixirt hat."

Um eine Vorstellung von dieser markerschütternden Momentphotographie zu machen, sei darauf hingewiesen, daß das Gebahren des Herrn N. J. dem Verfasser den Ausruf entlockt:

Kein Stahl, kein Stein hätte ertragen, was hier der menschlichen Natur zugemuthet wurde! Wie man sich auch bemüht, es bleibt schwer begreiflich, daß Menschen, noch dazu junge Mädchen, sich, nachdem sie von Kutschern Ruthen erhielten, in vornehme Gräfinnen mit „würdiger Haltung" verwandeln, lachen, springen, tanzen können, und doch thaten sie es, mußten es thun, denn sie wußten aus Erfahrung, daß wenn sie nicht sogleich nach empfangener Züchtigung sich drehten, lachten, sprängen, die Kutscher wieder da seien. Die bittere Erfahrung hatte sie darüber belehrt, daß man sie auch für das geringste Anzeichen fehlender Ungezwungenheit wieder und schrecklich züchtigen würde. Man kann sich eine solche Lage kaum vorstellen, und doch war das, wie ich es erzähle. Ich meine, einer solchen Selbstbeherrschung, daß er nach empfangener Züchtigung lacht und tanzt, ist der Mensch nur fähig aus grenzenloser Furcht, oder wenn er zu einem viehischen Zustande herabgesunken ist.

Uebrigens betrachteten viele Herren ihre Bauern wie das liebe Vieh, ja sie behandelten sie sogar noch ärger als dieses. Ein guter Bekannter unseres Autors legte seinem Diener den Hundenamen „Barbaß" bei und pfiff ihn stets an. Die Hundezüchter tauschten Hunderte von Bauern gegen einen Hund aus; ganze Dörfer wurden für einen Jagdhund hingegeben. Die Besitzer kleiner Landgüter, denen es an jungen Mädchen fehlte, kauften diese um den Preis von fünfundzwanzig Rubel für das Stück. Da ein junger Windhund im Werthe von dreitausend Rubeln stand, so wurde er mithin hundertzwanzigmal höher geschätzt als ein Mensch.

Ein zweites verhältnißmäßig mildes Beispiel:

General Sch. . . ließ zur Pflege seiner Gärten und Blumenbeete im Frühling und Herbst gegen funfzig Knaben und Mädchen im Alter von zehn bis funfzehn Jahren von einem etwa zweihundert Werst entfernten Gute kommen. Diese armen, zerlumpten, hungrigen und frierenden Wesen nährten sich unterwegs von wildem Haber. Auf dem Gute des Generals angelangt, zerstreuten sie sich sogleich über die Dörfer, um milde Gaben zu sammeln. „So gut war der Herr", sagt unser Gewährsmann, „daß er ihnen Zeit ließ, sich für einige Tage mit dieser unentgeltlichen Provision zu versehen." Am betreffenden Tage stellten sich diese Kinder vor dem Herrenhause auf und warteten auf des Herrn Erscheinen. Der Herr tritt heraus, setzt sich auf einen Stuhl, legt die Hände auf die Knie, und die ganze Schaar stürzt auf ihn los, um dieselben zu küssen. Kaum hat der letzte Junge auf diese „heiligen Hände" seinen Kuß gedrückt: Bums! ertönt ein Kanonenschuß. Das bedeutet, daß die ganze Compagnie sich in den Garten zur Arbeit zu begeben hat. Am Tage arbeiten sie, des Abends aber gehen sie wieder in die fremden Dörfer nach

Almosen. So geht es gegen drei Wochen, bis die Gärten in Ordnung gebracht sind. Wenn das der Fall ist, tritt der Herr wieder auf die Rampe, setzt sich nieder, die Kinder küssen ihm die Hände und ein Kanonenschuß kündigt an, daß sie jetzt nach Hause gehen dürfen. Während des Sommers besorgten die Kinder des örtlichen Dorfes den Garten, zum Herbst aber kamen wieder dieselben, die im Frühling gearbeitet hatten.

Leider machen sich in den Aufzeichnungen ab und zu Voreingenommenheiten gegen das Deutschthum bemerkbar. Es ist wol entschieden eine Abgeschmacktheit, auf Grund einer vereinzelten Erfahrung gegen die Deutschen im allgemeinen den Vorwurf zu erheben, daß sie Menschen zu Affen umzugestalten vermögen und vermöge dieser ihrer Kunst ihre russischen Herrschaften gänzlich bestehlen und berauben.

2. Streifzüge durch Rußland und über die persische Grenze. Von Georg Schweitzer. Berlin, Karl Siegismund. 1895. 8. 3 M.

Gern begleiten wir den vielgewanderten Verfasser, welcher nicht mit Unrecht im Rufe eines guten Beobachters und gefälligen Schilderers steht, auf seiner letzten Reise. Er unterhält und belehrt uns zugleich; er erweitert unsern Horizont und berichtigt in gar manchen Stücken die Vorstellungen, welche wir von den Verhältnissen unseres großen Nachbarreiches hegen. So z. B. erfahren wir gleich beim Ueberschreiten der russischen Grenze zu unserer Ueberraschung, daß die zahllosen Unannehmlichkeiten bei der Durchsicht des Passes und des Gepäcks auf dem Zollamte in den Bereich der Mythe gehören, vorausgesetzt daß der Reisende mit einem vorschriftsmäßigen, von einem russischen Consul visirten Passe versehen ist. Nicht wenig verblüffend wirkt die Mittheilung auf uns, daß bei dem gutmüthigen Charakter der Russen Schlägereien unter ihnen nur selten vorkommen, und daß Betrunkene nur Montag wiederholt auf den Straßen gesehen werden. Die Schutzleute gehen zu unserer angenehmen Enttäuschung überaus liebenswürdig mit dem Publikum um; sie erlassen ihre Weisungen keineswegs in unhöflicher und schroffer Form, sondern vielmehr in freundlichem, fast bittendem Ton. Sie benehmen sich sogar gegen die zu Verhaftenden sehr human; man kann die Wahrnehmung machen, daß sie die Betrunkenen mit größter Sorgfalt in einen Wagen laden, sich neben sie setzen und sie dann zur Wache befördern. Die russische Industrie hat mit Factoren zu rechnen, welche uns fast unbegreiflich erscheinen. Sie trägt noch Kinderschuhe und muß sich ihre Arbeiter erst mühsam erziehen. Diese sind gelehrig, willig, leicht zu befriedigen und keinen äußern Einflüssen unterworfen, so daß Ausstände nur ganz vereinzelt und auch dann nur aus persönlichen Beweggründen bei ihnen stattfinden; dafür sind sie aber indolent und haben kein Interesse an der Arbeit, welche sie gerade beschäftigt. Für ihre sociale Lage ist so gut wie gar nichts gethan, denn ein Unfall- oder Krankenversicherungsgesetz existirt nicht. Gleichwol schreitet die russische Industrie mit Riesenschritten vorwärts, da die Regierung ihr, namentlich der Eisen- und Textilbranche, eine kräftige Unterstützung angedeihen läßt. Was die Entwickelung des ganzen Landes betrifft, so springen die außerordentlichen Anstrengungen, der Bevölkerung in jeder Hinsicht Vorschub zu leisten, überall deutlich in die Augen. Die Ansprüche an das Militär, an die Universitäten und die Schulen überhaupt sind in fortwährendem Steigen begriffen und von den unserigen kaum mehr verschieden. Auch dem bei uns vielfach verbreiteten Vorurtheil gegen die Integrität des russischen Beamtenthums glaubt unser Reisender energisch entgegen treten zu müssen; besonders dem Richterstande sagt er nach, daß er durch seine strenge Unparteilichkeit auf das Rechtsgefühl des Volkes ungemein klärend wirkt.

Zum Schlusse seines eine Fülle von interessantem Material enthaltenden Buches ertheilt der Verfasser seinen reiselustigen Landsleuten den neue, frische Lebensfreude entfesselnden Rath, „ihre Schritte auch einmal nach dem Osten Rußlands zu lenken, damit sie jene Gegenden kennen lernen, welche, was Naturschönheit betrifft, mit den herrlichsten in ganz Europa wetteifern können. Es ist dem Freunde landschaftlicher Reize, dem Bergsteiger, dem Jäger, dem Meerfahrer, dem Pferdeliebhaber und nicht zum wenigsten dem Gelehrten und dem Forscher, welcher unter den mannichfachen Völkerschaften Rußlands Studien treiben will, Gelegenheit geboten, unendlich viel Schönes und Lehrreiches zu sehen, fast mehr als in einem andern Lande Europas. . . . Ein wenig russisch lesen können, ein vorschriftsmäßiger Reisepaß, ein paar Empfehlungsbriefe, froher Muth und etwas Humor sind alles, was der Reisende braucht."

3. Sibirische Erzählungen. Von O. O. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. 8. 5 M.

Der freundlichen Aufnahme, welche die „Sibirischen Briefe" allerorten gefunden haben, können auch die durch Kraft der Darstellung und Feinheit der Charakteristik sich einschmeichelnden „Sibirischen Erzählungen" gewärtig sein, welche das angenehme Gefühl in uns erwecken, daß das Land mit der großen Zukunft nicht etwa nur eine losgelassene Hölle ist, deren Thun und Treiben zum Himmel schreit, sondern auch ein herrliches Reich darstellt, in welchem die herzbestrickende, ideale Poesie ihr Scepter schwingt. Sie schildern begeistert die unvergleichliche Natur des Landes, dessen Name im Westen wie ewige Verdammniß, ja fast noch schrecklicher klingt, seine unendlich geheimnißvolle Taiga, die schneeschimmernden Berge, die silbernen wildtosenden Ströme, die blühenden Thäler und rauschenden Wälder, den harzigen Duft der Tannen und das berauschende Harz der Fichten, den goldenen Sonnenglanz, den Mondschein und Vogelgesang. Ein stimmungsvolles Gedicht feiert den Urwald als ein prächtiges Gotteshaus, einen Tempel auf lebenden Säulen, in welchem kein Kind der Sünde die Messe liest, sondern der Allmächtige als

Priester waltet und im Donnergeroll, wie im Säuseln der linden Lüfte liebevoll steinerne Herzen erweicht, und es klingt schwermüthig in der Strophe aus:

O Taiga! o Taiga! mein Gotteshaus!
Wie zieht's mich zu dir stets aufs neue!
Du einzige Heimat! o laßt mich hinaus!
Ich grüße dich, Taiga, du treue!

Im übrigen offenbart sich uns Sibirien in den Erzählungen als ein Land, in welchem die Sonne, ganz wie bei uns daheim, auf Gute und Böse herabscheint. Ein tüchtiger Beobachter, welcher mit seinen scharfblickenden Augen auf dem Grunde der Seele zu lesen versteht, lauscht der sich in den Schleier der Anonymität hüllende Erzähler den armen, scheinbar nur in materiellen Sorgen dahinlebenden halbwilden Jakuten poetische Denkungsart und fromme, reine Gemüthsregungen ab, und er entdeckt auch unter Menschen, die für die Menschheit scheinbar verloren sind, unter Goldwäschern und Stammgästen der Gefängnisse, Individuen, welche hülfreich, edel und gut sind und die Lehre von der uninteressirten, opferfreudigen, selbstvergessenen Nächstenliebe in so heroischem Maße wahr machen, daß der Leser tief erschüttert von ihnen scheidet.

Bernhard Münz.

Allerhand Erzählungen.

1. Ein Geheimniß und andere Novellen von Lina Vagt. Erfurt, Zürich, Leipzig, Eduard Moos. 1895. 8. 2 M.
2. Drückende Fesseln. Roman von M. Lenzen di Sebregondi. Köln, J. P. Bachem. 1894. 8. 3 M.
3. Sommervögel. Eine launige Sommergeschichte von Agnes Harder. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 4 M.
4. Glückliche Reisen. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1895. 12. 4 M.
5. Von der Hochkirche ins Kloster. Erzählt von E. J. Worboise, nacherzählt von A. Steen. Bevorwortet von Pastor Terlinden-Duisburg. (Wiemann's Hausbibliothek. Erster Band.) Barmen, D. B. Wiemann. 1894. 8. 4 M.
6. Katastrophen. Neue Novellen von Juliane Déry. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1895. 8. 3 M.
7. Das Bild des Herrn Bertram. Novelle von Robert Kohlrausch. (Lutz's Romantische Bibliothek. Dritter Band.) Stuttgart, Robert Lutz. 1894. 8. 1 M. 60 Pf.
8. Mühlengeschichten von Luise Schenck. Breslau, Eduard Trewendt. 1895. 8. 5 M.
9. Verschworen — verloren. Eine Volkserzählung aus dem südhannöverschen Berglande von Heinrich Sohnrey. Leipzig, Reinhold Werther. 1894. 8. 2 M.
10. Die hinter den Bergen. Dorfgestalten aus Hannoverland von Heinrich Sohnrey. Leipzig, Reinhold Werther. 1894. 8. 2 M.

„Ein Geheimniß und andere Novellen" von Lina Vagt (Nr. 1) zeigt unzweifelhaft Talent; auch die Sprache der Verfasserin ist im ganzen rein. Aber sie neigt zu Uebertreibungen und sucht mehr als billig durch Unerwartetes zu wirken. Mit den Naturalisten theilt sie außer anderm die Vorliebe für düstere Ausgänge; aber sie weiß auch in heitern Farben zu malen. Jedenfalls erhebt sie sich meist über die Mittelmäßigkeit und nicht selten gelingt ihr wahrhaft Schönes. Freilich liest man keine der fünf Novellen, die die Sammlung bietet mit ungemischter Freude. Am peinigendsten wirkt „Angelita": immer wieder wird die Hoffnung, der Held und die Heldin hätten nun alle Hindernisse, die ihrem Glück entgegenstanden, überwunden, enttäuscht — zuletzt durch Angelita's plötzlichen Tod. Aber andererseits ist gerade hier die Verflechtung von Schuld und Buße sehr schön durchgeführt. Die Vorliebe der Verfasserin für das Unheimliche tritt nicht nur in der ersten Novelle, wo dies Element geradezu ausschlaggebend ist, sondern auch sonst mehrfach hervor. Aber trotz dieser Einseitigkeit und der oben hervorgehobenen Mängel gehört diese Novellensammlung immerhin zu den bessern ihrer Art.

Etwa auf gleicher Stufe steht der Roman „Drückende Fesseln" (Nr. 2) von M. Lenzen di Sebregondi. Zwar liegt ihm kein origineller Gedanke zu Grunde, aber er ist nicht nur gut erzählt und spannend, sondern überragt in der Kraft der Charakteristik die literarische Durchschnittswaare. Das Geheimniß, das die Verwickelung möglich macht wird mit großem Geschick bis zuletzt bewahrt. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß einige Schilderungen von feinem Naturgefühl zeugen.

Agnes Harder hätte unbedingt besser gethan ihrer „Sommergeschichte" (Nr. 3) nicht das Epitheton „launig" zu geben. Denn die dadurch erregten Erwartungen werden traurig getäuscht, und das verdirbt dem Leser die Laune. Die ersten Kapitel der Erzählung sind unglaublich unbedeutend. Sollte die Verfasserin wirklich die geschmacklose Parallelisirung des Rauschens der Kastanienblätter mit dem Skatspiel gleich am Anfang für „launig" gehalten haben? Da heißt es z. B.: „Er «reizte» sie sehr, der junge Frühlingswind . . .; doch sie kannten den schmeichelnden Gesellen von früher. Wer stand ihnen dafür, daß er in der nächsten Nacht nicht plötzlich «Null» ansagte. Nein lieber «mauerten» sie noch ein Weilchen und warteten, was ihr Vordermann that, die dicke Linde, mit der sie im vergangenen Herbst zu gleicher Zeit die Blätter «abgewimmelt» hatten." Ebenso sind die Liebesbriefe Bogumil Apfelbaum's an Mieze mit ihrem immer wiederholten „o Mara Marabu!" doch selbst für einen Apothekerlehrling zu abgeschmackt und dürften bei der Adressatin, die zwar noch ein Backfisch, aber doch ein ganz normales Mädchen ist, nur Gelächter, nicht Liebesschmerzen erregen. Die spätern Kapitel sind etwas besser. Aber die Persönlichkeiten der Erzählung wirken auf uns

fast alle nur zu sehr als alte Bekannte. Der Charakter des Helden, Dr. Elsner, ist nicht gerade mislungen; aber jedenfalls benimmt sich dieser junge Gelehrte, ehe ihm seine Liebe zu Hanna klar wird, recht merkwürdig. Diese, „das Waldfräulein“ ist in ihrer Entwickelung vom Standpunkte des Naturkindes zu höherm geistigen Verständniß gut geschildert, und daneben erregt die Figur des Candidaten noch einiges Interesse. In der zweiten Hälfte finden sich sogar einige Stellen, die literarisches Geschick und poetisches Empfinden verrathen; aber im ganzen unterscheidet sich diese Erzählung von dem obligaten Zeitungsroman nur dadurch, daß sie langweiliger ist.

Einen beträchtlich wohlthuendern Eindruck bekommt man von Ludwig Hevesi's neuestem Buche „Glückliche Reisen“ (Nr. 4). Als Reiselektüre, überhaupt für solche, die sich durchaus nicht anstrengen, sondern sich eine geruhige Unterhaltung verschaffen wollen, können diese Skizzen empfohlen werden. Sie geben ein Potpourri von Erinnerungen aus Holland, Norwegen, der Schweiz, Italien und noch einigen andern Ländern. Die Schilderungen aus weniger bekannten, von der großen Heerstraße abgelegenen Gegenden sind oft recht anschaulich — wie weit sie der Wahrheit entsprechen, vermag ich nicht zu entscheiden — und mit guter Laune geschrieben; die übrigen aber erscheinen größtentheils matt und farblos. Neben netten Scherzen stehen grausame Kalauer. Zu den anziehendsten Abschnitten gehören neben einigen Skizzen aus Holland die über Mont-Saint-Michel in der Normandie und über das norwegische Odde.

Soviel man auch gegen Hevesi einwenden kann, jedenfalls ist er natürlich; die beiden Bücher dagegen, zu denen ich jetzt komme, gleichen sich bei allen sonstigen Verschiedenheiten in ihrer Unnatürlichkeit. Die Erzählung „Von der Hochkirche ins Kloster“ (Nr. 5) von E. J. Worboise wird von dem durch seine entschiedene evangelische Gesinnung bekannten Pastor Terlinden durch ein warm empfehlendes Vorwort eingeführt; mich aber hat sie der Hauptsache nach peinlich berührt. „Gott wolle uns allen in dieser Welt die Erkenntniß seiner Wahrheit gewähren und in der zukünftigen das ewige Leben.“ Dieses schöne Wort des Chrysostomus soll den Grundgedanken des Buches ausdrücken; aber dieser tritt doch in seiner reinen Form viel zu wenig hervor. Gewiß dürfen religiöse Fragen in den Bereich des Romans gezogen werden, indeß nach meiner Ansicht nur so, daß der Kampf großer Tendenzen stets klar hervortritt — wofür gerade die englische Literatur einige gute Beispiele bietet — während die Verfasserin unserer Erzählung wol theoretisch den Grundsatz vertritt, daß es unter den Anhängern jeder Confession gute Christen geben könne, in Wirklichkeit aber in religiöse Meinungen, die von der englischen Form des Protestantismus wesentlich abweichen, sich nur sehr ungenügend hineinzudenken vermag. Auch Persönlichkeiten, die jene höhere Ansicht verkörpern sollen, haben doch in ihrer Frömmigkeit vielfach etwas Uebertriebenes und Unnatürliches; ich denke z. B. an die Scene, wo die weibliche Hauptfigur Agathe, mit den ihr anvertrauten Kindern von der Flut aufs gefährlichste bedroht, erst noch zu einem nicht ganz kurzen Gebet niederkniet, ehe sie den rettenden Fels erklettert. Roberta und im ganzen auch Lady Johanna vertreten allerdings eine wirklich gesunde Frömmigkeit; aber ihnen gilt die Sympathie der Verfasserin lange nicht in dem Maße, wie Agathe. Am bedenklichsten ist die Gestalt des heimlichen Jesuiten Vallance mit seiner aus Sensationsromanen genugsam bekannten dämonischen Macht über die Gemüther der Menschen, und künstlerisch ganz verfehlt bleibt — selbst wenn es sich, wie die Verfasserin versichert, dabei in der Hauptsache um die Wiedergabe wirklicher Vorgänge handelt — der letzte Theil des Buches, wo sich der schwache Held Robert Aylmer vom entschiedensten Katholicismus wieder zum wahren Christusglauben bekehrt, wo auch sein dem Unglauben verfallen gewesener Sohn Richard aufrichtig gläubig wird, wo Rosa Aylmer, die sich völlig von Vallance hatte beherrschen lassen, Schritte thut, das Kloster zu verlassen und nur ihr jüngster Bruder, der Schwächling Ernst Aylmer, fanatischer Papist bleibt. Sollten diese Wandlungen begreiflich erscheinen, so mußten sie ganz anders begründet werden, als es geschehen ist. In Summa: Selbst angenommen, daß die Erzählung für manche englische Kreise Nutzen stiften kann, für uns Deutsche ist sie zwecklos und als Kunstwerk steht sie bedenklich tief. Auch Stil und Sprache der Uebersetzung sind mangelhaft; vielfach finden sich böse Fehler.

Noch entschiedener muß ich mich gegen Juliane Déry's „Katastrophen“ (Nr. 6) aussprechen. Gewiß hat auch der Naturalismus seine relative Berechtigung und bedeutende Werke sind schon unter seinem Zeichen erschienen; aber in dieser Novellensammlung wird er geradezu zur Unnatur. Die erste Geschichte „Der angekündigte Tod“ soll unheimlich wirken; aber dazu ist sie wirklich zu unsinnig. Und von den drei andern läßt sich kaum besseres sagen. Die Personen sind meist aus Widersprüchen zusammengesetzt und wirken als unfreiwillige Caricaturen; was der Verfasserin als psychologische Feinheit erschienen sein mag, ist in Wahrheit das Gegentheil aller Psychologie; der Stil ist unleidlich springend. Ein Eingehen auf Einzelnes lohnt sich nicht; es genügt zur Charakterisirung, wenn ich bemerke, daß in der ersten Novelle der Wahnsinn des Helden gar nicht glaubhaft gemacht ist, daß die zweite nicht nur auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen beruht, sondern noch überdies durch die sentimentale — gar nicht naturalistische — Schlußwendung entstellt wird, daß in der letzten der Held ausschließlich darum Muth und Selbstvertrauen wiederfindet, weil es ihm gelungen ist — einen Hirsch zu erlegen, und daß in der dritten einer der ungefährlichen „Revolutionäre“ mit folgenden Worten geschildert wird:

Wie im Opiumrausch taumelte dieser durchs Leben. Glühende Augen und ein mattes Lächeln — welch ein feuriges, todt-

krankes Gesicht, welch eine gesegnete (!) klägliche Natur! Stolz und schwach, hochtrabend und feige — ein Halbgott, der unter Menschen eine jämmerliche Rolle spielte. . . .

Hat man ein Buch mit solchen Expectorationen erledigt, so liest man Robert Kohlrausch's „Bild des Herrn Bertram" (Nr. 7) mit doppelter Freude. Diese Novelle, an die besten Schöpfungen Paul Heyse's gemahnend, ist in der That von ergreifender Schönheit; künstlerisch angelegt und empfunden, verräth sie tiefen Einblick ins Seelenleben des Menschen; sie ist nichts weniger als naturalistisch, dafür aber durchaus wahr — möge die „Romantische Bibliothek" noch öfter gleich Bedeutendes bringen! — Sehr geschickt ist schon die Einkleidung und insbesondere die Art, wie der Erzähler, der sich als Kunstenthusiasten einführt, in das Haus des durch seine Schicksale zum menschenfeindlichen Einsiedler gewordenen Herrn Bertram gelangt und sein Vertrauen gewinnt. Aber der Hauptwerth liegt freilich in dessen Aufzeichnungen, die der Fremdling noch in derselben Nacht mit athemloser Spannung liest. Ihnen sind auch die ergreifenden letzten Bekenntnisse von Bertram's verstorbener Frau beigefügt und diese werden in sehr geschickter Weise z. B. voraus gegeben, so daß der Leser leise ahnt, um wie furchtbare Schicksale es sich handelt. Dann gibt uns Bertram's eigene Niederschrift Klarheit. Als junger Mann durch schweres Leid gebeugt, aber durch seines Freundes Martini treues Bemühen mit neuem Lebensmuth und mit Kunstbegeisterung erfüllt, findet er erst ein altdeutsches Bild der Kreuzigung Christi mit einer herrlichen Maria; dann lernt er auf einer Reise ein Mädchen kennen, das dieser Maria völlig gleicht und auch ihren Namen trägt; sie gesteht ihm, daß sie ihn nicht liebe, sondern nur aufs höchste achte und daß sie überhaupt nicht lieben könne, willigt aber auf sein Drängen in die Ehe mit ihm. Heimgekehrt finden sie bei Martini den durch jenes Bild herbeigezogenen italienischen Künstler Borelli. Dieser, ein Mann von großer Schönheit und heißer Leidenschaft, erweckt in Maria, obwol sie seine Unwürdigkeit fühlt, jene Liebesleidenschaft, deren sie nicht fähig zu sein glaubte, wenn er sie auch nicht zum Treubruch gegen ihren Gatten zu verleiten mag. Er wird schließlich, als ihn Martini auf Bertram's Bitten veranlaßt sein Haus und die Stadt zu verlassen, an jenem zum Dieb, und als er sich von ihm überrascht sieht, auch zum Mörder. Maria, die er zu gemeinsamer Flucht verlocken will, läßt ihn, in Erfüllung eines Wortes, das sie früher gesprochen hat, Gift trinken. Bertram entdeckt alles; Maria entflieht in Verzweiflung aus seinem Hause; ihr Brief, den er unterwegs, ihren Spuren folgend, erhält, gibt ihm die letzte Sicherheit; schließlich findet er sie selbst in jenem Schuppen, wo er einst das Bild entdeckte, vernimmt die letzten Worte aus dem Munde der Sterbenden und vergibt ihr. Dies alles ist meisterhaft geschildert. Von den vielen Stellen, die ich mir als besonders gelungen angemerkt habe, möge wenigstens eine als Probe hier Platz finden. Nachdem erzählt worden ist, wie Martini die Aehnlichkeit zwischen der Gattin des Freundes und der Maria des Bildes bestätigt hat, während jene sie noch nicht recht zugeben will, wie man übereinkommt, daß Borelli die Streitfrage entscheiden soll und wie Maria leise bei dem mit der Copie des Bildes beschäftigten Maler eintritt, heißt es weiter:

> Einen Augenblick blieb alles still; der Maler mußte die Eingetretene noch nicht erblickt haben. Dann aber hörten wir ein leises Geräusch, das Maria verursacht haben mochte, um die Aufmerksamkeit des Unbekannten zu erregen, und nun erklang es plötzlich von dort wie ein Schrei, ein Ruf, ein Freudenjauchzen, und aus dem Jubel heraus klang mir der Name meiner Frau entgegen, der Name Maria. Nun plötzlich tiefe Stille, dann in einem andern demüthigen Ton, mit einer weichen, melodischen, vibrirenden Stimme gerufen die Worte: „Maria santissima!"... Borelli hatte keinen Blick für uns, aber seine Lippen fanden jetzt andere Worte. Noch immer Maria's Hände haltend, noch immer mit brennenden Blicken sie anschauend, flüsterte er: „Die Gnade des Himmels wird über mich ausgegossen! Die Heilige steigt zu mir nieder und — würdigt mich ihres Grußes. Die Gefilde der Seligen thun sich auf, und die ewige Schönheit senkt sich auf mich nieder! Befiehl mir Heilige; für dich will ich leben, für dich will ich sterben, für dich will ich Marterqualen erleiden und dazu jauchzen! — Maria, Herrliche, Göttliche, Gebenedeite —.

Auch Luise Schenck's „Mühlengeschichten" (Nr. 8) haben mir sehr gefallen. Die drei Erzählungen, die in dem Buche vereinigt sind, verfolgen die Schicksale der Besitzer der Wischmühle in Holstein durch mehrere Generationen. Die Verfasserin wandelt dabei zum Theil auf ungewöhnlichen Wegen, aber sie bleibt trotzdem meist natürlich. Das letzte Lob gilt am meisten für die erste Geschichte. Der Müller Rainer Lehsen versäumt es aus Schüchternheit sich der Geliebten rechtzeitig zu erklären; nach einigen Jahren findet er sie als junge Witwe wieder. Anna Frauken scheint ihm zunächst ganz verändert; die ihr noch immer eigene schweigsame Schüchternheit stört ihn jetzt, und eine schwärmerische Neigung für eine vornehme junge Dame, die „Nixe", hält ihn eine Zeit lang gefangen; aber schließlich erkennt er deren Oberflächlichkeit und Anna's Werth wird ihm wieder klar, und nun erbittet und erhält er ihr Jawort. Namentlich Lesern, denen auf feine Stimmung mehr als auf große Spannung ankommt, wird diese Erzählung großen Genuß bereiten. Die zweite „Die Ranzauer Lilie" wirkt nicht so einheitlich und überzeugend; es sind zu viel geheimnißvolle und sensationelle Dinge eingemischt, und die größere Spannung vermag nicht für eine gewisse Unnatürlichkeit, die dadurch bedingt ist, zu entschädigen. Auch im Ton vergreift sich die Verfasserin hier nicht selten; so ist die Art, wie Anna Frauken ihren Sohn in das Geheimniß von Melusinen's vornehmer Herkunft einweiht, durchaus nicht auf das Verständniß eines Knaben berechnet.

Wenn schon Luise Schenck uns in die Kreise des Volks einführt, so sind Heinrich Sohnrey's zwei neueste Bücher ausdrücklich zu diesem Zweck geschrieben und in der That

wohlgeeignet ihren Zweck zu erfüllen. Unverkennbar ist der Verfasser in den Dörfern der hannöverischen Niedersachsen völlig zu Hause. In „Verschworen — verloren" (Nr. 9) ist sehr natürlich geschildert, wie der Bauernbursche Philipp durch Liebe und Eifersucht schließlich zum Meineidigen wird; noch besser aber dünkt mich der letzte Theil der Geschichte: Imponirend wirkt der den schurkischen eigenen Sohn, den Nebenbuhler Philipp's, strafende Bauermeister, ergreifend ist Philipp's Stimmung auf der Heimkehr aus dem Zuchthaus und sein Verzicht auf die beiden Mädchen, die er nacheinander geliebt hat, geschildert, während mir allerdings Wilhelm's Bereitwilligkeit, zu Philipp's Gunsten die endlich errungene Braut wieder freizugeben, als ein verfehltes Zugeständniß an die Sentimentalität vieler Leser erscheint — ein Bauernbursche, selbst von seiner Art, würde wol anders empfinden.

Von den unter dem Titel „Die hinter den Bergen" vereinigten Novellen und Skizzen (Nr. 10) desselben Verfassers ziehe ich die besten der eben besprochenen Erzählung noch vor. Die Einleitungsworte „Auf den Weg", die niemand überschlagen sollte, zeigen auch denen, die Sohnrey sonst nicht kennen, daß er mehr will als blos unterhalten, daß er wirklich ein Herz für das Volk hat, und eine ausgesprochen praktische Tendenz kommt auch sonst gelegentlich, übrigens ohne dem Fluß der Erzählung zu schaden, zum Durchbruch. Am besten gelungen scheinen mir die Geschichten aus der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit. Ganz besonders gilt dies von Nr. 4: „Wie die Dreieichenleute um den Dreieichenhof kamen", mit der eindrucksvollen Vertheidigung des Festhaltens am ererbten Grund und Boden, mit der kräftigen Warnung vor den Güterschacher treibenden Juden, aber auch mit der mahnenden Bemerkung: „Der Jude in uns ist so schlimm, wie der außer uns." Aber entschiedenes Lob verdienen auch das herzstärkende Lebensbild „Wie die Großmutter sterben wollte" und die theilweise humoristisch gefärbten und doch einen sehr ernsten Kern enthaltenden Geschichten „Ich schenke Braut und Bräutigam tausend Thaler" und „Der ewige Bräutigam". Sohnrey scheint das Zeug zu einem wirklich namhaften Vertreter der norddeutschen Dorfgeschichte zu haben, die übrigens doch auch vor ihm nicht so sehr vernachlässigt worden ist, wie man nach seinen Aeußerungen annehmen könnte.

Edmund Lange.

Aus der dramatischen Literatur.

Rembrandt. Lustspiel in drei Acten. Von Eugen Friese. Dresden, Verlag der „Penaten" (A. Zschuppe). 1894. 8. 2 M.

Aus dem Leben der niederländischen Maler des 16. und 17. Jahrhunderts werden so viele Anekdoten heiterer Art erzählt, daß man sich wundern muß, daß unsere Lustspieldichter sich dieser Stoffe so selten bemächtigt haben. Indem Eugen Friese aus dem Leben Rembrandt's eine solche Anekdote herausgriff (über deren thatsächlichen Untergrund wir nicht unterrichtet sind), that er entschieden einen glücklichen Griff und sicherte sich damit einen Theil des Erfoges. Rembrandt hat eben ein junges Weib heimgeführt, Saskia Uilenburg, eine ehrbare Tochter, die in dem Hause ihrer gestrengen Aeltern die Segnungen eines geordneten Haushaltes als werthvolle Stütze des Wohlbefindens würdigen gelernt, und die dem Gemahl nicht ohne das Bedenken die Hand gereicht hat, ob Pinsel und Palette wol geeignet seien, die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der Jugend zu bannen. Daß Rembrandt ihr statt der für sie wichtigern Wohn- und Wirthschaftsräume zuerst das Atelier zeigt, erweckt in Saskia daher entschiedenes Mistrauen. Leider ist es nur zu sehr begründet. Denn während sie den Bildern ihres Gatten Geschmack und Vertrauen zu ihrem Tauschwerthe abzugewinnen sich bemüht, räumt der Gläubiger Rembrandt's das jungeheliche Heim vollständig aus. Er ist ein abgewiesener Verehrer Saskia's und nimmt an dem glücklichern Nebenbuhler krämerhaft Rache. Saskia erfährt nur zu bald, was geschieht. Aber nicht mit der Wohnung allein begnügt sich der verschmähte Freier, auch Rembrandt's Bilder will er in klingende Münze umsetzen und das Liebesglück völlig zerstören, indem er auf Rembrandt selbst, als erwünschte Zierde des Schuldthurmes, fahnden läßt. Rembrandt flieht und Saskia wird einsam trostlose Flitterwochen durchleben. Sie aber hat gezeigt, daß ihr Herz doch an dem Künstler hängt, sie hat ihm die Flucht erleichtert. Die Gatten wieder zusammenzuführen, eine Schwester Saskia's mit einem der Freunde Rembrandt's, Bol oder Maas, zu vermählen und vor allem die verhängnißvollen Schulden aus der Welt zu schaffen, ist nun die Aufgabe der folgenden zwei Acte. Die Zahl der Motive wird aber noch vermehrt durch eine Liebesprobe, die Rembrandt mit seiner Gattin unternimmt, indem er sie erst in der Maske eines Fremden über ihre Herzensgeheimnisse aushorcht und schließlich die Kunde von seinem Tode verbreiten läßt. Die Herbheit dieses Mittels erscheint dadurch gemildert, daß Saskia's Schwester alsbald hinter das Geheimniß dieses Todes kommt und mit ihrer Kenntniß des Sachverhaltes nicht hinter dem Berge hält. Das Erscheinen eines reichen Käufers, des Jost Brüggemann, löst endlich den Maler aus der peinlichen Situation, überzeugt Saskia von der Bedeutung und dem Werth seiner Künstlerschaft und läßt sie endlich willig dem Zuge des Herzens zu dem Gatten folgen. Geht es auch in der Führung der Handlung nicht ohne Gewaltsamkeiten ab, und ist der ganze Ton auch mehr der des Schwankes als der des Lustspiels, so weht doch

durch das Ganze ein gesunder, ursprünglicher Humor, eine dem Vorwurf wohl entsprechende kecke Laune, so daß man dem Stücke, zumal die leicht skizzirten Charaktere glückliche Contraste aufweisen, bei einem anspruchslosen, nicht kritisch gestimmten Publikum auch auf der Bühne einen Unterhaltungserfolg voraussagen kann.

Leonhard Lier.

Feuilleton.

Unter dem Titel: „Streifzüge" (Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus, 1894) hat Richard Grelling eine Anzahl publicistischer Arbeiten gesammelt, welche im Laufe der letzten Jahre in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind. Der Inhalt des Buches gliedert sich in vier Theile, Presse, Politik, öffentliches Recht und Theater. Sämmtliche unter diesen Ueberschriften abgehandelten Fragen knüpfen an actuelle Vorgänge des öffentlichen Lebens an. Im Abschnitte über „die Presse" unterzieht Grelling die Ausdehnung des strafgesetzlichen Unfugbegriffes auf alarmirende und beunruhigende Zeitungsberichte einer verurtheilenden Kritik. Dann folgt „zur Kennzeichnung einer Regierungsmethode, welche nicht davor zurückschreckte, auch «die Rechtspflege» zur Dienerin der herrschenden Gewalt zu machen", eine Beleuchtung der Rechts- und Thatfrage in dem an die Herausgabe des Tagebuches Kaiser Friedrich's geknüpften Geffcken-Processe. Ein dritter Aufsatz tritt gegenüber dem Gesetzesvorschlage der berühmten lex Heinze über die Verfolgung unzüchtiger Schriften mit Nachdruck für die Freiheit von Kunst und Literatur und gegen deren Stellung unter ein „kautschukartiges Ausnahmerecht" ein. Die politischen Aufsätze beschäftigen sich vornehmlich mit den Uebergriffen agrarischer Begehrlichkeit, die Abhandlungen aus dem öffentlichen Rechte mit dem Anklagemonopole der Staatsanwaltschaft und seiner gegenwärtigen Handhabung, mit dem durch die wechselvollen Wendungen des politischen Parteilebens bedingten Verhalten dieser Behörde bei Annahme oder Ablehnung des „öffentlichen Interesses" in Beleidigungssachen, mit der ungünstigen Stellung des Vertheidigers im Strafverfahren und mit dem „Arbeiterschutze im Rechte", anknüpfend an Menger's „Kritische Arbeit über das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen". Von ganz besonderm Interesse sind die im Abschnitte „Theater" zusammengefaßten, auf den Kriegsschauplatz führenden Aufsätze, auf welchem die Kämpfe zwischen Polizei und Kunst ausgefochten werden. Der erste über die Theatercensur nimmt seinen Ausgangspunkt von dem Verbote des Sudermann'schen Drama „Sodoms Ende" und sucht darzuthun, daß die Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851, welche für den engern und weitern Umkreis von Berlin jede öffentliche Theatervorstellung von der vorgängigen Erlaubniß des Polizeipräsidiums abhängig macht, mit dem durch Artikel 27 der „Preußischen Verfassung" gewährleisteten Rechte der freien Meinungsäußerung in Widerspruch stehe und deshalb ungültig sei. Die zweite Arbeit behandelt die „Maßregelung der freien Volksbühne" in Berlin, ihre Stellung unter das Vereinsgesetz und die hieraus sich ergebenden Folgen und Verwickelungen. Grelling fordert, damit „dem unerträglichen Rasseln des Schleppsäbels im Bereiche der Kunst endlich ein Ende gemacht werde", selbständige gesetzliche Regelung des Theaterwesens einschließlich der Fragen der Censur, der Concessionirung und der Stellung der freien Bühnen. Die „Glossen zum Weberprocesse" beleuchten die bekannten Vorgänge, die sich an das Verbot der Aufführung von Gerhart Hauptmann's „Webern" im deutschen Theater und die Aufhebung dieses Verbotes durch das Oberverwaltungsgericht knüpften, und gipfeln wiederum in dem ceterum censeo der Befreiung des Theaters von polizeilicher Bevormundung. Im Anhange werden dann die wichtigsten Streitschriften aus den Censurprocessen über Hauptmann's „Weber" und O. E. Hartleben's „Hanna Jagert", in denen Grelling Vertreter der betroffenen Schriftsteller war, wiedergegeben. Aus diesem flüchtigen Inhaltsumrisse des Buches geht hervor, daß es sich im wesentlichen um polemische Schriften handelt, welche vom Standpunkte des entschiedenen Liberalismus aus für die Verwirklichung des Rechtsstaats auf allen Gebieten staatlicher Lebensbethätigung, für möglichste Freiheit des Individuums und für unbedingte Gleichheit vor dem Gesetze streiten. In der Vorrede rechtfertigt Grelling die Herausgabe seiner Aufsätze in zusammenfassender Buchform damit, daß die behandelten Erscheinungen in ihrer Gesammtheit zur Charakteristik der Bismarck'schen Regierungszeit einiges beitragen dürften. Es mag dahin gestellt bleiben, ob jene Erscheinungen wirklich die ihnen von Grelling zugeschriebene charakteristische und symptomatische Bedeutung haben. Jedenfalls sichern die Actualität der aufgeworfenen Probleme, der Ideenreichthum und die wahrhaft künstlerische Eleganz der Darstellung dem Buche ein weitgehendes Interesse.

— Die rechtliche Natur des Autorenrechts ist außerordentlich bestritten. Es handelt sich dabei nicht etwa um rein theoretische Doctorfragen, sondern um Gegensätze der Auffassung mit äußerst wichtigen praktischen Folgen, nicht nur für den Gesetzgeber bei Regelung des Autorrechtes, sondern auch für den Praktiker bei Anwendung und Auslegung der geltenden Bestimmungen. Zwei Theorien stehen sich schroff gegenüber: Die eine faßt das Autorrecht als reines Vermögensrecht auf. Danach ist der Vermögenswerth des Werkes der innerste Kern und die Grundlage des „geistigen Eigenthums", sei es nun, daß darunter die analoge Ausdehnung des Sacheigenthums auf die Idee in individueller Verarbeitung und Form, oder aber ein unbeschränktes und ausschließliches Nutzungsrecht an der mechanischen Reproduction eines Productes der geistigen Arbeit verstanden wird. Die andere Theorie ist die des persönlichen Rechts, welche davon ausgeht, daß jedes Geisteswerk eine Manifestation des Ichs sei und dem erzeugenden Autor, ohne Rücksicht auf den nur secundären Vermögenswerth, als Ausdruck seines persönlichen Geistes angehöre. Zwischen diesen beiden Theorien vermittelt die sogenannte Immaterialgüterrechtslehre, welche das Urheberrecht als ein eigengeartetes Recht ansieht, dessen Inhalt sowol das ideale Recht der Persönlichkeit des Urhebers, wie auch seine realen Vermögensinteressen umfasse. Es ist dies der Standpunkt, von dem das Reichsgericht in constanter Rechtsprechung ausgeht. Dr. von Freydorf beleuchtet nun im ersten Theile seiner Schrift: „Autorrecht und Rechtssystem, Literarische und kritische Studie" (Mannheim, J. Bensheimer, Verlag, 1894) die Dogmengeschichte und Literatur der verschiedenen Theorien, Auszüge aus den Werken ihrer Hauptvertreter, zusammenstellend und kritisch würdigend. Im zweiten Theile begründet er seine eigene Stellung als Anhänger der Immaterialgüterlehre, mit der besondern Wendung jedoch, daß Autorrecht und Sacheigenthum ihrem Ursprunge und Wesen nach vollkommen identisch und von Gesetzgebung und Praxis nach denselben Grundsätzen zu behandeln seien. Der Schlußtheil des Werkes sucht die Bedeutung des gefundenen Eigenthumsbegriffes im Rechtssysteme und seine Grenzen nach einigen zweifelhaften Gebieten hin festzulegen. Das Hauptverdienst des Buches liegt

wol weniger in der eigenen Theorie des Verfassers von der Identität des Autorrechts und Eigenthums, als vielmehr in der klaren und anschaulichen Gegenüberstellung, Begründung und Kritik der verschiedenen Lehrmeinungen. Der Fachmann wird dem Buche viele Anregung und Belehrung verdanken; für den Laien ist es in seiner etwas krausen Form, seiner aphoristischen Schreibweise und seiner abrupten Gedankenführung kaum genießbar.

— Ein überaus glücklicher Gedanke ist es, welcher in dem vorliegenden Buche „Rheinlieder. Aus dem Munde der Dichter ausgewählt von Karl Hessel" (Koblenz, W. Groos, 1894) durchgeführt erscheint, nämlich die schönsten Lieder und Gedichte, welche sich auf Deutschlands stolzen königlichen Strom, den Rhein, beziehen, gesammelt dem poesiefreundlichen Leser vorzulegen. Wie viele gute alte Bekannte, die wir schon seit Jahren kennen und verehren, treten uns in dieser anmuthigen von echt deutschem Geiste getragenen Lese entgegen: Rittershaus, Wolfgang Müller, Arndt, Rückert, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Geibel, Freiligrath, Simrock finden wir mit den herrlichen Gesängen, die längst ganz Deutschland in Wort und Weise durchklingen, vertreten. Wem wären die Lieder wie „Bei Straßburg eine Tanne", „Mein Herz ist am Rhein", „Wieder steht die Welt in Blüten", „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", „Ich schritt allein hinab den Rhein", „Ich fuhr von St.-Goar", „An den Rhein, an den Rhein, zieht nicht an den Rhein", „Es war einmal ein König", „Ich weiß einen Helden von seltener Art" und viele andere, welche den Inhalt dieser wahrhaft herzerfreuenden Anthologien bilden, unbekannt. Der Herausgeber hat die Auswahl in der That aufs beste getroffen und in seine Anordnung auch eine gewisse Abwechselung gebracht, welche dem Buche auch beim fortlaufenden Lesen zugute kommt. Uebrigens finden wir nicht nur die Dichter der neuern Zeit durch die besten ihrer Rheinlieder vertreten, auch ältere Klänge berühren den Freund erhebender Dichtung angenehm und gemahnen ihn daran, wie schon vor Zeiten des Rheinstromes Herrlichkeit Deutschlands Poeten begeistert hat. Neben Gedichten von Brentano, Körner, Fr. Hölderlin, Görres, Schenkendorf u. a., welche noch in die classische Zeit unserer Dichtkunst hinüberreichen wird manches Lied und manche Sage von Dichtern des 14. bis 16. Jahrhunderts mitgetheilt. Daß der Herausgeber auch eine ansehnliche Zahl der Rheinsagen, wie sie Dichtkunst schön gestaltet, den Liedern selbst beigesellt hat, macht die Samulung doppelt werthvoll. Selbst die allerjüngste Periode unserer deutschen Lyrik ist durch Namen vertreten, welche sich durchaus nicht zu schämen brauchen, neben den liedergewaltigen oben Genannten mit ihren Liedern zu stehen. Sogar einige fremdsprachige Stücke sind aufgenommen worden, so N. Martin's Gedicht „A l'Allemagne", Lord Byron's „The Castled Crag of Drachenfels" und mehreres andere. Der Herausgeber selbst hat deutsche Uebersetzungen der Originale verfaßt und beigegeben, die von seiner Uebersetzungsgewandtheit ein schönes Zeugniß ablegen. Zu rühmen wäre, daß auch eine Zahl von Liedern in der Mundart jener Gebiete, welche dem Strome nahe liegen, die Abwechselung des Gebotenen erhöht. Um auf die Gruppirung des Stoffes aufmerksam zu machen, sei erwähnt, daß fünf Abtheilungen gebildet sind, welche nach den Gesichtspunkten: „Der Rhein als deutscher Strom", „Das Leben am Rhein", „Rheinwein", „Das rheinische Land in Vorzeit und Gegenwart", endlich „Blick in einige Nebenthäler" die Lieder und Dichtungen enthalten. Ein alphabetisches Register am Ende gewährt guten Ueberblick über den Inhalt des elegant ausgestatteten Buches und weist zugleich dem genauen Kenner nach, daß wenige Rheinlieder, welche wirklich schön und volksthümlich sind, bei der Aufnahme übergangen worden sind. Damit sei dieses schöne Buch allen Verehrern des schönen deutschen Stromes — also wol allen Deutschen — bestens empfohlen.

— „Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten von L. Thiele und R. Zarnack" (Leipzig, Reinhold Werther, 1894). Den zehn Erzählungen der beiden Verfasser hat R. Fries' „Bilderbuch zum heiligen Vaterunser" als Muster gedient, doch bleiben sie weit hinter ihrem Vorbild zurück. Die Erfindung ist dürftig, die Personenzeichnung schablonenhaft, die Entwickelung häufig unterbrochen durch ganz unwahrscheinliche Glücks- oder Unglücksfälle. Obgleich einige von den Geschichten sich über den Höhenstand der übrigen erheben und sich sogar ganz leidlich lesen, geben doch auch sie nicht mehr, als Mittelgut. Man hat den Eindruck von groben, dürftigen Holzschnitten zu einem erhabenen, bedeutungsvollen Texte. Gewiß gut gemeint, ist die Ausführung doch recht mangelhaft, und wären diese „Erzählungen" ungedruckt geblieben, würde der Verlust unschwer zu verschmerzen sein.

— Von der bekannten und weitverbreiteten „Illustrirten Geschichte der Weltliteratur" von Johannes Scherr erscheint zur Zeit die neunte Auflage (im Verlage der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart). Das reich illustrirte vornehm ausgestattete, von Prof. Haggenmacher in Zürich, dem Stiefsohn Scherr's, bis auf die Gegenwart fortgeführte Werk wird in 20 Lieferungen zu je 80 Pf. bis Weihnachten fertig vorliegen. Augenblicklich liegen die beiden ersten Lieferungen vor. Wir kommen auf das Werk noch ausführlich zurück.

— Von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart werden mehrere wichtigere Neuigkeiten angezeigt: von Adolf Wilbrandt ein neuer Roman unter dem Titel „Die Osterinsel"; von Ludwig Fulda ein neues Lustspiel: „Die Kameraden" und als der erste Roman eines japanischen Dichters, der auf deutschem Boden erscheint: „Treu bis in den Tod" von Tamenaga Schunsui.

Bibliographie.

Der obergermanisch-raetische Limes des Römerreiches. Im Auftrage der Reichs-Limeskommission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten, Generallieutenant z. D. O. v. Sarwey, Museumsdirector F. Hettner. Lieferung 1. Heidelberg, Otto Petters. Folio. 5 M.

Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Von Rochus Schmidt. Erster Band: Ost-Afrika. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall u. Grund). 8. 5 M.

Ferri, E. Prof., Socialismus und moderne Wissenschaft (Darwin, Spencer, Marx) Deutsch von Dr. Hans Kurella. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens, gegründet in Nürnberg am 16. October 1644. Herausgegeben im Auftrage des Ordens von Th. Bischoff und Aug. Schmidt. Nürnberg, J. L. Schrag. Gr. 8. 6 M.

Glaß, L., Unser Doktor. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 10 M.

Gréville, H., Verloren. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 12.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. E. Pohlmey und Hugo Hoffmann. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8. 19. Heft. Von Athen zum Tempelthal. Reiseerinnerungen aus Griechenland. Von Dr. Paul Brandt. 1 M. 80 Pf. 20. Heft. Aus Pompeji. Von Dr. Ernst Ziegeler. 2 M. 21. Heft. Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern. Von Dr. phil. Hanns Bohatta. 1 M.

Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans Sachs-Feier in Weimar. Von Bernhard Suphan. Weimar, H. Böhlau. 8. 1 M.

Hauffen, A. Dr., Die deutsche Sprachinsel Gottschee (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. J. Hirn und Prof. Dr. J. E. Wackernell. III.) Graz, Verlagsbuchh. Styria. Gr. 8. 8 M.

Marx, Th., Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeare's. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 211.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). Gr. 8. 60 Pf.

Reuleaux, C., Neue Sonette, worunter Bismarcktriologie. München, Max Kellerer. Gr. 8. 2 M.

Schultze, E., Lavoisier, der Begründer der Chemie. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 212.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Witte, H. Dr., Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von Prof. Dr. A. Kirchhoff. VIII. Band, Heft 6.) Stuttgart, J. Engelhorn. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Tausend Thaler.

Roman von

Ada von Gersdorff.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Was ist Glück?

Roman von

Alexander Römer.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Der tolle Schmettwitz.

Roman von

Arthur Zapp.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Ekstase.

Roman aus dem Holländischen von

Louis Couperus.

Preis geheftet M. 2. —; fein gebunden M. 3. —

Die gelbe Rose.

Roman aus dem Ungarischen von

Maurus Jókai.

Preis geheftet M. 2. —; fein gebunden M. 3. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von A. F. Graf von Schack.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Diese von Gregorovius vor seinem Tode noch vorbereitete Sammlung seiner Gedichte ist von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Confirmation.

Dichtungen.

Gerhardt, Paulus. Gedichte. Herausgegeben von Karl Goedeke. 8. Geb. 5 M.
Hammer. Auf stillen Wegen. 3. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Fester Grund. 4. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Lerne, liebe, lebe. 5. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Zu allen guten Stunden. 5. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Schau um dich und Schau in dich. 32. Auflage. 8. Geb. 2 M. 25. Auflage (Jubelausgabe). 8. Geb. 6 M.
Sturm. Gedichte. 6. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Fromme Lieder. Drei Theile. Erster Theil. 11. Auflage. Zweiter Theil. 4. Auflage. Jeder Theil geb. 3 M.
Sturm. Für das Haus. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Lieder und Bilder. Zwei Theile. 8. Jeder Theil geb. 3 M.
Sturm. Spiegel der Zeit in Fabeln. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.
Sturm. Gott grüße dich! 3. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Aufwärts! 8. Geb. 4 M.
Sturm. Natur, Liebe, Vaterland. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Zwei Rosen. 2. Auflage. Geb. 1 M. 60 Pf.

Predigten und Andachtsbücher.

Schwarz. Predigten aus der Gegenwart. Acht Sammlungen. 8. Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.
Hausrath. Religiöse Reden und Betrachtungen. 2. Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
Holtzmann. Akademische Predigten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
Brockhaus. Ausgewählte Predigten. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.
Caird. Die Religion im gemeinen Leben. 5. Auflage. 8. Geb. 60 Pf.
Zeller. Für stille Morgenstunden. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Elemente der Metaphysik.

Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium zusammengestellt von

Paul Deussen.

Zweite durch einige Zusätze vermehrte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Würdige und sinnige Konfirmationsgaben.

Für den Lebensweg.

Gedenkblätter zur Erinnerung an den Konfirmationstag von Lic. Dr. **Riemann.** Mit Holzschnitten, Widmungs- und Erinnerungsblättern. In 2 Ausgaben: **Kleine Ausgabe** (ohne die Kunstblätter) gebunden 4 M. **Pracht-Ausgabe** mit 4 Heliogravüren von Prof. Heinr. Hofmann und O. Schulz. Prachtband 9 M.

Allzeit im Herrn.

Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung. Herausgegeben von **B. Rogge,** Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von Karl Gerok. Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 3. Aufl. In Kleinquart. Prachtband 12,50 M.

Auf der Schwelle des Lebens.

Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild u. Widmungsblatt. Geb. 4 M.

Verlag v. Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Didaktik

als Bildungslehre

nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt von

Otto Willmann.

Zweite verbesserte Auflage.

Zweiter Band: **Die Bildungszwecke. — Der Bildungsinhalt. — Die Bildungsarbeit. — Das Bildungswesen.** gr. 8. geh. **Preis 7 Mk. 50 Pf.** — (Preis des completen Werkes **14 Mk.**)

In **Friedrich Kilian's** königl. ung. Universitäts-Buchhandlung in **Budapest** erschien:

Register zu

„Literarische Berichte aus Ungarn“

Band I—IV (1878—1881)

und

„Ungarische Revue“

Band I—XIII (1882—1893).

56 Seiten Lex.-8°. Preis 1 Mark.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 11. — 14. März 1895.

Talleyrand.

Kurz bevor Talleyrand seine staatsmännische Carrière beschloß — er war schon achtzigjährig — sagte er zu Lamartine: „Ich beende bald meine öffentliche Laufbahn. Ich schreibe jetzt an meinen Memoiren; ich schreibe sie wahr!“ Ein solches Wort mußte die Spannung, mit der man der Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten entgegensah, entschieden erhöhen. Der Gedanke war so pikant, daß derselbe Mann, dem man das Voltaire'sche Wort in den Mund legte, die Sprache sei nur eben da, um die Gedanken zu verbergen, nun mit einem male am Ende seines Daseins, gewissermaßen nach seinem Tode, sich zu einem Priester der Wahrheit umgestalten wollte. Endlich erschienen die erwarteten Mittheilungen 1891, überdies verspätet; denn bis zur Veröffentlichung hatte der Staatsmann selbst in seinem Testamente eine dreißigjährige Frist angesetzt, die mit dem Jahre 1868 abgelaufen gewesen wäre, übergroße Aengstlichkeit schob sie noch um dreiundzwanzig Jahre hinaus, sodaß schon eine Menge von Zeitgenossen Talleyrand's in ihren Denknissen zur Sprache gekommen waren, ehe er selbst sich der Nachwelt anvertraute. Aber eben diese Nachwelt fand sich über die erhaltenen Mittheilungen stark enttäuscht; denn sie wiesen wesentliche Lücken auf gerade wo man reichlichste Belehrung erhofft hätte, und vor allem blieb das Kapitel der chronique scandaleuse einer für uns doch immerhin noch so gut wie lebendigen Zeit fast unerörtert. Die größte Enttäuschung erfuhr jedoch der Historiker, der von den Memoiren für den Aus- und Aufbau einer Lebensbeschreibung Talleyrand's eine Fülle von allerhand fertigem Material, von soliden Quadern bis zu graziösen Ornamenten erwartet hatte. So ließ denn eine umfassende, eingehende und vor allem wissenschaftliche Biographie des französischen Staatsmannes bis in die neueste Zeit auf sich warten. Doch hat sich Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden, die sich schon durch eine Biographie der Frau von Staël und durch mehrfache Essays in der Rodenberg'schen „Deutschen Rundschau“ als Kennerin der Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts bewiesen hatte, durch das Studium der ihr für die Rundschau zur Besprechung überwiesenen Memoiren Talleyrand's zur Abfassung einer den Namen des großen französischen Diplomaten tragenden Studie veranlaßt gesehen.*) Eine Studie nennt Lady Blennerhassett selbst ihr Buch, das also nicht darauf den Anspruch machen will, als eine umfassende Biographie angesehen zu werden. Und doch sieht man sehr bald, daß ein sehr, sehr großes Stück Arbeit in diesem Buche steckt, wie auch das im Anhange gegebene Literaturverzeichniß beweist. Trotzdem geben wir der Verfasserin recht, allerdings mit wesentlichem Bedauern. Denn sie würde ihrem Buche sicher einen weniger bescheidenen Titel haben geben dürfen, wenn sie ihm, das doch seinen Leserkreis vorwiegend unter Gelehrten, unter historischen Fachleuten zu suchen hat, auch den gelehrten Apparat mit auf den Weg gegeben hätte. Die, wahrscheinlich von der Verlagsbuchhandlung empfundene Nothwendigkeit der Beschränkung auf einen Band, hat den Wegfall der Anmerkungen zur Folge gehabt. So wird man nur in seltenen Fällen in der Lage sein, das Buch als vollgültige Gewähr anzuziehen. Der Kritik aber fällt es schwer, das Einzelne nachzuprüfen, da man, auch bei gründlicher Kenntniß der Quellen nicht überall weiß, aus welcher das gerade Vorliegende geschöpft ist.

Das Thema ihrer Arbeit, wie es sich der Verfasserin im Laufe des Memoirenstudiums gebildet und nachher an gegentheiligen Anschauungen nur eine pièce de résistance gefunden hat, darf man wol auf Seite IV der Vorrede finden: „Die Mitwelt sah vor allem die Schwächen, die Fehler, die Flecken des Charakters. Die Geschichte blickt auf eine zusammenhängende Politik, in welcher Mäßigung und Klugheit bis zur Größe sich erhoben.“ Welch ein glücklicher Mensch dieser Talleyrand! Trotz seines Klump-

*) Talleyrand. Eine Studie von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. Gr. 8. 12 M.

fußes, der noch ein ganz kleines Gebrechen gegenüber dem andern ist, daß er kein Rückgrat besitzt, macht er Glück, nicht nur bei der gleichzeitigen, sondern auch bei der nachlebenden Damenwelt; wenigstens soweit diese sich schriftstellernd mit ihm beschäftigt!

Man kann nicht leugnen, daß Talleyrand Mäßigung besaß. Als ihm am 24. Januar 1809 der aus Spanien zurückkehrende Imperator — er war infolge eines Gerüchts von Talleyrand's und Fouché's verrätherischen Umtrieben zurückgekehrt — eine Scene machte, wie sie nur die allerbesten Feinde Napoleon's oder ihre Vertreter je erlebt hatten, eine Scene voll Erniedrigung und Schmach für diesen Charakter ohne Charakter, da erzählte er am Abend desselben Tages das ihm widerfahrene Abenteuer bei der Herzogin von Laval in allen schimpflichen Einzelheiten, mit der größten Seelenruhe. „Und alles das hat er gesagt?! Und Sie haben nicht nach einem Scheit Holz, nach ich weiß nicht was gegriffen? Sie haben sich nicht auf ihn geworfen?" rief entsetzt die Herzogin. „Freilich habe ich daran gedacht, aber für so etwas bin ich zu faul!" erwiderte der Gefragte (s. S. 381).

Man kann nicht leugnen, daß Talleyrand Klugheit besaß. Obgleich niemand, dem etwas mehr als der bloße Name des Mannes zu Ohren gekommen ist, an diesem Satze zweifeln wird, so bedarf er doch immerhin einer nähern Beleuchtung. Es war z. B. außerordentlich klug, daß er sich, um von hinten anzufangen, auf soviel Wichtiges im Greisenalter nicht mehr besann. Daß er sich dem neugekrönten Bourbonen Ludwig XVIII. gegenüber „bei Erwähnung eines Ereignisses, wie den Mord (sic!) des Herzogs von Enghien" auf das Nothwendige beschränkte" (S. IV) wird man seinen Umständen angemessen für nothwendig halten können. Wie steht es aber mit dem Ereigniß selbst und Talleyrand's Stellungnahme dazu? Man lese da, um gleich den ganzen Thatbestand zu überblicken von S. 319—325, und frage sich dann, ob man von der politischen Nothwendigkeit zu Gunsten Talleyrand's sich soeben überzeugt habe. Aber noch merkwürdiger steht es doch wol mit dem Verschweigen einer Menge von Thatsachen, von denen einige eine recht beredte Sprache für den verschwiegenen Mann führen? Freilich sind nachher viele davon von andern Leuten auf Grund nicht vernichteter Acten ans rechte Licht gestellt worden. Wie wird uns jene Frage von der wohlwollenden Biographin beantwortet? „Solche und ähnliche Beispiele brachen der Einsicht Bahn, daß Talleyrand auch da, wo er nicht absichtlich schwieg, zu vieles erlebt hatte, um über Einzelnes Rede zu stehen. Feudalherr, Kleriker, Finanzmann, Oekonomist, Bischof, Volksvertreter, Gesetzgeber, Mitbegründer eines Schisma, diplomatischer Agent, Flüchtling, Verbannter, Speculant in Neuyork, Akademiker in Paris, von einem Papste excommunicirt, von einem andern Papste säcularisirt, Minister des Directoriums, des Consulats und der beiden Restaurationen, zweimal Botschafter, einmal Regent, Jünger von Montesquieu, Zeitgenosse von Turgot, College von Thiers, hat Talleyrand im Laufe seines vierundachtzigjährigen Lebens fast alle Wandlungen menschlicher Schicksale erfahren." (S. IV.) Infolge dessen konnte sich der Greis nicht auf alles in seinem reichen Leben Vorgegangene besinnen, selbst nicht auf manches Gute, was glücklicherweise für spätere spürige Historiker in gewissen Acten aufbewahrt blieb. Ein günstiger Zufall, im übrigen verbunden mit der bevorstehenden Beseitigung Napoleon's im Jahre 1814, ließ den patriotischen Mann während seiner thatsächlichen Regentschaft zukünftige Urtheile mit Vernichtung compromittirender Urkunden vorbereiten. Warum geschieht dessen von Lady Blennerhassett so wenig Erwähnung? Ingleichen steht die Thatsache fest, daß Talleyrand, um auf die nächstbenachbarte Zeit zu kommen, von dem stürzenden Napoleon in den Regentschaftsrath berufen, die fliehende Kaiserin Marie Louise mit scheinbar gutem Willen begleitete, an der Barrière der Stadt aber sich durch bestellte Leute gewaltsam zurückhalten ließ und gleich einem Souverän am selben Tage den Kaiser von Rußland in seinem Hause empfing. Auf S. 418 ist von solchen Dingen nichts zu lesen; bei diesem Gegensatze zu der sonstigen Ueberlieferung der Thatsachen bedarf der einigermaßen kundige Leser einer unterrichtenden Controverse. Für die Klugheit Talleyrand's würden, unserer Auffassung entsprechend, eine genügende Anzahl von Belegen gegeben sein, der übrigens noch recht viele hinzugefügt werden könnten. Es mag nur noch auf die Nacht vom 20./21. Juni 1789 hingewiesen werden — ich schließe mich dabei der überzeugenden Datirung der Verfasserin an —; in dieser Nacht bot in, man möchte sagen erzwungener, Audienz, Talleyrand dem Könige einen Staatsstreich an, im gemäßigt constitutionellen Sinne allerdings, mit sich selbst als Minister. Als der König ablehnte, hatte Talleyrand auch schon seine Wahl getroffen: „sons peine de la folie, il fallait à penser à soi" (S. 76).

Nun ist man berechtigt, bei dieser Mäßigung und Klugheit auch eine gewisse Größe des Mannes vorauszusetzen. Es ist dem Referenten thatsächlich nicht gelungen, nicht sowol in der Darstellung der Verfasserin, als in dem objectiven von ihr gegebenen Thatbestande die aus der Mäßigung und Klugheit sich ergebende Größe ausfindig zu machen. Den Referenten auf die entsprechende Spur zu bringen, ist der Verfasserin trotz eines auf alle Fälle äußerst geschickt gruppirten und fleißigst zusammengetragenen Materials nicht gelungen. Abgesehen von Napoleon selbst, überglänzen ihr Lichtbild für die nähere Vergangenheit, ein selbstloser Staatsmann wie Friedrich der Große, und für eine spätere Zeit der Gigant einer objectiven Wahrheitspolitik: Bismarck. Aber auch was die Zeit Talleyrand's selbst betrifft, muß man eine Lanze brechen für den Mann, dem trotz allem nach unserer Ansicht ein Talleyrand nicht das Wasser reichte. Soweit unsere Kenntniß einer doch noch fast auf lebendige Quellen zurückzuführenden Periode reicht, ist man versucht in einer

für Talleyrand immerhin noch günstigen Form der Beurtheilung zu sagen: Talleyrand — Lump und Talent; Mirabeau — Lump und Genie! Abgesehen nun davon, daß der eine aus kühlberechnender Ueberzeugung, der andere aus einer auf entsetzlichsten Verhältnissen sich gründenden Nothwendigkeit seine Ehre wegwarf, kann man auch persönlich nicht umhin, Mirabeau den Vorzug zu geben. Damit steht Referent im Gegensatz zu den bei einer Erhebung Talleyrand's fast nothwendigen Herabsetzungen Mirabeau's (s. S. 69 und 84). Man vergleiche damit die Stellungnahme Talleyrand's und Mirabeau's zu den sogenannten Nationalgütern, und frage sich, was diese Stellungnahme bei dem einen und bei dem andern veranlaßt hat! Es mag dabei darauf hingewiesen sein, daß Talleyrand's bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Hoffnungen für die von ihm selbst beantragte Säcularisation der geistlichen Güter und auf die dadurch hervorgerufene Hebung des Landbaues durchaus unbegründet waren; Hoffnungen, denen derselbe in allen nationalökonomischen Fragen so wohlbewanderte Talleyrand mit Entschiedenheit sich geradezu hätte widersetzen müssen. Die von Boris Minzes im vierten Bande der von Dr. Ludwig Elster herausgegebenen „Staatswissenschaftlichen Studien" vom Jahre 1893 gebotenen Nachweise haben actenmäßig festgestellt, daß nicht der Kleinbauer, sondern der städtische Kapitalist oder der machthabende Jakobiner sich in den Besitz der säcularisirten oder mediatisirten Herrschaften setzte.

Doch wollen wir gern der Verfasserin in einem Punkte recht geben: vor dem vaterländischen Abenteurer Napoleon hatte Talleyrand trotz aller großen Fehler und Schwächen zweierlei voraus: eine Stärke und eine Tugend; er war kein Emporkömmling, sondern, wenigstens in seinen Sitten und gesellschaftlichen Anschauungen, ein Aristokrat, der an seinem gigantischen Gebieter vornehmlich zu tadeln fand, daß er so schlecht erzogen sei, und der die berühmte Erklärung abgab, daß der, leider durch Kanonen nicht niederzukartätschende feine Takt ein persönlicher Gegner Napoleon's sei. Talleyrand war aber vor allem auch Patriot und Franzose durch und durch. Er hat in Napoleon zunächst mit Freuden den Mann gesehen, der Frankreich zur Herrscherin in Europa erhob; er hat dann, freilich nur heimlich, aber schließlich doch mit Erfolg gegen die grenzenlose Eroberungspolitik Napoleon's frondirt. Von ihm geht das von Lady Blennerhassett zuerst auf S. IV und nachher oft erwähnte Princip aus, daß Frankreich sich mit seinen natürlichen Grenzen zu begnügen habe. Als Patriot hat er Frankreich in allem Wechsel der eigenen und der europäischen Politik mit bewunderswerther Klugheit und einer einzigen, ihm aus dessen ganzer Entwickelung resultirenden Folgerichtigkeit unterstützt, durch alle möglichen Zeitläufte, durch alle möglichen Regierungen, durch alle mögliche Wandlungen seines Selbst.

Je mehr die Kritik, von einem principiell ganz andern Standpunkte ausgehend, sich im Gegensatz zu dem vorliegenden Buche gestellt hat, so bereit ist sie anzuerkennen, daß ein solches Buch nicht umsonst geschrieben worden und Fachleuten, wenn schon immer mit der Eingangs erwähnten Beschränkung zu empfehlen ist. Referent hält das vorliegende Buch für einen entschieden nützlichen Beitrag zur Geschichte des scheidenden 18. und des durch eben Talleyrand so stark beeinflußten ersten Viertels unseres Jahrhunderts.

Zu tadeln ist, außer einigen dem Corrector nicht zuzuschreibenden grammatischen Fehlern (z. B. S. IV, 32, 57, u. sonst), die ganz sonderbare Sucht, mit Fremdwörtern, namentlich mit sonst ganz ungebräuchlichen, dem Ausdruck ein hochvornehmes Parfüm zu geben. Siehe S. 54: „Eine arbiträre Etikette verzieh er ebenso wenig als (wie!) eine verkehrte Finanzwissenschaft." S. 124: „Das Idol der Revolution . . . warf dem letzten der Cäsaren ein ganzes Volk gebunden vor die Füße und der Despotismus der egalitären Centralisation. . . ." S. 321 findet sich für das im Deutschen ja gar nicht so ungeläufige „Auslieferung" „Extradition" (!), auf der folgenden Seite hat „Chaptal über den Vorgang nur die enigmatischen (!) Worte". Wer soll denn solches geschmacklose Kauderwelsch noch verstehen?

Konrad Sturmhoefel.

Aus der neuern Geschichtschreibung.

Die an dieser Stelle schon wiederholt hervorgehobene Neigung der neuern Geschichtswissenschaft zu zusammenfassenden Gesammtdarstellungen scheint von Bestand zu sein. Nicht als ob sie die frühere fast alleinherrschende Specialforschung völlig in den Hintergrund gedrängt hätte; vielmehr entwickelt sich auch diese nach wie vor in erfreulicher und fruchtbarer Weise. Wol aber macht sich neben ihr in stets wachsendem Grade das Bestreben geltend, von den Einzelforschungen und Einzelergebnissen zu einer historischen Gesammtanschauung der ganzen Weltgeschichte oder einzelner großer Perioden derselben aufzusteigen. Daß dieses Bestreben aber auch bei weitern Kreisen des gebildeten Publikums mehr und mehr Theilnahme und Verständniß findet, zeigt nichts deutlicher, als die Thatsache, daß diese zusammenfassenden, im besten Sinne populären geschichtlichen Werke dauernd guten Absatz finden, so daß immer neue Auflagen erforderlich werden. Ganz besonders gilt das von den historischen Darstellungen, welche dem Verständniß des Lesers durch einen reichen bildlichen Apparat entgegenkommen. Wie die von

der Grote'schen Verlagsbuchhandlung veranlaßte und von Oncken herausgegebene „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" sich einen dauernden, ehrenvollen Platz in unserer historischen Literatur errungen hat, so auch die Stacke'sche „Deutsche Geschichte" und die Spamer'sche „Illustrirte Weltgeschichte", welche, nicht zwar in Bezug auf Umfang und erschöpfende Vollständigkeit, wol aber in Bezug auf Art, Wesen und Anlage eine gewisse Aehnlichkeit mit dem großen Grote'schen Unternehmen besitzen. Es wird daher von allen, welche an der Entwickelung dieser Richtung der deutschen Geschichtschreibung lebhaftes Interesse nehmen, freudig begrüßt werden, daß von der großen Spamer'schen „Illustrirten Weltgeschichte" ein weiterer (der siebente) Band in der dritten, stark vermehrten und gründlich überarbeiteten Auflage erschienen ist.

1. Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Otto Kaemmel und Dr. Konrad Sturmhoefel. Dritte völlig neugestaltete Auflage. Siebenter Band: Illustrirte Geschichte der neuern Zeit. Dritter Theil: Vom Verfall der bourbonischen Macht bis zum Beginn der großen französischen Revolution. In dritter Auflage bearbeitet von Professor Dr. Otto Kaemmel. Mit 465 Textabbildungen sowie 34 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer. 1894. Gr. 8. 10 M.

Die reichbewegte und politisch wie culturhistorisch gleich interessante Epoche vom Ausgang des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, deren Mittelpunkt das Zeitalter Friedrich's des Großen bildet, wird uns hier in einer formell wohl abgerundeten und inhaltlich sehr zuverlässigen neuen Darstellung geboten. Der aus den frühern Bänden des Werkes den Lesern rühmlich bekannte Verfasser hat es sich, dem Programme des ganzen großen wissenschaftlichen Unternehmens entsprechend, angelegen sein lassen, alle Seiten des vielgestaltigen Völkerlebens der Epoche gleichmäßig in den Bereich seiner Betrachtung zu ziehen und namentlich neben den diplomatischen und kriegerischen Verwickelungen, der eigentlich politischen Geschichte, den Aeußerungen des Culturlebens der Völker eingehende und liebevolle Aufmerksamkeit zu schenken. Eine gerechte, die Grenzen des Erreichbaren berücksichtigende Beurtheilung wird dabei anerkennen dürfen und müssen, daß der Verfasser sich in der überaus reichen, für einen Einzelnen kaum zu erschöpfenden Literatur über die Epoche ausreichend umgesehen hat, um die Darstellung im großen und ganzen durchaus auf den heutigen Standpunkt der Forschung zu bringen. Namentlich habe ich mich durch zahlreiche Stichproben überzeugt, daß der sorgsame und gewissenhafte Verfasser die großen Ergebnisse, welche die moderne Forschung auf dem Gebiete der Geschichte des Zeitalters Friedrich's des Großen gewonnen hat, vollkommen beherrscht und in einer für den vorliegenden Zweck völlig ausreichenden Weise verwerthet hat. Freilich wird diese Nachprüfung wie überhaupt die Benutzung durch den Fachmann dadurch nicht unerheblich erschwert, daß der Plan des Werkes die Beigabe jedes gelehrten Apparates, d. h. aller Quellen- und Literaturnachweise ausschließt. Nun ist es ja gewiß richtig, daß für Darstellungen, welche im wesentlichen populären Zwecken dienen wollen, dieser gelehrte Apparat als überflüssig und daher bei der Lektüre störend empfunden werden kann. Auf der andern Seite aber ist doch das Fehlen desselben für den Fachmann und auch für den Lehrer, der sich über einige ihn besonders interessirende Einzelfragen näher unterrichten will, ein sehr großer Nachtheil, zumal wir eben an zusammenfassenden Darstellungen größerer Epochen keineswegs Ueberfluß haben. Die Verfasser anderer, ähnlichen Zwecken dienenden Werke sind daher, um beiden Theilen, dem großen Publikum wie dem Fachmann und Lehrer gerecht zu werden, auf den sehr glücklichen Gedanken gekommen, solchen populären zusammenfassenden Darstellungen zwar einen gelehrten Apparat in Form von Anmerkungen beizugeben, diesen aber von der eigentlichen, kunstmäßig abgerundeten Darstellung völlig zu trennen und in einen Anhang zu verweisen, den dann nur derjenige neben der Darstellung heranzuziehen und zu benutzen braucht, der es will. Ich würde glauben, daß sich der Leserkreis des vortrefflichen Werkes nach der bezeichneten Richtung noch weiter vermehren ließe, wenn bei hoffentlich recht bald erforderlich werdenden weitern Auflagen dieser bei andern Werken, z. B. in vielen Bänden der Oncken'schen „Allgemeinen Geschichte" eingeführte Brauch auch hier zur Anwendung käme. Wir wünschen dies um so mehr, als eben die Darstellung selbst so sorgfältig und zuverlässig gearbeitet ist, daß sie auch für den Fachmann und namentlich für den Geschichtslehrer zur vorläufigen Orientirung über eine große, ihm minder bekannte Epoche vollkommen ausreichend wäre, wenn ihm die Benutzung durch Beigabe eines gelehrten Apparates erleichtert würde.

Ganz ebenso uneingeschränktes Lob wie die Darstellung verdienen die illustrativen Beigaben, mit denen die Verlagsbuchhandlung auch diesen Band, wie alle frühern und nach denselben vortrefflichen Grundsätzen wie diese überreich ausgestattet hat. Die Illustration ist hier nicht, wie das bei ältern Werken dieser Art wol der Fall war, eine willkürliche und dem Zufall überlassene Beigabe des Textes, die mit diesem nur in losem Zusammenhange steht, sondern sie ist gleichsam eine nach dem Vorgange der Oncken'schen „Allgemeinen Geschichte" hergestellte fortlaufende Ergänzung und Erläuterung des Textes durch bildliche Veranschaulichung der in diesem dargestellten historischen Vorgänge und Zustände. Die einzelnen Abbildungen sind auf mechanischem Wege hergestellte, das Original mit absoluter Treue wiedergebende Reproductionen der gleichzeitigen bildlichen Quellen, Porträts, Städtebilder, Siegel, Denkmünzen u. s. w., welche zum großen Theil aus den gleichzeitigen periodischen Schriften und Literaturwerken entnommen sind und außer-

ordentlich viel dazu beitragen, die geschilderte Epoche der Anschauung und dem Verständniß des Lesers näher zu bringen.

Wenden wir uns nun von den Darstellungen der allgemeinen Weltgeschichte zu denen unserer nationalen Geschichte, so möchte ich an erster Stelle die Uebersetzung eines englischen Buches erwähnen, nicht wegen der wichtigen neuen historischen Aufschlüsse, die es uns bringt, auch nicht wegen der allgemeinen historischen Bedeutung, die es in Anspruch nehmen kann, sondern wegen der Eigenart seines Verfassers und seiner Auffassung. Das Werk, um das es sich handelt, ist, wenngleich seinem Inhalte nach historisch, doch in erster Linie mehr ein literarisches als ein historisches Denkmal. Der Verfasser, der große englische Schriftsteller und Socialreformer Charles Kingsley, ist nicht eigentlich das, was wir einen Fachhistoriker nennen, dessen geschichtliche Anschauungen auf tiefeindringenden eigenen Forschungen beruhen, er betrachtet und verwerthet die Geschichte mehr in dem socialethischen Sinne, der seine ganze Weltanschauung beherrscht, als um ihrer selbst willen. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber hat das Buch seinen eigenthümlichen und eigenartigen Werth, der die Bekanntschaft mit ihm vielen Lesern zu einer sehr genußreichen machen wird:

2. Römer und Germanen. Vorträge, gehalten an der Universität Cambridge von Charles Kingsley. Mit einer Vorrede von Professor Dr. F. Max Müller. Autorisirte Uebersetzung nach der neunten Auflage des Originals von Marla Baumann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1895. Gr. 8. 4 M.

Die Vorträge, welche diesem Büchlein zu Grunde liegen, haben, trotzdem sie fachwissenschaftlich historisch kaum auf einen hervorragenden Werth Anspruch machen können, vielmehr oft den energischen Widerspruch des Fachhistorikers hervorrufen mußten, in England seiner Zeit großes Aufsehen gemacht, und dieses Interesse hat sich auch gegenüber der Buchausgabe bewährt, wie schon die große Zahl der Auflagen beweist. Das Buch ist mit allen seinen Vorzügen und Schwächen ein echtes Kind Kingsley'schen Geistes, packend und mit dichterischer Gewalt geschrieben, vorwiegend dichterisch und moralphilosophisch auch in seinem Inhalt und seiner Auffassung. Der Gegenstand, den es behandelt, ist der Untergang des römischen Reiches durch das Vordringen der germanischen Völkerstämme; aber dieser gewaltige Vorgang wird nicht in ruhiger, wissenschaftlicher Folge in seinem ganzen Verlaufe geschildert, sondern gleichsam von einer hohen Warte aus als ein moralphilosophisches Problem mit dichterisch-dramatischer Lebendigkeit mehr betrachtet, als dargestellt. Das alles Beherrschende sind die großen, ethischen Gesichtspunkte, ist die Darlegung des Kampfes zwischen einer durch ihre sittliche Fäulniß dahinschwindenden und absterbenden Cultur mit einer noch rohen, ungebändigten, fast kindlichen, aber noch unverdorbenen Kraft. Das Auge des Verfassers ist gleichsam immer darauf gerichtet, die Wege der Vorsehung zu entdecken, auf denen sie diesen Kampf zum Wohle der Menschheit einer Lösung entgegenführt. Dabei treten dann inmitten dieses großen dichterisch-philosophischen Gemäldes auch kleinere Einzelbilder auf, die kulturhistorisch von hohem Interesse und, auch da, wo sie den Widerspruch herausfordern, in hohem Grade anregend und belehrend sind, freilich nur für den, der mit dem wahren historischen Hergange der Dinge schon einigermaßen vertraut ist. Als Denkmal des Kingsley'schen Geistes und der Kingsley'schen Weltanschauung ist das Buch aber, wie auch Max Müller in der warm geschriebenen Vorrede hervorhebt, von ganz hervorragendem Werth, so daß wir der Uebersetzerin nur Dank wissen können, daß sie uns Deutschen die Kenntniß dieser höchst eigenartigen Schrift vermittelt und erleichtert hat.

Kehren wir danach wieder zu den historischen Büchern im eigentlichen und engern Sinne zurück, so können wir zunächst mit Freude berichten, daß eine der besten populären Gesammtdarstellungen der engern preußischen Geschichte eine neue Auflage erlebt hat. Es ist das das Werk:

3. Preußische Geschichte. Von William Pierson. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. Gr. 8. 10 M.

welches sich schon in seinen frühern Auflagen als ein zuverlässiger und umsichtiger Führer durch die vaterländische Geschichte viele Freunde erworben hat. Der Verfasser hat es sich, wie in jeder neuen, so auch in dieser sechsten Auflage, angelegen sein lassen, die Ergebnisse der modernen Forschung für seine Neubearbeitung umfassend zu verwerthen, so daß die Darstellung an vielen Stellen tiefgreifende Aenderungen erfahren hat, ohne daß jedoch dadurch die Grundrichtung und wissenschaftliche Gesammtanschauung dabei sich umgewandelt hätte. Der Standpunkt, von dem der Verfasser die historische Entwickelung überschaut, bleibt auch der neuern und neuesten Geschichte gegenüber vornehm ruhig und besonnen und läßt zugleich einen weiten Blick auf geschichtlichem Gebiete und eine verständige und gemäßigte Grundanschauung in politischer Hinsicht erkennen. Als diese Grundanschauung wird man eine allgemeine patriotische und politisch gemäßigte, etwa dem Standpunkte der heutigen Mittelparteien entsprechende bezeichnen dürfen, doch läßt die Darstellung immer und überall das wohlthuende Streben erkennen, auch dem Gegner der eigenen Anschauung gerecht zu werden. Im ganzen darf jedenfalls auch diese neueste Auflage des altbekannten Werkes als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnet werden.

Speciell für die allerneueste preußische Geschichte, namentlich für die der preußischen Verwaltung, bringen einen gerade durch ihre Einzelheiten sehr interessanten Beitrag die Lebenserinnerungen eines höhern preußischen Verwaltungsbeamten, welche unmittelbar nach seinem Tod aus seinem Nachlasse veröffentlicht worden sind.

4. Erinnerungen eines preußischen Beamten von A. Ernst von Ernsthausen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1894. Gr. 8. Geb. in Leinw. 8 M.

Der Verfasser war der Reihe nach in verschiedenen höhern Verwaltungsposten Preußens, zeitweise auch des Reiches, thätig und hat in dieser amtlichen Eigenschaft bei ernstem Streben und tüchtigen Leistungen auf dem Gebiet der Verwaltung sich eine umfassende Kenntniß von Land und Leuten sowol im Westen als im Osten der Monarchie verschafft, deren Hauptergebnisse er zugleich mit der Schilderung seiner eigenen Thätigkeit in diesen Erinnerungen niedergelegt hat. Man darf dabei nicht etwa erwarten, wichtige Aufschlüsse über Vorgänge in der hohen Politik zu erhalten, welche der Verfasser auf Grund seiner einflußreichen Stellungen hätte geben können; vielmehr liegt der Hauptwerth und Hauptreiz der lebendig und anregend geschriebenen Erinnerungen gerade in den Detailmalereien local begrenzter Vorgänge und Verwaltungsmaßnahmen, welche in ihrer Art gleichsam als typisch für preußische Zustände und für die preußische Verwaltung betrachtet werden können und einen sehr anschaulichen Einblick in den Mechanismus der Verwaltung, ihre Leistungsfähigkeit auf den verschiedenen Gebieten ihres Wirkens u. dgl. m. eröffnet. Dazu kommt dann noch das erfrischende und erfreuende Element persönlicher Erinnerungen und Erlebnisse auf allen Gebieten des geistigen, geselligen, künstlerischen und allgemein culturellen Lebens unserer Zeit, welche der Verfasser in anmuthigem Plauderton in diese Aufzeichnungen verflochten hat. Dabei ist dann, wie das bei Veröffentlichungen, die ursprünglich zunächst für die Familie und den Freundeskreis des Verfassers bestimmt sind, zumeist der Fall ist, auch manche Einzelheit etwas eingehender behandelt worden, als es bei einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Buche angezeigt erscheint; so hätten z. B. die zum Theil etwas kindlichen Schilderungen kleiner und kleinster Vorgänge aus der Zeit des Corpsstudentenlebens, welche sich bis in die geringfügigsten Mensureinzelheiten verlieren, wol besser wegbleiben können. Aber bei der Fülle interessanten und für die Beurtheilung unserer modernen Verwaltungsgeschichte hochwichtigen Materials, welches die Schrift im übrigen bietet, wird man auch diese zuweilen etwas winzigen Schnitzel und Späne allenfalls mit in den Kauf nehmen können.

Georg Winter.

Zur religiösen Literatur.

Ein Stück Kirchengeschichte, und zwar aus der neuesten Zeit, gibt uns ein Büchlein, dessen Titel dies kaum errathen läßt:

1. Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen. Bremen, M. Heinsius' Nachf. 1894. 8. 4 M.

Es ist das ein Büchlein, so frisch und lebensvoll, daß es eine wahre Lust ist, sich darein zu vertiefen. Die in dem alten Wupperfeld verlebte Kindheit, das Aelternhaus, das Leben und Treiben in der heimatlichen Gemeindeschule und dann in der barmer Stadtschule, die Feste und Spiele, welche die dort verbrachten Jahre vergoldeten, die Erziehungszeit in Flamersheim, und weiter die Gymnasialzeit in Münstereifel und Duisburg, sie könnten gar nicht sinniger, gar nicht anziehender und liebenswürdiger geschildert werden, als hier geschieht. Ernstere Töne werden, wie natürlich, in dem Abschnitt angeschlagen, welcher der Bonner Universitätszeit und der ersten Wirksamkeit im Institut zu Neuwied gewidmet ist. Aber auch die aus diesen Jahren entworfenen Bilder sind nicht minder reizvoll, ja sie haben vor den andern das voraus, daß sie in ihren Rahmen Personen und Vorgänge einschließen, die noch viel mehr als ein blos individuelles Interesse in Anspruch nehmen. Wenn wir von einem Stück Kirchengeschichte sprachen, das in unserm Büchlein gegeben werde, so hatten wir gerade diesen Abschnitt im Auge, der denn auch nach seinem äußern Umfang dem innern Werth entspricht. Bonn war in den vierziger und noch zu Anfang der funfziger Jahre die deutsche Universität, die durch ihre theologischen Lehrkräfte unbestritten den ersten Rang einnahm. Niemals vorher oder nachher hat eine Hochschule so viel hervorragende Gottesgelehrte zu vereinigen verstanden. Während in den andern Facultäten Männer wie E. M. Arndt, Dahlmann, Sell thätig waren, wirkten in der theologischen Richard Rothe, J. A. Dorner, Hasse, Bleek, Krafft, Steinmeyer, J. P. Lange, L. Diestel, Albrecht Ritschl. Der Letztere übte, als der Verfasser unserer „Jugenderinnerungen" nach Bonn kam, nur erst die bescheidene Thätigkeit eines Privatdocenten aus. Aber für die, welche ihm näher traten, blieb es schon nicht verborgen, daß dieser damals kaum Dreißigjährige noch einmal den Anstoß zu einer mächtigen Geistesbewegung geben werde. Unser Biograph fühlte sich dem ältern Genossen bald als trauter Freund verbunden, und alles, was er nun über den später so berühmt gewordenen Gelehrten mitzutheilen weiß, muß jedem, der die Bedeutung dieses Mannes zu würdigen versteht, als Beitrag zu dessen Werdegang hochwillkommen sein. „Unter seinen Auspicien", schreibt der Verfasser, „bin ich auf die Universität gekommen, und er sollte mir später den theologischen Ariadnefaden reichen, der mich aus dem Labyrinth der Kritik, der metaphysischen Speculation und der leidenschaftlichen Parteikämpfe heraus allein zu dem historischen Christus führte, als dem, der in seinem thätigen Berufsleben, in seinem Sterben und Auferstehen als der Eingeborene des Vaters voller Gnade und Wahrheit sich erwiesen und den Welt-

zweck Gottes verwirklicht hat, indem er in seiner Gemeinde das Reich Gottes stiftete, in ihr den Namen des Vaters auf Erden verklärte, die Seinen mit Gott versöhnte und ihnen das Erbe des ewigen Lebens sicherte."

Für die Art, wie der Verfasser zu erzählen versteht, möge eine köstliche Anekdote zur Probe dienen. Als die rheinische evangelische Kirche noch eine Kirche unter dem Kreuze war, leisteten die reichen Niederlande den armen, rheinischen Gemeinden dieselben Dienste, die heute der Gustav-Adolf-Verein übernommen hat. Holland war die Mutter der rheinischen Diaspora. So ging denn auch einst ein rheinischer Pfarrer nach Amsterdam, um dort für seine Gemeinde zu collectiren. Nach üblicher Sitte mußte er am Sonntag predigen, da er des Holländischen mächtig war. Er wählte zum Text die Erzählung von dem Scherflein der Witwe. In der Predigt führte er aus, daß in Gottes Augen ein Gulden, mit willigem Herzen gegeben, werthvoller sei, als tausend Gulden mit widerstrebendem Herzen. Da kam er nun am andern Morgen zu einem reichen holländischen Kaufmann und wurde freundlich empfangen. Es entspann sich folgendes Gespräch, das wir aus mangelnder Kenntniß des Holländischen in Duisburger Plattdeutsch hier wiedergeben. „Domine", sagte der Kaufmann, „ek bön gestern bi Ju in der Keerken gewesen on hef Uer Predigt hört. Se het mi well gefallen, mar se war to kort. Ju heft gestern seggt, düsend Gülden nich von Harten gewen, wären nich so god, als en Gülden, de williklich gegewen wär. Hie heb ek en der eenen Hand enen Gülden, den ek von Harten willik gewe, on en der andern Hand sind düsend Gülden, de to gewen mi sehr swer ward. Nu, Domine, könnt Ju wählen." — „Mynher", erwiderte der Pfarrer entschlossen und klug, „da ek no Uerem Wellen to wählen hev, so segg ek: gevt Se mi beide. De düsend Gülden sind woll wenig werth, mar de eene Gülden es so werthvoll on good, dat hei de düsend slechten met dörtrecken kann". Mynher lachte herzlich, und gab mit beiden Händen.

Wesentlich religionsgeschichtlichen Inhalts ist auch ein gediegenes Schriftchen, das mit der Entwickelung der kirchlichen Dinge im Laufe unseres Jahrhunderts sich beschäftigt:

2. Die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte. Von Theodor Brieger. Akademische Rede. Zweite Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs' Verlag. 1894. Gr. 8. 50 Pf.

Die akademische Rede, die uns hier im Druck vorgelegt wird, ist von dem Verfasser als Prorector der Universität Leipzig zur Feier des letztverflossenen Geburtstags König Albert's in der Aula gehalten. Brieger, der verdiente Herausgeber der „Zeitschrift für Kirchengeschichte", geht darin von der Thatsache aus, daß die evangelische Christenheit des ausgehenden 19. Jahrhunderts im ganzen so unterrichtet wird, wie die aus der Blütezeit der Orthodoxie, und so unterrichtet wird, obgleich der stolze Restaurationsbau, den für etwa zwei Menschenalter erneuert zu sehen unserm Jahrhundert beschieden war, auf derselben wankenden Grundlage errichtet wurde, auf der die Orthodoxie des 17. Jahrhunderts ihren ursprünglichen Bau aufführte und diese Grundlage, die einzig und allein den Bau zu tragen vermochte, bereits so rissig war und überall abbröckelte, daß die eigenen Baumeister sich bald genöthigt sahen sie aufzugeben. Denn, wie die Vorrede erinnert, lautete schon vor sechsunddreißig Jahren der Spruch des bedeutendsten unter den rostocker Theologen, Dieckhoff's, über diese Grundlage: „Unhaltbar", und zwar deshalb, weil man bei dem Festhalten an ihr „der negativen Kritik nicht mächtig werden könne." Und nicht lange nachher hat Kahnis seinerseits festgestellt, daß „die Inspirationslehre der orthodoxen Zeit längst, und zwar nach einstimmigem Urtheil aller Sachkundigen, mit Recht gefallen sei". Das Flickwerk aber, welches man an die Stelle der altorthodoxen Grundlage zu setzen unternahm — darin wird man Brieger recht geben müssen — hat seitdem der Kritik ebenso wenig standzuhalten vermocht, das will sagen: es ist zerstört worden in nothwendiger Folge unseres wachsenden geschichtlichen Verständnisses der Heiligen Schrift, und es gilt deshalb ein neues zu pflügen. Daß Brieger's Auffassung selbst von Vertretern der strengconfessionellen Richtung getheilt wird, beweist Frank in Erlangen, wenn er im Blick auf den „Vorsprung" und das relative „Recht" der „die Schrift kritisch zersetzenden" Gegner es beklagt, daß „man bei der Rückkehr zum Glauben und zur Theologie der Väter Dinge aufgegriffen, deren Unhaltbarkeit sich dann sehr bald herausstellte", wie z. B. „die Lehre von der Inspiration", die so, wie sie von unsern alten Dogmatikern ausgebildet worden ist, nicht aus gläubigem Verständniß der Schrift, sondern aus schlechten „rationalistischen Reflexionen stammt". „Je genauer wir die Schrift durchforschen, und zwar ohne etwa dem supernaturalen Charakter der Heilsgeschichte zu widerstreben, desto weniger können wir bei derjenigen Bestimmung ihrer Infallibilität stehen bleiben, wie sie in unserer Kirche und Theologie hergebracht ist." Freilich wird nach Frank damit „einer der heikelsten Punkte in der Lage der gegenwärtigen Theologie" berührt, und „unsere gläubigen Laien, ohnehin vielfach und mit Recht mistrauisch gegen die gelehrte Theologie, werden schwer daran gehen, die unter der Herrschaft der alten Inspirationslehre eingesogenen Vorstellungen zu modificiren". Aber liegt nicht gerade darin die dringende Aufforderung, sie über die Haltlosigkeit der längst und einstimmig aufgegebenen Lehre aufzuklären, dringend namentlich für die im Rufe der Kirchlichkeit stehenden Theologen, weil sie in diesen Kreisen das größte Ansehen genießen?

Daß das nicht geschieht, oder nur halb geschieht, werden wir mit Brieger billig zu beklagen haben, aber ihm auch darin beistimmen, daß es wahrlich kein Zufall ist, wenn die gesammte theologische Wissenschaft der Gegenwart — abgesehen von den spärlichen Ueberresten der

Repristinationstheologie auf der einen Seite und von der sogenannten liberalen, den Faden unfruchtbarer Speculation fortspinnenden Theologie auf der andern — keine wichtigere Aufgabe kennt als die, die Frage nach dem Grunde der Glaubensgewißheit befriedigend, d. h. im evangelischen Sinne, zu lösen; zu zeigen, wie Glaube und Wort Gottes zusammengehören, nicht wie ein Vorgeschriebenes und die Vorschrift, sondern wie persönliches Leben und die Gottesmacht, die es geweckt hat, es nährt und erhält, wie daher diese Gottesmacht allein eine Autorität für den Glauben sein kann, da er sie im Innersten seines Innern als solche erfahren hat.

Es sind tiefeinschneidende Erwägungen, welche Brieger anstellt, und mögen immerhin einzelne seiner Sätze anfechtbar sein, das Ganze seiner Ausführungen verdient die ernsteste Beachtung. Wie er selbst nicht, so wird niemand erwarten, daß die Kirche, nachdem so viel gesündigt ist intra muros et extra, die ihr Entfremdeten, soweit sie überhaupt religiös zugänglich sind, von heute auf morgen wiedergewinnen kann. Nur wird das niemand, der dazu berufen ist, abhalten dürfen, seine Stimme zu erheben, vielmehr soll es einen um so stärkern Grund abgeben, das aus der Geschichte der Vergangenheit Gelernte für Gegenwart und Zukunft nutzbar zu machen. Möchte doch deshalb von rechts und links beherzigt werden, was unser Kirchenhistoriker am Schluß der Vorrede sagt: „Es ist die Gewissensnoth, welche der wissenschaftlichen Theologie der Gegenwart ihre Aufgabe gestellt hat, das Bedürfniß nach Freudigkeit statt steter Furcht und Beklemmung, das Bedürfniß zu siegen, statt Niederlage auf Niederlage zu erleben, und nicht zuletzt das Erbarmen mit denen, welchen die alt- oder neuorthodoxe Unterweisung noch immer ein Hinderniß wird auf dem Weg zum Evangelium von Jesu Christo."

Einem geschichtlichen Interesse möchte auch eine Monographie dienen, die den Stifter der Brüdergemeinde zum Thema hat:

3. Die Jugend Zinzendorf's im Lichte ganz neuer Quellen. Von Gneomar Ernst von Natzmer. Eisenach, M. Wilckens. 1894. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Der Verfasser, dessen Vorfahren der Familie Zinzendorf's einst nahe gestanden haben, hat mit großem Fleiß und äußerster Sorgfalt quellenmäßiges Material zusammengestellt, um den Beweis zu erbringen, daß die schon früher aus der Feder des Grafen bekannt gewordenen handschriftlichen Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Halle und Wittenberg und die dort erfahrene Behandlung, insbesondere seitens seines langjährigen Hofmeisters, keineswegs nur ein durch individuelle Stimmungen getrübtes und deshalb einseitiges Bild, sondern objective Wahrheit liefern. Verfasser konnte für seinen Zweck aus Zinzendorf's Studienzeit etwa 70 Briefe von dessen Aeltern, sowie die Tagebücher benutzen, welche jener als Jüngling geführt hat. Danach läßt sich nun nicht mehr leugnen, daß die Zustände in August Hermann Francke's berühmtem Pädagogium zu jener Zeit keineswegs in allen Stücken mustergültig gewesen, vielmehr recht unpädagogische Misgriffe mit untergelaufen sind, unter denen Zinzendorf schwer zu leiden hatte. Und ebenso überzeugend wird durch von Natzmer der Nachweis geliefert, daß der Hofmeister des Grafen, Crisenius, welchem die Angehörigen und Lehrer des jungen Zöglings ein unbegrenztes Vertrauen schenkten, dieses Vertrauen in der schnödesten Weise misbraucht und sich als einen gewissenlosen Seelenverderber entpuppt hat.

Bei der hohen Bedeutung Zinzendorf's hat von Natzmer sich kein geringes Verdienst dadurch erworben, daß er für die Zeit von 1700—1719 zur Gewinnung eines richtigen, quellenmäßig gesicherten Lebensbildes einen entscheidenden Beitrag geliefert.

Karl Sallmann.

Romane und Novellen.

1. Helene. Roman in drei Büchern von Minna Kautsky. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1894. 8. 4 M.
2. Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Roman von C. Westkirch. 10.—12. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894. 8. 6 M.
3. Pfadsucher. Vier Novellen von Maria Janitschek. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1894. 8. 3 M.

Die sociale Frage, die das öffentliche Leben jetzt völlig beherrscht, tritt auch in der schöngeistigen Literatur, deren Aufgabe es ja theilweise ist, unser staatliches und geselliges Leben im Spiegelbilde der Kunst aufzuzeigen, stärker hervor als irgendein anderes Problem der Gegenwart. Natürlich kommen bei diesen Darstellungen die verschiedensten Standpunkte zur Geltung; im ganzen aber glauben die Verfasser der Stimmung der Lesewelt am meisten entgegenzukommen und zu entsprechen, wenn sie sich einer gewissen Parteinahme gegen das übermächtige Kapital und einer leicht verklärenden Schilderung des unterdrückten Arbeiterstandes befleißigen. Schließlich liegt es ja auch im Wesen der Dichtkunst, sich der Schwächern, der Unterdrückten anzunehmen, und das steht ihr besser an, als der herrschenden Macht zu dienen. Von dieser dichterischen Parteinahme verschieden freilich ist die politische, die das dichterische Erzeugniß zum Träger parteipolitischer Meinung, zum Mittel der Verbreitung bestimmter Anschauungen macht, wo der allgemein menschliche Standpunkt, den der Dichter einnehmen soll, völlig verdrängt ist von dem lediglich parteipolitischen, von dem aus die Welt nicht allseitig, sondern nur höchst einseitig beleuchtet wird, so daß Licht und Schatten sehr ungerecht und — was für das Dichtwerk der schlimmere Vorwurf ist —

sehr unrichtig vertheilt werden. Das geschieht mit verblüffender Naivetät in dem Roman „Helene" (Nr. 1) von Minna Kautsky, einer Schriftstellerin, die sich als überzeugte Anhängerin und Vertreterin der Socialdemokratie, als warme Freundin des russischen Nihilismus und als begeisterte Vorkämpferin der Frauenemancipation zu erkennen gibt. Für sie gibt es nur edle und vortreffliche Socialdemokraten, nur jammervolle, im Schmuz der Sinnlichkeit völlig versunkene Bourgeois; die Frau spielt nach ihr innerhalb der bestehenden Gesellschaft nur die Rolle des sinnlich begehrten Gegenstandes und schwelgt entweder selbst in sinnlichen Freuden oder fühlt sich todtunglücklich; eine würdige Stellung hat sie nur innerhalb der russischen Nihilistengesellschaft, wo sie an den wissenschaftlichen Beschäftigungen und den edeln politischen Bestrebungen der Männer gleichen Antheil nehmen darf, wo, wenn die im Wochenbette liegende Frau sich auf das Examen vorbereiten muß, der Mann die Fürsorge für die Kinder und das Hauswesen übernimmt, da er erst ein Jahr später ins Examen zu steigen braucht. Kurz, auf der einen Seite lauter Schatten, auf der andern lauter Licht, wenigstens in den Augen der Verfasserin; denn in den Augen Anderer dürfte das, was dieser als eitel Licht erscheint, doch vielleicht einige Flecken haben. Sieht man vom politischen Standpunkte ab, so gebührt dem Romane viele Anerkennung: er ist geschickt und spannend entworfen, die einzelnen Gestalten — wenn man auch gegen die Auswahl und gegen die Zusammenstellung um ihrer Einseitigkeit willen Einspruch erheben muß — gut und kräftig charakterisirt, die Erzählung flott und die Sprache nicht ungewandt, obwol einzelne Wendungen auf österreichischen oder slawischen Einfluß hinweisen. Manche Unwahrscheinlichkeiten verrathen Mangel an Kenntniß des Lebens oder des Urtheils. Das ganze erste Buch des Romans, das in höhern gesellschaftlichen Kreisen Münchens spielt, leidet überhaupt an diesem Mangel an Lebenskenntniß oder auch an Einseitigkeit der Auffassung, fast macht es den Eindruck, als ob russische Zustände und Typen der Verfasserin bei diesem ersten Theile vorgeschwebt hätten, wenngleich sie ihn in München spielen läßt. Viel mehr auf dem Boden wirklicher (sei es eigener oder angeeigneter) Erfahrung ruhen die folgenden zwei Bücher, von denen das eine in den bulgarischen Kriegslazarethen, das andere im Hauptquartier der deutschen Socialisten und der russischen Nihilisten in der Schweiz spielt. Nach Bulgarien ist die Heldin gegangen, nachdem sie sich den Banden einer unwürdigen Ehe durch die Flucht entzogen hat, dort widmet sie sich der Pflege der Verwundeten, deren Leiden und Seelenleben die Verfasserin mit einer Anschaulichkeit schildert, die lebhaft an Wereschagin's Buch: „Der Kriegscorrespondent" erinnert. So schildert sie die Wirksamkeit der einen Pflegerin folgendermaßen:

> Am liebsten aber hatten die Verwundeten Tania. Die verstand sie in Allem und konnte so gut und dreist mit ihnen reden und scherzen. . . . Sie las den Soldaten die Briefe vor, ehe sie sie der Post übergab, und da stand zu ihrer Verwunderung Alles genau darin, wie sie vor Plewna gekämpft und was sie gelitten hatten, wo sie jetzt seien, und daß sie die Hoffnung hätten, in Kürze aus dem Spital herauszukommen. Und weiter erfuhr man daraus, wie sehnsüchtig sie ihrer Lieben daheim gedachten und daß sie sie mit der Seele grüßen, in der Hoffnung, recht bald in aller Leiblichkeit vor ihnen zu stehen. Die Burschen weinten dann vor Freude, weil das alles so gar schön und rührend war, bestimmt, die Ihrigen zu trösten und zu beruhigen. Sie malten sichs aus, wie der Pope den Brief den Weibern vorlesen und diese die Nachricht im Dorfe herumtragen und sich darüber ausschwätzen würden nach Herzenslust. Und sie küßten die Briefe und die Hände des guten Fräuleins, wie sie Tania zum Unterschied von den übrigen Schwestern nannten. Aber sie war nicht nur gut, auch tapfer war sie. . . . Mancher Bursche, der sich vor der Amputation fürchtete, wollte nur dann seine Zustimmung geben, wenn das „gute Fräulein" an seiner Seite blieb.

In dieser harten Schule gewinnt Helene ihre innere Ruhe wieder, und nachdem sie sich entschlossen hat, „in dem großen Kampfe der Schwachen und Unterdrückten weiter zu kämpfen", finden wir sie im dritten Buche in Zürich, wo sie mit Hülfe nihilistischer Freundinnen sich eine Schriftstellerexistenz gründet. Auf den Sieg der socialistischen Weltanschauung rechnet die Verfasserin mit voller Bestimmtheit; sie läßt ihre Helden am Schlusse fröhlichen Muthes mit Hutten ausrufen: „Die Geister sind einmal geweckt, und es ist eine Lust zu leben."

Während in diesem Roman ein Idealbild der Menschen, denen angeblich die Zukunft gehört, und ein Zerrbild derer, die die Gegenwart beherrschen, entworfen ist, weiß E. Westkirch in dem Roman: „Aus dem Hexenkessel der Zeit" (Nr. 2) viel richtiger Licht und Schatten zu vertheilen und erweist sich überhaupt als viel bessere Kennerin von Menschen und Zuständen als M. Kautsky. Auch in diesem Roman tritt die Frauenfrage, die Frage nach der Bedeutung und Stellung der Frau in den Vordergrund, ohne eine so einfache und gründliche Lösung zu finden, wie im obengenannten Roman, nämlich in der völligen Gleichstellung beider Geschlechter in der freien Ehe. E. Westkirch will überhaupt keine Fragen lösen, sie will nur schildern, und zwar schildert sie uns, wie der Nebentitel des Buches besagt, „Frauenschuld und Frauengröße". Und diese Schuld und diese Größe wurzelt in der Stellung der Frau zur Liebe; durch diese wird sie groß, durch diese stürzt sie tief in Schuld, kann aber auch durch sie wieder gehoben und geadelt werden; rettungslos in Schuld verstrickt sich nur die, welche die Liebe verleugnet, die gegen den Geist der Liebe frevelt. Dieser Gedanke wird an den verschiedensten Frauengestalten in einer breit angelegten, geschickt und kunstvoll entwickelten Handlung durchgeführt. Im Mittelpunkt derselben steht eine Frau, die dadurch, daß sie im ersten Groll über eine vermeintliche Untreue des Geliebten sich einem ungeliebten, geistig unter ihr stehenden Manne zu eigen gegeben, ihr Herz verödet hat und durch ihre Liebeleere ihr und der Familie Glück völlig zerstört. Dieser

Frau, die eigene Sünde selbst schwer büßt, steht eine andere gegenüber, die den Verrath, der ihre Liebe vernichtet hat, durch heimtückische Vernichtung fremden Glückes zu rächen sucht. Die veredelnde und beseligende Macht aufopfernder Liebe aber erweist sich an einer Reihe anderer Frauengestalten, die uns die Dichterin im bunten Wechselspiele der reichen Handlung vorführt. Diese Handlung führt uns mitten hinein in die socialen Kämpfe der Gegenwart, in die Nöthe und Kämpfe der Arbeiter, in das hastige Drängen und Treiben des Geschäftslebens, das auch die Fabrikherren mit und ohne ihre Schuld schonungslos zermalmt. C. Westkirch zeigt eine große Fülle und Schärfe der Beobachtung und eine auf gute Menschenkenntniß gegründete Fähigkeit, das Seelenleben ihrer Gestalten anschaulich zu schildern. Da ist Isidor Ehlermann, den eine harte Jugend gelehrt hat, bei aller eigenen moralischen Correctheit doch mild über andere zu denken:

Er sah eine Unmenge feinster Schattirungen noch da, wo für die richtigen Tugendmeier nichts mehr war, als pechrabentintenschwarze Sündenschwärze. ... Er machte kein Gewerbe aus dem Aufheben in den Schmuz Gefallener, ach nein! Er hat an sich selbst zu denken und er denkt an sich und rechnet und rennt und schmiegt sich und wacht die Nächte und grübelt die Tage und wenn er im Geschäft seinen Vortheil ersehen kann über den Concurrenten oder den Lieferanten, dann nützt er ihn rücksichtslos, scrupellos, denn Geschäft ist Geschäft, und Ehlermann ist der echte Sohn des zähen Alten, der lieber erfror, ehe er die funfzig Mark auf seinem Rücken preisgab. Aber wenn er im Vorbeigehen, ganz nebenbei, und ohne sich zu schaden, einem oder einer heraushelfen kann aus der Tiefe, dann streckt er die Hand aus und thut es gern und hat seine Freude dran. „'s ist ein Luxus", sagt er sich, „aber er kostet ja nichts! 's gibt schlimmern Sport." Wenn Ehlermann Zeit hätte, er würde ein sehr hülfreicher Mensch sein, — „aber das Geschäft!"

Und als das Mädchen, das er aus übler Lage gerettet und wieder in seinem Geschäft als Verkäuferin angestellt hat, gut einschlägt und von allen Kunden gelobt wird, dachte er mit seinem stillen, sarkastischen Lächeln: „Manchmal trägt Wohlthun Zinsen. 's ist selten. Umsomehr freut man sich!"

Auch das Seelenleben der Frau aus dem Volke, die durch die Noth des Lebens rauh, ja roh geworden ist, aber das Herz auf dem rechten Flecke hat, weiß die Verfasserin vortrefflich zu schildern. Frau Klausen, deren Mann bei einem Krawall der Arbeiter allein durch einen Flintenschuß verwundet worden ist, ruft zwar, als ihr der Verwundete gebracht wird, erbittert aus:

Der Klausen! Ei, das versteht sich! Wo eine Dummheit gemacht wird, — der Klausen ist es gewesen! Wenn's Pech vom Himmel regnet, den Klausen muß es treffen! blos ihn! keinen sonst!

Aber als auf ihre Klage: „Fünf Kinder! Und so liegt der Vater! Und das alles soll ich satt machen! O, Herr Jesus mein!" ihr der Rath gegeben wird, ihren Mann ins Krankenhaus schaffen zu lassen, wo er als Bürger Pflege finden müsse, da:

fuhr Frau Sophie auf wie von einer Horniß gestochen. Sie wuchs ordentlich. Sie war groß in ihrer Entrüstung. „— Krankenhaus! Krankenhaus! — Ich bin die Klausen, daß Sie's wissen! Und mein Mann ist mein Mann! Den laß ich nicht wie einen Strolch ins Spital schleppen! — Man hier herauf! Sachte!" Sie hatte schon das Bett aufgedeckt. — „Und wenn er ein Krüppel bleibt Zeit seines Lebens, und wenn er keinen Groschen mehr verdienen kann, das ist ganz einerlei! Ich behalt' ihn doch! Erst recht behalt' ich ihn! Es geht auch. Es muß gehn! — Wundern soll mich nur, was ich noch durchhalte, eh' ich dabei liegen bleibe."

Stehen wir in diesem Romane überall in anerkennenswerther Weise auf dem Boden der Wirklichkeit und der Gegenwart, so führt uns das folgende Buch „Pfadsucher" von Maria Janitschek (Nr. 3) stark in das Reich der Phantasie und der Zukunft. Die vier unter diesem Titel vereinigten Novellen bilden ein Ganzes, eine symbolische Dichtung, die die bedeutungsvolle Frage beantworten soll: „Wodurch soll die neue Zeit kommen? Wer soll die Menschen glücklicher machen?" Zwei Pfadsucher treten uns entgegen: der eine, der die Geister frei machen will, daß sie in Unabhängigkeit von den Aeußerlichkeiten des Lebens nur sich selbst und ihren hohen Zielen zu leben vermögen; der andere, der für die äußern Bedürfnisse in ausgiebigster Weise zu sorgen versteht und zu sorgen lehrt, in dessen Reich aber Phantasie und Gemüth völlig leer ausgehen müssen, das erst errichtet werden kann, wenn aller Glaube, alle Sehnsucht nach Höherm aus der Menschen Brust gerissen ist. Beide ziehen einen riesengroßen Egoismus groß; beide scheitern mit ihren Lehren; sie rechnen nicht mit der menschlichen Natur, die ihre Befriedigung weder in der Abtödtung aller Wünsche noch in der vollständigen Befriedigung aller Bedürfnisse findet, für die der Wunsch nach Seligkeit und die Hoffnung das Mittel ist, auch Dürftigkeit und Mangel zu tragen. Und der Verkünder dieser Hoffnung, der stille Dulder Frater Ermanno, dessen unheilbarem qualvollen Leiden einst der brutale Verstandesmensch Casati mit eigener Hand ein Ende gemacht hat, er triumphiret nach seinem Tode über die andern; auch als Todten verehren ihn seine kümmerlich lebenden Landsleute als den Bringer der Hoffnung, den Tröster in ihren Leiden. Und so bekennt denn am Schlusse Casati, sich zum andern „Pfadsucher" wendend:

„Glan", stammelt er, „Glan, sind wir beide nicht Thoren, würdig von jedem dieser Kinder verlacht zu werden? Weshalb mühten wir uns so und erschöpften in unserm Erobererdrang die Kräfte unsers Gehirnes? Nicht des Geistes, der Liebe, nicht des Fleisches, der Hoffnung, nicht der Bewußtheit, des Glaubens bedürfen sie. Du und ich, wir haben nicht einen einzigen glücklich gemacht, wie dieser gemarterte Dulder, der nichts als zu leiden und zu lieben verstand. Eins gibt es, das doch noch über der Kraft herrscht: Das Verstehen der Schwäche." ... Glan blickt sinnend in die goldene, von Weihrauchwolken erfüllte Luft und schüttelt das Haupt. „Das Evangelium des Nazareners. Sollten wir wirklich am Ausgang unsers Jahrhunderts nicht weiter gelangt sein, als zur Wiederholung des alten Bekenntnisses: Galiläer, du hast gesiegt?" Und als beantworteten unsichtbare Geisterscharen seine Frage, so klingt es jetzt jubelnd aus der Kirche herüber, wohin sie Ermanno's Leib getragen haben: Christus superat, Christus regnat, Christus triumphat.

Fast macht es den Eindruck, als habe die Verfasserin selbst sich erst im Laufe ihrer Arbeit zu dieser klaren Er-

kenntniß durchgerungen, oder als sei sie der Meinung, daß Michael Glan's Geistesevangelium wenigstens für Auserlesene der wahre Schlüssel zur Glückseligkeit sei. Ehe man diesen letzten Aufschluß erhalten hat, bewegt man sich etwas im Dunkeln, und der eigenthümlich wechselnde Charakter der Erzählung, die mit einer Novelle aus der Gesellschaft beginnt und schließlich, wo die Gründung der neuen Stadt durch Casati geschildert wird, ins Märchenhafte nach Art der modernen Zukunftsschilderungen übergeht, läßt den Leser auch nicht leicht zur Klarheit über die Absichten der Verfasserin kommen, zumal der Ueberschwang der Empfindung oft groß ist und die Gestalt des von allen Frauen angebeteten Vertreters der erlösenden Geisteskraft, des Michael Glan, eben um seiner symbolischen Bedeutung willen etwas Schemenhaftes behält.

M. Rachel.

Frauenlyrik.

I.

Warum die Dichterinnen sich immer noch auf dem Titel mit erborgten männlichen Federn schmücken, ist mir unerfindlich. Sind die Gedichte schlecht, dann werden sie doch nicht dadurch besser, daß sie einem Manne unterschoben werden! Oder ist's vielleicht Bosheit von seiten des schönen Geschlechts, nur oder erst dann die weibliche Flagge aufzuhissen, wenn sie etwas Gutes verfrachtet haben, minderwerthige Waare aber unter männlicher Flagge segeln zu lassen? Gibt's nicht genug schlechte Dichter? Soll die Zahl derselben auch noch durch falsche Pseudonyme vermehrt werden? Und umgekehrt, warum soll nicht die Schar weiblicher Dichterinnen offen und ehrlich sich den männlichen gegenüberstellen? Sonderbare Wesen diese Frauen! Die schlechtesten Romane zeichnen sie mit ihren berühmten Namen; die besten Gedichtsammlungen verhüllen sie schamhaft unter einem männlichen Pseudonym! Und doch beweisen die Veröffentlichungen der letzten Jahre, daß auf dem Gebiete der Lyrik die Frauen mit den Männern erfolgreich um den Kranz ringen, während auf dem Gebiete des Epos im engern Sinn eine Frau überhaupt noch nichts Bedeutendes geleistet hat, auf dem Gebiete des Epos im weitern Sinn aber, dem des Romans und der Novelle, nur ganz wenige den Männern ebenbürtig sind.

Auch die uns diesmal vorliegenden lyrischen Dichtungen von Frauen zeigen sie auf einer ganz respectabeln Höhe. Im Verhältniß zu der Zahl männlicher und weiblicher Dichter sind die Frauen entschieden im Vortheil, das heißt: es erscheinen, immer im Verhältniß, mehr gute Gedichtsammlungen von Frauen als von Männern. Es wäre interessant, den Gründen hierfür nachzugehen. Eine Vermuthung aber sei wenigstens aufgestellt. Im Punkte des Versemachens und noch mehr in dem des Versedruckenlassens ist die Eitelkeit der Männer größer als die der Frauen. Oder auch: schnell fertig ist der Jüngling mit dem Druck, während die Jungfrau sich immer noch eine Weile besinnt, ehe sie ihre poetischen Werke der Oeffentlichkeit übergibt. Mit prosaischen steht's leider infolge der Verführung und durch die Schuld der Familienblätter ganz anders: da läuft jedes Schreibweibchen mit adeligem oder bürgerlichem Namen ernsthaften Schriftstellern den Rang ab. Eines der gelesensten Familienblätter zählt unter den Zugstücken des neuen Jahrgangs, wenn ich recht gerechnet habe, 90 Procent Frauennamen auf!

Doch das ist wieder ein anderes Kapitel; heute sind wir bei der Frauenlyrik. Zu derselben hat Emil Roland, angenommener Name für Emmi Jansen, einen sehr werthvollen Beitrag geliefert.*) Das ist wieder einmal eine Gedichtsammlung, die man nicht blos beifällig durchblättert, sondern liest und genießt und gewiß auch von seinem Bücherbret wieder herunterholt. Schon der erste Blick auf die künstlerische Form, die fast durchaus untadelhaft ist, gewinnt. Die Dichterin ringt nicht mit der Form, sondern diese wird ihr ungesucht zum Ausdruck dessen, was sie empfunden hat. Und zwar steht der Ausdruck stets auf dichterischer Höhe und sinkt weder in Prosa herab, noch bewegt er sich im landläufigen lyrischen Gang. Nur mit Verwendung der allerdings längst nicht mehr lyrisch hoffähigen Nixen und Nymphen dürfte die Dichterin sparsamer sein.

Dazu kommt ein durchaus eigenartiger Inhalt. Zwar die alten lyrischen Stoffe müssen ja immer wiederkehren; indessen enthält die Sammlung nicht ein Liebesgedicht, dagegen zwei zum Preise des Weines — für die Sammlung einer Dichterin immerhin bemerkenswerth. Aber auch, wo oft dagewesene Stoffe behandelt werden, klingt's eigenartig. Ich nenne die Troubadourlieder und unter diesen z. B.:

Nichts bin ich dir, als zufallhergetrieben
Ein grüner Zweig auf deinem Wanderpfad,
Der schon belohnt ist für sein großes Lieben,
Wenn nur dein schlanker Fuß ihn schnell zertrat.

Nichts bin ich dir, als eine schlichte Weise,
Vom Frühlingswind getragen an dein Ohr —
Du summst die sehnsuchtsvollen Klänge leise
Im Traume halb, und bleibst kalt wie zuvor.

Ich bin für dich ein Spielzeug, halb zerbrochen,
Ein letzter kühler Sommerhauch im Thal —
Im lauten Lebensdrang ein leises Pochen,
Im Dickicht ein verirrter Mondenstrahl! —

Oder die Landschaftsbilder: hier ist nichts Beschreibung, sondern alles unmittelbar in Versen ausströmende Naturempfindung.

*) Gedichte von Emil Roland. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1894. 8. 2 M.

Dasselbe gilt von dem theilweise stacheligen Cyklus „Im Kunstsalon“. Das sind nicht mehr oder minder geistreiche Bemerkungen, die an die Bilder angeknüpft sind; sondern die Bilder selbst, auch wenn wir sie nicht gesehen haben, stehen vor unsern Augen, und wir sehen sie in dem Lichte, in dem die Dichterin sie gesehen hat. Ich führe, um auch die scharfen Spitzen der Gedichte zu zeigen, das Gedicht an: „Engel am Grabe“:

Vom Erdenleid verhärmt, mit fahlen Zügen
Und müden Schritten treten deine Engel
Den dürren Boden ohne Lilienstengel —
Wie matt die Flügel an den Schultern liegen!

Kein Himmel leuchtet blau aus ihren Blicken;
Nur grauer Kummer hat das Aug' umnachtet,
Und mir, der diese arme Schar betrachtet,
Will für den ganzen Tag kein Lächeln glücken.

Wo sind sie hin, die gold'nen Sonnenlichter,
Der alten Meister lichtumfloss'ne Wesen,
In deren Augen wir den Himmel lesen?
Wo sind Bellini's süße Angesichter?

Was sollen deine kranken Engel frommen,
Als einzig, ohne Worte, uns zu sagen,
Daß — ach! — in diesen götterfernen Tagen
Sogar der Himmel selbst — herabgekommen. . . .

Ein anderes: „Bauern am Sonntag“, schließt:

O großes Glück, wenn durch den Traum der Nächte,
Statt Blumen und Madonnen diese geh'n,
Wenn statt der Muse mit den blonden Flechten
Zwei Bauernlümmel auf dich niederseh'n!

Daß die Verfasserin auch für die Ballade Talent hat, zeigt der Cyklus Napoleon. Was sie dichterisch ergreift oder wovon sie ergriffen wird, das hält sie mit voller innerlicher Kraft fest, und daraus gestaltete sie bei ihrem Formtalent Gedichte, welche den Leser selbst wider Willen fesseln. Ich bringe z. B. keine Spur von Begeisterung für Napoleon I. auf und kann die Begeisterung der Dichterin nicht recht verstehen, und doch hat mich der Cyklus tief ergriffen. Hier eine der Balladen, vielleicht die beste:

Todesgruß.

Wie blitzt der Schnee auf Rußlands Feldern!
Wie müde schleicht der Todesritt!
Vom Fluß zurück bis zu den Wäldern,
Da stöhnt es keuchend: „Nehmt uns mit!“
„Nein bleibt! wir können euch nicht retten!
Das eigene Leben gilt uns mehr —
Mögt ihr in fremdes Grab euch betten!
Der Tod jagt pfeilgeschwind daher.

Er klammert sich mit mag'ren Händen
Am Roßschweif fest, am Sattelsaum —
Er naht — er kommt, auch uns zu enden
Des kalten Lebens flücht'gen Traum.
Flieh, wer da kann — und keiner wende
Das Haupt in dieser eis'gen Nacht!“ —
So jagen sie durch das Gelände,
Ein Geisterheer, vom Frost gejagt.

Da stürzen Rosse jählings nieder —
Ein Angstschrei gellt — ein Reiter stirbt —
Der Rabe krächzt zum Feste Lieder,
Zu dem der Tod die Gäste wirbt;
Und endlos blendend, weißverschwommen
Gähnt rechts und links die eis'ge Flur —
Der Schnitter ruft — die Todten kommen,
Und Leichen zeichnen seine Spur.

Da — horch ein Klingen! horch ein Sausen!
Im Fluge naht's — der Athem schnaubt —
Seht ihr den Schlitten westwärts brausen,
Darin das große, fahle Haupt?
Seht ihr, wie Blitzes Wetterflammen,
Zwei Augen funkeln auf den Plan —
Zwei Augen, die dem Haupt entstammen,
Das all' dies Weh euch angethan?

Noch einmal zuckt es durch die Glieder
Der Sterbenden wie Lebenskraft —
Halb zerrt der Tod sie mächtig nieder,
Halb packt sie Zorn und Leidenschaft.
Ein Fluch, ein letzter — schrill und heiser —
Klingt stöhnend fort durch Wind und Schnee —
Das ist der Gruß für ihren Kaiser,
Der Gruß der sterbenden Armee!

Einfacher, weniger geistreich, das Wort im eigentlichen Sinne genommen, sind die Gedichte von Johanna Ambrosius*), aber sie sind noch unmittelbarere Herzenspoesie, sie machen noch mehr den Eindruck, daß in dem Herzen dieser Frau ein Liederborn quillt, der zu Tage muß. In dieser Sammlung ist kein mittelmäßiges Gedicht, nichts was erdacht oder künstlich zurechtphantasirt und mit etwas Kunst in die Form gebracht wäre: das ist alles, wie es dasteht, im Herzen dieser Frau geworden und fast immer in runder Form und echt dichterischem Ausdruck zu Tage getreten. Daß die Gedichte aus dem Schmerz geboren sind, braucht man eigentlich nicht erst in ihnen zu lesen:

Mein Freund.

Dem Schmerze weih ich meine Lieder,
Er ist mir angetraut,
Legt sich des Abends bei mir nieder,
Weckt, wenn der Morgen graut.

Er steht vor meines Hauses Stufen
Mit bloßgezog'nem Schwert,
Hält alles fern, was ungerufen
Den Einlaß hier begehrt.

Nur manchmal ladet er zu Gaste
Sich seine Schwester Leid,
Die bleibt dann lang bei uns zu Raste
Und näht für mich ein Kleid.

Er ist mein treuester Gefährte,
Versorgt mich stets mit Wein,
Gießt, wenn ich schon den Becher leerte,
Mir gleich vom neuen ein.

Nun sagt, bin ich nicht zu beneiden,
Wer hat wol solchen Freund?
Der Tod allein nur kann uns scheiden,
So eng sind wir vereint.

Und der Schmerz ist echt, kein Tagesschmerzchen, kein eingebildeter Dichterschmerz. Man suche deshalb auch

*) Johanna Ambrosius eine deutsche Volksdichterin. Von Karl Schrattenthal. Preßburg, G. Heckenast's Nachf. 1895. 8. 2 M. 70 Pf.

nicht weltschmerzliche Lieder üblichen Tons in diesen Gedichten: eine wunderbare Zufriedenheit legt einen verklärenden Goldschimmer über dieselben, und jede Dissonanz löst sich in echter Poesie. Bei aller Einfachheit sind diese Gedichte doch tief gefühlt, und die Enge des Horizontes ist nur scheinbar; es ist wie bei dem wirklichen Horizont: auch wenn er noch so eng ist, man ahnt, daß dahinter doch die Unendlichkeit blaut.

Es ist schwer, Proben aus dieser Sammlung zu geben, denn fast jedes Gedicht könnte eine Probe sein. Ich wähle zwei aufs gerathewohl:

Es ist genug.

Es ist genug! Hör' auf zu schlagen,
Im Staube liegt mein matt Gebein;
Du stillst des kleinsten Würmchens Klagen,
Soll ich allein vergessen sein?
Willst mich vernichten, wohl, ich stehe
Gewärtig Deines Schwertes Zug,
Nur thu' mit Schlägen nicht so wehe
Und halte ein. Es ist genug!

Es ist genug! Die Ketten brennen
Mit Höllenglut bis tief ins Herz,
Kein Wort kann ihn beim Namen nennen,
Den unermess'nen tiefen Schmerz.
Man löst dem Frevler seine Stricke,
Wenn zum Schaffot ihn treibt der Fluch,
Begnad'ge Du mit einem Blicke
Doch meine Schuld. Es ist genug!

Es ist genug! Ich hab' gelitten,
Was nur auf Erden Leiden heißt,
Im Kampfe bis aufs Blut gestritten,
Und tief verwundet ist mein Geist;
Sieh meiner Hände müdes Beben,
Hör' meinen schwachen Athemzug,
Du Richter über Tod und Leben,
Gib Frieden mir! Es ist genug!

Die alte Jungfer.

Da geht sie hin verspottet und verlacht,
Die noch am Krankenbett die Nacht durchwacht,
Und jeder höhnt, der flüchtig ihr begegnet:
Der ist ihr Glücksfeld auch einmal verregnet.

Einst warst Du jung, ein schlankes Vögelein,
Sangst jubelnd in den schönen Tag hinein,
Den Frühling hat die Anmuth bald genommen,
Du weißt es kaum, so schnell ist es gekommen.

Der Sommer kam und fand zu Dir den Weg,
Doch brach gar bald des Glückes dünner Steg;
Wie auch das Weh im Herzen wild geflutet,
Es hat sich in der Stille längst verblutet.

Nun steht der rauhe Herbst vor Deiner Thür,
Nimmt fort die letzte karge Lockenzier,
Er gibt Dich preis dem scharfen Zahn der Sorgen,
Und bang erwartest Du den Wintermorgen.

Getrübt ist nun der einst so weiche Blick,
Du siehst nicht vorwärts mehr, auch nicht zurück,
Nur ob zur Seite etwas liegt in Nöthen,
Da treibt's dein edles Herze nah zu treten.

Und immer bist zum Helfen Du bereit,
Kein Tag ist Dir zu heiß, kein Weg zu weit,
Gab man zum Danke Dir auch nichts als Hassen,
Vom Samariterdienst kannst du nicht lassen.

So geh nur hin, du vielgeschmähtes Weib,
Mit schöner Seele im verfall'nen Leib,
Aus bitt'rem Spott und unverdientem Hohne
Erblüht dir einst die schönste Myrtenkrone.

Ich habe in meiner Besprechung keine Notiz von der Persönlichkeit der Dichterin genommen; denn ich bin der Ansicht, daß die Kritik nicht danach zu fragen hat, ob eine Dichterin hoch- oder niedergeboren ist, und daß sie im letzten Fall sich nicht durch eine falsche Sentimentalität bestechen lassen darf. Aber nun muß ich doch verrathen, daß Johanna Ambrosius eine einfache Frau aus dem Volke ist, eine wenig begüterte ostpreußische Bauernfrau in den bescheidensten Verhältnissen (geb. 1854). Die von Professor Schrattenthal, dem Mäcen der gesammten dichtenden Weiblichkeit, geschriebene Einleitung gibt uns hierüber Auskunft. Nicht blos ein paar mitleidsvolle Seelen, nicht blos die Dichterin selbst, sondern vielleicht sogar die Geschichte der deutschen Lyrik wird ihm dankbar sein, daß er sich um diese Dichterin angenommen hat. Und er hat auch schon den Lohn seiner selbstlosen Bemühungen geerntet: während wir dies schreiben, wird die vierte, vermehrte Auflage dieser Gedichte vorbereitet.

Es ist merkwürdig, wie ungleich die dichterischen Gaben ausgetheilt sind. Dichterisch angelegte Naturen, die im vollen Bildungsleben der Gegenwart stehen, bringen es kaum zu mittelmäßigen Leistungen, und Leute, die unverstanden auf dem Dorfe sitzen, kaum einen Berather und Führer ihres Talents haben und abgeschlossen sind von dem lebendigen, durch unsere Zeit fließenden Geistesstrom, bringen inhaltlich und was fast noch wunderbarer ist, auch formell vollendete Gedichte hervor. Mir ist beim Lesen der Schicksale von Johanna Ambrosius der schwäbische Bauer Christian Wagner eingefallen, auf dessen Lebensschicksale zum Theil fast dieselben Worte passen, die hier der ostpreußischen Bauernfrau gelten, und der die Welt mit tiefsinnigen und geradezu gewaltigen, auch in der Form oft ausgezeichneten Gedichten überraschte („Sonntagsgänge", Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Ob deshalb Schrattenthal's Schlußworte zu Recht bestehen: „Stolz kann ein Volk sein, aus dessen untern Schichten solche dichterische Stimmen ertönen", möchte ich aber dennoch bezweifeln. Man hat sich von Giotto an nie gewundert und es nie dem ganzen Volke angerechnet, wenn die Göttin Kunst sich den ärmlichsten Hirtenknaben erwählte, dafern es sich nämlich um die bildende Kunst handelte. Aber immer noch will man von der dichtenden Kunst nicht gelten lassen, was man den Schwesterkünsten zubilligt: Kunst ist Gottesgabe, und wo jede menschliche Voraussetzung zu fehlen scheint, ist sie da mit wundersamen Offenbarungen. Johanna Ambrosius sollte ein Bild gemalt, Christian Wagner eine Statue modellirt haben, welche in der bildenden Kunst dieselbe

hohe Stufe einnähmen, wie die Gedichte dieser beiden Bauern in der dichtenden, und die ganze Welt wäre voll von ihrem Namen, und jede Zeitung würde sich beeilen, der Mitwelt Kunde davon zu geben. Aber Poesie — ja Bauer, das ist ganz was anderes! Dichten kann ja schließlich jeder, und so ein Bändchen Gedichte — du lieber Himmel, der Vetter Hans und die Cousine Gretchen haben ganze Stöße voll! Ist wirklich die Dichtkunst eine niedere Gattung als die bildende Kunst? Es wird freilich unendlich viel zusammengedichtet, aber ebenso viel zusammengekleckst. Und es wäre erst noch fraglich, welche Kunst bei Ausscheidung des Minderwerthigen mehr wirklich Werthvolles, wirklich bleibendes geschaffen hat, die dichtende oder die bildende Kunst. Vielleicht lebt noch manches Lied nach Jahrhunderten in den Herzen der Menschen, wenn längst die heutzutage berühmten und unberühmten Bilder in den Rumpelkammern vermodern.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Als neulich im Palais Mazarin die pariser Akademie tagte, um ihre Preise für literarisches Verdienst und ihre Tugendpreise aus dem Monthyon-Vermächtniß zu vertheilen, erhob sich am Schluß der Sitzung Herr Pailleron, um eine Rede über Labiche, den geschätzten dramatischen Schriftsteller, zu lesen. Aber Labiche war nur Mittel zum Zweck, denn Pailleron, der geistvolle Verfasser der „Welt, in der man sich langweilt" gehört zur alten Schule und hat die Gelegenheit benutzt, um von seiner olympischen Höhe ein kräftiges quos ego! auf die Jungen herniederzudonnern, die gewissenlos beim Auslande geistige Anleihen machen. „Heute", sagt unter anderm Pailleron, „heute wagt bei uns ein Schriftsteller nicht mehr Franzose zu sein. Das ist altmodisch, ja fast lächerlich. Ebenso wie wir die Achtung vor unsern Ruhmesthaten verlieren, verlieren wir das Gefühl für die angeborenen Werthe. Wir verachten unsere Landsleute, wir bewundern nur die Fremden. Bei diesen suchen wir unsere Lehrmeister. Ein schlechtes Zeichen! Die Anarchie gewinnt an Boden. Unsere Literatur und unsere Kunst ist vaterlandslos geworden: Wir entnationalisiren uns selber." Und in der Tonart geht es weiter. Könnten diese Worte aber, so fragen wir, nicht ebensogut — mutatis mutandis — in einer deutschen Zeitung gelegentlich der Aufführung etwa von Sardou's „Madame Sans-Gêne" gestanden haben oder gar in der Einladungsschrift zum Beitritt in den Verein der Bühnenfreunde, der unsere Schaubühne wieder deutsch machen will? „Unsere Jungen", fährt Pailleron fort, „sind wie die Heilsarmee. Ihre Generäle wollen unserm Schriftthum wieder eine Ursprünglichkeit geben . . ., indem sie einfach die unserer Nachbarn nachahmen." Das ist allerdings ein schlechtes Zeichen und um so gefährlicher für Frankreich, als zu diesen führenden fremden Geistern auch Deutsche gehören. Richard Wagner schleicht sich allmählich in das Herz der urtheilsfähigen Franzosen ein, Hauptmann, dessen „Weber" im „Théâtre Libre" beifällig aufgenommen wurden, wird in der „Revue des Deux mondes" als Dichter gewürdigt, und Sudermann hat soeben im „Théâtre de la Renaissance" mit seiner „Heimat", die unter dem Titel „Magda" aufgeführt wurde, einen unbestrittenen Erfolg gehabt, den er nicht blos Sarah Bernhardt's Kunst in der Titelrolle verdankt. Und auch auf dem Gebiete des Romans macht sich der Einfluß der Fremde recht bemerkbar. Der Roman der Gräfin Julie Apraxin „Deux Passions" ist bereits in zweiter Auflage (Paris, P. Ollendorff) erschienen, und kein Geringerer hat ihn mit einem Empfehlungsschreiben versehen, als Alexander Dumas fils. Alexis Tolstoi freilich führt sich vermöge seiner Stellung in der Literatur selber ein. Sein Roman „Le prince Sérébriany", der in der Zeit Iwan's des Schrecklichen spielt und darum einen etwas merkwürdigen Willkommengruß für die junge Kaiserin Maria Alexandrowna bietet, der er gewidmet ist, ist schon dreimal aufgelegt worden (Paris, P. Ollendorff). Geistige Gütergemeinschaft mit den politischen Freunden Frankreichs ist vielleicht für Herrn Pailleron noch nicht so schlimm, aber nicht genug, daß die jungen Stürmer und Dränger bei ihren ausländischen Zeitgenossen borgen, greift Marcel Schwob um zwei Jahrhunderte zurück und veröffentlicht bei P. Ollendorff eine Uebersetzung von Defoe's „Moll Flanders". Dieses culturhistorisch außerordentlich lehrreiche Sittenbild aus bewegter Zeit kann sich allerdings als realistischer Roman getrost neben den Erzeugnissen eines Zola, Catulle Mendès und anderer sehen lassen, denn was der Mensch sonst in Schweigen oder in das Dunkel der Nacht hüllt, wird hier von Defoe ans Licht gezogen und ausgeplaudert. Sein Werk ist bekannt, wie die beiden russischen, nur möchten wir hier nachdrücklich hervorheben, daß Schwob sehr glücklich gewesen ist in der Wiedergabe der stilistischen Eigenart Defoe's und daß die literargeschichtliche Einleitung beachtenswerthe Winke gibt über die Entstehung des Romans. So viel über die auf französischen Boden verpflanzten fremden Schößlinge. Gehen wir zu den Werken über, die in Frankreich selber entstanden sind, so ist zunächst zu unserer letzten Besprechung nachzutragen, daß uns aus der „Collection Ollendorf Illustrée" noch deren erstes Bändchen, Abel Hermant's „Eddy und Paddy" in siebenter Auflage zugegangen ist. Der Roman ist ein Kinderroman, ein „Paul et Virginie" des 19. Jahrhunderts, der sich auch auf einer Insel, auf Jersey, abspielt, aber mit anderm Ausgange. Eddy, die Französin, die ihren Paddy, einen Amerikaner, über alles liebt, kann die Trennung kaum überstehen. Als sie aber jahrelang von ihrem Jugendgenossen nichts gehört hat, geht sie eine Vernunftehe mit einem Landsmann ein. So, als Gattin, findet sie am Schluß des Romanes Paddy wieder, der inzwischen in der Schule des Lebens gewesen ist und durch den Tod seines Vaters reich geworden zurückkehrt, um seine Freundin von long long ago wiederzusehen. Wir haben an dem Romane nicht viel Geschmack finden können, und die Abneigung gegen „Bilderbücher" hat sich noch verstärkt. Wozu ist es gut, daß uns Eddy und Paddy wol funfzehn mal im Bilde nebeneinander vorgeführt werden, hier sitzend, da stehend, dort liegend? — Weit bedeutender als Hermant's Buch ist Frédéric Febvre's „L'Héritage de Madame Naudin" (Paris, P. Ollendorff), dem Henry Meilhac von der Académie française freundlich empfehlende Worte mit auf den Weg gibt. Febvre, der Ex-Vice-Doyen des ersten Theaters von Frankreich, hat in seinen Mußestunden kleine Geschichten ersonnen, die er Gönnern und Freunden widmet, und nunmehr zu einem Sammelband vereinigt, dem Publikum bietet. Die erste von ihnen hat dem Ganzen den Namen gegeben — unglücklicherweise sagen wir, denn sie ist gerade die schwächste, die man statt „Das Erbe der Frau Naudin" besser „Die verhängnißvolle Uhr" nennen könnte. In einem kleinen burgundischen Dorfe, in Bessy, leben wie einst Philemon und Baucis die alten Bauersleute Gris-Mathieu Collet und Nanette Collet von allen verehrt friedlich dahin, weil sie den Begriff Zeit nicht kennen, denn diesen Glücklichen schlägt thatsächlich keine

Stunde. Da stirbt eine reiche Nachbarin und vermacht ihnen aus Anerkennung eine große Wanduhr. Nun ist's vorbei mit ihrem Glück, denn das Schlagwerk gemahnt sie allviertelstündlich, daß sie dem Tode einen Schritt näher getreten sind. Der Krieg von 1870 verscheucht sie aus ihrem einsam gelegenen Hause. Als sie nach dem Frieden zurückkehren, finden sie das Haus fast unversehrt vor, denn die „Soldaten Wilhelm's, die die Nachbarschaft der großen Wälder nicht liebten", hatten es bald verlassen und nur Wein und die Uhr mitgenommen, denn „mit den Uhren trieben ja die deutschen Soldaten einen ganz besondern Cultus". Schon glauben sich die beiden Alten von ihrem Störenfried erlöst, aber der Pfarrer hat zufällig die Uhr zurückkaufen können und hängt sie wieder in die Stube, um ihnen eine Freude zu machen. Da beginnt das alte Elend, keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Schließlich will sie Nanette in den Keller schaffen, damit man den Schlag nicht höre, sie stürzt die Stufen hinunter und verletzt sich so schwer, daß sie stirbt. Das ist gewiß alles sehr traurig und tragisch, aber herzlich unwahrscheinlich. Denn was zwang die guten Leute, die unglückselige Uhr immer und immer wieder aufzuziehen? Nicht minder unwahrlich ist die „Histoire d'une Carpe et d'un Général", dagegen sind „L'Archet de Maître Pablo" und „Lynna" und „Sœur Marthe" warm empfundene Bilder aus dem Leben, und künstlerisch abgeklärt sind „Rien sans Dieu!" „Monsieur Double-Six" und „Tante Marie", das wir am höchsten schätzen. Monsieur Double-Six z. B. ist ein ergreifendes Charakterbild, das mit Brachvogel's „Narziß" wahlverwandt ist. Der Träger des Namens ist Leichenbitter geworden, nachdem ihn seine heißgeliebte Gattin böswillig verlassen hatte. Eines Tages wird er beordert, die Trauerfeierlichkeit bei der Bestattung einer vornehmen Witwe zu übernehmen. Er eilt hin und sieht im Sarge seine frühere Gattin liegen, deren Bild ihm nie entwichen war. Welche Seelenqualen plagen nun den Aermsten. Am Grabe stürzt er besinnungslos in die Grube. — Dies genüge, um Fevre in seinen besten Stücken zu charakterisiren. Unzweifelhaft würden aber alle noch sehr gewinnen, wenn er seinen Deutschenhaß wenigstens als Romanschriftsteller ablegen wollte. Schimpfwörter wie „Schufte" kommen nicht blos in einer Geschichte vor und werden — so in „Rien sans Dieu" — den braven französischen Soldaten sogar im Angesichte des Todes in den Mund gelegt. Das läßt sich weder vom künstlerischen Standpunkt aus rechtfertigen, noch von dem des allgemeinen Anstandes, und hoffentlich denken recht viele Franzosen so wie wir. — Da ist schließlich noch eine rührende Dorfgeschichte „Miquette et Miquel" von Albert Lafargue (Paris, P. Ollendorff) erschienen, die als Erstlingsroman ihren Verfasser recht vortheilhaft einführt. Sie spielt, wie so viele jetzt, in Südfrankreich, in den Pyrenäen. Die Hauptperson ist Miquette, das illegitime Kind eines reichen jungen Parisers, der in den Bergen vergebens Heilung für ein inneres verzehrendes Leiden gesucht hatte. Ihre Mutter hatte sich zwar verheirathet, stirbt aber bald. Miquette wächst nun im Hause eines bösen Stiefvaters einsam auf und gedeiht trotz der Mishandlungen daheim und im Dorfe zu einem schönen Mädchen heran, das aus dem Schicksal ihrer Mutter die Kraft nimmt, allen Anfechtungen zu widerstehen. Wie glücklich ist das arme gequälte Geschöpf, als sie in la Guide eine Freundin und in Miquel einen braven Geliebten findet. So scheint sich alles zum besten zu gestalten, aber bald wird ihr Geschick tragisch wie das ihrer Mutter. Aus dem väterlichen Hause verjagt, weil sie von Miquel nicht lassen will, vergißt sich die Sittenstrenge in milder Maiennacht und geht an dem Bewußtsein ihres Fehltrittes und dem Leiden zu Grunde, an dem schon ihr Vater gestorben war. Ihr Ende in Gegenwart la Guide's und Miquel's ist ebenso heldenhaft wie rührend. Der Dichter hat es verstanden, in Miquette einen so eigenartigen und doch so lebenswahren Charakter zu schaffen, wie man ihn selten in der Welt des Romans antrifft. — Zur Poesie der Verse übergehend, rühmen wir den „Sonnets et Chansons" von Paul Armand Hirsch, einem Modernen, Formengewandtheit nach, während uns ein anderer Anfänger, Foulon de Vaux, in seinen „Jeunes Tendresses" noch mehr bietet: Dichtungen, die wie „les Semaines" ein Talent verrathen, das für die Zukunft Meisterwerke verspricht. Auf der Höhe des Lebens und der Kunst steht André Theuriet, der bekannte fruchtbare Romandichter. Im „Livre de la Payse" hatte er schon reizende Verse veröffentlicht, in seinem „Jardin d'Automne", den er eben dem Publikum eröffnet hat, wachsen die schönsten Blumen, die man sich denken kann, die schönste aber zu Ehren der Hausfrau (la Ménagère).

— Von Fr. Strehlke's „Deutschen Liedern in lateinischer Uebersetzung" ist, wie der Verfasser selbst bemerkt, eine zweite Auflage nöthig geworden (Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus, 1894), weil darin achtzehn neue Uebersetzungen ihre Stelle finden sollten. Außerdem sind einzelne Verbesserungen in den ältesten Texten gemacht und der Anhang, der die nöthigsten Angaben über die Originale enthält, ist neu bearbeitet worden. Natürlich sind die Versuche des Verfassers nicht so zu verstehen, als ob er die ausgewählten Musterstücke der deutschen Poesie mit der Latinität beschenken wollte. Aber wie wir wol selbst uns gern einmal im Costüm einer vergangenen Zeit betrachten, so hat es in der That einen gewissen Reiz zu sehen, wie wohlbekannte deutsche Dichtungen sich in römischem Gewande ausnehmen. Die Nachträge setzen sich wieder aus Dichtungen verschiedener Gattung zusammen. Neben kleinern lyrischen Gedichten finden sich z. B. die Klage der Ceres und Alexander Ypsilanti. Der Verfasser verräth eine große Gewandtheit in der Handhabung der lateinischen Sprache. Aber zu einer wirklich überraschenden Wirkung bringt es die Uebersetzung doch verhältnißmäßig selten.

Bibliographie.

Abt, H., Der fünfstöckige Don Juan. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 8. 1 M.

Bornhak, F., Fürst Otto von Bismarck. Festschrift zu seinem achtzigsten Geburtstage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 30 Pf.

Braune, R., Die goldene Freiheit. Roman. Roßla a. H., R. Braune's Verlag. 8. 3 M.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. Elfter Band. Zweites Heft. Freiburg i. Br. und Leipzig, Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 5 M. (Zwei Bände zu zwei Heften 18 M.)

Frankreich an der Zeitwende (Fin de siècle). Von ***. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 8. 4 M.

Friedländer, J., Spinoza, ein Meister der Ethik. Nach einem Vortrage, gehalten in der Gesellschaft für ethische Kultur in Berlin. Berlin, C. R. Dreher. Gr. 8. 50 Pf.

Heubner, R., Stürme und Sterne. Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Theodor Leibing. 8. 4 M.

Hoenig, F., Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der Fränkischen Saale. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Kuhlenbeck, L., Lorbeer und Rose. Sonette und andere Verse Giordano Bruno's und Tansillo's nebst einer Auswahl eigener Dichtungen. Frankfurt a./O., Hugo Andres u. Comp. 8. Geb. 3 M.

Löwenherz, Johanna, Prostitution oder Production, Eigenthum oder Ehe? Studie zur Frauenbewegung. Neuwied, Selbstverlag der Verfasserin. 8. 1 M. 50 Pf.

Schroeder, C., Lady Sibylle. Roman. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 8. 7 M.

Sturm, A., Das Räthsel des Lebens. Dramatische Dichtung. Naumburg, Albin Schirmer. 8. 2 M.

Wigand, P. Dr., Die Erde als Mittelpunkt der Welt. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von E. Freih. v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz, Band XIX, Heft 8.) Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 60 Pf.

Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung. Zweite Auflage. Zweiter Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schriften
zur Geschichte und Cultur
von
Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände.

8. Jeder Band einzeln geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.
II. Eine Weltchronik in Bildern. Mit einer Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's
III. Die Villa Malta in Rom. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele. I. Das römische Passionsspiel. II. Das deutsche Passionsspiel in Tyrol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

In den drei Bänden vereinigt der berühmte Verfasser eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit Anmuth und Adel der Sprache verbinden und allgemein interessante Zeitbilder entrollen. Durch den aus seinem Nachlasse herausgegebenen dritten Band ist die Sammlung abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen
in
Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka
im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von
Dr. Carl Schuchhardt,
Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen.

Infolge der günstigen Aufnahme bei den Fachmännern und in den weiten Kreisen, welche, ohne die zahlreichen umfänglichen Werke Schliemann's zu lesen, dessen erfolgreiche Thätigkeit kennen lernen wollen, hat das Buch rasch eine zweite Auflage erfahren. Dieselbe berücksichtigt auch die letzten Ausgrabungen Schliemann's und ist durch neue Abbildungen bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. Unsere Kolonien: Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

„Ein herrliches Buch, das uns in classischem Deutsch unsere Kolonien vorführt. Es kann nicht fehlen, daß dieses treffliche Werk in jeder deutschen Familie, besonders aber in unsern Schulbibliotheken willkommene Aufnahme finden wird.“
Allgemeine Zeitung (München).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch
der
Französischen Sprache
für höhere Mädchenschulen.

Nach den Bestimmungen des Königlich Preußischen Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearbeitet von
Georg Stier.

Erster Teil. Unterrichtsstoff für die 6. Klasse.
8. Cart. 1 M. 50 Pf.

Der durch seine bereits in dritter Auflage erschienene „Französische Sprechschule“ bekannte Verfasser hat dieses neue Lehrbuch streng den neuesten preußischen Bestimmungen angepaßt und ein Unterrichtsmittel geschaffen, das den Anforderungen der modernen Pädagogik voll entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Cours abrégé
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après Bougeault, Paris, Albert, Demogeot par **M. Asmus.**

Sixième édition.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur hat sich in zahlreichen Schulen und Privatinstituten rasch eingebürgert, sodass binnen wenigen Jahren die sechste Auflage erscheinen konnte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Julius Tittmann.

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 12. — 21. März 1895.

Paul de Lagarde.

Am Weihnachtstage 1891, an demselben Feste, mit dessen Geschichte seine letzte vollendete Abhandlung sich beschäftigt, wurde in Göttingen Paul de Lagarde bestattet, ein großer Gelehrter und zugleich ein heldenmüthiger und prophetischer Streiter für die theuersten Güter seines Volkes. Hier verkannt und gescholten, dort beiseite geschoben oder todtgeschwiegen, haben ihm seine „Deutschen Schriften" (entstanden in den Jahren 1873—86, herausgegeben 1886 und 1891) doch allmählich, auch abgesehen von Leuten, die den Antisemiten in ihm suchten, oder für die es erst der Empfehlung des confusen Rembrandtbuches bedurfte, eine treue Gemeinde geworben, die dem nunmehr verklärten Verfasser ihre Verehrung und Liebe weiht. Ich sage absichtlich auch „Liebe": denn Lagarde's scharfausgeprägte und impulsive Persönlichkeit macht ihn zu einem jener Schriftsteller, von denen es heißt, aut non audiuntur, aut diliguntur. Das Schicksal seiner Schriften, das er, wie es scheint, oft zu weitgehend auf planmäßige Unterdrückung zurückgeführt hat, möchte ich mir zum guten Theile aus dieser ihrer stark subjectiven Haltung erklären. Denn anders ist es unverständlich, wie ein Mann, von dessen Voraussagungen so vieles sich thatsächlich erfüllt hat und so vieles ersichtlich der Erfüllung entgegengeht, nur eine so engbeschränkte schriftstellerische Wirkung erzielt hat.

Ist aber Lagarde im ganz besondern Maße nur aus einer Vertiefung in seine Persönlichkeit begreiflich, so wollen wir dankbar hier auf ein Buch hinweisen, das zu dem Verständniß des eigenartigen Mannes und seines Ideenschatzes der berufenste und zuverlässigste Führer ist, die Aufzeichnungen über sein Leben, die wir der feinen, pietätvollen und liebenswürdigen Hand seiner Witwe verdanken.*) Die Verfasserin selbst erfreut uns durch eine große Natürlichkeit und Klarheit des Wesens: so warm und herzlich sie schreibt, es darf ihr zugestanden werden, was sie für sich in Anspruch nimmt, daß wahre Liebe nicht blind machen muß. Man sehe, wie sie (S. 99) den Lagarde oft vorgeworfenen Brief an Napoleon ohne Umschweife „eine vollendet thörichte Kinderei" nennt: und wie andererseits das Urtheil der Verfasserin über alle Unbill und Enttäuschungen, durch die der gemeinsame Lebensweg hindurchführte, von der denkbar größten Milde erfüllt ist. Von Verbitterung nirgends eine Spur. So ist das Buch ein anmuthiges Denkmal für den Heimgegangenen, ihm gestiftet von der liebevollsten Theilnahme, die je ihm gewidmet war.

Von Anfang bis zu Ende durchziehen das Dargebotene Lagarde's eigene Mittheilungen, aus Schriftstücken intimster Art, das unverfälschte Wesen seines Lebens offenbarend, gar oft den Leser überraschend durch ein rührendes Zeugniß von der Gemüthstiefe und Innigkeit, die dem ruhelosen, harten Polemiker, dem Verneiner von so viel conventioneller Behaglichkeit zu eigen gewesen ist. Aber auch rein objectiv genommen, es ist in diesem Buche mit der getreuen Schilderung von Lagarde's äußern Lebensschicksalen ein werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte dieses Jahrhunderts geliefert: zeigen diese Blätter doch, daß in einem Zeitalter und in einer Sphäre, wo die hohe und reine Mission der selbstlosen Wissenschaft so oft und laut wie niemals gepriesen worden ist, ein Mann von der einzigartigen, wissenschaftlichen Bedeutung Lagarde's etwa zwei Drittheile seines Lebensweges hindurch mit den schwierigsten und drückendsten Verhältnissen zu kämpfen hatte, offenbar doch nur, weil es seinem Unabhängigkeitssinn allezeit lieber war, die Leute frügen, warum er nicht Professor sei, als warum er es sei (S. 67), weil er niemals eine geschickt und angenehm sich einschmiegende, hegende, duldende, conciliante Persönlichkeit gewesen ist.

*) Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt von Anna de Lagarde. Mit Bildniß. Göttingen, Dieterich. 1894. 8. 2 M.

Doch genug hiervon. Wir möchten den Lesern nicht gern zu viel von dem Inhalt des Büchleins verrathen; denn wir wünschen dringend, es möchte von vielen selber gelesen werden. Auch haben wir die nöthigsten Angaben über Lagarde's Lebensgang schon einmal (in Nr. 40 d. Bl. f. 1894) gebracht und uns zugleich über die Hauptzüge seines Wesens und Schaffens geäußert. Hier möchte ich nur darauf hinweisen, wie die Mittheilungen Anna de Lagarde's das dort entworfene Bild bestätigen. Wie treffend bezeichnet er z. B. sein Naturell mit den Worten: „Besser eine lodernde Fackel, hinausleuchtend in die Nacht und schnell gefressen vom Feuer, als ein langsames Talglicht am Krankenbette der Menschheit." Das ist er so ganz, der temperamentvolle Durchgänger, mit der leidenschaftlichen Dringlichkeit, dem lauten und immer stürmischern Eindringen auf alle matten oder ohnmächtigzweifelnden Seelen, dessen „Liebe immer Haß voraussetzt" (S. 61), weil er alles Gute, das er sich erworben, nicht gering geachtet zu sehen vermag; weil, wer eine Ueberzeugung hat, die mehr ist als eine Ansicht, unmöglich tolerant sein kann. Wie die genannte, so zeigen auch andere Aeußerungen dieser Zeit (etwa um 1853; Lagarde ist 1827 geboren), daß auch in diesem Falle wie so oft die Richtung und Art einer bedeutenden Persönlichkeit in den meisten Stücken schon frühzeitig ausgeprägt ist. Das gilt sogar vom Stile, der schon damals auffällig gedankenschwer, herb und scharf ist, aber keineswegs elegant und was man „geistreich" nennt: gerade ein gewisses Ringen der Gedanken mit dem Ausdruck gibt ihm den eigenthümlichen Reiz, der jeder Rede eignet, die den Hörer veranlaßt, am Werden des Gedankens theilzunehmen. Wie gut aber steht diese Art dem Manne an, welcher, wie es in seinem von schönem Freimuth erfüllten Bewerbungsschreiben um eine theologische Professur heißt, „sich durchaus nur als einen, für sich und mit seinen Schülern, Suchenden ansieht", der bisher seiner Meinung nach „als Lehrer nur durch dies Unfertige" gewirkt hat. Nie ermüdende Energie, die die Freude an der Arbeit über den erarbeiteten Gewinn stellt, das ist das Kennzeichen wie von Lagarde's Wesen, so seiner Schreibart. Er ist froh, „daß der ganze Schweiß der mühsamsten Arbeit seinen ersten Werken auf der Stirne steht".

Aber nicht nur diese Weise des Stiles, auch die Sachen, die Ideen, die in diesen Mittheilungen aus frühen Jahren begegnen, sind uns gar oft alte Bekannte aus den „Deutschen Schriften". Wie frühe schon haßt er „schon das bloße Wort liberal; weil ich", sagt er, „noch nicht einen einzigen Liberalen kennen gelernt habe, der nicht der inconsequenteste Mensch von der Welt gewesen wäre, und jeder Tyrannei das Wort zu reden fähig, vorausgesetzt, daß Er der Tyrann ist". Wie frei ist er von den Angstvorstellungen, die für so viele das Wörtchen „Reaction" heraufbeschwört. Wie frühe finden sich aber auch schon die pessimistischen Urtheile über die durchgehende Unhaltbarkeit der öffentlichen Zustände. Vielleicht wird auch das dereinst dem vielverkannten Manne in Zukunft hoch angerechnet werden, daß er bei aller patriotischen Theilnahme an der Neugründung des Reiches von dem Glanze jener Tage sich nicht hat blenden lassen und alsbald unerschrocken seine warnende Stimme erhoben hat. Ruhm hat er damit nie gesucht. „Ich mag die Lorberen nicht, die der Pöbel jedem gibt, der gegen die Regierung loslegt, gleichviel aus welchen Gründen" (S. 61). Und was ihn meiner Empfindung nach so besonders hochstellt, das ist, daß er nicht nur negiert hat, sondern überall mit positiven Vorschlägen hervorgetreten ist. Und so oft diese für die Männer der Praxis den Ideologen verrathen mögen, so sehr Lagarde selbst durch seine Neigung zu Uebertreibungen und Paradoxien seiner Sache geschadet haben mag: immer liegt ein heiliger Ernst, eine strenge Consequenz und, was die Hauptsache ist, eine tiefgeschöpfte historische Erfahrung zu Grunde. Immer ist, was er sagt, von reiner Vaterlandsliebe beseelt, und immer steht ihm — und es gibt wol nicht zu viele Schriftsteller, von denen man das sagen kann — die religiöse Erneuerung seines Volkes über allem andern. Wie ernst es dem gelehrten Orientalisten, dessen Fachstudien so ganz von den Interessen des Tages getrennt schienen, mit seinen politischen Ideen war, das zeigt der von ihm 1886 ausgeführte Entschluß, seine „Deutschen Schriften", begleitet von männlich freimüthigen Briefen, dem damaligen Prinzen Wilhelm „als dem geborenen Führer der Jugend" und dem Fürsten Bismarck (mit dem offenen Bekenntniß politischer Gegnerschaft) zu übersenden. Es ist nicht uninteressant, daß in dem Briefe an den jetzigen Kaiser nachdrücklich auf Lagarde's heftige Bekämpfung des höhern Unterrichtswesens in Preußen hingewiesen wird: eine Verantwortung freilich für die nachmalige „Schulreform" fällt ihm damit schwerlich zu, noch hätte er sie, wie die Dinge sich gestaltet haben, übernehmen mögen. Seine eifrige Theilnahme an dieser letzten Frage ging übrigens wol nicht nur aus den Erfahrungen seiner Lehrerzeit hervor, sondern gewiß noch mehr daraus, daß hier thatsächlich der Punkt war, wo der Gelehrte mit dem Politiker in ihm zusammentraf. Gerade das macht den Mann so liebenswerth, dies fortwährende Bemühen, Wissenschaft und Leben zu vermitteln und als eines aufzufassen. Wie sehr im großen Stile dieses sein Bestreben gehalten war, das zeigt vielleicht nichts besser, als die S. 164 fg. veröffentlichten Gutachten über die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, aus der er einen geistigen Mittelpunkt für West-Norddeutschland schaffen wollte, mit dem offenen Hinweis auf die Gefahr, die in der stetig zunehmenden Centralisation von Deutschlands politischem und geistigem Leben in Berlin ganz unverkennbar sich immer drohender entwickelt. Ganz analog übrigens wie der Philologe und Historiker, stand der Theologe Lagarde zu dem Politiker. Auch hier bemüht er sich rastlos, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse mit seinen patriotischen Ueberzeugungen reformatorische Gedanken ausbilden zu lassen, die natürlich dem

modernen Staatskirchenthum sehr wenig Freundliches zudachten. Hier war aber zugleich die Stelle, wo er aus den innersten Tiefen seiner Natur schöpfen mußte, denn echte, innige, ja leidenschaftliche Religiosität, das ist die Seele seiner Seele. Aus Schmerzen und Kämpfen ist diese Religiosität geboren und großgezogen. Diese Schmerzen sind ihm „der Adelsbrief des Menschen“: mit dem Worte „Selig sind die Leidtragenden“ ist ihm die Bergpredigt vor aller Kritik geschützt. Freudig bekennt er Christum und empfindet die Sehnsucht des Christen nicht als einen lebensfeindlichen Trieb, nein geradezu „als das Symptom des Lebens“. Aber freilich von einer Fesselung dieses Lebendigsten und Individuellsten, was wir haben, in historisch-starrgewordene Formen will er nichts wissen. Sein bekanntes Urtheil über die Reformation stand schon dem Fünfundzwanzigjährigen fest. „Das ist sicher, daß die Geschichte nicht am Ende ist. Wir haben die große Verzweiflung der alten heidnischen Welt gesehen, auf welche das Christenthum folgte: wir wissen, mit welchen bittern Schmerzen die Menschheit am Ende des Mittelalters zu ringen hatte: Gott sei es geklagt, daß damals nichts Besseres herauskam, als die schäbige Reformation des 16. Jahrhunderts.“ Unter den Gedanken, die eine phrasenhafte Predigt in ihm weckt, ist (S. 33) auch dieser, gewiß nicht Wenigen aus dem Herzen gesprochen: „Vorsichtige Gemüther haben nach Zeiten großer religiöser Erregung und Begeisterung das sprudelnde Quellwasser, aus dem lebendigen Felsen springend, in Flaschen gefüllt, und nun ist es im Laufe der Jahrhunderte in den Flaschen schaal und faul geworden, und doch sollen wir es trinken. Hätten sie nichts eingefangen und nichts aufgehoben, und ließen uns nur zum Rande des Brunnens!“ Wer wollte verkennen, wie scharf hier bereits gezeigt ist, wo es uns und was uns fehlt. Die Unmöglichkeit, daß eine Zeit, wie die unserige, ihre religiösen Bedürfnisse in den Formen längstverschollener Jahrhunderte befriedigt, bricht sich diese Erkenntniß jetzt nicht allerwärts immer entschiedener Bahn? Auch hierin hat sich der zukunftsoffene Blick Lagarde's bewährt, dessen Schmerzen wol oft genug die des Gehemmtseins, des nicht Vorauseilenkönnens gewesen sein mögen. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hülfe kommt. Das ist mir sehr klar, daß ich in diese Zeit und auf diese Welt nicht gehöre. Mein Vaterland muß größer sein.“

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß S. 151 fg. eine von dem amerikanischen Professor Moore 1893 bei Eröffnung der Lagarde-Bibliothek in Neuyork gehaltene Rede mitgetheilt ist, in der man auch über Lagarde's wissenschaftliche Werke einen orientirenden Ueberblick findet.

Otto Immisch.

Zur deutschen Geschichte.

1. Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums. Von H. von Zwiedineck-Südenhorst. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1890 und 1894. Gr. 8. 16 M.
2. Geschichte des Deutschen Volkes. Von Theodor Lindner. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894. Gr. 8. 10 M.
3. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. Von Hans Delbrück. Zwei Bände. Zweite nach den Ergebnissen der neuern Forschungen umgearbeitete Auflage. Berlin, H. Walther. 1894. Gr. 8. 10 M.

Das an erster Stelle genannte Werk bildet einen Theil der vom Verfasser herausgegebenen „Bibliothek Deutscher Geschichte“; es behandelt im ersten Bande die Zeit vom Westfälischen Frieden bis zum Tode des Großen Kurfürsten und schließt im zweiten mit dem Ausgang Kaiser Karl's VI. Der Titel des Werkes ist zugleich ein politisches Glaubensbekenntniß, besonders wenn man erwägt, daß der Verfasser Oesterreicher (Professor in Graz) ist. Er hat denn auch wegen dieses Titels Angriffe erfahren und benutzt die Vorrede des zweiten Bandes zu der Erklärung, daß er an der Richtigkeit des Titels mit unerschütterter Ueberzeugung festhalte. Er bezeichnet „die Errichtung und den Ausbau des brandenburg-preußischen Staates, die Gründung des hohenzollernschen Königthums als das für die Deutsche Geschichte wichtigste Ereigniß“ der Zeit von 1648 bis 1740. Und wir geben ihm darin recht. Vom weltgeschichtlichen Standpunkt oder vom Standpunkt einer europäischen Geschichte wird man ja die Entstehung und Beseitigung des französischen Uebergewichts, den Niedergang der osmanischen Macht, das Vorschieben Rußlands nach dem Westen unter die Vorgänge zu rechnen haben, die der Gründung des preußischen Königthums an Wichtigkeit wol gleich zu achten sind: für den Fortgang der deutschen Geschichte aber ist das Urtheil Zwiedineck's zweifellos richtig. Und er hat auch wirklich nicht nöthig, dies sein Urtheil noch gegen den Einwand zu vertheidigen, daß die Generationen, die jene Ereignisse miterlebt hätten, zu dieser Auffassung vom preußischen Königthum nicht gelangt seien. Gewiß muß der Geschichtschreiber zunächst untersuchen, was geschehen ist und warum es so geschehen ist, gewiß muß er sich in den Ideenkreis einer Generation versenken, wenn er den moralischen Werth ihrer Leistungen beurtheilen will, aber ebenso selbstverständlich hat er die Bedeutung, die bestimmten Ereignissen für die Gesammtentwickelung eines Volkes zukommt, im Zusammenhang mit den folgenden Geschehnissen vom Standpunkte der Gegenwart aus festzustellen. Dafür steht er nun eben auf einer höhern Warte und hat einen wei-

tern Ausblick als die Zeitgenossen, nur muß er sich, wie Zwiedineck bewußt bleiben, daß dies sein Urtheil ist.

Wir benutzen diese Gelegenheit vergleichend hinzuweisen auf eine oft gebrauchte und wol auch zuweilen falsch verstandene Redewendung: die von dem historischen Berufe eines Volkes, eines Mannes. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich ein Volk, ein Mann dieses seines historischen Berufes klar bewußt gewesen sei und nach ihm gehandelt habe; auch hier wird nicht vom Standpunkt der Zeitgenossen sondern der Gegenwart geurtheilt. Nehmen wir z. B. die deutsche Mission Preußens: zu ihr gehört unter anderm die Wiedererwerbung des schwedisch gewordenen Pommerns, die Vertheidigung und Wiedererwerbung von Ost- und Westpreußen, des alten Ordenslandes, der Schutz der Rheinlande gegen Frankreich, die Abschüttelung der Napoleonischen Fremdherrschaft. Bei alle dem standen in erster Linie eminent preußische Interessen in Frage. Es war eine Lebensfrage für den Staat, sich den Zugang zur Ostsee nicht durch eine fremde Macht sperren zu lassen, die territoriale Verbindung mit dem Herzogthum Preußen durch die Erwerbung von polnisch Preußen herzustellen und damit zugleich den Besitz Preußens zu sichern, seine rheinischen Besitzungen (Kleve u. s. w.) gegen französische Angriffe zu vertheidigen, das Joch Napoleon's, unter dem kein Staat mehr litt als Preußen, zu brechen. Es lag aber eben in den ganzen Verhältnissen, daß Preußen bei Wahrung dieser seiner speciellen Interessen zugleich deutsche Interessen wahrnahm. Das bedeutet es, wenn man hier von einer deutschen Mission spricht; diese ist nicht so zu verstehen, als hätte Preußen deutsche Interessen etwa mit Hintansetzung der eigenen wahrgenommen, sondern gerade durch Wahrung der eigenen vertrat es deutsche. Es hat ebensowenig die eigenen geopfert, oder durfte sie opfern, wie Gustav Adolf egoistisch schwedische Interessen hintangesetzt hat oder hintansetzen durfte als er nach Deutschland zog: wenn bei Gustav Adolf die Rettung des deutschen Protestantismus als eine ideale Aufgabe sich mit den speciell schwedischen Interessen deckte, so war das eine werthvolle Zugabe, aber allein hätte dies Ziel nie das Wagniß des Krieges gerechtfertigt. Ich erinnere an Bismarck's Wort von den Knochen des pommerschen Landwehrmanns.

Doch kehren wir zu Zwiedineck's Werk zurück. Er schreibt als Deutscher zu Deutschen, und wenn er sich nicht zu den „österreichischen Hofhistoriographen rechnet, die in der Entstehung des preußischen Staates ein Attentat auf die wohlerworbenen Rechte des Hauses Habsburg erblicken", so erklärt er doch andererseits, daß im deutsch-österreichischen Bündniß das „schönste Vermächtniß des entschlafenen alten römischen Reiches deutscher Nation in die Gegenwart gerettet sei". Er hat durchaus recht, wenn er für sich einen Patriotismus in Anspruch nimmt, der ebenso gut österreichisch wie deutsch ist.

Wird der politische Standpunkt des Verfassers schon aus dem Titel seines Werkes klar, so glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir seinen religiösen mit den folgenden Worten charakterisiren, die sich bei dem Bericht über gescheiterte Unionsversuche finden (II, 290):

Der Weg zur Annäherung war nicht in der Herstellung der äußern Einheit zu suchen, er wird in einer allmählichen Umwandlung des Charakters der Gläubigkeit gefunden werden, die durch den Einfluß der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und der materialistischen Strömung des 19. Jahrhunderts hervorgerufen werden mußte. Die politische, durch den Staat erzwungene Toleranz ist allmählich zur confessionellen Gewohnheit geworden, der unvermeidliche Kampf gegen den fortschreitenden Atheismus hat einen Waffenstillstand unter den Priesterschaften der verschiedenen christlichen Kirchen zur Folge gehabt, der zum endlichen Frieden führen muß. Die Gläubigen fühlen längst kein Bedürfniß mehr, sich mit den angeblichen Verirrungen anderer zu beschäftigen, der Begriff der „Häresie" wird nur mit Mühe theoretisch aufrecht erhalten, auf Leben und Wirken übt er keinen Einfluß mehr aus" u. s. w.

Bestimmt ist das Werk, wie die ganze „Bibliothek", nicht blos für Fachgelehrte, sondern für Geschichtsfreunde, für jeden, der „sich eingehend mit den Schicksalen der Deutschen zu beschäftigen wünscht, ohne in die wissenschaftliche Einzelforschung einzudringen". Es will die Ergebnisse der Forschung zusammenfassen und beruht deshalb in der Hauptsache auf der gedruckten Literatur. Der Verfasser citirt diese mit Auswahl, d. h. da wo ihm die Begründung einer Behauptung angezeigt erschien; bei dem Charakter seines Buches hat er recht, wenn er es „nicht für nothwendig findet auf literarische Erscheinungen aufmerksam zu machen, deren Berücksichtigung selbstverständlich ist". Besonders beachtenswerth ist die eingehende Berücksichtigung der zeitgenössischen Publicistik, der Zeitungen und Flugschriften, aus denen der Verfasser ein lebendiges Bild der geistigen Bewegung zu gewinnen versteht. Weiter möchten wir noch hinweisen auf die ausgiebige Verwerthung des Materials, das in den Zeitschriften der zahllosen localgeschichtlichen Vereine Deutschlands niedergelegt ist. Es hat hier offenbar mitgewirkt, daß der Verfasser selbst inmitten der landesgeschichtlichen Forschung Steiermarks steht, mitgewirkt ferner die auch auf dem Leipziger Historikertage ausgesprochene Erkenntniß, daß es nothwendig sei, diese rege Forschungsarbeit zu größern allgemeinern Ergebnissen zu verwerthen. Wir verweisen hier z. B. auf den Abschnitt: „Das deutsche Volk an der Schwelle des 18. Jahrhunderts", in dem sich zahlreiche landesgeschichtliche Einzelheiten zu einem Gesammtbilde der deutschen Cultur jener Tage zusammenschließen.

Der Inhalt eben dieses Kapitels mag nun noch kurz skizzirt werden; es ist ja natürlich nicht möglich der Darstellung durch das ganze Werk nachzugehen. Es wird in ihm behandelt die Reichsverfassung unter Angabe der zeitgenössischen Urtheile über sie, die Stellung Oesterreichs im Reich, die fürstliche Souveränetät und die Landstände, die Reichsterritorien mit statistischen Angaben über Größe und Bevölkerungszahl, weiter der Reichstag, die Kreisverfassung, das Reichskriegswesen, die Reichsfinanzen, die

Reichsjustiz, das Polizei-, Münz- und Postwesen, die Regierung der Reichsterritorien insbesondere die Landessteuern und die Rechtspflege. Hierbei ergibt ein Vergleich mit den heutigen Steuern, daß die Belastung auffallend geringer geworden ist als sie früher war. Es folgt in der Darstellung des Kriegswesens die allmählich neben die Werbung tretende Aushebung, die Heeresgliederung, Ausrüstung, Entlohnung, die Fortschritte der Technik der Feuerwaffen. Die Behandlung der wirthschaftlichen Verhältnisse beginnt mit einem allgemeinen Urtheil, nach dem das deutsche Volk mit jugendlicher Frische daran gegangen sei, die Schäden des Dreißigjährigen Krieges zu heilen; dann werden im einzelnen besprochen die Landwirthschaft mit statistischen Angaben über die stark schwankenden Getreidepreise, das Gewerbe, der Bergbau, die Organisation der Arbeit, das Zunftwesen, der Handel, der Geldverkehr, die Verkehrsanstalten und Handelsstraßen. Bemerken wollen wir, daß schon damals „Ausstände" vorkamen; ein Reichstagsbeschluß von 1671 sagt: „Insonderheit will auch bei einigen Handwerkern dieser wider alle Vernunft laufende Misbrauch einreißen, daß die Handwerksgesellen vermittels eines unter sich selbst anmaßlich haltenden Gerichts die Meister vorstellen, denenselben gebieten, ihnen allerhand ungereimte Gesetze vorschreiben und in deren Verweigerung sie schelten, strafen und gar von ihnen aufstehen, auch die Gesellen, so nachgehends bei ihnen arbeiten, auftreiben und für unredlich halten, welche Unordnung und Insolentien gleichermaßen durch jedes Ortes Obrigkeiten mit Nachdruck und ernstlich abgethan und keineswegs geduldet werden sollen." Und eine Verordnung Leopold's I. vom 9. December 1689 setzt für Oesterreich fest: „Daß ein Handwerksgesell, so oft er einen halben Tag von der Arbeit aussetzt, ein halbes Wochenlohn, und wegen eines ganzen Tages ein ganzes Wochenlohn jedesmal zur Strafe verwirkt haben, der Meister nach Abzug der versäumten Zeit den Ueberrest in die Lade legen, der Geselle aber in der Arbeit fortzufahren schuldig sein solle, und da er sich diesem widersetzen und gar aufstehen wollte, durch den Rumorhauptmann und Profosen, und auf dem Lande durch den Gerichtsdiener in Band und Eisen zu Ausdienung der Zeit angehalten, oder da er entlaufen würde, von keinem Meister im Lande mehr angenommen oder befördert werden solle." Es folgen dann das sociale Leben, Volkszahl, Hugenotten, Juden, die Zustände an den deutschen Höfen, das städtische Leben, Kleiderluxus, Beamtengehalte, öffentliche Gesundheitspflege; die religiösen Ideen, der öffentliche Unterricht, Ritterakademien, Universitäten, die Gelehrtenwelt, endlich die künstlerischen Leistungen.

Indeß wir müssen abbrechen. Es ist ganz selbstverständlich, daß bei einem so umfangreichen Werke dem einen dies dem andern jenes nicht zusagen wird, im ganzen aber wird man ihm als einer durchaus gelungenen und werthvollen Darstellung die vollste Anerkennung zollen dürfen.

In der erwähnten „Bibliothek deutscher Geschichte", zu der das eben besprochene Werk gehört, hat Theodor Lindner, Professor der Geschichte an der Universität Halle, die Zeit der Habsburger und Luxemburger (1273—1437) behandelt. Das ist die Zeit, auf die sich die Specialforschungen des Verfassers in erster Linie beziehen. So erfreulich es war, daß er sich entschloß, von dieser Periode eine zusammenfassende Darstellung für weitere Kreise zu bieten, ebenso erfreulich ist es, daß er das Bedürfniß fühlte, seine Auffassung von der Gesammtentwickelung des deutschen Volkes dem deutschen Volke vorzutragen, wie er es in dem unter Nr. 2 genannten Werke thut. Es ist das wieder ein Zeichen dafür, daß die zusammenfassende Geschichtserzählung und Geschichtsbetrachtung, die Kunst einer im guten Sinne populären Darstellung, welcher der durchaus berechtigte Forschungseifer und Forschungsstolz der Waitzischen Schule nicht eben günstig war, auch als wissenschaftliche Leistung gerechter gewürdigt wird als früher. Daß Lindner eine solche auf das Ganze gerichtete Darstellung beabsichtigte, hatte er in den Schlußworten seiner Geschichte der Luxemburger und Habsburger ausgesprochen: wir begrüßen es mit Freude, daß er diese Absicht so schnell und mit einer so trefflichen Darbietung ausgeführt hat.

Der Werth des Werkes liegt nicht zum wenigsten in seiner Kürze: in zwei sehr handlichen Bänden von 342 und 388 Seiten werden wir durch die deutsche Geschichte von der Gründung des alten Deutschen Reichs bis zum Beginn des neuen geführt. Lindner will zeigen, wie das deutsche Volk in den Wandlungen, die es durchlebt hat, seiner ursprünglichen Anlage treu geblieben ist. Er verzichtet auf eine ausführliche Erzählung alles Geschehenen, er will die großen Gesichtspunkte scharf hervorheben und das für die Entwickelung Wirksame darlegen. Deshalb „sind die ältern Zeiten möglichst kurz behandelt, deshalb ist von Kriegen und politischen Verflechtungen nur so weit die Rede als sie die geschichtliche Weiterbildung bestimmten. In den Vordergrund gerückt werden die allgemeinen Zustände und die bedeutenden Persönlichkeiten, und dabei der Versuch gemacht, den Antheil des Volkes und den der führenden Geister an unserm Werdegange gleichmäßig zu verfolgen".

Mit diesem Satz der Vorrede nimmt Lindner Stellung zu dem jüngst lebhaft, leider oft zu lebhaft geführten Streit zwischen Culturgeschichte und politischer Geschichte. Die Wahrheit liegt auch hier, wie fast immer, in der Mitte: es gilt das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen. Jeder große Mann ist das Product der Vergangenheit und in seinen Handlungen bedingt von den Zuständen seiner Zeit; aber andererseits ist er eben deshalb groß, weil er seine Zeit richtig versteht und ein maßgebender Factor für die Fortbildung der Verhältnisse wird. Weiterhin erhellt aus dem angeführten Programm daß Lindner gern allgemeine Betrachtungen der Darstellung einflicht; als Beispiel mögen die beherzigens-

werthen Bemerkungen dienen, die sich bei der ersten Erwähnung des Christenthums finden:

Christenthum gilt uns für einen scheinbar einfachen, immer gleichwerthigen Begriff, aber jede Zeit hat etwas anderes darunter verstanden. Gewiß waren die Grundquellen stets dieselben, aber sie lagen nicht immer frei zu Tage, sondern mußten ihren Weg nehmen durch die verschiedenen Behälter, in denen man sie zu fassen suchte. Ungewiß oder von fehlerhafter Anlage, ließen sie das köstliche Naß zum besten Theil in den Boden sickern oder trüb werden. Das sind die Kirchen, die von Menschenhänden gewiß nach bestem Willen und Können geschaffen, doch nur dem jeweiligen Vermögen der Werkführer und der Zeiten entsprechen. Kirchen und Confessionen sind nur Erscheinungsformen der Religion, nicht die ganze Religion selbst. Nicht das jeweilige Gehäuse ist das Ewige, sondern der Inhalt, und die nie zu erschöpfende Thätigkeit des religiösen Geistes sucht beständig die Form zu vervollkommnen, damit der in ihr geborgene Schatz nicht durch Zwang und Druck verkümmere.

Eine Darstellung der deutschen Geschichte in dem hier beabsichtigten Umfang muß natürlich eine strenge Auswahl des Stoffs, den sie bringt, treffen. Natürlich läßt sich über diese Auswahl streiten, man könnte z. B. wünschen, daß die älteste Geschichte, insbesondere die wirthschaftlichen Verhältnisse ausführlicher behandelt seien: das ändert aber an dem Werthe des aus einem Guß entstandenen Werkes nichts. Bei der Kürze, mit der die geschichtlichen Thatsachen erzählt werden, ist ein volles Verständniß des Buches freilich nur dem möglich, der geschichtliche Kenntnisse mitbringt; manches wird eben nur angedeutet. In der Darstellung des Siebenjährigen Krieges, dem zwei Seiten gewidmet sind, finden sich z. B. folgende Sätze: „Der Verlust der Schlacht von Kollin, veranlaßt durch Nichterfüllung der königlichen Befehle, zerstörte die Hoffnung mit Oesterreich gänzlich fertig zu werden. — Durch die Leuthener Schlacht, seine größte taktische Leistung u. s. w." Nur wer weiß, daß gegen den Befehl des Königs in der Kolliner Schlacht der auf den einen Flügel der Feinde gerichtete Angriff in einen Angriff der ganzen Front verwandelt wurde, versteht den Satz: „veranlaßt u. s. w."; und nur wer weiß, wie glänzend nach dem festgestellten Plane die sogenannte schiefe Schlachtordnung bei Leuthen durchgeführt wurde, kann sich bei den Worten: „seine größte taktische Leistung" etwas denken. Lindner will eben kein Lehrbuch der Geschichte schreiben, sondern die großen Gesichtspunkte herausheben. Und da wollen wir darauf hinweisen, daß er über die Stellung Preußens in Deutschland ähnlich urtheilt, wie wir es oben gethan, wenn er von Friedrich dem Großen sagt: „Lediglich für Preußen und für sich hatte Friedrich gekämpft", aber dann hinzufügt: „Die Erhaltung des preußischen Staats war damals gleichbedeutend mit der Deutschlands."

Wir fügen nur noch hinzu, daß das Buch in gewandter Sprache geschrieben und vom Verleger sehr gut ausgestattet ist, und empfehlen es unsern Lesern, indem wir uns den Schlußworten der Vorrede und denen des ganzen Werkes anschließen: „Möge das Buch das Verständniß für unsere Geschichte fördern und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande stärken." „Die Mahnung, welche Attinghausen seinen schweizer Landsleuten zuruft, gilt allen Deutschen: «Seid einig, einig, einig!»"

Die Einigung der Deutschen zum neuen Reich, mit der Lindner's Werk schließt, ist erst nach schweren Kämpfen gelungen. Sie war lange die Sehnsucht der Patrioten, bis sich die Männer fanden, die diesem Sehnen die Wege der Erfüllung wiesen. Aber ohne die Vorarbeit jener Patrioten wäre diese Erfüllung unmöglich gewesen: auch hier wuchsen die Männer der That aus den Zuständen heraus und bildeten sie weiter. In diesem Sinne sind schon die Befreiungskriege die Geburtsstunde des neuen Reichs; floß doch aus ihnen jenes Einheitsstreben, dem vornehmlich durch Bismarck's Verdienst sein ursprünglich revolutionärer Charakter genommen und die conservativen Kräfte dienstbar gemacht wurden. In jene Zeit der sittlichen und theilweise doch auch politischen Wiedergeburt Preußens und Deutschlands führt uns das oben genannte Werk Hans Delbrück's (Nr. 3) über Gneisenau.

Wir müssen uns bei seiner Anzeige kurz fassen und können es, da der Werth des Buches anerkannt ist; das Erscheinen der zweiten Auflage spricht ja dafür am besten. Delbrück hatte zuerst 1880 die von Pertz begonnene Biographie Gneisenau's vollendet. Dies umfangreiche Werk verband mit der Lebensbeschreibung die Veröffentlichung von Briefen und Actenstücken und erhielt damit den Charakter einer Materialsammlung. Deshalb entschloß sich Delbrück eine kleinere Ausgabe zu veranstalten, die eine wirkliche Biographie bieten, Briefe nur zur Unterstützung heranziehen und ein einheitliches Bild des Helden geben sollte. So erschien 1882 die erste Auflage des vorliegenden Werkes, das sich der Biographie York's von Droysen würdig zur Seite stellte, und dann in Lehmann's Scharnhorst eine treffliche Ergänzung gefunden hat. Delbrück bezeichnet Gneisenau als den „eigentlichen Ueberwinder Napoleon's", er sagt, daß „von allen Feldherrn, die mit dem Gewaltigen gerungen haben, er der einzige gewesen sei, der den Geist und die Kraft der Napoleonischen Kriegsführung ganz in sich aufgenommen, den Korsen mit seinem eigenen Feldherrnschwerte geschlagen habe". Deshalb erkannte er es als seine Aufgabe seinen Helden im Rahmen der Zeitgeschichte darzustellen, „den strategischen und politischen Zusammenhang der Freiheitskriege und der vorbereitenden Periode gedrängt und doch vollständig vorzuführen". Auf diesem Gebiete ist nun seit 1882 die Forschung rastlos vorwärtsgeschritten und hat unsere Kenntniß wesentlich erweitert und vertieft; Delbrück hat es sich angelegen sein lassen, alle hierher gehörenden Schriften, deren Verzeichniß er seiner Darstellung voranschickt, für die neue Auflage zu verwerthen. Mit besonderm Danke wird es begrüßt werden, daß er dabei die vorhandenen Controversen mittheilt, sich mit entgegenstehenden Ansichten auseinandersetzt und ausdrücklich anmerkt, wo die zweite Auflage von der ersten wesentlich

abweicht. Dadurch bekommt der Leser einen Einblick in den Stand und den Fortschritt der Forschung; es geschieht dies aber, ohne daß die Glätte der Darstellung beeinträchtigt wird. Das Verständniß der militärischen Operationen erleichtert der beigefügte Plan von Kolberg, und eine Reihe in den Text aufgenommener Kartenskizzen. An dem mit einem Bildniß Gneisenau's geschmückten Werke werden alle, die für jene große Zeit preußisch-deutscher Geschichte Interesse haben, wahre Freude empfinden.

A. Baldamus.

Frauenlyrik.

II.

Die Gedichte der 1810 geborenen, 1892 gestorbenen Dichterin Auguste Kurs *) verleugnen nirgends ihren Ursprung aus einem reichen, sinnenden und denkenden Frauengemüth, das von modernen Bewegungen fast unberührt geblieben ist. Es wird der Sammlung denn auch schwer werden, sich auf den bunten Markt des jetzigen Lebens zu drängen, so viel Schönes, Anmuthendes und Gewinnendes sich auch in der von Kindespietät fast allzu reichlich ausgewählten Sammlung findet. Eine strenge Sichtung wäre vielleicht der zudem mit einem guten Zweck verbundenen Herausgabe zugute gekommen. Die Kritik hat sich indessen mit dem zu beschäftigen, was da ist, und darf nicht mit dem Maßstab kindlicher Liebe messen. Und sie wird vor allem anerkennen, daß echtes Dichtergold hier vorhanden ist; aber sie wird auch hinzusetzen müssen, daß es nicht immer in entsprechender Fassung sich darstellt, oder doch in einer Fassung nach viel gebrauchten Modellen. Es ist der Dichterin offenbar schwer geworden, das dichterisch Geschaute rein poetisch wiederzugeben; vieles ist auch nicht innerlich geschaut, sondern nur hübsch erdacht. Gar häufig verderbt gereimte Prosa die schönste Poesie. Ein Beispiel für andere! Das Gedicht „Frühlingslust" (S. 58) hat als vorletzte Strophe den in seiner Einfachheit so tief poetischen Vers:

Dem ist unsagbar viel gegeben,
Den Gott nach öder Winterszeit
Noch einen Frühling läßt erleben
In aller blüh'nden Herrlichkeit.

Darauf folgt der arg prosaische letzte Vers, der den Eindruck des Gedichts vollkommen vernichtet:

Denn von der Wiege bis zum Grabe,
So oft sein Zauber sich erneut,
Ist er die schönste Himmelsgabe,
Die alle Wesen gleich erfreut.

Warum schließt das Gedicht nicht mit der vorletzten Strophe? Und solche überflüssige oder prosaische Verse, welche für feinfühlige Leser die Stimmung beeinträchtigen, finden sich noch oft. Ich gebe eins der schönsten Lieder, das aber auch an diesen Mängeln leidet:

Aus fernen Tagen.

Aus fernen Tagen die Vergangenheit
Möcht' ich noch einmal mir heraufbeschwören,
Nur einmal wieder eine Stimme hören
Aus meiner sonnig heit'ren Jugendzeit.

Der treuen Aeltern Stimme lieb vertraut,
Die kam und ging allzeit von Herz zu Herzen,
Dann der Gespielen harmlos, munt'res Scherzen,
Der Lehrerworte würdig ernsten Laut.

Verrauscht, verklungen alles und verhallt,
Umsonst das stille Sehnen, unermessen,
Nach dem, was dennoch ewig unvergessen
Im treuen Herzen tief mir wiederhallt.

Zuweilen wol in Waldeseinsamkeit,
Wenn Nachtigall und Rose Grüße tauschen,
Die Blätter flüstern und die Quellen rauschen,
Vernehm ich einen Klang aus jener Zeit.

Auch dann, wenn über rothem Heideland
Sich Sonnenfäden auf zum Aether schwangen,
Dann streift ein sanfter Hauch mir Haar und Wangen
So lind und weich, wie eine liebe Hand.

Oft ist mir auch, als wär' ich nicht allein,
Als regte sich um mich ein seltsam Leben,
Als fühlt ich Geisternähe mich umschweben,
Geheimnißvolles dringt ins Herz mir ein.

Dann gleitet wol ein Schatten mir vorbei,
Gestaltlos nur wie eine leise Ahnung,
Als ob der Augenblick mir flücht'ge Mahnung
Aus jenem stillen Friedensreiche sei.

Das ist es, was den heißen Sehnsuchtsdrang
Mit der Erinnerung an meine Lieben
Aus jenen Zeiten einzig mir geblieben,
Ein Hauch, ein Schatten und ein leiser Klang.

Und also möcht' ich die Vergangenheit
Nur einmal wieder mir heraufbeschwören,
Nur einmal wieder eine Stimme hören
Aus jener sonnig heit'ren Jugendzeit.

Man beachte die wundervolle fünfte Strophe und halte sie zusammen etwa mit der zweiten Strophe oder mit den zwei letzten!

Am besten liegt der Dichterin das naiv Volksmäßige, das sie doch mit Gehalt zu füllen weiß. Dies zeigt sich auch bei ihren „Denksprüchen", welche gegen die sonstige Gewohnheit die Sammlung eröffnen. Die volksthümlich geprägten Sprüche sind die besten. Man sucht ja in solchen Sprüchen nicht immer eigene Gedanken; doch wünscht man, daß fremde Gedanken gut und neu ausgenutzt sind, was hier manchmal der Fall ist. Die Sprüche sind zum großen Theil gute Rathschläge in anmuthiger Form. Von dem Eigenen seien wenigstens zwei angeführt:

*) Ausgewählte Gedichte von Auguste Kurs. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1894. 8. 2 M. 25 Pf.

„Behüte uns vor Uebel“, soll man beten,
Nach altem, fromm geheiligtem Gebrauch;
Noch eines möcht’ ich zu der Bitte fügen,
Behüte uns vor eit’ler Hoffnung auch!

Es heißt, wenn jemand Böses sprach:
Ein Körnlein Wahrheit ist darinnen —
Da sagt man ohne viel Besinnen
Von dem Gehörten manches nach,
Und dennoch ist wol kaum zu hoffen,
Daß man das Körnlein just getroffen.

Eine Spottdrossel weiblichen Geschlechts, das ist gewiß eine Seltenheit. Helene Migerka*) stellt sich als eine solche dar, und wir lauschen mit Behagen ihrem Sange. Mit scharfem Blick schaut sie in unsere gesellschaftlichen Zustände hinein, und ihrem Spotte entgeht auch das Intime nicht. Hinzugesetzt sei, daß der Spott immer vollberechtigt ist, sei’s daß sie den Hymnus an die Nervosität singt:

Dich nur preis ich
Edle Patronin
Unserer Tage,
Schwächen beschützende
Jedermann nützende,
Tadel verhindernde,
Niemals sich mindernde
Nervosität!

sei’s daß sie uns eine Reihe Gesellschaftsabende im Hause Hahnemeier vorführt oder in das Kaffeehaus blicken läßt:

Rauch umhüllt des Lichtes Schein,
Dunst’ge Nebel sich erheben;
Das ist Luft für junge Geister!
Ja hier bilden sich die Meister
Für die Zukunft höh’res Streben!
Glücklich Sein!

Billardkugeln süßer Klang
Läßt die Zeit so schnell enteilen,
Zwanzig Blätter durchzulesen
Gibt ein feingebildet Wesen,
Und so liegen sie und weilen
Stundenlang!

Sind sie dann des Spielens satt,
Wissen, was die Blätter melden,
Regen sich die müden Glieder.
„Morgen sehen wir uns wieder! —“
Sind das deiner Zukunft Helden?
Arme Stadt!

*) Neue Gedichte von Helene Migerka. Leipzig, Georg Wigand. 1894. Gr. 8. 3 M.

Ein Cyklus behandelt den Verlauf einer modernen Ehe. Ich führe an:

Das erste Kind.

Großmutter steht am Bettchen:
„Wie schön wird dieses Kind!
Für Mädchen ist’s ein Unglück,
Wenn sie nicht schön auch sind!“

Die Mutter spricht: „Ein Mädchen,
Mein Gott, wie mich das freut,
Man kann die kleinen Mädchen
So reizend kleiden heut’!“

Der Vater seufzt: „Ein Mädchen,
Das kenn’ ich schon genau,
Hat bald die Wünsche, Launen
Und Nerven einer Frau.“

Auch die Goethe-Simpelei wie die moderne Dichtung und Malerei bekommt ihre Hiebe ab:

Jungfrau im Grünen.

Sie hält den Betrachter
Des Anblicks nicht werth,
Die Jungfrau im Grünen,
Drum sitzt sie verkehrt.

Die Jungfrau im Grünen
Warum ist sie so nackt?
Vielleicht wol, daß Mitleid
Mit Nacktem uns packt?

Und wenn sie schon nackt ist,
Dann geht mir’s nicht ein,
Warum sie denn gar so
Abscheulich muß sein.

Hübsch, wenn auch nach einem Motiv der „Fliegenden Blätter“!

Neben diesen humoristisch-satirischen Gedichten, welche offenbar dem Talent der Dichterin am meisten entsprechen, enthält die Sammlung auch recht ansprechende andere Gedichte, welche ein hübsches lyrisches Talent bekunden.

Was die Form betrifft, so legt man ja an satirische Gedichte nicht den strengsten Maßstab, fordert vielmehr vor allem Biegsamkeit und Leichtigkeit der dichterischen Sprache. Diese besitzt die Dichterin. Nur eine üble Gewohnheit oder Marotte sollte sie sich abgewöhnen: in vierzeiligen Strophen, wo blos zwei Zeilen sich reimen, die erste und die dritte, statt der zweiten und vierten sich reimen zu lassen. Das klingt unausstehlich und widerspricht überdies der Idee des Reims.

Richard Weitbrecht.

Neue Novellen und Romane.

1. Russische Rache. Der neue Aktäon. Zwei Novellen. Von Alfred Friedmann. Leipzig, Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek. Nr. 3272.) 1894. 16. 20 Pf.
2. Die vom Dorf’. Ernste und heitere Geschichten. Von August Silberstein. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 8. 4 M.
3. Heimwärts. Erzählungen. Von Ernst Schrill. Leipzig, E. Ungleich. 1894. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Das neue Dogma. Roman in zwei Bänden. Von Anton Ohorn. Leipzig, Buchhandlung des evangelischen Bundes von Carl Braun. 1894. 8. 6 M.
5. Waldstille und Weltleid. Roman. Von A. von Blomberg. Leipzig, E. Ungleich. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.

Beinahe jedesmal, wenn man eine solche Anzahl durch die Redaction oder durch den Zufall zusammen-

gereihter Bücher nach der Lektüre überblickt, ist ein Opus dabei, das einem die Frage aufdrängt: Wie ist es möglich, daß so etwas überhaupt noch heute bei uns einen Verleger findet und gedruckt wird? Das Buch, das uns diesmal diese Frage wieder vorlegt, trägt auf seinem Titelblatt sogar den Namen eines berühmten Verfassers — berühmt freilich nur in solchen Kreisen, die von der Schätzung wirklich werthvoller Literatur und von der Scheidung zwischen Edelmetall und Talmi nur wenig Ahnung haben. Die beiden Novellen (Nr. 1) des vielschreibenden Alfred Friedmann, die uns die so oft preisenswerthe Reclam'sche Universal-Bibliothek diesmal zuträgt, besitzen auch nicht die Spur eines künstlerischen Werthes. Es sind geschmacklose, in Inhalt und Darstellung unwahre, dem Leben abgewandte, geistlose Machwerke, denen jeder tiefere Gehalt fehlt. „Der neue Aktäon" ist eine Liebesgeschichte, die nicht einmal dem geistigen Niveau unserer „höhern" Töchter genügen dürfte; dazu wird sie in einem Ton vorgetragen, dessen aufdringliche und gemachte Süßigkeit auf die Dauer nicht zu ertragen ist. Originell ist, wie Friedmann seinen Novellen stimmungsvolles Milieu und Localcolorit gibt! Die erste Erzählung, die in Rußland spielt, stopft er zu diesem Zweck — mögen sie gerade dahin passen oder nicht — voll aller möglichen kleinen Anekdötchen, Erinnerungen und Citate aus der russischen Literatur und Geschichte, während er in den „Neuen Aktäon", dessen Schauplatz England ist, zahllose englische Localnamen und Ausdrücke und ab und zu auch höchst stilvoll englische Redewendungen einflicht.

Um ein gutes Stück höher steht der Novellenband „Die vom Dorf'" (Nr. 2) von August Silberstein, eine Sammlung österreichischer Dorfgeschichten, theils heitern, theils ernsten Charakters. Der bejahrte Schriftsteller gibt uns hier wiederum Proben seines liebenswürdigen anspruchslosen Erzählertalentes, die seinen frühern Schöpfungen völlig gleichartig und ebenbürtig zur Seite stehen. Individuelle Züge und noch mehr Vertiefung der Probleme und Charaktere wird man freilich vergeblich suchen — da stehen Anzengruber und Jeremias Gotthelf mit ihren Dorfgeschichten in ferner Höhe! Aber Silberstein's Novellen sind einfache, von natürlicher Wahrheit erfüllte Erzählungen, die in ihrem schlichten Ton, in dem der Dialekt kenntnißvoll und geschickt angewandt ist, immerhin einen bescheidenen Genuß gewähren.

Weniger harmlos ist die Novellensammlung „Heimwärts" (Nr. 3) von Ernst Schrill: unter diesem Pseudonym schreibt der evangelische Pastor S. Keller, und alle seine Erzählungen haben die unausgesprochene Tendenz, uns zu zeigen, wie heilsam und nützlich es ist, eines recht frommen Glaubens zu sein. Die Novellen triefen von kanzelrednerischer Frömmigkeit und eine jede preist in ihren Worten und Begebenheiten den Segen des Glaubens und die Früchte der Frömmigkeit. Die Vorgänge der Erzählungen, die ihrer Mehrzahl nach in Rußland spielen, das der Verfasser durch vieljährigen Aufenthalt genau kennen gelernt hat, sind meist auf irgendeinen frommen Glaubenssatz zugeschnitten und stecken daher vielfach voll innerer und äußerer Unwahrscheinlichkeiten. In einer mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Darstellung und in einem farblosen, schönrednerischen Stil werden uns Puppen vor Augen geführt, keine Menschen; in den Adern dieser Wesen pulsirt kein warmes Lebensblut. Dabei zeigt der Verfasser hier — wie auch schon in frühern Werken — eine gewisse schriftstellerische Begabung und Gestaltungskraft; aber seine Frömmigkeit ist größer als sein künstlerisches Empfinden und Denken. Daher ist kein Kunstwerk zu Stande gekommen, sondern ein Erbauungsbuch für naiv-fromme Gemüther.

In etwas gehaltvollerer Weise werden religiöse Dinge in Anton Ohorn's Roman: „Das neue Dogma" (Nr. 4) behandelt. „Die Verhältnisse des katholischen Klerus, sein Leben und Empfinden, seine Anschauungen und deren Bethätigung" will uns der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, in diesem Roman „auf Grund von Thatsächlichem" darstellen. Und er thut das, indem er seine Schilderungen um die Kämpfe und Erörterungen gruppirt, die sich in den Jahren 1869 bis 1871 an die Einführung des neuen Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes knüpften. In die Mitte seiner Erzählung hat Ohorn einen jungen deutschen katholischen Priester gestellt, der anfangs als ein Vertreter des heftigsten religiös-confessionellen Fanatismus erscheint, dann aber allmählich durch Zusammentreffen und Zusammenleben mit liberaler gesinnten Katholiken und verehrungswürdigen Protestanten zu einer mildern und gerechtern Auffassung seiner Religion und Confession kommt, und der schließlich durch seine Anwesenheit in Rom bei den Concilsberathungen über das neue Dogma und durch die Theilnahme an all den unerquicklichen und beschämenden Verhandlungen und Machinationen dahin gelangt, daß er sich excommuniciren läßt und am Ende sogar (etwas sehr schnell) zum Protestantismus übertritt. Wirklich eine verlockende Aufgabe und ein reizvoller Plan! Denn nicht nur, daß sich gerade in unserer Zeit gar vieles über Religion und Confessionen, über Orthodoxie und freiere Anschauungen, über das Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus und die Vernunftwahrheiten in beiden Confessionen sagen läßt — wieviel dankbarer für einen Künstler war es noch, über diese Fragen den tiefen innern Kampf darzustellen, der in der Seele eines überzeugten, aber sich dem vernünftigen Denken nicht verschließenden Priesters infolge des neuen Unfehlbarkeitdogmas entflammt wird! Ein tief fesselndes und ergreifendes Seelengemälde hätte der Verfasser vor uns entrollen können — hätte . . . leider hat er es nicht gethan! Daß Ohorn, wie er erstrebt, Leben, Denken und Handeln der katholischen Geistlichkeit der Wahrheit gemäß dargestellt hat, wollen wir gern zugeben — aber all diesen Schilderungen fehlt jede Tiefe und sie sind nicht da, um einem künstlerischen Zweck

zu dienen, sondern allein um ihrer selbst willen. Mit großer Breite werden uns alle möglichen Personen der katholischen Geistlichkeit und solche, die mit ihnen zusammenhängen oder ihnen gegenüberstehen, vorgeführt, ohne daß sie mit dem eigentlichen Kern des Romans nur irgendwie in engerm Zusammenhang ständen. Der Composition fehlt eine feste Geschlossenheit, sie ist von breitester Schwatzhaftigkeit und voll unbedeutender und verwirrender Abschweifungen. Mit einer das ganze Niveau des Romans herabdrückenden Flachheit ist die Hauptperson behandelt; ganz oberflächlich nur werden die Gedanken, innern Wandlungen und Kämpfe des jungen Theologen angedeutet, jedes tiefere Eindringen in die reizvollen, seelischen Vorgänge fehlt. Dadurch ist in unsern Augen ein Roman, der leicht zu einem bedeutenden Kunstwerk hätte werden können, nur auf der Stufe des Unterhaltungsbuches geblieben, das allein durch seinen ernsten und immerhin zum Nachdenken anregenden Inhalt etwas über das übliche Mittelmaß dieser Gattung hinausragt.

Ein typisches Exemplar dagegen der Gattung Unterhaltungsliteratur ist der Roman: „Waldstille und Weltleid" (Nr. 5) von A. von Blomberg. Schon der Titel verräth, daß der Verfasser ein weibliches Wesen ist. Und das Werk erweist sich dann auch als echter Frauenroman. Nicht die Welt, wie sie ist, sondern wie ein phantasievoller Frauenkopf sie sich träumt, ist hier geschildert. Die übliche unwahrscheinliche „romantische" Handlung; die üblichen unwahren und unmöglichen Charaktere, deren schlimmste natürlich wieder die männlichen sind, und natürlich Offiziere! Dabei gehört das Buch noch nicht einmal zu den ärgsten seiner Art — aber was haben solche Schöpfungen mit echter Literatur zu thun? Und so etwas nennt der Verleger auf dem Umschlag „eins der bedeutendsten und künstlerisch vollendetsten Werke, welche im Laufe der letzten Jahre erschienen sind"! Es ist aber auch noch immer richtig geblieben: Jedes Publikum besitzt die Bücher, die es verdient.

Eduard Höber.

Süddeutsche Dialektpoesien.

Vor einiger Zeit hatten wir Gelegenheit, an dieser Stelle verschiedener neu erschienener Dialektdichtungen zu gedenken und dabei auch in einigen Sätzen unsere Ansicht über die Wiedergabe solcher mundartlicher Dichtungen im Wortbilde zu erörtern. Seitdem sind wieder einige ähnliche Sammlungen erschienen, denen sich das Nachfolgende zuwenden soll. Zunächst wäre aufmerksam zu machen auf die

1. Gedichte in oberbairischer Mundart von Wilhelm Zipperer. Bamberg, C. C. Buchner, Verlag. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Gerade diese Zusammenstellung von Gedichten in der bairischen Mundart bestätigt von neuem jene von uns früher geäußerte Ansicht. Der Verfasser der höchst beachtenswerthen Gedichte bemerkt in der Vorrede selbst, er wisse recht gut, „daß es von Haus aus nur einzelne bairische Dialekte gibt, die ein sehr kleines Gebiet umfassen", beruft sich jedoch auf des ausgezeichneten Culturhistorikers Riehl Worte, daß sich eine allgemeine, gleichsam schriftmäßige Form des Schwäbischen, Bairischen und Oesterreichischen festgestellt hat, „die keiner der hundertfältigen Abstufungen der Dialekte, wie sie in jenen Ländern wirklich gesprochen werden, vollständig entspricht, sondern die höhere Dialekteinheit all dieser örtlichen Schattirungen geradezu literarisch repräsentirt". Und mit Berücksichtigung dessen hat Wilhelm Zipperer, der keine „Sprachproben als Trockenpflänzlein für das Herbarium eines Linguisten" liefern wollte, denn auch die Darstellung der oberbairischen Mundart durchgeführt, zum großen Vortheil und Vergnügen des weitern Leserkreises, der sich an den reizenden Dichtungen erfreuen wird. Denn diese hübschen an Humor so reichen Verse zählen in der That zu dem Besten, was seit längerer Zeit, insbesondere seit Stieler's und Kobell's musterhaften Dialektpoesien veröffentlicht worden ist. Es ist gar nicht einzusehen, warum der Verfasser, wie er am Ende seiner Vorrede bemerkt, zu der Herausgabe des Büchleins sich „nur schwer entschlossen" hat. Man kann ihm für diese Herausgabe nur recht dankbar sein und wünschen, daß noch andere seine Wege wandeln und seiner Begabung nahe kommen. Die volksthümlichen Gestalten, welche ja auch in andern Sammlungen vorkommen, begegnen uns allerdings auch hier, der Lehrer, der Pfarrer, der Jäger und Bauerntypen verschiedener Art, aber der Dichter hütet sich sehr, bloße Caricaturen zu schaffen, er zeichnet alle nach dem Leben in wenigen einfachen Strichen und führt sie möglichst mit ihren eigenen Worten vor. Und wie fein weiß er gerade die witzigsten humorreichen Aussprüche dieser Persönlichkeiten vorzubringen und den Leser mit der ganz unbeabsichtigten heitern Seite ihrer Redeweise bekannt zu machen. Dazu hilft natürlich eine bis ins Kleinste vortreffliche Kenntniß des Volkslebens, welchem der Autor in Sitte und Sprache so genaue Aufmerksamkeit zugewendet hat. Man vergleiche z. B. die prächtige Schilderung der „Primiz" von des Bauern „Herrn Sohn", in welcher der hocherfreute Vater eine anschauliche Beschreibung der Feierlichkeit und dabei eine genaue Aufzählung aller Gerichte von der „Knödlsuppen" an bis auf den „Schokolatauflauf", dem noch „Schmalznudeln und a Schal'n Kaffee" folgen, gibt, sodaß der erheiterte Leser auch noch mit den allen Respect einflößenden Herrlichkeiten der bairischen Küche bei solchen Anlässen vertraut gemacht wird. Oder man beachte die Erzählung von der Aufnahme der beiden wandernden Studenten aus

der Stadt durch die Bäuerin, wobei der, welcher „geistli werden will" (Geistlicher nämlich) sich der Liebenswürdigkeiten jener frommen Frau erfreut, jener aber, der Assessor zu werden gedenkt, recht derb abgefertigt und hinausgejagt wird. In solcher Weise versteht es der Verfasser, in vielen schnurrigen Geschichtchen uns das bairische Volksleben und dessen Vertreter zu charakterisiren. Ein ganz kurzes solches Geschichtchen finde hier seinen Platz:

Die Blunsen (Blutwurst).

Der Wastl hat sich stark vermessen,
Er kunnt zwoa Dutzend Blunsen fressen;
Und dreinzwanzgi sammt 'm Kraut
Dö hat er richti abig'haut.
Da liegt der letzte Schwoaß (Wurst) halt no',
Den er grad nimma zwinga ko'.
Dös gift'n (ärgert ihn): „Herrschaftsakredi,
Hätt i di' z'erscht (zuerst) nur g'fress'n, di!"

Aehnliche köstliche Stücklein sind auch: „Das Tischgebet", „Der Hecht", „Die Bluateg'l", „'s Einblasl'n", „'s bleibt beim Alt'n", „Die Tauf'", „Der letzte Wunsch", „Der Festkalender", „A Wunder" und manch andere mehr. Uebrigens weiß der gewandte Dialektdichter auch ernste und rührende Töne anzuschlagen, wie in der Betrachtung des Alten: „Z' spoat" oder in der kurzen traurigen Liebesgeschichte „Der wahre Grund". Am Schlusse des hübschen Buches bietet der Verfasser sogar einige Stücke aus dem münchener Stadtleben in Hexametern und Pentametern, welche gewiß sowol durch die lebenswahre Darstellung als durch die dazu in so heiterm Gegensatze stehende Wahl der classischen Versformen in jedem Leser Heiterkeit erwecken müssen. Auch weht ein Zug ganz besonderer Gemüthlichkeit durch das ganze Buch, welches dem Freunde mundartlicher Poesie außerordentlich warm empfohlen werden kann. Passend angereiht wird dem Buche Zipperer's

2. Gut aufg'legt. Neue G'schichten und Gedicht'ln von Leopold Hörmann. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M.

Hörmann ist dem Kenner der jüngern österreichischen Dialektdichtung kein unbekannter Name mehr. Leopold Hörmann, der Niederösterreicher, hat uns schon mit manchem Bändchen von „Gedicht'ln" in der Mundart seiner Heimat beschenkt, die immer mehr Beachtung weiterer Kreise gefunden haben. In dem vorliegenden Bändchen bietet er Prosa und Poesie. Die Prosa ist vertreten durch eine Reihe von trefflichen Skizzen aus dem Volksleben, in welchen wir an Rosegger'sche Ursprünglichkeit und Heiterkeit erinnert werden, nicht ohne, daß jedoch auch des Verfassers besondere Eigenart darin hervortritt. Die „G'schichten" erzählen uns verschiedene Vorgänge und Scenen aus dem Leben in dem österreichischen Dorfe, zum Theile auch wie in dem „Fuhrleuttisch" aus halbvergangener Zeit. Hörmann tritt darin als gewandter Erzähler und daneben auch als Culturschilderer seiner Landsleute auf, in letzterer Beziehung möchten wir z. B. die Darstellung eines Bauernballes auf dem Lande besonders hervorheben. Auch Scherz und Humor sind dem Erzähler nicht versagt, der seine Geschichten hochdeutsch vorträgt, jedoch die auftretenden Personen im Dialekte redend einführt. — Vollständig in der Mundart abgefaßt sind die Gedichte im zweiten poetischen Theile des Büchleins. Sie weisen manche schöne lyrische Gabe, kleine Liebeslieder, Naturbetrachtungen in kurze Verse gefaßt, Ernsteres und Scherzhaftes in bunter Reihe. Auch manche Dorfschnurre läuft mit unter, die Hörmann dem Leben seines heimatlichen Berglandes abgelauscht hat. Zum Schlusse ein kurzes Gedichtchen als niedliche Probe:

A Buach.

A Buach, a vernünftig's
Voll goldane Lehr'n,
Dös is mir was Heilig's,
Dös han i gar gern.

I blatt'l drin uma (blättere darin herum)
Und merk mir All's fein —
Es braucht döftwega grad
Nöt a Betbüachel z'sein.

Dieser Anzeige Hörmann'scher Dichtungen möge die eines zweiten von ihm verfaßten Buches folgen, welches mit dem Gegenstande, den unsere Besprechung behandelt, im Zusammenhange steht. Dieses Buch ist:

3. Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektliteratur von Leopold Hörmann. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M.

Der Verfasser macht uns darin mit verschiedenen Vertretern der österreichischen mundartlichen Poesie in hübschen Lebensbild ernbekannt, denen er, mit zahlreichen Beispielen erläutert, eine Charakteristik der Dichtweise jedes dieser Dichter beifügt. Zunächst lernen wir hier den „Vater der österreichischen Dialektdichtung", den Geistlichen Maurus Lindemayr, kennen, welcher leider selbst in Oesterreich schon allzu sehr in Vergessenheit gerathen ist, obgleich seine im vorigen Jahrhunderte abgefaßten Dialektkomödien heute noch mustergültig genannt werden können. Hörmann schildert außerdem den trefflichen Franz Stelzhamer und dessen berühmt gewordenes Wirken, den so volksthümlich gewordenen Dichter A. Schosser, dessen Lieder in den Bergen Steiermarks und Oberösterreichs heute noch als Volkslieder verbreitet sind, den „Fink von Mattsee": August Radnitzky und bespricht auch die merkwürdige größere poetische Erzählung „Da Naz", eine mundartliche Dichtung, welche schon drei Auflagen aufweist und die uns von einem niederösterreichischen Bauernburschen erzählt, der in die Fremd' geht. Joseph Misson, der Verfasser dieser längern durch die Vortrefflichkeit ihrer Schilderungen und ihrer Charakteristik besonders hervorragenden Dichtung gehörte ebenfalls dem geistlichen Stande an. Den Abschluß des in literarhistorischer Hinsicht so beachtenswerthen Werkchens Hörmann's bildet die Vorführung der auch den Lesern dieser Zeilen bekannt gewordenen Dichter Hans Grasberger, Hans Fraungruber und Moritz

Schadek, sowie ein hübscher Aufsatz: „Wie das Volk dichtet", welcher sich mit den kurzen Volksliedchen des österreichischen Alpenlandes beschäftigt, die unter dem Namen der „Schnaderhüpfeln" längst schon auch in den weitesten außerösterreichischen Kreisen bekannt geworden sind.

Zufällig liegt auch ein Büchlein vor, welches in zweiter und verbesserter Auflage erschienen ist und gerade von einem jener Poeten herrührt, die Hörmann in seiner eben angezeigten literarhistorischen Arbeit bespricht, nämlich:

4. A bisserl was. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moritz Schadek. Zweite Auflage. Wien, C. Konegen. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist über diese hübsche Sammlung nicht viel zu bemerken, da ihrer ersten Auflage seinerzeit schon Beachtung geschenkt, wie ja auch anderer mundartlicher Poesien Schadek's und ihrer Vorzüge hier öfter gedacht worden ist. Die Einfachheit und Herzenstiefe, der urwüchsige kräftige Humor, sowie die ungezwungene Natürlichkeit des Dichters tritt in keinem seiner Bücher so anmuthig hervor als in „A bisserl was" und die durch mehrere treffliche Stücke vermehrte in verschiedenen Punkten veränderte Auflage möge dem Niederösterreicher zu immer weiterer Empfehlung dienen.

5. Aus 'em Lerche-Nescht. Gedichte in schwäbischer Mundart von Adolf Grimminger. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1895. 8. 3 M.

Die Klänge aus dem schwäbischen Lerchennest gemahnen uns, daß auch die alemannischen Dialektdichter in jenem für die Dichtung so viel bedeutendem Gebiete nicht verstummt sind. Andere Klänge und andere Sprachweise tönen uns aus den Gedichten Grimminger's entgegen als sie die bisher betrachteten Sammlungen geboten. Aber gar so sehr unterscheiden sich die Töne nicht von denen des bairisch-österreichischen Gebietes, an welches ja der schwäbische Gau grenzt. Wer sich mit der Elision des n am Ende des Wortes, mit dem Aussprechen des st als Zischlaut und mit wenigen eigenthümlichen Ausdrücken vertraut gemacht hat wird die Verse des schwäbischen Poeten in der Mundart seiner Heimat rasch in sich aufnehmen, da ja die stärkern dialektischen Abweichungen vom Hochdeutschen, welche sich im eigentlichen Alemannischen finden, in dem noch durch das Bairische modificirten schwäbischen Dialekte nicht vorkommen. Der Dichter hat auch noch durch ganz besondere Milderung etwa schwerer zu überwindender Stellen für volle Verständlichkeit gesorgt. So viel über die mundartliche sprachliche Aeußerlichkeit der hier gebotenen Gedichte. Was ihren innern Werth betrifft, so können sie den Vergleich aushalten mit mancher hochtrabend auftretenden schriftdeutschen Sammlung. Man ersieht aus jedem Gedicht, daß warmes, inniges Gefühl den Dichter beseelt hat, ob er nun im einfachen Liebesliede sein Herz erschließt, im freudigen Jubel seinem Frohsinn über die Schönheit der Natur in der Heimat Ausdruck gibt oder ob er auch nur ein Gelegenheitsgedicht irgendeinem besonders bevorzugten Freunde oder einem festlichen Anlasse widmet. Wie herzlich freut sich der Dichter der „sonnegoldgen Sommerzeit":

In sonnegoldger Sommerzeit,
Wann d'Aehrefelder schwanke,
Wie wurd oi'm s' Herz so weit, so weit
Von selige Gedanke.
Der Lerche G'sang, der Biene G'summ,
Der Wälder heimlich Rausche
Klingt wie'n a-n Evangelium,
Dem froh Millione lausche.

Wie selig gedenkt er der Liebesidylle unterm Lindenbaum:

Uf's Müllers Gut, am Schturzbach drunte,
Schtoht über'm Hang a prächt'ge Lind;
Dort hot mei Herz sein Himmel g'funde
Bei's Müllers Gret, mei'm Schatzekind.
Froh sind mer dort manch Schtündle g'sesse,
Wenn d'Schternle g'flimmert, Seit' an Seit',
Hänt d'Welt und Alles oft vergesse,
No 's Kusse net von Zeit zu Zeit.

Und auch für den, der nicht des Dichters Frohsinn theilt, hat dieser hübsche Trostworte:

Druckt oft an herber Notsal Joch
Din schwer in Erdegasse,
Trotzalldem, denk i, braucht mer doch
Den Kopf net hange z' lasse.
So lang der Frühling Rose bringt,
D'Welt füllt mit Zauberwebe
Und 's traurigscht Herz zum Jauchze zwingt,
Verlohnt sich's wohl no z' lebe.

Wie innig der Schwabe an seiner deutschen Heimat hängt, zeigt uns das von warmem Patriotismus eingegebene Lied: „Mit Oige-n-art soll Koiner dinge," woraus nur die Strophe hier stehe:

Gwis aber ischt, daß drum net minder
Der Schwob sei deutsche Hoimet liebt,
So gwis, als er für sich und d'Kinder
Halt net gern Gold für Dombak gibt.

Doch genug der Citate. Keine der Dichtungen in dem Buche ist mislungen zu nennen, so manche überrascht durch sinnige Wendungen, jede durch einen gemüthsheitern, freudigen Ton, der gewiß Nachhall im Herzen jedes Lesers findet. Wir haben es hier mit einer Auswahl von Stücken zu thun, welche seit etwa zwanzig Jahren entstanden sind, und zweifeln nach der Lektüre nicht, daß der Dichter nur das Beste und Gelungenste ausgewählt hat. Grimminger hat schon früher einige Bände ähnlicher Gedichte, auch solche in hochdeutscher Sprache, herausgegeben, wir möchten den vorliegenden Band als den besten bezeichnen, soweit dies nach dem menschlichen Erinnerungsvermögen gestattet ist, denn die erwähnten Bände sind uns vorläufig nicht zugänglich.

6. A Goischt. A Schwobagschicht von Richard Weitbrecht. Ulm, J. Ebner. 1894. 12. 60 Pf.

Das Bändchen Weitbrecht's ist in unverfälschtem schwäbischen Dialekt abgefaßt und entzieht der Mundart

keine ihrer Eigenthümlichkeiten. Es bietet uns eine lustige Erzählung in Prosa, welche der bekannte Verfasser mehrern ähnlichen schon früher gebotenen Geschichten folgen läßt. Der Goischt (Geist), welcher das ganze Dorf schreckt und schließlich die beiden Liebesleute, den Gottfried und die Evamrei zum erwünschten Ziele der Hochzeit führt, ist ein Doctor, welcher sich im nahen Waldhause seßhaft gemacht hat und als begeisterter Apostel der Jäger'schen Wollentheorie in seinem weißwollenen Nachtgewande Feld und Wald durchstreicht und so der vorgeschriebenen Kurmethode gerecht wird. Der kühne Gottfried, der mehr Herzhaftigkeit besitzt als alle andern, die unsern Doctor im weißen Gewande vielleicht für einen Geist halten, tritt ihm entgegen und erringt sich sogar des Doctors Sympathien, sodaß dieser ihm hülfreich zur Seite steht und auch den lästigen Nebenbuhler Gustav vertreibt, welcher sich die Evamrei zu erringen hofft. Die ungezwungene Sprache und die treffliche Darstellung der Haupt- und Nebenfiguren in der kleinen Erzählung sind besonders hervorzuheben; sie stellt sich den frühern Werken des Verfassers würdig zur Seite. Wir hoffen noch öfter solchen hübschen Dialektgeschichten aus seiner gewandten Feder zu begegnen.

Anton Schlossar.

Heimweh und Verbrechen.

Vom edeln Dulder Odysseus an, der auf Kalypso's Zauberinsel verschlagen, träumend am Meeresstrande sitzt und nur noch einmal den Rauch der geliebten Heimat aufsteigen zu sehen wünscht, bis zu dem Soldaten auf Straßburgs Schanze, der seinen Posten verläßt, weil er den heimischen Klängen des Alphorns nicht zu widerstehen vermag, ist das Heimweh eine derjenigen Erscheinungen des Seelenlebens gewesen, der sich die Gestaltungskraft dichterischer Phantasie mit Vorliebe zugewandt hat. Der Kampf, den eine weltscheue, aus ihren bisherigen Lebensbedingungen herausgerissene Individualität mit den Einwirkungen und Anforderungen einer fremden Umgebung führt, dieser Kampf, in dem die idealsten Regungen des Menschenherzens, selbstlose Liebe, kindliches Sehnen, verklärendes Gedenken mit der harten Wirklichkeit des Daseins erfolglos ringen, kehrt der poetischen Empfindung die ergreifenden Züge innigsten Seelenleides zu und sichert ihr eine reine dichterische Wirkung. Herber und düsterer tritt uns das Heimweh entgegen, wenn wir ihm als Motiv strafbarer Handlungen auf criminalistischem Gebiete begegnen. Und diese Begegnungen sind, wie der Berichterstatter aus seiner eigenen strafrichterlichen Erfahrung feststellen kann, häufiger, als man annehmen möchte. Von harmlosen Sachbeschädigungen an bis zu den schwersten Brandstiftungen und Mordthaten, besonders an anvertrauten Kindern, sind in nicht seltenen Fällen verbrecherische Handlungen jugendlicher, in fremden Diensten stehender Personen nichts anderes, als die letzten verzweifelten Ausflüsse des Ringens nach Erlösung aus dem verhaßten Zwange der neuen Umgebung, gewaltsame Lösungen und Entladungen der durch Heimweh bedingten innern Spannung. Eine erschütternde Tragik liegt in solchen Verbrechen. Der an sich harmlose, aus menschlich liebenswerthen Regungen des Herzens hervorgewachsene Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, wird zum Beweggrunde für eine That, furchtbar in ihren Folgen für den Verbrecher selbst, da es sich meist um ein täppisch blindes, der Entdeckung von vornherein ausgesetztes Vorgehen handelt, furchtbar auch für den, der durch den verbrecherischen Erfolg betroffen wird. Beweggrund und That stehen in solch augenfälligem Misverhältnisse, daß unwillkürlich die Frage auftaucht, ob sich nicht der Entschluß der verbrecherischen Handlung unter gewissen Zwangstrieben oder Zwangsvorstellungen vollzogen hat, welche die freie Willensbestimmung und damit die Zurechnungsfähigkeit des Thäters für den eingetretenen Erfolg ausschlossen. An sich ist deshalb eine besondere Untersuchung des Heimwehs in seinen Beziehungen zum Verbrechen eine ebenso interessante wie dankbare Aufgabe. Ihr hat sich Dr. med. Ferdinand Maack in der Schrift „Heimweh und Verbrechen"*) unterzogen. Allein man wird nicht sagen können, daß der Verfasser wesentlich Neues zur Klärung des Problems beigetragen hat, indem er ihm mit den noch wenig gesicherten Forschungsergebnissen der Schule von Nancy über Hypnotismus und Suggestion beizukommen suchte. Bisher betrachtete die Criminalpsychologie die sogenannte Nostalgie oder die Krankheit des Heimwehs als mögliche Grundlage eines psychischen Leidens. Man war nicht im Zweifel, daß sich die seelische Verstimmung des Heimwehleidenden unter Umständen zu Angstgefühlen und Zwangsideen steigern kann, welche im weitern Fortgange den normalen Vorstellungsablauf zu hemmen, die Geistesthätigkeit pathologisch zu beeinflussen und damit das Krankheitsbild melancholischer Geistesgestörtheit hervorzubringen geeignet sind. Was ist nun diesem Standpunkte gegenüber gewonnen, wenn Maack nachzuweisen sucht, daß das Heimweh „ein durch Autosuggestionen hervorgebrachter und für weitere verbrecherische Autosuggestionen geeigneter natürlicher (!), aber abnormaler psychischer Zustand sei"? Maack versteht unter Autosuggestionen unbewußte Selbsteingebungen, welche auf Erinnerungsbildern früherer Eindrücke beruhen, die Geistesthätigkeit auf einen bestimmten Vorstellungskreis einengen und die psychische Empfänglichkeit innerhalb dieses beschränkten Rahmens so sehr steigern, daß alle weitern

*) Heimweh und Verbrechen. Von Dr. med. Ferdinand Maack. Ein Beitrag zum Strafgesetzbuche. Leipzig, Bacmeister's Verlag. Gr. 8. 50 Pf.

fremden und eigenen Eingebungen, ungehemmt von entgegengesetzten Strebungen, ihre Handlungstriebe entfalten können und damit die suggestive Zwangslage schaffen. Aber was sind denn diese autosuggestiven Zustände anders, als jene Zwangsvorstellungen, die ich oben als Erscheinungsformen der Melancholie bezeichnete? Und wenn Maack zugesteht, daß die psychopathologische Auffassung des Heimwehs zu denselben Ergebnissen führe, wie seine Theorie, und dann fortfährt, „es bleibe aber am Besten", jene frühere Anschauung beiseite zu schieben und dafür die Nostalgie als einen Suggestivzustand anzusehen, so bedurfte es eines ziemlich hohen Maßes von Selbsttäuschung, um in dem neuen Lösungsversuche des Problems mehr zu sehen, als eine überflüssige Spielerei mit Begriffen. Zudem aber halte ich die Maack'sche Formulirung nicht einmal für harmlos. Der kürzlich in München verhandelte Proceß Czynski hat gezeigt, wie gefährlich es ist, mit einem wissenschaftlich noch so wenig geklärten Begriffe, wie dem der Suggestion, in der Strafrechtspflege zu experimentiren. Nur zu leicht verleitet die Annahme der Suggestibilität dazu, die Grenzen der freien Selbstbestimmung bis zur völligen Leugnung jeder strafrechtlichen Verantwortung einzuengen. Der Criminalpsychologe, der im Heimweh einen psychopathischen Zustand erblickt, wird im Einzelfalle nicht nur die That, ihre Ausführung und ihr Verhältniß zum Motive prüfen, sondern die ganze Persönlichkeit des Verbrechers, seine Herkunft, die möglicherweise vorhandene erbliche Belastung, seine Erziehung, seine körperliche und geistige Entwickelung sorgfältigster Beobachtung unterziehen, um eine Grundlage für Beantwortung der Frage zu gewinnen, ob der Thäter in wirklicher Geistesstörung gehandelt hat oder nicht. Für die Annahme der Suggestion aber dürfte schon dann ein hinreichender Anhalt gegeben sein, wenn Motiv und That, gegeneinander abgewogen, nicht im Gleichgewichte stehen. Und das ist deshalb so bedenklich, weil wir auch den Beweggrund nur nach seinen äußern Manifestationen, nicht in seinem innern Werden und Wachsen würdigen und deshalb auch die Tragweite der von ihm umfaßten Vorstellungen nicht sicher bestimmen können. Maack gibt sich auch nicht die geringste Mühe, die Grenzen der Zurechnungsfähigkeit des Heimwehleidenden zu bestimmen. Er spricht einfach aus, daß das im „unzurechnungsfähigen Heimwehzustande" begangene Verbrechen nicht bestraft werden dürfe, der Thäter vielmehr einer Heilanstalt zu überweisen sei, in der dann auf dem Wege geeigneter Contrasuggestion an Stelle des eigenen bösen Willens ein fremder auf das Gute gerichteter Wille gesetzt werden müsse. Da Maack die Möglichkeit freier Willensbestimmung bei nachgewiesener Motivation eines Verbrechens durch Heimweh nirgendwo in seiner Schrift anerkennt, kann der obige Ausspruch kaum anders gedeutet werden, als daß der Heimwehzustand als solcher die Unzurechnungsfähigkeit absolut und nicht nur potentiell in sich schließe. Welche Gefahr eine solche Anschauung für die Strafrechtspflege in sich trägt, bedarf keines Wortes.

Aber freilich unsere auf der Grundlage der Willensfreiheit aufgebaute Strafrechtspflege ist es gerade, gegen die Maack von seinem radical deterministischen oder richtiger fatalistischen Standpunkte aus im zweiten Theile seiner Schrift auf das Entschiedenste Front macht. Man wird von mir nicht verlangen, dem Verfasser auf seinem phantastischen Fluge durchs Transscendente zu folgen, der ihn durch die indische Vedantaphilosophie bis in die Sphären des modernen Spiritismus trägt. Aber das Ergebniß dieses Gedankenfluges ist doch zu charakteristisch, als daß ich es den Lesern d. Bl. vorenthalten dürfte:

Aus einer übersinnlichen Welt, in der statt des diesseitigen dualistischen Scheins ein monistisches Sein herrscht, ist die Seele wegen Misbrauchs der ihr von Gott verliehenen Freiheit in den irdischen Kerker hinabgestoßen und gebannt worden. Aber die Sehnsucht nach ihrer himmlischen Heimat ist in ihr auch während ihrer Incarnation rege geblieben und dauernd wirksam. In diesem Sinne ist jeder Mensch ein Heimwehkranker und befindet sich also in einem „angeborenen nostalgischen Autosuggestivzustande, für dessen einzelne Handlungen er nicht verantwortlich und nicht mit irdischen, willkürlichen Strafen zu belegen ist!" Ich darf wol die Vermuthung aussprechen, daß diese Verwerthung des „makrokosmischen Heimwehs" für die Lösung des Problems der Willensfreiheit nicht viel mehr Freunde finden möchte, als die Aufklärungen, welche uns Maack über die Beziehungen zwischen Heimweh und Verbrechen gegeben hat.

A. Wieruszowski.

Feuilleton.

Im Herbste des Jahres 1813 wurde Lord Burghersh als englischer Militärbevollmächtigter dem österreichischen Hauptquartier beigegeben und seine junge Gemahlin, die eine Nichte des Herzogs von Wellington war, erhielt die Erlaubniß ihn zu begleiten. Die meist aus dem Hauptquartier des Winterfeldzugs 1813/14 an Verwandte gerichteten Briefe der Dame haben unter dem langathmigen Titel „1813—1814. Briefe aus dem Hauptquartier der verbündeten Armeen von Lady Burghersh (später Counteß of Westmorland), herausgegeben von ihrer Tochter Lady Rosa Weigall. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Marie von Kraut" (Berlin, Mitscher u. Röstell, 1894) auch eine deutsche Ausgabe erfahren, da sie, nach der Meinung der deutschen Uebersetzerin, sicher auch in deutschen Leserkreisen Beifall finden werden. Referent glaubt nicht, daß sich diese Hoffnung verwirklichen wird. Die Seite 1—53 erzählten Erlebnisse sind so gleichgültiger Natur, daß Referent bei geringerer Gewissenhaftigkeit das Buch schon lange vorher beiseite gelegt hätte. Dann kommen allerdings, wennschon rari nantes ingurgiti vasto,

einige Mittheilungen, die allerdings mehr den Historiker von Fach, als das größere Publikum anziehen dürften. Dahin gehört das Urtheil über den Zaren Alexander I. S. 53, das, Referent möchte sagen: befriedigend absticht von den sonstigen Vergötterungspsalmen auf den „schönen" Zaren: „Ich muß gestehen, daß ich niemals so enttäuscht war wie von dem Kaiser Alexander. Er ist das genaue Conterfei von —, nur blond statt roth, hat große Aehnlichkeit mit dem Zahnarzt W. Mit Ausnahme seiner Schultern (?) hat er eine schauderhafte Figur. Er hält sich sehr vornübergebeugt, was seinen ganzen Hofstaat veranlaßt, ihm nachzuahmen und sich dabei wie Frauen zu schnüren! Sein Ausdruck ist nicht unangenehm — das ist aber auch alles, was ich über ihn sagen kann." Vgl. dazu S. 59/60, nach einigen anerkennenden Worten: „Trotz allem finde ich ihn nicht hübsch; seine Stimme ist rauh und unangenehm." Weiterhin rühmt sie das bescheidene und wahrhaft königliche Wesen des Grafen von Artois, das ganz verschieden sei von der Fanfaronade, mit der Alexander die allgemeine Anbetung hervorruft. Sehr viel übrig hat die Lady für den König Friedrich Wilhelm, den sie allerdings le meilleur enfant du monde nennt; „aber", so fährt sie fort, „er ist so merkwürdig schüchtern, daß es wirklich spaßhaft ist. Was den Kaiser von Oesterreich anbetrifft, so ist er die reine Null — wird ganz von Metternich geleitet." Der Historiker wird diesen letzten Satz nur in seiner ersten Hälfte unterschreiben dürfen. Die beiden Söhne des Preußenkönigs werden mehrmals als bildschöne Jünglinge gerühmt. Blücher steht der Lady fast so hoch wie ihr Oheim Wellington, was doch eigentlich für eine Engländerin sehr viel sagen will. Ueber die Armeen der Verbündeten hören wir von der Lady ab und zu, daß die Oesterreicher, denen noch nach der Manier des Dreißigjährigen Krieges viele Weiber nachfolgen und den Männern das Gepäck als zweibeinige Lastesel nachtragen, sich durch große Disciplinlosigkeit auszeichnen, sodaß die Unzufriedenheit darüber die über den Wütherich Napoleon bedeutend in den Hintergrund drängen. Die Kosaken erhalten auch bei der Engländerin das über allen Widerspruch erhabene Zeugniß, daß sie sich als eine ganz niederträchtige Räuberbande aufgeführt haben, die bei Freund und Feind stählen und vor Gesetzen nicht die mindeste Achtung hätten. Seltsam berührt es, und damit glaubt Referent das Wissenswerthe des Buches erschöpft zu haben, daß in dieser ernsten Zeit allenthalben in den Hauptquartieren Theater gespielt wird. Man genießt Vorstellungen in Frankfurt, in Basel, in Troyes und versteht es, Kritiken über Feldzugspläne und Staatsactionen mit solchen über schauspielerische Leistungen zu verbinden. Jngleichen hört man trotz der mehrfach geschilderten und unter solchen Verhältnissen ganz natürlichen furchtbaren Noth oft genug von glänzenden Diners der Machthaber und der Diplomaten, während den Soldaten das Allernothwendigste zum Lebensunterhalt oft fehlt. Tempora mutantur!

— Der Pflege des christlichen Gemeinschaftslebens zu dienen bestimmt sind Chr. Achelis' „Christusreden. Predigten. Zweiter Band" (Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr, 1894). Des ersten Bandes dieser in akademischen Gottesdiensten gehaltenen Reden, die schon darum erhöhte Beachtung verdienen, weil sie von dem Verfasser der „Praktischen Theologie" und des ebenso trefflichen „Grundrisses der praktischen Theologie" ausgehen, ist vor vier Jahren in d. Bl. gedacht worden. An die Spitze des Vorwortes zu dem jetzt gebotenen zweiten Bande hat der Verfasser ein Wort aus Rich. Rothe's „Stillen Stunden" gesetzt: „Wenn der Herr Jesus wieder einmal unter uns erschiene im Fleisch, aber ganz incognito, ohne Titel und Würden, das wäre die sicherste Probe, um zu erfahren, wer die Seinen sind. Wer dann den stärksten Zug zu ihm empfände, dann in tiefster Ehrfurcht sich vor ihm beugte, der gehörte ihm am nächsten an, hätte den meisten Glauben an ihn. . . . Es kommt gar wenig darauf an, ob wir den Herrn Jesus mit seiner richtigen Titulatur zu benennen wissen, unendlich viel aber darauf, daß wir seinen Charakter, sein Herz und seinen Sinn mit anschaulichster Richtigkeit und Genauigkeit kennen. Nicht seine amtliche Würde und Stellung, sondern sein persönlicher Charakter ist das Object des unbedingten und sich unbedingt an ihn hingebenden Vertrauens, welches das Wesen des Glaubens an ihn ist." Die hiermit gestellte Aufgabe möchten die achtundzwanzig hier gelieferten Predigten an ihrem Theil erfüllen helfen. Und wer sie aufmerksam liest, der wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß, wenn auch all die Sterne und Ordensbänder, mit denen vergangene Jahrhunderte ihn geschmückt haben, nicht immer, als ob es nicht auch noch andere gäbe, dem Blick aufgedeckt werden, die Herrlichkeit und Einzigkeit des wirklichen, lebendigen Jesus Christus an ihnen einen beredten Dolmetscher gefunden hat. Daß die Predigten vor einer Universitätsgemeinde gehalten sind, lassen sie leicht erkennen. Nicht als ob ein steifer Gelehrtenton sich breit machte; im Gegentheil, ihre Fassung ist dem Verständniß jedes Gebildeten angepaßt, die Themata sind durchaus nicht specifisch theologisch, die Anordnung ist durchsichtig und oft von überraschender Schlichtheit, die Sprache ohne jegliche Gesuchtheit, natürlich, edel und warm. Aber der Kundige fühlt es doch heraus, daß hier ein Mann spricht, dem auch die wissenschaftliche Arbeit nicht fremd ist, der die gerade der Theologie der Gegenwart gestellten Probleme denkend durchforscht hat. Und so soll es sein. Denn nur so mag so mancher Zweifel gehoben, so mancher Schwankende befestigt, so manches Suchen an sein Ziel gebracht, so manches unsichere Erkennen geklärt und vertieft werden; nur so ist mit der ehrlichen Ueberzeugung der vielen, die nur noch zögernd die Schwelle der Kirche betreten oder im Begriff stehen, ihr ganz den Rücken zu kehren, wieder Fühlung zu gewinnen und in der Religion eine Verständigung zu erreichen mit den Gebildeten unter ihren Verächtern, die wahrlich nicht so ohne weiteres unter die Verworfenen und Unedeln zu rechnen sind.

Bibliographie.

Bernays, M., Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. Erster Band: Zur neueren Literaturgeschichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 9 M.

Bojanowski, P. v., Carl August als Chef des 6. Preußischen Kürassier-Regiments. 1787—1794. Weimar, Hermann Böhlau. Gr. 8. 3 M.

Elster, O., Unter dem Todtenkopf. Schauspiel in vier Aufzügen. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachf. (D. Janssen). 8. 60 Pf.

Jacobowski, L., Diyab, der Narr. Komödie in drei Akten. Berlin, Kühling u. Güttner. Gr. 8.

Kade, C., Der Eid und das Recht auf Wahrheit. Berlin, Carl Heymann's Verlag. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kralik, R., Das Volksschauspiel vom Dr. Faust. Wien, Carl Konegen. 8. 2 M.

Oppenheimer, F. Dr., Freiland in Deutschland. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Pudor, H., Französische Reiseskizzen. (Pudor'sche Reise-Bibliothek. 2. Bändchen.) München, Heinrich Pudor. Gr. 8. 3 M.

Rutenberg, C., Ein Leben. Gedichte. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchh. 8. 4 M.

Sabatier, P., Leben des Heiligen Franz von Assisi. Autorisirte Uebersetzung von M. L. Berlin, Georg Reimer. Gr. 8. 7 M.

Spelter, P., Das Wandern der Pflanzen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Nr. 214.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 8. 80 Pf.

Stade, P., Breslau, ein Schutzwall gegen das Slawenthum. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Nr. 213.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 8. 80 Pf.

Wapf, A., Das Wirthschaftswesen der Stadt Luzern in alter und neuer Zeit. Durchgesehen und neu herausgegeben von Eduard Guyer-Freuler. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. 8. 1 M. 20 Pf.

Wolzogen, E. Freiherr v., Linksum kehrt schwenkt — Trab! Ein ernstes Mahnwort an die herrschenden Klassen und den deutschen Adel insbesondere. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii.

Von **Dr. Ths. Achelis,**
Oberlehrer am Gymnasium in Bremen.
8. geh. **Preis 2 Mark.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neues Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache
für den Schul- und Handgebrauch
von
H. Michaelis.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die neunte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wanderjahre in Italien.

Von
Ferdinand Gregorovius.

Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Siebente Auflage.
8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

In dem vorliegenden, bereits in siebenter Auflage erschienenen Bande vereinigte der berühmte Verfasser eine Reihe durch Adel und Anmuth der Sprache, wissenschaftlichen Gehalt und malerische Gestaltung gleich werthvoller Aufsätze.

Auch die nachstehend verzeichneten andern vier Bände der „Wanderjahre in Italien" enthalten eine reiche Auswahl solcher Aufsätze, mit welchen Gregorovius ein ganz neues Genre in der Literatur geschaffen und, wie die rasch hintereinanderfolgenden Auflagen beweisen, großen Anklang gefunden hat.

Früher erschienene Bände der „Wanderjahre in Italien".

Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage.
Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** Siebente Auflage.
Vierter Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Fünfte Auflage.
Fünfter Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer
von
Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Korfu.

Eine ionische Idylle.
Von
Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius entwirft in dieser Skizze ein anmuthiges Bild von Korfu, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von
Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von
Julius Hammer.

33. Auflage. Miniaturausgabe.
Geb. m. Goldschn. 2 M.

Jubelausgabe.

Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 13. — 28. März 1895.

Inhalt: Aesthetische Zeit- und Kernfragen. Von Veit Valentin. — Zur neuern Literaturgeschichte. Von Richard Friedrich. — Duell und Ehre. Von A. Wieruszowski. — Neue Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Neue dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aesthetische Zeit- und Kernfragen.

Das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. veranstaltet seit zehn Jahren im Laufe jedes Winters acht Lehrgänge von je fünf Vorträgen, die ein Ganzes bilden. Die für ihren Standpunkt und die Behandlung maßgebenden Gesichtspunkte spricht der Lehrplan dahin aus: „sie sollen auf Grund wissenschaftlicher Forschung und Beherrschung des Gebietes die Ergebnisse der betreffenden Wissenschaften faßlich und geschmackvoll vorführen, so daß auch der auf diesem Gebiete nicht fachmäßig Gebildete einen Ueberblick über den Stand und die allgemeinen Ergebnisse der betreffenden Wissenschaften erhält. Es soll dabei nicht dogmatisch verfahren, sondern ein Einblick in die diese besondern Wissenschaften bewegenden Fragen und die Versuche ihrer Lösungen ermöglicht werden, so daß die besondere Wissenschaft als lebendig fortarbeitende Kraft, nicht als abgeschlossener Codex dogmengewordener Lehrsätze erscheint". Eine solche Aufgabe ist einem kritischen Publikum gegenüber, wie es das des Hochstiftes ist, nicht ganz leicht zu lösen: um so reizvoller gestaltet sie sich, zumal für Lehrer an der Universität, die eine neue Anregung sich verschaffen, wenn sie einmal in kurzen scharfen Zügen vor einem Publikum Erwachsener, unter dem sich stets eine größere Anzahl specieller Fachgenossen befindet, die Ergebnisse dessen zusammenzufassen, was sie sonst der Einzelforschung auseinanderbreiten müssen, sei es, daß es sich um eine encyklopädische Darstellung einer besondern Wissenschaft oder um die Darlegung einer einzelnen Frage, eines kleinern Abschnittes handelt, die sich zu einer abgerundeten Behandlung eignen. Aus dieser durch die Hochstiftslehrgänge gegebenen Anregung sind schon eine Reihe von Schriften hervorgegangen, die das dort Gegebene in gleicher oder etwas erweiterter Form dem gleichgearteten Publikum vorlegen, das sich überall wiederfindet. Dahin gehören Werke wie „Shakespeare" von ten Brink, „Eine römische Literaturgeschichte in fünf Vorträgen" von Birt, „Sittliches Sein und sittliches Werden" und „Religion und Religionen", beide von Th. Ziegler, „Der israelitische Prophetismus" von C. Cornill, um nur einige zu nennen. Ebendahin gehören von Johannes Volkelt die „Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Gehalten zu Frankfurt a. M. im Februar und März 1891", sowie das vor kurzem erschienene Buch: „Aesthetische Zeitfragen." *) Gerade um für dieses zuletzt genannte Werk den richtigen Standpunkt zu gewinnen, ist es gut, nicht nur die Gelegenheit der Entstehung, sondern auch das dabei vorgesteckte Ziel zu kennen. Das Buch will z. B. keine umfassende Aesthetik, wenn auch nur im Umriß, geben: damit werden von vornherein manche Fragen ausgeschieden, zu denen sonst Stellung genommen werden müßte, wie die Frage nach dem Wesen des Naturschönen. Volkelt nimmt vielmehr den ganz bestimmten Ausgangspunkt von der „naturalistischen Bewegung der Gegenwart" in der Kunst: sie hat zur Folge, daß „die Aesthetik, die bisher überhaupt viel zu einseitig nur nach Maßgabe der sogenannten classischen Kunstwerke ihre Theorien gebildet hat, weit mehr, als es bisjetzt geschehen ist, auf die neuen Wege, welche die Kunst der Gegenwart eingeschlagen hat, Rücksicht zu nehmen haben" wird. Hat nun aber „die Aesthetik ihre Begriffe und Normen zu bereichern und zu erweitern", so sind hierbei einige grundsätzliche ästhetische Fragen nicht zu umgehen, wie sie gerade durch die naturalistische Bewegung angeregt werden. Dieser maßgebende Gesichtspunkt für die Betrachtung hat die Untersuchung über folgende Fragen veranlaßt: 1. Kunst und Moral; 2. Kunst und Nachahmung der Natur; 3. Die Kunst als Schöpferin einer zweiten Welt; 4. Die Stile in der Kunst; 5. Der Naturalismus. Der Gedankenfortschritt ist schon aus diesen Ueberschriften klar: die naturalistische Bewegung gefällt sich besonders darin, alle Schranken, die sonst der künstlerischen Wiedergabe

*) Aesthetische Zeitfragen. Vorträge. Von Prof. Dr. Johannes Volkelt. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung (Oskar Beck). 1895. 8. 4 M. 50 Pf.

durch das Wesen der Kunst gesetzt zu sein schienen, wegzureißen und schöpft mit Behagen in dem durch diesen Ausbruch aufgewühlten Schlamm: hier wirft sich von selbst die Frage nach dem Verhältniß der Kunst zur Moral überhaupt auf. Da nun aber unzweifelhaft in der Welt viel Schlamm vorhanden ist, so wird die Frage nach der Berechtigung seiner Darstellung weiterhin wesentlich von der Bedeutung abhängen, die die Nachahmung der Natur als des unbezweifelten Vorbildes der Kunst hat, sowie von der Stellung, die der Kunst als einer „zweiten Welt“ der ersten gegenüber zukommt. Von ihr hängt wiederum die Berechtigung der einzelnen Behandlungsweisen in der Kunstübung, der „Stile“, ab, von ihr aber auch die Stellung, die der Naturalismus überhaupt in der Kunst einnehmen kann.

In der Behandlung dieser Fragen zeigt Volkelt ein hervorragendes Geschick: in der Technik des Vortrags ist er Meister, sowol des lebendigen wie auch des geschriebenen. Die Untersuchung schreitet nach großen, leicht erfaßbaren Gesichtspunkten fort, die Uebergänge werden deutlich bezeichnet, so daß Hörer und Leser auf den Fortschritt vorbereitet und aufmerksam gemacht werden; hier und da werden Haltepunkte gemacht, um das gleichsam mit dem Hörer und Leser Erarbeitete zusammenzufassen und so das Ergebniß festzustellen. Die Gedanken drängen einander nicht wie Sturmcolonnen, sondern marschiren mit einer gewissen Behaglichkeit auf, wie bei einem Festzuge, der jedem Zeit läßt, jede Gruppe und jede Einzelheit genau zu betrachten. Die Fassung der Gedanken ist klar und fördert das Verständniß: dabei ist sie von einem feinen Gefühle für sprachliche Schönheit, für Harmonie des Satzgefüges geläutert und gewährt neben dem Vergnügen dem Inhalt leicht zu folgen eine nicht geringe Freude an der Schönheit der Form. Wohlthuend berührt besonders, daß der Verfasser den „Willen hat gerecht zu sein“: er verhehlt sich dabei keineswegs, daß er es den Radicalen keiner Partei recht machen kann. Aber das ist auch seine Absicht gar nicht: gegen den ihm vielfach früher gemachten Vorwurf, daß er seine Ansichten nicht entschieden genug hinstelle, daß er seinen Behauptungen „zu viel Wenn und Zwar und Aber hinzufüge“ bestimmt er seinen Standpunkt dahin: wir sollen, „auf hoher Warte über den Parteien stehend, unsern Blick für die Schranken und Schwächen dessen, was uns lieb ist, und für das Anerkennenswerthe in den uns befremdlichen und widerstrebenden Erscheinungen schärfen“. So hat er Leser vor Augen, „die da wissen, daß die Dinge erstaunlich vielseitig, und Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum mannichfaltig ineinander verwickelt sind“.

Für die Beurtheilung der Einzelausführungen ist es wichtig, den Gesammtstandpunkt kennen zu lernen, durch dessen Gestaltung die Einzelurtheile ihre besondere Richtung erhalten. Es darf daher als eine glückliche Ergänzung des Buches angesehen werden, daß Volkelt durch den Antritt seiner neuen Stellung in Leipzig die Veranlassung erhielt, in seiner „Antrittsvorlesung“ sich über „die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik“ auszusprechen und dabei seinen Standpunkt zu entwickeln: diesen Vortrag hat er als Schluß den fünf innerlich eine Einheit bildenden frankfurter Vorträgen hinzugefügt. Hierdurch wird dem Leser in übersichtlicher Weise manches zusammengefaßt, was er sich vorher selbst hatte entwickeln müssen.

Es treten hier besonders zwei Gedanken beherrschend hervor. Zunächst stellt sich Volkelt mit Entschiedenheit auf die Seite derer, die die Psychologie zur Grundlage der ästhetischen Untersuchung machen: das Verfahren der Aesthetik ist geradezu psychologisches Analysiren. Aber mit nicht minderer Entschiedenheit warnt er vor zwei Abwegen, vor dem Verwerfen einer den Abschluß der Untersuchung bildenden Metaphysik der Aesthetik und vor einer Ueberschätzung der physiologischen Grundlage der Psychologie. Er erkennt zwar an, daß „die experimentelle Psychologie anfängt durch sinnreich ausgedachte Bemühungen die Untersuchung elementarer ästhetischer Fälle mit Glück in die Hand zu nehmen“: er hätte aber vielleicht viel schärfer erklären dürfen, daß diese Untersuchung elementarer ästhetischer Fälle ein irgendwie größeres Ergebniß für die Lösung wichtiger Fragen der Aesthetik noch in keiner Weise gezeitigt hat, statt nur auf die „Ueberschätzung“ der „minder kritischen Köpfe“ hinzuweisen, „die jeden physiologischen Anklang als exakte psychologische Erklärung hinstellen“. Der zweite Gedanke ist der, die Aesthetik weiche von der Psychologie in der Methode dadurch ab, daß sie zugleich eine „normative Wissenschaft ist, eine Wissenschaft der Werthe und Ideale“. Demgemäß macht „die Aesthetik ihre psychologischen Analysen nur unter der Voraussetzung, daß es werthvolle Bedürfnisse und Zwecke der menschlichen Natur seien, denen die zu analysirenden Phantasie- und Gefühlstypen zu dienen haben“. Es ist sofort klar, daß hier eine sehr bestreitbare Voraussetzung gemacht wird: Werthe, Ideale, werthvoll, Bedürfnisse, Zwecke — das sind lauter Begriffe, die ihren Inhalt erst durch die besondere Art des jedesmal empfindenden und urtheilenden Subjectes erhalten, und die vielleicht in ihrem Vorhandensein, nicht aber in der Charakterisirung ihres Inhaltes schon dadurch, daß sie als allgemein der menschlichen Natur zukommend hingestellt werden, eine objective Gültigkeit haben. Volkelt will diese objective Gültigkeit durch Analogie erweisen: unser Wahrnehmen, Vorstellen und Denken wird von dem Ziele beherrscht, das man Richtigkeit und Wahrheit zu nennen pflegt: demgemäß weisen wir das Schiefe und Verkehrte ab. Hieraus bildet sich eine Wissenschaft, welche an die Thätigkeit des Erkennens die Norm des Richtigen als Maßstab anlegt: die Logik. Nach Volkelt verhält es sich „genau ebenso mit der Aesthetik“: auch das Phantasie- und Gemüthsleben läßt sich nicht alles Beliebige bieten — „die menschliche Natur hat gesetzmäßige Bedürfnisse, Werthe, die sie freudig bejaht, Miswerthe,

die sie von sich stößt". Ganz gut: aber ist die „menschliche Natur" nach dieser Seite hin so einheitlich gestaltet, daß für alle Individuen, die zusammen doch erst die menschliche Natur constituiren, Werthe und Nichtwerthe mit Nothwendigkeit dieselben sind? Ich fürchte sehr, daß der allgemeine Begriff „menschliche Natur" sich hier sehr willkommen eingestellt hat, während gerade in der Aesthetik noch mehr als sonst solche Verallgemeinerungen sehr vom Uebel sind und daher vermieden werden müssen. Die angeführten Beispiele bestätigen dies durchaus. Allerdings ist für die Phantasie Anschaulichkeit ein Werth, während Unanschaulichkeit der Phantasie Pein bereitet: aber wo ist im einzelnen Falle der Gradmesser für Anschaulichkeit und Unanschaulichkeit? Was dem Einen noch anschaulich ist, ist es dem Andern nicht mehr: wo bleibt die zwingende Sicherheit des Urtheils über das Richtige, die Wahrheit? Und nur wenn eine solche Sicherheit sich erzielen ließe, die unabhängig von der Auffassung des Individuums bliebe, erst dann verhielte es sich mit der Aesthetik genau wie mit der Logik. „Ein anderes Bedürfniß der Phantasie besteht in der leicht gelingenden Zusammenfassung der sinnlichen Form zur Einheit, wogegen Unüberschaubarkeit, wirres Durcheinander, Zerstückelung und Auflösung des berechtigterweise erwarteten Zusammenhanges von der Phantasie als zweckwidrig abgewiesen wird": was nützt dieses allgemeine Verhalten gegenüber der einzelnen Frage in einem bestimmten Falle? Hier wird die Antwort stets durch die Auffassung des Individuums gegeben, die wiederum von seiner Ausbildung, seiner Zeitanschauung, seiner Zugehörigkeit zu Volk und Land und ähnlichen Vorbedingungen abhängig ist. In der spätern Renaissancezeit sah man in der Gothik alles das, was die Phantasie als zweckwidrig zurückweist: Unüberschaubarkeit, wirres Durcheinander, Zerstückelung und Auflösung des berechtigterweise erwarteten Zusammenhanges, weshalb man dieser barbarischen Richtung den Namen Gothik gab: traf dies Urtheil das Richtige, das Wahre, wie ein logisches Urtheil? Und was wir starre Convention, Süßliches, Rührseliges nennen, war das nicht alles für bestimmte Menschen in bestimmten Zeiten das einzig Gefallende? War es deshalb richtig, oder ist es falsch, weil es uns nicht mehr gefällt? Die hier von Volkelt als Beispiele verwendeten allgemeinen ästhetischen Gesetze haben ihre Richtigkeit, nicht weil ihre Anwendung das objectiv Richtige und Wahre ergibt, wie die logischen Gesetze, sondern weil sie in ihrer Beweglichkeit und bequemen Anpassung an jeden einzelnen Zustand, der stets das als werthvoll Bezeichnete für sich in Anspruch nimmt und das Gegentheilige verwirft, eine Allgemeingültigkeit gewonnen haben, die wie eine objective Norm aussieht, während sie thatsächlich nichts als ein bereitwillig und bequem wechselndes Verhältniß ergibt, das jeder mit gleicher Berechtigung für sich und seinen Werthbegriff verwenden kann.

Volkelt erkennt indessen die Relativität des Urtheils bis zu einem gewissen Grade an: der Aesthetiker soll das „positiv Werthvolle" in allem suchen, „was jemals in der Entwickelung der Menschheit von starker ästhetischer Wirkung gewesen ist": er setzt also in diesem Fall überall etwas von dem „positiv Werthvollen" voraus, und erklärt demgemäß: „eine jede der Richtungen und Gestaltungen, in die das Aesthetische auseinandergeht, ist relativ berechtigt". „Das Aesthetische" soll hier wol etwa so viel heißen wie die Kunstthätigkeit, oder vielleicht auch das „Schöne": in beiderlei Sinn ist es falsch verwendet, da es niemals eine Eigenschaft der Dinge, und noch viel weniger einen Substanzbegriff bilden kann: ästhetisch bezeichnet stets nur die Art der Auffassung von sinnlich wirkenden Eindrücken unter dem Gesichtspunkte des Gefallens oder Misfallens: es ist also ein rein subjectiver Begriff, der zudem noch kein Urtheil über die Art des Eindrucks enthält. Ist nun aber jede Richtung und Gestaltung der Kunst oder des Schönen relativ berechtigt, was freilich eine andere als die von mir behauptete Relativität ist, so ergeben sich hieraus für Volkelt „ästhetische Antinomien": es gibt berechtigte Forderungen an ein Kunstwerk, die sich gegenseitig ausschließen, und die wir doch nebeneinander dulden müssen, so die Harmonie des Inhaltes und das Schwerlastende, Niederdrückende, Beängstigende des Inhaltes: sie erscheinen nebeneinander nicht nur in verschiedenen Kunstwerken, sondern recht häufig auch in demselben Kunstwerk, sowol in der Dichtkunst, besonders in der Tragödie, wie in der Bildkunst: man denke an die Heilung des Lahmen durch Petrus auf dem Carton und Teppich Raffael's: aber dies Beispiel zeigt auch die Linienschönheit und Linienunschönheit auf demselben Werke vereinigt. Sollten aber hier wirklich „Antinomien" vorliegen, deren Widersprüche unlösbar sind? Sie mögen es auf dem von Volkelt eingenommenen Standpunkt sein: auf einem andern sind sie es nicht.

Dies berührt nun aber nicht mehr eine Zeitfrage, sondern eine Kernfrage der Aesthetik, die erste und wichtigste Erkenntniß, über die sich eine wissenschaftliche Aesthetik klar zu werden hat. Volkelt faßt durchaus wie die gegenwärtig gültige Aesthetik überhaupt als ganz selbstverständlich Ziel und Zweck der Kunst als zu allen Zeiten gleich auf, oder, wie es klarer auszudrücken ist, die Aesthetik nimmt als ganz selbstverständlich an, daß das Verhältniß der Kunst zum Menschen immer und zu allen Zeiten das gleiche gewesen sei. Hieraus ergibt sich die in dieser Fassung falsche Frage nach dem Zweck und somit auch der Aufgabe „der" Kunst. Nun ist die Kunst in dem wesentlichen Zuge, der allen ihren Erzeugnissen zukommt, der sie zu dem macht, was sie ist und der sie scharf und bestimmt der Natur und deren Erzeugnissen gegenüberstellt, zu allen Zeiten durchaus gleich, in ihrer Grundeigenthümlichkeit der Bildlichkeit; die Art aber wie diese Bildlichkeit zum Ausdruck bestimmter Zwecke durch die Menschen benutzt wird, ist keineswegs zu allen Zeiten dieselbe: sie wechselt vielmehr sehr entschieden, und damit

wird die Aufgabe, die die Kunst zu lösen hat, zu verschiedenen Zeiten eine durchaus andere. So ist es ganz besonders falsch von der Voraussetzung auszugehen, als ob die Kunst von allem Anfang an das Erzeugniß einer idealen Richtung des menschlichen Geistes gewesen sei und demgemäß stets nur ideale Ziele verfolgt habe oder verfolgen müsse: wie ein Wechsel eingetreten ist und in welchen Hauptstufen er sich vollzogen hat, habe ich früher in der Abhandlung „Kunst, Symbolik und Allegorie" („Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke", Frankfurt, 1889), dargelegt; wie diese Grundanschauung auf eine einzelne Frage sich mit Nutzen und besonders zu gerechter Beurtheilung anwenden läßt, zeigt meine Abhandlung „Der Naturalismus und seine Stellung in der Kunstentwickelung" (Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1891). Das erste Buch scheint Volkelt unbekannt geblieben zu sein; von dem zweiten citirt er gelegentlich einige Beispiele: das Entscheidende, die Grundanschauung, bleibt ihm fremd. Und doch hätte sie ihn vor manchen gewagten Behauptungen bewahren können. So soll „die Kunst sich letzten Endes als im Dienste des Guten stehend fühlen"; dagegen „der Gegenstand, der Inhalt, der unmittelbare Zweck der Kunst liegt nicht im Moralischen, nicht im Guten", sondern er „besteht in der allseitigen, erschöpfenden Darstellung des Menschlich-Bedeutungsvollen". Menschlich-bedeutungsvoll ist aber „alles, wodurch auf die Stellung von Freude und Leid, von gut und böse, von Vernunft und Unvernunft im Leben ein Licht fällt". Ich will nicht darauf eingehen, ob sich diese allgemeinen Sätze dem einzelnen Kunstwerk gegenüber überall oder auch nur vorwiegend bewähren, was ich nicht glaube: viel wichtiger ist es, festzustellen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die Kunst thatsächlich religiösen oder aber moralischen Zwecken gedient hat, daß es aber andere gegeben, in denen der Zweck der Kunst ein ausschließlich ästhetischer war, und wiederum andere, in denen andere Zwecke vorhanden waren oder doch vorgewaltet haben: es wird also hier von Volkelt, wie anderwärts von andern, ein Zweck, der zeitweilig die Ausübung und Gestaltung der Kunst bestimmt hat, ohne weiteres als der zu allen Zeiten gleichmäßig herrschende und das innerste Wesen der Kunst darstellende und erschöpfende aufgestellt. Daß sich bei solcher Voraussetzung „Antinomien" ergeben, das ist klar: daß sie aber von selbst fortfallen, sobald man sich der Erkenntniß wechselnder Zwecke und Aufgaben der Kunst zuwendet, ist eben so klar: es wird nur darauf ankommen, die jedesmal vorhandene Auffassung von dem Zwecke festzustellen, die einer Zeit oder einem einzelnen Künstler eigenthümlich war. Daß jeder beliebige Zweck dem Wesen der Kunst entsprechen müßte, ist damit natürlich nicht behauptet: es wird im Gegentheil die Abwägung des jedesmal erstrebten Zweckes in seinem Verhältnisse zu dem Wesen der Kunst erfolgen müssen, das alsdann der Gradmesser für die Beurtheilung in erster Linie des Zweckes, in zweiter Linie des Kunstwerkes selbst wird. In dieser Kernfrage kann ich also nicht mit Volkelt gehen, so wenig, wie mit dieser die Aesthetik gegenwärtig beherrschenden Voraussetzung überhaupt. Wie sehr ich ihm in der Einzelbehandlung der Zeitfragen, besonders in seiner Beurtheilung der modernen Richtungen beistimme, zeigt eine Vergleichung unserer beiderseitigen Arbeiten auf diesem Gebiete. Nur muß ich mit größerer Entschiedenheit als er darauf hinweisen, daß die Kunst nicht nur die Schöpferin einer „zweiten Welt" ist, sondern daß uns mit ihr eine „neue Welt" sich eröffnet, „die sich äußerlich aufbaut aus den Elementen der gegebenen Erscheinungswelt, die aber innerlich einen Weiterbau ermöglicht, wie er ohne ein tief empfindendes Subject niemals denkbar wäre" („Der Naturalismus u. s. w.", S. 45). Daß in dieser Verwendung von Elementen der gegebenen Erscheinungswelt ein zwingender Grund läge, sie in der Kunst wieder ebenso auszugestalten, wie es die Natur gethan hat und so eine zweite Welt zu schaffen, die der ersten congruent wäre, ist eben der unlogische Schluß des Naturalismus: um so entschiedener muß darauf hingewiesen werden, daß die Welt, die die Kunst gestaltet, eine neue ist, die den Boden zu organischen Schöpfungen bietet, wie sie auf dem Boden der Wirklichkeit selbst nicht denkbar sind, wie sie aber als eine Weiterbildung, eine Ausgestaltung der durch das Neuzusammentreffen der schöpferischen Kraft des Künstlers mit der Erscheinungswelt neugeschaffenen Lebenskeime volle Daseinsberechtigung haben: diese neue Welt ist ein organisches Weiterwachsen der natürlichen Wirklichkeit, deren neuer Ansatz im Menschen naturgemäß in die Kunst ausläuft.

Veit Valentin.

Zur neuern Literaturgeschichte.

1. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Vierte Auflage. Gr. 8. I. Theil: Geschichte der englischen Literatur. 9 M. II. Theil: Geschichte der französischen Literatur. 10 M. 50 Pf. III. Theil, 3. Buch, 1. und 2. Abschnitt: Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 1894. 18 M. 50 Pf.

Die Veröffentlichung der beiden ersten Theile vom dritten Bande der Literaturgeschichte Hettner's gab uns Veranlassung, in Nr. 25 d. Bl. f. 1894 mit einigen Worten den Lebensgang und das Lebenswerk dieses durch und durch eigenartigen Mannes zu schildern. War dabei bestimmend die Absicht, einen Zoll des Dankes abzustatten an den verewigten Verfasser und an die Erneuerer seiner verdienstvollen Arbeit, so andererseits der berechtigte Wunsch,

UNIVERSITY

die weitesten Kreise der Literaturfreunde auf diese Quelle genußreichster Belehrung und läuternder Erkenntniß wieder einmal nachdrücklich hinzuweisen. Nicht immer vermag dies der Berichterstatter so ehrlich und rückhaltlos, wie bei Hettner. Der erwähnte Artikel überhebt uns weiterer Bemerkungen über die jetzt vollständig neuerschienene „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts". Es müßte sonst in höherm Tone wiederholt werden, was dort von Harnack's Verdiensten um Hettner's Darstellung gerühmt worden ist. Bei der jetzigen Geistesströmung und der unverkennbaren Hauptrichtung der Forscherarbeit wird ja doch das dritte Buch der deutschen Literaturgeschichte „Das classische Zeitalter" Gegenstand des allgemeinsten Antheils und mit Rücksicht auf den jetzt tobenden Streit über ästhetisch-literarische Dinge von praktischster Bedeutung sein. Und hier muß es gleich ausgesprochen werden, daß dem Buche sein Charakter als zuverlässiger Führer und überzeugender Lehrer ungeschmälert erhalten geblieben. Was geändert ist, trifft nicht die Individualität des Werkes und erscheint jedesmal als gebotene Verbesserung und Bereicherung. Von Harnack's pietätvoller Zurückhaltung bei seiner Arbeit an dieser Literaturgeschichte ist bereits gesprochen. Ich meine seiner Thätigkeit gerecht zu werden, ohne mich dabei irgendwelcher Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich erkläre: nirgends nimmt der Leser etwas von der nachbessernden Hand wahr; nur eingehende Vergleichung läßt die Zusätze erkennen und Berichtigungen herausfinden. Ebenbürtig stellen sich Harnacken zur Seite die Bearbeiter des ersten und zweiten Theils: Alois Brandl mit der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts und Heinrich Mors mit der französischen Literatur desselben Zeitraums. Ich brauche hier nicht breit auszuführen, was bei Namen von solchem Klang selbstverständlich ist. Nicht ganz ist das in Sachen der Selbstbescheidung der Fall, mit der sich auch die zwei zuletzt Genannten der gestellten Forderung angepaßt haben. Freilich kommen auch sie, gleich Harnack, gelegentlich ohne einschneidende, mitunter grundlegende Abänderungen nicht durch; aber das Maß und die Art dieser Neuerungen dürfen als vorbildlich bezeichnet werden für jede Aufgabe, ein charakteristisch durchgeführtes Werk unter Wahrung seines eigentlichen Gepräges mit der fortgeschrittenen Wissenschaft in Einklang zu setzen.

Das 184 Seiten starke Register von Dr. Rudolf Grosse verdient eine besondere Anerkennung.

2. Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Zweiter Band: Shakespeare. Fünfte neubearbeitete Auflage. Dritter Band: Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. Vierte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1894. Gr. 8. 5 M.

Auch dieses Werk darf dem Publikum mit uneingeschränktem Lobe in Erinnerung gebracht werden. Bietet es doch die Summe alles Wissenswerthen und Wissensmöglichen aus der Dramaturgie in gefälliger, allgemeinverständlicher Fassung. Es läßt sich geradezu behaupten, daß Bulthaupt's Dramaturgie im Kreise der Gebildeten an Stelle der Hamburgischen getreten ist. Diesen Erfolg verdankt sie ebenso sehr der Wissenschaftlichkeit ihres Inhalts als der Methode des Verfassers. Ueber jene brauche ich nicht mehr zu sprechen. Diese aber wird dadurch so wirksam, daß der Leser auf keinen vorausgesetzten Lehrsatz verpflichtet wird, vielmehr in scheinbar gemeinsamer Denkthätigkeit mit dem Verfasser Vorzüge und Fehler der einzelnen Dramen durch eine eindringende Betrachtung des Kunstwerkes erst findet. Nirgends wird mit einem gegebenen Maße irgendeiner ästhetischen Schule gemessen, vielmehr führt ein dialektischer Proceß zu gerechter Würdigung der Dichter und ihrer Dichtungen, die Erfahrung zum Gesetze. Immerhin verlangt auch dieses Verfahren eine bestimmte Grundlage, einen festen, ersten Punkt als Möglichkeit der Betrachtung. Ihn hat Bulthaupt in den großen und unumstößlichen Gesetzen aller Kunst oder sagen wir: der Schönheit! Sie zwingen den Verfasser zur kraftvollen, überzeugenden Abwehr naturalistischer Roheit, sie machen ihn zum Vertreter und Vorkämpfer eines Classicismus, der sich von jeder Voreingenommenheit, Verknöcherung und Einseitigkeit durchaus fernhält. Bulthaupt lehnt ausdrücklich eine „Codification dramaturgischer Gesetze" ab und mit ausreichenden Gründen. Vor allem scheut er die Nebelgebilde der Abstraction; auch sieht er die Zeit als noch nicht reif an zu solch einem Gesetzbuch. Das ist gewiß alles wahr, darum aber nicht minder bedauerlich. So nöthig wie je in den trübsten Zeiten unserer Dramatik ist heute ein solcher Wegweiser ins Land wahrer Kunst. Andererseits kann die Lektüre eben von Bulthaupt's Dramaturgie nur in der zwiefachen Einsicht befestigen, daß der Gang seiner Studien und Forschungen ihn auf dieses Ziel hindrängt, sodann daß die Erreichung dieses Ziels gar nicht so unmöglich ist.

Mit den wieder aufgelegten Bänden II und III ist die „Dramaturgie des Schauspiels" vollständig. Band II behandelt Shakespeare mit der genugsam gerühmten und allbekannten Freiheit und Sicherheit des Urtheils, die stets von neuem hinreißt. Band III zeichnet zunächst mit vollendeter Kunst Grillparzer's dichterische Persönlichkeit, dann folgt eine glänzende Charakteristik des so schwer zu erfassenden Hebbel. Scharf geht der Verfasser mit dem „nüchternsten und dreistesten Theaterpraktiker" Laube ins Gericht, unerbittlich geradezu mit dieses Jungdeutschen „Monaldeschi". Zutreffend und nicht unbillig ist die Kritik der „Gefühlssophistereien" Gutzkow's. Seinen Höhepunkt aber hat dieser dritte Band in dem warmen, dabei doch aller Ueberschwenglichkeit baren Aufsatz: Otto Ludwig. — Den Beschluß macht ein dankenswerthes Register.

3. E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Von Georg Ellinger. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894. Gr. 8. 5 M.

Ein durch seine Gediegenheit überaus erfreuliches Buch, das ein wirkliches Verständniß und eine gerechte Be-

urtheilung des seltsamsten, im Auslande weit mehr als daheim anerkannten Romantikers eigentlich erst ermöglicht. Wie ganz anders erscheint dieser Callot-Hoffmann bei Ellinger als bei Hippel. Und dabei bringt Ellinger für die günstigere Auffassung seines Helden überall Belege und Beweise, an Stelle deren Hippel doch vielfach den bloßen Eindruck oder die einfache Behauptung setzt. Es haben sich eben Ellinger's gründliche, liebevolle Vorarbeiten — Hoffmann ist schon der Liebling seiner Jugend gewesen — belohnt durch einen schönen Erfolg, der gesteigert wurde durch vollkommenes Sachverständniß, glücklicherweise auch auf musikalischem Gebiete. Ja, die Analysen der Hoffmann'schen Compositionen mit ihren Vergleichungen und Excursen behaupten einen selbständigen Werth: sie sind Bereicherungen unserer Musikgeschichte. Was aber den literaturgeschichtlichen und ästhetischen Theil anlangt, so wird Hoffmann's Leben und seine Werke nach allen Seiten hin beleuchtet. Ueber alle möglichen Fragen findet der Leser bei Ellinger Aufschluß und zuverlässige Belehrung. Quellen, soweit davon die Rede sein kann, Form des Werks, Zusammenhänge in ihm und mit andern Schöpfungen, Entstehungsgeschichte, Darstellung: alles wird in Betracht gezogen. Ein besonderer Vorzug der Ellinger'schen Darstellung möge allgemeinster Nachahmung empfohlen sein: es sind die zusammenfassenden Urtheile am Schluß längerer Ausführungen. Dieser entgegenkommenden Art bleibt der Verfasser auch in Bezug auf das ganze Werk treu mit dem sehr lehrreichen „Rückblick und Ausblick“, der noch einmal die schöne Klarheit der Schreibweise des Verfassers dem Leser zu deutlichem Bewußtsein bringt.

Die beigegebenen „Anmerkungen“ entlasten recht glücklich die Darstellung, entbehrt könnten sie aber für den Gesammtzweck nicht werden. Fast das Gleiche gilt, in Anbetracht des Personengewimmels im Werke, vom Register.

Einen Satz aus dem Vorwort glaube ich wörtlich anführen zu sollen: „Für die Untersuchung gegen den Turnvater Jahn standen mir die Acten des geheimen Staatsarchivs zu Gebote; leider wurde mir die Benutzung der Acten über die Klage Jahn's gegen Kamptz, sowie über die Untersuchung gegen Hoffmann nicht gestattet.“

4. Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

Durch einen glücklichen Zufall kam dem Herausgeber ein Pack ungeordneter Schriftstücke in die Hände, die er als den schriftlichen Nachlaß der unglücklichen Dichterin glaubt bezeichnen zu dürfen. Die eine Hälfte dieses Fundes — die andere verdient kaum eine Betrachtung — bildet den Grundstock der vorliegenden Veröffentlichung. Es sind eine Zahl Briefe an Karoline von Günderode von der Hand Savigny's, Brentano's und seiner Schwester Bettina, wie man also sieht, von Menschen, interessant genug, um jeden Zuwachs unseres Wissens von ihnen als willkommene Gabe begrüßen zu lassen. Als vierte Beiträgerin erscheint die verständige Freundin Karolinen's, Lisette Nees, die Gattin des Botanikers Nees von Esenbeck. Von den Antworten der Günderode sind nur wenige, so scheint es, erhalten. In ansprechender Darstellung umrankt und verbindet nun Geiger diese Briefsammlungen mit einer Lebensgeschichte und Charakteristik der betheiligten Personen, wobei sich manche weite Aussicht in die Art und das Treiben der Romantiker erschließt, manche zutreffende Bemerkung über den oder die Einzelne neues Licht verbreitet oder bestehende Urtheile bestätigt.

Das Bild der Dichterin ist eine recht willkommene Beigabe. Bei längerm Anschauen glaubt man das Unbegreifliche als einfach nothwendig zu verstehen.

5. Dr. phil. Johann Kaspar Lavater nach Ulrich Hegner's handschriftlichen Aufzeichnungen und Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavater's. Von Hedwig Waser. Zürich, Albert Müller's Verlag. 1894. 8. 3 M.

In Nr. 42 d. Bl. f. 1894 hatten wir Ed. Haug's Abhandlung: „Aus dem Lavater'schen Kreise. I.“ zu gedenken, die den Versuch macht, Lavater's Bild aus seinen Wirkungen auf Freunde und Schüler zu gewinnen. Aehnliches strebt H. Waser an.

Ulrich Hegner, geboren 1759, hatte sich nach seinen Studienjahren in Straßburg das geliebte Winterthur zum Wohnsitz auserkoren. Schon als Knabe ein Verehrer Lavater's, trat er 1776 ihm persönlich nahe und wurde sogar, als er 1798 bei dem Cantonsgericht in Zürich eintrat, sein Hausgenosse. Sein Tagebuch und vor allem seine Schrift: „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavater's“, bilden nun für H. Waser eine Art Spiegel, in dem Lavater's Art und Wesen Gestalt gewinnen und dadurch eine Wiederherstellung des Urbilds möglich machen. Das Verfahren ist einleuchtend, einleuchtend auch die Gefahren. Aber wohlbewandert auf dem ganzen Gebiete, hat H. Waser die gestellte Aufgabe zu lösen vermocht. Das Buch ist eine entschiedene Förderung unserer Kenntniß des Propheten, wohlbegründet das Urtheil über ihn, neue Gesichtspunkte für die Betrachtung in stattlicher Fülle vorhanden. Sehr ansprechend ist die Stellung Lavater's neben Herder, weiter der Nachweis, daß er über den Gedanken- und Empfindungsgehalt seiner Jugend eigentlich nie hinausgekommen ist, endlich die Bemerkung über das böse schauspielerische Moment in seinem Charakter und seinem Leben. Bedenklich muthet dagegen an die Behauptung von seinem im Grunde engen Ideenkreis. Daß bei dem Zwischenfall in Hegner's Hause „auf keinen Fall anzunehmen ist, daß Lavater sich gegen Hegner's Frau etwas habe zu Schulden kommen lassen“, wird nach den Ausführungen Seite 100 und 101 mehr als zweifelhaft. Doch das sind Einzelheiten! Auch die unverkennbare

Unübersichtlichkeit der Darstellung will ich nur gestreift haben. Bedenklicher ist mir, daß diese Abhandlung die Kenntniß eines doch nicht gerade allgemein verbreiteten Buches, eben der „Beiträge“ Hegner's (Berlin, Weidmann, 1836) voraussetzt, eine Kenntniß, ohne die man sich auf Treu und Glauben gefangen geben muß.

6. Herder's Leben. Von Eugen Kühnemann. Mit einem Bildniß in Photogravure. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1895. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Auch für dieses Buch beziehe ich mich auf die Besprechung eines frühern Werkes desselben Verfassers: „Herder's Persönlichkeit in seiner Weltanschauung“ in Nr. 40 d. Bl. f. 1894. Was ich dort gern und überzeugt von Kühnemann gerühmt habe, ist zu meiner Beruhigung und Freude von späterer Kritik fast in seinem ganzen Umfange bestätigt worden. Ich könnte das dortige Urtheil für „Herder's Leben“ nur wiederholen mit der einzigen Abänderung, daß meine Klage über die Dunkelheit des zu hohen Stils gegenstandslos geworden ist. Vielleicht entschließt sich der Verfasser auch noch zu dem Opfer, sogenannte subjectslose Sätze von der (berliner?) Form: „Nicht reizlos in seiner Umgebung“, auszumerzen. Sonst besitzt er in seiner Sprache ein wunderbar biegsames, anschmiegendes Organ für den Ausdruck seiner Gedankenfülle. Ja Gedankenfülle! Sie schießt und sprießt, wächst und wuchert ihm geradezu von allen Seiten zu. Der ganze Stoff erscheint vergeistigt, alles Thatsächliche im Sinne der landläufigen Biographie zerrinnt förmlich in Reflexion. Nirgends haftet die Darstellung an der Oberfläche geschichtlicher Ueberlieferung, in Kern und Wesen dringt der Verfasser wie mit hellseherischen Augen ein. Ein bequemes Nachschlagebuch ist dieses Leben Herder's gewiß nicht. Wer aber von wahrhaftem Erkenntnißdrange beseelt ist, wer Wesen und Entwickelung einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, wie der Herder's, bis in die Wurzelfasern nachspüren will, wer über den Einheitsgrund einer so vielseitigen Natur, über Antriebe wie Hemmungen ihrer Entwickelung zur Klarheit gelangen möchte, der wird mir dankbar sein für diesen Hinweis auf Kühnemann's Werk. Was nützt es hier einzelne großartige Kapitel anzuführen, wie die Dichtung Goethe's, die große Krisis der Herder'schen Seele, sein Verhältniß zum Leben, überhaupt den ganzen Abschnitt über seine Ehe, die verschiedenen Erwähnungen Kant's u. a. m. Vielleicht erweise ich dem Verfasser einen bessern Dienst, wenn ich einige Stellen wörtlich hersetze:

An Gedanken überreich, in jedem Gedanken ein Stück des Selbst, in dem Selbst die feurige, freudige Kraft und der ungeahnte, tödtliche Riß — so fuhr dieser geniale Jüngling über das Meer. Selber in seiner Seele keinem Wesen der Welt ähnlicher als dem Meer, auf dem er fuhr. Ueber dem Abgrund das kleine, segelgeschwellte Schiff. Fülle und Glanz umher und das Spiel der jagenden Wellen und eine Ferne, die unendlich scheint, doch nicht zu fern hinter dem Horizont sind Grenzen ringsum. Er belebt den Blick für den Reichthum der Welt, aber ein durchaus neues Leben ist er nicht. Das sind die großen Schöpfer allein, die rein sich darstellen in ihrer That. Es ist das Meer der Hansa, auf dem er fährt, es ist das Meer des Columbus nicht.

Wenn die Geschichte des Geistes in immer neuen Bildungen sich erschließt, wenn die individuelle Eigenart den Dichter und den Denker mit nie gekannter Feinheit ergriffen, der Ursprung der Künste in den ersten zeugenden Bedingungen menschlicher Sinnesthätigkeit ergriffen wird: es ist in dem allem die gleiche Entwickelung jugendlicher Schöpferkraft, es genießt in all dieser Ausbreitung der Gedanken die Persönlichkeit die Frucht ihrer feinsten ästhetischen Empfindung, in der sie sich in den Seelenton der Culturen, der Menschen, der Künste hineinfühlt. Es ist eigene Lebenskraft, die in diesem geistigen Schaffen sich ergießt. Der eigene Lebenswille strömt über in den Excursen der „Archäologie des Morgenlandes“, die gleichsam dem Banne des Gegenstandes entrissen, von seiner Empfindung nur erregt, das Sehnen und Wollen Herder's schrankenlos entfalten.

Richard Friedrich.

Duell und Ehre.

Nichts ist leichter und nichts ist schwerer, als die Stellungnahme zu dem in unserer Zeit viel verhandelten Duellprobleme. Dieser Ausspruch, so paradox er erscheinen mag, ist dennoch wahr. Es kommt eben nur darauf an, wie man das Problem formulirt. Stellt man die Frage so, ob der Zweikampf erlaubt ist, so können seine Gegner höchst einfach die geschriebenen Satzungen des göttlichen und menschlichen Rechts anrufen und ausführen, daß die Antastung eines Menschenlebens im Zweikampfe verboten, und damit eine zwingende Norm gegeben sei, nach der jeder Staatsbürger, welchem Stande er auch angehöre, sein Verhalten einzurichten habe. Der schwer errungenen Gleichheit aller vor dem Gesetze entspreche das Correlat gleicher Rechtspflichten, und so sei jede Auflehnung gegen das Duellverbot pflichtwidrig und unerlaubt. Nicht schwer ist es, mit den Anhängern des Zweikampfes dem entgegenzuhalten, daß das geschriebene Recht nicht die alleinige Norm für die Gestaltung der Beziehungen vom Menschen zum Menschen abgebe. Neben das Gesetz trete als gleich berechtigter Factor die aus der Volksüberzeugung geschichtlich herausgewachsene, von ihr getragene und mit socialer Zwangsgewalt ausgestattete Sitte, der zu gehorchen nicht minder Pflicht sei, als den starren Paragraphen willkürlicher Rechtssatzung. Eine solche Sitte sei eben der Zweikampf. Entsprossen aus der Wurzel jener gerichtlichen zur Offenbarung eines Gottesurtheils ausgefochtenen Zweikämpfe, wie sie der germanische Proceß aus den primitiven Formen der Blutrache unter dem Einflusse christlicher Anschauungen entwickelt, habe das Duell sich in der Standessitte gewisser Volkskreise als einzig mögliche Ausgleichsform in Ehrenhändeln erhalten und heute den Charakter einer socialen Zwangspflicht zur Wiederherstellung der

verletzten Ehre angenommen. Somit handle auch der, welcher die Collision zwischen dem Verbote des Rechts und dem Gebote der Sitte zu Gunsten dieser löse, innerhalb der Grenzen gebotener Pflicht. Wiederum liegt die Widerlegung derartiger Ausführungen auf der Hand. Man braucht nur die Prämisse der Gleichwerthigkeit von Recht und Sitte zu bestreiten, um die gegnerische Beweisführung sofort zu Falle zu bringen. Insbesondere wäre der Nachweis nicht schwer zu führen, daß das Duell zu den Sitten gehöre, die, überkommen aus veralteten Verhältnissen und hineinragend in eine gänzlich umgewandelte Culturwelt, die Wahrheit des Dichterwortes, daß Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage wird, bewähren, den Charakter von Unsitten annähmen und mit besonderer Energie auch deshalb zu bekämpfen seien, weil sie nicht mehr in der Anschauung des gesammten Volkes, sondern nur in den Vorurtheilen eines gewissen Standes wurzeln.

Man wird demnach zugeben müssen, daß eine Stellungnahme zu der Duellfrage in ihrer auf das „dürfen“ abgestellten Fassung keine sonderlichen Schwierigkeiten bereitet. Allein das Problem ist mit Einsetzung der Werthe des geschriebenen Rechts und der Sitte nur mechanisch gelöst. Denn der Zweikampf wird nicht nur als ein durch die Sitte überliefertes und geheiligtes Mittel des Austrages gewisser Streitigkeiten angesehen, sondern von ernsten und gewissenhaften Männern als die einzig mögliche und zulässige Form der Erfüllung einer unabweislichen, schwerwiegenden sittlichen Pflicht aufgefaßt. In dieser Loslösung der Frage von der Willkür positiver Satzung und den schwankenden Anschauungen herrschender Sitten, und in ihrer Uebertragung auf das ethische Gebiet liegt die Schwierigkeit, zugleich aber auch die einzige Möglichkeit einer Verständigung. Denn einerseits werden hier alle Erscheinungsformen des Zweikampfes von vornherein ausgeschieden, die entweder als Ausflüsse atavistischer Rauflust unbedingt zu verdammen, oder, wie die studentische Bestimmungsmensur, als bloßes Waffenspiel zu beurtheilen sind, und andererseits wird es nur durch die Betrachtung des Zweikampfes vom rein ethischen Standpunkte möglich, das Problem in seiner innern Verknüpfung mit dem gleichfalls ethischen Phänomen der Ehre zu behandeln, zu deren Wahrung und Wiederherstellung das Duell bestimmt ist.

Diese tiefere Auffassung der Duellfrage ist es auch, von der eine kleine, vortrefflich geschriebene, von eindrucksvollem Ernste getragene Schrift*) des Professors der Theologie an der Universität Greifswald D. H. Cremer ausgeht. Rückhaltslos erkennt Cremer an, daß es Fälle gebe, welche die entschiedenste Bestrafung forderten und doch von der Obrigkeit und der Gesetzgebung entweder nicht, oder nicht genügend berücksichtigt werden könnten und darum ein Richteramt in eigener Sache begründet erscheinen ließen. Aber ist damit, so fragt er weiter, die Pflicht des Zweikampfes dargethan, und ist er die richtige Form und das geeignete Mittel der Selbsthülfe?

Hier ist der Punkt, wo das Duell im Zusammenhange mit seinen Anlässen, den Fällen der Ehrverletzung, und in weiterm Ausholen mit dem Ehrbegriffe selbst zu betrachten ist. Subjectiv genommen, ist Ehre das Bewußtsein des dem Menschen innewohnenden sittlichen Werthes als Maßstab sowol für die Werthschätzung des eigenen Ich, wie für die Energie der Selbstbehauptung der Welt gegenüber. Die grundlose Antastung dieses Bewußtseins ist unvermögend, das Werthurtheil des Verletzten über sich selbst zu beeinflussen, und insofern ist das Gut der Ehre durch dritte Hand absolut unverletzbar. Wol aber kann das nach äußerer Anerkennung des eigenen Werthes ringende Ehrgefühl durch beleidigende und verleumderische Angriffe eine Beeinträchtigung erleiden, welche die Triebe idealer Selbsterhaltung zu entschiedener und berechtigter Reaction zwingt. Nun tritt zwar die Rechtsordnung für die Ehre des Einzelnen durch Strafdrohungen gegen Ehrverletzungen ein. Auf keinem Gebiete aber ist der staatliche Rechtsschutz so unvollkommen wirksam, wie auf dem der Ehrverletzungen. Wie der Gesetzgeber für die unzähligen Möglichkeiten der Kränkung fremder Ehre eine einheitliche Formel nicht hat finden können, so steht auch der Richter dem einzelnen Beleidigungsfalle oft unsicher und lediglich auf die Eingebungen subjectiven Empfindens verwiesen, gegenüber. Ist es schon schwer, den objectiven Thatbestand der Beleidigung da mit Sicherheit festzustellen, wo sie erst aus dem Zusammenhange der begleitenden Umstände gefolgert werden kann, so wird es fast zur Unmöglichkeit, das Strafmaß ins rechte Verhältniß zur Stärke und zum Erfolge des ehrenrührigen Angriffs zu bringen, da jeder sichere Anhaltspunkt für die Beurtheilung der Ehrempfindlichkeit des Beleidigten und die Tragweite einer ehrenrührigen Nachrede fehlt. Und selbst wenn das richterliche Urtheil in der thatsächlichen Feststellung und der Strafabmessung das Richtige träfe, was bedeutet es für den Beleidigten in seinem Streben nach Wiederherstellung der verletzten Ehre vor der Welt? Vor jener Welt, nach deren Anschauung der Richter nur nach formal juristischen Kriterien geurtheilt hat, und die nur zu geneigt ist, im besten Falle sich mit der achselzuckenden Kritik des „semper aliquid haeret“ zufrieden zu geben?

In der That liegt hier, wie auch Cremer zugibt, der Gedanke berechtigter Selbsthülfe nur zu nahe, als daß er von vornherein abgewiesen werden dürfte. Ein Act höchster sittlicher Pflichterfüllung, so könnte argumentirt werden, ist es, wenn ich mein Leben für meine bedrohte Ehre einsetze, die niemand außer mir selbst schützen kann. Erkaufe ich mir nicht mit dieser Preisgabe des eigenen Lebens das Recht, den Schänder meiner Ehre auf Leben und Tod zur Verantwortung zu ziehen, und nicht nur Richter in eigener Sache, sondern gleichzeitig auch Vollstrecker meines auf den Tod des Gegners lautenden Urtheils zu sein? Hier liegt der Kernpunkt unserer Frage.

*) Duell und Ehre von D. H. Cremer, Professor der Theologie in Greifswald. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894. 8. 30 Pf.

Daß der Theologe Cremer sie nachdrücklichst verneint und verneinen muß, liegt auf der Hand, obwol wir kürzlich im Reichstage das wunderliche Schauspiel erlebt haben, einen Geistlichen vom Standpunkte der christlichen Lehre für die Berechtigung des Zweikampfes eintreten zu sehen. Wenn Cremer ausführt, daß der Christ nur ein Recht der Obrigkeit über Leben und Tod kenne und, wenn er selbst sich ein solches anmaße, gegen das fünfte Gebot verstoße, so gebe ich gern zu, daß dieser Gesichtspunkt für den Vertreter einer speciell christlichen Ethik wohlbegründet ist. Aber das Ergebniß ist auch kein anderes, wenn man sich auf den Boden allgemein menschlicher Moral stellt.

Wir erkennen es nicht nur als Recht der Staatsobrigkeit an, mit den einschneidendsten Strafübeln gegen Verletzungen der Rechtsordnung zu reagiren, sondern erblicken darin zugleich die Erfüllung einer in den sittlichen Aufgaben des Staates begründeten Pflicht. Diese ideale Auffassung der staatlichen Strafgewalt wird nur dadurch möglich, daß die Obrigkeit die ihr verliehenen Machtmittel in den Schranken der gegebenen Gesetze, in geordnetem Verfahren und unter Wahrung aller gegen einen Misbrauch der Gewalt geschaffenen Garantien ausübt und ihren Maßnahmen dadurch den Charakter gleichförmiger und unbedingter Gesetzmäßigkeit aufprägt. Denn nur eine gesetzmäßige, jeder Willkür entrückte, Hoch und Niedrig mit gleicher Unfehlbarkeit treffende Handhabung der Strafjustiz kann es sein, durch die sie im Volksbewußtsein zunächst die Anerkennung ihrer Nothwendigkeit und in weiterer Entwickelung die tiefere Bedeutung einer den socialen Organismus beherrschenden sittlichen Macht gewinnt. Daß die Selbsthülfe, die das Richteramt in eigener Sache nach den regellosen Eingebungen subjectiver Willkür versieht, niemals unter dem Gesichtspunkte des Gesetzmäßigen und darum innerlich und sittlich Nothwendigen erscheinen kann, liegt auf der Hand, am allerwenigsten aber der Zweikampf, diese Form der Selbsthülfe, die in Sachen des wiederum rein subjectiven, von der Stärke individueller Reizbarkeit abhängigen Ehrgefühls wirksam wird und ihre Ziele auf nichts Geringeres spannt, als die Vernichtung einer menschlichen Existenz mit all ihren verhängnißvollen Folgen für den ganzen Kreis der Unschuldigen, deren Existenz mit der des Schuldigen durch die Bande der Familie, der Freundschaft und aller sonstigen Formen menschlicher Lebensgemeinschaft aufs innigste verknüpft ist. In diesen Zusammenhang gehört auch das von Cremer mit besonderer Schärfe betonte schwerwiegende Bedenken, daß der Zweikampf als Vorrecht der Aristokratie der Geburt, des Geistes und des Amtes betrachtet werde und einen für unser sittliches Urtheil absolut unzulässigen Unterschied zwischen satisfactions-fähigen und unfähigen Ständen mache. Ist diese Feststellung persönlicher Vorbedingungen für die Ausübung der Selbsthülfe im Zweikampfe etwas anderes als nackte Willkür, und muß nicht jeder Versuch, an den Zweikampf den Maßstab sittlicher Pflicht zu legen, einzig schon an dieser Thatsache scheitern? Oder sollte Nietzsche mit seiner Differenzirung der Herren- und Herdenmoral wirklich recht behalten?

Gelange ich so mit Cremer zu dem Ergebnisse, daß Verurtheilung des Duells das einzig mögliche sittliche Urtheil sei, so verkenne ich nicht, daß, von Sitte und Sittlichkeit abgesehen, noch ein dritter Standpunkt denkbar ist, von dem aus man für die Aufrechterhaltung des Zweikampfes eintreten könnte. Man könnte sich auf den Boden unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich nun einmal gestaltet haben, stellen und die Zweckmäßigkeit zu Gunsten des Duells anrufen. Freilich nicht in dem Sinne, als ob der Zweikampf der versagenden obrigkeitlichen Hülfe gegenüber als das einzig zweckentsprechende Mittel der Wiederherstellung verletzter Ehre zu erachten wäre. Vielmehr hat Cremer vollkommen recht, wenn er das Duell, weil es den Beleidiger sowol wie den Beleidigten gleich ehrenvoll aus dem Kampfe hervorgehen lasse und die Verwerflichkeit des im Unrechte Befindlichen nicht anerkenne, als das schlechteste Mittel der Selbsthülfe gegen Ehrverletzung bezeichnet. Aber könnte man nicht fragen, ob nicht das Gefühl, auf dem Rechtswege eine der Verletzung entsprechende Genugthuung nicht erlangen zu können, bei Wegfall des Zweikampfes den Anreiz zu einer weit brutalern Form der Selbsthülfe geben möchte, als es das in geregelten Formen sich vollziehende Duell ist? Diese von Cremer nicht berührte Frage ist discutirbar, daß sie das sein kann, nachdem das sittliche Urtheil den Stab über den Zweikampf gebrochen hat, das eben bezeichnet einen wunden Punkt in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen. Hier muß die Agitation gegen das Duellwesen einsetzen und auf eine Läuterung des jetzt von gesellschaftlichen Vorurtheilen verdunkelten Ehrbegriffs bis zur Reinheit der Anschauung hinarbeiten, daß es einen ehrlichen Kampf mit einem ehrlosen Ehrabschneider nicht geben kann. Es muß die Auffassung zum Durchbruche kommen, daß der Spruch des unparteiischen Richters trotz aller Unvollkommenheiten schließlich doch noch das sicherste Mittel ist, gekränkter Ehre Sühne und Wiederherstellung zu verschaffen. Und dies wird um so leichter gelingen, wenn gewisse Reformen auf strafrechtlichem Gebiete erzielt werden, von denen ich hier nur die Möglichkeit einer weit umfassenderen Veröffentlichung der Strafurtheile in Beleidigungssachen andeuten will, als sie nach dem jetzt geltenden Rechte geschehen kann. In die Lücken aber, die das richterliche Urtheil für das berechtigte Empfinden des in seiner Ehre Gekränkten und ihre Wiederanerkennung Erstrebenden läßt, muß die Verurtheilung des Beleidigers durch das Urtheil der Gemeinschaft einspringen. Die Gemeinschaft hat nach den treffenden Worten Cremer's ein Recht und eine Pflicht des Gerichtes gerade da, wo das Gericht der Obrigkeit Halt machen muß, und sie muß das bewirken, was das Duell niemals zu bewirken vermag; die Aechtung und Ehrlosmachung des frivolen Schänders fremder Ehre.

A. Wiersnzowski.

Neue Lyrik.

1. Gedichte von Ernst Scherenberg. Gesammtausgabe. Fünfte stark vermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1894. 12. Geb. 6 M.

Die Lyrik Ernst Scherenberg's ist den deutschen Geschicken seit den funfziger Jahren eine wackere poetische Begleiterin gewesen. Scherenberg war einer der ersten, der dem Genie Bismarck's poetische Huldigungen zu Füßen legte und er hat dem zur Ruhe Gegangenen selbstverständlich Treue gehalten bis in den Sachsenwald. So zählt er zu den besten und gesinnungstüchtigsten Talenten, die ihre Hauptaufgabe in patriotischen Kundgebungen finden. Möge ihm noch lange verliehen sein, den Bismarck'schen Lebensabend mit poetischen Grüßen zu verschönen, wie es der folgende ist:

Bismarcklied.

Dank dir, Gewalt'ger, den ein Gott uns schenkte,
Uns zu befrei'n aus finst'rer Mächte Bann!
Der unser Schiff durch Sturm und Brandung lenkte,
In jedem Zoll: ein Fürst, ein Held, ein Mann!
Die Wege thät uns weisen
Dein Reckenarm von Eisen!
Dir, der sein Volk erlöst aus Schmach und Pein,
Wir wollen ewig, ewig treu dir sein!

Versunken schlief der Hort der Nibelungen
In grüner Flut, von welscher Gier bewacht;
Dein Weckruf ist aus Siegfriedshorn erklungen,
Und Nord und Süd stürmt einig in die Schlacht.
Durch dich aus Feindes Banden,
Ist neu das Reich erstanden,
Du hobst die Kaiserkrone aus dem Rhein —
Wir wollen ewig, ewig treu dir sein!

Uns Deutschen wieder gabst du Luft zum Leben,
Hast Freiheit, Ruhm und Frieden uns erlost!
Du gingst — wie zuckt durch Volkes Herz ein Beben! —
Dein mahnend Wort nur blieb uns noch als Trost.
Und mußten gleich wir's leiden,
Kein Tod doch soll uns scheiden:
Durch Tag und Nacht strahlt deines Sternes Schein —
Wir wollen ewig, ewig treu dir sein!

2. Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte von Gustav Falke. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 16. 3 M.

Die hier gebotenen Gedichte sind auf das Sorgfältigste gefeilt und zeigen fast durchgängig akademische Glätte, dabei ist die Spannweite des Dichters sehr ausgedehnt und die anspruchslose Schäferei wie das große classische Sittengemälde gelingen seiner Kunst mit gleichem Erfolg:

Frühling.

An den Weiden die Kätzchen,
An den Birken das Grün,
Und im Garten mein Schätzchen —
Ist das ein Wachsen und Blüh'n.

Lieg ich am Bach und denke,
Denke an dich, Marei,
Was ich dem Schätzchen schenke,
Treiben die Schafe vorbei.

Wolle zum Röckchen, zum groben,
Seide für Sonntags. Horch!
War's nicht der Kukuk? Und oben
Segelt der erste Storch.

So weiß er das lyrische Solo mit gleicher Feinheit wie die epische Symphonie zu setzen. Seine nicht alltäglichen Versmaße handhabt er mit Virtuosität. Die Temperatur ist überall eine südlich-erwärmte; nirgends ein frostiger Hauch steifleinener Reflexion. Die Gesichte der Phantasie nahen in sich drängender Fülle und überall verwandelt sie des Dichters Machtwort in bunte Poesie. Ob er die Qual der Danaide schildert oder den Mondscheinzauber der Elfenkönigin, immer greift er volle Accorde. Der aphoristische Stil der Modernen trübt nur hier und dort die sonstige Vollendung seines Spiels; z. B.:

Links, vom Herd, ein Knistern. Leise, leis.
Asche wird ein letztes dürres Reis.

Oder:

Leise Schritte, und die Schleier weh'n.
Stiller Zug vermummter Traumgestalten.

Also die moderne Versenkung des Verbs:

Ein Schloß am Meer, wie sich's die Dichter träumen.

So hat die neuartige Prosa die Lyrik angesteckt, und es entstehen Unarten, die sich in nichts von dem Lapidarstil unterscheiden, in welchem der frühere Dramatiker seine Scenerien skizzirte; die heutigen Bühnendichter verfahren hier gerade umgekehrt. Während diese nahezu die Centimetermaße der Sofas angeben, auf denen sich ihre Liebespaare küssen, so beginnt Gustav Falke eines seiner Historienbilder:

Tücher. Zweige. Triumphator,
Und des Stolzen Schläfe brennt —

Was die Tücher und die Zweige thun oder erleiden, d. h. ob sie wehen oder getreten werden, ob sie ausgebreitet oder geschwenkt oder von der Sonne beglänzt oder von Staub oder Regen incommodirt werden, verhehlt der Dichter. Immerhin hat er auch Momente, wo er redliche Detailarbeit liefert:

Die Liebesinsel.

Fackeln glühen und die Anker fallen,
Leise Stimmen, leichte Schritte schallen,
Seltne Fracht ist's, die die Welle trug.
Lichter schwanken über nackte Leiber,
Schöne Knaben, schlanke junge Weiber,
Strandher windet sich der kleine Zug.

Weiche Flöten, zarte Zitherklänge
Ueberhallen mystische Gesänge,
Und die laue Sommernacht erbebt,
Bis das stille Schattenreich des Haines
Paar und Paar in seinen Schos nimmt. Keines
Zögert, und der letzte Ton verschwebt.

Durch die Büsche, durch die Stämme hüpfen
Flammen, Funken. Weiße Glieder schlüpfen
Hierhin, dorthin. Jeder Knabe sieht
Schnellen Blickes ein gefällig Plätzchen,
Wo er ungestört sein zitternd Schätzchen
Auf das weiche Blumenlager zieht.

Und so sind sie manche Nacht gekommen,
Haben sich das holde Recht genommen,
Das die Jugend den Verliebten leiht.

. . . .

Hier folgt ein Passus, der den antikisirenden Grundton des Gedichtes so wenig wie seinem Renaissancestil entspricht.

War's der Fluch der hintergang'nen Wächter,
Der den Donner rief auf die Verächter
Strenger Sitte? Aus dem Liebesspiel
Sind die jäh erschreckten aufgesprungen,
Aus dem Seelentaumel, lustverschlungen,
Als der erste Blitz herniederfiel.

Schnell zu Schiff! Noch mag die Fahrt uns glücken u. s. w.

Die kleine Flotte zerschmettert der Sturm und die flüchtigen Paare verschlingt das Meer. Bekannte Böcklin'sche Motive scheinen das Gedicht belebt zu haben, das von der blühenden Phantasie und der zierlichen Verskunst seines Verfassers ein charakteristisches Zeugniß gibt und zugleich seine Fähigkeit bekundet, Bilder von seltenem Farbenzauber vor uns aufzurollen. Ein ganz besonders ausgeprägtes Talent offenbart der Dichter indessen auf dem zur Zeit so wenig mit Glück bebauten Gebiete des satirisch-humoristischen Epos. Möchte der schöne Anlauf, welchen er in den so glatt dahinfließenden, wie witzig pointirten Stanzen seines leider nur wenige Seiten umfassenden Intermezzos: „Auf der Terrasse" nimmt, nicht vereinzelt bleiben und ihn zu größern Aufgaben ermuthigen. So gebietet Gustav Falke über die verschiedensten Register. Gewidmet sind die Dichtungen seiner Mutter und seiner Frau. Dies zur Erklärung des mysteriösen (Wir möchten lieber sagen: rohen. Die Redaction) Titels: „Zwischen zwei Nächten":

Zweien sind diese Blätter mit Fug
Dankbar in die Hände gelegt:
Der, die mich in Liebe trug,
Und der, die mich in Liebe erträgt.

Detlev von Lilienkron, an welchem so viele unserer neuesten Lyriker mit zärtlicher Liebe und Verehrung hängen, wird auch hier ein würdiges poetisches Angebinde in dem sinnigen Gedichte: „Die Spötter". Zu besonderm Schmucke indessen dient dem gehaltreichen Buche ein voller Kranz von farbenbunten Sicilianen; wie denn das Hauptmerkmal all dieser Poesien ein farbensattes Colorit ist, welches selbst aus des Dichters Skizzen leuchtet:

Vom Felsenufer lodern rothe Feuer.
Grau rollt das Meer, der Sturm ist eingeschlafen,
Und Friede herrscht nach Schlacht und Abenteuer.
Der Wikingkönig kehrt zum Heimathafen,
Zerschellt die Stirne, tödt der Todausstreuer.
Die Botschaft bringt der jüngste seiner Grafen
Der Königin. Die steht wie Stein. Ein scheuer
Verhüllter Blitz, als sich vier Augen trafen.

3. Gedichte von Ernst Lenbach. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894. 16. Geb. 3 M.

Derselbe Verlag, die gleiche Ausstattung in Band und Schnitt und gleicher Werth des Inhalts wie seiner äußern Prägung. Gustav Falke ist Schweizer, Ernst Lenbach ist Rheinländer und beide Namen sind pseudonym; beide Dichter aber dürfen ruhig ihre Masken ablegen und dem Tage offen ins Auge sehen. Uebrigens sind beide Doctoren, und ihre engere Nationalität kommt in ihrer Lyrik nur selten zum Widerschein; im allgemeinen zeichnet den Schweizer eine frischere Sinnlichkeit und ein stärker schwingendes Geistesleben aus. Lenbach gliedert seine Spenden in „Daheim und Draußen" und „Geschichten und Märchen". Innerhalb ersterer Rubrik überwiegt das häusliche Stimmungs- und Genrebild, in letzterer die Ballade. Lenbach feiert das traute Glück des Daheim bis herab auf seinen biedern Dachshund, von welchem zwei dieser Gedichte inspirirt sind. Er läßt in seiner Lyrik Amseln und Schwalben singen und Osterveilchen blühen und er selbst besingt die Maiennacht und seinen Hochzeitstag, den Frühlingsabend und „des Maien Braut, die süße Nachtigall" und windet einen Strauß aus schwankem Zittergras. Er schreibt poetische Liebesbriefchen, und zwar offenbar gleich ins Reine:

Dein herzig Briefchen,
Ich hatt' es einmal kaum gelesen,
Da war von Leid
Mein Herz genesen.

Nur wenig Worte,
Wie mochten sie so schnell mich heilen?
Das macht', ich las
Auch zwischen den Zeilen.

Dafür sind seine Genrebilder besser stilisirt, ob sie uns das schöne Dorfkind bei den Weidenkätzchen oder das blonde Gärtnermädchen beim Futtermähen für ihre Ziegen oder das artige Gretchen in ihrem ersten langen Kleide vorstellen. Seinen höchsten Aufschwung indessen nimmt der Dichter, wo auch er nicht entrathen kann, dem Wein des heimatlichen Stromes den pflichtschuldigen Hymnus zu weihen:

All im Römer sind sie vereint
Selige Sehnsucht, die lächelnd weint,
Schwellende Kraft, die im Reigen tost,
Bräutliche Liebe, die schluchzend kost, —
Und das Lachen der Wandergesellen,
Und der Mondschein auf murmelnden Wellen,
Und die Lieder der Nachtigall,
Und vom Dome der Glocken Schall,
Und auf dem Schiefer der Sonnenglast, —
All du hältst es im Römer umfaßt.
Heb' ihn und rufe: Du Land am Rhein,
Dreimal gesegnet sollst du mir sein!

Möge der schöne Trinkspruch nicht nur dem Rheine, sondern auch Ernst Lenbach Segen bringen.

Adalbert Schroeter.

Neue dramatische Werke.

1. Die Erlöserin. Bühnendichtung in drei Aufzügen. Von Hermann Friedrichs. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M.

Gebändigte Kraft spricht aus dem neuesten Drama von Hermann Friedrichs: „Die Erlöserin". Der Urquell, aus dem diese Dichtung floß, war die Leidenschaft. Sie gibt ihr den stürmischen Schwung und bricht in einigen gesteigerten Momenten ungehemmt und gewaltig hervor. Doch die Hand besonnener Künstlerschaft hat diesen Drang gebändigt und unter strengere, aber schönere Formen gebeugt. Im ganzen bedeutet dieses Drama, an dem sich die sorgsame Arbeit und das Ringen nach Vollendung nicht verkennen läßt, einen erheblichen Fortschritt gegen das ältere Stück: „Chryssoula's Liebe" und einen vielversprechenden Markstein in der Entwickelung von Friedrichs. Auch „Die Erlöserin" spielt wie zahlreiche andere Dramen des Dichters im Süden, dessen Natur und Bewohner er trefflich zu erfassen weiß. Friedrichs hat selbst längere Zeit in Sicilien gelebt. Dort, am Fuße des Aetna, ist der Schauplatz des Dramas. Die südliche Lebendigkeit, die maßlosen Ausbrüche von Eifersucht und Haß werden geschickt und ohne unglaubhaft zu werden, zur Führung des Dialogs herangezogen. An einem Maitage, binnen weniger Stunden rollt die Handlung ab. Schon aus dieser Zeitangabe erhellt, daß die Vorgeschichte einen bedeutenden Raum beanspruchen muß. In der That ist der erste Aufzug nur Exposition, an der aber kein Umstand mehr nachzutragen ist. Donna Mela hat mit glühender Hingabe einen jungen Mann, Salvatore mit Namen, geliebt, der, aus niederm Stand entsprossen, in ihrem Aelternhaus erzogen worden ist. Die Aeltern Donna Mela's waren mit dieser Neigung der beiden jungen Leute keineswegs einverstanden; sie sahen es daher als eine günstige Fügung des Schicksals an, als auf Salvatore der Verdacht des Diebstahls fiel und er — unschuldigerweise — ins Gefängniß geführt wurde. Den schändlichen Verdacht hatte Peppino auf ihn gelenkt, der von Salvatore's Mutter in der Liebe getäuscht worden war und sich nun an dem Sohne rächen wollte. Donna Mela sieht den Geliebten sich für immer entrissen, sie willigt widerstrebend endlich ein, die Gattin eines Marchese zu werden. Beider Ehe ist unglücklich. Nach zwei Jahren wird Salvatore frei. Die Tochter eben des Verläumders Peppino lernt ihn kennen und lieben, sie erfährt die Schuld des Vaters und verlangt, daß dieser sich bei Donna Mela selbst anklage. Statt dessen flieht er, aber seine Frau theilt ihr das furchtbare Geschick des noch immer heimlich geliebten Salvatore mit. Hier setzt der zweite Act ein; Mela ist entschlossen, die liebeleere Ehe mit dem Marchese zu trennen und Salvatore fortan anzugehören. Der Gatte weigert sich indessen sie freizugeben, die eigene Mutter sucht sie von dem Schritte abzuhalten, aber alles ist vergeblich. Donna Mela eilt in die Hütte Salvatore's. Der weist sie anfangs fast mit Haß und Verachtung ab; aber ihre Liebe hat die Kraft, ihn mit allen Schrecknissen der Vergangenheit auszusöhnen und ihm den Himmel des Glücks zu erschließen. Sie will ihn und sich selbst von dem liebeleeren Leben erlösen. Da tritt der Marchese, der Gatte Mela's, mit Carabinieri ein, die Salvatore aufs neue verhaften sollen. Aber Mela bleibt ihm treu, auch als sie erfährt, daß Salvatore mittelbar an dem Tode ihres eigenen Vaters schuldig ist. Salvatore fällt von der eigenen Hand und auch Donna Mela wird ihre Liebe mit dem Tode besiegeln. In diesem Drama sind hohe Schönheiten enthalten. Die Sprache bewegt sich in edeln, vollen Formen. Die Herzenskämpfe Mela's werden mit ergreifender Gewalt dargestellt. Eine lichte, gemüthvolle Schönheit umgibt das jüngste Drama von Friedrichs.

2. Eine neue Zeit. Schauspiel aus der Reformationszeit in vier Acten. Von Martin Maack. Leipzig, Robert Claußner's Verlags-Anstalt. 1894. 12. 2 M.

Zur Feier des 750jährigen Bestehens der Stadt Lübeck ist dieses kleine Drama zum ersten mal über die Scene gegangen. Es behandelt eine Episode aus der Reformationszeit in ziemlich naiver Weise. Hertha, die Gattin des reichen Großkaufmanns Cord König, erkennt in einem Legaten des Papstes den frühern Geliebten. Da er ihr in der Kirche während des Gebetes einen Antrag macht und mit Gewalt droht, so tödtet sie ihn, indem sie seinen Kopf mit einem Marienbild zerschmettert. Diese Scene ist die einzige im Stück, die beinahe ausgeführt zu nennen ist, aber auch in dieser begegnet man nur den gewöhnlichen hitzigen Redensarten, die aus hundert andern Stücken bekannt sind. Sonst spielen in das Drama zahlreiche kleine Motive hinein, die meist unbenutzt liegen bleiben und in der That auch ziemlich überflüssig sind. Jürgen Wullenweber, Marx Meier und selbst Gustav Wasa fesseln mehr durch ihre Namen als ihre Charakteristik. Manche Scenen athmen eine gewisse Frische, aber sie verrathen auch eine ziemlich plumpe, der Kunstarbeit ungewohnte Hand.

3. Herr und Diener. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Friedrich Adolf Geißler. Zürich, Cäsar Schmidt. 1895. 8. 2 M.

Mit vollendeter Harmlosigkeit, die der Unbedeutendheit des Talentes würdig zur Seite steht, hat sich Geißler an eine etwas allgemeine und verschwommen gerathene Umdichtung des Sturzes von Bismarck gewagt und ist kläglich daran gescheitert. Sein Stück spielt in der Residenz, in der Gegenwart; wenn der Vorhang aufgeht, sehen wir den „Fürsten" auf dem Thron, umgeben von seinen „Verbündeten". Er versichert den „Kanzler" seines ewigen

Dankes für die geleisteten Dienste. Der Minister des Innern „von Bottner" wühlt insgeheim gegen den alten Kanzler, er gewinnt des Fürsten Ohr und mit albernen Machenschaften setzt er in aller Geschwindigkeit die Entlassung des Kanzlers durch. Nach geraumer Zeit erkennt der Herrscher das Verfehlte seines Schrittes und ruft den Kanzler wieder zurück. Das Ganze ist äußerst knabenhaft und kindisch; kindlich würde nicht der richtige Ausdruck sein, denn dabei könnte man noch an einige Poesie denken. Um nur einen Zug hervorzuheben: ein hoffähiger Herr Rüdiger hat auf dem Dorfe eine junge Dame kennen gelernt, die er heirathen will, nach deren Namen er aber gar nicht fragt. Bei dem Krönungsfeste sieht er sie wieder und in einer Nische stehend hört er, daß sie die Tochter des allgewaltigen Kanzlers ist. Welch ein Hofmann, der des Premierministers einzige Tochter nicht kennt! Welch ein Hofmann, der in einer Nische Fürst und Kanzler belauscht und eine junge Dame heirathen will, deren Familiennamen er nicht weiß! Und welch ein Fürst, kann man hinzusetzen, der zu der jungen vom Dorf gekommenen Dame sagt, daß es seinem Hofe an einer Königin gefehlt habe und daß ihre Gegenwart erst diesem Mangel Abhülfe geschaffen habe. Darin verräth sich eine so unglaubliche Unkenntniß der zu schildernden Verhältnisse und eine so große Armuth an sachlicher Erfindungskraft, daß man den Verfasser herzlich bemitleiden muß. Vermuthlich ist er noch sehr jung, und wird es als Dramatiker wol auch bleiben.

4. Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen. Von Cäsar Flaischlen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Cäsar Flaischlen stellt sich ein ernstes Problem und geht mit Kraft und Entschiedenheit daran es zu lösen. Ein junger, schwäbischer Theolog ist nach Berlin gegangen, um zu studiren. Martin gewinnt hier eine tiefere Lebenskenntniß, erkennt mit innerm Schmerz die Haltlosigkeit dessen, was er bisher geglaubt hatte und schreibt eine offene, geistig vermuthlich sehr unreife aber schwungvolle Flugschrift gegen das Kirchendogma. Zwischen ihm und seiner Quartiergeberin, einer verwitweten Justizräthin, entspinnt sich ein Liebesverhältniß. Unerwartet kommt der strenggläubige Onkel Martin's, Pastor Bilfinger, aus seiner schwäbischen Pfarre nach Berlin, um sich persönlich von den Studien und Sitten seines Neffen zu überzeugen. Alte und neue Weltanschauung platzen aufeinander, ungewöhnlich viel Phrasen werden von beiden Seiten aufgewendet, ohne natürlich den Gegner zu überzeugen. Der übereifrige, ein klein wenig beschränkte Pastor Bilfinger erreicht das gerade Gegentheil des Erstrebten: Martin sagt sich von der Kirchenlehre völlig los. Da kommt durch eine Verkettung von Umständen das Liebesverhältniß Martin's mit der Justizräthin heraus, deren Bruder, ein Verleger, daran dachte, Martin ins Geschäft zu nehmen und mit einer Nichte zu verheirathen. Aeußerlich triumphirt der Pastor über die zu Tage getretenen Folgen des Abfalls von Gott. Nach des Verfassers Meinung aber siegt das freie Menschenthum, das sich selbst Gesetz zu sein vermag. Es ist ein Fehler des Stückes, daß alles darin so furchtbar ernst genommen wird. Dadurch entsteht ein langes und breites Gegen-einander-Predigen der Vertreter der beiden verschiedenen Standpunkte. Es spricht nicht sehr für die Reife Flaischlen's, daß er geneigt ist, eine Gestalt und eine Weltanschauung wie die seines Martin, anders als mit einem Anflug von Satire und Humor zu schildern. Die naturalistische Weitschweifigkeit, die technisch genommen das Stück im allgemeinen charakterisirt, versagt an den interessantesten und feinsten Stellen, so bei dem Liebesverhältniß Martin's und der Justizräthin. Erfreulich wirkt die stellenweise durchbrechende Wärme, die deutlich bekundet, daß Flaischlen den Naturalismus ältern, gemeinen Stils überwunden hat und eigene, lichtere Wege einschlagen wird.

5. Der Bürgermeister von Rothenburg. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Bernhard Hofmann. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. (Oskar Beck). 1895. 8. 2 M.

Es ist die Geschichte Heinrich Topler's, eines Bürgermeisters der freien Reichsstadt Rothenburg, der unter Kaiser Ruprecht von der Pfalz den Versuch machte, mit Umgehung des Rathes auf eigene Faust Politik zu treiben. Da Ruprecht den Reichsstädten misgünstig gesinnt war, so wandte sich Topler an den abgesetzten König Wenzel, um mit diesem gemeinsame Sache zu machen. Die Briefe werden indessen aufgefangen, der Rath macht dem Bürgermeister den Proceß und schickt ihn ins Gefängniß. Hier reichen ihm persönliche Feinde Gift, an dessen Folgen er stirbt. Diese einfache Geschichte hat Hofmann in schlichter, treuherziger Weise dramatisirt. Manche Züge des Chronikalischen erfreuen durch die Art ihrer Einführung. Zahlreiche und seltene Farben hat Hofmann nicht auf der Palette. Er weiß nicht allzu viel zu sagen, aber was er gibt, ist klar, verständig und anspruchslos.

6. Dramatische Werke von Franz Nissel. Zweite Folge: Die Jakobiten. Der Königsrichter. Dido. Die Zauberin am Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger. 1894. 8. 5 M.

Nissel war ein Dichter von reichen Gaben. Was er schuf, quoll aus dem Herzen. Man wird bei ihm den Ausbruch der Leidenschaft niemals finden, aber ein gedämpftes Feuer, eine verhaltene Empfindung, die in mancher Beziehung dafür entschädigen. Er wurzelt in der Romantik, aber seine Dichtungen sind nicht von ihr überwuchert. Er hatte viel Neigung zum Genrehaften, die er nicht immer so klug beherrschte wie es ein Dramatiker soll. Keineswegs fehlt es Nissel an Kraft, Kühnheit oder Gedrungenheit. Wenige haben so viel Verkennung und Theilnahmlosigkeit in ihrem Leben erfahren wie dieser innige, reine Dichter. Mit einem verstohlenen Achselzucken pflegte man sich Franz Nissel's zu erinnern;

seiner „Agnes von Meran“, der einmal der Schillerpreis zufiel, gedachte man wie eines akademischen, langweiligen Jambendramas. Nichts falscher als dies nachgesprochene Urtheil über Nissel. Das deutsche Schriftthum hat allen Grund auf Franz Nissel stolz zu sein. Werthvolle Beiträge zu seiner Kenntniß liefert die Selbstbiographie des Dichters („Mein Leben“), welche von seiner Schwester Karoline kürzlich herausgegeben worden ist. Im vorliegenden Bande sind vier Dramen vereinigt. „Die Jakobiten“ spielen in Edinburg 1715 zur Zeit der letzten Stuart-Kämpfe. Die Hauptgestalt bildet ein willensschwacher, daher bald gutmüthiger, bald bösartiger Charakter, Edgar, der als Schreiber im Dienste eines adeligen Anhängers der Stuarts steht. Dieser raubt ihm seine Braut. Edgar verliert darüber alle Selbstbeherrschung, er verräth seinen Herrn und das Unternehmen der Stuarts scheitert. An und für sich ist die Schilderung des schwachen, melancholischen Edgar meisterhaft zu nennen; im Rahmen eines geschichtlichen Dramas aber erscheint ein solcher Charakter leicht unwürdig und kleinlich. — „Der Königsrichter“ hat den Aufstand des Zapolya in Ungarn zur Zeit des 16. Jahrhunderts zum Gegenstand. Zapolya wirft sich als Gegenkönig Ferdinand's von Oesterreich auf, geht dann unter demüthigenden Bedingungen zum Sultan Soliman über und endet in Schmach und Verzweiflung. Der Königsrichter Markus Pemfflinger ist Sachsengraf der siebenbürgischen deutschen Gemeinden. Er hält zum Kaiser Ferdinand und fällt als Opfer seiner Ueberzeugungstreue. In mancher Hinsicht überragt dieses Drama das vorher besprochene; der geschichtliche Stil ist größer und der Gang der Handlungen kraftvoller, auch die Charakteristik ist noch mehr verinnerlicht und die Farben zum Theil glänzend und originell. — „Dido“, das dritte der Dramen, behandelt einen tragischen Zwiespalt in der Seele eines hochgemuthen Weibes. Am bekanntesten von allen Nissel'schen Dramen ist wol das vierte: „Die Zauberin am Stein.“ Theatralisch genommen überragt es die andern an Klarheit und Festigkeit des Aufbaus; es bietet dankbare Spielrollen und gibt der Darstellerin der Heldin eine höchst interessante Aufgabe. Margarethe, die Wirthin am Stein, hat das allgemeine Urtheil, daß sie Zauberkünste verstehe, selbst bestärkt, um der Zudringlichkeit der Leute überhoben zu sein und ihren eigenen Gedanken nachhängen zu können. Diese Vereinsamung und der Ruf ihrer Zauberkraft rächt sich, als Margarethe zu lieben beginnt und dem Geliebten doch ihre scheu gemiedene Hand nicht reichen will. Lieber entschließt sie sich zur Entsagung. Aber eine gegen ihren Willen eingetroffene Weissagung erfüllt sich; der Pöbel stürmt Margarethen's Haus, und an der Seite des Geliebten flieht sie ins Hochgebirge, wo sie den Tod findet. Die Züge dieses Dramas sind, dem Charakter des Volksstücks entsprechend, derber und greller als in den andern Schauspielen. Dafür gipfelt die Handlung außerordentlich wirksam, die Stimmung ist ernst und tief. Auf dem Gebiet des historisch angehauchten Volksstückes gehört „Die Zauberin am Stein“ zu dem Besten, was unser Schriftthum besitzt.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Der 17. Congreß der Association littéraire et artistique internationale, dessen Protectorat König Albert von Sachsen übernommen hat, wird, wie bereits mitgetheilt wurde, im Herbst dieses Jahres in Dresden — und damit zum ersten male auf deutschem Boden — zusammentreten. Das Ehrenpräsidium, das an der Spitze der Arbeiten des Congresses stehen soll, besteht aus Gustav Freytag, Adolph Menzel, Johannes Schilling, Johannes Brahms und Paul Wallot als die Vertreter der durch sie repräsentirten Künste und Eduard Brockhaus als Vertreter des Buchhandels. Die Fragen, mit denen der Congreß sich beschäftigen wird, sind die folgenden: die Revision der berner Convention; die rechtliche Natur und die Rechtsfolge einer Uebertragung von Kunstwerken; die Sicherheitsleistung eines im Inland klagenden Ausländers; die Ausdehnung der berner Convention auf die der Union bisher nicht beigetretenen Staaten; die Organisationen im In- und Auslande auf dem Gebiete des Urheber- und Verlagsrechtes zur Wahrnehmung der gemeinschaftlichen Interessen; die Errichtung einer internationalen Eintragsstelle; die gemeinsamen Grundsätze der Urheberrechtsgesetze der Verbandsstaaten; die Abweichungen der Urheberrechtsgesetze der einzelnen Verbandsstaaten von den Bestimmungen der berner Convention; die Anwendung der Grundsätze des internationalen Privatrechts auf das Urheberrecht; die Rechtsbeziehungen zwischen Autor und Verleger; das Recht des Verlegers an einem von ihm concipirten und ausgeführten Verlagsunternehmen, das nicht die Merkmale eines geistigen Werkes trägt; unlauterer Wettbewerb auf dem Gebiete der geistigen Production und im Buchhandel sowie die Mittel zur Bekämpfung desselben. Als Festgabe für den Congreß ist die Herausgabe eines Sammelwerkes in Aussicht genommen, das Beiträge aus der Feder aller hervorragenden Urheberrechtslehrer der Welt, sowie der Autoren und Künstler über Fragen des Urheberrechtes bringen soll und das im Verlage der Deutschen Schriftstellergenossenschaft erscheinen wird.

— Im Jahre 1894 hat Ellinger in der dritten Serie der berliner Neudrucke „Friedrich Nicolai's Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ herausgegeben, vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1894, wo auf die Bedeutung dieser Sammlung zur richtigen Beurtheilung und bessern Würdigung Nicolai's hingewiesen ist. Was Ellinger mit diesem Neudruck anstrebt und in der Einleitung dazu an seinem Theil begründet, das ist nur in erweitertem Umfange die Aufgabe Altenkrüger's in der Schrift: „Friedrich Nicolai's Jugendschriften“ (Berlin, Carl Heymann's Verlag, 1894). Er will „für die Frühzeit Nicolai's den Versuch machen, seine wirklichen Verdienste um die Literatur darzustellen, sein Verhältniß zu Lessing und Moses Mendelssohn zu bestimmen und die allmähliche Entwickelung der Keime zu verfolgen, die dann so stark wucherten, daß sie all das Gutgewollte erstickten“. Abgesehen vom letzten dieser drei Theile, der etwas beiseite behandelt wird, sind die Ausführungen in den fünf Kapiteln: „Leben 1733—1765“; „Literarische Anfänge“; „Briefe über den itzigen Zustand u. s. w.“; „Bibliothek der schönen Wissenschaften u. s. w.“; „Antheil an den Literaturbriefen“, mit trefflicher Methode, aus-

giebiger Kenntniß und einem Urtheil bearbeitet, das alle Zustimmung verdient. Durchweg erweist sich der Verfasser als Beherrscher des Stoffs mit all seinen Einzelheiten und Anhängseln. Abschnitt 3: „Briefe über den itzigen Zustand u. s. w." stimmt in seinen Ergebnissen fast ganz überein mit Ellinger in dem angeführten Neudruck. Es erscheint darum angezeigt, festzustellen, daß Altenkrüger's „Arbeit lange vor diesem Neudruck abgeschlossen war". Der Stil hat kleine unnöthige Eigenthümlichkeiten, so in dem Satze: „Ebenso fuhr er mit den Werken der Triller u. s. w. gründlich ein für allemal ab."

— Italien und Deutschland sind politisch und wirthschaftlich inniger denn je verbunden. Für beide Nationen ist daher die Kenntniß der gegenseitigen Sprache von größter Bedeutung. Die Grundlage dafür ist ein gutes Wörterbuch, das den gangbarsten Wortschatz der modernen Sprache in zuverlässiger Form enthält. Ein derartiges Hülfsmittel hat H. Michaelis in dem bei F. A. Brockhaus in Leipzig bereits in neunter Auflage erschienenen „Vollständigen Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache" geschaffen. Diesem ist soeben aus derselben Feder ein „Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache" gefolgt. Zu dem bei den gebotenen 1000 Seiten erstaunlich billigen Preis von 7 M. für ein gebundenes Exemplar erhält man sichern Aufschluß über jede Frage. Ausgezeichnet ist die Phraseologie, die in andern Wörterbüchern oft nur mangelhaft gegeben wird; auch ist das Taschenwörterbuch durch entsprechende Wahl der Stichwörter so eingerichtet, daß man bei seiner Benutzung der Grammatik fast entrathen kann. Angehörige von Handel und Industrie, Technik und vor allem die zahlreichen Freunde der modernen und alten italienischen Literatur werden von der Benutzung dieses Taschenwörterbuchs reichen Vortheil haben.

— Von Emile Zola's Roman „Lourdes" ist im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart (zwei Bände, 1895) die deutsche Uebersetzung erschienen. Bei dieser Gelegenheit machen wir von neuem auf dieses neueste Werk Zola's aufmerksam, in dem die grenzenlose Macht katholischer Mysterien eine so gewaltig wirkende Darstellung erfahren hat. Die Dichtung hinterläßt einen so tiefgehenden Eindruck, weil sie durchaus objectiv ist: sie ist eines der gegenständlichsten Werke, welche die Dichtkunst kennt. Damit ist zugleich gesagt, welche schneidende Kritik der moderne Geist, als dessen berufener Herold der französische Autor hier erscheint, an dieser, wie er grausam urtheilt, „ewig todten" Wundermystik übt. Katholisches Priesterthum steht natürlich im Mittelpunkt des Romans; katholisches Priesterthum setzt das Mysterium in Scene, katholisches Priesterthum gängelt, instruirt, inspirirt die Gläubigen: ohne die Allmacht katholischen Priesterthums fällt das Wunder von Lourdes kläglich zusammen. Wer dies grausame Gericht, das Zola übt, nicht versteht, wird fürder nach Lourdes wallfahrten. Daß dabei den Kräften fanatischer Begeisterung und religiöser Paroxismen volle Gerechtigkeit widerfährt und die natürlichen Folgen derartiger seelischer Entzückungen auf die physischen Constitutionen mit unabweisbarer Ueberzeugungsstärke vor uns hintreten, ist bei einem so wahrheitsliebenden Künstler, als es Zola ist, selbstverständlich. So athmen auch alle diese Menschen, die vor uns erscheinen, mit ihren tausendfachen Gebresten der Seele und des Intellectes, der Phantasie und des Wollens wahrhaftiges Leben, dessen krankhafte Atmosphäre allerdings nicht jedermanns Liebhaberei und sicherlich nicht die eigentliche Lebensluft der Muse ist. Als eine der formell wie inhaltlich den Geist des Ganzen am getreuesten wiederspiegelnden Musterproben gebe ich das stimmungsvolle Finale der in ihrer unbarmherzigen innern wie äußern Realistik wiederum bewundernswürdigen Schöpfung modernster französischer Romanpoesie: „Nachdem Schwester Hyacinthe in die Hände geklatscht hatte, stimmte der ganze Wagen das Te Deum, den Lobgesang der Gnadenhandlungen an: Te Deum laudamus, te Dominum confitemur. Mit einer letzten Inbrunst stiegen die Stimmen empor, alle diese glühenden Seelen dankten Gott für die wunderbare Reise, für die herrlichen Gnadenbeweise, mit denen er sie überhäuft hatte und noch überhäufen würde. Die Befestigungswerke! In dem großen, reinen Himmel von warmer Klarheit sank langsam die Zweiuhrsonne herab. Ueber dem ungeheuern Paris erhoben sich feine Dämpfe, röthliche Dämpfe in leichten Wolken, ein dichter wallender Athem des an der Arbeit schaffenden Kolosses. Es war Paris mit seinen Werkstätten, Paris mit seinen Leidenschaften, seinen Kämpfen, seinem immerfort grollenden Donner, seinem glühenden Leben, das beständig das Leben von morgen erzeugt. Und der weiße Zug, der bejammernswerthe Zug alles Elends und aller Schmerzen, fuhr mit vollem Dampf ein, immer lauter klang die herzzerreißende Fanfare seines Pfiffes. Die fünfhundert Pilger, die dreihundert Kranken verloren sich hier und fielen wieder auf das harte Pflaster ihres Daseins; sie verließen den wunderbaren Traum, den sie eben gehabt, bis zu dem Tage, da das tröstende Verlangen nach einem neuen Traum sie zwingen würde, die ewige Pilgerschaft nach dem Geheimniß und der Vergessenheit aufs neue zu beginnen. O traurige Menschen! Arme, kranke, nach Täuschung dürstende Menschheit, die in der Erschlaffung des zu Ende gehenden Jahrhunderts, betäubt und vernichtet davon, daß sie gierig zu viel Wissen sich erworben, von den Aerzten der Seele und des Körpers sich verlassen glaubt und in großer Gefahr schwebt, dem unheilbaren Uebel zu unterliegen; nach rückwärts kehrt sie um, verlangt von dem mystischen Lourdes, einer auf ewig todten Vergangenheit, das Wunder ihrer Heilung.

— Von Friedrich Spielhagen wird demnächst ein neuer Roman unter dem Titel: „Susi, eine Hofgeschichte" als Band 17 und 18 des elften Jahrganges der Allgemeinen Romanbibliothek (Stuttgart, J. Engelhorn) erscheinen.

Bibliographie.

Aschrott, P. F. Dr., Die Reform des Strafverfahrens. Berlin, Otto Liebmann. Gr. 8. 1 M.

Aus Magdeburgs Sage und Geschichte. Bearbeitet von W. Leinung und R. Stumvoll. Magdeburg, Julius Neumann. 8. Geb. 2 M. 80 Pf.

Couperus, L., Ekstase. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Crocker, B. M., Zwei Herren. Roman in zwei Bänden. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 13 und 14.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Fulda, L., Die Kameraden. Lustspiel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 2 M.

Gersdorff, Ada v., Tausend Thaler. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags Anstalt. 8. 4 M.

Hansjakob, H., Aus kranken Tagen. Erinnerungen. Heidelberg, Georg Weiß. 8. 3 M. 20 Pf.

Jokai, M., Die gelbe Rose. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Mémoires de Larevellière-Lépeaux membre du directoire exécutif de la République Française et de l'Institut National. Trois volumes. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 8. 20 fr.

Müllner, L. Prof. Dr., Literatur- und kunstkritische Studien. Beiträge zur Aesthetik der Dichtkunst und Malerei. Wien, Wilhelm Braumüller. Gr. 8. 4 M.

Römer, A., Was ist Glück? Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Schmidt, C., Faust, ein Menschenleben. Versuch einer harmonistischen Analyse des Göthe'schen Faust. Berlin, Comm.-Verlag von Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 3 M.

Schunsui, T., Treu bis in den Tod. Historischer Roman aus Japan. Deutsch von A. Hensel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M.

Schumacher, K., Nach Golgatha. Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Teuber, O., Resurrexit! Neue Geschichten und Skizzen aus der Klosterwelt. Wien, Literarische Gesellschaft. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Wagner, J. A. Freiherr v., Johannes Prauta. Eine Geschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Buchh. des Evang. Bundes von Carl Braun. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Weise, O. Prof. Dr., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, B. G. Teubner. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.

Wilbrandt, A., Die Osterinsel. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 4 M.

Zapp, A., Der tolle Schmettwitz. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neues Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache

für den Schul- und Handgebrauch

von

H. Michaelis.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die neunte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von

Gustav Wustmann.

Zweite bis fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von

Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Festgabe zu Fürst

Bismarck's Geburtstag

Vaterländische Ehrentage

Von A. Schwartz.

12. reich verm. Aufl. (40 Bilder.)

Prachtband. **Nur 60 Pf.**

Oldenburg. Verl. Schulzesche Hof-Buchh.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 14. — 4. April 1895.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Bismarck.

I.

Die Voraussage des berühmten Politikers Virchow, daß der 1. April 1895 am deutschen Volke spurlos vorübergehen werde, dürfte wol wieder den alten Satz in Erinnerung bringen, daß ein Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande. Der Tag, an dem Fürst Bismarck sein achtzigstes Lebensjahr vollendet, wird zu einem Festtag werden, wie ihn das geeinte Deutschland wol noch nie gesehen hat, und wenn auch die Betheiligung daran von gewissen Parteien mit großem Aufwande von Ueberzeugungstreue abgelehnt wird, wie sich das ja so herrlich in der Abstimmung des Reichstags vom 23. März geoffenbart hat, so wird das die Empfindung der Festfreude bei den Uebrigen wenig stören: wie der „Kladderadatsch" in einer seiner letzten Nummern sagte, werden die anständigen und netten Leute sich für sich allein ganz wohl fühlen.

Die Vorbereitungen auf diesen Festtag machen sich auch in der Literatur bemerklich. Es ist ganz natürlich, daß eine Menge neuer Biographien und „Bismarck-Büchlein" auf dem Markte schon erschienen sind und noch erscheinen werden. Keiner dieser Arbeiten dürfte es jedoch gelingen, an gründlicher Sammlung des vorhandenen Materials heranzureichen an die von Dr. Hans Blum verfaßte Biographie, von der bisjetzt vier Bände erschienen sind.*) Auf fünf berechnet, sollte diese umfassende Biographie mit dem 1. April dieses Jahres abgeschlossen sein; aber nach Mittheilung der Verlagsbuchhandlung selbst wird sich das Erscheinen des letzten Bandes noch etwas über das genannte Datum hinaus verschieben, damit auch der bevorstehende Festtag noch in die Schilderung eingereiht werden könne.

Der erste Band umfaßt die Zeit von 1815 bis 1853, von der Geburt Bismarck's bis zur Entstehung der orientalischen Verwickelung. Es ist keine Frage, daß eine Behandlung dieses Zeitraums auf 524 Seiten eine Menge neuer und interessanter Einzelheiten gegeben hat, manches Bekannte auch in einer neuen Beleuchtung. Dabei mag rühmend hervorgehoben sein, daß der nationalliberale Parteistandpunkt des Verfassers ihn nicht gehindert hat, den in den vierziger und fünfziger Jahren gänzlich entgegengesetzten Bismarck's völlig zu würdigen. Man begreift in der gegebenen Darstellung die Bismarck'sche Richtung nicht nur, sondern man muß sie in gewissem Grade für selbstverständlich ansehen; wir haben ja so wie so, theils durch bessere Kenntniß der Zeit von 1848 und 1849, theils aber auch durch unsere ganze politische Entwickelung belehrt, ein ganz anderes Urtheil über jene eigenthümliche Periode gewonnen, als man sie sich vor 1870 gebildet hatte. Als weitern Vortheil der Blum'schen Charakterisirung möchte ich anführen, daß wir mit innigem Vergnügen die politischen Anschauungen des großen Mannes sich umformen, sich erweitern, wachsen sehen und dabei sein innerstes Wesen doch unverändert finden; dessen selbstgefestigte Consequenz ist das Bleibende im Wandel der Zeiten und Ereignisse, ja sie drückt ihnen mit jedem Jahre immer deutlicher ihren Stempel auf.

Es ist unmöglich, in kurzem Berichte einem so umfangreichen Werke gerecht zu werden, auch nach Seiten hin, wo man sich zum Widerspruche angeregt fühlt. Wir dürfen uns darauf beschränken, aus dem fast durchgängig

*) Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Fünf Bände. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. (Oskar Beck). 1894—95. 8. Jeder Band 5 M.

interessanten Material auf gut Glück manches besonders Anziehende auszuwählen. Das Aelternpaar, das uns in dem ersten Kapitel zunächst entgegentritt, entbehrt, um anziehend genannt zu werden, der Individualisirung, wenngleich wir erkennen, daß die Mutter ungleich mehr auf den Charakter des heranwachsenden Knaben Einfluß gehabt hat, als der geistig wie gemüthlich etwas oberflächlich erscheinende Vater. Ich spreche absichtlich von dem Einfluß auf den Charakter, nicht auf das Gemüth, weil, wenigstens nach der vorliegenden Darstellung, mehr die verständige Nüchternheit der Mutter, eine gewisse Kühle und der brennende Wunsch, den vor den andern Kindern begabten Sohn in eine dieser Begabung entsprechende höhere Laufbahn zu lenken, unmöglich einen besondern Einfluß auf das Gemüth des Knaben hat ausüben können. Jedenfalls ist er religiös von dieser, noch im Rationalismus des endenden 18. Jahrhunderts wurzelnden Seite wenig beeinflußt worden. Wohin dann später die in Bismarck's Herzen schon ruhenden und nur einer entwickelnden Sonne harrenden Keime zu schönster Entwickelung gelangten, das erzählt uns Blum in recht anziehender Weise im Anschluß an die Liebeswerbung Bismarck's um Fräulein von Puttkammer (I, 67 fg.). Der Bildungsgang Bismarck's bis zum Abschluß der Universitätsstudien und die ersten staatlichen Dienstleistungen sind sattsam bekannt; auch hier weiß Blum im einzelnen Ergänzendes oder Berichtigendes nachzutragen. Ueber die Zeit des Regierungsreferendariats in Aachen (1836/37) würde man gern noch Näheres erfahren, sofern darüber dem Verfasser Authentisches zu Gebote stand. Man thut einem solchen Helden wie Bismarck eigentlich keinen literarischen Gefallen, wenn man rein menschliche Sachen verschweigt (S. 41 fg.). Es ist ferner bekannt, warum Bismarck aus dem Staatsdienste trat. Sofern daran der wirthschaftliche Zustand der väterlichen Güter schuld war, wird uns das Nähere S. 43 fg. mitgetheilt. Bedenken erregt dabei nur der Satz: „In diesen schweren Jahren (nämlich 1839 fg.) ist wol auch das zum alten Familienbesitz in Schönhausen gehörige Rittergut verloren gegangen" u. s. w., da wir noch sehr viel später (vgl. S. 225) Schönhausen als Familiensitz angegeben finden; denn daß das Herrenhaus und Park im Besitz der Familie blieben, wird nicht mitgetheilt.

Bismarck war zweiunddreißig Jahre alt, als er durch seinen Eintritt in den Vereinigten Landtag zuerst wieder seiner ursprünglich ihm vorgezeichneten Laufbahn näher trat. Sein Liberalismus vor dieser Zeit und sein „scheußliches Junkerthum" danach, erfahren eine sehr anregende Berichterstattung bei Blum. Für die Aera vor 1847 sei auf die reizende Geschichte hingewiesen, die von den Landleuten in Kniephof und ihrer Beurtheilung des politischen Standpunktes Bismarck's von diesem selbst erzählt wird: „Ja die Bauern bei uns machten sich sehr wunderliche Vorstellungen. Da hieß es, wir wären etliche zusammen gewesen, junge Leute, in einem öffentlichen Locale und hätten dabei etwas gegen den König gesagt, der dabei gesessen hätte, aber unerkannt. Da wäre er plötzlich aufgestanden, hätte den Mantel auseinandergeschlagen und den Stern auf der Brust gezeigt. Die andern wären erschrocken, ich aber hätte mich nicht daran gekehrt und ihn grob behandelt. Da hätte ich zehn Jahre Gefängniß gekriegt und dürfe mich nicht rasiren. Nun trug ich damals einen Vollbart, was ich mir in Frankreich angewöhnt hatte, 1842, wo das eben aufkam, und so hieß es: alle Jahre in der Sylvesternacht käme der Scharfrichter, der schnitte mir ihn ab. . . ."

Das Auftreten Bismarck's auf dem Vereinigten Landtag von 1847 mag von irgendwelchem Parteistandpunkte aus so oder so beurtheilt werden, aber das Eine wird man ihm nicht abstreiten können, daß es einen genialen Realismus zeigt, wie er in dieser Art jener Zeit recht fremd gewesen sein dürfte. Hier blinkt auch bezaubernd jener sachliche Humor, gepaart mit dem Muthe persönlicher Ueberzeugung, hervor, der ein großes Stück der Grundlage Bismarck'schen Einflusses ausmacht: soviel gesunder Menschenverstand muß sich, so denkt man beim Durchlesen jener Schilderung, doch recht bald noch auf einem weitern Gebiete bemerkbar machen. Ganz recht meint Blum: „Für Bismarck's ganzes Wirken und Lebensschicksal aber war hier der bedeutsamste Grund gelegt worden." (I, 120.) Bismarck's Stellung zur Revolution ist zu bekannt, als daß nochmals hier darauf zurückgekommen werden müßte. Nur das mag hervorgehoben werden, wie sein mannhaftes Auftreten in dieser schweren Zeit ihm völlig das Herz Friedrich Wilhelm's IV. gewonnen hat, so daß er von dieser Zeit an nie aus dem Connex mit der höhern Politik gekommen ist. Hierhin gehören die öftern Einladungen des jungen Parlamentariers nach Sanssouci und nach Letzlingen. In der Orangerie des erstgenannten Schlosses erörterte eines Tages der König mit Bismarck die augenblickliche Lage. „Der König meinte, ein scharfes Auftreten könne gefährlich werden. Bismarck dagegen sagte: nur die Muthlosigkeit würde Gefahr bringen, also Muth, Muth und wieder Muth, und Majestät werden siegen. Da trat die Königin hinter einem kleinen Gebüsch hervor und rief: «Aber Herr von Bismarck, wie können Sie in solchen Ausdrücken mit Ihrem Könige reden?» «Laß ihn nur», sagte der König lachend, «ich werde ihn schon unterkriegen.»" Diese Scene ist charakteristisch auch für das spätere Verhältniß der Königin zu Bismarck. (I, 140 fg. und dazu II, 220.)

Gerade diese Periode der Bismarck'schen Entwickelung hat etwas so unendlich Anziehendes, weil uns trotz einer in unsern Augen ganz verfehlten Stellungnahme doch der ganze Mann und der geniale an pedantische Ueberlieferung sich mit nichten bindende Politiker allenthalben entgegentritt, selbst in der Vertheidigung des unglückseligen olmützer Vertrags, die uns einen der damaligen Anschauung in hochfeudalen Kreisen Preußens völlig entsprechenden Enthusiasmus für Oesterreichs Hegemonie in

Deutschland verräth. Dasselbe gilt von Bismarck's noch vorher in Erfurt eingenommenen Stellung. Dabei darf auf die reizende Anekdote aufmerksam gemacht werden, die Blum I, 223 erzählt von dem Ukas des schriftführenden Bismarck wider die Oesterreich feindlichen Berichterstatter L. von Rochau und Genossen.

Wie aus diesem österreichisch gesinnten Saulus ein preußisch-deutsch gesinnter Paulus sich entwickelte, das wird uns in dem zweiten Buche des ersten Bandes erzählt. Ein höchst interessantes Kapitel, das schon in damaliger Zeit uns das Urbild des Deutschen zeigt, der gewohnt ist, außer seinem Herrgott im Himmel nichts zu fürchten. Ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger weiß er hier das Ansehen Preußens zu wahren, oder vielmehr ein solches ihm erst zu verschaffen. Hier beweist sich in vollem Umfange das von Sybel zuerst auf Bismarck angewandte Urtheil des Thukydides über Themistokles: „Er besaß in hohem Grade den Vorzug, durch die Macht seiner Natur und durch kurzes Nachdenken das Rechte augenblicklich herauszufinden." Bismarck selbst hat seinen in Frankfurt vollzogenen Sinneswechsel oft erwähnt. Ich ziehe unter andern die am 10. Juni 1866 gegenüber dem französischen Publicisten Vilbort gethane Aeußerung an (bei Blum II, 189 fg.): „Ich brauchte nicht viel Zeit, um meine Jugendillusionen über Oesterreich zu verlieren und ich wurde sein erklärter Gegner. Die Erniedrigung meines Heimatlandes, die Preisgebung Deutschlands gegenüber fremden Interessen, eine hinterlistige, treulose Politik, alles das war nicht dazu angethan, mir zu gefallen. Ich wußte nicht, daß die Zukunft mir eine Rolle zugedacht hatte; aber schon damals faßte ich den Plan, den ich jetzt auszuführen suche, nämlich Deutschland von dem österreichischen Drucke zu befreien." Wie er das alles mit seinem ganzen Scharfsinn, seinem persönlichen Muthe und ab und zu unter Aufwand eines olympischen Humors, wie ihn nur tiefste Menschenkenntniß zeitigt, den Herren Rechenberg, Prokesch, Buol und ihren kleinstaatlichen Genossen gegenüber fertig gebracht hat, das muß man bei Blum im ersten und im zweiten Bande durchlesen. Die Gruppirung des weitschichtigen Materials ist dabei übrigens derartig, daß der Leser weder den Faden verliert noch auch bei den vielen Kleinigkeiten, die zur Sprache kommen müssen, sich gelangweilt fühlt.

Zu diesem Abschnitte gehört auch das Verhältniß Preußens zu Oesterreich während des Krimkrieges und während des italienischen Krieges. Wie überraschend wirkte es doch, als durch die Poschinger'schen Veröffentlichungen 1882—84 es sich ergab, welchen maßgebenden Einfluß schon zu jener Zeit Bismarck auf die preußische Politik ausgeübt hatte. Wir finden die Ergebnisse daraus auch von Blum gezogen und mit mancher neuen interessanten Einzelheit illustrirt. Daß ihn die in Frankfurt neu erworbene Erkenntniß mit ganz andern politischen Schwingen versah, als wie sie der Kreuzzeitungspartei zur Verfügung standen, mußte ihn nun auch über diese erheben, mußte ihn von ihr trennen. Wenn Herr von Gerlach in seinem Tagebuche schreiben konnte (I, 648): „Bismarck's Anstellung ist ganz mein Werk" und die Kreuzzeitung sich dann später über den Abtrünnigen zu beklagen ein Recht fühlte, so ging es eben beiden, wie jener braven Henne, die einst ein Entenei ausgebrütet hatte und nun die selbständigen Schwimmversuche des waghalsigen Brütlings mit kläglichem Gegacker begleitete. (Vgl. Blum II, 213 fg.) Um so mehr näherte sich Bismarck dem Prinzen von Preußen, auf dem bei der zunehmenden geistigen wie körperlichen Hülflosigkeit des Königs die Zukunft Preußens beruhte. Blum gibt in seinem zweiten Bande (S. 200 fg.) eine recht verständige Charakteristik der beiden bald so eng verbündeten Männer und damit die Ursache ihres herrlichen Verhältnisses. Dieselbe Begeisterung für die Größe und das Ansehen Preußens und dieselbe kühle Beurtheilung Oesterreichs bildeten die anziehenden Pole. Gerade die Gesinnung gegen österreichische Politik ließ Bismarck vor dem Beginn des italienischen Krieges den richtigen Platz in St.-Petersburg anweisen, wo man seit dem Krimkriege Oesterreich bitter haßte und jetzt mit Freuden den Tag gekommen sah, Vergeltung üben zu können. Bismarck, der gerade an seinem Geburtstage 1859 seine Stellung als preußischer Gesandter in St.-Petersburg antrat, hatte hier keine Veranlassung, aus seinen verwandten Ueberzeugungen ein Hehl zu machen und legte dadurch den Grund zu jenem freundschaftlichen Verhältnisse mit Rußland, das Preußen und dem werdenden Deutschland so großen Vortheil gebracht hat.

Die zweite Hälfte des zweiten Bandes beschäftigt sich mit der Ueberleitung der preußischen Politik zu einem Ministerium Bismarck, und mit diesem Ministerium selbst bis zum Jahre 1863, also mit der Zeit des Conflictes. Als Ueberschrift für dieses Kapitel, bei dessen überreichem Inhalte man auch mit dem antiken Redner fragen möchte: „wo soll ich anfangen, wo soll ich enden?", könnte dienen jener Satz aus einem Briefe Bismarck's vom 16. Juni 1860: „Uebrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahre bei Hof und Minister so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwung Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer."

Am 12. September 1862, also nach seiner Bestallung in Paris als französischer Gesandter, schrieb Bismarck an den ihm engbefreundeten Roon: „Ich bin so zufrieden Sr. Majestät Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte, als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu bleiben. Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie!" Schon drei Tage später schaffte Roon eine andere Gewißheit, als die, daß Bismarck „wenigstens bis 1875" Gesandter in Paris bleibe. Am 15. September 1862 telegraphirte er an Bismarck: „Die Birne ist reif"; es war das zwi-

schen den Freunden verabredete Stichwort für Bismarck's sofortige Abreise nach Berlin. Am 18. September reiste Bismarck von Paris nach Berlin ab. Am 23. September wurden vom Abgeordnetenhaus mit 273 gegen 68 Stimmen die gesammten von der Regierung des neuen Königs Wilhelm I. verlangten Kosten der Heeresreform gestrichen und damit diese selbst abgelehnt. Am 23. September, nachmittags 5 Uhr, empfing König Wilhelm den Herrn von Bismarck, mit dem er schon am Tage vorher eine wichtige Rücksprache gehabt hatte, und übergab ihm in dieser Audienz die königliche Ordre, die seine Ernennung zum preußischen Minister verfügte. „Herr von Bismarck, das ist der Staatsstreich", so sagte die Opposition. Wem die Gabe des Sehers verliehen und wem durch Parteigezänk der patriotische Instinct nicht verloren gegangen war, dem flüsterte wol eine innere Stimme zu: „Bismarck, das ist die Zukunft Preußens, die Zukunft Deutschlands."

Gern möchte der Berichterstatter auch dem dritten Bande, der von 1863 bis 1867 reicht, und dem vierten (1867 bis 1871) gerecht werden. Aber wenn er sich schon für die beiden ersten Bände gestehen muß, dieses Ziel bei der großartigen Fülle des vorliegenden Stoffes nicht erreicht zu haben, wie sollte er für so wichtige Kapitel noch Raum genug finden, wie: „Bismarck als Befreier Schleswig-Holsteins vom Dänenjoche", „Bismarck löst die deutsche Frage", „Von der Gründung des Norddeutschen Bundes bis zum französischen Kriege", „Bismarck erneuert Kaiser und Reich". Gerade das, was man noch selbst mit hat erleben dürfen und einem darum in größern Zügen bekannt ist, gewinnt durch die mit Liebe zusammengetragenen Einzelheiten, die uns Blum allenthalben zur Verfügung stellt, einen unnennbaren Reiz. Mit Recht mag er und die Verlagsbuchhandlung das vorliegende Werk als eine Gabe für das deutsche Volk bezeichnen; es hat das Verdienst, in passender Form vieles zusammengefaßt und zum Gemeingut gemacht zu haben, was bisher auch dem gebildeten Mittelstande nur schwer oder gar nicht zugänglich war. Haben wir noch einen Wunsch für den fünften Band, so ist es der einer umfassenden rückblickenden Kritik dieser schaffensmächtigen Laufbahn, natürlich nicht vom Parteistandpunkte aus, sondern von dem historischen aus, aus dem Gesichtswinkel der nothwendigen und der etwa zu vermeidenden Folgen Bismarck'scher Politik. Selbst der völlig für den Gegenstand eingenommene Leser möchte, dazu drängt eine Forderung der Gerechtigkeit und — von einem andern Standpunkte — auch eine der politischen Klugheit, die Größe Bismarck's nicht nur in seinen Tugenden und Verdiensten, sondern auch in seinen Fehlern erkennen. Es liegt in solcher abwägenden Kritik keine Gefahr für die Beurtheilung unseres nationalen Helden, eher das Gegentheil; denn das lichtvollste Bild gewinnt erst durch geschickt angebrachte Schattentöne den richtigen Eindruck, und dann vor allem — wie sagt der alte Turnvater Jahn in seinem „Deutschen Volksthum"? „Den Waltschöpfer und Einheitsschaffer verehrt jedes Volk als Heiland und hat Vergebung für alle seine Sünden."

Konrad Sturmhoefel.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit.

Der 9. December 1894 war ein Festtag für die ganze protestantische Welt; beging sie doch an diesem Tage die dreihundertste Wiederkehr des Tages, an dem Gustav Adolf geboren ward, der große Schwedenkönig, dem die Vorsehung bestimmt hatte, die Glaubensfreiheit, das kostbarste Gut der Reformation Luther's, mit dem Schwerte gegen die gierig zugreifende Hand der römischen Kirche zu vertheidigen und mit seinen Siegen und seinem Tode den deutschen Protestanten das ihrem evangelischen Glauben bestrittene Recht der Existenz zu erkaufen. Wol in keinem Orte Deutschlands, in dem ein regeres protestantisches Bewußtsein lebendig war, hat es an festlichen Veranstaltungen gefehlt, bei denen mehr oder minder berufene Redner den protestantischen Glaubensgenossen von den großen Thaten des „Löwen aus Mitternacht" erzählten, den Gott selbst sich zum Rüstzeug erwählte. Nicht überall wird dabei die Geschichte zu ihrem Rechte gekommen sein; denn nur zu leicht vergißt man auf protestantischer Seite, daß Gustav Adolf's Eingreifen in den großen Streit der Bekenntnisse, der auf deutschem Boden tobte, nicht blos durch seine protestantischen Sympathien bestimmt war, sondern auch — und nicht zum wenigsten — durch die politischen Interessen seines Staates, die durch die Zerschmetterung der protestantischen Welt des deutschen Nordens auf das stärkste bedroht waren. Da ist es von besonderm Werthe, daß ein Historiker wie Heinrich von Treitschke dafür Sorge getragen hat, daß sein Vortrag, den er am Gedenktage in der Singakademie zu Berlin gehalten hatte, auch weitern Kreisen durch den Druck zugänglich wurde.*) Hier spricht ein Historiker zu uns, der mit einem starken und warmen Gefühl für den protestantischen Glauben den Trieb verbindet, überall zur Erkenntniß der geschichtlichen Wahrheit durchzudringen und mit der ihm eigenen wunderbaren Gestaltungskraft die Herzen der Hörer wie der Leser zu durchglühen versteht. In der Einleitung schlägt er den Vorwurf der katholischen Gegner, die die Feier des fremden Helden wie einen Landesverrath brandmarkten, mit dem Hinweis auf das ewige Geben und Empfangen zurück, das, im Gegensatz zu der nationalen Einseitigkeit des classischen Alterthums, die christliche

*) Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Von Heinrich von Treitschke. Leipzig, S. Hirzel. 1895. 8. 1 M.

Völkergeschichte zeigt und das den Franzosen Simon von Montfort den Briten ihr Unterhaus schaffen ließ und den Holländer Wilhelm von Oranien zum Schöpfer ihrer parlamentarischen Verfassung machte. In kurzen und markigen Zügen führt er uns darauf die Entwickelung des schwedischen Staates seit den Tagen Gustav Wasa's vor Augen, dem Karl's IX. Sohn, Gustav Adolf, eine Weltstellung zu erwerben gedachte, nachdem er den väterlichen Thron gegen Polen, Russen und Dänen, die nach dem Erbe der zerfallenen Hansamacht, der Herrschaft auf der Ostsee, trachteten, siegreich behauptet und mit Hülfe seines jugendlichen Kanzlers Oxenstierna in seinem von Bürgerkriegen zerrütteten Staate binnen wenigen Jahren die bestgeordnete ständische Monarchie des Zeitalters errichtet hatte. Der Plan eines skandinavischen Großreichs aber, das alle Lande der Ostsee unter der Herrschaft der blaugelben Flagge vereinigen sollte, war unausführbar, wenn dem unaufhaltsamen Vordrängen des Kaisers nach dem Norden Deutschlands nicht ein Ziel gesetzt wurde, der eben durch die Verkündigung des Restitutionsedictes (1629) die friedliche Entwickelung zweier Menschenalter aufgehoben hatte und damit den kirchlichen wie den politischen Bestand des deutschen Protestantismus bedrohte. In diesem Augenblicke nahm der Schwedenkönig als Retter der deutschen Protestanten den Kampf gegen die Habsburger und das ihnen verbündete römische Kirchenthum auf, und offen verkündete er selbst das doppelte Ziel dieses Kampfes: durch die Sicherheit der Nachbarn die eigene Sicherheit zu erringen und die unterdrückten Religionsverwandten vom päpstlichen Joche zu befreien. Jenes war seine politische, dieses seine religiöse Pflicht. H. von Treitschke erzählt uns nun von dem Siegeszug des schwedischen Heeres bis zum Heldentod des Königs auf dem Schlachtfelde von Lützen und von den cäsarischen Gedanken, die er in seinem Haupte barg und die mit seinen Siegen wuchsen, dann aber durch seinen frühen Tod zum Heile Deutschlands, dessen politische Selbständigkeit sie bedrohten, nicht zur Ausführung kamen. Kurbrandenburg, der Staat des Großen Kurfürsten, ward Erbe zugleich und Feind Schwedens: sein Erbe, indem es den kirchlichen Ideen Gustav Adolf's auf dem Westfälischen Friedenscongreß den vollen Sieg erwirkte, sein Feind, indem es den Kampf zur Befreiung der deutschen Ostseeküste von schwedischer Fremdherrschaft begann und durch zweihundert Jahre mit dem Schwert und mit der Feder führte, bis ihre letzten Trümmer vom deutschen Boden verschwunden waren und Norddeutschland wieder Herr im eigenen Hause ward. In einer geistvollen Vergleichung der drei Gewaltigen, die die Welt des beginnenden 17. Jahrhunderts mit den Schrecken ihres Namens erfüllten, Wallenstein, Richelieu und Gustav Adolf, klingt der Vortrag aus: er enthält trotz — richtiger vielleicht — gerade wegen seiner Gedrungenheit die beste Würdigung, die der „Löwe aus Mitternacht“ in der deutschen protestantischen Literatur bisher erfahren hat.

Horst Kohl.

Zur antiken Literatur.

1. Geschichte der römischen Dichtung von Otto Ribbeck. I. Dichtung der Republik. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894. Gr. 8. 8 M.
2. Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie von Dr. Edmund Lange in Greifswald. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 206.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1894. Gr. 8. 1 M.
3. Plutarch's ausgewählte moralische Abhandlungen, übersetzt von Dr. Otto Güthling. Zweites Bändchen: Wie soll der Jüngling die Dichter lesen? Trostschrift an Apollonios. Leipzig, Ph. Reclam jun. (Universal-Bibliothek. Nr. 3190.) 1894. Gr. 16. 20 Pf.
4. Was bieten die antiken Schriftsteller der modernen Jugend? Erster Theil: Die Historiker. Von Dr. Hermann Geist. Posen, F. Ebbecke. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums zum Schul- und Privatgebrauch verfaßt von Dr. Franz Fröhlich. I. Die Römer. Zweites Heft: Gajus Julius Cäsar. (Mit dem Bilde Cäsar's.) Zürich, F. Schultheß. 1895. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Die Realien bei Horaz. Von Dr. Wilhelm Gemoll. Heft 4 (Schluß). Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 1895. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
7. Die ältesten Mosellieder. Die Mosella des Ausonius und die Moselgedichte des Fortunatus. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von Karl Hessel. Bonn, E. Weber's Verlag. 1894. 12. 1 M.
8. Die Mosella des Decimus Magnus Ausonius. Uebertragen von Richard Eduard Ottmann. Trier, Lintz'sche Buchhandlung. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Von Otto Ribbeck's „Geschichte der römischen Dichtung“ (Nr. 1) ist der erste Band in zweiter Auflage erschienen, ein äußeres Anzeichen für den Erfolg dieses Werkes. Wir haben in diesen Blättern schon von der Wirkung zu reden gehabt, die es auf literarische Erscheinungen der Folgezeit geübt hat. Noch aber sind diese Wirkungen lange nicht abgeschlossen. Durch dieses Buch ist den Alterthumsstudien ein großer Dienst erwiesen worden. Nicht als ob es eine Tendenzschrift wäre! Nein, das ist gerade das Anziehende an ihm, daß es unbeirrt von der Stimmung des Tages allein darauf ausgeht, den innern Gehalt der römischen Dichtung zu erschließen. Es gehört zu den classischen Büchern, die jedem Gebildeten eine genußreiche Lektüre bieten, wenn sie auch ihren ganzen Reiz erst dem Kenner offenbaren. Man hört so oft noch die geistvolle Darstellung französischer Gelehrter der schwerfälligen Manier in deutschen wissenschaftlichen Büchern

entgegenstellen. Besteht dieser Gegensatz überhaupt nicht mehr in dieser Allgemeinheit, einem Buche wie dem vorliegenden gegenüber muß jene Redewendung erst recht verstummen. Hier ist nicht nur Geist, hier ist vor allem Leben. Die römische Literatur der ältern Zeit gleicht einem Antikencabinet, in dem neben einer Anzahl gut erhaltener Stücke vorwiegend Scherben und Bruchstücke sich finden. Alles ist wohl nummerirt und bezeichnet, fehlt leider nur das geistige Band. Durch diese Trümmerhaftigkeit mußte die Annahme, daß die römische Dichtung so gut wie nichts Selbständiges habe, sondern nur ein dürftiger Abklatsch der griechischen sei, ins Uebertriebene gesteigert werden. Durch Ribbeck's Buch wird diese Vorstellung zu Gunsten der Römer erheblich verändert. Jetzt sehen wir deutlicher als zuvor, welche Fülle kerniger Kraft und schwellenden Lebens unter diesen todten Trümmern liegt. Nur eine umfassende Kenntniß der griechischen Literatur und des römischen Lebens in allen seinen Aeußerungen ermöglichte es, in vielen Fällen jene Bruchstücke richtig zu ordnen und sinnvoll zu beleuchten. Kenntniß von Land und Leuten im heutigen Italien ließ manchen Naturlaut verstehen. Was aber noch wichtiger ist, der Verfasser umspannt mit warmer Theilnahme alle Seiten des Lebens, alle Aeußerungen des Empfindens. Nichts Menschliches ist ihm fremd. Keine Laune, keine Stimmung macht sich störend bemerklich. Ihm gilt nicht blos der Ritter oder der Philosoph, sondern auch der Bauer, der kleine Gewerbtreibende. So erscheinen eine große Zahl der mannichfaltigsten, volksthümlichen Gestalten, wie sie namentlich in den verschiedenen Gattungen der Komödie auftraten, durch wenige Züge treffend charakterisirt, lebendig vor unsern Augen. Hier erkennen wir den geistvollen Bearbeiter der Theophrastischen Charaktere, den Schöpfer ethologischer Typen wieder. Wie sinnig weiß der Verfasser die Stimmung in einzelnen abgerissenen Wendungen zu belauschen und schon am Rhythmus die vorherrschende Tonart zu erkennen! Mie einem male wird oft das ganze Milieu, in das die Worte hineingehören, überraschend klar. Aus wenigen Andeutungen wachsen ganze Sittenbilder heraus. So ist das Buch nicht blos eine Geschichte der literarischen Erscheinungen, sondern eine psychologische Darstellung des römischen Volkes, der römischen Gesellschaft. Welch ein fesselndes, an modernes Menschenthum erinnerndes Bild gibt z. B. die Studie über Catull! Lernen wir einen Dichter so verstehen, so sind wir wol auch geneigt zu verzeihen, was er in jugendlichem Sturm und Drang gesündigt hat.

Die erneute Durchsicht des Werkes hat zu bedeutendern Umgestaltungen nicht geführt. Doch sind einzelne Stellen abgeändert oder erweitert worden, z. B. die Betrachtungen über die Praetextata und der Abschnitt über den Mimiambendichter Mattius. Da andere Arbeiten den Verfasser zur Zeit in Anspruch nahmen, hat er vorläufig an die Niederschrift ausführlicher Excurse über einzelne Punkte nicht denken können, doch hat er wenigstens eine Reihe Anmerkungen am Schlusse hinzugefügt in der Absicht, sein Verhältniß zu manchen Meinungen der Neuern festzustellen und, wo es in Kürze möglich war, einigermaßen zu begründen.

Eine recht interessante Frage behandelt in populärer Form Dr. Edmund Lange in seinem Schriftchen „Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie" (Nr. 2). Seinen Standpunkt bezeichnet er von vornherein mit folgenden Worten:

> Unserer Zeit wird niemand den Vorwurf blinder Schwärmerei für die Antike machen. Viele der Ideale, die noch unsern Vätern und Großvätern bei dem Gedanken an sie vor der Seele aufstiegen, sind uns zerflattert; aber was echt ist an ihrem Zauber, das wirkt auch heute noch. Die alte Romantik und die neue Pracht von Paris oder Wien, das großartige Völkergewimmel von London, Neuyork oder Chicago, der stille Geistesglanz Weimars, ja selbst die ewige Herrlichkeit der einst weltbeherrschenden Roma üben auf den, der untergetaucht ist in den stärkenden Fluten der alten Classiker, einen geringern Zauber, als der Name des veilchenbekränzten, parthenongekrönten Athen. Die Stadt des Perikles steht noch heute vor unserm Geist als die glänzendste Vereinigung von Volksfreiheit und literarisch-künstlerischer Blüte mit bedeutender politischer Macht.

Zu diesem Glauben — um nicht mit einem Gegner solcher Auffassung „Dogma" zu sagen — steht nun in auffälligem Gegensatze, daß aus dem Herzen dieses Volkes selbst besonders eine pessimistische Stimme des Zweifels heraustönt, die des Aristophanes. Indeß verständige Forscher haben hierfür längst die rechte Erklärung gefunden. Mag manches in den Urtheilen des Aristophanes sich aus Parteirücksichten erklären, die Hauptsache ist doch, daß er ein Komödiendichter war und zwar zu einer Zeit, wo die Satire im Theater ausgesprochenermaßen auf politischem Gebiete sich bewegte. Unsere Zeit würde nach Jahrhunderten ein ganz verschiedenes Bild geben, wenn man sie nach einer unserer hochconservativen oder andererseits nach einer ultraradicalen Zeitung beurtheilen wollte. Und wie würde sie erst im Spiegel des Kladderadatsch aussehen! Noch schlimmer würde der französische Staat im Spiegel seiner Witzblätter sich ausnehmen. So betont denn auch Lange, daß die Aeußerungen des Aristophanes nicht für baare Münze zu nehmen seien, und gibt in verständiger Weise eine Uebersicht über die einzelnen Gebiete des athenischen Lebens. Angeregt hat ihn zu seiner Arbeit vermuthlich die von ihm auch erwähnte (in diesen Blättern früher besprochene) Schrift von A. Couat: „Aristophane et l'ancienne comédie attique", die alle hier einschlagenden Fragen erörtert. Im einzelnen bleibt natürlich manches zweifelhaft. Zu ungünstig scheint mir Lange über die Stellung der Frau im alten Athen zu urtheilen. Er meint zwar: „Auch ist es wol Thatsache, daß damals in Athen das weibliche Geschlecht etwas aus seiner herkömmlichen Zurückhaltung herauszutreten anfing", nennt aber dann die Hetären die einzigen Frauen, denen es nach athenischer Sitte erlaubt war, in die Oeffentlichkeit herauszutreten. Ich bin überzeugt, daß die Frauen gewöhnlichen Standes, um die es

sich bei Aristophanes doch meist handelt, sehr geringen Einschränkungen ihrer freien Bewegung unterlagen.

Das zweite Bändchen der Güthling'schen „Uebersetzung von Plutarch's ausgewählten moralischen Abhandlungen" (Nr. 3) enthält außer der „Trostschrift an Apollonios" die Schrift: „Wie soll der Jüngling die Dichter lesen?" Diese Abhandlung hat auch für unsere heutigen literarischen Verhältnisse eine gewisse Bedeutung. Denn bei aller Einseitigkeit in der Hervorhebung des moralischen Standpunktes macht der Verfasser doch den Dichtern weitgehende Zugeständnisse und zeigt sich in der Beurtheilung von Dichtwerken ziemlich unbefangen. Wenn wir dies durch einige Proben belegen, so sollen diese zugleich eine Vorstellung von der lesbaren Uebersetzung geben: „Was Homer von Aegypten sagt, läßt sich auch von der Dichtung sagen;" sie bringt

Mancherlei Säfte hervor zu guter und schädlicher Mischung.

Klingt es nicht wie eine Rechtfertigung des Naturalismus, wenn wir weiter lesen:

Auch soll der Jüngling nicht nur jenen allgemein bekannten Satz hören, daß die Poesie eine redende Malerei und die Malerei eine stumme Poesie sei, sondern wir müssen ihn noch weiter belehren, daß man Eidechsen, Affen oder die Fratze des Thersites auf Gemälden nur wegen der Aehnlichkeit, nicht aber wegen ihrer Schönheit gern ansieht und bewundert. Denn das, was von Natur häßlich ist, kann unmöglich schön werden, eine Nachahmung aber findet Beifall, wenn sie bei einem schönen oder häßlichen Gegenstande die Aehnlichkeit erreicht. Wollte sie dagegen einen häßlichen Körper auf dem Gemälde als schön vorstellen, so würde sie dadurch die Schicklichkeit und die Wahrheit verletzen. . . . Da nun auch die Poesie oft schlechte Handlungen, nichtswürdige Leidenschaften und Charaktere im Bilde darstellt, so darf der Jüngling solche Schilderungen, die als wohlgelungen bewundert werden, weder für wahr annehmen noch als etwas löbliches billigen, sondern sie nur loben, insofern sie der dargestellten Person entsprechen und sich für dieselbe eignen. . . . Einen kranken und siechen Menschen fliehen wir, da er einen widrigen Anblick gewährt, aber den Philoktetes des Aristophon und die Jokaste des Silanion, die wie abgezehrte und sterbende dargestellt sind, betrachten wir mit Vergnügen. Ebenso muß auch der Jüngling, wenn er die Reden oder Handlungen des Narren Thersites, des Verführers Sisyphos oder des nichtswürdigen Wirthes Batrachos liest, belehrt werden, die Fähigkeit und die solches nachbildende Kunst zu loben, den Gegenstand aber und die Handlung, welche im Bilde dargestellt wird, zu verabscheuen.

Seine Meinung über die Absicht der Poesie faßt Plutarch in folgende Worte zusammen:

Er soll vielmehr der Ueberzeugung sein, daß die Dichtkunst eine Nachahmung der Charaktere und der Lebensweise ist, daß sie keine vollkommene, reine und ganz untadelhafte Menschen darstellt, sondern solche, welche mit Leidenschaften, Unwissenheit und Irrthümern behaftet sind, die aber doch oft wegen ihrer guten Anlage zum Bessern sich hinwenden.

In der Scheidung von Gut und Böse soll eben der Jüngling seine sittliche Kraft gewinnen und er

darf hierin nicht furchtsam sein, auch nicht wie in einem Tempel in abergläubischer Angst vor allem erschrecken und niederfallen, sondern er soll sich gewöhnen, ebenso kühn und muthig zu sprechen: Dies ist schlecht und ziemt sich nicht, als: Dies ist schön und anständig.

So urtheilte im Alterthum ein Kenner über den Bildungswerth der griechischen Literatur. Unsere Zeit wählt aus den erhaltenen reichen Schätzen für die Jugend nur die edelsten Stücke aus.

Ob diese auch unter den veränderten Verhältnissen der Gegenwart ihren Werth behalten, erörtert das Schriftchen von Dr. Hermann Geist: „Was bieten die antiken Schriftsteller der modernen Jugend?" (Nr. 4). Der Standpunkt des Verfassers wird etwa durch folgende Worte bezeichnet:

Das Alterthum, welches die wichtigsten, umfassendsten und großartigsten äußern und innern Entwickelungen und Schicksale durchgemacht hat, ist immer noch und für alle Zeiten die Grundlage des geistigen, sittlichen, politischen und künstlerischen Lebens der Menschheit. Das Jugendalter ist die Zeit, in der diese Grundlage gewonnen werden muß. Die Jugend der höhern, das Volksleben leitenden Stände ist berufen, dieselbe in sich aufzunehmen. Sie nimmt sie auf, indem sie sich in dieselbe durch langen, unmittelbaren geistigen Verkehr mit Verstand, Herz und Willen bei der Lektüre der alten Schriftsteller, bei dem Anschauen der antiken Kunstwerke hineinlebt. Hierbei handelt es sich also nicht blos um einen intimen menschlichen, ästhetischen, poetischen Genuß der classischen Welt, sondern auch zugleich um ein Gefühl und Bewußtsein des Verhältnisses dieser Grundlage menschheitlichen Lebens zur geistigen Höhe und Bedeutung der Gegenwart. Nicht mehr ist das Studium des Alterthums und seiner Geschichte nach gelehrter Manier als Beschäftigung für sich zu belassen und ins Breite zu treiben; bei der Auswahl des Stoffes ist vom Bedürfniß der Gegenwart auszugehen, das Interesse der modernen Zeit zum Maßstab zu machen, diejenigen Anschauungen und Erkenntnisse, die historische Erfahrung, das historische Urtheil, welche die Gegenwart braucht, durch die Lektüre der alten Historiker zu entwickeln.

Dazu kommt:

Die deutsche Jugend hat glücklicherweise Eigenschaften und Anschauungsweisen, welche denen der Alten congenial sind. Unsere Knaben und Jünglinge haben die Fähigkeit, ihre klare Individualität und ewige Jugendkraft zu begreifen, die Alten zu verstehen und zu lieben.

Die Ausführungen des Verfassers sind von warmer Begeisterung getragen und durch Aussprüche großer Denker und Gelehrter gestützt. Trotz der hohen Anforderungen, die es selbst auch an die praktische Verwendbarkeit der Lehren der Alten stellt, ergibt seine Musterung der antiken Historiker (andere Gattungen sollen in den nächsten Heften behandelt werden) die reichste Ausbeute. Diese von allgemeinern Bemerkungen und Hinweisen begleiteten Proben und Inhaltsangaben lesen sich zumeist recht gut. Die aus Cäsar indessen scheinen uns einer nochmaligen Durchsicht und Feile bedürftig zu sein.

Einen ähnlichen Zweck wie Geist verfolgt Franz Fröhlich in seinen „Lebensbildern berühmter Feldherren des Alterthums" (Nr. 5), deren erstes Heft wir schon besprochen haben. Das zweite Heft enthält das Leben des „Gajus Julius Cäsar". Auch dieses Lebensbild ist frisch und anschaulich und mit Verständniß für die militärischen Verhältnisse entworfen.

Mit dem Erscheinen des vierten Heftes hat ein anderes Werk seinen Abschluß erreicht, nämlich die „Realien

bei Horaz" von Dr. Wilhelm Gemoll (Nr. 6). Dieses vierte Heft behandelt das Sakralwesen — die Familie — Gewerbe und Künste — den Staat. Was schon in den frühern Heften hervortrat, die große Gründlichkeit und Sorgfalt der Behandlung, ist auch dem vorliegenden eigen. Der Verfasser geht an keiner Schwierigkeit vorüber und deckt manche Ungenauigkeit in Schriften anderer auf. Wir haben schon hervorgehoben, daß die Werke des Horaz ein ziemlich umfassendes Bild der Cultur seiner Zeit geben. So betont denn auch der Verfasser in einem Nachwort, indem er an die in letzter Zeit mehr und mehr lautgewordene Forderung erinnert, die antiken Culturverhältnisse in ihrer geschichtlichen Entwickelung darzustellen: „Für die römische Welt bildet die Zeit des Augustus und in dieser Horaz einen Markstein. Der Versuch, aus seinen Gedichten eine sachlich geordnete Schilderung der Culturzustände seiner Zeit zu gewinnen, schien nicht aussichtslos." Was manche zunächst frappirt hat, war wol die weit über den gewöhnlichen Gebrauch hinausgehende Fassung des Begriffes „Realien". Wenn sich der Verfasser auch zunächst auf Horaz beschränkt, so bringt er doch die einzelnen Fragen immer in Verbindung mit der allgemeinen Culturentwickelung. Wir halten diese durchaus kritische und die neueste Literatur berücksichtigende Materialsammlung für ein sehr brauchbares Hülfsmittel bei der Horaz-Erklärung.

Der Ausgabe der „Mosella" des Ausonius von Hosius — wir haben darüber in Nr. 34 d. Bl. f. 1894 berichtet — sind zwei Uebersetzungen gefolgt. Doch hat nur eine, nämlich die Karl Hessel's (Nr. 7), die Ausgabe von Hosius benutzt. Was wir von frühern Uebersetzungen kennen, ist wenig genießbar. Im Jahre 1885 hat Viehoff das Gedicht in Stanzen übersetzt. Aber Karl Hessel bemerkt richtig, daß eine solche Uebertragung den rechten Ton nicht treffen kann. Daß Uebersetzungen wenn irgendmöglich das Versmaß des Originals beibehalten sollen, ist für ihn ein ästhetischer Glaubenssatz. Seine Uebersetzung will den Sinn bis ins einzelne treu wiedergeben, aber in modernem Deutsch, in deutschem Satzbau, so daß alles dem Leser sofort verständlich wird, vor allem aber soll der rhetorische Schmelz, den das Original hat, auch über die deutsche Nachbildung gegossen sein.

Was nun Eduard Ottmann (Nr. 8) anlangt, so erscheint zunächst auffällig, daß er weder Hessel's Uebersetzung noch auch die Ausgabe von Hosius eingesehen hat. Er gibt davon selbst folgende Erklärung:

> Mit beiden Uebertragungen (wol ein Irrthum; wir kennen wenigstens von Hosius nur die Ausgabe) hat sich der Herausgeber noch nicht bekannt machen wollen, wie er bis zur Stunde auch etwaige Recensionen dieser neuen Erscheinungen von sich fern hielt. Die Scheu vor einer wiederholten zeitraubenden Musterung der eigenen Leistung an der Hand ihrer jüngsten Vorgängerinnen war dabei kaum im Spiel: sie würde überdies in reichgemessener Arbeit und in dem begreiflichen Wunsche, ein wieder und wieder abgeklärtes Werk nicht noch einmal aufzurütteln, ihre Entschuldigung finden. Bestimmend war für den Verfasser fast ausschließlich die unfreudige Aussicht, in etwa zu Tage tretenden zufälligen und vielleicht nicht belanglosen Uebereinstimmungen unverdientermaßen zurückstehen zu müssen oder des Nachschreibens verdächtigt zu werden. Auch mochte wol das Bewußtsein sorgsamer Redigirung und die anerkennende Beurtheilung ähnlicher schriftstellerischer Versuche ihm die Zuversicht geben, daß das einmal abgeschlossene Werk, auch ohne nachträglich mit anderm Maße geprüft zu werden, sich neben Erscheinungen derselben Art sehen lassen darf.

Wir halten diese Nichtbeachtung wol für psychologisch begreiflich, aber nicht für gerechtfertigt. Auch ist es für den Verfasser selbst doch schließlich besser, der Letzte zu sein, wenn er der Erste nicht hat sein können. Für die Gestaltung des Originaltextes freilich, den Ottmann beigegeben hat, ließ sich durch Vergleichung der neuesten Ausgabe nach Lage der Sache schwerlich viel gewinnen. Was den übrigen Inhalt beider Ausgaben anlangt, so gibt Hessel nur „Etwas über Ausonius und Fortunatus" und begnügt sich mit einer „Erklärung der Namen", während Ottmann eine etwas längere Einleitung vorausschickt und einen ausführlichern erklärenden Index sowie eine Disposition beifügt. Vergleichen wir nun, was die Hauptsache ist, die Uebersetzung! Mitunter noch etwas ungelenk übersetzt Ottmann (Vers 160 fg.):

Doch nicht einzig die Menschen ergötzt der natürliche Schauplatz:
Denn auch kommen daselbst, so glaube ich, ländliche Satyrn
Mit blauäugigen Nymphen am Saume der Ufer zusammen,
Wann muthwillige Freude ergreift bocksfüßige Pane
Und sie sich regen im Fluß und die schüchternen Schwestern im Wasser
Schrecken, die schäumende Welle mit täppischen Händen verplätschernd.
Oft auch, wenn aus der Mitte der Hügel sich Flußpanopea
Unter den Nymphen der Berge, den Freundinnen, Trauben geraubt hat,
Läuft vor den Göttern des Feldes sie weg, den schalkischen Faunen.
Wann heißglühend die Sonne zur Höhe der Bahn sich erhebt nun,
Feiern die Satyrn, so sagt man, zugleich mit den grünlichen Schwestern
An dem gemeinsamen Wasser den Reigen, wo trauliche Stunden,
Frei vom Getriebe der Menschen, die Mittagshitze verstattet.
Dann wol treiben ihr Spiel, in den Fluten sich regend, die Nymphen,
Tauchen die Satyrn ins Wasser und schlüpfen den kunstlosen Schwimmern
Rasch aus der Hand, und während getäuscht noch diese die glatten
Glieder erhaschen, umschlingen die Flut sie an Stelle des Körpers.

Wir können nicht umhin, Hessel den Vorzug zu geben, dessen Uebertragung noch flüssiger und natürlicher, aber dabei sinngetreu genug ist. Er übersetzt dieselbe Stelle folgendermaßen:

Doch nicht Menschen allein entzückt die prächtige Landschaft;
Denn auch des Waldes Faunen und glutenäugige Nymphen
Spielen an Ufers Rand, und die ziegenfüßigen Pane
Treibt die verwegene Lust, sie springen hinein in die Fluten:
Aber die Nixen verbergen sich scheu und enteilen zur Tiefe,

Schau'n sie die plumpen Gesellen im Wasser so wühlen und platschen.
Oder es schleicht hinauf ein Moselnixchen zum Weinberg,
Stiehlt sich ein Träubchen und mischt sich unter die Nymphen des Berges,
Bis ihr ein lüsterner Faun sich naht, da flieht sie erschrocken.
Ja, man erzählt, wenn im Mittag stehe die goldene Sonne,
Schlängen vereint ihren Reigen die Wassernixen mit Satyrn
Drunten am Moselstrand, dieweil ob drückender Schwüle
Ferne die Menschen seien und nirgend ein Lauscher zu fürchten:
Ins Element, in das heimische, drauf eintauchen die Nixen,
Aber die Satyre nach, doch die neckischen Mädchen entschlüpfen,
Satyre können nicht schwimmen, da greifen sie dann nach den glatten
Gliedern und fassen enttäuscht in die glatten fließenden Wellen.

Richard Opitz.

Zur Märchen- und Sagenkunde.

1. Aufsätze über Märchen und Volkslieder von Reinhold Köhler. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1894. 8. 3 M.

Am 15. August 1892 ist Reinhold Köhler in Weimar gestorben und mit ihm ein Mann aus der Reihe der Lebenden geschieden, der in allen Kreisen, welche sich mit der Pflege der Volkskunde beschäftigen, die höchste Verehrung genoß. Die Kenntnisse und das universelle Wissen dieses ausgezeichneten Gelehrten waren ebenso weithinaus bekannt wie die Bescheidenheit, die Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit des Mannes bei jedem, welcher das Glück hatte mit ihm zu verkehren. Köhler war auf allen möglichen Gebieten, die mit echt wissenschaftlich betriebener Volkskundeforschung in Verbindung stehen, zu Hause, er war ein gediegener altclassischer Philologe, ein vortrefflicher Literarhistoriker, ein genauer Kenner der meisten modernen Sprachen und er besaß eine bewunderswerthe Belesenheit. Er bekleidete die Stelle eines großherzoglichen Oberbibliothekars an der berühmten Hofbibliothek zu Weimar und wie er durch seine Kenntnisse genützt und geholfen, davon wissen Hunderte zu erzählen, die oft ohne ihn zu kennen sich an sein wol nie versagendes Wissen um Rath und Auskunft gewendet haben. Köhler hat nicht viele selbständige Bücher herausgegeben aber vielen berühmten Werken durch diesen Rath und seine Hülfe zum Erfolge verholfen, mit Pietät und Dankbarkeit müssen Viele, denen er damit beigestanden des Trefflichen gedenken. Und diesem Gefühle echter Pietät und Dankbarkeit ist auch das vorliegende Buch, ist insbesondere der prächtige dieses Buch eröffnende Nachruf entsprungen, welchen Erich Schmidt verfaßt hat, der dem Manne persönlich nahe stand. Wir erhalten in diesem Nachruf eine außerordentlich ansprechende Schilderung der Persönlichkeit des hochgeschätzten Dahingeschiedenen nebst einer Skizze seines Lebenslaufes und einer Darlegung seiner hohen literarischen Bedeutung. Eine schönere Einleitung zu den werthvollen dem Nachlasse entnommenen Abhandlungen des vorliegenden Bandes läßt sich kaum denken, sie ist mit Liebe und Wärme abgefaßt, die dem Herzen und dem Geiste Erich Schmidt's große Ehre machen.

Und nun zu dem eigentlichen Inhalte des Buches selbst. Er besteht aus sechs zwischen 1865 und 1891 entstandenen Aufsätzen, welche von dem gelehrten Verfasser als Vorträge für den weimarischen Mittwochs- oder Schlüsselverein ausgearbeitet und bis auf das letzte Stück auch vor dessen Mitgliedern vorgelesen wurden. Außer dem ersten dieser Vorträge sind alle bisher ungedruckt gewesen. Sie behandeln verschiedene Gegenstände volkskundlicher Forschung und zeugen von der großartigen Beherrschung des Stoffes. Schon in dem ersten Aufsatze „Ueber die europäischen Volksmärchen" wird dies dem Leser klar, wenn er z. B. die Durchführung des Märchens vom getreuen Johannes auf den Gebieten der verschiedensprachigen Literaturen verfolgt. Dasselbe gilt von der Sage über „eingemauerte Menschen", vom Märchen über „St.-Petrus, den Himmelspförtner", vom „Glück und Unglück", vom „Hemd des Glücklichen" und von der „Ballade von der sprechenden Harfe". Köhler kennt die deutschen Versionen seiner Märchen ebenso genau als etwa russische, rumänische, italienische, französische, magyarische, griechische, indische, schottische, schwedische, serbische und andere Parallelen, er kennt die entsprechenden Quellenstellen in altclassischen ebenso wie jene aller modernen Literaturen und seine überraschende Combinationsgabe weiß sofort jedem Märchenstoffe in überraschender Weise den richtigen Platz anzuweisen. Diese Andeutung zeigt, daß die vorliegenden Abhandlungen auch für den Literarhistoriker von hohem Werthe sind, nicht blos für den „Folkloristen".

Als sehr dankenswerthe Beigabe ist ein Verzeichniß der Veröffentlichungen Reinhold Köhler's beigegeben, welche er zumeist in wissenschaftlichen Zeitschriften vor ein kleines aber erlesenes Gelehrtenpublikum gebracht hat. Dieses Verzeichniß läßt uns noch mehr die allumfassende Kenntniß des Mannes in so vielen Richtungen bewundern und seinen unersetzbaren Verlust bedauern. Das ganze Buch ist eine werthvolle Erinnerungsgabe aus der Feder des Unvergeßlichen und an ihn.

2. Niederlausitzer Volkssagen vornehmlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894. 8. 3 M.

Der Herausgeber dieser reichen Sagensammlung geht von der richtigen Ansicht aus, daß es für eine solche

Sammlung durchaus kein Fehler sei, wenn sie nur ein kleineres Gebiet, dieses aber um so eingehender und genauer behandele. Es gehören die gebotenen Sagen nur dem nördlichen Gebiete der Niederlausitz, vornehmlich dem Stadt- und Landkreise Guben an und trotzdem enthält der Band 339 Nummern, welche der Sammler und Herausgeber mit der größten Gewissenhaftigkeit zumeist unmittelbar dem Munde des Volkes entnommen und in schöner Uebersichtlichkeit aneinandergereiht hat. Dies erscheint um so schätzenswerther als das behandelte Gebiet von Sagenforschern noch unbeachtet geblieben ist und somit fast nur Neues aus ihm geboten wird. Karl Gander weist auf die bedauerliche Thatsache hin, die ja auch in andern Gauen hervortritt, „daß jetzt die großstädtischen Zeitungen immer mehr auch in die entlegensten Dörfer dringen und die Tagesneuigkeiten in wachsendem Maße das Interesse des Landbewohners in Anspruch nehmen", welcher dabei der Ueberlieferungen seiner Vorfahren vergißt und ihnen keine besondere Beachtung schenkt. Der Herausgeber macht in eindringlicher Weise aufmerksam, daß es deshalb „die höchste Zeit sei alles zusammenzuraffen, was an alter Ueberlieferung noch im Gedächtniß des Volkes vorhanden ist". Mögen diese Worte Alle beherzigen, welche auf irgendeinem deutschen Gebiete in der Lage sind von der Kenntniß des Volksthümlichen noch zu retten was zu retten ist. Aus dem Vorworte sei noch des Sammlers Bemerkung erwähnt, wie mit Bezug auf die vorliegende Zusammenstellung zu erkennen ist, „daß der nördliche Theil der Niederlausitz, obwol vormals slawischer Boden, einen eigenartigen Sagenschatz nicht hat" und daß der Inhalt der Sagen fast ausschließlich derselbe ist „wie in Gegenden mit unvermischt deutscher Bevölkerung westlich der Elbe: oft ist die Aehnlichkeit eine geradezu auffallende". Der Herausgeber bemerkt auch, „daß die Frage besonderer Untersuchung werth sei, wie weit in den Volksüberlieferungen unserer längst germanisirten Gegenden noch ausgeprägt slawische Nachklänge erkannt werden können", eine in der That höchst beachtenswerthe Andeutung für unsere Forscher auf diesen Gebieten.

Was die eigentliche Wiedergabe der gebotenen Sagen betrifft, so sind sie knapp und vielfach nahezu ohne Aenderungen wie sie der Forscher aus dem Munde bestimmter Persönlichkeiten vernommen hat, zum Abdrucke gebracht. Die Stücke sind nach mythologischen Gesichtspunkten insbesondere im Hinblicke auf den weitern Leserkreis in bestimmte Gruppen gebracht, so erscheinen z. B. alle Sagen über den wilden Jäger in einer Gruppe, eine andere Gruppe bietet Teufelssagen, eine weitere Drachensagen, verschiedene Gruppen sind den Sagen von Zwergen (Heinzelmännchen), Nixen, versunkenen Schätzen, Gespenstern u. s. w. gewidmet. Die letzte Gruppe (XV.) bietet historische Wappensagen und ähnliches. Reiche Anmerkungen im Anhange enthalten Hinweise auf Parallelen in andern Gebieten und verschiedene mythologische Andeutungen, welche insbesondere den Lesern im Lande selbst sehr zu statten kommen werden. Gute Register beschließen das Buch, welches eine wahre Bereicherung unserer wissenschaftlichen Sagenliteratur genannt werden kann.

3. Fürst Mittscherlich im Oberlausitzer Sagenkranz. Eine Vorspiegelung falscher Thatsachen von Joh. A. Freiherr von Wagner (Johannes Renatus). Mit zwölf Bildern von Richard Blumenau. Bautzen, Emil Hübner. 1895. 8. 4 M.

Das Buch mit diesem curiosen Titel ist eigentlich ein Scherz des bekannten Schriftstellers Johannes Renatus, dem wir eine ganze Reihe hübscher Geschichten und Geschichtchen insbesondere in oberlausitzer Mundart zu verdanken haben und damit in heiterm Gewande beachtenswerthe Beiträge zur Kenntniß des Dialektes und des volksthümlichen Lebens aus jenen Gegenden. Auch der vorliegende recht gelungene Scherz hat aber seine ernsthafte Seite, er macht, in eine munter fortschreitende märchenartige Erzählung eingekleidet, mit den verschiedenartigsten Gestalten der lausitzer Volkssage bekannt und bietet dem Leser damit eine Uebersicht der bemerkenswerthesten Sagengestalten sowol deutschen als slawischen Ursprungs. Uebrigens sagt der Verfasser selbst im „Anfang" ganz ernst, daß er es versucht habe „alte und neue oberlausitzer Sagen in eine zu verschmelzen, also, daß wir von dem Wichtigsten der Vorzeit ein Gesammtbild erhalten". Der „Held" des ganzen Buches unter dem Pseudonym Mittscherlich eingeführt, ist ein Kind unserer Zeit, ein „Sagenforscher" im modernen Sinne des Wortes, welcher plötzlich in die graue Vorzeit zurückversetzt zum Fürsten des Landes erwählt wird und durch eine Reihe von Jahrhunderten zahlreiche Abenteuer erlebt, die mit Persönlichkeiten und Oertlichkeiten der lausitzer Volkssage in engster Verbindung stehen. Zum Schlusse stellt sich allerdings heraus, daß Mittscherlich seinen ganzen fürstlichen Lebenslauf nur geträumt hat. Aber aus den erwähnten Abenteuern lernen wir Zauberer und Gespenster aller Art, die Fennsmännlein von Ostritz, den schwarzen Gott Czorneboh und dessen liebliche Tochter, Pan Dietrich und den Teufel, verschiedene Sagengestalten vom Oybin und von Budissin, kurz eine große Zahl der verschiedensten Figuren der lausitzer Sagenwelt oft in drolliger Weise kennen und zweifellos wird sich das heitere Buch insbesondere in heimischen Landen zahlreiche Freunde erwerben. Durch das Ganze geht ein Zug ursprünglichen prächtigen Humors und die nicht selten humoristische Besprechung moderner Verhältnisse erhöht noch den heitern Charakter des originellen Buches, das wir hier natürlich nicht als Quellenwerk für Sagenforschung anzeigen wollen, das aber von der gewandten Darstellungsgabe seines Verfassers beredtes Zeugniß ablegt. Auch die beigegebenen Bilder Richard Blumenau's entsprechen dem lustigen Texte, einige dieser Bilder sind übrigens reizend componirt und ausgeführt.

4. Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft. Gesammelt und herausgegeben von Christian Hauser. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchh. 1894. 8. 1 M. 20 Pf.

Auch strengern Anforderungen genügen die in dem vorliegenden Büchlein zum ersten male gebotenen Sagen aus alemannischem Gebiete. In dem schönen Paznauner Thale, welches südlich an das Engadin, westlich an das Montavon, nördlich an das Stanzer- und östlich an das Innthal Tirols grenzt, haben sich noch so manche der alten Volkssagen echt und unverfälscht erhalten und Professor Hauser, ein Landeskind, hat sich kein geringes Verdienst dadurch erworben, daß er sie fleißig gesammelt und getreu aufgeschrieben hier veröffentlicht. Fast alle diese Paznauner Sagen entstammen mündlicher Erzählung aus einem Bergdorfe jenes Gebietes und somit unmittelbarer Quelle. Einige Montavoner Sagen bilden eine erwünschte Zugabe. Die ganze Sammlung kann als schätzenswerthe Ergänzung der beiden großen Sagenwerke Tirols und Vorarlbergs: „Sagen aus Tirol, herausgegeben von J. V. Zingerle" und „Die Sagen Vorarlbergs von Dr. F. J. Vonbun", betrachtet werden. Findet sich auch hier und da eine Sage, welche gewisse Aehnlichkeiten mit Stücken aus jenen Sammlungen aufweist, so hat doch jede ein gewisses Localcolorit, welches für das Geltungsgebiet jeder Sage bezeichnend ist. Selbstverständlich findet man auch im weitern deutschen Sagenschatze so manches, was zum Vergleiche mit den Paznauner Sagen und zur Untersuchung herausfordert. Die mythologischen Beziehungen in vielen der offenbar aus uralter Zeit überkommenen Stücke wird der genauere Kenner leicht herauszufinden wissen.

5. Regensburger Volkssagen für Jung und Alt erzählt von A. R. Regensburg, W. Wunderling. 1893. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Dem kurzen Vorworte dieses reizend ausgestatteten, mit Schwabacher Schrift in Roth und Schwarz gedruckten und mit hübschen Illustrationen in alter Holzschnittmanier gezierten Buches entnehmen wir, daß der regensburger Geschichtsforscher K. W. Neumann schon früher die Absicht hatte ein Werk über regensburger Volkssagen herauszugeben, leider aber vor der Ausführung seiner Absicht aus dem Leben geschieden ist. Die Verfasserin — denn eine solche verbirgt sich hinter den Buchstaben A. R. des Titelblattes — bietet nun zu demselben Zwecke in pietätvoller Weise und im Sinne des Verstorbenen einen kleinen Anfang. Der Inhalt des Buches umfaßt eigentlich nur das Stadtgebiet von Regensburg und enthält nicht blos Sagen, sondern auch Historisches, es ist also nicht alles davon auf das Feld der Sage zu verweisen. Die Darstellung in erzählende Form gebracht erscheint insbesondere auch für die Jugend berechnet. Wir erhalten hier Erzählungen und sagenhafte Berichte über die reiche historische Vergangenheit der Stadt, über deren kirchliche und weltliche Wahrzeichen, Kirchen, Profangebäude, Brücken sowie manches aus dem geistlichen oder weltlichen Leben der Vorzeit. Es mögen einige Kapitelüberschriften dies verdeutlichen: „Von der Stadt Regensburg Erbauung, Namen und Wappen", „Eine alte Legende von Kaiser Karl des Großen Feldstreit vor Regensburg", „Vom Herzogshof, der Heidenkapelle und dem Römerthurm", „Was der Riese Goliath zu Regensburg bedeutet", „Spukgeschichten, von St.-Emmeran". Das hübsche Buch ist besonders fremden Besuchern von Regensburg sehr zu empfehlen. Auch dem Sagenforscher wird es so manches bieten, insbesondere enthält es zahlreiche schätzenswerthe, culturgeschichtliche Daten zumal aus dem religiösen Leben der uralten Bischofsstadt.

Anton Schlossar.

Neue Romane und Novellen.

1. Der Prinzessen-Thurm. Novelle von A. von Limburg. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1894. 8. 3 M.
2. Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart von Lisa Weise. (E. Litz-Blanc.) Berlin, Gebr. Paetel. 1894. 8. 5 M.
3. Bühnenkünstlerinnen. Roman von August Siems. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer. 1895. 8. 4 M.
4. Elina. Zwischen Kirche und Pastorat. Novellen von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer. 1895. 8. 4 M.
5. Strandgeschichten von Gräfin Margarete Keyserling geb. von Doenniges. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1894. 8. 3 M.

Der „Prinzessen-Thurm" von A. von Limburg (Nr. 1) ist eine Novelle oder vielleicht richtiger eine Erzählung, deren entscheidende Ereignisse in die unruhigen vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fallen, ohne daß gerade die grundsätzlichen Gegensätze jener Zeit stark in den Gang der Handlung eingriffen. Die Erzählung ist aus einer in sich geschlossenen Weltanschauung heraus geschrieben, die sich aber nirgends unangenehm aufdrängt; die Führung der Fabel ist nicht ungeschickt und unterhaltend und spannend; die Sprache könnte stellenweise etwas weniger ungelenk sein. Wendungen wie: „Der Bau hatte eine abermalige Instandsetzung erfahren", oder „eine Frau, die die Instandhaltung zu überwachen hat", erinnern doch sehr an Kanzleistil. Der Frack ist nicht „entwachsen", sondern der Träger ist ihm entwachsen, und so noch manche andere Unrichtigkeiten und Ungelenkigkeiten, woraus man auf Ungeübtheit schließen möchte. Indessen die Zeichnung einiger Charaktere und die Zergliederung ihrer Seelenregungen stellt der Verfasserin ein besseres Zeugniß aus, als diese Mängel; und ihr Buch wird in Frauen- und Familienkreisen jedenfalls gern gelesen werden.

Ein ähnliches Problem wie in dieser Erzählung bildet auch die Grundlage des Romans „Standesgemäß“ von Lisa Weise (Nr. 2); aber es beruht auf anderer Grundlage und wird von andern, tiefern und freiern Anschauungen aus behandelt und gelöst. Während dort ein ideal angelegter, edeldenkender Aristokrat die Fessel, zu der ihm das Bündniß mit dem nur äußerlich bezaubernden, innerlich hohlen Bürgermädchen geworden ist, in ehrenhaftem Festhalten am gegebenen Worte nicht zu sprengen wagt, auf die Gefahr hin, sich und die heimlich Geliebte, die ihm an äußerm und innerm Adel gleichsteht, auf immer unglücklich zu machen, läßt sich hier der adelige Bräutigam in eitler Verblendung und innerer Haltlosigkeit von einer ihm gleichwerthigen Cousine der äußerlich unscheinbaren, aber kernhaft tüchtigen bürgerlichen Braut abwendig machen; während aber dort das leichtlebige Mädchen, von einem ihr standesgleichen Jugendgenossen umworben, das auch ihr drückend gewordene Band mit dem vornehmen Manne leichten Herzens selbst löst, gibt zwar auch hier die Getäuschte den untreuen und unwürdigen Geliebten selbst frei, aber zu eigenem, tiefstem Leid, das sie dem Selbstmord nahe bringt.

Zwei Grundanschauungen verficht Lisa Weise: Sittlicher Adel ist nicht an den Geburtsadel gebunden; und: des Weibes Stellung und Charakter muß gehoben werden durch eine tiefere und freiere geistige Ausbildung und durch Bethätigung ihrer Kräfte im öffentlichen Leben, nicht politisch, aber wol social.

An vielen Stellen zeigt sich eine leichte Neigung zum Lehrhaften; im ganzen aber besitzt die Verfasserin einen gesunden Sinn und die Gabe guter Seelenschilderung, Vorzüge, die besonders bei der Darstellung der halben Menschen, der schwachen Charaktere hervortreten, deren verschiedene Regungen und Gefühlsschwankungen fein beobachtet und wiedergegeben sind. Auch die Schilderung des landschaftlichen Hintergrundes und der umgebenden Natur wird dem Gange der Handlung gut und stimmungsvoll angepaßt. Alles in allem ein gutes Buch, dessen gesunde Grundanschauungen auch einen Theil der socialen Frauenfrage lösen helfen könnten, wenn sich da auch nicht alles so glatt entwickeln dürfte, wie im Roman.

Kürzer können wir uns über August Siems' Roman „Bühnenkünstlerinnen“ (Nr. 3) fassen. Der Verfasser, der durch langjähriges Wirken am Theater und im Circus mit den hier in Betracht kommenden Verhältnissen wohl vertraut ist, schreibt mit voller Sach- und nicht ohne Menschenkenntniß und auch nicht ungewandt. Und so werden die ihre Rechnung finden, die sich vom Leben und Treiben am Theater und im Circus, vom Lernen und Lehren in den Proben, vom Denken und Fühlen der Künstler und Künstlerinnen erzählen lassen wollen.

So schildert der Verfasser das behagliche Kneipleben im Künstlerheim im Gambrinushof:

Heute war die Versammlung wieder einmal äußerst zahlreich, auch nicht Einer fehlte in dem lustigen Kreise. In einem behaglichen Eckplätzchen saß „Junker Sperlich“, der in unglaublicher Redseligkeit seine vielen Liebesabenteuer zum besten gab. Mit scheinbar ernsten, höchst aufmerksamen Mienen lauschten Einige seinen so wahrhaftigen Versicherungen, sich gegenseitig heimlich Zeichen gebend: „Lüg' du und der Teufel!“

Der Charakterspieler Müller, hier „Dawison“ genannt, blickte melancholisch vor sich nieder. Er mußte manchen Spott auf sein „hervorragendes Talent“ über sich ergehen lassen, war indeß einer von den glücklichen Menschen, die alles für baare Münze nehmen. Wehe demjenigen, der sich erkühnt hätte, einen bessern Franz Moor oder einen bedeutendern Jago gesehen haben zu wollen, als er ihn darstellte. Selten sah man ihn lächeln oder zur Unterhaltung aufgelegt — er grübelte in einem fort über sich selbst und seine Bedeutung! Erst wenn er ein gewisses Maß an Getränken vertilgt hatte, schien er zum andern Menschen zu werden, der nun gesprächig und heiter sich zeigte.

Und in dieser Stimmung läßt der Verfasser den falschen „Dawison“ sich bitter über die theilnahmlose und absprechende Art des Publikums äußern:

Weder am „Künstler“ noch am „Menschen“ läßt man ein gutes Haar. Wir sind den Leuten zu frei und ungebunden, zu leichtlebig — zu liederlich. Die Nacht machen wir zum Tage, alle Gesetze der menschlichen Gesellschaft kehren wir um, mit einem Wort: Wir stehen Kopf! Haben diese Kaffern aber einen Begriff, wie es in unserm Innern aussieht? Wie es da drinnen wühlt, hämmert und tobt, bis die Maschine endlich zum Stillstand kommt? Welche Zeit es braucht, um unsern wahren Menschen wiederzufinden, den wir mit jeder neuen Rolle gewaltsam hinausdrängen? Wir haben ja Platz zu schaffen für die Wütheriche und Bösewichte — für die großen, erschütternden Leidenschaften! Das böse Spiel der Verstellungskunst aber zerrüttet unbarmherzig unser Nervensystem, und heißverlangend lechzt es nach Gift — Gegengift — Cognak, Champagner!

„Für mich also noch eine Flasche Gift — dienstbeflissene Kellnerseele. Schnell apporte!“ „Nein, nein, wir haben genug — übrig genug“, klang es mit Entschiedenheit zurück.

„So jung kommen wir nicht wieder zusammen — nur diese letzte Flasche noch!“ drängte Dawison und umarmte in seiner unwiderstehlichen Art die beiden Genossen.

Und sie tranken wirklich noch Eins, die alten — Komödianten, ehe sie gingen.

Aber auch eine Frage tieferer Art wirft der Verfasser auf, indem er uns unter den Bühnenkünstlerinnen auch eine Anzahl tüchtige Charaktere vorführt, die Frage nämlich: Kann ein Mann darüber hinwegsehen, daß die von ihm Geliebte sich früher von einem Unwürdigen täuschen lassen und diesem ihre Liebe geschenkt hat? Eine Frage, die wol weder in dem einen noch in dem andern Sinne für alle Fälle glatt und bedingungslos beantwortet werden mag. Auch im Roman ist die Lösung nicht ganz entschieden. Der Maler Calbeck entschließt sich zwar nach schweren innern Kämpfen auf beiden Seiten, die Sängerin Liebhold, die sich um ihrer Vorgeschichte willen selbst von ihm trennen will, heimzuführen und ihr Kind mit in sein Haus zu nehmen, aber er wagt es doch nicht, sie der heimischen Gesellschaft als sein Weib zu zeigen und läßt sich mit ihr im fernen Süden nieder. Das würde die Möglichkeit der Lösung an Bedingungen knüpfen, die nicht jeder zu erfüllen in der Lage wäre.

Mit größerer psychologischer Feinheit ist dieselbe Frage erörtert in der ersten der beiden Novellen von Mite Kremnitz's „Elina“ (Nr. 4). Die Titelheldin ist eine starkleidenschaftliche Natur, die durch unglückliche Ehe ihrer Aeltern früh in des Lebens Abgründe eingeweiht ist. In der Zügellosigkeit ihrer impulsiven Natur hat sie sich in früher Jugend von einem Schauspieler entführen lassen, dessen künstlerisches Feuer sie ebenso wie seine schöne Männlichkeit bezaubert hat. Zehn Jahre später wird sie von neuer Liebe zu einem Manne gefaßt, dessen stattliches Aeußere sie ebenso fesselt, wie seine innere Unberührtheit und seine halb herbe, halb kindlich weiche Männlichkeit. Sie wird sein Weib, nachdem die Mutter ihr versprochen, vorher dem Geliebten zu sagen, daß die Tochter schon einem Andern gehört habe, was die Mutter aber nicht thut. Wie das Eheleben zwischen beiden sich gestaltet, wie sich die im innersten Kerne tüchtige Persönlichkeit der Elina ausreift, wie dann durch Zufall die alte Schuld dem Manne bekannt wird, und eine Krisis hereinbricht, die das Eheglück in Trümmer zu schlagen scheint, das hat die Verfasserin mit feiner Seelenmalerei geschildert. Besonders gut durchgeführt ist die Darstellung der Seelenkämpfe, in die die Heldin sich gestürzt sieht, als sie auf ihrer halben Flucht vor dem Manne, den ersten Geliebten auf der Bühne wiedersieht und nun einen harten Strauß zwischen ihrem Herzen und ihrer Phantasie ausfechten muß. Ein Stück aus diesem Kampfe sei als Probe der ins Einzelne gehenden Seelenmalerei hier gegeben:

Sie richtete sich auf, um den Bann abzuschütteln, sie wollte ja kühl überlegen, auf ihren Willen lauschen! . . . War es denn ein Wunder, daß all das in ihr tobte? Nein, die Ehe hatte alle Fähigkeiten in ihr geweckt, aber ihnen nicht genügende Nahrung gegeben: sie konnte nicht zurück in dies enge Leben, zu dem Manne, von dessen begrenztem Gefühlshorizonte sie ihr eigenes Sein immer scheu hatte verbergen müssen, der noch nie geahnt, was sie eigentlich war, der neben ihr gelebt hatte, wie ein Kind neben einer Löwin! . . . Sie paßten ja nicht zusammen, er mit seiner einfachen Harmlosigkeit, sie mit ihrer krankhaft raffinirten Leidenschaft. Krankhaft? Nein! Weshalb soll ich krankhaft sein? Ich habe alle Pflichten der Durchschnittsehefrau in der Ehe völlig erfüllt, aber ich habe ein Mehr, das nach Ergänzung schreit! Mir genügt nicht Euer enges Leben; wenn Ihr satt seid, bin ich noch hungrig, wenn Ihr müde seid, hellwach! Und dafür werdet Ihr mich steinigen! Aber mir macht's nichts, packt nur die Steinblöcke an. Aber gegen wen eifere ich eigentlich? Wer hat mir denn etwas zu Leide gethan? Doch niemand als Arne! . . . Aber kann er dafür, daß ich ihn für einen Mann hielt, in dem der Quell des Lebens, der Leidenschaft, sprudelt, während er nichts ist als ein Philister! Mama hat noch Poesie und Unvernunft, sie ist religiös. O die göttliche Unvernunft — Arne kann nichts verstehen, was nicht Zweck hat. Eine unverstandene Frau ist die, welche ihren Mann nicht verstanden hat, fiel ihr plötzlich ein. Sie sprang aus dem Bette. Gott weiß was ich thun werde! So lange ich grüble und überlege, kann ich meinen Willen nicht erlauschen! Ich bin abgespannt und hungrig, hab' seit gestern Nachmittag nichts genossen — statt dessen geweint; und da will ich noch wissen, was ich will? Ich werde es schon merken, wenn ich den entscheidenden Schritt gethan habe! Ich thue ja doch nichts, gar nichts! schloß sie in leidenschaftlicher Selbstverachtung. Ich bin ja ein Weib, das immer nur geschehen läßt.

Nachdem sich aber der Held ihrer Phantasie, der große Künstler, als trauriger Götze der Eitelkeit und Selbstbewunderung entpuppt hat, siegt das Herz über die phantastische Leidenschaft und doppelt ist die Frau beschämt, als sie entdeckt, daß der Gatte den andern nicht nur an Charakter weit überragt, sondern ihm auch als Dichter an schöpferischer Gestaltungskraft gleich steht.

Auch die zweite der Kremnitz'schen Novellen „Zwischen Kirche und Pastorat“ zeichnet sich durch Wärme der Darstellung und feine Seelenschilderung aus. Ueber dem Ganzen liegt eine trübe, entsagende Stimmung, wie eine gleichmäßig graue Wolkendecke, hinter der man aber einen stillen, wärmenden Sonnenschein ahnt. Ein junges Mädchen, das einen Pastor liebt, darf diesen nach dem Willen ihres Vaters nicht heirathen, weil er aus einer schwindsüchtigen Familie stammt. In der Verzweiflung vermählt sie sich einem ältern Manne, in dessen Hause sie sich in selbstquälerischer und doch innere Genugthuung gewährender, fieberhafter Thätigkeit selbst den Keim der Krankheit holt, an der sie nun noch vor dem Geliebten heimgeht. Die Stimmung der Oertlichkeit, eines Küstendorfes an der Ostsee, und des Strandes, ist mit dem Inhalte in vorzüglichen Einklang gebracht.

Zum Schlusse folge noch die Besprechung eines Bandes Erzählungen: „Strandgeschichten“ von Gräfin Margarete Keyserling (Nr. 5). Die drei Geschichten, die hier vereinigt sind, sind überschrieben: „Henneke Bovers“, „Brandtmann's Tochter“ und „Das Mädchen von Norderney“. Die landschaftliche Stimmung, das Meer mit seinen gleichmäßig rollenden Wogen, der graue Himmel darüber, die rastlos wechselnde Ebbe und Flut, der Strand, die Dünen, das alles ist ebenso anschaulich und eindringlich geschildert, wie die Eigenart der Bewohner, ihre stille, zähe Art, die scheinbare äußere Ruhe, unter deren Decke doch eine gewaltige Leidenschaft schlummert, die gleich dem Meere in plötzlichen elementaren Ausbrüchen sich Luft macht. Aber mit der Gabe der Schilderung hält die Kraft der Erfindung und Gestaltung nicht gleichen Schritt. Die erste Erzählung spielt zwar auf einem bestimmten geschichtlichen Hintergrunde, nämlich zur Zeit, da die „Submissions-“ (soll heißen „Successions-“) Frage in Holstein offen war; dazu passen aber die unbestimmt gehaltenen Einzelheiten, wie auch der Umstand nicht recht, daß Heinz Bovers als Holsteiner ohne weiteres am 24. December in die preußische Armee eintritt und bereits Ende Januar mit ins Feld zieht. Eine gewisse Schwäche liegt auch in der Wiederkehr desselben Grundmotivs in den ersten beiden Erzählungen: ein schon länger bestehendes Liebesverhältniß, das aber nur auf der Gewohnheit und auf der Annahme des Mannes beruht, wird durch das Dazwischentreten eines Dritten, eines fremden Seemannes, gestört. Und auch die dritte Geschichte enthält mancherlei Unwahrscheinlichkeiten. Daß

eine als halb schwachsinnig geschilderte Person, wie Meta, ziemlich hochgespannte und schwerverständliche Lieder auswendig singt, hat etwas Unnatürliches. Daß viel Ersonnenes, nicht Erlebtes besonders auch der letzten Erzählung zu Grunde liegt, merkt man an ihrem Schlusse, der völlig aus der Phantasie geschöpft sein muß; denn er erzählt Vorgänge draußen auf dem Meere, die niemand hat beobachten können, und schildert Gedanken und Empfindungen, die der Betreffende niemand hat mittheilen können; und zwar geschieht das in der Form nackter Berichterstattung, nicht etwa durch den Mund eines Dritten, etwa eines der Schiffer, der die treibenden Leichen gesehen und nun auf Grund seiner Kenntniß des Meeres und dessen, was er sonst erfahren hat, das Vorgegangene zu errathen und zu erklären sucht. Wenn diese Mängel auch den Werth des Buches beeinträchtigen, so mögen doch andererseits die Vorzüge, die es besitzt, die anschauliche Schilderung seelischer und landschaftlicher Stimmungen, solche Leser fesseln, die mit der Verfasserin durch gemeinsame Erinnerungen — wenn sie auch nicht, wie bei der in der Widmung genannten Dame, persönlicher Art sind — an See und Sand und Strand sich verbunden fühlen.

M. Rachel.

Feuilleton.

Namens des Deutschbundes, der es sich zur Aufgabe macht, das Gefühl der deutschen Volksgemeinsamkeit zu beleben, veröffentlicht der Bundeswart Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der „Täglichen Rundschau“, ein Preisausschreiben für eine Geschichte des deutschen Volkes, welche — ohne irgendwie mit Thatsachen und Persönlichkeiten gewaltsam zu verfahren — das Volk selbst und zwar das ganze deutsche Volk als den Träger seiner Geschichte darstellen soll. Die Selbstverantwortlichkeit des Volkes und die Kraft seines Einheitsdranges würden die beiden leitenden Gesichtspunkte sein, durch welche der Deutschbund dem künftigen Geschichtswerke den Werth eines Erziehungsbuches ersten Ranges für unser gesammtes Volk zu geben wünscht. Zum Wettbewerbe werden nur Männer und Frauen deutscher Herkunft, diese aber ohne Ansehen ihrer Staatszugehörigkeit zugelassen. Um den Müheaufwand für den Wettbewerb soweit zu verringern, wie es sich ohne Schaden für die Sicherheit thun läßt, fordert der Bund nicht die ganze Geschichte auf einmal, sondern wählt zwei Abschnitte zur Probebearbeitung aus. Die beiden Abschnitte sollten sein: a) Die Zeit der Hansablüte und der ostdeutschen Colonisation; b) das Zeitalter Friedrich's des Großen, abschließend mit Jena. Das ganze Werk soll einen starken Band von 900 bis 1000 Seiten von je etwa 50 Zeilen zu je 26—28 Silben nicht überschreiten; die beiden Probeabschnitte sind also im richtigen Verhältnisse zu diesem Gesammtumfange anzulegen. Die Einlieferung der Probeabschnitte soll bis zu Bismarck's Geburtstag 1896 an den Bundeswart (Berlin, SW., Zimmerstraße 7 I) erfolgen. Die Prüfung und Entscheidung übernimmt unter Leitung des Bundeswarts eine zu diesem Zwecke eingesetzte Arbeitskammer des Bundes. Wird eine Arbeit in beiden Probeabschnitten brauchbar befunden, so erhält der Verfasser spätestens am 1. Juli 1896 den ersten Theilpreis von 1000 M. vom Bundesrath ausgezahlt. Danach erhält er den Auftrag zur Vollendung des Werkes, wozu möglichst nicht über zwei weitere Jahre vereinbart werden. Nach Ablieferung des Werkes und wenn es den gehegten Erwartungen entspricht, erhält der Verfasser den zweiten Theilpreis von 2000 M. und zugleich einen Gewinnantheil an dem Vertrieb des Werkes von der zweiten Auflage an. — Genauere und bindende Aufklärung über Zweck und Bedingungen des Preisausschreibens, sowie auch nähere Nachweise über die Gesinnung und Ziele des Deutschbundes erhalten etwaige Bewerber auf schriftliche Anfragen bei dem zweiten Schriftwart des Deutschbundes, Herrn Karl Techentin, Berlin SW., Zimmerstraße 7 II.

— Im Anschluß an den Aufsatz: „Von deutschen Universitäten“ in Nr. 47 d. Bl. f. 1894 erwähnen wir heute noch zwei neue Veröffentlichungen, die sich den dort besprochenen passend anschließen und untereinander sehr verwandt sind. Die eine betitelt sich: „Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren“, die andere, verfaßt von John Meier: „Hallische Studentensprache“. Beide, bei Max Niemeyer in Halle erschienen, sind als Festgabe zur Hallenser Jubelfeier gedacht. Den Hauptinhalt der ersten bildet ein Neudruck des „Idiotikons der Burschensprache“ von 1795 und der (von Kindleben herausgegebenen und zum Theil auch gedichteten) „Studentenlieder“ von 1781. Vorausgeschickt ist eine inhaltreiche Einleitung Konrad Burdach's. Sie bringt Mittheilungen über die Entstehung des Buches und über den Verfasser des Idiotikons Christian Friedrich Bernhard Augustin, der dieses sein Erstlingswerk schon als Student schrieb und nach einer reichen schriftstellerischen Thätigkeit erst 1856 als Oberdomprediger in Halberstadt starb. Sie berichtet weiter über die Schicksale und die Schriftstellerei Kindleben's, hebt namentlich in warmen Worten seine Verdienste um eine Veredelung des Studentenliedes hervor und sagt geradezu sein „Studentenlexikon“ und seine „Studentenlieder“ hätten zuerst „den Begriff des Studentenlebens nach seiner geistigen Seite fixiren geholfen“. Dann folgt nach einer kurzen Einleitung das „Idiotikon“ selbst, durch Anmerkungen bereichert die nähern Nachweisungen, sowie Mittheilungen über das Weiterleben oder Aussterben der betreffenden Wörter, oft auch über den dafür eingetretenen Ersatzausdruck geben. Auch der, der selbst nicht Student gewesen ist, wird gern darin blättern; er wird dabei mit einer gewissen Verwunderung entdecken, daß auch die studentische Sprache nicht so conservativ ist, wie man gewöhnlich annimmt, und sich in den letzten hundert Jahren beträchtlich verändert hat. Ein Vergleich der „Studentenlieder“ mit den heute üblichen läßt den Wandel der Zeiten und des Geschmacks noch viel entschiedener empfinden. Unter den fünfundneunzig Nummern, die es enthält, sind heute nur noch etwa ein halbes Dutzend etwas allgemeiner bekannt — meist solche, die Kindleben selbst gedichtet oder umgeändert hat und von den übrigen würden nur wenige eine Wiederbelebung verdienen; die heute so wesentlichen Vaterlandslieder treten in Kindleben's Sammlung so gut wie ganz zurück. John Meier's Absicht war eine Ergänzung zum „Idiotikon“ zu geben; er bringt sie nach einigen einleitenden Bemerkungen in einer nach sachlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Entschieden macht er auf die ja im allgemeinen bekannte Thatsache aufmerksam, daß die Studentensprache ihre Ausdrücke theils der Volkssprache, theils der Gauner- (und Juden-) Sprache entlehnt und daß sie außerdem lateinische und griechische Worte und Bildungssilben in ausgedehntem Maße verwendet. Aus der Gaunersprache stammt z. B. „kohlen“ hat also mit unserm „Kohl“ gar nichts zu thun. Nach Analogie des Lateinischen sind unter anderm „Schwulität“, das Bürger („der Kaiser und der Abt“) lite-

raturfähig gemacht hat, und „Sammelsurium“ gebildet. Er verweist weiter auf die studentische Neigung zu drastischen Ausdrücken („klotzig vergnügt“, „Fraß und Suff“ = Essen und Trinken) und auf die große Rolle, die Ausdrücke aus dem Thierreich („auf dem Hund“, „einen Bären anbinden“ „Kater“, „Salamander“ u. s. w.) spielen. Seine Schrift, die in einem Anhang unter anderm mehrere studentische Tafellieder aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts anführt, und in zahlreichen Anmerkungen sehr sorgfältige Nachweisungen bietet, ist eine wirkliche Bereicherung dieses einer abschließenden Bearbeitung noch immer harrenden Gebietes der Literatur.

— Von der verdienstvollen Veröffentlichung „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft“, deren fünftes und sechstes Heft wir in Nr. 36 d. Bl. f. 1894 besprechen konnten, ist uns jetzt das siebente und Schlußheft (Altona, Harder) zugegangen. Von dem Herausgeber des Ganzen Dr. Richard Ehrenberg selbst bearbeitet, beschäftigt es sich fast ausschließlich mit der Jesuitenmission in Altona und wird um dieses Gegenstandes wie um die Art seiner Behandlung willen weit allgemeineres Interesse erregen, als die vorausgegangenen Hefte. Es gewährt einen nichts weniger als erbaulichen, aber jedenfalls sehr instructiven Einblick in die Verhältnisse eines kleinen deutschen Territoriums am Ende des 16. und im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts. Auf keinem der betheiligten Factoren kann unser Blick mit wirklicher Freude ruhen. Am ersten vermögen wir noch das Verfahren des hamburger Raths zu billigen; aber schon die hamburger lutherischen Pastoren gewinnen nur wenig unsere Achtung, noch weniger die schauenburger Grafen und die Jesuitenpaters. Die letztern operiren mit großer Schlauheit; bald steht diplomatische Hinterhaltigkeit, bald ironisirende Anmaßlichkeit im Vordergrunde. Am bezeichnendsten dafür ist wol der Gegenbericht des Paters Neverus an den schauenburger Grafen auf eine Beschwerdeschrift des hamburger Raths (S. 32 fg.) und seine bei der Unbedeutendheit der Veranlassung durch ihren pomphaft-pathetischen Ton fast komisch wirkende, übrigens auch als Stilprobe für das Jesuitenlatein jener Zeit sehr charakteristische Beschwerde gegen den gräflichen Münzmeister Henning Hans (S. 37 u. 38) mit der boshaften Schlußbemerkung, wenn die Beschwerde erfolglos bleibe, seien die Patres gezwungen, ein anderes Land aufzusuchen, wo sie sich der kirchlichen Freiheit umsonst erfreuen könnten. In der That haben die schauenburger Grafen sich in ihrem ganzen Verhalten gegenüber der Jesuitenmission von durchaus egoistischen Erwägungen, in erster Linie von Geldinteressen leiten lassen. Doch standen sie damals freilich, wie der Verfasser im Schlußwort richtig hervorholt, keineswegs allein. „Sobald das Geldinteresse ... fortfiel“, mit diesen Worten charakterisirt er ihren Standpunkt, den sie mit sehr vielen ihrer Mitfürsten theilten, „traten die Gewissensbedenken und die Besorgnisse vor religiösen Streitigkeiten sofort wieder in ihr Recht ein. Dieses Schlußwort (zum ganzen Werk) in seiner objectiv-ruhigen und doch eindrucksvollen Haltung ist überhaupt besonders beachtenswerth. Es zieht in einer für jeden denkenden Betrachter interessanten Weise die allgemeinern Folgerungen aus der naturgemäß, namentlich in den frühern Heften, oft in localhistorische Einzelheiten sich verlierenden Darstellung; es verkündet unter anderm wieder einmal, was auch jetzt noch nicht überflüssig ist, die Wahrheit, „daß Religions- und Gewerbefreiheit an sich weder ein Glück, noch ein Uebel sind, sondern das eine oder das andere erst werden durch die Verhältnisse, unter denen sie ins Leben treten“.

— Es sei hier mit wenig Worten auf ein Büchlein hingewiesen, das jetzt in vierter Auflage vorliegt: „Unverstanden“ von Florence Montgomery (Basel, Adolf Geering, 1895). Da es schon früher in d. Bl. besprochen worden ist, so genüge der Hinweis darauf, daß die ansprechende Schilderung kindlichen Denkens und Fühlens in Verbindung mit dem rührenden Schicksale der Kinder verdientermaßen einen zahlreichen Leserkreis gefunden hat. Die Berechtigung des Titels „Unverstanden“ scheint nicht so zweifellos zu sein; denn schließlich wird der Knabe von seinem Vater doch verstanden, und wenn er zunächst kein volles Verständniß bei ihm findet, so hat das doch auf den Gang der Handlung und die Schlußkatastrophe keinen wesentlichen Einfluß. Das Buch gehört zu den Kindergeschichten für Erwachsene, die meist auf eine dankbare Lesewelt rechnen können, da Ernstes und Heiteres im kindlichen Seelenleben sich so leicht mit dem Rührenden verbindet.

— „Sphinx Amor“ nennt sich eine Sammlung Novellen von A. M. Willner [A. M. Renlliw] (Dresden, E. Pierson, 1894), in denen, wie schon der Titel andeutet, hauptsächlich gewisse dunkle Triebe eine Rolle spielen, die der modernen Wissenschaft Stoff zur Erörterung geben. Der Verfasser nimmt nicht die Miene an, als verfolge er moralische Zwecke, sondern erzählt die Vorgänge rein objectiv. Dagegen haben einzelne von den auftretenden Personen einen mephistophelischen Zug. Geschick in der Schilderung läßt sich dem Verfasser nicht absprechen. Ja in „Manfred“ zeigt er bei der Schilderung der Hirngespinste eines Geisteskranken eine gewisse Virtuosität, die an E. T. A. Hoffmann erinnert. Zart besaitete, fein empfindende Leser müssen sich indeß von den rücksichtslosen, mehr physiologischen, als psychologischen Erörterungen in diesen Novellen abgestoßen fühlen.

— In dritter Auflage ist erschienen A. E. Brachvogel's Roman „Der deutsche Michael“ (Berlin, O. Janke, 1895). Unter den zahlreichen Romanen des Verfassers, die zum Theil außer Curs gekommen zu sein scheinen, nimmt er besonders für sich ein durch seinen Gegenstand, die Glaubenskämpfe in der Reformationszeit, und durch die Wärme, mit der fernige deutsche Art darin verherrlicht wird. Wenn er sich auch in epischer Breite ergießt, so bietet er doch dem Leser manchen scharf umrissenen Charakterkopf und manches anziehende Lebens- und Sittenbild aus jenen bewegten Tagen.

Bibliographie.

Bourget, P., André Cornélis. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 2 M.

Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung. Ein Wort an die Regierung und an die Volksvertretung. Von ***. Zweite Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Engel, G., Der Hexenkessel. Schauspiel in drei Acten. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 1 M. 50 Pf.

Fraungruber, H., Neue Gedichte in steirischer Mundart. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 12. Geb. 2 M. 70 Pf.

Gemberg, Adine, Morphium. Novellen. Berlin, S. Fischer's Verlag. 8. 3 M.

Gierke, O., Deutsches Privatrecht. Erster Band. Allgemeiner Theil und Personenrecht. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 M.

Hauptmann, C., Marianne. Schauspiel in drei Akten. Berlin, S. Fischer's Verlag. 8. 2 M.

Heims, P. G., Unter einsamen Menschen. Novellen. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Kahl, W., Ueber Parität. Akademische Festrede. Freiburg i. Br., Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. Gr. 8. 80 Pf.

Leipziger, L., Die Ballhaus-Anna. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Meyer, Elsbeth, Das Drama eines Kindes. Erzählung. Berlin, S. Fischer's Verlag. 8. 1 M.

Mysing, O., Verfolgte Phantasie. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Nansen, P., Maria, ein Buch der Liebe. Berlin, S. Fischer's Verlag. 8. 2 M.

Pfungst, A., Laskaris. Eine Dichtung. Erster Theil: Laskaris' Jugend. Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 8. 2 M.

Piening, Th., Der unbekannte Wohlthäter. Eine lustige Geschichte. Berlin, Otto Janke. 8. 4 M.

Pisko, J., Skanderbeg. Historische Studie. Wien, Wilhelm Frick. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Poschinger, H. v., Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 8 M.

Raabe, W., Drei Federn. Zweite Auflage. Berlin, Otto Janke. 8. 3 M.

Schmidt, R. D., Die Aufgaben der Strafrechtspflege. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere heutige Baukunst.

Antrittsvorlesung, gehalten am 9. Februar 1895

von

Dr. Heinrich Brockhaus,

außerordentlichem Professor an der Universität Leipzig.

8. Geh. 60 Pf.

Diese Schrift wird außer den Kunsthistorikern auch die Künstler, insbesondere Architekten, ebenso aber die weitern Kreise der Kunstfreunde interessiren.

Von demselben Verfasser erschien früher:

DIE KUNST IN DEN ATHOS-KLÖSTERN.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. 1891. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

DE SCULPTURA

von

POMPONIUS GAURICUS.

Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben.

8. 1886. Geh. 6 M.

Das 1504 zu Florenz erschienene, in lateinischer Sprache verfasste Lehrbuch der Bildhauerkunst von Pomponius Gauricus gehört zu den hervorragendsten kunsttheoretischen Schriften aus der Zeit der italienischen Renaissance. Durch vorliegende neue Ausgabe, welche den vollständigen Originaltext mit deutscher Uebersetzung und einen einleitenden Commentar des Herausgebers enthält, wird das selten gewordene Buch Künstlern und Kunstforschern wieder zu erleichtertem Gebrauche dargeboten.

Der Kurfürstentag zu Nürnberg im Jahre 1640.

Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.

8. 1883. Geh. 6 M.

Eine auf archivalischen Forschungen in den Geheimen Staatsarchiven zu Wien, Berlin, Dresden und München beruhende Schilderung der Verhandlungen des Nürnberger Kurfürstentags von 1640, welche für die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges von Wichtigkeit sind, bisher aber noch keine Bearbeitung gefunden hatten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 15. — 11. April 1895.

Bismarck.

II.

Von dem bekannten Bismarckautor H. von Poschinger liegen zwei Veröffentlichungen vor, die gerade zum 1. April 1895 eine willkommene Gabe bieten. Die erste umfaßt die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—94 *) und ist bestimmt, eine Ergänzung des berühmten Kohl'schen Werkes: „Die Reden des Fürsten Bismarck im preußischen Landtage und im deutschen Reichstage" zu bilden. Es sind dies auch zumeist politische Reden, die der erste deutsche Kanzler gehalten hat, nur ist ihr Schauplatz ein anderer; das genannte Werk bringt den Wortlaut von Reden und Ansprachen, die Bismarck im Bundesrath, im Staatsministerium, im Volkswirthschaftsrath, auf nationalen und internationalen Congressen, aus Anlaß ihm dargebrachter Huldigungen und beim Empfange von Deputationen gehalten hat. Dieser Inhalt gliedert sich naturgemäß in zwei Theile, in Ansprachen u. s. w. vor und in solche nach Bismarck's Entlassung. Unter denen des ersten Theiles werden mit besonderm Danke die zwanzig Ansprachen und Erklärungen des Fürsten in den zwanzig Sitzungen des berliner Congresses vom 13. Juni bis 13. Juli 1878 zur Kenntniß genommen werden, die nun dem weitern Publikum zugänglich gemacht worden sind. Auch schon in dieser einseitigen Veröffentlichung, die uns die Verhandlungen des Congresses natürlich nicht selbst bringt, erkennt man so recht den überwiegenden Einfluß, den Fürst Bismarck sowol auf die Geschäftsordnung, als den Verlauf der Verhandlungen ausgeübt hat. Dasselbe gilt, wenn auch in anderm Sinne, von der Kongoconferenz. Obgleich der Kanzler infolge seines Gesundheitszustandes und der Ueberhäufung mit anderweitigen Geschäften nur an der Eröffnungs- und Schlußsitzung sich hatte betheiligen können (15. November 1884 und 26. Februar 1885), so waren doch alle Mitglieder der Conferenz einverstanden mit dem Lobe des italienischen Bevollmächtigten de Launay, daß Fürst Bismarck es verstanden habe, von nah und fern der Conferenz den besten Fortgang zu geben. — Die letzte in amtlicher Stellung gehaltene Ansprache war die an die Abgesandten des Sultans von Zanzibar, die ihm dessen Geschenke überbringen sollte; er gab durch sie Sr. Hoheit dem Sultan zu verstehen, daß er wohl daran thäte, dem deutschen Element in Zanzibar die gehörige Hochachtung und Berücksichtigung zu schenken.

Der zweite Theil, der die Ansprachen des Fürsten nach seiner Entlassung enthält, übrigens, ohne daß in der äußern Form diese Scheidung zwischen der frühern und nachmaligen Stellung Bismarck's gekennzeichnet wird, ist bei weitem umfangreicher; er umfaßt auf 219 Seiten (S. 127—345) einhundertdreißig Ansprachen. Es ist das ganz natürlich; diese verschiedenartigen Aeußerungen, in denen sich oft recht scharfe Kritiken „des neuen Curses" finden, ersetzen dem alten Kanzler die Ansprachen im Land- und Reichstag. Sie sind übrigens gleich diesen, alle durchdrungen von wärmster Liebe zum Vaterlande, enthalten eine Fülle von Gedanken und Bildern und sind so formvollendet, wie alles, was aus Bismarck's geistiger Werkstatt hervorgeht. Auch hier ist eine statistische Betrachtung belehrend; vor die Aussöhnung mit dem Kaiser im vorigen Jahre fallen 115, der Rest darnach, und von jenen 115 gehören 47 in das Jahr 1892, nachdem während Bismarck's Reise nach Oesterreich Caprivi die sogenannten Uriasbriefe geschrieben hatte. Die pièce de résistance bilden hier die sechs Ansprachen in Jena am 30. und 31. Juli 1892. Ein treffliches Personen- und Sachverzeichniß (S. 347—358) bildet eine treffliche Zugabe zu dem übrigens sehr hübsch ausgestatteten Bande.

*) Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit einem Bildniß des Fürsten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. Gr. 8. 7 M.

Eine zweite höchst willkommene Gabe, die H. von Poschinger ebenfalls zum 1. April den Deutschen bietet, sind die „Neuen Tischgespräche und Interviews des Fürsten", eine Fortsetzung jener Tischgespräche Bismarck's mit den Parlamentariern.*) Die Mittheilungen beginnen mit einer Theilnahme Bismarck's an der Herzoglichen Tafel in Gotha im Frühjahr 1850 und enden mit dem Empfang des Redacteurs des Matin, Henri des Houx, im November 1892. Das Gothaer Diner machte den Grafen Schack zum Nachbar des damals durchaus unionfeindlichen preußischen Junkers; die Zuneigung war darum keine sehr große zwischen beiden. Dem Einiger Deutschlands hat dann Graf Schack mit Verehrung und Liebe angehangen. Die Unterhaltungen mit dem französischen Publicisten sind, was sehr dankenswerth ist, in französischer Sprache und dann unter dem Strich in deutscher Uebersetzung gegeben. Was übrigens das Princip bei der Zusammenstellung der Tischgespräche anlangt, so gibt H. von Poschinger, selbstverständlich bei seinem Zwecke, nur diejenigen Tischgesellschaften, bei denen sich irgendwelche Unterhaltung Bismarck's des Gastgebers oder Gastes bemerklich machte. Schon auf der zweiten Seite findet sich der Name von Bismarck's altem Studienfreunde, von John Lothrop Motley, dem wackern Amerikaner, der dann 1864 amerikanischer Gesandter in Wien war, mit Bismarck im regsten persönlichen Verkehr blieb und ihn auch in Varzin besuchte, zuletzt im Juli 1872 (24.—30. Juli, Tischgespräche S. 75 fg.). Bismarck hat ihm, der bald darnach starb, stets ein liebendes Andenken bewahrt, wie z. B. der Engländer Sidney Whitman in seinen Aufzeichnungen berichtet (Tischgespräche S. 187); ihm gab der Fürst eine liebenswürdige Schilderung seines alten Freundes, wenn dieser durch ein paar Glas Wein in Stimmung gekommen war. Dieser Engländer hatte es besser, als ein begeisterter Landsmann Motley's, der Amerikaner W. Wyl, der jahrelang vergeblich darnach getrachtet hatte, den Fürsten Bismarck persönlich kennen zu lernen. Schließlich gelang es ihm Ende Februar 1888 den Gegenstand seiner Sehnsucht zu betrachten, ja ein paar Worte mit ihm zu wechseln gegen ein Eintrittsgeld von einer Mark. Es war nämlich ein Bazar für die Armen Berlins im Reichskanzlerpalais. Da wir nicht das ganze Buch ausschreiben können, so begnügen wir uns mit der sehr hübschen Schilderung auf S. 147, übrigens auch nur einem kleinen Bruchtheile des erwähnten Berichtes:

Erregte Gruppen drängen sich gegen eine in die Gemächer des Fürsten führende Thüre. „Wenn er kommt, so kommt er da heraus", flüstert es und wispert es von Mund zu Mund. In dem Geräusche unterscheide ich viel amerikanisch angehauchtes Englisch. „Oh won't he come? Wouldn't it be too bad?" Immer stärker wird das Gedränge gegen die geheimnißvolle Thüre zu. Da entsteht plötzlich eine lebhafte Bewegung am andern Ende des Saales. „Dort ist der Fürst!" höre ich rufen, und schon reißt mich eine Woge, meist aus jungen Damen bestehend, nach jener Seite hin. Wie sie drängen können, die zarten Geschöpfe! Man sollte es nicht glauben. Das gibt einmal resolute Schwiegermütter. Aber die Woge hilft mir; ich brauche nur zu steuern, und ich thue es mit aller Macht, fest als Leuchtthurm den ehrwürdigen und gebietenden Kopf im Auge, der über der wogenden Menge emporragt, nach unten zu scharf abgeschlossen durch den breiten, dunkelgelben Strich des Uniformkragens. Ach, ich kenne sie, diese Formen, diese Züge. Ich habe sie an tausend Photographien und Bildern kennen gelernt. Aber das Leben ist doch noch etwas ganz anderes, als alle Nachbildung. Wie gütig und ermunternd er auf das Treiben herablächelt, ganz der friedliche Hausvater, der jedermann einladet, sich ganz zu Hause fühlen zu wollen, to be comfortable. Was in jenem Lenbach-Bilde strotzende Kraft gewesen, das ist nun väterliche, ja großväterliche Milde geworden. Na, es kommt eben für jeden die Zeit, wo er die Heldenrollen abgeben und zu den zärtlichen Vätern übergehen muß. Aber ist denn alles Milde in diesem Kopf? Ich bin ihm jetzt ganz nahe. Eben hat er noch ganz rührend weich gelächelt, da schlägt er plötzlich das Auge auf. Ah, das ist noch ganz Löwe, gerade so wie damals, als Lenbach es studirte. Er gab sich solche Mühe, mir mit Kreide zu zeigen, wie groß und vollkommen dieser Augapfel gebaut sei. Jetzt wirft er auch die Schultern zurück. Diable! Das ist ein Blick für Reichsfeinde. Aber das dauert nur einen Gedanken lang; jetzt ist er wieder ganz das Entzücken der Enkel, der gute Großpapa, der alle Taschen voll Bonbons hat.

Auf S. 134—141 und dann 152—160 ist von den beiden Besuchen Crispi's, des italienischen Ministerpräsidenten, vom 1. bis 3. October 1887 und vom 21. bis 23. August 1888 die Rede. Damit würde ein Büchlein außer Curs gesetzt sein, das im Jahre 1894 im selben Verlage, wie die beiden vorbesprochenen Werke, erschien und die beiden großen Staatsmänner im Titel führte.*) Doch enthält es noch viele interessante Mittheilungen über Bismarck sowol wie über Crispi und wirft manch interessantes Schlaglicht, und deshalb mag das anregende Werkchen hier nochmals empfohlen sein. Uebrigens ist es doch ein ganz eigenthümliches Zusammentreffen zweier ganz verschiedenartigen Laufbahnen: der sicilianische Revolutionär von 1848/49 und der ungestüm-junkerhafte Conservative derselben Jahre plaudern in familiärer Vertraulichkeit — beide sich gleich in der begeisterten Liebe zu ihrem Vaterlande. Drollig sind einige Ungenauigkeiten des Verfassers. So z. B. scheint ihm der nichts weniger als vorbildliche Friedrich Wilhelm II. neben Friedrich dem Großen der einzig wissenswerthe preußische König zu sein. S. 64 verwechselt er ihn mit Friedrich Wilhelm I., S. 78 mit Friedrich Wilhelm III. und begabt ihn mit den Tugenden dieser beiden Herrscher, mit Sparsamkeit und Ehrlichkeit! Außerordentlich zuverlässig ist auch die Schilderung des leipziger Siegesdenkmals, das Crispi am 23. August 1888 beaugenscheinigte: „Das

*) Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. Gr. 8. 8 M.

*) Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. Uebersetzt von Lili Lauser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. Kl. 8. 3 M.

neue Denkmal ist großartig. Der Kaiser zu Pferd in kaiserlicher Tracht; ringsum die Reiterstandbilder des Königs von Sachsen, des Fürsten Bismarck, des Prinzen Friedrich Karl und des Generals von Moltke." Gleich darnach wird Bebel als Schlossermeister vorgestellt. Nachträglich muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß H. von Poschinger's Quelle die „Deutsche Revue" XIX. Jahrgang, Juniheft ist, während die Specialausgabe von 1894 sehr viel reichhaltiger ist, z. B. S. 222 die bekannte Thras-Gortschakoff-Angelegenheit erzählt, die bei H. von Poschinger nicht steht.

Am 20. März 1894 erließ Horst Kohl einen Aufruf zur Mitarbeit an einem „Bismarck-Jahrbuch" *), wie wir ja schon seit langen Jahren ein „Goethe-Jahrbuch" haben. Es liegt nun von diesem weitangelegten Werke der erste Band vor, der einen überaus reichen Inhalt aufweist, so daß man ihm, der Beschränktheit des Raumes wegen, nicht einmal mit einer völligen Inhaltsgabe gerecht werden kann. In der ersten Abtheilung „Urkunden und Briefe" befinden sich eine Menge überaus interessanter Actenstücke; auf gut Glück ausgewählt vor allem das Entlassungsgesuch Bismarck's vom 4. Mai 1875 und die Antwort des Kaisers darauf, die niemand ohne Rührung lesen wird (S. 87—94). Und damit neben dem Tiefernsten auch das Hochlächerliche nicht fehle: Der Brief des frommen Herrn Senfft von Pilsach an den Fürsten vom 20. März 1873; am selben Tage antwortete Bismarck (S. 88). Unter dieselbe Rubrik der Lächerlichkeit fällt ein Theil der in den Jahren 1866—74 an Bismarck gerichteten Drohbriefe (S. 152 fg.); der Rest ist erbärmlich und roh.

Der zweite Theil des „Bismarck-Jahrbuchs" enthält von S. 165 an Gedichte auf Bismarck, die für den Historiker ungemein viel Stoff bieten und in diesen Tagen auch sonst manchem einen großen Gefallen thun werden. Was Mz. in der „Neuen Preußischen Zeitung" unterm 27. April 1849 auf Bismarck gedichtet hat, kann man heute noch gern lesen, wennschon uns der in Strophe 3 ausgesprochene Wunsch etwas unbescheiden vorkommt:

> O Gott! schaff uns Männer von dieser Art
> Nur hundert, nur hundert auf unserer Wart!

Der dritte Theil gibt eine Chronik des Bismarck'schen Lebens vom 17. September 1893 bis zum 16. September 1894 und bietet dabei manche willkommene Ergänzung zu dem ersten in diesen Zeilen erwähnten H. von Poschinger'schen Buche, indem nicht blos Bismarck's Ansprachen, sondern auch die sie hervorrufenden Anreden für die genannte Zeit gegeben sind. (S. 257—386.)

Im vierten Theil: „Reden und Abhandlungen" (S. 387—492), finden sich neben drei Reden der Herren Litzmann (Bonn), Kahl (Bonn) und Busch (Dresden) die bei der Grundsteinlegung und Enthüllung des Bismarck-Brunnens in Jena gehaltenen Reden. Es folgt dann eine längere Abhandlung des Dr. Graue (Chemnitz): „Fürst Bismarck im Culturkampf", ferner eine solche des Herausgebers „Ueber Bismarck's Mitarbeiterschaft an der «Kreuzzeitung»", endlich von Dr. Schüddekopf (Roßla): „Ein Bismarck als Dichter".

Im letzten und fünften Theile (S. 493—516) wird gewissenhaft über die Bismarck-Literatur des letzten Jahres Bericht erstattet, S. 497 fg. auch über das oben angezogene Büchelchen „Crispi bei Bismarck".

Man kann dem großartig angelegten Werke nur von ganzem Herzen guten Fortgang wünschen und hoffen, daß, namentlich jetzt nach der glücklichen Wiederherstellung des guten Verhältnisses zwischen dem Kaiser und seinem alten Kanzler, die auf S. IX des Vorwortes ausgesprochenen Klagen gegenstandslos werden.

Konrad Sturmhoefel.

*) Bismarck-Jahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl. Erster Band. Berlin, O. Häring. 1894. Gr. 8. 10 M.

Aus der Reformationszeit.

1. Martin Luther in culturgeschichtlicher Darstellung. I. Von Arnold E. Berger. (Geisteshelden. Führende Geister. Band 16 u. 17.) Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1895. 8. 4 M. 80 Pf.
2. Johannes Mathesius, ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. I. Von Georg Lösche. Gotha, F. A. Perthes. 1895. Gr. 8. 10 M.
3. Huldreich Zwingli, sein Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt. I, 1. Von Rudolf Stähelin. Basel, B. Schwabe. 1895. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Ob man sich ihrer freuen oder sie als ein Zeichen mangelnder geistiger Spannkraft beklagen soll, darüber ließe sich streiten, aber unleugbar ist die Thatsache, die gegenwärtig den Betrieb aller Geisteswissenschaften beherrscht: man hält nicht viel von den Entwürfen speculativen Denkens, aber sehr viel von der exacten geschichtlichen Forschung. Unter diesem Zeichen arbeitet heutzutage auch die theologische Wissenschaft. Sie ist dadurch zur Bebauung manches Stückes der Vergangenheit veranlaßt worden, das bisher brach lag, und hat dazu die Mitarbeit anderer Wissenschaften gewonnen, welche die Hoffnung erweckt, daß man um so eher das gemeinsam erstrebte Ziel gesicherter Wahrheit oder begründeter Wahrscheinlichkeit erreicht, als der Anlauf von verschiedenen Seiten her versucht wird. Die vorliegenden Biographien bestätigen diese Beobachtungen: binnen wenigen Wochen sind sie erschienen, historische Darstellungen, deren Gegenstand dasselbe Zeitalter, unter ihnen die eine aus der Feder eines Nichttheologen.

Den Büchern ist noch dies gemeinsam, daß sie sämmtlich erste Bände sind, denen weitere folgen sollen. Aber

da ihre Eigenart aus dem Erschienenen klar wird, ist uns schon heute eine Besprechung möglich.

Der Verfasser der Schrift: „Martin Luther in culturgeschichtlicher Darstellung", Arnold E. Berger (Nr. 1), ist Literarhistoriker. Die Auffassung von seiner Wissenschaft als „gegenständlich gestalteter Ideengeschichte im Zusammenhange des allgemeinen Culturprocesses" hat ihn zu Studien über das größte Ereigniß der neuern Geistesgeschichte, die Reformation, veranlaßt. Was er an Werken darüber vorfand, befriedigte ihn nicht. Rührten sie von Theologen her, so empfand er in ihnen störend eine Einmischung apologetischer und polemischer Gesichtspunkte und das eifersüchtige Bestreben, die religiöse Originalität Luther's zu wahren, über dem leicht die Berücksichtigung der sein Werk vorbereitenden oder begleitenden zeitgeschichtlichen Verhältnisse unterblieb; waren die Verfasser Historiker, so schien ihm wiederum die Gestalt des Reformators zu sehr im Zeitbilde zu verschwinden. Darum folgte Berger der Aufforderung, für die von A. Bettelheim herausgegebene Sammlung „Geisteshelden" einen Beitrag zu liefern, und unternahm die Abfassung einer auf zwei Bände berechneten Biographie Luther's.

Durch ein Buch desselben Verfassers über „Die Culturaufgaben der Reformation" vorbereitet, ist bisher der erste Band erschienen. Er stellt Luther in den Jahren bis 1525 als „religiösen Mittler" dar, in drei Kapiteln, seine Erwählung zur Mittlerschaft (1483—1505), deren Erwerbung (—1517) und Bewährung (—1525). Das Interesse ist vor anderm auf die psychologische Entwickelung des Reformators gerichtet. Der Verfasser weist nach, wie die bäuerliche Abkunft, die düstere Härte seiner Jugend, die Berührung mit der kritisch gestimmten Laienbildung schon im Aelternhause, dann die bürgerliche Behaglichkeit im Hause der Frau Kotta in Eisenach und die humanistischen Einflüsse in Erfurt die weiche Seele des Knaben und Jünglings gerade zu derjenigen gestalten, die aus dem Leben des Mannes spricht, mit seiner derben, zähen Art, seinem urgewaltigen Ringen und doch auch seinem tiefgründigen Humor. Eine Uebersicht über die Bestrebungen der Augustinercongregation leitet zu der seelenkampferfüllten Klosterzeit Luther's über, deren Gewinn bereits in der Wirksamkeit des jungen wittenberger Professors zu Tage tritt. Indem bereits vor dem Ablaßstreit bedeutende Anregungen von ihm ausgehen, besonders die Bekämpfung des mittelalterlichen Aristoteles im Namen der paulinisch-augustinischen Weltanschauung, blüht die eben gegründete kursächsische Universität frisch empor. Und dann zeigt der Beginn seines kirchlichen Reformwerkes den Mann in immer wachsender geistiger Ueberlegenheit, Klarheit und Leidenschaft, wie er zum Heros seiner Nation, zum Wortführer seiner Zeit wird und auf dem Gipfel seines Lebens vor dem Reichstage in Worms eintritt für Gewissen, Bibel und sein deutsches Volk. Damit ist der Wendepunkt erreicht. Während sich der protestantische Geist ausbreitet, festigt sich der Reformator auf der Wartburg im Heiligthum seiner Mission, lösen sich die Adelsrevolution und die humanistische Aufklärung von ihm ab, legt er selbst die Gestaltung der kirchlichen Ordnung in die Hand der weltlichen Obrigkeit und tritt der socialen Revolution der Bauern als einem Satanswerk entgegen mit dem niederschmetternden Pathos, wie es die Gefährdung seines Lebenswerkes gebot. Gehaßt und geschmäht, getäuscht und bitter, furchtbar einsam und doch in seinem Gotte stark, so sehen wir den Gewaltigen am Schlusse des Bandes.

Die Ausführungen des Verfassers lassen erkennen, daß er in den Schriften des Reformators belesen ist, die Vorarbeiten fleißig benutzt und sich auch über Einzelheiten aus Detailuntersuchungen unterrichtet hat. Doch seien folgende Ausstellungen gestattet. Es ist unrichtig, daß Luther in den Thesen zwischen dem idealen und dem empirischen Papst unterschieden habe, wie S. 219 und öfter behauptet wird. Vielmehr beweist ein Vergleich der fünften These mit der funfzigsten, daß Luther von dem die Peterskirche bauenden Papste schreibt, also den idealen, aus den canones redenden, mit dem empirischen identificirt, mit andern Worten diesen idealisirt. Die Bedeutung Friedrich's des Weisen ist bei der ängstlichen Besonnenheit des fürstlichen Reliquienfreundes schwierig, aber durch den Satz „er ist zeitlebens ein treuer Sohn der alten Kirche geblieben" (S. 246) nicht glücklich vollzogen. Das hat Friedrich thatsächlich bleiben wollen, aber seine Lektüre der Bibel und der Schriften Luther's, mehr noch seine Zuneigung zu Erasmus ließen die Absicht nicht zur Thatsache werden. Die meisten Ausstellungen ergeben sich angesichts der Besprechung religiöser Errungenschaften der Reformation. Die Darstellung der Erkenntniß von der Rechtfertigung aus dem Glauben wird den lutherischen Gedanken nicht gerecht. Wenn vollends der Verfasser seinerseits sich über religiöse Probleme äußert, z. B. auf S. 124 oder 144 fg., dann geschieht es in so schwebender, unklarer Ausdrucksweise, daß man wol an eine blutarme Theologie des modernen Geschmacks erinnert wird, aber den Abstand solcher Stellen von der bewußten Kraft der Gedankenwelt Luther's unangenehm empfindet. Und worauf stützt sich z. B. eine Behauptung wie die, Jesus habe sich als ersten Bürger des Reiches Gottes verkündet? (S. 145.)

Dagegen verdient die Darstellung vollste Anerkennung um folgender Vorzüge willen: erstens der mustergültigen, stellenweise geradezu hinreißenden Sprache, zweitens der psychologischen Vertiefung der Vorgänge, welche den Leser zur innern Theilnahme an den Geschicken des Reformators nöthigt, drittens der Berücksichtigung der Strebungen jenes Zeitalters. Durch diese Mittel wird die Biographie zur Vorführung eines gewaltigen weltgeschichtlichen Dramas, dessen Entwickelung der Leser mit Spannung und innerer Betheiligung verfolgt, auch der, dem die Thatsachen selbst schon bekannt sind. Vor allem theilt sich die schöne Begeisterung des Verfassers für seinen großen Gegenstand mit, welche jede Seite des Buches ausströmt.

Durch diese Vorzüge ist Berger's Luther befähigt, in der großen Zahl der Luther-Biographien einen ehrenvollen Platz einzunehmen, und werth, gebildeten Lesern empfohlen zu werden. Doch möchten wir für den zweiten Band rathen, die Anforderungen an diese herabzustimmen. Die wenigsten werden doch im Stande sein, wenn sie auf S. 259 einen Brief Luther's ohne Angabe seines Inhalts citirt finden, ihn in de Wette's Sammlung aufzuschlagen, um sich aus Luther's Vorschlag, der Kurfürst möchte ihm das freie Geleit verweigern, über die Klugheit des Reformators zu unterrichten. Auch würde eine Zertheilung der großen Kapitel in kleinere Abschnitte die Lektüre erleichtern und darum angebracht sein.

Was endlich Aeußerlichkeiten anlangt, so ist die Zahl der Druckfehler gering — störend wirkt nur die Verwirrung des zweiten Satzes auf S. 105, derzufolge gerade das Gegentheil des Beabsichtigten gesagt wird — und die Ausstattung des Buches genügend, zumal in Anbetracht des erstaunlich niedrigen Preises.

Eine alte Schuld hat die kirchengeschichtliche Wissenschaft mit dem Buche Georg Lösche's (Nr. 2) abgetragen, das dem alten Johannes Mathesius, einer der fesselndsten Gestalten des Reformationszeitalters, von der bisher kaum mehr als der Name und die ihn tragenden Predigten über das Leben Luther's bekannt waren, auf dem Grunde gelehrter Forschung ein biographisches Denkmal setzt. Der Anfang dieses Lebens nimmt dieselbe Entwickelung wie das Leben vieler Zeitgenossen: eine enge Jugend in der Vaterstadt, die des Mathesius' war Rochlitz in Sachsen, die Noth der Currentschülerzeit, Mathesius verlebte sie in Nürnberg, endlich der Kampf mit den großen Fragen, um deren Beantwortung sich jene Zeit abmühte. Da wird der Jüngling nach Wittenberg in den Bannkreis der Reformatoren geführt und erhält in dieser Stadt, von nun an seiner geistigen Heimat, den Anstoß zu der Bewegung, der er zeitlebens gefolgt ist: Reformation und Humanismus. Die Arbeitsstätte seiner Mannesjahre wurde das im böhmischen Erzgebirge gelegene Joachimsthal, damals eine frisch aufblühende Bergstadt. Anfangs als Rector der Lateinschule, dann als Pfarrer der ihm treulich anhangenden Gemeinde, das Haupt eines musterhaften Pfarrhauses, in vorbildlichem Zusammenwirken mit gleichgesinnten Amtsgenossen, im Verkehr mit den bedeutendsten Vertretern der reformatorischen Bewegung und selbst ein gesinnungstüchtiger Vorkämpfer derselben, auch in Wien König Ferdinand I. gegenüber, entfaltete er eine bedeutende Wirksamkeit bis zu seinem Tode im Jahre 1565.

Dem Titel des Buches entsprechend, „ein Lebens- und Sittenbild", läßt uns der Verfasser Einblicke in die Sitten jener Zeit thun: das wittenberger Universitäts- und Studentenleben, die Tischgesellschaft Luther's, die Entstehung der Bergstadt u. a. m. Wir gewinnen einen Eindruck von dem bis in seine Tiefen hinein erregten Jahrhundert und sehen in seiner Mitte Luther's mächtige Gestalt, voll Leidenschaft und doch wieder zart und treuherzig, fähig für ein einzelnes Menschenleben das lösende Wort zu sprechen, wie er's für seine Zeit gefunden hat.

Die zweite Hälfte des Bandes ist den Werken des Johannes Mathesius gewidmet, die hier analysirt, beurtheilt und in Zusammenhang mit verwandten Erscheinungen gebracht werden, gelegentlich bis herab zu Zola's „Germinal". Den Anfang macht die joachimsthaler „Kirchen-, Schul- und Spitalordnung", von den zahlreichen ähnlichen Entwürfen, die aus jener Zeit bekannt sind, nicht wesentlich verschieden. Hierauf folgt eine Besprechung der Predigten Mathesius', deren nicht weniger als anderthalbtausend uns erhalten sind. Aus der Fülle des Interessanten seien hier nur die Besprechung der Bergwerkspostille Sarepta, in der über die Beziehungen des bergmännischen Berufs zur Bibel oft mit künstlicher Verknüpfung, aber immer originell gepredigt wird, und die ergreifende Rede hervorgehoben, welche Mathesius seinen Kindern auf dem Wege nach ihrer Mutter Grab gehalten hat.

Dieser erste Band soll bald durch einen zweiten fortgesetzt werden, in dem eine Charakteristik der Mathesianischen Predigten und eine Besprechung seiner Dichtungen folgen soll, dazu eine Anzahl von Briefen, die Rechtfertigungsschrift an König Ferdinand und die Bibliographie der Werke des Mathesius als Beilagen. Aber schon aus dem Vorliegenden gestaltet sich ein plastisches Bild des joachimsthaler Reformators, seines Lebensganges, seiner überaus anziehenden Persönlichkeit und seiner geistvollen Predigtweise. Das Mittel, durch welches der Verfasser zugleich ihn dem Leser nahe zu bringen und die Zuverlässigkeit seines Berichts zu gewährleisten versteht, ist, daß er in seine Darstellung die Quellen einwebt. Demnach dürfte über die Thatsachen mit ihm kaum zu rechten sein. Daß Referent in der Beurtheilung der Ereignisse hier und da anders verfahren würde, ist begreiflich. Als störend habe ich folgende Druckfehler notirt (sämmtlich im Text): Seite 138, Zeile 4 von unten lies Johann Friedrich; S. 224, Z. 4 v. u. l. „man" hinter „während"; S. 394, Z. 4 v. oben l. „aus der".

Diese Biographie des Mathesius bedeutet eine höchst dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntniß des Reformationszeitalters. An ihrem Orte wird die theologische Wissenschaft dem Verfasser für werthvolle Beiträge zur Kirchen-, Cultus- und Predigtgeschichte zu danken haben, hier seien alle, welche durch Beruf oder Neigung mit jener wichtigen Zeit verbunden sind, auf das Buch hingewiesen.

Noch in höherm Grade als durch das zuletzt genannte Werk wird durch die Biographie Zwingli's von Rudolf Stähelin (Nr. 3) einem Bedürfniß der Zeit Rechnung getragen. Ueber Luther besaßen wir bereits mehrere ausgezeichnete Werke, Mathesius' Leben war zwar reich an Beziehungen, nicht aber an der weithin wirkenden, Neues gestaltenden Kraft, so daß die Nachfrage nach einer Darstellung desselben groß gewesen wäre, seit dem

Erscheinen des letzten großen Werkes über den schweizer Reformator aber waren nahezu dreißig Jahre verflossen. Auch die Zwingli-Feier im Jahre 1884 hatte diese Lücke nicht ausgefüllt. Kleinere Schriften über Zwingli waren erschienen, bald darauf eine größere Bearbeitung seiner Theologie, eine solche seines Lebens blieb aus. Demnach ist eine auf zwei Bände berechnete Biographie wie die vorliegende mit Freuden zu begrüßen. Diese Freude wird durch den Namen des Verfassers noch gesteigert, der auf dem Gebiet der Zwingli-Forschung bereits den besten Klang hat; mehrere Studien über den Reformator, theils in Zeitschriften, theils in Büchern, eine Uebersicht über Zwingli's Leben, Schriften und Theologie in Herzog's Realencyklopädie und die Erinnerungsblätter in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, mit denen er 1883 die Zwingli-Feier vorbereitete, besaßen wir aus seiner Feder. Jetzt faßt er in einem gründlichen Werke zusammen, das um seiner gewandten schriftstellerischen Form ebenso einem weitern Leserkreise zugänglich ist, wie es durch die Berücksichtigung der Zeitgeschichte den Anforderungen jetzt geltender Geschichtsschreibung entspricht.

Die Biographie wird durch eine Uebersicht über die schweizerischen Zustände zu Beginn des 16. Jahrhunderts eingeleitet, die Machtblüte der Eidgenossenschaft, die mit ihr engst verbundenen Gefahren und die Unfähigkeit der herrschenden Kirche, diesen zu steuern. Dann werden Zwingli's Jugendentwickelung und erste Wirksamkeit geschildert. Welcher Unterschied zwischen ihr und der des wittenberger Reformators! Bei diesem das unablässige Ringen mit den schwersten Conflicten, wie sie eben der Genius empfindet und überwindet, dort die gleichmäßige, allmählich sich befreiende Entwickelung eines weniger effectvollen und heroischen Charakters. Sein ländliches Vaterhaus war doch nicht ohne Beziehungen zur Wissenschaft der Zeit. Auf den Schulen und Universitäten empfängt er die Begeisterung für die humanistischen Studien, die hinfort sein Leben beherrscht. Bereits als junger Pfarrer bethätigt er sie, ebenso wie seinen vaterländischen Eifer im Kampfe gegen die Unsitte seiner Landsleute, im Solddienst kriegführender Fürsten ihre Kraft der Heimat zu entziehen. Der humanistische und patriotische Ausgangspunkt der Zwingli'schen Reformation ist hier schon vorgebildet. Zugleich bahnt sich seine religiöse Entscheidung an, indem er von Erasmus, dem Orakel Europas, Kritik an der Papstkirche lernt und zum Studium der Bibel in den Ursprachen sowie der Kirchenväter angeregt wird. Schritt vor Schritt zu ihm hingeführt, tritt er als Leutpriester am Großmünster in Zürich in seinen reformatorischen Beruf ein. Die Anfänge der Reformation in Zürich (1519—22) bilden den Inhalt des zweiten Buches. Von Anfang an zeigt sich die mannhafte, nüchterne Art Zwingli's. Die Heilige Schrift durch sich selbst auszulegen, ist ihm die Hauptaufgabe seines Amtes. Vertieft wird er durch die Gefährdung seines Lebens in der Pestzeit und den wachsenden Einfluß der Schriften Luther's, Erfahrungen, die ihn in den evangelischen Glauben an die alles vollbringende göttliche Gnade einpflanzen. Noch hält er damit zurück, seine Ueberzeugung im Kampfe gegen das bestehende Kirchenthum geltend zu machen, aber seine Parteinahme für Luther's Sache entfremdet ihn den kirchlichen Obern, sein Widerspruch gegen ein Bündniß der Eidgenossen mit dem Papst zum Zwecke, ihm Söldnerdienste zu leisten, führt zur Spannung mit Rom, seine freie Stellung zu den Fastengeboten öffnet den Conflict. Zwingli's erste reformatorischen Schriften und seine Bestrebungen für die Priesterehe zeigen ihn auf. Der vorliegende Halbband schließt mit einer Darstellung der Fortschritte der beginnenden Reformation in einzelnen Städten der Schweiz. Bis zum Herbst 1522 ist die Darstellung geführt.

Diese Ereignisse geben dem Verfasser Gelegenheit, seine Leser mit den vorzüglichsten Persönlichkeiten und Verhältnissen bekannt zu machen, die für Zwingli von Bedeutung waren, ebenso zu mehrern schwierigen Fragen Stellung zu nehmen, zu denen dieses Leben Veranlassung bietet: seine nicht einwandfreie sittliche Haltung, seine Abhängigkeit von Luther, die Begründung seiner abwartenden Vorsicht u. a. m. Ueberall bewährt sich der hervorragende Sachkenner und die zuverlässige Grundlage der Quellenstudien, von der sich die Geschichtsdarstellung doch wieder leicht und gefällig abhebt. So gibt sich dies neue Leben Zwingli's als ein wissenschaftliches Werk von vornehmer Haltung, dem seine vorzügliche Ausstattung und der fehlerlose Druck gut anstehen. Wir begrüßen dankbar sein Erscheinen und freuen uns der Ankündigung, daß die noch fehlenden Halbbände bald nachfolgen sollen.

Drei verdienstvolle Werke, ein jedes in seiner Art — möchten sie nicht nur bei der Zunft der Fachgenossen Berücksichtigung finden, sondern auch einen größern Kreis von Lesern, die sich von ihnen in jenen hochinteressanten Abschnitt der Geschichte einführen lassen. Von Kämpfen und Wirren übergenug bewegt, stellt er sich dar, aber durchweht von dem Bewußtsein der Zeitgenossen, daß in ihm der Weg zur Geschichte aufwärts führe. Das ist seine Größe, angesichts deren sich der jubelnde Gruß eines Hutten an sein Jahrhundert verstehen läßt: „es ist eine Lust, in dir zu leben!"

Johannes Reinhard.

Zur Shakespeare-Literatur.

1. Shakspere. Von Alois Brandl. (Achter Band der Sammlung: Geisteshelden [Führende Geister].) Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1894. 8. 2 M.
2. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Neunundzwanzigster und dreißigster Jahrgang. Weimar, in Commission bei A. Huschke. 1894. 8.

Beim Lesen des Alois Brandl'schen Buches (Nr. 1) beschleicht uns fast unmerklich der beruhigende Gedanke, daß es also doch den abenteuerlichen Versuchen der Bacon-Phantasten nicht gelungen ist, den Dichter des „Hamlet" im Verfasser des „Novum Organum" untergehen zu lassen. Denn Brandl gestaltet aus den Zeugnissen, welche von einem Shakespeare sprechen, ein durchaus lebendiges Bild, nicht mit gewagten Vermuthungen, die am Ende zu den vielen Unsicherheiten, mit denen der Shakespeare-Biograph zu kämpfen hat, nur noch eine neue hinzufügen, sondern durch eingehende Untersuchung alles Thatsächlichen, was in der schriftstellerischen Hinterlassenschaft und in der geschichtlichen Ueberlieferung vor uns liegt, und eine sorgfältige Abwägung der auf diese Weise gewonnenen geschichtlichen und psychologischen Beweisstücke. Im Vordergrunde derselben stehen für ihn die Werke seines Helden; doch läßt er durch die Versuchung, sie genau zu datiren, sich von dem Pfade objectiver Darstellung nicht weglocken. Daß dennoch jedes dieser Werke in einer genau charakterisirten Periode des geistigen Schaffens unseres Dichters eine im ganzen sichere Unterkunft hat finden können, bestätigt die Feinheit und Sicherheit des literarischen und psychologischen Urtheils Brandl's.

Shakespeare hat wenig von der gelehrten Bildung seiner Zeit sich aneignen können; aber er hat in alle Schichten der Gesellschaft hineingesehen und zwischen Natur- und Menschenbeobachtung auf der einen, dem Bücherstudium auf der andern Seite die Originalität seiner außerordentlich empfänglichen Natur zu bewahren gewußt. Die Eindrücke seiner heimatlichen Umgebung sind ihm unauslöschlich geblieben; aber das vielbewegte Leben der Hauptstadt hat seinen Gesichtskreis außerordentlich erweitert. Mit Schlegel hält es Brandl für eine günstige Fügung, daß über der Zeit des Dichters noch „der Mond des Katholicismus am Himmel stand, während schon die Sonne der Aufklärung aufging". Shakespeare trat der großen Welt, in welche zunächst der Vermögensverfall seines Vaters, dann aber auch eigene Schicksale ihn hineingetrieben haben, als ein aufmerksamer Zuschauer mit unbegrenzter Aufnahmsfähigkeit entgegen. Seine „Originalität hat nichts Willkürliches; er achtet das natürlich Gewachsene selbst in der Märchenfabel" (S. 42). Man urtheile nach diesem treffenden Worte unseres Biographen, ob der Mann, den es charakterisirt, dazu bestimmt war, der gelehrten Welt eine neue wissenschaftliche Methode zu geben. So viel man nun aber von persönlichen Erlebnissen und Stimmungen aus Shakespeare's Werken herauslesen oder in sie hineinlegen kann, es ist bei einem Charakter und einer Anlage, wie sie dem Dichter eigen waren, rathsam, nur die in längerm Verlauf der Zeit und unabhängig von den Quellen sich aussprechenden persönlichen Zuge in das ganze Bild des Mannes einzufügen, der wol „ein Temperament war, aber in erster Linie ein Künstler sein wollte". Dies sind die Anschauungen, nach welchen Brandl seine Biographie entworfen hat.

Aus Shakespeare's Jugendzeit kann der Biograph uns nichts Neues mittheilen. Er ist auch so vorsichtig, für die Uebersiedelung nach London kein Jahresdatum zu setzen. In der Hauptstadt hat er wol gleich Beziehungen zum Theater angeknüpft. Der „Titus Andronikus", mit welchem die „Londoner Lehrjahre" beginnen, zeigt noch Shakespeare's „Schullatein". Der Vers ist noch unfreier als in spätern Stücken; aber Brandl will den Eigenheiten der Verstechnik keinen bestimmenden Einfluß für die Datirung der Dramen unseres Dichters einräumen. Es ist ein Anfängerstück, das man lieber dem Marlowe zuschreiben möchte, wenn es nicht für Shakespeare zu gut bezeugt wäre. Für die nächsten Stücke haben wir sicherern Anhalt: „Romeo und Julie", „Verlorene Liebesmüh", „Die Komödie der Irrungen" füllen die Jahre um 1591. Uns scheinen diese Ansätze eher noch zu früh. Brandl selbst ist geneigt, das erste dieser Stücke nach den „Edelleuten von Verona" anzusetzen, welche vielfach an dasselbe anklingen. Die letztgenannte Komödie war vor 1598 bekannt. Auch der „Sommernachtstraum" gehört in diese Zeit. Brandl sieht in ihm eine Parodie oder eine Palinodie auf „Romeo und Julie". Der Dichter hat auch später den lastenden Eindruck trauriger und blutiger Gestaltungen, an denen seine Phantasie lange festhängen mußte, auf solche Weise überwunden, „gewissermaßen sich selbst wieder ins Gleichgewicht gebracht". Gewaltige politische Ereignisse mögen ihn nun zur „Historie" hinübergeführt haben. „Heinrich VI.", den Brandl auf die Autorität der Folioausgabe hin durchaus als shakespearisch ansieht, „Richard III.", auch dieser noch im Geiste Marlowe's geschrieben, und „Richard II." schließen diese Periode ab. Mit „Richard II." vertieft sich die Kunst des Dichters: „er schreitet von der Darstellung individueller Sittlichkeit vor zu den Ideen der Schuld und Sühne eines ganzen Hauses".

Inzwischen waren die epischen Gedichte „Venus und Adonis" und „Lucretia" erschienen. Sie bringen ihren Dichter in die vornehme Gesellschaft, während seine Verhältnisse sich auch sonst so günstig gestalten, daß er das beste Haus in seiner Vaterstadt und ein ritterliches Wappen erwerben kann. Auch die Sonette reichen in diese Zeit zurück; Brandl warnt davor, aus ihnen autobiographischen Stoff zu sammeln.*) „König Johann" ist eine Episode

*) Der vielleicht zu weit gehenden Vorsicht Brandl's gegenüber sei wenigstens an dieser Stelle auf Professor Hermann Conrad's Aufsatz „Shakspere und die Essexfamilie" im Februarheft der „Preußischen Jahrbücher" hingewiesen.

in Shakespeare's poetischer Geschichte. „Heinrich IV." mit seinen zwei Theilen und „Heinrich V." sind aber bedeutende Marksteine in derselben. „Der Kaufmann von Venedig", „Der Widerspenstigen Zähmung", „Die lustigen Weiber von Windsor" und „Viel Lärm um nichts" schließen diese Zeit ab, welche Brandl die „Fallstaff"-Periode nennt. „Viel Lärm um nichts" hat Anklänge an „Verlorene Liebesmüh", das zu gleicher Zeit gedruckt wurde; aber die tiefere Empfindung im erstern Stück zeigt, wie Shakespeare unterdessen fortgeschritten ist.

Shakespeare ist ein reicher Mann geworden; aber die Stimmung, welche aus den Werken der nächsten Zeit, der „Hamlet"-Periode spricht, läßt schließen, daß das politische und sociale Elend dieser Jahre ihn lebhaft beschäftigt hat. „Wie es euch gefällt", um 1599, enthält eine scharfe Satire; „Was ihr wollt" neigt zum Stil der Tragödie hin; „Ende gut, alles gut" ist pessimistisch angehaucht; „Gleiches mit Gleichem" (wie Brandl statt „Maß für Maß" sagt) ist ganz trüb gestimmt. Nun aber kommen „Julius Cäsar", „Hamlet", „Othello", die in den wuchtigsten Tönen der Welt vorhalten, wie schlecht sie sei, wie wenig es sich lohne, in ihr zu leben.

Des Dichters Wohlstand steigt; aber seine Stimmung hebt sich nicht im gleichen Maße. „Coriolan" spiegelt vielleicht die Schicksale des unglücklichen William Raleigh wider; „König Lear" überbietet noch den Stolz des „Coriolan"; „Macbeth" häuft mehr Verschulden auf seinen Stoff als die Quelle, aus der Shakespeare geschöpft hat; „Antonius und Cleopatra" schildert die letztere möglichst ungünstig; „Troilus und Cressida" führt nur verderbte und unnatürliche Verhältnisse vor unsere Augen und „Timon von Athen" hat zum Inhalt nur die Entstehung des grundsätzlichen Menschenhasses.

Nun zieht Shakespeare sich allmählich nach der Heimat zurück; doch kauft er noch 1613 ein Haus in London. Die Stimmung des Dichters wird jetzt friedlich und idyllisch; „der Bitterkeit folgt ein Spiel mit der schönen Illusion". Shakespeare wendet sich einer neuen dramatischen Modeform zu, der „Romanze", die sich kennzeichnet „in einer überraschenden Reihenfolge von sinnen- und gefühlsberückenden Situationen, in einer kühnen Hintansetzung der Wahrscheinlichkeit, um desto mehr durch Scenerie, Magie und Symbolik zu wirken". Den „Perikles", der ein Muster dieser Gattung bietet, will Brandl mit Recht, wie uns scheint, dem Dichter absprechen; aber „Cymbeline" zeigt, was Shakespeare aus dieser Form gemacht hat. Das „Wintermärchen" und „Der Sturm" gehören der nämlichen Art an. Die geographischen Irrthümer im erstern hält Brandl für absichtlich; wir möchten so weit nicht gehen, aber doch nicht den Dichter, sondern nur seine Quellen für diese an sich nichts bedeutenden Nebendinge verantwortlich machen. In „Heinrich VIII." („Alles ist wahr") sieht unser Biograph nur Shakspeare's Hand und erklärt die Eigenthümlichkeit des Stückes, das allerdings Schönheiten enthält, die man keinem andern Dichter der Zeit zuschreiben kann, aus der Annäherung an die Romanzenform.

Die letzten Lebensjahre seines Helden erzählt Brandl mit der nämlichen objectiven Ruhe, welche manchem Leser diese Biographie vielleicht zu nüchtern erscheinen läßt. Wir unsererseits wüßten für den, der einen biographischen Führer zum Studium Shakespeare's haben will, ohne gelehrter Forschung sich hingeben zu können, kein besseres und zuverlässigeres Hülfsmittel zu nennen als Brandl's „Shakspere".

Die Shakespeare-Gelehrten haben in dem 1894 erschienenen Doppelbande des „Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft — neunundzwanzigster und dreißigster Jahrgang" — (Nr. 2) zur Biographie des Dichters und zur Kenntniß seiner Zeit und Umgebung manches beigetragen, wovon hier in Kürze noch berichtet werden soll. G. Sarrazin, dem wir werthvolle Untersuchungen über den „Urhamlet" verdanken, spricht sich über die Chronologie von Shakespeare's Jugenddramen aus, die er, auf geschichtliche und sprachliche Zeugnisse gestützt, so ansetzt, daß „Verlorene Liebesmüh" (nach „Richard III.") in die Zeit von 1592 auf 1593, „Romeo und Julie" 1593—94, der „Sommernachtstraum" 1594 fiele. Der nämliche Gelehrte regt die Frage, ob Shakespeare in Italien gewesen sei, wieder an. Elze hat sie verneint, obwol die Uebereinstimmung des Urtheils über den mantuaner Maler Giulio Romano im „Wintermärchen" mit der Grabschrift desselben kaum zu erklären ist, wenn Shakespeare Italien nie gesehen hat. Nun macht Sarrazin darauf aufmerksam, daß die bildlichen Scenen der „Lucretia" den Darstellungen aus dem trojanischen Kriege, welche der genannte Maler im Palast zu Mantua ausgeführt hat, entsprechen. Damit wird die oft ausgesprochene Vermuthung, daß Shakspeare in den ersten Jahren seiner dramatischen Laufbahn mit einer reisenden Truppe das Land besucht habe, in welchem sein ergreifendstes Liebesdrama spielt, der Wahrscheinlichkeit um vieles näher gerückt. Hermann Conrad gibt eine Charakteristik des Dramatikers Greene, den man Shakespeare manchmal nahegestellt hat. Conrad setzt sein dichterisches Vermögen in der an ihm bekannten geistreichen, aber etwas zu scharfen Weise tief herunter. Wir finden auch übermäßig viel Schärfe in der Beurtheilung des Bulthaupt'schen „Timon". Hat sich der Umdichter von Shakespeare zu weit entfernt, so konnte sein Stück als ein neues gelten; wir können aber nicht zugeben, daß es ihm dann nicht gestattet gewesen sei, seiner Arbeit den Titel des Shakespeare'schen Dramas beizulegen. Ein Aufsatz von Johannes Bolte, dem trefflichen Kenner des altenglischen Theaters, über ein englisches Drama aus Shakespeare's Zeit („Niemand und Jemand"), welches der Verfasser in Tieck's Uebersetzung mittheilt, zeigt wieder, wie eng zu Shakespeare's Zeit die Beziehungen zwischen England und dem Continent gerade auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung gewesen sind.

Ernst von Sallwürk.

Sagen und Märchen.

1. Falter und Mücken. Märchen und Humoresken von Carl Renschild. Mit einem Prologe von C. Biberfeld. Berlin, G. Wattenbach. 1894. 8. 2 M. 80 Pf.

Es ist zwar nicht angegeben, warum das Einleitungsgedicht — der Prolog — aus der Feder eines andern Verfassers herrührt als der weitere Text des Buches, doch kann man in Anbetracht der wirklich hübschen Dichtung wol darüber hinweggehen. C. Biberfeld's Verse führen fein poetisch in die Märchenwelt ein, die sich nach ihnen vor unserm Blicke aufthut. Der Dichter läßt Titania, die Elfenkönigin, hervortreten und darüber klagen, daß heutzutage die Sänger an die Wunderwelt des Märchens nicht mehr glauben wollen und nur die Wirklichkeit auf ihr Papier schreiben, daß sich die heutigen Dichter nur solchen düstern Reizen hingeben. Wir können nicht umhin eine Strophe aus dem ansprechenden von warmem poetischen Hauche durchzogenen Gedichte an dieser Stelle wiederzugeben. „Und doch" fährt die Elfenkönigin nach ihrer Klage fort:

> Und doch; gesteht: — auf diesen dunkeln Pfaden
> Hat oft ein Sehnen euer Herz geschwellt,
> Ein Drängen nach den glücklichen Gestaden,
> Die still der Träume Mondenglanz erhellt, —
> Ein Wunsch, die Seele wieder rein zu baden
> Im keuschen Waldquell meiner Märchenwelt!
> Nun denn, so mögt ihr froh auch jenem lauschen,
> Der diesen Quell noch hörte heimlich rauschen.

Damit ist in der That der Märchendichter gut eingeführt und wir können sagen, daß die auf dieses Gedicht folgenden Stücke kein gewöhnliches Talent bekunden. Es sind kurze auch in der Prosa des Erzählers mit reichem poetischen Schmuck gezierte Dichtungen, von welchen gleich die erste: „Die wunderbare Geige", so einfach die Erzählung gegeben ist, tief zu Herzen spricht. „Die rothe Blume", „Des Vögleins Rache", „Der Christbaum", „Die Krähe", „Der verbrannte Engel" sind überaus liebliche, reizend geformte Märchen, welche ebenso die Jugend erfreuen werden als sie dem ältern Freunde echter Poesie ansprechen. Der Gedanke z. B. in dem letzterwähnten Stücke, wonach der Engel auf den Tannenbaum die Sterne des Himmels herabwinkt, „bis der Baum zuletzt wie von Feuer übersäet, heiliges Licht durch den Wald goß" und mit dem lichten Baume die Menschen erfreut, ist eine so schöne dichterische Verherrlichung des Weihnachtsbaumes wie sie noch selten geboten worden ist. Auch manches scherzhafte Märchen findet sich, wie etwa „Die Verlobung im Setzerkasten", deren Erzählung gewiß jedem Leser ein Lächeln abgewinnen wird. Einige dieser duftigen Märchenpoesien erinnern an die prächtigen Stücke eines Andersen, den sich der Poet überhaupt zum Vorbilde genommen zu haben scheint.

Der Humoresken, welche den zweiten Theil des Buches bilden oder eigentlich einen eigenen Titel: „Lustige Mücken" führen, ist ebenfalls empfehlend zu gedenken. Die köstliche Geschichte von den „beiden Regenschirmen", die lustigen Soldatenhumoresken, von denen wir hier insbesondere jene, welche „Der Hase" überschrieben ist, nennen, werden dem Verfasser auch auf diesem Gebiete viele Freunde erwerben. Es thut wohl, in einem Buche wieder einmal schlichte Märchenpoesie und erquickenden Humor in anspruchsloser Weise vereinigt zu finden.

2. Märchen für Jung und Alt von Dr. Franz Groder. Vermehrte Ausgabe. Graz, P. Cieslar. 1894. Gr. 8. 2 M.

In einem gewissen Gegensatze zu den eben besprochenen stehen die Märchen Groder's. Der Verfasser ist ein ernster Erzähler, welcher in jedem der zahlreichen zumeist in der Gegenwart handelnden und mehr kurzgefaßten Stücke einen gewissen belehrenden Standpunkt einnimmt und damit jedem der Märchen ein streng ethisches Gepräge verleiht. Deshalb beginnt er auch mit der Mähr von der „Veritas", welche göttliche Jungfrau die Menschen in ihrer echten erhabenen Gestalt nicht belehren und zum Besten führen konnte; sie ertrugen deren überirdische Schönheit nicht und verjagten die Gewaltige. Diese aber ging doch wieder zurück zu den Menschen und zwar diesmal im Gewande, das ihre reine liebe Schwester, die Phantasie, geschmückt hatte. Und siehe, nun wurde Veritas gut aufgenommen und sie erzählte überall „absonderliche, höchst seltsame Geschichten von Drachen und Riesen u. s. w." und wandte sich zumal an die Jugend. In allen Geschichten „lagen aber goldene Körnlein, und diese senkten sich still in die Gemüther der andächtigen Zuhörer und keimten lustig empor — und blühten und brachten Früchte für das Leben". In dieser Weise will auch der Märchendichter belehren, mag er nun seine Stoffe aus der Gegenwart nehmen oder aus romantischer Vergangenheit, mag er legendarische Geschichten von Heiligen und Engeln erzählen oder gar auf das orientalische Gebiet hinübergreifen und vom Schulmeister Aliben-Hassan berichten, jedem der Märchen ist die ethische Nutzanwendung zu entnehmen. Der Verfasser thut eine reiche Welt solcher Märchen vor uns auf und das Ergebniß reicher Lebenserfahrung ist in diesen dichterischen Schöpfungen niedergelegt. Die liebenswürdige Schwester Phantasie steht allen mit ihrem besten Schmucke zur Seite.

3. Sanctus diabolus. Märchen und Reime. Von Georg Fuchs. München, P. Albert. 1894. Gr. 8. 3 M.

Auch dieses auf prächtigem Papier mit schönen Antiquatypen gedruckte und mit einem verschwommenen Titelbilde des Verfassers gezierte Buch enthält Märchen und möge dessen Anzeige deshalb hier angereiht sein. „Das Märchen vom Krieger und der schönen Tänzerin" ist sinnig und reich an poetischen Bildern. Etwas unklarer

aber dennoch eine hübsche Dichtung, welche von des Verfassers Talente zeugt, ist „Das dumme Kind“, noch mehr unklar wird sich dem Leser die Mähr von „Zarathustra“ erweisen mit F. Nietzsche's Motto: „Ich liebe den, dessen Seele sich verschwendet.“ „Sanctus diabolus, eine Geisterkomödie“ eröffnet den Band und erscheint als eine dramatisch lyrische Dichtung mit dem Gepräge der „Modernsten“. In der „Scene“ z. B. finden wir die Bemerkung: „Eine Dorfkirche. — Schläfriger Schall dringt aus den heißen Gassen herein, leise Stimmen von ruhenden Thieren und süßer Lindenduft.“ Dann folgen „Zwiesprachen“ zwischen Tod, Teufel, einem Jüngling und Lilith, Geistergesänge u. s. w., den Schluß bilden „Reime“, welche „Visionen und Wundmale“ überschrieben sind, ferner „Elegien“ und eine Abtheilung „Vita nuova“. Manches hübsche Gedicht tritt uns da entgegen, aber abgesehen davon, daß wir an dieser Stelle nur auf die Märchen unsere Aufmerksamkeit richten, haben wir für diese wild-phantastische Gattung jegliche Form verachtender modernster Poesie wol zu wenig Verständniß.

4. Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Gesammelt von Otto Knoop. (Sonder-Veröffentlichungen der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, II.) Posen, J. Jolowicz. 1894. Gr. 8. 7 M.

Die vorliegende ebenso umfangreiche als von ihrem Sammler und Herausgeber musterhaft gearbeitete Sammlung geht weit über das hinaus, was man nach der Fassung des Titels darin vermuthen würde. Wir finden darin nicht etwa nur Sagen in des Wortes weitester Bedeutung, der kundige Herausgeber bietet zugleich Mittheilungen über die verschiedenartigsten Gebräuche und Sitten des Volkes, in den „Bemerkungen und Nachträgen“ zahlreiche Excurse, welche auch auf das historische Gebiet übergehen, einen polnischen und deutschen Festkalender u. dgl. Ueberhaupt hat Otto Knoop auch die polnischen Verhältnisse scharf ins Auge gefaßt, er macht in der Einleitung auf das große Werk des 1890 verstorbenen Oskar Kolberg aufmerksam, welches in polnischer Sprache eine Arbeit auf dem Gebiete der Volkskunde Polens bildet, um welche die Polen in der That von andern Nationen beneidet werden müssen. Es ist eine ganz eigenartige Erscheinung, daß die slawischen Nationalitäten in Bezug auf Ethnographie und Volkskunde besondere Rührigkeit entwickeln; dies gilt nicht nur von den Polen, sondern auch von den Russen und von den Czechen in Böhmen, welche Nationalitäten sehr werthvolle Veröffentlichungen, Zeitschriften u. dgl. für die Kenntniß ihrer volksthümlichen Verhältnisse aufweisen können, während Deutschland erst aus der jüngsten Zeit einige periodische Schriften besitzt, welche sich mit vorwiegend deutscher Sitten- und Sagenkunde beschäftigen, darunter allerdings die vortreffliche „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ unter der sachkundigen Leitung Karl Weinhold's. Otto Knoop findet es nöthig, in seinen Sagen den polnischen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, er weist darauf hin, daß die Deutschen sich zahlreiche polnische Sagen angeeignet haben, daß aber oft das polnische und deutsche Eigenthum gar nicht zu trennen ist; er findet zwei Gruppen deutscher Sagen: „solche, die in der Provinz entstanden sind und ihren Ursprung besondern Verhältnissen verdanken, und solche, die offenbar von den deutschen Ansiedlern in die neue Heimat mitgebracht worden sind.“ Es zeigt sich sogar nach des Herausgebers Untersuchung, daß von dem Sagenstoffe, den die deutschen Colonisten mitgebracht hatten, von ursprünglich deutschem Glauben manches wieder zu den Polen übergegangen ist. Damit besteht also eine Wechselwirkung, welche vom Sammler, da er mit beiden Sprachen vertraut ist, in einem Werke wie das vorliegende bestens ausgenützt werden kann und berücksichtigt worden ist.

Aus diesen Gründen finden sich in den 67 Abtheilungen des umfassenden Werkes neben den Sagengruppen von Lichterscheinungen, Wassergeistern, Hauskobolden, Riesen, Zwergen und Hexen, vom wilden Jäger, vom Teufel u. s. w., auch die Gruppen der Sagen über den Donnergott Piorun, über die Polnduice und Winczornien, über den Zagac und die Kania, über die Jedza und den Wil, über den Skrzat und Babok, über die Mora und andere mehr dem polnischen Gesichtskreise entnommene Sagengestalten, welche ja mehr oder weniger von dem deutschen Elemente beeinflußt und gemodelt worden sind. Wir erhalten damit dankenswerther Weise in deutscher Sprache Darstellungen dieser für jeden, welcher der polnischen Sprache unkundig ist, schwer oder gar nicht zugänglichen Sagen und Mythen. Wie reich das Werk nach allen Richtungen hin ausgearbeitet erscheint, möge noch die Angabe nachweisen, daß in großer Ausführlichkeit behandelt erscheinen Sagen und Erzählungen des Volkes über: heilkräftige Quellen, Seen und Teiche, untergegangene Städte und Gebäude, geschichtliche und Familiensagen, sagenhafte Mittheilungen über Krankheiten, den Tod und das Grab; nicht minder sind mitgetheilt zahlreiche Legenden, Schwänke, Märchen und novellistische Ueberlieferungen, historische Sagen, solche über Hügel und Berge, Steine und Schätze, ja sogar eine Gruppe „jüdischer Sagen“. Auch recht junge Sagen (aus den Revolutionsjahren 1848 und 1863) theilt der Herausgeber mit, denn die Sagen „sind Gedichte des Volksgeistes in prosaischer Form. Es gewähren uns aber gerade solche Sagen einen Einblick in die Art und Weise wie das Volk dichtet“. Mit dieser schönen Bemerkung des trefflichen Sammlers und der Angabe, daß ein werthvolles Ortsregister beigefügt ist, sei das in culturgeschichtlicher, ethnographischer und historischer Beziehung höchst bedeutende Werk allen Forschern und Freunden der Volkskunde ganz besonders empfohlen.

5. Aus Magdeburgs Sage und Geschichte. Bearbeitet von W. Leinung und R. Stumvoll. Zweite Auflage. Magdeburg, F. Neumann. 1894. 8. Geb. 2 M. 80 Pf.

Der berühmten alten Elbestadt widmen die beiden Verfasser in dem vorliegenden Buche eine schöne Samm-

lung alter Erinnerungen aus der reichen historischen Vergangenheit Magdeburgs sowie aus dem Kranze von Sagen, welcher dieselbe umgibt. Obwol zunächst für locale Kreise, insbesondere für die Schule berechnet, verdient das ziemlich umfangreiche Buch auch in weitern Kreisen Beachtung, da es uns zumal in Bezug auf Mittheilungen sagenhafter Ueberlieferungen Vieles aus dem Volksmunde und sonstigen guten Quellen bietet, was in den selbst ausführlichern Geschichtswerken nicht zu finden ist. So sind hier vertreten auf geschichtlicher Grundlage fußende Sagen über Otto den Großen — welchem die Stadt ihr Ansehen und ihre Bedeutung verdankt — über dessen Gemahlin Editha, über den Erzbischof Robert, über die Polenherzogin Luidgard, aus der Zeit der Judenverfolgung in Magdeburg u. a. m. Aber auch Sagen, welche in noch ältern mythologischen Beziehungen wurzeln, enthält das Buch, solche vom wilden Jäger, von den bösen Elbnixen, vom Lindwurm und Rothensee, vom schwarzen Bock und ähnliche Stücke, welche auf dem Einfluß uralter, volksthümlicher Anschauungen hinweisen. Wie es die Anlage des Buches rechtfertigt knüpfen sich viele der mitgetheilten sagenhaften Erzählungen und Berichte an bestimmte Oertlichkeiten, Bildnisse, Gebäude oder sonst bemerkenswerthe Objecte der Stadt Magdeburg, welche ja, wie bekannt, überaus reich an solchen historisch-sagenhaften Städtewahrzeichen ist. Wie schon der Titel andeutet, sind auch streng geschichtliche Erzählungen und Berichte in dem Buche enthalten, das einige alte Ansichten der Stadt in Facsimile-Wiedergabe der Originale, sowie gute Abbildungen im Texte zieren. Man ersieht aus diesen Angaben, daß Leinung-Stumvoll's Buch für die Volks- und insbesondere für die Sagenkunde eine gewisse Bedeutung hat.

6. Sagen aus dem Lande Braunschweig, gesammelt von Th. Voges. Braunschweig, B. Goeritz. 1895. 8. 4 M.

Die Rührigkeit, welche sich in Bezug auf die Sammlung von Sagen und volksthümlichen Ueberlieferungen kleinerer landschaftlicher Gebiete in neuerer Zeit geltend macht, zeigt sich nun auch in dem vorliegenden recht umfangreichen Bande, welcher den Sagen Braunschweigs gewidmet ist. Wol weisen schon größere Sammlungen deutscher Sagen (z. B. insbesondere jene von den Gebrüdern Grimm und von Kuhn und Schwartz) auch einzelne Stücke vom Boden Braunschweigs auf, eine eigene systematisch geordnete und der eigentlichen volksthümlichen Quelle entnommene Zusammenstellung ist jedoch bisher noch nicht geboten worden. Aus diesem Grunde muß es dem Herausgeber Th. Voges zu hohem Verdienste angerechnet werden, eine der Lücken in der Reihe der territorialen Sagensammelwerke durch das vorliegende Buch ausgefüllt zu haben. Er ist zu dem nicht nur überaus eifrig, sondern auch sehr gewissenhaft und mit warmer Liebe für die Sache an die Ausführung geschritten, so daß wir hier über dreihundert Nummern theils längere, theils kürzere Stücke enthalten, bei dessen jedem die Persönlichkeit genannt ist, aus deren Munde die Mittheilung herrührt. Da auch stets der Ort angegeben erscheint, wo diese Persönlichkeit weilt, so wird damit zugleich genau die Oertlichkeit festgestellt, an welcher die Volksüberlieferung im Schwunge ist, eine Feststellung, welche sich im Interesse weiterer Nachforschung stets als überaus werthvoll herausgestellt hat.

Das ganze Material des Buches ist nach achtundzwanzig Abtheilungen gruppirt, welche eine rasche Uebersicht und leichteres Auffinden des Einzelnen gestatten. Die wichtigsten dieser Gruppen umfassen die Sagen über den wilden Jäger, verwünschte Jungfrauen, Riesen, Zwerge, Teufel, Werwölfe, spukende Thiere, vergrabene Schätze und Schatzgräber überhaupt. Auf diese gewissermaßen das mythologische Element darstellenden Abtheilungen folgen jene, welche mehr dem historischen Sagenkreise angehören, so die Gruppen: von alten Burgen, von alten Klöstern, Kirchen und Kapellen, untergegangene Dörfer und Kirchen, versunkene Wagen, versunkene, vergrabene oder weggeflogene Glocken, Quellen, Bäume, Steine, Kreuzsteine und Steinkreuze und an geschichtliche Personen oder Ereignisse Anknüpfendes. Von besonderm Werth erscheint auch die kleine aber höchst beachtenswerthe Abtheilung: „Volks-Etymologie", in welcher die Sagen über Entstehung verschiedener Ortsnamen mitgetheilt werden, wie z. B. von Vallstedt, Hallendorf, Opperhausen, Dannhausen, Ruhla u. s. w. Derartige Untersuchungen sind überaus zu empfehlen; wir möchten unsere Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde und Etymologie darauf besonders aufmerksam machen, man könnte durch ähnliche beglaubigte Nachweise der Entstehung von Namen mancher der lächerlichen und albernen Hypothesen, wie sie so häufig auftauchen, die Spitze abbrechen und eine feste Basis für die Namenserklärungen damit gewinnen.

Anton Schlossar.

Aus der modernen Erzählungsliteratur.

1. Einer von der rothen Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters von Paul Franken. Berlin, Oskar Häbringer. 1895. 8. 2 M.

In Berlin wird ein Arbeiter mit allem socialdemokratischen Aufwand begraben; denn wieder einmal hat die Bestie Kapital einen Genossen zu Grunde gerichtet, und die rothe Fahne flattert Vergeltung heischend über seinem Grabe — wie kommt der Mann dazu, im Tode ein Gefeierter zu sein? Aus diesem Gedanken ist diese Arbeitertragödie erwachsen, eine Tragödie insofern, als

eigene Schuld und unabwendbares Schicksal dem Arbeiter den Todesknoten geschlungen haben. Neben der eigenen Schuld aber auch, und vor allem, die Schuld gewissenlosen Misbrauchs des Einflusses, den die Socialdemokratie auf harmlose Gemüther hat. Die Geschichte ist eine schneidende Kritik der Socialdemokratie, wie sie in Wirklichkeit ist, nicht wie sie sich in idealen Köpfen innerhalb und außerhalb der Socialdemokratie malt. So gehen Hunderte zu Grunde, so verkommen bei ihnen und den Ihrigen die sittlichen Begriffe, und die Schuld trägt weit weniger das herzlose Kapital, als die noch viel herzlosere Socialdemokratie, welche unbedenklich den einzelnen Menschen opfert, um das Princip zu retten, und dann am Grabe des von ihr Gemordeten den Racheruf gegen andere erschallen läßt.

Das ist's, was der Verfasser in seiner ergreifenden Geschichte uns zeigen will, und zwar nicht in abstracten Theorien und langweiligen Auseinandersetzungen, sondern durch die einfache Analyse eines Menschenherzens. Wie August Schmidt vom zufriedenen Setzer zum Socialdemokraten und schließlich zum Selbstmörder wird, das ist der Inhalt dieser Geschichte, und der Leser steht unter dem Eindrucke, daß es so hat kommen müssen. August Schmidt ist durchaus ein Einzelmensch von Fleisch und Blut, und doch ein Typus einer ganzen Gattung.

Der Verfasser steht durchweg unter dem Einflusse Zola's, und Einzelheiten wie die Untreue von Schmidt's Frau nebst den begleitenden Umständen erinnern direct an ihn. Aber er hat von Zola etwas gelernt, was viele seiner Nachahmer nicht gelernt haben, die ihm nur die äußerliche Mache und seine geschlechtlichen Pikanterien abgeguckt haben: die psychologische Zergliederung bis ins einzelne hinein, ohne lediglich seelische Anatomie zu treiben. Und er bringt etwas Deutsches hinzu, das sich mit dem einen Worte: Gemüth ausdrücken läßt. Mit den Gemüthsbedürfnissen ringt der Deutsche ebenso wie mit den Bedürfnissen leiblichen Daseins; letzteres allein dargestellt zu sehen, ist blos traurig; die Verbindung mit dem erstern bringt sofort einen tragischen Zug herein, und dieser, nicht die gemeine Noth des Lebens, fesselt den Leser. Und dann nimmt man auch die Zola'sche Kleinigkeitskrämerei in Aeußerlichkeiten mit in den Kauf, die übrigens bei Paul Franken durchaus nicht übertrieben ist.

2. Verführt, Verlassen, Verloren. Moderne Novelle. Von A. von Villámosy. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Das ist eine sehr ernste, ergreifende und tief eingreifende Erzählung, und es war eigentlich ganz unnöthig, daß der Verfasser sie durch ein langes Vorwort zur Tendenznovelle stempelte. Eine moderne Novelle ist sie auch nicht; sie ist nur im bekannten modernen Stil mit abgerissenen, verbumsehnsüchtigen Sätzen, alleinstehenden Infinitiven und einsam trauernden Hauptwörtern geschrieben. Was hier geschildert wird, das ist in allen Culturvölkern seit Jahr und Tag vorgekommen: ein Mädchen aus dem Bürgerstande und aus durchaus ehrbarer Familie wird verführt und fühlt sich Mutter; ihr Verführer denkt gar nicht daran, sie deshalb und überhaupt jetzt schon zu heirathen und Vaterpflichten auf sich zu nehmen, und das Mädchen erkennt, daß ihr Geliebter ein herzloser, in diesem Punkte sogar cynischer Mensch ist. Vor ihr steht die Schande oder der selbstgewählte Tod. Sie entschließt sich zu letzterm, aber er muß mit, und ganz und gar wider seinen Willen bereitet die Verführte dem Verführer ein gemeinsames Grab in den Wellen. Wie aus dem auch nach der Verführung fast noch harmlosen Kind in rascher Entwickelung das rachedürstige Weib wird, das ist in ganz vortrefflicher Weise hier gezeigt, und mit einer gewissen moralischen Befriedigung sieht der Leser über den Verführer sein Schicksal kommen.

Wenn der Verfasser laut Vorwort zeigen wollte, welch ein schreiendes Misverhältniß bestehe zwischen der socialen Beurtheilung des Verführers und der Verführten so ist ihm das gelungen, und auch sein Appell, schärfere Maßnahmen zum Schutze der Bethörten und Verlassenen, wir würden lieber sagen gegen die leichtfertigen Verführer, zu treffen, wird vielleicht nicht ungehört verhallen. Das „Vorurtheil" dagegen, daß ein jugendlicher Fehltritt Schmach und Schande mit sich bringe, wird hoffentlich noch recht lange ein Vorrecht der auf sittlicher Grundlage stehenden Gesellschaft bleiben. Wenn Villámosy etwas Derartiges erst an den eigenen Schwestern oder gar Töchtern erfahren haben würde, würde er wol über dies „Vorurtheil" anders denken.

3. Wie sie fielen. Frauenbilder. Von Maximilian Schacht. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Daß unter gewissen Umständen Frauen, ob verheirathet, oder ledig oder Witwen, dem Geliebten halb freiwillig, halb verführt sich hingeben, weiß die Welt schon lange; es war im Grunde überflüssig, es durch drei Novellen aufs neue zu beweisen. „Wir Frauen vermögen nichts, als zu lieben", und zwar sinnlich zu lieben, sagt eine dieser Frauen, und auf diesem, das weibliche Geschlecht nicht eben hoch stellenden Grunde baut der Verfasser seine Novellen auf. Er sucht psychologisch zu motiviren, und doch läuft schließlich alles auf das Wort Mephisto's gegenüber dem Schüler hinaus; übrigens ist der Ernst, mit dem der Verfasser sein Problem behandelt, anzuerkennen. Die Sprache ist die moderne, weniger in der Form, als im Inhalt. Da lesen wir beispielsweise:

> Ungeduldig mit den Lakunen (so!) ihres Naturells und ihrer Erziehung suchte ich ihr auf kaltem Wege meine Gesinnung, mein Fühlen und Denken beizubringen. Es ergab sich da, daß ich mich getäuscht, daß die Sinne mehr gesehen, als das Hirn finden konnte, daß die Blutwelle vorzeitig aufkochte, ehe die Ganglienzelle mit ihrem Urtheil fertig war — — — und ob mir selber zürnte ich gewaltig, daß ich in eitler Verblendung nach dem Regenbogen griff, die Seifenblase einfangen und Eisblumen in Gartenerde zu pflanzen mich mühte.

Wenn unsere Modernen doch einmal begriffen, daß anatomische Ausdrücke in der Dichtung, denn das will doch auch eine Novelle sein, ebenso geschmacklos sind wie die Häufung von Bildern, die in der Regel nicht ein Zeichen überquellender sondern bankrotter Phantasie sind!

4. Dämon Kleist. Novellen. Von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 3 M.

Um krankhafte Seelenzustände handelt es sich hier. Die Modernen suchen ja den Menschen mit Vorliebe am Krankenbette. Die kleine, der Titelnovelle angehängte Skizze scheint geradezu sagen zu wollen, daß der irrsinnige Mensch der glücklichste sei. In „Dämon Kleist“ lernen wir einen jungen Gymnasiasten kennen, der sich in Kleist und seine Werke so hineingesteigert hat, daß er sich fast mit ihm identificirt. Von den Wirren, in welche hierdurch sein Seelenleben kommt, glaubt er sich durch eine Dichtung „Kleist“ befreien zu können; aber was vor seinem Geist fertig steht, will sich nicht in Worte fassen lassen, und das Ende ist, daß er sich auf dem Grabe Kleist's am Wansee erschießt.

Die Geschichte ist im ganzen glaubhaft erzählt, und das setzt eine nicht gewöhnliche Kunst der psychologischen Entwickelung voraus. Man folgt dem Gange der Ereignisse mit Interesse, und durch die feingezeichnete Gestalt der schwindsüchtigen Martha kommt etwas Ideales, über dem gewöhnlichen Realismus Schwebendes herein. Daß unsere Modernen zwischen Wichtigem und Unwichtigem, also breit oder kurz Darzustellendem nicht sorgfältig unterscheiden, zeigt auch diese Novelle. Der Leser bekommt alles geschildert, und einzelne feine Züge in diesen Schilderungen unwesentlicher Dinge entschädigen hierfür nicht genügend. So war es z. B. zur Charakterisirung genügend, daß die ganze Familie den in ihr Haus aufgenommenen Gymnasiasten am Bahnhof abholte; ganz unnöthig war, uns ihre Fahrt mit der Droschke an den Stettiner Bahnhof zu erzählen bis zu dem höchst wichtigen Vorfall, daß der Kutscher nur eine Mark bekommt, während er eine Mark und funfzig Pfennige zu fordern hat, oder dem Gespräch mit dem „Billeteur“, auf welchem Geleise der Zug ankomme. Derartige Dinge haben doch wirklich nichts mit der Sache selbst zu thun. Sie dem Leser nicht zu erlassen, ist eine moderne Marotte.

Ebenfalls ins Krankenzimmer führt uns eine andere Novelle:

5. Sterben. Novelle. Von Arthur Schnitzler. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 2 M.

Der Verfasser gebietet über noch größere psychologische Kunst, ich möchte fast sagen Kunstfertigkeit als Hirschfeld und weiß uns für den an und für sich abstoßenden Stoff, das letzte Lebensjahr eines jungen Schwindsüchtigen, zu interessiren, ja fast zu erwärmen. Wenn man bedenkt, daß die recht umfängliche Novelle außer einer Nebenperson uns nur die zwei Helden vorführt, ferner daß fast nichts geschieht, so wird man gestehen, daß keine geringe Kunst der Darstellung und der psychologischen Entwickelung dazu gehört, um uns, wie dies thatsächlich der Fall ist, fast bis zur letzten Seite in Spannung zu erhalten. Um welches Problem es sich handelt, ist mit den eigenen Worten des Helden am kürzesten wiedergegeben. Der Arzt hat ihm gesagt, daß er nur noch ein Jahr zu leben habe, die Geliebte, welche seine Tage und Nächte mit ihm theilt und ohne den anscheinend Gesunden nicht glaubt leben zu können, wie auch er mit aller Liebe an ihr hängt, opfert dem Kranken nahezu ihre Gesundheit, bis endlich der Freund und Arzt ihr räth, auch an ihre Gesundheit zu denken. Nun heißt es:

> Eine verbissene Wuth wühlte in ihm. Er glaubte in Marie's Zügen einen Ausdruck bewußten Duldens wahrzunehmen, der nach Mitleid verlangte, und wie eine Wahrheit, an der zu rütteln vermessen wäre, zuckte es ihm durch das Gehirn, daß ja dieses Weib verpflichtet sei, mit ihm zu leiden, mit ihm zu sterben. Sie ruinirt sich; nun ja, selbstverständlich! Hatte sie vielleicht die Absicht, rothe Wangen und glühende Augen zu behalten, während er seinem Ende zueilte? Und glaubt Alfred (der Arzt) wirklich, daß dieses Weib, welches seine Geliebte ist, das Recht hat, über die Stunde hinauszudenken, die seine letzte sein wird?

Sie soll mit ihm sterben, in diesen Gedanken lebt er sich immer mehr hinein; in ihr aber, der Jungen, Gesunden, erwacht mehr und mehr die Lebenslust, und was ihm das Natürliche scheint, dagegen empört sich trotz ihrer Liebe jede Faser ihres Daseins. Wie diese Gegensätze sich entwickeln, wie sie sich immer mehr steigern bis zu einem Mordversuch des zum Tyrann seiner Geliebten gewordenen Sterbenden, das ist der Inhalt der Novelle. Und wahr, geradezu entsetzlich wahr ist die Schilderung; doch bleibt soweit dichterische Schönheit hierbei überhaupt noch möglich ist, diese gewahrt.

6. Sündige Liebe. Roman von C. von Czaykowski. Zwei Bände. Wien, Carl Konegen. 1895. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Dieser Roman ist eine Compromisgeburt älterer und moderner Romanschreiberei. Der Stoff, Ehebruch, ist wenn auch alt, so bekanntlich doch ein Lieblingsstoff der Modernen. C. von Czaykowski verzuckert ihn aber, indem er ihn stets von moralischem Katzenjammer begleitet sein läßt. Modern sollen wol auch die in hochtönenden Worten gegebenen religiös-philosophischen Betrachtungen, die psychologischen Erörterungen sein; aber auch sie sind nur eine Mischung von schwächlichen Romangesalbader und moderner Aufgeregtheit.

Im ganzen zweibändigen Roman ist keine einzige neue Figur, keine Entwickelung, die nicht hundertmal dagewesen wäre. Ich habe schon in der zweiten Hälfte des ersten Bandes zum Staunen eines Bekannten, welcher den Roman gelesen hatte, die ganze Entwickelung vorausgesagt, bis auf die übliche Todtgeburt seitens der Fürstin, die Krankheit des Fürsten, den Selbstmord der Verführerin, einer Gräfin, und die glückliche Wiederverheirathung ihres Gatten, des Grafen. Das sind alle die vertrauten, alten Romanrequisiten, die Familienblattscenen, welche das schauernde Entzücken von Backfischen sind: wenn der edle,

tugendreiche, betrogene Gatte nun dem Bruder und Verführer gegenübertritt; wenn die durch „ein Bubenstück, eine Infamie" die Gattin des Fürsten gewordene junge Frau ihm die Absage ins Gesicht schleudert, um nachher an dem Krankenbett des Gatten unermüdlich thätig zu sein; wenn es dann mit einer rührenden Vergebungsscene schließt u. s. w. Und welches Backfischherz schlüge nicht dem unermeßlich reichen Fürst Dodiani mit Begeisterung entgegen! Gehörte er doch „zu jenen formvollendeten Menschengestalten, die das Alterthum vergötterte und zu deren Würdigung unserm kühlen, materiellen Jahrhundert der reine Schönheitssinn verloren gegangen ist". Welches fühlende Mädchenherz würde diesem Gotte nicht von vornherein ein Ehebrüchlein verzeihen, zumal da er sich nachher so bessert und der zärtlichste Gatte wird! Ein bischen allzu modern freilich ist, daß er am Nachmittage seiner Hochzeit, unmittelbar vor der Abreise mit seiner arglosen jungen Frau, noch einmal „sündige Liebe" mit seiner Geliebten treibt. Es ist aber factisch das letzte mal, wenn er sich auch vorerst nicht entschließen kann, von seinem ehelichen Rechte Gebrauch zu machen!

Es ist ja gewiß nicht schön, wenn die Modernen alles ganz unverhüllt heraussagen, wenn sie trotzig das Recht jeder Unmoral vertheidigen; aber ich gestehe, daß es mir immer noch lieber ist, als die hier beliebte Art. Das einzige Gute, was man vielleicht dem Roman abgewinnen kann, ist der Versuch, zu zeigen, wie schwer ein Mensch sich beim besten Willen den Schlingen entzieht, mit welchen die Vergangenheit ihn fesselt, wie sie immer aufs neue ihn umwinden, festhalten, zurücksinken lassen, zu Halbheiten und Schwächlichkeiten zwingen und seelisch zerrütten. Das zu zeigen hat Sudermann in seinem neuesten Roman: „Es war" vorzüglich verstanden; man braucht aber wirklich nicht den Vergleich mit Sudermann zu ziehen, um von C. von Czaykowski Roman unbefriedigt zu sein.

7. Das gelobte Land. Roman von Paul Bourget. Aus dem Französischen von C. Haker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894. 8. 3 M.

Dieser Roman hat dasselbe Thema wie der Sudermann's. „So ist es also wahr", reflectirt der Held desselben, Francis Nayrac, „daß man sein Leben nicht von vorn anfangen kann, daß uns unsere Vergangenheit fortwährend in unsere Zukunft verfolgt. Wenn man sich selbst so schwer verdammt, wenn man so gekämpft hat gegen die innere Befleckung, ist dann der Wunsch so strafbar, sich in der Begegnung mit einem reinen, einfachen Wesen zu verjüngen, dem das alles zu eigen ist, was man selbst nicht mehr hat, noch je mehr haben wird? Wo sind die Männer, die in die Ehe traten, ohne über ihr Vorleben erröthen zu müssen vor ihrer Braut, wenn sie das ist, was Henriette war, wirklich eine Braut, das Wesen, zu dem man aus tiefstem Herzen sagen kann: du bist es, die ich suchte in meinen Verirrungen."

Diese Vergangenheit, welche schließlich zur Auflösung der Brautschaft führte, ist ein Ehebruch und ein Kind, das plötzlich mit der sterbenden Mutter auftaucht, während Francis und Henriette im zartesten Glück echt bräutlicher Liebe schwärmen. Die aus der Vergangenheit wachsende Vaterpflicht und Vaterliebe schaffen in ihm den Conflikt und bringen ihn, da er seiner Braut nicht beichten will und kann, in ein unwahres Verhältniß zu ihr. Und als sie die Vergangenheit entdeckt, da macht es ihr „leidendes Zartgefühl" ihr unmöglich, die Gattin ihres Geliebten zu werden, und sie sucht seine Schuld zu „sühnen" dadurch, daß sie unvermählt bleibt. Nach dem Tode ihrer leidenden Mutter wird sie vollends ins Kloster gehen; er aber ist frei und wird suchen, dem verwaisten Kind ein Vater zu werden.

Dies alles ist nun mit großer Weitschweifigkeit erzählt; und in einem Meer von Reflexionen, die freilich zum Theil recht treffend sind, ertrinkt die Handlung. Statt aber durch diese weitläufige Zergliederung den feinsten Regungen einer schuldigen Männerseele und eines zartfühlenden, liebenden Frauengemüths uns die Personen näher zu bringen, wie der Verfasser wol hofft, stumpft er unsere Empfänglichkeit nur ab, so daß sie uns immer gleichgültiger werden. Ein deutscher Schriftsteller, sagen wir einmal Paul Heyse, hätte den Stoff in einer Novelle dargestellt und dadurch wahrscheinlich eine weit tiefere Wirkung erzielt, als der Franzose mit seinem dicken Roman. Nun, Paul Bourget schrieb für französische Leser, und diesen behagt vielleicht seine Art der Darstellung mehr als uns Deutschen; sie wird wol auch die Mischung von Sinnlichkeit, Sentimentalität und Bigoterie mehr anziehen als uns.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Zu der in den Leitartikeln besprochenen Bismarck-Literatur sei noch eine kleine Nachlese gegeben. „Zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck" betitelt Felix Dahn ein in Kleinoctav in der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt (vormals S. Schottlaender) in Breslau erschienenes Büchlein von 84 Seiten (Preis 1 M.). Es ist für den geschrieben, der mit der politischen Geschichte unserer Zeit schon einigermaßen vertraut ist, und stellt sich die Aufgabe, den Leser, sagen wir, in die Grundgesetze der auswärtigen politischen Erfolge des alten Reichskanzlers einzuführen. Ueberwältigende Denkkraft und Logik, die nicht nur des Gegners Züge vorahnend erräth und ihnen zu begegnen weiß, sondern auch in eigener Sache instinctmäßig das Richtige findet, Willensstärke, die kein Hinderniß kennt und sich doch paart mit classischem Maßhalten, unbedingte Pflicht- und Ueberzeugungstreue und endlich jene souveräne Wahrhaftigkeit, die ganz andere Sitten in der Diplomatie eingeführt hat, das sind jene Grundlagen, auf denen sich der gewaltige Bau, das politische Können Bismarck's gestützt hat. Das Schriftchen war geschrieben

laut Angabe des Verfassers (S. 82), als Caprivi noch im Amte war; dessen Sturz hat dazu geführt, einige härtere Ausdrücke zu mildern; trotzdem liest man zwischen den Zeilen etwas von dem Pessimismus, dem grollenden Zurseitestehen, dem Dahn selbst auf der nächsten Seite (83) die Existenzberechtigung abspricht. Wir stimmen mit dem Verfasser überein, wenn er sagt, daß ein Ministerwechsel nicht viel bedeuten will, wenn der Kaiser fortfährt, sein eigener Kanzler zu sein. Aber die äußere Rückkehr zu Bismarck dürfte doch wol auch die Folge einer innern sein.

Wenngleich es nicht die Aufgabe d. Bl. ist, Schulbücher zu besprechen, so darf bei einer neuesten Erscheinung auf diesem Gebiete eine Ausnahme gemacht werden, schon aus dem rein äußerlichen Grunde, weil auch das Haus, nicht blos die Schule auf dem Titel erscheint. Wir meinen „Bismarck's Reden und Briefe, nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarck's. Für Schule und Haus herausgegeben und bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Mit einem Bildnisse Bismarck's" (Leipzig, B. G. Teubner, 1895). Den durch seine Bemühungen um den deutschen Unterricht in weiten Kreisen bekannt gewordenen Verfasser hat zunächst die Absicht geleitet, dem ersten und hervorragendsten Classiker unserer rednerischen Prosa eine feste Stätte in unserer Schullektüre zu schaffen. „Ein bedeutsames Ehrengeschenk würde die deutsche Schule unserm Altreichskanzler zum achtzigsten Geburtstage darbringen, wenn sie von diesem Tage an die Reden und Briefe Bismarck's dauernd in den eisernen Bestand der Schullektüre aufnähme." Aber das vorliegende Büchlein erfüllt nicht nur diese Aufgabe. Die schlicht gehaltene, auf besten Quellen fußende Lebensbeschreibung Bismarck's (S. 1—55) und die sich anschließende liebenswürdige Plauderei über die Sprache Bismarck's (S. 56—76) sind auch für den Erwachsenen gerade gut. Wir könnten uns, abgesehen von der Erbauungsliteratur, kein besseres Geschenk für die Confirmanden dieses und der kommenden Jahre denken, als das Buch von Lyon. Wir machen dabei auf den sehr geist- und geschmackvollen Artikel desselben Verfassers in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" aufmerksam (9. Jahrg. 4. Heft. April): „Bismarck als Künstler in Politik und Sprache." Die getroffene Auswahl aus den „Reden und Briefen Bismarck's" ist geschickt; dem mit dieser Seite des großen Mannes doch immerhin noch zum größern Theile unbekannten deutschen Mittelstande ist unserer Ansicht nach mit dieser Auswahl ein großer Gefallen gethan. Sie hat außerdem den Vorzug, durch Horst Kohl nochmals auf ihre Authenticität geprüft worden zu sein.

Eine theils auf Kohl's Bismarck-Regesten, theils auf dessen großartiger Sammlung der Reden Bismarck's beruhende Zusammenstellung benennt sich: „Marksteine von Bismarck's Lebensweg. Eine chronologische Darstellung der bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Altreichskanzlers an der Hand seiner Reden. Festschrift zum 80. Geburtstage von Johs. Penzler. Zweite Auflage" (Leipzig, Otto Wigand, 1895). Wir glauben das Büchlein dem allgemeinen Gebrauch empfehlen zu können; es hat sich auch schon offenbar selbst empfohlen, da es die zweite Auflage erlebt. Auch der Fachmann wird es ab und zu ganz gern zur Hand nehmen, um sich rasch zu orientiren. Mag sich die Hoffnung des Verfassers bewahrheiten, daß auf dem von ihm angezeigten Wege die markigen Worte des Altreichskanzlers zum Gemeingute jedes deutschen Mannes werden.

Blumenlesen aus Bismarck's Reden und Aussprüchen zusammenzustellen ist nicht schwer und oft geschehen. E. Schröder, der sich etwas selbstbewußt Herausgeber von Werken Friedrich's des Großen nennt, hat den schon vorhandenen eine neue hinzugefügt unter dem die Sache doch auch etwas reichlich zudeckenden Titel: „Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen von 1845—1894. Mit Porträt des Fürsten" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1895). Die Aussprüche sind systematisch und chronologisch geordnet; die vorletzte Rubrik, „Allgemeines", enthält übrigens mehreres, was in den übrigen Rubriken recht gut hätte untergebracht werden können; unter der magern Rubrik „Rechtspflege" gehören 1, 4, 7 unter die zweite Rubrik, bezw. unter die dritte.

Vaterländische Ehrentage. Eine Festgabe zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck. Von A. Schwartz. Elfte durch Text und Illustration vermehrte Auflage" (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung [A. Schwartz]). Der geringe Preis (60 Pf.) bei recht hübscher Ausstattung erklärt die Höhe der Auflage, die sich natürlich nicht controliren läßt, da Verfasser und Verleger eine Person sind. Die Verse — es sind im ganzen vierzehn Gedichte — sind mäßig.

— Herz! heißt das Zauberwort, das allein im Stande ist, den starren Bann zu lösen, der über den modernen socialen Verhältnissen liegt, und die scheinbar unvereinbaren Gegensätze zu versöhnen, die sich mit dem ungestümen Fortschreiten der modernen Cultur herausgebildet haben. Daß sich diese Erkenntniß mehr und mehr Bahn breche, namentlich auch in den Kreisen, die sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigen, dazu kann und wird beitragen das classische Buch von Edmondo De Amicis: „Herz, Ein Buch für die Jugend", das uns heute in autorisirter guter deutscher Uebersetzung von Raimund Wülser vorliegt (dreizehntes und vierzehntes Tausend, Basel, Geering, 1894). Was zum Ruhme dieses Buches schon gesagt worden ist — unsere Ausgabe enthält eine Anzahl Proben davon — läßt sich schwerlich steigern. Aber noch immer ist es vielen von denen unbekannt, für die es geschrieben ist. Wir halten es für unsere Pflicht, zu möglichst weiter Verbreitung der herrlichen Jugendschrift das Unserige beizutragen. „Herz" ist ein Talisman für unsere Kinder. Aber auch Erwachsene werden es nicht lesen, ohne eine tiefe Einwirkung zu verspüren.

Bibliographie.

Achelis, Th. Dr., Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Betz, L. P. Dr., Heine in Frankreich. Eine literarhistorische Untersuchung. Zürich, Albert Müller's Verlag. Gr. 8. 8 M.

Corelli, M., Absinth. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Edén, N., Die schwedisch-norwegische Union und der Kieler Friede. Eine historisch-staatsrechtliche Untersuchung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Eisler, R. Dr., Psychologie im Umriß. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. 16. 40 Pf.

Fischer, W., Der Mediceer und andere Novellen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 8. 3 M.

Gizicki, Lily v., Die Bürgerpflicht der Frau. Vortrag. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 30 Pf.

Heer, J. C., Im Deutschen Reich. Reisebilder. Zürich, Albert Müller's Verlag. 8. 4 M.

Hertzka, Th., Entrückt in die Zukunft. Socialpolitischer Roman. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 3 M.

Hoffs, F. Dr. van, Der ungarische Volksdichter Alexander Petöfi. Leipzig, August Schupp. 8. 30 Pf.

Mönckeberg, C., Illusionen. Ein Hamburgisches Drama. Leipzig, Alfred Janssen. 8. 1 M. 50 Pf.

Peters, K. Dr., Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. München, R. Oldenbourg. Gr. 8. 17 M.

Ratzel, F. Prof. Dr., Völkerkunde. Zweite Auflage. Zweiter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. Geb. 16 M.

Schlösser, R., Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann. X.) Hamburg, L. Voß. Gr. 8. 7 M.

Schröder, E., Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen 1845—1894. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Erster Band. Berlin, Siemenroth u. Worms. Gr. 8. 6 M. Anhang zum ersten Bande 2 M. 50 Pf.

Stökl, Helene, Auf der Schwelle des Lebens. Zweite Auflage. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. 8. Geb. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

13 Bände erschienen.

Brockhaus'
Konversations-Lexikon.

14. vollst. neubearb. Auflage.

16 Bände.
Jeder Band geb. 10 M.
Mit über
100000 Artikeln
und
9500 Abbildungen
im Text und auf
980 Tafeln,
darunter
300 Karten
und Pläne,
130
Chromo-
Tafeln.



Jubiläums-Ausgabe.

Zwei elegante
Wandregale
sind vorhanden:
ein langes Format
(113 cm lang, 54 cm hoch, 29 cm tief) und
ein hohes Format
(86 cm lang, 75 cm hoch, 25 cm tief).

Preis
jedes Regals:
in Eiche
30 M.,
in Nußbaum
36 M.

Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl., in hohem Regal.

Illustrirte Prospekte und Urtheile der Presse durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten.

Beide Regale können zur Aufstellung von Vasen, Tellern u. s. w. mitbenutzt werden. (S. Abbildung.)

Schönster Zimmerschmuck.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 16. — 18. April 1895.

Gustav zu Putlitz.

„. . . Ich kann mir sagen, daß ich niemals mit Reclame kämpfte und durch unedle Mittel einen Erfolg erstrebte, vielen meiner Collegen half, keinem schadete, in der Technik manchem überlegen bin und den Modeschriftstellern an Sitte voranschreite."

Mit diesen Worten hat sich Gustav zu Putlitz in einem Briefe, den er im November 1881 an seinen Sohn Stephan richtete, selbst charakterisirt, und da die Zeilen sicherlich nicht im Hinblick auf eine spätere Veröffentlichung geschrieben sind, so darf man die würdige Bescheidenheit, die daraus spricht, für echt halten. Bestätigt wird diese Ansicht durch all die andern Briefe des Dichters, die seine Gattin Elisabeth, geborene Gräfin Königsmarck, soeben als klaren Spiegel seines Lebens und Strebens hat erscheinen lassen. *)

Dieses Leben war mehr reich, als ungewöhnlich, mehr freundlich, als düster. Symbolisch dafür erschien mir immer das kleine Gutshaus in Retzin (Priegnitz), in dem Putlitz am 20. März 1821 geboren wurde. Es ist ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude, das selbst auf dem Bilde einen sehr gemüthlichen Eindruck macht. Der Epheu hat es ganz umstrickt und rankt sich in üppiger Fülle um die schimmernden Fenster, alte Bäume nicken zur Seite darüber und freundliche Blumenbeete ziehen sich davor hin. Groß ist das Schlößchen weder noch der Poet, der als Kind darin gespielt hat, aber liebenswürdig, anheimelnd, gemüthlich sind sie alle beide. Und alle beide wurzeln fest im Boden der Mark. Ebenso bezeichnend erscheint mir die Schrift des Dichters. Wie bei Geibel's Namenszug alles Rundung ist, alles weiche, etwas charakterlose Schönheit, so sind die Schriftzüge Gustav zu Putlitz' unsäglich klein, dünn, zierlich, und in dieser Art allerdings so ausgeprägt, daß man sie so leicht nicht vergißt.

*) Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz. Drei Bände. Berlin, Alexander Duncker. 1894. 8. 15 M.

Das erste, was einem auffällt, wenn man die etwas dickleibige Biographie durchstudirt, ist der charakteristische Umstand, daß Putlitz Zeit seines Lebens seine besten Freunde, die liebsten Menschen, das größte Verständniß in weiblichen Kreisen gefunden hat. Er hing mit größter Zärtlichkeit an einer Erzieherin, an seiner Mutter, an seiner Schwester Emilie. Der Vater konnte sich weniger gut in die Interessen des Kindes hineinversetzen. Als Gustav mit zwölf Jahren dann nach Magdeburg in die Quarta kam, faßte er eine „fast schwärmerische Verehrung für die liebenswürdige Kanzlerin", die Witwe des Kanzlers Niemeyer aus Halle, in deren Hause er verkehrte. Mit Marianne Niemeyer, der spätern Gattin Karl Immermann's, schloß er damals schon eine herzliche Freundschaft, die das ganze Leben hindurch andauerte und in der bezeichnender Weise die nur ein Jahr ältere Marianne die Mentorrolle übernahm. Putlitz ließ kaum ein Werk erscheinen, das ihr nicht vorgelegen und an dem er nicht die von ihr vorgeschlagenen Aenderungen vorgenommen hätte. Im Verlauf seines Lebens waren es fast immer Frauen, mit denen er am liebsten verkehrte, und wir werden diesen weiblichen Einfluß, der die Brücke zum Verständniß seiner poetischen Schöpfungen bildet, noch in den verschiedensten Phasen seines Lebens beobachten können.

Nach einem, wie es scheint, recht bedeutungslosen Studienjahr in Berlin zog Putlitz nach Heidelberg, um dort die ganze Poesie des Studentenlebens auszukosten. Er fühlte sich da „unbeschreiblich wohl und glücklich". Köstlich ist ein Brief, in dem er mit den gewundensten Sophismen seinem Vater klar macht, wie charakterbildend der Eintritt in eine (damals verbotene) Studentenverbindung für ihn geworden sei. In Berlin, wohin er zum Abschluß seiner juristischen Studien zurückgekehrt war, lernte er die Gräfin Ahlefeld kennen, die Immermann um Marianne Niemeyer's willen verlassen hatte, und wurde

von dem Zauber dieser räthselhaften Frau gefesselt. Dann arbeitete er auf dem Gericht, ging fleißig ins Theater und correspondirte viel mit Marianne. Damals schrieb er auch seine ersten literarischen Arbeiten: es waren Lustspiele. Sein treuer Mentor Marianne warnte ihn davor. Sie wollte sein Leben mehr auf einen Mittelpunkt concentrirt haben und mochte diese dilettantischen Versuche, die sie nur auf den häufigen Besuch der Theater zurückführte, nicht leiden. Ueberhaupt sind in dem ganzen Verkehr die Rollen vertauscht: Marianne repräsentirt das Feste, Männliche, Bedächtige, Putlitz beinahe das Gegentheil. Ueberall dilettirt er, im Leben und in der Kunst. Um wenigstens dem erstern ein Ende zu machen, will er die Laufbahn wechseln und ins diplomatische Fach übertreten, aber vorher noch ertappt er sich auf dem Gedanken, daß ihm eigentlich am besten eine Dramaturgenstelle zusage. Schließlich nimmt er den Abschied aus dem Staatsdienst, reist nach Italien, wo er mit Willibald Alexis Freundschaft schließt und übernimmt dann die Verwaltung seines Gutes Retzin. Dazwischen hatte er bereits ein paar kleine Lustspiele: „Die blaue Schleife", „Badecuren", „Herz vergessen" u. a. geschrieben, die auch mit Erfolg zur Aufführung kamen. Im October 1849 sandte er dann ein Manuscript Märchen an Marianne, die inzwischen eine zweite Heirath eingegangen war. Sie schrieb ihm eine Menge Bemerkungen an den Rand, und er antwortete ihr im December, daß er sich „streng an ihre Correctur gehalten und nur verändert habe, was sie selbst andeutete oder vornahm". In demselben Briefe schreibt er ihr, daß Alexander Duncker „natürlich ohne Honorar" und mit einer Gutsagung für den möglichen Ausfall den Druck übernähme, daß er (Putlitz) sich ferner nach langer Ueberlegung dazu entschlossen habe, das Werkchen zu betiteln: „Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß."

Das Schicksal des Buches ist bekannt. Nach acht Wochen war die erste Auflage vergriffen, und am 12. Mai 1850 konnte Putlitz seiner Freundin mittheilen, daß er in den Damenkreisen Berlins etwas „Mode geworden" sei. Aber Marianne kritisirte noch immer scharf. Es scheint fast, als wollte sie ihn von dem einmal betretenen Gebiete fernhalten. Ihr, die einen Immermann hatte schaffen sehen, mußte allerdings die Production eines Putlitz, so hübsch vieles war, nicht besonders bedeutend erscheinen. In einem großen Briefe vertheidigt sich unser Poet ihr gegenüber, behauptet, die Leidenschaft für das Theater hätte die Natur ihm geheimnißvoll in die Wiege gegeben und sucht Marianne überhaupt etwas mehr von sich zu überzeugen.

In den nächsten Jahren schreibt er mit dem ihm eigenen Bienenfleiß, der ihn sein ganzes Leben nicht verlassen hat, eine Menge Lustspiele, Operntexte für Friedrich von Flotow und lernt das Mädchen kennen und lieben, das er bald zu seiner Frau machen sollte: eine Gräfin Königsmark. Es ist bemerkenswerth, daß dies seine erste und einzige Liebe war und blieb, obwol er doch ohne sie dreißig Jahre alt geworden war. Er äußerte deshalb früher zu Marianne, daß er „eine viel größere Extensivität für die Freundschaft habe, als für die Liebe". Aber vielleicht eben deshalb war er der geborene Ehemann, der mit seiner ihn ganz verstehenden Gemahlin in einem so idealen Verhältniß stand, daß er sich selbst auf wenige Tage nur schwer von ihr trennen konnte. Sein junges Glück beförderte seine Productionskraft mächtig. Er dichtete bald sein vielleicht erfolgreichstes Stück: „Das Testament des Großen Kurfürsten" und fand in Gisbert von Vincke daneben auch einen neuen verständnißvollen Freund. Nach einer vorübergehenden Periode, in der er als Abgeordneter fungirte, wollte er sich gerade wieder an neue Arbeiten machen, als die Königin Augusta ihn zum Kammerherrn ernennen ließ und ihn zum persönlichen Dienst befahl.

Es würde zu weit führen, das bewegtere äußere Leben, das Putlitz jetzt führte, durch alle einzelne Phasen zu verfolgen. Abwechselnd auf seinem Gute Retzin und in Berlin weilend, unermüdlich in neuem Schaffen, in Correspondenzen mit seinen Freunden, verlebt er die einzelnen Jahre. Die Kronprinzessin, jetzige Kaiserin Friedrich, befahl ihn während des dänischen Krieges zum Kammerherrendienst und zeichnete ihn mannichfach aus. Und hier ist es wieder auffällig, wie es gerade diese Frau ist, die er nicht genug bewundern und verehren kann. Vor den begeisterten Worten, die er ihrem umfassenden Geiste, ihrem sympathischen Wesen, ihrer ganzen Persönlichkeit widmet, klingt alles, was er über den Kronprinzen und überhaupt alle männlichen Wesen sagt, die ihm in den Weg treten, kurz und kühl. Bald folgte Frau von Putlitz ihrem Gemahl als Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, und beide verlebten schöne Tage, bis sie durch irgendeine Intrigue in Ungnade fielen. Von 1863 bis 1867 war der Dichter dann Intendant des schweriner Hoftheaters, und nach den Briefen und Aufzeichnungen kann man ihm auch hier nur das beste Zeugniß ausstellen. Dann kam die gewaltige Zeit von 1870, in der das Ehepaar sich ganz in den Dienst des Vaterlandes stellte. Bald darauf übernahm Putlitz die Feuilleton-Redaction der „Spener'schen Zeitung", um allerdings schon 1873 als Intendant an das Hoftheater in Karlsruhe zu gehen, dem er bis 1889 vorstand. Alt und amtsmüde zog er sich endlich auf sein stilles Gut Retzin zurück, und hier starb er am 5. September 1890.

Wenn man sich dieses Leben, das nur in den letzten Jahren durch den Tod lieber Verwandter und Freunde getrübt war, vergegenwärtigt, so kann man es getrost ein reiches und glückliches nennen. Wie dem Dichter, so fehlte auch dem Menschen Putlitz jede Leidenschaft. In den Briefen sucht man vergeblich nach einem gewaltigen Wort, einem wilden Aufschrei, einer elementaren Gefühlsäußerung. Es ist schon auf den weiblichen Einfluß hingewiesen worden, der den Dichter gebildet hat, dem er

sein Leben lang unterworfen war. Eine Aeußerung aus einem Briefe, den er in verhältnißmäßig jungen Jahren schrieb, ist da charakteristisch. Er erzählt von einem Zuwachs der Gesellschaft „in Gestalt einer bildschönen italienischen Nichte“. Seine Damen, meint er, hätten sich gleich bis über die Ohren in sie verliebt. Er? Nein, von sich sagt er kein Wort. Dieser Mangel an jeglicher Leidenschaft und Größe hat es verursacht, daß Putlitz heute verhältnißmäßig wenig beachtet wird. Seine viel aufgeführten Dramen, der „Don Juan d'Austria“, „Das Testament“ und so viele andere sind fast vom Repertoire verschwunden, und gerade die Novellen, auf die er selbst weniger Werth legte, liest man wol noch. Leicht erklärlich. Ein Dramatiker braucht Größe, Leidenschaft, Wucht; der Novellist kann auf Stimmung bauen. In der graziösen Art, in der Putlitz diese einzufangen und zu bannen wußte, war er ein echter Poet. Den Dramatiker haben schnell größere verdrängt. Viel dazu beigetragen hat ja auch die jüngstdeutsche Schule. Der Dichter von „Was sich der Wald erzählt“ war ein Typus der Reactionsdichtung wie Redwitz. Beide sind sich nahe verwandt, wenn auch Putlitz unstreitig der bedeutendere ist. Beide sterben, wenn eine stärkere Zeit nach stärkerer Kost schreit.

Es ist ohne weiteres klar, wie unsympathisch diesem zarten Hausdichter und Familienpoeten im bessern Sinne die ganze moderne Richtung sein mußte. Er polemisirte ja auch dagegen in dem Schauspiel „Die Idealisten“. Selbst Richard Voß ist ihm schon zu realistisch, und was bringt er von ihm in Karlsruhe zur Aufführung? Nun, den „Mohren des Zaren“, vielleicht das schwächste, aber auch unmodernste der Voß'schen Dramen. Und in allen Briefen sucht man umsonst nach einem Wort über „Kabale und Liebe“, das doch den Praktiker anziehen mußte. Aber dafür erklärt Putlitz den „Tell“ für Schiller's bestes Werk.

Glücklich und ergiebig war auch sein Talent, das er redlich ausnützte. Er brauchte nicht zu ringen und zu kämpfen; seine Muse ward ihm nie zur Meduse. Sie zirpte als Heimchen tagtäglich an seinem Herd. Es ist beneidenswerth, wie Putlitz so nebenbei einen zweibändigen Roman für die „Kölnische Zeitung“ schreibt — doppelt beneidenswerth, weil dieser Roman, trotzdem er so schnell, so mühelos, fast eben „nebenbei“ entsteht, doch auch poetische Schönheiten hat. Welch gewaltiger Abstand, wenn man dagegen Hebbel's Aufzeichnungen liest!

Vielleicht möchte es manchem erscheinen, als ob drei starke Bände mit Briefen von und an Putlitz etwas zu viel seien, als ob für Fernerstehende der Gegenstand und die Bedeutung desselben nicht recht im Einklang stünden mit der allzu breiten Behandlung. Und allerdings hätte besonders der dritte Theil eine starke Kürzung sehr wohl vertragen. Aber das Merkwürdige an diesem Werke ist, daß immer dann, wenn das literarische Interesse aufhört, ein starkes historisches, culturhistorisches oder persönliches Interesse dafür eintritt, und so wird man über die beginnende Ermüdung immer wieder hinweggetäuscht. Die Ausbeute für den Literarhistoriker ist sonst nicht gerade groß. Nur einige wichtige Briefe Geibel's, deren einer ein etwas sonderbares Licht auf den Dichter wirft, werden mitgetheilt. Wie eng die beiden so durchaus weiblichen Dichternaturen sich berührten, ist ja klar. Aber wer nicht *nur* Literarhistorisches in dem Werke sucht, wird befriedigt davon scheiden. Es gibt das treue Bild eines geschmackvollen Dichters und eines echten, selbstlosen Edelmannes in des Wortes eigenster Bedeutung. Karl Busse.

Religiöses und Religionsphilosophisches.

Wir stellen in unserer heutigen Besprechung ein Werk voran, das sich als die reife Frucht einer langjährigen Denkarbeit gibt:

1. Religionsphilosophie im Umriß. Mit historisch-kritischer Einleitung über die Religionsphilosophie seit Kant. Von Rudolf Seydel. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Paul Wilhelm Schmiedel. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 9 M.

Wie wir durch die Vorrede erfahren, hat der am 8. December 1892 verstorbene Verfasser die vorliegende Religionsphilosophie selbst noch als den Abschluß seiner Lebensarbeit bezeichnet. Theologe von Haus aus, hatten bei ihm die religiösen Probleme immer im Vordergrund gestanden und einen hervorragenden Theil seines reichen Forschens wie seines akademischen und außerakademischen Wirkens in Anspruch genommen. In der Anwendung philosophischer Gedanken auf concrete Wissensgebiete fixirten sich in ihm immer deutlicher zwei polemische Richtpunkte: einerseits gegen den Materialismus und die mechanische Auffassung der Kausalität, wobei ihn die Tendenz leitete, die Darwin'sche Abstammungslehre geistiger, theologisch-innerlich, zu fassen; andererseits gegen die orthodoxe Auffassung der christlichen Religion, wobei ihn seine Stellung sogar zu einer Hypothese über den Einfluß buddhistischer Quellen auf die Entstehung der biblischen Evangelien führte. Für Geist und Richtung unseres Werks ist bezeichnend, daß ihm der Verfasser in dem hinterlassenen Manuscript den Titel: „Die Religion der freien Gotteskindschaft“ zugedacht hatte. Da es hier nicht am Platze ist, auf die gedankenreichen, dialektischen Untersuchungen des nähern einzugehen, beschränken wir uns auf eine gedrängte Inhaltsangabe, im übrigen die Erwartung des Herausgebers theilend, daß das Buch für sich selbst sprechen werde.

Vorausgeschickt ist ein historisch-kritischer Theil über die Entwickelung des Religionsbegriffs von Kant bis zur

Gegenwart, der überaus gründlich, von eindringendstem kritischen Scharfsinn wie von pietätvollster Würdigung des Geschichtlichen zeugend, alle hervorragendern Philosophen und Theologen seit Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis herab auf die Gegenwart behandelt. Daß dabei an erster Stelle Ritschl und Lipsius Berücksichtigung finden, entspricht deren Bedeutung. Aber auch Pfleiderer, Biedermann, Herrmann, Kaftan, Bender, A. Werner (der Jüngere) und Pünjer erfahren die nöthige Beachtung, und wir möchten gerade in den Ausführungen dieses historisch-kritischen Theils den Hauptwerth des Buches finden.

Dem zweiten, systematischen Theil geht wieder eine besondere Einleitung voran, die sich mit der Begriffsbestimmung der Religionsphilosophie, mit dem Glauben als Erkenntnißweg neben Philosophie und Erfahrung und mit der Kritik des Offenbarungsbegriffs beschäftigt.

Die positive Ausführung des Systems gliedert sich in vier Abschnitte unter dem Titel: „Der allgemeine Begriff des Religionsideals, die religiöse Glaubenslehre (Dogmatik), die religiöse Aesthetik, die religiöse Ethik.“ Dieser Haupttheil des Ganzen ist nicht frei von Wiederholungen, auch läßt hier der Stil zuweilen die letzte Feile vermissen. Aber der lauterste Wahrheitsernst und schärfste, kritische Verstand bei starkem und tiefem religiösen Gefühl weiß auch hier die Theilnahme zu wecken und bis zum Schlusse wach zu erhalten.

Der Herausgeber hat sich durch die Aufstellung eines übersichtlichen, den Gedankengang des systematischen Theiles bis ins Einzelne wiedergebenden Inhaltsverzeichnisses sowie eines beigefügten Namenregisters um das Werk seines Lehrers und Freundes hochverdient gemacht.

An die Anzeige dieses Buches reihen wir die von zwei andern, die, wie in demselben Verlage erschienen, auch wesentlich in derselben Richtung sich bewegen:

2. Gott im Menschen. Vorlesungen über die Entwickelungslehre. Von E. P. Powell. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Die Erfüllung des Christenthums auf Grundlage der Entwickelungslehre. Von P. Nordheim. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. Gr. 8. 6 M.

Die in Utika gehaltenen Vorlesungen des amerikanischen Gelehrten popularisiren vornehmlich die Werke von dessen Landsleuten E. D. Cope und Edmund Montgomery. Den von diesen gebotenen Stoff behandelt er in zwanzig Vorlesungen, und zwar so, daß auf den ersten der drei Theile acht, auf den zweiten vier, auf den dritten wieder acht kommen. Der erste Theil will die Hauptargumente für die Entwickelung zusammenstellen, soweit sie die Verschiedenheit im Bau und den gegenwärtigen Zustand der lebenden Geschöpfe zu erklären vermögen. Der zweite Theil geht darauf aus, die Lebensgemeinschaft zwischen allen Geschöpfen nachzuweisen; er will zeigen, wie bestimmt in einer fortlaufenden Lebensentwickelung Glied an Glied gereiht wurde, von den Gallertfischen der Urseen bis zu dem Menschen, dem Herrscher über Meer und Land. Der dritte Theil unternimmt, die Entwickelung weiter zu verfolgen, nachdem bereits der Mensch erreicht worden ist. Er will zeigen, daß es nicht nur eine einzige Entwickelung alles Lebens gibt, Mensch und Thier eingeschlossen, die miteinander verkettet sind sowol in Bezug auf ihren Ursprung, als auch auf ihre fortschreitenden Veränderungen, sondern daß die Geschichte der Menschheit mit ihren Religionen, ihren Sittenbüchern, ihren Künsten, in allgemeinen ethischen Gesetzen gipfelnd, ebenfalls ein Gegenstand der Entwickelung ist. Er will daher den Weg der Intelligenz und der Moral, die, aller vorhergehenden Entwickelung entstammend, sich über dieselbe hinausgehoben haben, verfolgen, bis er zu den großen Fragen über Gott und Unsterblichkeit gelangt, denen die letzten beiden Vorlesungen gewidmet sind.

Wo die Naturforschung, wie hier geschieht, über die ihr angewiesenen Grenzen hinausschreitet, verliert sie sich in Phantasmen, und wenn da von einer „Offenbarung des ewigen Lebens“ geredet wird, so ist das eine leere Redensart, die besser unterbliebe. Dieser Art von Weltanschauung würde eine Therodicee mehr entsprechen, als eine Theodicee. Was über jene hinauszuführen scheint, ist doch nur eitel Geflunker, wie selbstgefällig es auch auftreten mag. Und wenn es wirklich außer dem hier eingeschlagenen keinen Weg gäbe, um von „der Knechtschaft des Supernaturalismus und von der Gewaltherrschaft der Mythologie“ frei zu machen, so sähe es verzweifelt aus mit der menschlichen Wahrheitserkenntniß. Powell meint freilich, ernste und ehrliche Menschen könnten nicht früh genug einsehen, daß unser einziges Heil in jener Entwickelung liegt, die von der Urzelle zu Jesus und Plato geführt und das Leben vom Hunger nach dem Protoplasma zum Hunger nach Gerechtigkeit erhoben hat. Denn außer der Entwickelungslehre müsse jede andere Religion dort wieder enden, wo sie angefangen hat, nämlich in einem Chaos schöpferischer Zwecke, die durchkreuzt und vereitelt wurden, und in einem ewigen Kampfe, einen zerschmetterten, göttlichen Plan zu verbessern. Für ihn gibt es nur eine, und zwar die einfachste Erklärung des Weltalls, welche, beständigen Fortschritt in der Vergangenheit bekundend, ewige Verbesserung in der Zukunft verbürgt — das sei das Evangelium der Hoffnung für alle die, welche mit dem höchsten, sittlichen Zweck vorwärtsschreiten wollen, das Evangelium der Entartung für jeden, der den Gesetzen des sittlichen Lebens den Gehorsam versagt und sich begnügt mit thierischen Verrichtungen. Aber wie lebhaft sich Powell auch gegen den Vorwurf des Agnosticismus und Materialismus wahrt, er steckt bis über die Ohren darin, und wenn etwas gewiß ist, so ist es dieses, daß mit seinen Grundanschauungen eine Geisteswissenschaft unverträglich ist. So kommt denn auch wirklich das, was er Ethik nennt, auf das rein formale Gebot hinaus: „Was du nicht willst, daß man dir thu, daß thu einem andern auch nicht.“ Und einmal

dämmert ihm sogar die Einsicht auf, es wäre besser, wenn der Gebrauch des Wortes Gott wie anderer Wörter, die vom Extranaturalismus erfüllt sind, völlig aufgehoben werden könnte. Woher kommt es nur, daß Powell nicht umhin kann, sich dennoch immer wieder des Wortes zu bedienen?

In einem seltsamen Widerspruch zu seiner Therodicee steht dann doch die Annahme einer individuellen Unsterblichkeit, die er durch eine ganze Reihe von Beweisen zu stützen sucht, weil das intellectuelle und ethische Leben ein Hohn für uns wäre, wenn es mit dem Tode zusammenbräche. Ebenso verwunderlich und widerspruchsvoll ist das Urtheil über Jesu Wunder, die in einem Athem nichtssagende Gauklerstückchen genannt und unmittelbar darauf aus der physischen, aber auch psychischen Macht eines starken Willens erklärt werden.

Von deutschen Forschern werden nur Schmidt, Lotze und — Häckel genannt, und zwar der letztere nur als Verfasser der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". Alle übrigen Gelehrten, die uns begegnen, sind Amerikaner oder Engländer. Ich glaube, es hätte Powell nichts geschadet, wenn er sich mit den Vertretern unserer deutschen Wissenschaft etwas umfassender vertraut gemacht hätte.

J. Nordheim zieht in seiner „Erfüllung des Christenthums auf Grundlage der Entwickelungslehre" ohne allzugroßen Aufwand von Geist und Sachkenntniß die praktischen Schlüsse aus dem Darwinismus, wie er sich in seinem Kopfe spiegelt, auf die Gestaltung des religiösen Cultus und Gemeinschaftslebens. Ein Bund der „Neuchristen" soll an die Stelle der Kirche treten, und da die Zuverlässigkeit der philosophischen Systeme nur gering, die Entwickelungslehre dagegen keine bloße Hypothese, sondern eine bewiesene und nicht mehr bestreitbare Thatsache ist, so kann der zu erstrebende Ausgleich zwischen dem Christenthum und der modernen Weltanschauung nur auf dem festen Boden der Naturwissenschaft geschlossen werden. Das ist die große Wahrheit, die uns der Verfasser auf nicht weniger als 502 Seiten in endlosen Wiederholungen verkündigt. So lahm auch die Kritik und so oberflächlich das Denken, in leichtfertigem Absprechen und wortreichem Hin- und Herreden über hundert und tausend Dinge, gleichviel ob sie in den Zusammenhang gehören oder nicht, kann sich unser Reformator nicht genugthun. Dabei wimmelt das Buch von Widersprüchen. Gott soll die unpersönliche Urquelle der Kraft sein (warum nicht die Kraft selbst?), die den Stoff beseelt, und dann doch die absolute Vernunft, Princip des Guten, Einrichter eines Weltenplans, Lenker aller Dinge aus höhern Gesichtspunkten, der mit Liebe und Weisheit seine ganze Schöpfung begleitet, alles Geschehende bis ins kleinste vorausbedacht hat und zu dem daher auch gebetet werden kann. Der Vaterbegriff der Gottheit, der lenkbaren, schützenden Vorsehung, die Vorstellung der persönlichen Unsterblichkeit und des göttlichen Charakters Jesu sind als mit den Anschauungen eines „sittlich hochstehenden Menschen von geläutertem Denken und Fühlen" unvereinbar aufzugeben. Und dann soll doch wieder kein Grund vorhanden sein, auf die gemeinsame sonntägliche Erbauung mit Gesang und Predigt zu verzichten, weil noch immer genug Stoff übrig bleibe zu Betrachtungen, um während des ganzen Kirchenjahres (!) eine Gemeinde zu gemeinsamer Erbauung zu vereinigen. Der Verfasser bringt es auch fertig, auf ein und derselben Seite die absolute Unfreiheit des menschlichen Handelns und die persönliche Verantwortlichkeit und Strafbarkeit für eben dieses Handeln zu entwickeln.

Für die Art seiner Würdigung geschichtlicher Persönlichkeiten ist bezeichnend, wie er sich S. 249 über den Apostel Paulus ausläßt: „Der Apostel Paulus, belehrt er uns, verband einen glaubensfrommen Eifer mit starker Nervenerregung und vieler Phantasie. Er hatte oft Visionen und litt an nervösen Anfällen, war überhaupt körperlich schwach und mit dem Leiden des Zungenredens behaftet, sodaß er sich zu seinen Vorträgen eines Dolmetschers bedienen mußte, um verständlich zu werden." Diese eine Probe mag genügen.

Auf gleicher Höhe steht die Kenntniß der wissenschaftlichen theologischen Literatur. Aus Dav. Fr. Strauß' „Leben Jesu" werden allen Ernstes „die überaus fleißigen kritischen neutestamentischen Untersuchungen" rühmend hervorgehoben, als ob nicht gerade das Fehlen dieser Untersuchungen nach Strauß' eigenem Geständniß der empfindlichste Mangel seines Buches wäre. Aber wir möchten wetten, daß, wer solchen Widersinn schreibt, das Werk nie in Händen gehabt hat. Und die gleiche Vermuthung hegen wir in Betreff der alttestamentischen Arbeiten von Wellhausen, den der Verfasser wol deshalb auch consequent, in Vorrede und Text, Wehlhausen schreibt.

Auch der Stil ist nicht sauber. Einmal wird von dem persönlichen Verhältniß gesprochen, in welchem ein Mensch zu Christum steht. Ein andermal leistet sich der Verfasser den Satz: „Die ernstlichsten Folgen liegen auf dem Gebiet des Glaubens." Und solcher Gallimathias steht nicht vereinzelt. Alles in allem, wird uns ein Mischmasch von unreifem Gerede und halbverdauten Wahrheiten vorgesetzt, der es zu einer wahren Tortur macht, sich bis ans Ende durchzulesen.

Etwas günstiger läßt sich über das Buch eines Anonymus urtheilen:

4. Evangelien-Harmonie und erklärte Apokalypse. Meran, F. W. Ellmenreich. 1894. Gr. 8. 2 M.

Das Buch, dessen Verfasser uns vor etwa sieben Jahren ein größeres Werk: „Leben, Organische Philosophie und Poesie, Geisteslehe" zur Besprechung in d. Bl. vorgelegt hat, bringt viel Sinniges und Schönes. Die harmonistisch angelegte Uebersetzung der vier Evangelien ist ebenso wie die Uebertragung der Offenbarung Johannis ganz vortrefflich. Auch die unter dem Text gegebenen Anmerkungen sind meist verständig und ansprechend. Doch

daneben findet sich ebenso viel Wunderliches und Grillenhaftes. Vor allem wirken die Zahlenspielereien geradezu abstoßend, und wo die Auslegung ins Typisch-Mystische geräth, da treibt man ohne Steuer auf uferlosem Meere. Am geschmacklosesten aber ist die zeitgeschichtliche Ausdeutung der Apokalypse. Da soll nicht blos auf Arius, Mönchthum, Papstthum, die Kreuzzüge, die Reformation, Bauernkrieg, pariser Bluthochzeit, den dreißigjährigen Krieg, die englische und französische Revolution, Ludwig XIV., Peter den Großen, Friedrich den Großen, Washington hingewiesen sein, nein, sogar das dem Thomas a Kempis zugeschriebene Büchlein: „Von der Nachfolge Christi" findet der Verfasser im Offenbarungswort angezeigt, ebenso wie die sieben Sakramente der römischen und morgenländischen, die zwei Sakramente der evangelischen Kirche, oder die verschiedenen germanischen, romanischen, slawischen Volksstämme Europas. Die vielbesprochene apokalyptische Zahl 666 wird ganz absonderlich gedeutet auf die dreimal sechs Jahrhunderte der äußern Kirchenentwickelung (vom sechsten Jahre vor der unrichtigen Ansetzung unserer Zeitrechnung bis 1794, der Zeit der Vernunftgöttin und der Permanenzerklärung für die Guillotine). Nicht weniger seltsam ist die Erklärung der „zehn Hörner". Das sollen nämlich die zehn Hauptkaiser der Christenheit und ihrer Dynastien sein: Konstantin, Karl der Große, Otto der Große, Heinrich IV., Barbarossa, Rudolf von Habsburg, Karl IV., Joseph II., Napoleon I. und Wilhelm I. Wem ist wol mit solchen Dingen gedient? Und verträgt sich solche Willkür mit der dem Schriftwort schuldigen Ehrfurcht?

Zum Schluß sei noch angezeigt ein kleines, feines Büchlein, das durchaus gesunde, schmackhafte Kost bietet:

5. Das Leben Jesu. Von James Stalker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1895. Gr. 8. 80 Pf.

Mit zartem Verständniß und liebevoller Hand zeichnet der Verfasser das Leben Jesu, indem er nach einem Rückblick auf Geburt, Kindheit und Jugend des Heilands, auf Volk und Zeit und die letzten vorbereitenden Schritte die amtliche Wirksamkeit auf drei Jahre vertheilt: Das Jahr der Verborgenheit in Judäa, das Jahr der Volksgunst in Galiläa, das Jahr des Widerspruchs in Galiläa und Judäa.

Ohne Anlegung einer dogmatischen Schablone läßt Stalker das schlichte Bild der Evangelien auf uns wirken, nichts dazu- und nichts davonthuend, und auch ohne den vollen Eindruck durch unzeitige Polemik zu schmälern. Das gottmenschliche Wesen Jesu ist ihm durch die Einwohnung des Heiligen Geistes begründet, wie sie auch von einem Jesaia oder Jeremia ausgesagt wird, nur daß Jesus mit dem Geist ohne Maß gesalbt war und bei ihm darin ganz besonders auch die Kraft des Wunderthuns inbegriffen war. Von den Wundern heißt es S. 51 ebenso besonnen, wie wahr:

> Wenn ein solcher Mensch auf Erden weilte, da war es nur ganz natürlich, daß machtvolle Thaten durch ihn geschahen. Jesus selbst war das eine, große Wunder, und seine einzelnen Wunder waren nur die Funken, die aus dem Feuer hervorsprühten. Seine Person selbst war die größte Durchbrechung der Naturordnung, oder vielmehr sie war ein neues Element, das in die Ordnung der Natur hereingetreten war, sie zu bereichern und zu veredeln; und seine Wunder traten mit ihm herein, nicht um die Harmonie in der Natur zu stören, sondern um sie wieder herzustellen. Deshalb trugen alle seine Wunder den Stempel seines Wesens. Sie waren nicht blos Schaustellungen der Macht, sondern auch Erweise der Heiligkeit, Weisheit und Liebe.

Von den Berichten über die Auferstehung aber heißt es S. 131:

> Sind diese Erzählungen glaubwürdig? Kaum, wenn sie für sich allein stehen würden. Aber die Auferstehung Jesu ist begleitet von der unzweifelhaften Wiedererstehung des Christenthums. Und wie sollte die letztere erklärt werden ohne die erstere? . . . . Wie Christus in verklärter Gestalt von den Todten auferstanden war, so auch das Christenthum. Es hatte sein fleischliches Gewand abgestreift. Was war der Grund dieser Wandlung? Die Jünger sagen: die Auferstehung und die Erscheinung des Auferstandenen. Aber ihr Zeugniß ist noch kein Beweis. Der zwingende Beweis liegt in der Thatsache, daß sie mit einemmal Muth, Hoffnung, Glauben, Verständniß gewinnen, eine würdige und vernünftige Anschauung von der Zukunft der Welt bekommen und Kraft genug finden, die Kirche zu gründen, die Welt zu bekehren, das Christenthum in seiner ganzen Reinheit unter den Menschen aufzurichten.

Zwischen dem letzten alttestamentlichen Sabbath und der Zeit wenige Wochen darauf, wo der verblüffende Umschwung unleugbar eingetreten war, muß sich ein Ereigniß zugetragen haben, das als die zwingende Ursache einer so bedeutenden Wirkung angesehen werden kann. Nur die Auferstehung entspricht den Anforderungen, die dieses Problem stellt, und sie läßt sich deshalb beweisen durch einen Schluß, der zwingender ist, als jedes geschichtliche Zeugniß.

Nach diesen Proben ist es wol kaum nöthig, das gediegene Büchlein noch besonders zu empfehlen.

Karl Sallmann.

Neue Epen.

1. Vom Nil zum Nebo. Ein Wüstengesang von Karl Macke. Heiligenstadt, F. W. Cordier. 1894. 12. 6 M.

Ein Epos von mehr als 2000 Strophen, das ist keine Kleinigkeit. Aber der Dichter gebietet über eine solche Formgewandtheit, daß nur selten einmal eine dieser Strophen formelle Mängel zeigt oder mit Mühe gemacht erscheint, und er besitzt so viel dichterisches Kapital, daß er nirgends in gereimte Prosa herabsinkt, sondern stets auf dichterischer Höhe bleibt, und sich mit seinen 2000 Strophen noch nicht ausgegeben hat. Ja es scheint, als ob dem

Dichter die vierzeiligen Strophen, dieselben, die Weber's „Dreizehnlinden" hat, so leicht aus der Feder flössen, daß er sich in ihnen gar nicht genug thun kann. Vielleicht gilt aber auch hier: weniger wäre mehr!

Der Stoff ist der Auszug Israel's aus Aegypten und die Wüstenwanderung. Dabei hat nun der Dichter richtig gefühlt, daß er uns mit diesem Stoff allein nicht fesseln kann, wenn er ihn einfach in Versen nach der Bibel erzählt. Andererseits wollte er ihn doch nicht etwa romantisch aufputzen und blieb bei den schlichten biblischen Berichten, nur daß er die ägyptische Königstochter, Moses' Pflegemutter, einführte. Um nun dem Gedichte Eigenart zu geben, hat er nicht blos eine Art von Chören eingefügt, sondern auch fast in jedem Gesang religiöse Betrachtungen angebracht, die sich theils anlehnen an Psalmen und andere poetische Stücke des Alten Testaments, theils Parallelen zu den erzählten Vorgängen gebe: so schließt sich an das Manna ein Hymnus auf die Messe an, an das Wort „Jahveh ist mein Banner" ein Gesang über In hoc vinces, an den Tanz um das goldene Kalb ein Gedicht über Völkerevolutionen u. s. w. Ein ganzer Gesang behandelt die ägyptische Todtenmythologie.

So schön vieles gerade in diesen Versen ist, so tragen sie doch die Schuld an der großen Länge des Gedichts, und da sie mit dem Stoffe selbst nicht genügend verbunden sind, so reißen sie das Epos auseinander, und durch ihre Menge ermüden sie den Leser. Ich gebe eine Probe aus der Einleitung zum dritten Gesang:

An der Zeiten Webstuhl wirken
Menschenkinder, Menschenhände,
Erdenstoff ist Kett' und Einschlag,
Doch bei Gott der Fäden Ende.

Was die Welt dem Meister trotzend
Weben mag ist nur Verwirrung,
Gottes Führung widerstreben
Führt nur in des Geistes Irrung.

Dunkle, finstre, schwarze Fäden,
Die der Hölle Rad gesponnen,
Wirkt der Herr in sein Gewebe —
Alles kommt ans Licht der Sonnen.

Nur auf dunkelm Untergrunde
Kann das Licht als Licht erscheinen,
Nur die Meisterhand des Malers
Weiß das Licht der Nacht zu einen.

In der Töne Dissonanzen
Ruht der Harmonie Gestaltung,
Die des Meisters tiefes Sinnen
Eint zu voller Klangentfaltung.

und so weiter in oft losem Zusammenhang.. Man hat bei diesen Gesängen den Eindruck, daß der Dichter ebenso gut ein Dutzend Strophen weglassen als noch ein Dutzend dazu hätte machen können, und dieses Gefühl des Uferlosen ist nicht behaglich. Doch wird das Anziehende des Gedichts gerade in diesen Einzeldichtungen liegen, und zwar mehr als in dem eigentlich Epischen, das auch der Strophenzahl nach hinter diesen dichterischen Beigaben zurücksteht.

2. Friedr. W. Helle. Kalanya's Völkersang. Mittelafrikanischer Schöpfungsmythus. Heiligenstadt, Verlag von F. W. Cordier. 1894. 12. 3 M.

Die Anmerkungen zu diesem Epos unterrichten uns, daß der Inhalt dem Schöpfungsmythus der centralafrikanischen Yumalaneger entnommen ist und zwar nach Lücken's „Traditionen der Menschengeschlechter" und „alten" Reisebeschreibungen, die der Dichter „durch Selbstdichtung ergänzt und dann ausgefüllt" hat. Dadurch ist dem Leser, welcher sich etwa für Religionsgeschichte interessirt, von vornherein das Interesse genommen, weil er nicht weiß, wie weit die ganz auffallenden Parallelen zu dem biblischen Schöpfungsbericht ursprünglich oder vom Dichter eingetragen sind. Das wäre nun Nebensache, denn ein poetisches Werk soll lediglich durch sich selbst fesseln, und nicht durch ein zufällig hinzukommendes Interesse des Lesers, wenn nur die Dichtung uns eigentlich zu fesseln vermöchte. Aber das ist nicht der Fall. Schon wegen der Form nicht: die vierfüßigen Trochäen mit Zeilenanfängen wie: „Streifte dann der Herr der Schöpfung", „Nahmen d'rauf die ersten Menschen", „Ward's da bald ein banges Zweifeln", „Stand der Tod auf jedem Hügel", „War's an einem sel'gen Abend". Ich kann mir nicht helfen: solche Umstellungen wirken auf den Leser in Scheffel'schem Andenken stets humoristisch, und das ganze Versmaß paßt nicht für einen so ernsten Schöpfungsmythus. Es ist freilich das Bequemste. Eine prosaische Darstellung des wirklichen afrikanischen Mythus ohne eigene Zuthaten hätte entschieden mehr angezogen. Wollte der Verfasser aber ein Epos schreiben, so hätte er mehr Kunst hinzuthun müssen, mehr innere Entwickelung, statt einfach aneinanderzureihen: Erschaffung der Erde, Erschaffung der Gestirne, Erschaffung der guten Geister, Ausschmückung der Erde, Erschaffung der Vögel u. s. w. Für diesen Mangel entschädigen hübsche poetische Einzelheiten nicht genügend.

3. Faust und Prometheus. Eine Dichtung von Hermann Hango. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1894. 12. 2 M. 25 Pf.

Eine Menschheitsdichtung von großem Wurf! Faust, ein Enkel seines zaubermächtigen Ahnen, ist zerstört von innerm Unvertrauen und steht rathlos vor den sieben Siegeln, mit denen die Natur und der Weltgang verschlossen sind. Da zeigt ihm Prometheus in gewaltigen Gesichten das Werden der Welt, der Erde, der Menschheit vom ersten Anfang an bis zum endlichen Weltende und zu neuen Welten. Vergangenheit und Zukunft der Menschheit ziehen an unserm Geiste vorüber; an einzelnen Punkten hält der Dichter still: Buddha, Jesus, Columbus, Faust, Giordano Bruno, Galilei sind solche Haltstationen:

Dem Weg der Vögel, dem geheimnißvollen
Der Wandervögel, gleicht der Menschheit Zug
Herauf aus ihrer Nacht im dunkeln Wollen
Nach Licht! Beirrt von innerm, äußerm Trug.
Ganz unvertraut mit Bahn und rechtem Sollen,
Verführt, erschreckt, zersprengt, verwirrt im Flug — —
Wer staunte, daß so viele ganz verzagten,
Wer nicht, daß Geister immer wieder wagten.

Zu einem trostlosen Pessimismus ist kein Grund: immer keimen neue Lebensblüten aus Moderstätten:

So kann die Lust, das Leiden eures Lebens,
Was immer noch in Ewigkeit droht,
Gewesen nie sein eitel und vergebens,
Ein ruchlos Opfer blos dem Weltentod:
Aufnehmen muß die Mühsal eures Strebens,
Was jeder rang mit seiner Erdennoth,
Natur in ihren Plan: es müßten werden
Aus eurem Staub — Keime bess'rer Erden.

Aber schon auf dieser Erde wird eine schönere Zukunft erblühen; ein besseres Geschlecht wird und muß kommen, wenn nur die Menschheit nicht rastet, sich zu verbessern:

Und alle diese Starken wird und Reinen
Der Nationen Neid nicht mehr entzwei'n,
Der jetzt die Menschheit hindert, sich zu einen.
Es wird nur ein Volk, eine Sprache sein,
Nur Mensch wird jeder werden, scheinen
Und nur der Menschheit seine Gaben weih'n —
Zu klein ist wahrlich dieses Körnlein Erde,
Daß es getheilt von jedem Thoren werde.

Man sieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß der Dichter sein Problem mit vollem Ernste angefaßt hat; und er hat sich alle Mühe gegeben, es dichterisch zu bewältigen. Wenn es ihm in der Form nicht immer ganz gelungen ist, wenn die Stanzen ihm offenbar Mühe machten, wenn die Nothwendigkeit des dreimaligen Reims ihm manchmal Fessel ist und ihn zu Formen wie gloste statt glostete, Gänze statt Ganzheit verführte, wenn unter den fünffüßigen Zeilen vier- und sechsfüßige mitlaufen, so muß man bedenken, daß es sich um eine Gedankendichtung handelt; und eine solche ist ohnedies schwer rein dichterisch zu gestalten. Wählt man hierzu die Stanze, dieses undeutsche, für die Problemdichtung wenig geeignete Versmaß, so erschwert man freilich ganz unnöthig sich die Arbeit und dem Leser den Genuß, es sei denn, man beherrsche diese Strophe mit souveräner Meisterschaft.

In ganz anderer Weise als Hango entrollt ein Zukunftsbild

4. Der ewige Jude. Episches Gedicht von Joseph Seeber. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1894. 8. 2 M.

Um gleich von der Form zu reden, der Dichter hat reimlose fünffüßige Jamben gewählt. In seiner Art erschwert dieses Metrum einem Dichter sein Werk ebenfalls, indem es ihn leicht verführt, fünffüßige Prosa zu geben, und weil der Leser von vornherein ein Grauen empfindet vor dem uferlosen Meer reimlos hinflutender Jamben. Es ist aber ein gutes Zeichen für die dichterische Kraft des Verfassers, wenn er, wie hier geschieht, den Leser durch dieses Meer mit sicherer Hand zu führen vermag. Und er kann das, weil er sie stets am Steuer echter Poesie hält. Deshalb sinkt das Gedicht auch nie in Prosa herab, und die oft so dürren Jamben treiben hier prächtige Blüten echter Poesie. Man höre z. B. nur den Anfang des sechzehnten Gesanges, „Das Gericht":

Aus seinem Wellenbade steigt der Morgen,
Und fröstelnd hüllt er in des Nebels weiche,
Leicht wallende Gewänder seinen Leib;
Dann schaut er finster nach der Erde hin
Und auf die Stadt der Sünde, die noch dampft
Vom warmen Blut der Heiligen des Herrn,
Und fester gürtet er die Wetterwolken
Und ihren Zornesblitz um seine Lenden.

Einer Gefahr freilich, die auch der reimlose Fünffüßler wie weiland Klopstock's Hexameter mit sich bringt, ist der Dichter nicht immer entgangen, die Vergleichungen allzu lang auszudehnen: wie das und das — so u. s. w. Auch steht, wie bei Klopstock, die Größe der aus der Natur genommenen Vergleichung nicht immer im richtigen Verhältniß zum seelischen Vorgang oder zu der menschlichen Handlung.

Der Stoff dieser Dichtung ist ein chiliastischer: das Ende der Menschheit nach alt- und neutestamentlichen Stellen, insbesondere auch der Offenbarung, die von dem Dichter in der üblichen, schon durch die Tradition festgelegten, übrigens fast durchgehends von der theologischen Wissenschaft verlassenen Auffassung benützt werden. Das hat indessen für die Dichtung selbst nur am Schlusse Bedeutung: hier kommt der Dichter in einen bösen Conflict mit allem Vorangegangenen, das sich durchaus auf dem Boden des Glaubhaften oder doch durch die Gewalt der uns umstrickenden Poesie glaubhaft gemachten, bewegt. Der Schluß aber entfernt sich von ihm und verirrt sich in das Wunderbare. Nicht als ob das Wunderbare an sich uns abstöße: führt uns ein Dichter von vornherein in das Reich des Märchens, der Sage, der Legende, der Wunder, gut, so nehmen wir alles hin. Entrollt er uns aber zweihundert Seiten lang ein Weltzukunftsbild, das er eben durch seine Darstellungskunst uns so wahrscheinlich zu machen verstanden und uns so menschlich nahegelegt hat, daß wir alles als geschehen mitfühlend durchleben, so muß er uns am Schlusse nicht zumuthen, im Nebel der Legende zu landen.

Das Epos beginnt mit dem Zeitpunkt, da der Antichrist, Soter genannt, mit Hülfe der Juden die ganze christliche Welt sich unterworfen und Jerusalem zur Hauptstadt der Welt gemacht hat. Ahasver, der von sich sagt:

Ich bin der Geist, der ewig neugeborne,
Jahrtausend alte Geist des Judenvolkes,
Den Gott zu seinem Sohne sich erkor,
Indeß er all die Kinder anderer Stämme,
Von seiner Vaterbrust ins Elend stieß!

hat als siegreicher Feldherr den Papst gefangen nach Jerusalem gebracht, und nur eine kleine Schar von Kreuzrittern hält sich noch in den Geklüften Judäas auf, aus denen sie von Zeit zu Zeit siegend hervorbrechen. Ihre Führer sind laut Tradition Elias und Henoch; aber der Dichter hat es vorzüglich verstanden, sie zu Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten, und muthet dem Leser nicht zu, sie als die wirklichen wiedererstandenen, alttestamentlichen Personen zu betrachten. Hier hat ihn eben das

sichere poetische Gefühl getragen, das ihm am Schlusse die Legende verwirrt hat.

Wie sich nun alles entwickelt bis zur Katastrophe, bis der Antichrist nach Greueln ohne Zahl sich als Gott verehren läßt, bis Ahasver sich zum Christenthum bekehrt und ein Apostel desselben für seine Stammesgenossen wird, das ist meisterhaft geschildert, und die aus der Bibel genommene, großartige apokalyptische Sprache erhöht nur den Eindruck. Nun aber das Ende. Die ans Kreuz geschlagenen Leichname des Henoch und Elias schweben in den Himmel und der Antichrist vermißt sich, ein gleiches zu thun, um Gott von seinem Throne zu stoßen. Und er thut es wirklich:

sichtbar hebt Soter
In Kraft des Geistes, der sein Herz besitzt,
Vor allen Augen langsam sich zum Himmel.

Nun kommt Gott und wirft ihn herab, und zuletzt erscheint Gott dogmatisch, materiell und legendenhaft:

Die Hände tragen seinen Sohn am Kreuz,
Und in der Brust des Eingebornen flammt
Wie tausend Sonnen das Erlöserherz,
Es strömt wie flüssig Gold sein Blut herab,
Hell leuchtend schwebt vom Vater zu dem Sohne
Ihr heilger Geist, die wesensgleiche Liebe.

Einfältige Gläubige beider Confessionen mögen das schön finden; die ästhetische Kritik, die nach dem Dogma nichts zu fragen hat, wird ein großes Fragezeichen dazu machen.

Ich muß mir versagen, besonders gelungene Einzelheiten aus dieser gewaltigen Dichtung hervorzuheben. Man lese den vierten Gesang, den Ueberblick über die Weltgeschichte in der Beleuchtung Ahasver's, wie hier das Wort Mommsen's, daß die Juden ein Element der Decomposition in der Völkergeschichte seien, ins Dichterische übersetzt ist, oder Gesänge, wo die Massen in Bewegung kommen. Auf welchem Weltanschauungsstandpunkt auch ein Leser stehen mag, ob ihm der biblische Chiliasmus in der Auffassung des Dichters sympathisch sei oder nicht, die siegreiche Macht der dichterischen Gewalt wird ihn mit fortreißen; gut vorgetragen müssen einzelne Gesänge dieser Dichtung dem Hörer Mark und Bein erschüttern.

5. Die Nachtigall von Sesenheim. Goethe's Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Gesang vom Rhein. Von Gustav Adolf Müller. Leipzig, Walther Fiedler. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Der Einfluß von Scheffel's „Trompeter" auf unsere jungen Dichter ist noch lange nicht geschwunden; auch dieser Sang ist durchaus in Scheffel'scher Art gehalten bis auf die lyrischen Intermezzis, die Lieder Friederikens und Goethe's. Auch das Versmaß ist das des „Trompeters". Wir stellen dem Sang aber gern das Zeugniß aus, daß er ein recht hübscher Epigone des „Trompeters" ist, und daß diese Friederike viel mehr Fleisch und Blut und individuelles Leben hat, als die Scheffel'sche Margarethe.

Der Stoff selbst könnte schwierig erscheinen; allein er brachte dem Dichter den Vortheil, daß der Leser sich von vornherein für denselben interessirt; und selbst, wenn die Ausführung weniger gelungen wäre, als sie ist, würde der Zauber des Namens und des Ortes uns umfangen und nicht loslassen. Es ist aber ja immerhin ein gewagter Versuch, Goethe, der doch noch fast persönlich in unsere Zeit hineinragt, zum epischen Helden zu machen, das Subjective, das mit dem Namen verbunden ist, sozusagen zu verobjectiviren. Ich meine aber, eben dieser Sang zeigt uns, daß es möglich ist. Nur das Wagniß, Goethe die eigenen Lieder unterzulegen, wie hier geschieht, glaube ich, wird nie gelingen, und das Gedicht „Mit einem gemalten Bande" in die Gustav Adolf Müller'sche Form zu bringen, ist eigentlich eine Sünde. Es beginnt nämlich hier:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen holde Frühlingsgötter
Auf dies Band mit leichten Händen.
Zephyr, nimm's! Du magst es senden
Meiner Liebsten, meinem Kinde u. s. w.

und schließt:

Daß in allen Schicksalsstunden
Ich vom Himmel wills erflehen:
Möge, was uns treu verbunden,
Nicht wie Rosenduft verwehen.

Das Schwierige war natürlich die Entwickelung der Katastrophe. Der Dichter sucht sie dadurch herbeizuführen, daß in das Packet mit dem gemalten Bande, das Goethe der Geliebten gibt, aus Versehen zwei Briefe von seiner Mutter und seiner Schwester eingeschlossen sind; aus ihnen ersieht Friederike, daß in Goethe's Aelternhaus eine Verbindung mit ihr sehr unerwünscht wäre, daß man von ihm raschen Bruch verlangt. Sie will sich nicht zwischen ihn und seine Aeltern drängen, sie fürchtet, daß es ihr unmöglich sei, des Geliebten Seele dauernd zu füllen und beschließt, zu entsagen. Bei Goethe ist der Bruch nicht ungeschickt begründet: nachdem er die Briefe aus dem Aelternhause gelesen, sieht er,

Daß die Ketten der Verpflichtung
Wären sie auch noch so golden,
Seine Schwingen nicht behagen;
Und er sah zum ersten male
Heut in Riekchen eine blasse
Wangenbleiche, arme Kranke.
Und er stürzt sich in die Fluten
Der Gefühle unermessene u. s. w.

Mit der Goethe-Eiche und dem wilden Apfelbaum, die auch eins der hübschen Bilder des Buches bilden, klingt der liebenswürdige Gesang wehmüthig aus:

Räthselsinnend gehn die Leute
An dem Wundermal vorüber;
Dem, der weiß, wie es gekommen,
Laufen wol die Augen über.

Richard Weitbrecht.

Neue Novellen.

1. Melusine und andere Novellen von Paul Heyse. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.) 1895. 8. 5 M.

Kein anderer Dichter der heute noch lebenden ältern Generation ist von der Schule der „Jüngsten" so bitter und stark angefeindet worden wie Paul Heyse. Die gegen ihn gerichteten Angriffe sind zum Theil nicht unberechtigt gewesen, haben aber seine Bedeutung nicht umstoßen können. Es ist ja war, daß die Gestalten, die Heyse schafft, Menschen sind, für die es sociale Aufgaben und Pflichten nicht gibt. Sie leben nur für sich, kümmern sich nur um ihr persönliches Glück und bleiben von den großen Fragen unserer Zeit durchaus unberührt. Darin liegt ein Mangel in Heyse's Schaffen, den wir nicht beschönigen wollen; aber abgesehen von dieser kühlen Haltung gegenüber den Bestrebungen der Gegenwart, wer wollte leugnen, daß Heyse ein Erzähler ersten Ranges ist, oder verkennen, daß seine Probleme stets fein ersonnen sind und nicht auf der gewöhnlichen Heerstraße unserer Romanfabrikanten liegen?

Diese Vorzüge müssen auch seiner neuesten, aus fünf Erzählungen bestehenden Sammlung nachgerühmt werden. Drei dieser Erzählungen, die „Hochzeit auf Capri", „Fedja" und „Donna Lionarda", spielen in Italien, das ja von jeher das Lieblingsland Heyse'scher Novellen gewesen ist. Unter ihnen ist die erste Novelle die unbedeutendste, doch gewinnt sie durch den Ton überlegener Ironie, den Heyse durchweg eingehalten hat. Obwol es anfangs scheint, daß die leidenschaftliche Liebe des jungen deutschen Malers, der nur mit seinem Vornamen Leopold eingeführt wird, zu der ebenso schönen, als kalt berechnenden Capresin Angiolina in dieser oder jener Weise zu einem Unglück führen muß, merkt der Leser doch bald, daß der Held nur eine heilsame Lehre empfangen soll, und findet den Ausgang, daß Angiolina eine sichere Versorgung durch die Hand eines reichen Amerikaners der schwärmerischen Zuneigung des deutschen Jünglings vorzieht, im Hinblick auf die Charaktere des ungleichen Paares höchst befriedigend.

Ein weit tieferes Problem führt uns Heyse in der zweiten Novelle: „Fedja" vor, indem er uns von der Verirrung einer vornehmen, fein gebildeten Frau berichtet, die ihre Liebe an einen dummen Bedienten verschwendet, weil er ihrem Ideal von Männlichkeit entspricht. Sie kommt dabei innerlich immer weiter herunter und endet schließlich in einer ihrer Stellung und Begabung durchaus unwürdigen Weise. Ein ähnliches, gleichfalls dem Gebiete geschlechtlicher Verirrung angehörendes Thema höchst heikler Natur behandelt die Novelle: „Donna Lionarda". In ihr fällt die noch jugendliche Witwe eines greisen Generals, die zugleich Mutter zweier gut erzogener Kinder ist, in die Hände eines rohen Wüstlings, der es nicht sowol auf ihre Person, als auf ihre Tochter abgesehen hat. Als ihr Sohn, ein Lieutenant, den Zusammenhang erkennt, tödtet er den Verführer, muß aber diese That, die das frühe Ende der Mutter herbeiführt, mit dem Verlust seines eigenen Glückes büßen. Er tritt in die französische Fremdenlegion ein und findet den von ihm gesuchten Tod in einem Kampf mit den Eingeborenen in Nordafrika.

Auch in der Novelle: „Die Rächerin" steht ein sexuelles Moment im Mittelpunkt der Erzählung, obwol es hier weit mehr verhüllt bleibt, als in den übrigen Novellen. Hier sind die weibliche Scheu, die vor der Hingabe an den geliebten Mann zurückschreckt, und die aus ihr hervorgehenden Wahnerscheinungen die Ursache des tragischen Endes von Braut und Bräutigam, die gemeinsam in den Wellen eines Sees untergehen. Indessen hat Heyse das angedeutete Motiv noch durch ein zweites erweitert oder vielmehr dadurch verwickelter gestaltet, daß er die Heldin zuerst als Hasserin des spätern Geliebten auftreten läßt. Sie schiebt nämlich das frühe Ende einer Freundin auf den Treubruch, den jener Mann an ihr verübt hat, und beschließt nun, an ihm Vergeltung zu üben. Aber sie unterliegt in dem Kampfe, und die verzehrende Leidenschaft, die sie zuerst in ihrem Gegner für sich entzündet hat, erfaßt sie zuletzt selbst mit so hinreißender Gewalt, daß sie ihr vollständig erliegt und in dem Widerstreit ihrer Gefühle schließlich nicht mehr woaus und woein weiß. Heyse hat dieses schwierige Problem mit einem Geschick, wie es nur einem Meister psychologischer Analyse eigen ist, erörtert und dem Leser einen tiefen Einblick in die Räthsel des weiblichen Seelenlebens eröffnet. Aber er hat auch dafür gesorgt, daß neben dem erschütternden Ernst der Humor zu seinem Recht kommt, indem er, der sonst so sparsam in der Verwendung von Nebenpersonen ist, die prächtige Figur der Malerin Fräulein Molly erfand, deren gutes Herz und Bereitwilligkeit zur Hülfe in jeder Noth allerdings den traurigen Ausgang nicht hindern können, deren ganzes Wesen aber mit solcher Liebenswürdigkeit vom Dichter geschildert ist, daß der von ihm beabsichtigte Zweck der Contrastwirkung vollkommen erreicht wird.

In der letzten Novelle, „Melusine" betitelt, nach der die ganze Sammlung genannt ist, hat Heyse das durch die Franzosen aufgebrachte Thema der Frau von dreißig Jahren, die durch Unbefriedigung in der Ehe der Gefahr, ihre Pflicht als Gattin durch eine Neigung zu einem andern Mann zu verletzen, ausgesetzt ist, wieder hervorgesucht und in seiner Weise behandelt, indem er die Versuchung zwar an seine Heldin herantreten, im letzten Augenblick aber durch den Gatten selbst beseitigen läßt. Unseres Erachtens hat er aber gerade in dieser Erzählung die Kunst der sorgfältigen Motivirung, die ihn sonst auszeichnet, einigermaßen vernachlässigt. Denn der musikalische junge Student, in den sich die Frau Professorin

verliebt, scheint uns viel zu unbedeutend, als daß wir uns ihre Verirrung erklären und den gewagten Schritt, den sie thun will, begreiflich finden könnten.

Daß die Sprache des ganzen Buches in ihrer schlichten Klarheit und Sauberkeit den Genuß seiner Lektüre erhöht, brauchen wir denen, die Heyse's Schreibweise kennen, nicht erst zu versichern. Weniger angebracht als in der Erzählung ist dieser vornehme Ton in den Gesprächen, die Heyse seinen Personen in den Mund legt. Er verzichtet dabei vollständig darauf, diese Personen durch nur ihnen eigene Redewendung zu charakterisiren, bleibt also hinter einer der berechtigsten Forderungen der modernen Erzählungskunst zurück. Das ist ein entschiedener Mangel, der aber mit seinem ganzen künstlerischen Wesen zusammenhängt. Bedenken wir jedoch die vielen Vorzüge desselben, so werden wir auf diesen Fehler nicht besondern Werth legen und uns deshalb nicht den Genuß an seinen Schöpfungen stören lassen wollen.

2. Ungeschickte Leute. Geschichten von Karl Emil Franzos. Jena, Hermann Costenoble. 1894. 8. 4 M.

Im Vergleich zu Heyse ist Franzos zwar bei weitem der modernere, aber auch der weit weniger feinsinnige Erzähler. Trotzdem steht er noch thurmhoch über der Masse der Familienromanmacher, da er zu charakterisiren versteht und Gestalten zu schaffen weiß, die sich wirksam von dem Hintergrunde abheben. Am besten erscheint er uns in den Geschichten, die sozusagen der Welt des Halborients angehören oder in Gegenden spielen, wo Slawisches, Jüdisches und Deutsches sich zu eigenthümlichen Gebilden verdichtet. Das ist auch in seiner neuesten Novellensammlung: „Ungeschickte Leute" der Fall, in der Stücke wie: „Kossowicz' Rache" und der „Stern von Lopuschna" wegen ihres kräftigen, aus den angedeuteten Tönen zusammengemischten Localcolorits uns am besten gefallen haben. Die letztere dieser Erzählungen kann ferner als Probe des Franzos'schen Humors, der freilich sehr zur Satire hinneigt, gelten, während die Erzählungen „Ein Irrthum" und das „Zettelchen" beweisen, daß er auch ernste Conflicte ernst zu behandeln vermag.

H. A. Lier.

3. Lorbeer. Erzählung von August Niemann. Leipzig, F. W. Grunow. 1894. 8. 2 M.

Wer erlangt in der Welt der Kunst am leichtesten und sichersten den Lorber? Wer ihn verdient oder wer am besten versteht, durch kluge Nachgiebigkeit gegen den Geschmack der lesenden Menge sich beliebt zu machen? Der Beantwortung dieser Frage ist August Niemann's Erzählung: „Lorbeer" gewidmet, in der über einen Theil unserer Schriftsteller und Künstler die Lauge bittersten Spottes ausgegossen wird. Nicht der hochstrebende, nur seinem Genius dienende, freilich auch unpraktische Dichter erreicht ihn; wol aber seine Gattin, die seinen Romanstoff in den wässerigen Brei umarbeitet, den die Familienzeitschriften lieben; sie wird eine berühmte Schriftstellerin, während seines Schaffens Quelle mehr und mehr versiegt. Aber höher noch als der ihre steigt der Ruhm des Kindes beider, eines musikalischen Wunderknaben, der, vom geschäftskundigen Freunde in Entreprise genommen, bald seine Aeltern weit überstrahlt. Den Hauptinhalt bilden die Gespräche über Schriftstellerei und Kunst: Da ist Herr Krügel, für den die Literatur ein Geschäft ist wie jedes andere; er berichtet über seinen Uebergang in den Beruf selber:

Ich war eine Art von Kellner und zugleich Buchhalter in der Gastwirthschaft meines Vaters. Allerdings habe ich das Gymnasium besucht, sodaß ich den Vortheil habe, lateinische Citate anbringen zu können. Ich bediente in der Weinstube, und ich unterhielt mich oft mit den Schriftstellern, die bei uns verkehrten. Einer von ihnen rieth mir einmal, auch Schriftsteller zu werden, denn ich erzählte zuweilen Anekdoten, die ich von den Weinreisenden gehört hatte, und der erwähnte Schriftsteller schrieb sie auf und brachte sie in seinen Lustspielen und Feuilletons an. Ich erwiderte ihm, das wäre wol nicht möglich, weil ich weder studirt hätte, noch literarische Kenntniß hätte, noch einen ordentlichen Stil schreiben könnte. Aber er rief: Mensch, da besitzen Sie ja gerade die drei wichtigsten Eigenschaften und Vorbedingungen zu literarischem Erfolg! Das ging mir durch den Kopf, und weil es mit meines Vaters Geschäft nicht recht fort wollte, wandte ich mich wirklich der Literatur zu, und ich habe es nicht bereut. Aber ich bin auch immer nach Geschäftsgrundsätzen verfahren. Meine Meinung ist, daß man vor allem nichts schreiben darf, was die Leute nicht verstehen. Die feinern Sachen aber werden nicht verstanden. Das habe ich schon als junger Mann in der Weinstube gesehen. Heutzutage muß alles mundgerecht gemacht werden. Die Leute haben auch nicht viel Zeit zum Lesen, sondern sie wollen einmal lachen nach dem Essen, oder wollen im Theater gerührt werden, damit sie sich sagen können: Gottlob, mir geht's besser!

Wieder anders macht es der Alte, der unter verschiedenen Namen schreibt, Sachen mit Gedanken, aber dünner Handlung als „Axel Graf Oxenstierna", krachige Sachen für das große Publikum als „Leo Graf Ossipowitsch Mentschikow":

Für die Damen aber, die heutzutage am meisten lesen, eigentlich ganz allein noch lesen, schreibe ich noch ganz besondere Geschichten, ein bischen sentimental, ein bischen mit falschem Pathos, ein bischen von keuscher Sinnlichkeit durchwoben. Dann heiße ich Marie Antoinette von Blumenau-Webervogel. Aber immer adlig, das läßt vornehm, das imponirt.

Ob Niemann mit seinem „Lorbeer" Lorber ernten wird? Er behandelt seine Collegen und das Publikum gar zu schlecht. Nun ist das unter Umständen kein Hinderniß für eine Schrift, beliebt zu werden; Sittenprediger werden nicht ungern gehört; man denke an „Rembrandt als Erzieher". Aber dazu fehlt das Pathos; und das will der Gescholtene doch wenigstens sehen, daß sich der Bußprediger erregt, womöglich innerlich aufreibt — wie Niemann an anderer Stelle selbst auseinandersetzt. Dem kalten Spötter aber geht man lieber aus dem Wege; und so wird, fürchte ich, Niemann's „Lorbeer" eben auch ein Buch für die Wenigen bleiben; diese aber werden den bösen Spott nicht ungern lesen, wenn er auch — wie ja der Spott leicht thut — ein wenig übertreibt.

M. Rachel.

Zur russischen Literatur.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Vierter Band: Konstantin Kawelin's und Iwan Turgenjew's social-politischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen. Mit Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Boris Minzès. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894. 8. 3 M.

Drastischer, als es mit andern Mitteln möglich wäre, eröffnet uns der vorliegende vierte Band der „Bibliothek" einen Einblick in die Entwickelung jenes Neu-Rußland, welches im Gegensatze zu dem Regime des starren Selbstherrschers Nikolaus erwuchs. Er enthält die aus dem Nachlasse Herzen's stammende social-politische Correspondenz, welche der bedeutende Rechtshistoriker und Professor Kawelin und der größte sociale russische Dichter, Iwan Turgenjew, mit diesem einflußreichen politischen Agitator unterhielten. Herzen, Kawelin, Turgenjew und der einst in panslawistischen Kreisen gefeierte Publicist Iwan Aksakow, dessen Briefe an Herzen in den Beilagen veröffentlicht sind, standen eine Zeit lang in engen, freundschaftlichen Beziehungen, sie gehörten einem gemeinsamen Kreise an, aber ihre Individualitäten lenkten sie in verschiedene Bahnen, welche sich in der interessantesten Epoche des neuesten historischen Lebens in Rußland kreuzten und deren Brenn- und Knotenpunkte die Fragen der Bauernbefreiung, der localen Selbstverwaltung und endlich der allgemeinen Volksrepräsentation bildeten.

Ein Liberaler, voll Haß gegen die Misbräuche der Verwaltung und voll Hoffnung auf die Selbstverwaltung, welche er als Vorstufe einer zu gebenden Verfassung betrachtete, hatte Kawelin nicht wenige Berührungspunkte mit der politischen Thätigkeit Herzen's; er trennte sich aber von dem theuern Freunde, als dieser, von Ogarjow und Bakunin hingerissen, der Regierung den socialistisch-revolutionären Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Die Trennung mochte ihm überaus schwer fallen, denn Herzen erstrahlte ihm, so lange er in seinen genialen Aufsätzen und Pamphleten Gedanken säete, welche Jahrhunderten vorauseilten, für die Gegenwart aber die mäßigsten Forderungen aufstellte, in dem Glanze jenes großen Mannes, mit welchem die neue russische Geschichte beginnen müsse.

„Ich weinte", schrieb er ihm wehmüthig am 11. Juni 1862, „über Deine Aufsätze, ich kannte sie auswendig, ich wählte aus ihnen Epigraphe für künftige historische Arbeiten, politische und philosophische Untersuchungen. . . Später bist Du von diesem Programm etwas abgewichen. Ungeduld und Widerwillen bemächtigten sich Deiner. Aus einem Denker und einem Manne, der die Misbräuche aufdeckte, wurdest Du zum politischen Agitator, zum Parteihaupte, das auf jeden Fall eine neue Ordnung der Dinge sofort einführen möchte, und wenn nicht mit friedlichen Mitteln, dann durch eine Umwälzung. Deine frühere Thätigkeit ist mehr nach meinem Sinne. Ich glaube, daß man bei uns nur auf diesem Boden mit Erfolg wirken kann. Deine Forderungen, die ausschließlich eine Reform im Auge hatten, und die nicht nur von sehr großem Talent und von Liebe zu Rußland, sondern auch von Abwesenheit jeder Spur einer Gewaltthätigkeit unterstützt waren, übten eine unwiderstehliche Macht aus und machten einen erschütternden Eindruck. Ich bin überzeugt, daß Du, indem Du diesen Weg verließest, Dich geschwächt und die Feinde Deiner Sache stark gemacht hast."

Er kannte niemanden, der Herzen als Denker glich, und nahm sich daher fest vor, in einem otium cum dignitate sich mit einer Auslese seiner jets de lumière zu beschäftigen, wie dies neulich Frauenstädt mit Schopenhauer gethan; er konnte dem Freunde aber in einem Briefe vom 19. Juni 1862 den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich in Widerspruch zu einer endgültigen Errungenschaft des Jahrhunderts setze, welche darin bestehe, „daß jede Gewaltthätigkeit, woher sie auch käme, nicht unter den Schlägen einer andern Gewaltthätigkeit zu Grunde geht, welche sie nur erwärmt, künstlich in ihr das Leben erhält, sondern infolge ihrer innern principiellen Insolvenz, wenn sich auch niemand gegen sie erhebt, ja um so schneller, je weniger man sich gegen sie erheben wird". Seine Parole lautet, man müsse den Kranken heilen, aber man dürfe ihn nicht schlagen, um ihn gesund zu machen.

Sehr enthusiastisch spricht sich Turgenjew über die Memoiren: „Gewesenes und Gedachtes" aus, welche Herzen in dem zweiten Theile seines „Polarsterns" veröffentlicht hat. Er rühmt ihnen eine männliche, ungekünstelte Wahrheit und eine frische Heiterkeit, durch welche ihre traurigen Töne wie unwillkürlich unterbrochen werden, nach, er nennt sie kurzweg etwas Herrliches und redet ihm zu, sie unbedingt fortzusetzen. Er folgert aus ihnen mit Sicherheit, daß es eigentlich sein Beruf sei, solche Chroniken zu schreiben. Sie sind ihm in ihrer Art Aksakow's werth. Beide erscheinen ihm eben wie zwei elektrische Pole eines und desselben Lebens, aus deren Vereinigung für den Leser eine galvanische Kette von Vergnügen und Belehrung entsteht. Turgenjew hat sich, wie der Erfolg zeigt, nicht getäuscht. Die Fortsetzung der Memoiren in Nr. 3 des „Polarsterns" übt auf ihn — abgesehen von dem allzu nachlässigen Stile, den auf Schritt und Tritt begegnenden himmelschreienden Gallicismen, welche er dem langen Aufenthalte des Verfassers im Auslande aufs Kerbholz schreibt — durch ihre lebendige und fesselnde Schilderung, wie durch ihre reiche poetische Ader einen ausgezeichneten Eindruck. Er bedauert es daher lebhaft, daß der Freund sich eines so schrecklichen Leumundes erfreue und die pariser Buchhändler solche Hasenherzen seien, daß nur wenig Hoffnung auf die Drucklegung der Uebersetzung seiner Memoiren vorhanden wäre. Das enge Band, welches den Dichter mit Herzen verbindet, verdichtet sich bis zu seiner stillen Mitarbeiterschaft an der „Glocke". Er versieht Herzen mit nichtofficiellen Neuigkeiten, welche ihm aus zuverlässigster Quelle aus Rußland zukommen, und theilt ihm auch mit, welche Wirkung die einzelnen Nummern

des Blattes in Rußland und insbesondere in den Hofkreisen hervorbringen. So schreibt er ihm am 17. Juli 1857:

Deine „Glocke" ist bis zu den höchsten Regionen gelangt. Welchen Eindruck sie dort machte, darüber kannst Du selbst urtheilen. Ich hoffe dieser Tage einige Nachrichten zu sammeln.

Am 17. Januar 1858 erzählt er ihm folgende bezeichnende Anekdote, welche jedoch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war:

Man wollte in Moskau die Schauspieler chicaniren und ihnen ihr Geld abnehmen; sie beschlossen, als Deputirten den alten Schtschepkin zu schicken, um Gedeonow um Recht zu bitten. Selbstverständlich wollte er auch nichts davon hören. „Dann", sagte Schtschepkin, „bleibt mir nur übrig, mich beim Minister zu beschweren". „Das sollen Sie sich nicht unterstehen!" „Dann muß ich mich also an die «Glocke» wenden", versetzte Schtschepkin. Gedeonow wurde feuerroth und gab schließlich den Schauspielern das Geld zurück. „Solche Wunder, Freund", ruft Turgenjew aus, „verrichtet Deine «Glocke»!"

In einem vom 1. Januar 1861 datirten Schreiben befindet sich eine höchst merkwürdige Stelle, aus welcher erhellt, daß Turgenjew zuweilen den Vermittler zwischen den Hofkreisen und seinem Freunde spielte:

„Du wirst auch ersucht", heißt es dort, „den Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch in Deinem Blatte zu schonen, da er, wie man sagt, unter anderm in der Sache der Bauernemancipation wie ein Löwe gegen die Adelspartei kämpfte und jedes Deiner ungnädigen Worte in seinem empfindsamen Herzen einen schmerzlichen Widerhall findet."

Erst Ende 1862 folgt er einer geheim an ihn ergangenen officiösen Warnung, etwas in der „Glocke" zu veröffentlichen. Das intime Verhältniß hatte schon damals ohnehin einen tüchtigen Leck bekommen. Die Trübung war 1861 durch Turgenjew's berühmten Roman: „Väter und Söhne" bewirkt worden, welcher ganz verschiedenartig ausgelegt, auf der einen Seite als ein Panegyricus, auf der andern aber als ein beleidigendes Pamphlet auf die junge Generation gedeutet wurde. Zu der letztern Ansicht neigte Herzen und er ward in seiner Auffassung dadurch bestärkt, daß der Dichter sein Werk in Katkow's „Russischem Boten" drucken ließ. Der Dichter gab freilich die umgehende Erklärung ab, daß er bei der Schöpfung des Bazarow nicht nur von keinen feindlichen Gefühlen gegen ihn beseelt war, sondern sogar eine gewisse Schwäche für ihn empfand, so daß Katkow erschrak, in ihm eine Apotheose des in Nekrassow's Gestalt verkörperten „Zeitgenossen" erblickte und ihn daher überredete, nicht wenige mildernde Züge ganz wegzulassen:

„Und wie sollte ein Bazarow", fährt er fort, „den Mann mit dem parfümirten Schnurrbart und die andern nicht überragen! Es ist der Triumph des Demokratismus über die Aristokratie. Wenn ich die Hand aufs Herz lege, fühle ich mich vor Bazarow nicht schuldig und ich konnte ihn nicht mit einer unnützen Anmuth ausstatten. Wenn man ihn nicht liebgewinnt, so wie er ist, mit allen seinen Häßlichkeiten, so trage ich die Schuld daran, denn ich konnte den von mir gewählten Typus nicht bewältigen. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn als Ideal darzustellen, aber schwierig war es, ihn zum Wolf zu stempeln und dennoch zu entschuldigen, und dies ist mir wahrscheinlich mislungen; aber ich möchte nur den Vorwurf der Gereiztheit gegen ihn von mir ablenken. Denn es dünkt mich, daß in dem Ganzen, in der Schilderung seines Todes u. s. w. ein der Gereiztheit gerade entgegengesetztes Gefühl durchschimmert. Aber, basta cosi — wenn wir zusammenkommen, werden wir eingehender darüber sprechen."

Sie kamen denn auch wirklich zusammen, um jedoch die Kluft zu erweitern. Die londoner Freunde waren eben von dem Vorurtheile befangen, daß die romanisch-germanische Welt zu ohnmächtig sei, um sich aus den gesellschaftlichen Bourgeoisieformen, die sie selbst verurtheile, herauszuhelfen, und daß zur Versöhnung ihrer Ideale, des Realismus und besonders des Socialismus mit der Wirklichkeit die slawische Welt, vollends das russische Volk in dem von der Reform Peter's des Großen unangetasteten Theile berufen sei, welches in dem Dorfe und in der Dorfgemeinde die Grundlage der künftigen Ordnung bewahre. In dieser ihrer blinden Voreingenommenheit für die Messiasrolle Rußlands waren sie außer Stande, dem die slawophilen Schwärmereien und Uebertreibungen mit seinem klaren Künstlerblicke durchschauenden Turgenjew, der sein Vaterland mit Stolz zur westeuropäischen Völkerfamilie zählte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ziehen ihn des Epikuräismus und der Faulheit. Dieser anzügliche und gereizte Ton hat sich dann ständig in Herzen's Briefen eingebürgert; er wurde jedoch von dem milden Dichter keineswegs mit gleicher Münze heimgezahlt. Derselbe ließ es sich ruhig gefallen, daß er geradezu des Nihilismus bezichtigt wurde, und erwiderte hochsinnig:

„Ich bitte Dich, lassen wir diesen Ton: wir wollen lieber heiß, aber freundschaftlich debattiren, ohne jegliche Ricanements und Anspielungen; habe ich mir solche zu Schulden kommen lassen, so bitte ich um Vergebung — und basta cosi."

Ein wahrhaft goldener Freund, riß er Herzen die Binde von den Augen:

„Die Wahrheit dringt ebenso schwer zu politischen Verbannten, wie zu Herrschern. Die Pflicht der Freunde ist es, ihnen dieselbe kundzuthun. Die «Glocke» wird bedeutend weniger gelesen, seit Ogarjow in ihr die erste Rolle spielt. Diese Phrase ist jetzt in Rußland das geworden, was man in England a truism nennt, und es ist klar. Das Publikum, das in Rußland die «Glocke» liest, kümmert sich sehr wenig oder gar nicht um den Socialismus; es braucht jene Kritik, jene rein politische Agitation, welche Du verließest, als Du selbst Dein Schwert zerbrachst. Die «Glocke», die ohne Protest Bakunin's Manifest und Ogarjow's socialistische Aufsätze veröffentlichte, ist nicht mehr die Herzen'sche, die frühere «Glocke», wie Rußland sie verstand und liebte."

Leider fand er sich schließlich im Jahre 1864 bemüßigt, den Briefwechsel abzubrechen, da Herzen vor der Verbreitung der von dem undankbaren Bakunin gegen seinen edeln Gönner ausgestreuten ehrenrührigen Verleumdungen nicht zurückschreckte.

Drei Jahre darauf sehen wir ihn indeß von dem Erscheinen seines Romanes „Dunst" Anlaß nehmen, mit dem alten Freunde, als ob inzwischen nichts geschehen

wäre, wieder innige Beziehungen anzuknüpfen. Er folgte um so eher dem Drange seines großmüthigen Herzens, als der einst so mächtige und viel umworbene Herzen einsam und verlassen dastand, von den Geistern, die er gezüchtet, verrathen und von der Partei der „jungen russischen Refugiés“ in den Geruch eines Reactionärs gebracht worden war. In einer ergreifenden und zartfühlenden captatio benevolentiae gab er ihm nicht ohne Erfolg zu bedenken:

„In Deinem Briefe an J. S. Akſakow sagst Du, daß Dein fünfundfunfzigstes Lebensjahr vorüber ist. Künftiges Jahr werde ich mein funfzigstes zurücklegen. Diese Jahre sind ruhige und was Du auch sagen magst, wir sind Dank unserer Vergangenheit . . . immerhin einander näher und verstehen uns leichter, als Leute verschiedenen Alters.“

Indem er sich in der taktvollsten Weise bemühte, Herzen's Kratzfüßen vor den Slawophilen einen Dämpfer aufzusetzen, kam ihm dessen Sohn mit einer Broschüre: „Die Physiologie des Willens“ wie gerufen zu Hülfe:

„Stelle Dir vor“, schrieb er ihm im December 1867, „daß ich in der Schrift Deines Sohnes die größte Widerlegung Deiner Ansichten gefunden habe. Dein Sohn als positiver und praktischer Mensch glaubt nur an die Wissenschaft . . . Du aber, Romantiker und Künstler, glaubst an das Volk, an ein besonderes Menschengeschlecht, an eine gewisse Rasse. Das ist doch auch in seiner Art ein dreihändiges Muttergottesbild! Und dies alles dank den von den Herren erdichteten und dem Volke aufgebundenen, ihm gänzlich fremden demokratischen, socialen Tendenzen in der Art der «Dorfgemeinde» und des «Artelwesens». . . . Nein, Bruder, der alte Goethe hat doch recht: Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein. . . . Und von allen europäischen Völkern bedarf eben das russische weniger als die übrigen der Freiheit. Der sich selbst überlassene Russe artet unvermeidlich zum Altgläubigen aus; nach dieser Richtung neigt und drängt er und Ihr persönlich habt Euch zur Genüge an dieser Frage verbrannt, um nicht zu wissen, was für ein ödes Dunkel und was für Tyrannei da herrscht. Was nun thun? Ich antworte mit Scribe: prenez mon ours — greifet zur Wissenschaft und heilt allmählich mit dieser Homöopathie; sonst wirst Du dahin kommen, mit J. S. Akſakow Europa den Rath zu geben, zur Orthodoxie überzugehen, damit es völlig geheilt werde. Der Glaube an die Volksthümlichkeit ist in seiner Art der Glaube an Gott, ist Religion. Du aber bist ein inconsequenter Slawophile, worüber ich persönlich mich übrigens sehr freue. So ergibt es sich, daß wir beide uns wundern, wie der andere das nicht sieht, was so klar scheint. Das aber hindert mich nicht, Dich aufrichtig zu lieben.“

Und in diesem Stile ging es fort, bis der plötzliche Tod Herzen's im Jahre 1870 der Correspondenz ein Ende machte. Spät, aber doch hatte Herzen sich zur Duldsamkeit bekehrt.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Der moderne Sturm und Drang hat wieder einmal eine wurmstichige Frucht vom Baume der Literatur geschüttelt: „Vigilien von Stanislaw Przybyszewski“ (Berlin, S. Fischer, 1895). Der übliche moderne Kraftmensch wird redend eingeführt. Diesmal ist es einer, der seine wissenschaftliche Zukunft geopfert hat, um Künstler zu werden. Aber wer soll diese Bekenntnisse lesen, diese Phantasien eines überreizten Hirnes, diese mit Blasphemien und widerlichen Bildern untermischten Ausbrüche einer komischen Kraftgenialität, die sich selbst ironisirt? Statt aller weitern Kritik nur ein paar Proben:

„Ich sprach gemessen, beinah' mit pedantischer Würde; ein kindliches Gefühl, wie edelmüthig ich im Grunde sei, rührte mich fast bis zu Thränen.

— Ja, und? . . .

— Du, ganz europäisch und objectiv. . . .

— Ja selbstverständlich. . . .

Es war ja ihre schwache Seite, das Europäische und Objective; sie schwärmte für die männliche Intelligenz, die etwas objectiviren kann.“

Und nun der Schluß:

„Abel, Abel, Du wirst Ich!

Doch jetzt still — still. . . .

Die Rosen so welk, und die pochende, fieberheiße Stille um mich. . . .

Komm, mein blonder Sohn du; komm, du mein winziges Stück Unsterblichkeit! Wir beide in der Grandiosität unserer Nichtigkeit, wir armen Erdenwürmer.

Du, ich, und das weiße, rothäugige Kaninchen. . . .“

Unwillkürlich fragt man sich hier, ob der Verfasser sich einen Scherz mit dem Leser machen will.

— Nachdem das Material der Völkerkunde einigermaßen übersichtlich sich zu gestalten begonnen hat, ist es eine dankbare Aufgabe für die Specialforschung, innerhalb dieses ungeheuern Rahmens die einzelnen Untersuchungsobjecte zu fixiren und so für die Detailuntersuchung zu bestimmen. Diesen Zweck verfolgt eine ansprechende Studie von L. Frobenius, „Die Geheimbünde Afrikas“ (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 209). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). Der Verfasser bezeichnet es als seine Aufgabe, zunächst nur den dunkeln Erdtheil nach dem Vorkommen jener seltsamen, Religion und Recht miteinander so innig verknüpfenden Institutionen zu prüfen; denn, die erste Aufgabe der Völkerkunde (und speciell der Ethnologie) sehe ich darin, in Einzelforschungen schwierige Probleme zu lösen. Erst die zweite ist es, die Endresultate vergleichend nebeneinander zu stellen. Daraus ergeben sich dann, wenn sich eine gleiche Entwickelung, ein gleicher Ausdruck der Anschauung in der Sitte gezeigt hat, leicht die fehlenden Glieder im Ausbau der aus Zusammenwirken von Elementargedanken entstandenen Gebilde. So richtig diese Forderung auch principiell ist, so schwer läßt sie sich doch praktisch durchführen, aber auch abgesehen davon, ist die psychologische Verarbeitung des Materials gar nicht zu umgehen, obschon sie, darin hat Frobenius recht, erst den Schlußpunkt bilden soll. Wollen wir uns also, um bei dem vorliegenden Fall zu bleiben, völlige Klarheit über die Structur und den Zweck der Geheimbünde verschaffen, so müssen wir nothgedrungen zur Vergleichung greifen. Es würde sich in erster Linie (rein formell) um den Aufbau und die Gliederung derselben handeln (Zusammensetzung, Verhältniß der einzelnen Mitglieder, lockerer oder strafferer Verband, Verwaltung, Executive u. s. w.), zweitens um die darin zum Ausdruck gelangenden rechtlichen und religiösen Ideen (Beziehung zu der anderweitigen socialen Gliederung, Rechte des Bundes und des Oberhauptes, Zweck ihrer politischen Wirksamkeit, religiöser Untergrund, Verhältniß zur

officiellen Staatsreligion u. s. w.) Das sind alles Fragen, die sich bei einer nüchternen Prüfung nicht von der Hand weisen lassen, und für deren Lösung unstreitig erst eine umsichtige Vergleichung die Möglichkeit bietet. Im übrigen enthält die Skizze eine ganz schätzenswerthe Zusammenstellung des für Afrika in Betracht kommenden Materials.

— Der Verfasser der unter dem Titel „Die Ausdehnung des Preßprocesses auf die technischen Arbeiter von Joh. Andr. Oesterlein" (München, Knorr u. Hirth, 1894) erschienenen kleinen Schrift, Abtheilungsfactor und Metteur-en-pages bei den „Münchener Neuesten Nachrichten", wendet sich gegen die in der neuern Rechtsprechung sich einbürgernde Praxis für Preßvergehen nicht nur den verantwortlichen Redacteur haftbar zu machen, sondern auch das technische Druckereipersonal, wie Metteur, Setzer, Corrector und Maschinenmeister unter dem Gesichtspunkte strafbarer Beihülfe vor Gericht zu stellen und zu verurtheilen. Auf Grund einer eingehenden Schilderung der Stellung und Thätigkeit jener bei der technischen Herstellung eines Preßerzeugnisses betheiligten Gehülfen kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß von einer criminell zu ahndenden Beihülfe um deswillen keine Rede sein könne, weil das Hülfspersonal einerseits in einem jeden Einfluß auf Ausmerzung anstößiger Stellen ausschließenden Subordinationsverhältnisse zum Arbeitgeber stehe, andererseits aber Drang, Hast und Zerrissenheit der mechanischen Handhabung eine auch nur oberflächliche Kenntnißnahme und Beurtheilung des Inhalts der im Druckprocesse befindlichen Schrift unmöglich mache. Grundsätzlich steht der Berichterstatter auf dem vom Reichsgerichte eingenommenen Standpunkte und erkennt die Möglichkeit einer Bestrafung des technischen Druckereigehülfen wegen Beihülfe zu der durch das Preßerzeugniß begangenen Strafthat an. Das privatrechtliche Subordinationsverhältniß des Angestellten zum Principal kann den staatlichen Strafanspruch, wo er nach geltendem Rechte formell und materiell begründet ist, nicht beseitigen. Wo aber wirklich der technische Gehülfe entweder nicht im Stande war, die einschlägigen Verhältnisse zu durchschauen und sich den strafbaren Inhalt einer Druckschrift zum Bewußtsein zu bringen, oder wo unter Würdigung der concreten Sachlage anzunehmen ist, daß die einzelne incriminirte Stelle dem Beschuldigten in der Hast des Betriebes entgangen sein kann, tritt ihm der gesetzliche Schutz des thatsächlichen Irrthums oder des mangelnden Vorsatzes zur Seite. Insofern aber die Broschüre Oesterlein's die den einzelnen Klassen des technischen Hülfspersonals obliegende Thätigkeit in anschaulicher und augenscheinlich zuverlässiger Weise ohne sichtliche Uebertreibung schildert und damit einen klaren Einblick in das hastende Getriebe der Drucklegung eines Preßerzeugnisses gibt, erreicht der Verfasser sein Ziel wenn auch nicht auf rechtlichem Gebiete, so doch auf dem der Thatsachen durch Erleichterung des jeweilig zu erbringenden Entlastungsbeweises. Das anregende Schriftchen sei der Beachtung des Juristen sowol, wie auch weiterer Kreise wärmstens empfohlen.

— Es handelt sich in dem Buche „Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redacteurs von Dr. Fr. Oetker, Professor in Rostock" (Stuttgart, Ferdinand Enke) um die historische und dogmatische Begründung einer neuen, im Gegensatze zu den bisher vertretenen Meinungen vom Verfasser aufgestellten Theorie über die Haftung des verantwortlichen Redacteurs. Da die Schrift sich nur an den engern Kreis der juristischen Fachgenossen wendet, so kann hier auf ihren Inhalt nicht eingegangen werden. Es ist nicht ganz leicht, den Darlegungen des Verfassers zu folgen; doch bürgt sein Name dafür, daß auch der den Constructionen Oetker's Widerstrebende reiche Anregung zu weiterer Prüfung der schwierigen Frage empfangen wird. Das gilt namentlich von den interessanten Excursen, die in den Anmerkungen enthalten sind und insbesondere die geschichtliche Entwickelung des aufgeworfenen Problems in Wissenschaft, Gesetzgebung und Rechtsprechung aufs gründlichste darlegen.

— Es ist ein in der deutschen Erzählungsliteratur ebenso seltenes als erfreuliches Zeichen, wenn einmal ein gutes Buch eine zweite oder gar eine dritte Auflage erlebt, wie das bei Baron Karl Torresani's hübschem Roman „Aus der schönen wilden Lieutenantszeit" der Fall ist, der jetzt schon in dritter, und bei desselben Autors Roman „Die Juckercomtesse", der in zweiter Auflage erschienen ist (beide in E. Pierson's Verlag in Dresden). Der ersterwähnte Roman ist zwar vermöge seiner ganzen Anlage technisch noch ziemlich mangelhaft, aber die sprachlichen Wildheiten dieser „wilden Lieutenantszeit" hat der Verfasser dank seiner Einsicht, die leider bei den Erzählern so selten zu finden ist, in der neuen Auflage beseitigt, was dem Buche entschieden zum Vortheile gereicht. Die Fülle von Humor und Geist, die in diesem Romane steckt, wäre wahrlich genug, damit ein Dutzend deutscher Schriftsteller zu versehen. Nicht so unterhaltend und hinreißend, aber künstlerisch bedeutend höher ist der Roman „Die Juckercomtesse", vielleicht das beste Werk, das Torresani bisher geschrieben hat. Es ist ein mit feinster Menschenkenntniß zusammengestelltes Charaktergemälde, in dem sogar gewisse Farben verwendet worden, die im deutschen Roman nur höchst selten anzutreffen sind, Farben, vor deren Gebrauch schon die landesübliche Prüderie zurückschreckt. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Autor gewisse dilettantenhaft aussehende Abschweifungen und Randbemerkungen in der neuen Auflage gestrichen hätte, es wäre ohne Mühe und Störung des Inhalts gegangen. Vielleicht thut er's, wenn auch dieses Buch die dritte Auflage erreicht, was ihm herzlich zu wünschen ist.

— Daß es noch Leute von wahrhaft kindlicher Anspruchslosigkeit und Naivetät in künstlerischer Hinsicht gibt, beweist, daß Joseph Spillmann's, S. J., zweibändige Novellensammlung „Wolken und Sonnenschein" in vierter Auflage erschienen ist (Freiburg i. Br., Herder, 1894). Als Geschichten für die „reifere Jugend" — vielleicht nicht einmal für die! — mögen diese Novellen hingehen, an Moralität und Frömmigkeit lassen sie ja gewiß auch für die frömmsten Leser nichts zu wünschen übrig: als literarisches Werk aber sind sie ganz werthlos.

Bibliographie.

Amicis, E. de, Eine Schultragödie. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. Elfter Jahrgang, Band 15.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Andrian, L., Der Garten der Erkenntniß. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 1 M.

Baumgart, H., Goethe's „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden". Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 2 M.

Brentano, F., Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 1 M.

— — Meine letzten Wünsche für Oesterreich. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Freimuth, H., Ardennen-Wanderungen. Köln, J. P. Bachem. 8. 1 M. 60 Pf.

Fritz, S., Voran die Liebe. Kleine Geschichten. Dresden, E. Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Gerhard, H. F., Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart. Neuhaldensleben, C. A. Eyraud. 8. 1 M. 50 Pf.

Harraden, Beatrice, Schiffe, die nachts sich begegnen. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. Elfter Jahrgang, Band 16.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Janke, O., Ueber den Unterricht in der Gesundheitlehre. Hamburg und Leipzig, L. Voß. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Massow, C. v., Die Reform unseres politischen Parteilebens. Mit einem Nachwort: Deutsches Parlament, deutsche Nation und Bismarck's 80. Geburtstag. (Fortsetzung von „Reform oder Revolution!") Berlin, Otto Liebmann. Gr. 8. 1 M.

Monod's, A., ausgewählte Schriften. Dritte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Parlow, H., Ueber das Meer. Roman. Drei Bände. Dresden, E. Reißner. 8. 8 M.

Reineck, C., Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst, ihre Schöpfer und ihre Stellung in der bildenden Gartenkunst. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Nr. 215.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von **Rudolf von Gottschall.**

Zwölf Theile. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der „Neue Plutarch“ bietet eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten der Geschichte, Literatur und Kunst aus der neuern Zeit, von der Reformation bis zur Gegenwart.

Inhalt:

I.
Martin Luther. Von Heinrich Rückert.
Oliver Cromwell. Von Reinhold Pauli.
Heinrich IV. von Frankreich. Von M. Philippson.
Voltaire. Von Karl Rosenkranz.

II.
Maximilian Robespierre. Von Rudolf Gottschall.
Maria Theresia. Von Adolf Beer.
Camillo Graf von Cavour. Von Otto Speyer.

III.
Philipp II. von Spanien. Von M. Philippson.
Charles James Fox. Von Friedrich Althaus.
Friedrich von Schiller. Von Rudolf Gottschall.

IV.
Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz.
Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde.
Lord Byron. Von Rudolf Gottschall.

V.
Prinz Eugen von Savoyen. Von Walter Rogge.
Jean Jacques Rousseau. Von F. Brockerhoff.
Fürst Clemens Metternich. Von Adolf Beer.

VI.
Der Große Kurfürst. Von B. Erdmannsdörffer.
Herzog von Wellington. Von Reinhold Pauli.
Joh. Gottfr. v. Herder. Von F. v. Baerenbach.
Graf John Russell. Von Friedrich Althaus.

VII.
Napoleon I. Von Arthur Kleinschmidt.
Peter Cornelius. Von Moriz Carriere.

VIII.
Franz von Sickingen. Von Hans Prutz.
Admiral Nelson. Von F. Althaus.
Wolfg. Amadeus Mozart. Von A. Reißmann.

IX.
Moritz von Sachsen. Von Hans Prutz.
Joseph II. Von Adolf Beer.
Benjamin D'Israeli, Lord Beaconsfield. Von Friedrich Althaus.

X.
Wallenstein. Von Bernhard Kugler.
Torquato Tasso. Von Otto Speyer.
Napoleon III. Von Rudolf von Gottschall.

XI.
Friedrich II., König von Preußen. Von Martin Philippson.
Gotthold Ephraim Lessing. Von Julian Schmidt.

XII.
Maria Stuart. Von Walter Friedensburg.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Von Theodor Flathe.
Johann Wolfgang von Goethe. Von Adolf Stern.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von

Appleton Morgan.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von

Karl Müller-Mylius.

8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter seinem Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, beginnt wieder gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentliches Material. Wegen der Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur bezeichnet worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion“ und Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen“ bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von

H. S. Holland und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von

Hedwig J. Schoell.

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall“ hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat“, eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 17. — 25. April 1895.

Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches.

Bei Rheinbrohl, nicht allzuweit von Andernach, wo einst Otto's des Großen Gegner Eberhard in den Wellen des Rheines seinen Tod gefunden hat, beginnt am Ufer des Stromes eine Linie, die für unser deutsches Vaterland, für die deutsche Geschichte von größter Bedeutung ist. Es ist eine Art chinesischer Mauer, erbaut von den Römern, da ihr Staat in höchster Blüte stand, ihrem Reich zum Schutz, den Germanen zum Trutz. Wir nennen sie mit römischem Namen „Limes", denn der deutsche Sprachverein hat noch kein Wort gefunden, das den Inhalt des Begriffes vollständig ausfüllt. Sie hat einst bald aus Erdwall mit davorliegendem Graben, bald aus breiter Steinmasse bestanden, je nachdem die Bodenbeschaffenheit das eine oder andere gestattete. Wachtthürme begleiteten den ganzen Zug; etwas entfernt aber von ihm, landeinwärts, nach den festen Provinzen des römischen Reiches zu, standen größere und kleinere Castelle, den Sperrforts in Frankreich vergleichbar, Castelle mit militärischer Besatzung, die jederzeit bereit war, sich dem einbrechenden Feinde entgegen zu stellen.

Dort, wo die kleine Vinxt Ober- und Niedergermanien voneinander trennte, nimmt der Limes seinen Anfang. Er geht zunächst dem Rhein parallel in südöstlicher Richtung über die Lahn bei Ems, nimmt dann bei Langenschwalbach eine nordöstliche Richtung und zieht sich darauf in einem nach Süden zu geöffneten Hufeisen weit in das Gebiet des Taunus und der Wetterau hinein. Bei Grüningen, fast südlich von Gießen, hat er seinen nördlichsten Punkt erreicht, geht dann bis Hungen etwas südlich und wendet sich von hier aus fast geradlinig über Oberflorstadt und Marköbel nach Süden dem Maine zu. Dort, wo sich preußisches, hessisches und bairisches Gebiet berühren, bei Groß-Krotzenburg, südöstlich von Hanau, trifft er diesen Fluß, der hier seinen nordwestlichen Lauf in einen westlichen ändert. An dieser Stelle hört zugleich der erste Theil des Grenzwalles auf, denn auf der ganzen Strecke, wo der Main nordwestlich fließt, von Groß-Krotzenburg stromaufwärts, bis nach Miltenberg, zeigen sich wol am westlichen Ufer des Flusses Spuren alter Castelle, aber nirgends Mauer- oder Wallüberreste: hier ist der Strom die natürliche Grenzsperre gewesen. Allein bei Miltenberg beginnt er wieder, und nun läuft er in fast rein südlicher schnurgerader Richtung über Jagsthausen, die alte Burg der von Berlichingen, bis in die Nähe von Lorch in Würtemberg. Hier stößt der Grenzwall fast rechtwinkelig auf einen zweiten Limes, der, wie jener Obergermanien nach Osten, die rätische Provinz nach Norden zu abschließt und deshalb im Gegensatz zum obergermanischen der rätische Limes heißt. Wie jener am Rhein seinen Anfang hat und dem Rhein parallel geht, so beginnt dieser an der Donau und lagert ihr im Norden vor. Bei Hienheim, südwestlich von Kelheim, hat man sein Gemäuer am linken Donauufer gefunden; von da zieht er sich mit einem nach Süden geöffneten Bogen westwärts, bis er bei Lorch, also östlich von Stuttgart, auf den obergermanischen stößt. „Teufelsmauer" nennt der Oberbaier diese Grenzwehr, und manche Sage hat sich an sie geknüpft.

Diese gewaltige Grenzsperre, eine der größten, die die Geschichte kennt, hat schon längst die Forschung beschäftigt. Man wollte wissen, wie sie genau laufe, was man mit ihr bezweckt habe, wann sie errichtet, was durch sie über das Verhältniß zwischen den Römern und unsern Vorfahren zu lernen sei. Bereits 1748 hatte die berliner Akademie die Preisaufgabe gestellt, wie weit die Macht der Römer in Deutschland eingedrungen sei, und hatte hierdurch den ersten Anstoß gegeben, eine Strecke des Limes systematisch bloß zu legen. Aber Jahrzehnte, ja ein Jahrhundert verstrich, ohne daß etwas weiter geschah: wir mußten erst, wie so oft, durch Ausländer an unsere natio-

nale Pflicht gemahnt werden. Beschämend müssen wir eingestehen, daß es ein Engländer, James Yates, gewesen ist, der um 1858 die erste Gesammtdarstellung dieser wichtigen Linie brachte, die er zum großen Theil selbst beschritten hatte. Erst in den letzten Jahrzehnten haben sich Landes- und Localvereine um die Wette bemüht, wenn auch nicht die ganze Linie, so doch die Strecke ihres Bezirkes in den Bereich ihrer Forschungen hineinzuziehen. Unterstützt und gefördert durch sie haben dann wackere Forscher größere Theile untersucht und zur Lösung der vielen Fragen, die sich an den Limes knüpften, nicht unwesentlich beigetragen. So erforschten Ohlenschlager die römische Grenzmark in Baiern, Conrady die Strecke südlich von Miltenberg, die Main-Rheinlinie Kofler in Darmstadt, Wolff in Frankfurt und vor allem von Cohausen, der in seinem Werke über den römischen Grenzwall einen Ueberblick über die gesammte römisch-germanische Grenzsperre und eine eingehende Beschreibung der Strecke von Groß-Krotzenburg bis Rheinbrohl gab. Trotz der erzielten Resultate im einzelnen vermißt man doch bei all diesen Arbeiten den Ueberblick über das Ganze und somit den Kern- und Angelpunkt der ganzen Limesforschung, nämlich die Bedeutung jenes Grenzwalles für die deutsche Urgeschichte.

Die Frage konnte nur durch die Einzelarbeit vieler, die aber unter einheitlicher Leitung stehen, gelöst werden. Und hier mußte die Reichsregierung eingreifen, da der Limes nicht weniger als fünf deutsche Länder (Preußen, Hessen, Baden, Würtemberg, Baiern) durchzieht. Infolge dieser Erkenntniß kam es zunächst zur Heidelberger Conferenz, in der sich die Vertreter der fünf betheiligten Staaten und der Akademien von Berlin und München über die Ziele und Wege der Limesforschung aussprachen und einigten. Das Reich sollte die Angelegenheit in die Hand nehmen, für die Erforschung, die man innerhalb fünf Jahren zu erledigen hoffte, 200000 M. bewilligen und die Leitung der Arbeiten zwei Dirigenten, einem Archäolog und einem Militär, übertragen, unter denen dann eine Anzahl Strecken-Commissare arbeiten sollte. Begeisterung für das nationale Werk ging damals von Heidelberg aus und erfüllte alle, denen die Geschichte ihres Vaterlandes nicht gleichgültig ist. Aber der freudigen Erregung sollte auch die kalte Douche nicht fehlen: die Budget-Commission des Reichstages, in der auch damals das welke Kleeblatt des Centrums, Polenthums und Freisinns dominirte, strich die Forderung und erst dem energischen Eintreten der Regierung gelang es, für die Forderung im Plenum eine Majorität zu erzielen.

Seitdem ist allerorten am Limes rüstig gearbeitet worden, und man hat in der That bereits heute Resultate erzielt, die man sich nicht hat träumen lassen. Im Limesblatt, das seit dem December 1892 als Beilage des Correspondenzblattes der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ erscheint, haben die Strecken-Commissare die Ergebnisse ihrer Ausgrabungen niedergelegt, in der „Archäologischen Zeitschrift“ berichtet von Zeit zu Zeit der archäologische Dirigent Hettner über die Fortschritte der Forschung. So ist man denn soweit gediehen, die erste Lieferung jenes gewaltigen Monumentalwerkes, das die Resultate der gesammten Forschung enthalten soll, erscheinen zu lassen.*) Das Werk verspricht ein nationales im eigentlichsten Sinne des Wortes zu werden und wol das bedeutendste, das uns über die Urgeschichte unsers Landes Aufschluß zu geben geeignet ist. Die Ausführung der ersten Lieferung wird auch den peinlichsten Ansprüchen gerecht und gewährt selbst dem einen klaren Einblick in die großartige Anlage, der sie nicht an Ort und Stelle kennen gelernt hat.

Auf die Summe der Ergebnisse der Reichs-Limesforschung kann erst eingegangen werden, wenn einst der letzte Spatenstich gethan sein und das Werk abgeschlossen vorliegen wird. Nur mit einigen der wichtigsten Resultate sollen die Leser d. Bl. bekannt gemacht werden.

Wol das wichtigste Ergebniß der Forschung ist die vom Baumeister Jacobi im Taunusgebiete gefundene Grenze des römischen Reiches. Hier hat der Strecken-Commissar die Entdeckung gemacht, daß sich in gewisser Entfernung vom Wall und Graben resp. von der Mauer ein Gräbchen hinzieht, auf dessen Sohle sich Steine befinden, die in bestimmter Entfernung voneinander stehen. In dieser Versteinung sah Jacobi die alte Reichsgrenze, die unsichtbare, die nur von dem Eingeweihten zu finden ist. Nach diesem wichtigen Gräbchen und der unterirdischen Versteinung grub man dann auch andernorts und dabei ergab sich das überraschende Resultat, daß sich dieses Grenzgräbchen den ganzen Wall entlang hinzieht, daß es sich ebenso vor der obergermanischen, wie vor der rätischen Mauer findet. Wir haben hier also eine Art der Reichsabgrenzung, wie sie die römischen Feldmesser bei Ackerabgrenzung beschreiben. Ja südlich von Miltenberg sind sogar Steine mit Grenz- oder Richtungszeichen gefunden worden. Ferner hat man am rätischen Limes auf weite Strecken in dem Gräbchen Pfähle gefunden, die in gleicher Weise zugehauen und je 15—40 Centimeter voneinander entfernt stehen. Von diesen Föhrenpfählen erklärt es sich, daß in Baiern und Würtemberg der Limes im Volksmunde Pfahl oder Pfahlgraben heißt. Dieser Grenzgraben war wol äußerlich durch sogenannte Lochbäume gekennzeichnet. Er ist bei der rheinischen Verschanzung ziemlich gleichmäßig weit von dieser entfernt, an der rätischen bald mehr, bald weniger weit, was dafür spricht, daß die Grenze älter ist, als die Verschanzung. Zugleich zieht sich zwischen dem Grenzgräbchen und der Verschanzung ein Weg hin, und es darf wol Jacobi's Vermuthung zu Rechte bestehen, daß dieser Grenzweg es ist, dem von Haus aus

*) Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches. Im Auftrage der Reichs-Limeskommission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten O. von Sarwey und F. Hettner. (In 40—50 Lieferungen.) Lieferung I. Die Kastelle Butzbach, Murrhardt und Unterboebingen. Heidelberg, Otto Petters. 1895. Gr. 4. 5 M.

allein der Name „Limes“ gehört, denn Limes ist bei den römischen Schriftstellern der Grenzrain zwischen zwei Feldern. Demnach umfaßt die Bezeichnung Limes in dem landläufigen Gebrauch des Wortes: 1) das Grenzgräbchen oder den Pfahlgraben mit der unterirdischen Versteinung oder Verpfahlung; 2) den Grenzweg am Graben, den eigentlichen Limes. Diese beiden Anlagen sind die ältern. Zum Schutze derselben wurde dahinter 3) eine großartige Verschanzung angelegt, die am rätischen Limes in einer Mauer, am rheinischen theils in Mauer, theils in Wall mit davorliegendem Schutzgraben bestand. An diese lehnten sich dann die Wachthürme an, die von den weiter landeinwärts liegenden Castellen aus besetzt wurden. In diesem Resultate liegt aber zugleich die Beantwortung der Frage über den Zweck des Grenzwalles. Noch von Cohausen nimmt an, daß dieser nur der Zollerhebung wegen da sei. Das ist nach den neuern Forschungen durchaus unrichtig. Wir haben vielmehr in ihm in erster Linie eine großartige Vertheidigungslinie, die sich vollständig erklärt aus der politischen Wendung der römischen Kaiser, welche wir schon bei Augustus und Tiberius finden. Man hatte es aufgegeben, das Römische Reich durch weitere Erwerbungen germanischen Gebietes zu erweitern, und war jetzt mehr auf den Schutz der Grenze bedacht.

Bevor die Reichs-Limesforschung begann, wußte man ferner noch nichts Bestimmtes über den Abschluß des rätischen Limes, über das zeitliche Verhältniß dieses zum obergermanischen, über das Verhältniß der sogenannten Mümlingscastelle zu den Wallcastellen. Im Roethenbach-, nicht im Goetzenthal bei Lorch, wie man bisher meinte, ist jetzt das Ende der rätischen Verschanzung gefunden; diese Anlage ist älter als die obergermanische, bei der in der Mümlingslinie die erste Vertheidigungslinie zu suchen ist.

Von einschneidender Bedeutung ist ferner der Nachweis Wolff's, daß an gewissen Stellen sich Ziegeleien befanden, in denen eine bestimmte Legion arbeitete, die dann auch den Ziegeln ihren Legionsstempel aufdrückte. Von diesen Ziegeleien aus wurde das Gestein nach allen Richtungen hin versandt. Bisher nahm man an, daß ein Castell, in dem ein Ziegel z. B. mit dem Stempel der zweiundzwanzigsten Legion gefunden war, von dieser besetzt gewesen sein müsse. Nachdem aber Wolff die große Ziegelei der zweiundzwanzigsten Legion an der Nidda nachgewiesen hat, sind die Legionsziegel kein Beweis mehr für das Standlager der Legion.

So theilt sich vor unsern Blicken immer mehr der Nebel, der über der ältesten Geschichte des südwestlichen Winkels unsers Vaterlandes lagerte. Schon ist fast die ganze Linie altrömischer Verschanzung genau festgestellt, schon hat man viele angenommene Castelle erschlossen und neue entdeckt, schon weiß man ziemlich genauen Bescheid über die römisch-gallischen Niederlassungen in der Nähe der Castelle, schon sind die alten Römerstraßen zum großen Theil wieder gefunden: wir zweifeln nicht, daß weitere Forschung unter der Erdoberfläche und in den römischen Schriftstellern uns auch die Geschichte des Limes und damit das Vordringen der Römer in Deutschland genauer erschließen wird, als es bisher möglich war. Die Anfänge dazu sind gemacht und vielverheißend.

Eugen Mogk.

Zur Völkerkunde.

Zur Mythologie und Psychologie der Nigritier in Guinea mit Bezugnahme auf socialistische Elementargedanken. Von A. Bastian. Mit einer Karte. Berlin, Dietrich Reimer. 1894. Gr. 8. 4 M.

Es ist in der That kein Zufall, wenn in unsern Tagen der Pessimismus einen nur zu fruchtbaren Nährboden in weiten Schichten der Gebildeten findet; denn eine gewisse Zersetzung der alten socialpsychologischen Factoren, z. B. der Religion, der Sitte, der Kunst u. s. w., vollzieht sich unter unsern Augen in überraschend schneller Weise. Eine gewaltige Sturmflut scheint die bisherigen Fundamente der höhern Gesittung umstürzen zu wollen, und es fragt sich noch sehr, ob aus dieser bislang im Zerstören ebenso radicalen, wie im positiven Aufbau unfruchtbaren Bewegung eine Regeneration unserer Ideale, um gleich den schärfsten Ausdruck zu gebrauchen, zu erwarten ist. Auch der Altmeister der Ethnologie hat gelegentlich von der weltumspannenden Warte seiner Wissenschaft und insbesondere des Völkergedankens aus einen Blick auf diese geistige Revolution geworfen, deren verhängnißvolle Wirkungen sich, wie gesagt, schon weithin bemerkbar machen. So zuletzt unseres Wissens in dem Buch: „Wie das Volk denkt“; die vorliegende Schrift, die (das bedarf bei Bastian keiner besondern Betonung) natürlich neben den anderweitigen theoretischen Bemerkungen auch manches werthvolle mythologische und psychologische Material enthält, beschäftigt sich, wie der Titel ja auch andeutet, in ausführlicher Darlegung mit diesen für unsere Gegenwart ja höchst brennenden Tagesfragen. Wo ergibt sich aber hier, so möchte mancher verwundert fragen, der innere Zusammenhang, was haben die rein theoretischen Probleme der Völkerkunde mit den Lehren und Grundsätzen der Socialdemokratie und überhaupt des Socialismus zu thun? Es handelt sich zunächst (rein theoretisch) um eine möglichst klare und zusammenhängende Uebersicht über die sociale Entwickelung der Menschheit, um die Normirung der großen, überall wiederkehrenden Grundformen in dieser geistigen Entfaltung, um die Feststellung der Elementargedanken, wie unser Gewährsmann meist sagt, die bei allen Völkern und in allen Zonen als die allgemeinsten Gesetze jenen

Proceß beherrschen. Das ist der Sinn des sonst vielleicht misverständlichen Ausdrucks Gedankenstatistik, auf deren Sammlung es dem nüchternen Ethnologen in erster Linie ankommt. Aus diesem Schema ergibt sich dann mit Nothwendigkeit die Anwendung auf den einzelnen Fall; die Begründung der betreffenden Forderungen kann mit andern Worten nur culturgeschichtlich und ethnologisch erfolgen, nicht rein apriorisch und speculativ aus dem Wesen und der Bestimmung des Menschen heraus: Vielmehr muß erst nach allen Seiten hin diese sociale Entwickelung auf den verschiedensten Stufen gründlich von den kühnen Reformatoren studirt sein, ehe die versuchten Operationen eine andauernde Wirkung hoffen lassen können.

Die Menschheit repräsentirt den Menschen (heißt es bei unserm Kritiker), wie er in sämmtlichen Variationen des Menschengeschlechts die Erdoberfläche bewohnt, über fünf Continente hinweg. Kommen also der Menschheit ihre eigenen Gesetze in Frage, um sie bewußt in der „neuen“ Gesellschaft zur Anwendung zu bringen, so würde einfache Geschäftsklugheit schon lehren, vorher zu lernen, um was es sich eigentlich und thatsächlich handelt. Keine Ueberstürzung deshalb, besonders bei einer Angelegenheit, wo es schließlich auf einen Umsturz hinauszukommen hätte oder solcher doch, beim Spielen mit dem Feuer, unversehens hineingerathen möchte (S. 125).

Im Uebrigen wird die Dringlichkeit einer durchgreifenden Reform rückhaltslos zugestanden, und zwar nicht zum wenigsten, weil einerseits die individuellen Ansprüche an das Leben gegen früher unfraglich enorm gestiegen sind und andererseits die Erkenntniß von dieser vielfach ungesunden Kapitalanhäufung und dem ganzen complicirten Mechanismus unseres heutigen Staates in viel breitere Schichten des Volkes gedrungen ist, als das im Mittelalter beispielsweise und im Anfang der neuern Zeit der Fall war, wo eben die misera plebs ihr Los als göttliches Erbtheil mit Gleichmuth, um nicht zu sagen mit Stumpfsinn, trug. Deshalb stellt Bastian folgende Forderung:

In erster Linie vor allem gilt es eine durchgreifende systematische Linderung der materiellen Noth. Welch ein Bild, wenn große Massen am Hungertuche nagen, während numerisch verschwindendste Minoritäten in ungezähltem Ueberfluß schwelgen mögen. Alle die Annehmlichkeiten des Lebens, soweit sie in individueller Lebenssphäre zu erschöpfen sind, mögen unbekümmert fortgenossen, aber daneben die Quellen so manch verschwenderisch sinnlosen Abflusses, der keinem zugute kommt, verschlossen werden, um ihren Nährungsstoff auf sociologisch-kunstgerechte Rieselfelder zu leiten, auf welchen dann ausgiebigst reiche Ernten erwachsen werden, um Wohlthätigkeitsanstalten im weitesten Umfange anzupflanzen. Mancherlei Luxus ist für die Civilisation unentbehrlich und mag seine Berücksichtigung erheischen, soweit es die Mittel erlauben im Normalzustand des Ganzen, wogegen sie bei dringendst und drängendem Nothzustand vor Linderung desselben zurückzutreten haben. . . Nachdem es zunächst gelungen sein sollte, für alle Gesellschaftsklassen ein menschenwürdiges Dasein herzustellen, ein erträgliches wenigstens vor der Hand, dann werden sich die socialen Fragen weiterhin gelassen ruhiger erörtern lassen, um mit Jedem das Seine gemeinsam befriedigenden Abgleich zu finden, ohne communistisch über einen Kamm zu scheren (S. 116).

In der Hauptsache beschäftigt sich aber das vorliegende Buch mit den mythologischen und psychologischen Vorstellungen der Neger und insbesondere der Bewohner Guineas, die den damaligen Entdeckern bei dem gänzlichen Mangel eines vergleichenden Ueberblicks so eigenartig vorkamen, daß sie mit dem Sammelnamen Fetischismus ein charakteristisches Merkmal der schwarzen Rasse gefunden zu haben meinten. Jeder, der heutzutage nur halbwegs mit der einschlägigen Literatur vertraut ist, weiß hingegen, daß diese animistische Durchgangsstufe eine widerspruchslose Universalität für die Entwickelung des religiösen Bewußtseins beanspruchen darf, natürlich unter verschiedenen, theilweise nicht unerheblichen Nuancirungen. Auf jenem mystischen Untergrunde entfaltet sich dann die eigentliche Seelenlehre, die Theilung der Seele in eine männliche und weibliche Hälfte, die nach einer Wiedervereinigung verlangen — ein genaues Pendant zu der bekannten platonischen Anschauung —, die Thätigkeit des Schutzgeistes, der den Menschen gelegentlich (im Traume und in der Krankheit) verlassen kann, bis er (auch durch kraftvollen Zauber) wieder in den Körper zurückzukehren gezwungen wird, die Seelenwanderung und damit im engen Zusammenhang die Wiedergeburt, die Aufnahme des abgeschiedenen Geistes im Todtenlande, was durch besondere Mittheilung des Zauberpriesters ausdrücklich constatirt wird (die Zurückgewiesenen werden verscheucht und unter umständlichen Ceremonien in den Fluß gestürzt, um ihren dämonischen Einflüssen vorzubeugen) u. s. w. Alles natürlich unter sachverständiger Leitung seitens der Priester und Geheimbünde, an denen ja der dunkle Erdtheil so reich ist. Bekannt ist, daß ja diese demokratischen Institutionen eine nicht zu unterschätzende Executive ausüben, die so wirksam ist, daß selbst europäische Kapitäne es nicht selten verschmähen, um ihre Forderungen schneller eintreiben zu können, sich als Mitglieder aufnehmen zu lassen. Es ist aber nicht zu vergessen, daß gegenüber all dem wüsten und zerfahrenen Polytheismus sich auch gewisse monotheistische Anklänge verfolgen lassen, selbst unabhängig von jeder europäischen Beeinflussung, wie Bastian aus A. B. Ellis nachweist, der die Rolle des Gottes Nyankupong an der Goldküste (den er anfänglich für eine bloße Defiguration des christlichen Gottes ansah) als Regen- und Himmelsgott bestimmte, ähnlich wie der Maru der Eweer. Doch sind trotz dieser Originalität um so weniger Uebertragungen ausgeschlossen, weil im ganzen und großen jene Gottheit ziemlich farblos gehalten ist und dem gewöhnlichen Volksglauben recht fern steht. Daß auch die vorliegende Schrift mit überreichen Parallelen aus andern Culturkreisen versehen ist, versteht sich bei Bastian von selbst; möchte bald ein übersichtliches Register die Brauchbarkeit der unerschöpflichen Fundgruben für die wissenschaftliche Bearbeitung erleichtern, wenn wir auch gern zugestehen, daß in erster Linie die kritische Sammlung des Materials, das vor dem Pesthauch der europäischen Civilisation in sich sonst zusammenfällt, mit allen Kräften zu erstreben ist.

Th. Achelis.

Zur Pädagogik.

1. System der Pädagogik im Umriß. Von A. Döring. Berlin, R. Gaertner'sche Verlagsbuchhandlung. (H. Heyfelder.) 1894. Gr. 8. 6 M.
2. Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung. Von O. Willmann. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1894 und 1895. Gr. 8. Band I 6 M. 50 Pf.; Band II 7 M. 50 Pf.
3. Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts als pädagogische Reformschriften. Von O. Lehmann. Leipzig, R. Richter. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

A. Döring will in dem oben angeführten Werke (Nr. 1) ein neues eigenthümliches System der Erziehung aufstellen; dem in Deutschland einflußreichsten und am meisten ausgearbeiteten Systeme, dem von Herbart und Ziller, erklärt er sich als Gegner; es habe ihm nur selten brauchbare Anregungen geliefert. Er bahnt sich seinen Weg, indem er vom Zweck der Erziehung ausgeht und aus diesem ihre Mittel und ihren Gang ableitet. Er findet als Endzweck „die das gesammte Wollen beherrschende sittliche Gesinnung, d. h. die Willensrichtung, sein gesammtes Wollen dem Wohle der andern dienstbar zu machen", die sich in sechs Tugenden: Gerechtigkeit, Güte, Berufstreue, Wohlanständigkeit, Besonnenheit, Weisheit darstellt. Diese Zweckbestimmung weicht sehr wenig ab von derjenigen Herbart's, der als Ziel der Erziehung „die Charakterstärke der Sittlichkeit" aufstellt. Der Erzieher ist einerseits Mandatar des Zöglings, sowol seiner Gegenwart als seiner Zukunft, andererseits Mandatar der Gesellschaft und ihrer Zwecke. Ein Conflikt beider Aufgaben kann nicht eintreten, da nach Döring auch ein Widerspruch zwischen dem richtig verstandenen Vortheil des Zöglings und demjenigen der Gesellschaft nicht möglich ist. Für diese tröstliche Uebereinstimmung wünschte man freilich nähere Beweise.

Die Mittel der Erziehung sind Pflege, Zucht, Uebung, Unterricht, die der natürlichen und sittlichen Entwickelung, der Ausbildung, den Kenntnissen dienen sollen. Zur Pflege, für die Herbart in seinem Systeme keinen Platz hat, gehört die Fürsorge für das leibliche Wohl des Zöglings nicht minder als für sein geistiges Wohl (durch Spiele, Erzählungen u. dgl.). Für Uebung und Unterricht gelten die seit Comenius für die Didaktik ausgebildeten Grundsätze. Die Zucht zerfällt in sittliche Gewöhnung und sittliche Belehrung. Die erstere, die Gewöhnung, von Herbart Regierung genannt, gibt keine Motive, sondern hält durch Aufsicht, Belohnung und Strafe den Zögling in Ordnung. Die Beschränkung auf die sogenannte natürliche Strafe, d. h. die natürliche Folge der Handlung, die Rousseau forderte, wird verworfen, nicht minder natürlich die Strafe als Rache abgewiesen. Zur Regierung gehört auch die Einwirkung auf den Nachahmungstrieb durch sittliche Vorbilder, die im Leben und in der Dichtung dem Kinde nahe gebracht werden. Der zweite Theil der Zucht, die ethische Belehrung, ist gleich dem, was bei Herbart die ganze Zucht ausmacht. Sie zerfällt in die ethische Unterweisung und ethische Beweisführung. Beide, besonders die letztere, sind nur für reifere Kinder geeignet; sie sollen nach Döring sich auf einen gewissen gemeinverständlichen Utilitarismus gründen, jedenfalls soll eine „rein intellectualistische Willensrichtung" erzeugt werden. Religiöse Motive sind als solche nach Döring nicht zu verwerthen, die Erzählungen der Bibel sind zu benutzen, so weit sie menschliche Thaten mit moralisirender Tendenz berichten; sie stehen ihrem Bildungswerthe nach für Döring auf gleicher Stufe mit andern moralischen Erzählungen, etwa der Geschichte von Androclus und dem Löwen, oder den eine moralische Tendenz enthaltenden Fabeln.

Hier zeigt sich der eigenthümliche Zug, der Döring's Buch vor allen andern pädagogischen Systemen charakterisirt. Er will die Religionen als solche aus der Schule ganz ausschließen, ihre Pflege den Religionsgesellschaften überlassen, die sittliche Erziehung allein durch Moralunterricht erreichen. Allein, abgesehen von der gegenwärtigen großen Schwierigkeit, geeignete Lehrbücher und Lehrer zu finden — diese Schwierigkeit würde mit der Zeit vielleicht gehoben werden —, es ist psychologisch falsch, dem Kindesalter bloße Moral zu lehren, ohne die Gottesidee anzuwenden. Das Auge Gottes, das ins Verborgene sieht, ist für Kinder eine wirksamere Vorstellung, als die schönste Beweisführung, daß eine gute That, wenn auch von keinem Menschen bemerkt, dennoch in näherer oder fernerer Zukunft ihren Lohn findet. Es liegt eine wichtige Wahrheit in dem von A. Comte herrührenden, von Spencer und andern durch biologische Analogien noch gestützten Satze, daß die geistige Entwickelung des Einzelnen die der ganzen Menschheit wiederholt, daß also auch auf geistigem Gebiete die Ontogenie der Phylogenie im wesentlichen gleich ist. Wenn die primitiven Völker der Personification der sittlichen Weltordnung bedürfen, so bedarf ihrer auch das Kind. Was Döring und andere am meisten fürchten, ist, daß die Gottesidee, die freilich in der blos materialistischen Weltbetrachtung keinen Platz hat, später als falsche Hypothese verworfen werde. Aber dieser Fall ist keineswegs der normale; je reifer der Mensch wird, desto fester pflegt trotz mannichfaltigen Schwankungen die Gottesidee zu werden. Und selbst wenn sie später einer andern Weltanschauung weichen sollte, ist sie darum vergeblich gewesen? Hat sie nicht, so lange sie lebendig war, die sittlichen Ideen, die höchsten Güter des Menschen, bewahren helfen? Auf den höhern Stufen des Unterrichts wird allerdings eine systematische ethische Unterweisung sehr gut sein, sofern sie sich bemühen wird, die ethischen Vorschriften auf Thatsachen zu gründen und

ihnen eine Stütze zu geben, die auch für die gefährliche Zeit religiöser Zweifel vorhält. Welches ethische System dabei zu Grunde zu legen ist, ob eine Pflichtenlehre im Sinne Kant's, oder eine Güterlehre, insbesondere das Princip der Selbstschätzung, des allgemein menschlichen Bedürfnisses nach Eigenwerth, das bei Döring den letzten Antrieb für sittliches Handeln bildet, das ist eine Frage der Pädagogik der Zukunft.

Im letzten Theile, dem anwendenden, den Döring „Lehre vom Erziehungsgange" nennt, gibt er nähere Bestimmungen über die Vertheilung des Stoffes auf die Schuljahre. Seine Vorschläge empfehlen den längst anerkannten und angenommenen Gang vom Anschaulichen zum Abstracten, nur ein Vorschlag ist neu: Auf der Unterstufe des „definitiven Cursus" (im elften und zwölften Lebensjahre) soll der Realunterricht „genetisch" getrieben und zu diesem Behufe sollen die Genesis des Planetensystems und der Erde (also jedenfalls die Kant-Laplace'sche Theorie), die Entwickelung der Erde und die Entstehung der organischen Welt, letztere nach der Darwin'schen Theorie, vorgetragen werden. Auf diese genetische Naturlehre folgt eine „anthropologisch-genetische Culturgeschichte", die, von der Urgeschichte ausgehend, die Geschichte der Erfindungen und Sitten bis zur Gegenwart verfolgt. Schon diese „Urgeschichte", weil heutzutage noch vielfach hypothetisch, ist eine bedenkliche Sache, die Hypothesen aber der Entwickelungslehre oder des Darwinismus scheinen mir durchaus ungeeignet für die Volksschule. Der Lehrer mag nach ihnen das Material ordnen, eine Stufenfolge der Objecte bilden und sie den Schülern zur Vergleichung vorlegen; aber dem kindlichen Alter abstracte Theorien zu geben, heißt das vorwegnehmen, was spätere Jahre aus eigener Arbeit gewinnen sollen. Man darf in der Schule nicht alles lehren, sondern muß einiges dem Nachdenken des reifern Alters überlassen. Eine frühe Anleitung oder Verleitung zu weitgehender Abstraction ist auch darum gefährlich, weil sie die dem kindlichen Geiste natürliche Vertiefung in die concreten Einzelheiten stört und ihn von der lebensvollen Anschauung zur Blässe des Begriffs hinwegzueilen veranlaßt.

Ein besonderer Abschnitt behandelt die Modificationen der Erziehung, die Geschlecht, individuelle Begabung, pathologische Defecte nothwendig machen. Zu den letztern rechnet Döring auch den vielberufenen „angeborenen moralischen Schwachsinn", einen Begriff von sehr zweifelhafter Rechtmäßigkeit, der nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der wissenschaftlich sehr leichtsinnigen Phantasie des Herrn Lombroso und seiner Anhänger seine Existenz hat. Was man thatsächlich beobachten kann, ist nach Meinung des Referenten nur der größere oder geringere Egoismus, den schon Schopenhauer als unausrottbar angeboren annahm.

Im ganzen kann Referent nicht die Besorgniß verhehlen, daß das System Döring's in der schematischen, wenig ins einzelne ausgearbeiteten Darstellung, in der es vorliegt, wenig Eindruck auf die Pädagogen machen werde. Das Herbart-Ziller'sche System bietet mehr, was noththut, nämlich genaues Eingehen in psychologische Einzelfragen. Die abweisende Stellung, die Döring zu ihm einnimmt, ist sehr wenig gerechtfertigt, ebenso wenig die geringschätzige Behandlung Fr. Fröbel's, dessen Kindergarten mit Unrecht „ein Ueberbleibsel von den Verirrungen des Philanthropismus" genannt wird. Und Döring hätte wol der Pädagogik noch mehr genützt, wenn er anstatt des schematisch dargestellten Systems eine vertiefte Einzeluntersuchung geboten hätte.

O. Willmann's „Didaktik" (Nr. 2) liegt in zweiter Auflage vor. Der erste Band ist rein historisch, eine Geschichte der Bildungsideale. Da der Inhalt der Bildung durch die jeweilige Thätigkeit und Geistesrichtung der Gesellschaft bestimmt wird, so ist eine Geschichte der Bildungsideale nicht möglich ohne stete Rücksicht auf die Geschichte der Gesellschaft. Es wird nun zwar im Anfang die Erziehung subsumirt unter „Die Vorgänge der socialen Lebenserneuerung", zu denen auch Fortpflanzung und Vererbung materieller Güter gehören. In der Ausführung aber wird die Beziehung auf die Gesellschaft öfter außer Acht gelassen, so z. B. bei den Griechen nicht nachgewiesen, wie sich die Bestandtheile ihrer „gymnastischen Bildung" aus den Erfordernissen der damaligen Kriegführung, der für das Leben der griechischen Gesellschaft wichtigsten Thätigkeit, erklären lassen; ebenso treten die socialen Tendenzen der Gegenwart, die für die Gestaltung der Erziehung maßgebend sind, zu wenig hervor. An Kenntniß geschichtlicher Einzelheiten fehlt es Willmann nicht, sodaß seine Uebersicht, wenn auch kurz, doch sehr anschaulich ist; auch tritt sein streng katholischer Standpunkt nicht störend hervor, er verleitet ihn nicht zu ungerechten Urtheilen über die Leistungen der Protestanten. Der zweite Theil gibt vier Abschnitte: Die Bildungszwecke, den Bildungsinhalt, die Bildungsarbeit, das Bildungswesen. Der wichtigste Theil ist der, der die Bildungsarbeit, die Thätigkeit des Lehrers behandelt. Er wandelt hier wesentlich die Bahnen Herbart's, aus dessen Schule er hervorgegangen ist, aber mit durchgängiger Vergleichung seiner Vorgänger und Nachfolger, auch mit Seitenblicken auf abweichende Ansichten. Diese vorsichtige Vielseitigkeit ist das auszeichnende Merkmal Willmann's; zu Irrthümern verleitet ihn nur die Beschränkung auf das, was als specifisch „katholische Philosophie" von der Kirche anerkannt ist. Diese Beschränkung läßt ihn für den philosophischen Unterricht nichts anderes empfehlen, als einen Auszug aus Aristoteles, sogar für die Psychologie kennt er nichts, was über die aristotelische Theorie hinausgeht. Und gerade hier ist doch Aristoteles der erste tastende Anfänger, dessen Genie nicht ersetzen kann, was die lange mühevolle Arbeit der letzten drei Jahrhunderte an bleibenden Ergebnissen gezeitigt hat. Im ganzen ist Willmann's Buch als erste Einführung in die

Didaktik wol kaum genügend, es ist nicht elementar, nicht präcis genug, um den Anfänger zu befriedigen. Wer aber die Elemente schon kennt und selbständig über didaktische Fragen nachgedacht hat, wird von dem mannichfaltigen Wissen und Denken Willmann's vielen Gewinn haben.

Die kleine Schrift von O. Lehmann über die „Deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts“ (Nr. 3) behandelt eine interessante literarische Erscheinung. Die Moral war den Menschen der Aufklärungsepoche so wichtig, wie dem Mittelalter die Religion. John Locke, der, mehr dem 17. Jahrhundert angehörend, doch dem 18. Jahrhundert die Wege weisen half, erklärte: „Die Moral ist die eigentliche Wissenschaft und Sache der Menschheit überhaupt.“ Und der vierundsechzigjährige Kant erzählt als Erfahrung seines Lebens: „Unter allem Räsonniren ist aber keines, was mehr. . . . eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung.“ Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der durchaus auf die Moral gerichtete Gellert der einflußreichste Schriftsteller. „An Gellert, an die Tugend und an die Religion glauben ist bei unserm Publico beinahe eins“, sagte Goethe von jener Zeit. Damit hängt zusammen die eigenthümliche Erscheinung, daß wir unter den Zeitschriften, die, wenn sie nicht gelehrt waren, meist wöchentlich erschienen, so viele finden, deren Hauptinhalt auf moralische Belehrung des Publikums gerichtet ist. Viele verrathen ihre Tendenz schon durch ihre Titel, die unserer Zeit seltsam vorkommen mögen, freilich nur deshalb, weil sie oberflächlicher, mehr auf äußere als auf innere Fragen gerichtet ist. Solche Titel sind: „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (Leipzig 1725), „Das moralische Fernglas“ (Berlin 1730), „Merkmale der Tugenden“ (Zerbst 1740), „Der Sittenrichter“ (Frankfurt 1742), „Das Schauspiel menschlicher Handlungen“ (Königsberg 1742), „Moralische Gedanken der Stillen im Lande“ (Nürnberg 1743), „Der moralische Sternseher“ (Regensburg 1751), „Der Tugendfreund“ (Berlin 1755) u. a. Andere betonen ihre nationale Richtung, so „Der gute Deutsche“ (Marburg 1724), „Der alte Deutsche“ (Hamburg 1730), „Der deutsche Diogenes“ (Danzig 1736), „Der deutsche Aesop“ (Königsberg 1742), „Der deutsche Sokrates“ (Berlin 1748), „Der deutsche Patriot“ (1754) u. a. Es lassen sich noch fünfhundertelf dergleichen Wochenschriften nachweisen, die einflußreichsten waren folgende drei: „Die Discourse der Mahlern“ (Zürich 1721, von Bodmer, Breitinger u. a. begründet), „Der Patriot“ (Hamburg 1724, von Brockes, Richey u. a.), die schon oben genannten „Vernünftigen Tadlerinnen“ (Halle und Leipzig 1725, von J. Ch. Gottsched herausgegeben). Ihre Dauer war meist kurz, wenige brachten es zu vielen Jahrgängen, aber sie wurden gesammelt und oft später neu aufgelegt. Der hamburger „Patriot“ erlebte vier Auflagen.

Lehmann weist nun nach, daß diese Wochenschriften neben ihren allgemeinen Zielen besonders auch eine Reform der Erziehung anstrebten, daß sie in Deutschland zuerst eine tiefere geistige Bildung der Mädchen verlangten und daß sie schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts alle die Forderungen erhoben, die man geneigt ist, erst in die zweite Hälfte zu datiren: die Abhärtung des Körpers, die Befolgung des Vorbilds der Natur, die Rücksicht auf Anlage und Neigung, die Zucht ohne Schläge, angenehme Gestaltung des Lernens und Umwandlung der Arbeit in Spiel, guten Unterricht in der Muttersprache und Leibesübungen. Ein Theil der moralischen Wochenschriften geht sogar in rein pädagogische über. Zu diesen spätern Erscheinungen gehört z. B. Ch. F. Weiße's berühmter „Kinderfreund“. Lehmann weist mit Recht darauf hin, daß diese Wochenschriften Vorläufer und Vorarbeiter für Rousseau, die Philanthropisten und Pestalozzi geworden sind und durch ihr Wirken den großen Erfolg vorbereitet haben, den die Reformatoren der Pädagogik erreichten. Die kleine Schrift ist als ein interessanter Beitrag zur Geistesgeschichte des „philosophischen Jahrhunderts“ sehr zu empfehlen. Sie würde noch gewonnen haben, wenn der Verfasser mehr bibliographische Angaben beigefügt hätte.

Paul Barth.

„Morphium“ und andere Novellen.

Nachdem sich die Unsitte, eine Novellensammlung nach dem Titel einer beliebigen darin enthaltenen Novelle zu benennen, bei unsern Schriftstellern unausrottbar eingebürgert hat, darf wol auch der Kritiker einmal von einer Unsitte profitiren und statt sich über einen gemeinsamen Titel zu seinem Artikel zu besinnen, nach berühmten Mustern verfahren. Unsere Kritik gerade Morphium zu überschreiben, ist begründet durch die Thatsache, daß in zwei uns vorliegenden Novellensammlungen das Morphium eine Hauptrolle spielt. In einer sind sogar gleich zwei Morphinisten die Helden und daneben tritt noch ein dritter Morphinist auf. Morphium scheint demnach ein Lieblingsstoff unserer Novellisten zu werden. Der Grund hierfür liegt erstens darin, daß die Modernen ja überhaupt mit Vorliebe den kranken Menschen, nicht den gesunden schildern, und dann, weil das geschlechtliche Problem bei Morphinistinnen in einer neuen Weise behandelt werden kann.

1. Morphium. Novellen von Adine Gemberg. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 3 M.

Die Verfasserin hätte leicht einen gemeinsamen Titel für ihre drei Novellen finden können, indem sie etwa ihr

Buch: „In der Klinik“ betitelt hätte. Denn auf diesem anmuthigen, der Verfasserin durchaus vertrauten Boden wandeln wir. Eigentlich könnte die Verfasserin nicht zürnen, wenn es dem Kritiker ginge wie einem ihrer Helden:

Das ganze blutige Bild des Zimmers, der Geruch der Maske, des Jodoforms und des Carbols, erregt ihm schon nach wenigen Augenblicken einen derartigen Ekel, daß er sich völlig außer Stande fühlte, das einmal übernommene Werk [nämlich das Buch zu lesen] zu Ende zu führen.

Doch wir haben das Werk zu Ende geführt, weil das Buch eine sehr begabte Verfasserin verräth und gut geschrieben ist, aber wir haben dazwischen hinein philosophirt: Wozu schreiben unsere heutigen Dichter ihre Novellen? Offenbar nicht mehr, um den Menschen ein paar Stunden aus dieser elenden Alltagswelt zu entrücken und in die eines höhern geistigen Genusses zu erheben, sodaß er mit einem Dank gegen den Dichter das Buch zumacht, der ihm etwas gegeben hat, was ihm sonst niemand geben kann, auch nicht die Befriedigung der Sinnlichkeit in Liebe, Schnaps oder Morphium. Nein vielmehr dazu, um ihn in die Jämmerlichkeit des Erdendaseins, die er in der Regel nur allzu gut kennt, recht tief einzutauchen, um den Triumph zu haben, sagen zu können: seht, man kann alles schriftstellerisch behandeln, auch die Eiterbeulen, Hungertyphus, Skelete, Morphium und Atropin, dafern man nur das Ganze in dichterische Glut und Leidenschaft taucht? Bewahre, dafern man nur realistisch schildert und etwa im Hintergrunde die sociale Frage, Freigabe des Morphiums oder nicht, männliche und weibliche Berufswahl u. dgl. auftauchen läßt. Wer den Schriftstellern dafür Dank weiß, ist uns allerdings unerfindlich.

Bei der Lektüre dieser Novellen hat mich immer ein unsagbarer klinischer Duft umschwebt, und ich kann das gelbe Buch nicht liegen sehen, ohne Jodoform zu riechen. Das ist auch ein Triumph moderner Kunst! Hoffen wir, daß die Verfasserin, die das Zeug zur Novellistin hat, die Kinderkrankheit des Realismus vulgaris ebenso überwinden wird, wie unsere Maler, die den Schriftstellern in diesem Stück weit vorausgeeilt und zum großen Theil bei einem sehr vernünftigen poetischen Realismus angekommen sind.

2. Liebe. Vier Novellen von Ego. Zweite Auflage. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 8. 3 M.

Was ist Liebe? In der ersten Novelle sagt es die muntere, aufrichtige Alice: „Die Liebe der Männer ist immer nur Begehren und die der meisten Frauen, wie sie sich auch verhüllen und verkleiden mögen, ebenfalls.“ Die Novellen sind denn auch auf dieser mindestens einseitigen Betrachtungsweise aufgebaut. Am meisten Farbe und Lebenswahrheit hat die letzte, die in Griechenland spielt; psychologisch am besten entwickelt ist Ulrich — ein schon älterer Graf verliebt sich in eine Schauspielerin und entschließt sich, sie zu heirathen; pathologisch interessant ist die Geschichte von der morphiumsüchtigen russischen Gräfin, welche trotz der Liebe zu ihrem Gatten ihre Reize benutzt, um von dem Arzte, der sie heilen soll, für den Preis ihres Leibes Morphium zu erhalten. Am meisten spricht noch die Seele des Weibes mit in der ersten Novelle: „Spätfrühling“; aber auch hier bildet sozusagen den Hintergrund das mit der Nähe der Dreißig in eigenartiger Weise erwachende Begehren des Weibes.

Die Atmosphäre demnach, in der sich diese Novellen bewegen, ist die schwül moderne, und die Darstellung geschieht mit der bekannten Rücksichtslosigkeit. Kann man hierüber wegsehen, so muß man den Novellen das Lob flotter und packender Erzählung spenden und den Versuch anerkennen, bei der rettungslos dem sinnlichen Begehren Verkauften noch Wille und Sittlichkeit als retardirende Kräfte wirksam sein zu lassen. Ego kann noch ein „Ich“ und ein eigenartiger Novellist werden; zunächst ist er blos allgemein moderner Novellist, und das Pseudonym Ego ist ebenso anmaßend als geschmacklos — beides übrigens ja echt modern!

3. Maria. Ein Buch der Liebe. Von Peter Nansen. Autorisirte Uebersetzung von M. Mann. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 2 M.

Dieses Buch ist alles durch die hymnenartige, sinnlich dichterische Darstellung, ein Nichts ohne dieselbe. Der Erzähler hat eine Geliebte „auf Zeit“, trennt sich von ihr, so lang beide noch Appetit zueinander haben, bringt aber die Sehnsucht nach ihr nicht aus dem Herzen, und als sie eines andern Frau werden soll, da sieht er ein, daß „der liebe Gott Maria speciell für ihn geschaffen hat, für seinen Geschmack, sein Wohlgefallen“, und heirathet sie sehr prosaisch. Warum er eigentlich das thut, bleibt nach dem vorhergegangenen Loblied auf das rein sinnliche Wohlgefallen aneinander, das den einzigen Grund für ihr Zusammensein bildet, und nach den frivolen Aeußerungen über die Ehe unklar. Bei den modernen Schriftstellern darf man aber ja nicht nach Gründen fragen: den „Egos“ hat es so beliebt, also ist es recht so! Auch Nansen thut sich in erotischen Schilderungen nicht den geringsten Zwang an: so singt er einen Hymnus auf das Ausziehen der Geliebten! Die Modernen haben es den Alten so sehr verdacht, daß ihre Geschichten immer nur auf das Eine hinauslaufen, daß zwei sich kriegen. Das ist ja auf die Dauer langweilig, denn das Heirathen ist nicht das Ende einer Entwickelung, sondern ebenso häufig der Anfang. Gerade so langweilig aber ist die Erhebung des Geschlechtlichen zum alleinigen Mittelpunkt des irdischen Daseins, und es ist wirklich ekelhaft, wenn man kein modernes Buch mehr aufschlagen kann, ohne geschlechtlich erregte Männlein und Weiblein — ja, man könnte bedauern, daß die Kritik nicht ebenso offen cynisch reden darf wie die Dichtung erotisch. Daß unsere moderne Dichtung diese Pfade wandelt, das hat seinen Grund einmal in der Importirung französischer,

also ungermanischer Denk- und Gefühlsart, und dann in der Thatsache, daß unsere jungen Schriftsteller nur Großstadtluft athmen und ihre Schule nicht in der Natur, sondern . . . im Sumpf gemacht haben. Mag es der eine feiner, der andere gröber geben, sie spinnen fast alle denselben Faden, und was sie bieten, ist nicht wie sie behaupten Natur, sondern Uebercultur, ja Unnatur.

4. Das Drama eines Kindes. Erzählung. Von Elsbeth Meyer. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 1 M.

Das ist eine traurige Geschichte. Ein Drama nennt sie die Verfasserin; sie wollte eigentlich Tragödie sagen, denn Drama hat keinen Sinn; aber sie mied das Wort, weil sie die Geschichte da abbricht, wo es sich entscheiden muß, ob es eine Tragödie oder ein bürgerliches Schauspiel wird. Die kleine Anny hängt mit leidenschaftlicher Liebe an dem verwitweten Vater, der schon halb in den Netzen der Haushälterin, einer üppigen Witwe, ist; und die Mutter ist erst zwei Jahre todt. Liebe zum Vater, Haß gegen die, welche ihr sein Herz stiehlt, heben das Kind weit über seine Jahre hinaus; eine von ihr beobachtete Liebesscene zwischen ihrem Vater und der Haushälterin wirkt wie tödtendes Gift auf ihr Gemüth. Ihre dadurch beeinflußte Eigenart bringt das Kind in Schulconflikte, wodurch die Flügel ihrer Seele vollends geknickt werden, ein Landaufenthalt läßt sie aufathmen, „sie möchte Kind bleiben; diese unbewußte, nagende Sehnsucht quält das Herz — und es hat die Flügel nicht mehr, mit den Kindern zu fliegen.“ Schlechte Nachrichten vom Vater bestimmen sie zu der Selbstüberwindung, die Haushälterin selbst zu bitten, zum Vater zurückzukehren, der inzwischen geschäftlich ganz zurückgekommen ist. Am Abend vor ihrer Confirmation wird sie Zeuge einer verfänglichen Scene zwischen dem Vater und der Haushälterin, sie stürzt in das Zimmer herein; Scham und Verzweiflung drücken dem Vater den Revolver in die Hand. „Stumm hält sie das Haupt in ihrem Arm. Ihr Auge ist verständnißlos hinausgerichtet in das Dunkel, die Verwirrung — in das Irrsal ihres Lebens.“ So schließt die Geschichte. Sie ist aber nicht zu Ende. Was dann? fragt der Leser, dessen Theilnahme an den Leiden eines Kindes die Erzählerin zu gewinnen verstanden hat. Es kann ebenso gut an den Erfahrungen seiner Jugend und an seinem Naturell untergehen, wie es infolge freundlicher Schicksalsführungen den Gram der Jugend vergessen und glücklich werden kann. Ein versöhnender Abschluß im ästhetischen Sinne fehlt also dieser Geschichte. Sie ist eine mit warmen Herzenstönen geschilderte Episode, wie sie die Neuern zu erzählen lieben.

Richard Weitbrecht.

Wir schließen an diesen Artikel die Besprechung eines andern modernen Romans an:

5. Das Recht der Lebenden. Roman von A. Vogel vom Spielberg. Wien, Literarische Gesellschaft. 1895. 8. 5 M.

Bis vor kurzem ist A. Vogel vom Spielberg, eine der Jüngern unter Oesterreichs Schriftstellerinnen, nur in Zeitungen als Erzählerin hervorgetreten; nun aber sind zwei Bücher, die Novellen: „Irrende Seelen“ (Wien, A. Hartleben) und der Roman: „Das Recht der Lebenden“ von ihr erschienen, welche so viel Eigenart und innern Gehalt aufweisen, daß die Verfasserin fortan nicht blos auf dem Markte der Literatur, sondern auch in deren kritischen Hallen ernst genommen werden muß. Sie gehört der realistischen Schule an. Es ist unschwer zu erkennen, daß ihr die Darstellung der äußern Wirklichkeit und innern Wahrheit des Lebens als höchstes Ziel vorschwebt. Sie scheut vor dem Gewagten und Derbsinnlichen nicht zurück, wenn es zu diesem Ziele führt; sie rückt manchmal bis zur Grenze des literarisch Möglichen heran, doch überschreitet sie diese niemals. Sie schreibt ohne bestimmte Tendenzen; auf Erfindung und organisch gegliederte und durchgeführte Handlung legt sie einen geringern Werth, als auf stimmungsvolle, auch im einzelnen genaue Behandlung des Milieu und deutliche Veranschaulichung der innern menschlichen Vorgänge. Im wesentlichen bildet das Verhältniß zwischen Mann und Weib in seinen mannichfachen intimen Abtönungen das Thema ihrer Erzählung. Bemerkenswerth ist nun, daß sich Frau Vogel, wie in der deutschen Familienblattbelletristik noch immer häufig geschieht, nicht irgendein aus Wolkenkukuksheim stammendes, männliches Ideal zurecht gestutzt hat, den sattsam bekannten, unwiderstehlichen, schönen, mit allen Tugenden und einer wohlklingenden Singstimme ausgestatteten Mann; ebenso wenig macht sie ihre Frauengestalten nach der in deutschen Landen weit verbreiteten Schablone; sie zeigt ihn nicht, den gewissen, in zahllosen Auflagen wiederkehrenden, allerliebsten Backfisch, sie zeigt nicht die gewisse unverstandene, empfindsam schmachtende Frau. Der Mensch, nicht wie wir wünschen, daß er wäre, sondern wie er leibt und lebt, behaftet mit Vorzügen und Tugenden, mit Fehlern und Lastern, tritt uns mit vollem Angesicht entgegen. Das ist der Werth und Vorzug dieser Schriftstellerin. Er offenbart sich gleich in den Novellen: „Irrende Seelen“. In leicht erzählendem Flusse geschrieben, ohne Zwang, ohne Phrase, ohne Pathos, bringen sie genau Beobachtetes, vielleicht auch Selbsterlebtes aus dem unerschöpflichen Grund der Natur des Menschen, aus seinem Herzen, seiner Leidenschaft, seinem Liebesleben. Wie der Titel sagt, sind es Seelen, die irren: irren in Neigung und Empfindung. Einmal ist es der Mann, den das Weib unglücklich macht, das andere mal umgekehrt. Die Einen kommen nach dem Irrthum zu neuem Glück, den Andern beschwört er ein tragisches Verhängniß: innern Zusammenbruch oder Selbstmord.

Die angedeuteten literarischen Eigenschaften der Verfasserin treten noch verstärkt und ausgeprägter hervor in dem Roman: „Das Recht der Lebenden“. Die leitende Idee, welche wol eine vertieftere Gestaltung hätte vertragen können, spricht sich in der Namengebung selbst aus.

Ein Gemälde aus dem wiener Leben, führt uns die Erzählung in fest und keck gezeichneten Zügen eine Reihe echt moderner Menschen vor, die, sich auf ihre Lebenskraft stützend, für die wahren oder auch nur angemaßten Rechte des Herzens, des Blutes, der Sinne eintreten, schrankenlos und rücksichtslos aus ihrer Individualität heraus handeln und demgemäß ihr Schicksal vollenden. Die Verfasserin ist dabei muthig zu Werke gegangen. Sie ist an dem Abgrund der modernen Gesellschaft nicht mit verbundenen Augen vorbei geschritten. Sie hat nichts verschönert, nichts verlindert. Sie hat hineingeblickt und das Geschaute gezeigt; das Laster, aber zum Glück dabei auch den Teufel, mit fast erschreckender Deutlichkeit und in keiner andern Absicht als der, der Wahrheit zu dienen. Kein Zweifel: die Anstandsphilister, die Prüden mit ihrem beschränkten Geiste und ihrem engen Herzen, werden rufen: „unsittlich“! Wird doch eine verlogene Ehe und damit verbunden ein Ehebruch geschildert, ja sogar ein k. und k. Hofrath wird als Wüstling vorgeführt. Wir aber sagen: gerade der Schriftsteller ist sittlich, der es wagt, mit unerbittlichem Grabstichel kalte, zerstückelte Charaktere, von welchen unser irdischer Lebensweg wimmelt, zu zeichnen. Zwar wird er einem heuchlerischen Gerichte nicht entrinnen, doch zu fürchten hat er es nicht.

In rein künstlerischer Hinsicht hat der Roman „Das Recht der Lebenden“ seine Fehler. Die Composition müßte einheitlicher und harmonischer sein, der ganze Aufbau symmetrischer, gewissermaßen architektonischer; ferner sollte dem tiefen Schatten mehr Licht entgegenstehen — schon des Contrastes wegen. Doch die Gegenwart ist grau, und da der Roman ein Zeit- und Sittenbild entwirft, so hat die Verfasserin mit Vorliebe die graue Farbe gewählt. Es kann keiner anders malen, als er sieht. Rühmenswerth ist die Frische und Natürlichkeit, mit der alles geschildert ist; die Menschen besonders sind lebendige Organismen, sie haben Blut und Nerven. Der Kenner weiß, daß sich solche Eigenschaften in deutschen Romanen nicht häufig finden und darum doppelte Anerkennung verdienen.

Fritz Lemmermayer.

Neue Lyrik.

1. Memento vivere. Eine Dichtung von Ernst Zitelmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894. 8. 2 M.

Das Werk bedeutet den schönsten Triumph moderner Gedankenpoesie. Es ist charakteristisch, daß es sich in der äußern Form ersichtlich an C. F. Meyer's „Hutten's letzte Tage“ anlehnt. In unserer Zeit der dichterischen weltschmerzlichen Dissonanz tönt es mit ernstem Mahnen hinein: Memento vivere! Ein weltmüder Denker — Denker in der ganzen Schwere seines Gewichtes genommen — ringt sich aus allem möglichen Verzagen und Verzichten wieder in die reine Sphäre selbstlosen, männlichen Strebens und Wirkens empor. Dieser Ringkampf zwischen negativer und positiver Weltanschauung, zwischen lethargischem Erliegen und energischem Sichaufraffen bildet des Buches Inhalt. Es ist ein Werdeproceß neuen Lebens, das sich aus der Umklammerung düsterer Schicksalsmächte sieghaft loslöst. Die Einsamkeit, in der andere sich doppelt verlieren, bringt hier Befreiung nicht im Sinne des Byron'schen Manfred und des C. F. Meyer'schen Hutten, sondern im Geiste Goethe'schen werkthätigen Entsagens. So schwingt sich die Dichtung zu einem rauschenden Triumphgesange über die gesammte Welt des Pessimismus empor, die hier mit zerschmetternder Dialektik in jeder ihrer Ausstrahlungen vernichtet wird. Kurzum, das Werk ist eine Großthat des modernen Geistes, der hier zur machtvollsten seiner Waffen, zum feurigen Schwerte der Dichtung, greift, um die Mächte, die an unsern Idealen rütteln, zu Boden zu werfen. So bedeutet die Dichtung für unsere Gesammtheit ein leuchtendes Wahrzeichen, das aber in gleichem Grade für das irrende und Wahrheit suchende Individuum einen heilspendenden Katechismus verkörpert, der aus den Labyrinthen der Skepsis mit glänzender Fackel zu den lichten Höhen einer innerlich goldener Freiheit frohen Weltanschauung führt. Um dem Leser einige Wendepunkte dieser heldenmüthigen Wanderschaft vorzuführen, wollen wir dem Dichter selbst in einigen ihre entscheidungsvollen Momente das Wort ertheilen:

Ein blindes Schicksal spielt mit unserm Leben,
Wie hier im See der Wind mit schwanken Wellen,
Er wirft sie auf, läßt machtvoll sie sich heben,
Er glättet sie, läßt sie am Fels zerschellen.

Und alles das hat seine guten Gründe!
Wer die Bedingung jedes Einzelfalles
Vollständig wüßte, jede Kraft verstünde:
Vorher berechnen könnt' er alles, alles.

So kommt auch jeder Schicksalsschlag gesetzlich;
Das weiß ich wohl, doch tröstet's nicht: nein g'rade
Daß er gesetzlich ist, ist so entsetzlich —
Gott zürnt nicht, doch er übt auch keine Gnade.

Und doch — ich fürchte sehr mit solchen Fabeln,
Mit Gleichnißkram, mit Bildern und Parabeln

Ist herzlich wenig, sei wie's sei, gethan,
Die Dichtung bleibt, wie sie auch schmeichelt, Wahn.

Sie birgt die undurchdringlich dunkle Pforte
Nur dürftig unter Kränzen schöner Worte.

Sie reicht dem Hungernden, der Brot begehrt,
Den Leckerbissen, der nur reizt, nicht nährt.

Nach Wahrheit hungert mich, daß ich fast sterbe:
Gebt mir nur Wahrheit, ganze, kalte, herbe.

Doch jedes Räthsel starrt, auch im Gedicht,
Mir antwortlos ins bleiche Angesicht.

Die höchste Dichtung kann von ew'gen Dingen
Kaum mehr als arme Kinderreime bringen.

Und sei es auch — o ahne, o empfinde
Des Bildes Sinn in Einfalt gleich dem Kinde.

Nicht ist's die stille Arbeit, die ich liebe,
Bei nächt'ger Lampe über Büchern sinnen,
Die Feder in der Hand Gedanken spinnen —
Ich liebe mir ein Schwert zu frischem Hiebe.

Sei's auch das Schwert des Worts — ich lieb' Gefechte,
Den Wagemuth zu blitzenden Entschlüssen,
Das klare Ziel, das rasche Helfenmüssen —
O wer mir solche Arbeit wiederbrächte!

Bring' sie dir selbst! es gilt den Muth zu haben,
Den wunden Stolz, die kranke Eitelkeit,
Die Weltverachtung und die Lust am Leid
Frisch zu begraben.

Und dann zurück zum Kampf, den du verlassen —
Genug des Selbstbeschau'ns, der Grüblerruh!
Du hast ein Ziel: zu lieben lerntest du —
Fahr fort zu hassen!

Es gibt genug der Feinde zu bekriegen!
Daß Niedertracht an üpp'gem Tische schmaust,
Du sahst es — auf! das Schwert denn in die Faust,
Und du wirst siegen!

Adalbert Schroeter.

2. Gedichte von Karl Guntram. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1894. 12. 2 M.
3. Vom Wegesrande. Ausgewählte Gedichte von C. Nissel. Liegnitz, Reisner'sche Buchh. 1894. 8. 2 M.
4. Dichten und Denken. Gedichte von Friedrich Groch. Berlin, Karl Georg Wiegandt. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Aus Dämmerstunden. Gedichte und Lieder von Wilhelm Hoffschild. Zürich, Erfurt, Leipzig, Eduard Moos. 1895. 8. 2 M. 25 Pf.
6. Wildwuchs. Gedichte von Hans Eschelbach. Zweite vermehrte Auflage. Köln a. Rh., Paul Neubner. 1894. 8. Geb. 2 M.
7. Gedichte von Karl Bienenstein. Zürich und Leipzig, Verlag von Stern's literar. Bulletin der Schweiz. 8. 2 M. 50 Pf.

Karl Guntram (Nr. 2) und Karl Nissel (Nr. 3) sind beides Dichter, welche die lyrischen Blüten eines reifen Lebens erst im Alter einem größern Leserkreise darbieten. Eine so bescheidene Zurückhaltung muß nothwendig Sympathie erwecken, und diese Sympathie wächst, wenn man nun bei der Lesung der Gedichte überall den Ausdruck des gesundesten Gefühls und der ehrenwerthesten Gesinnung findet. Guntram klagt am Grabe vorangegangener Lieben mit innigen Herzenstönen. Humorvolle Naturbeseelung zeigt das Lied von den Najaden, wo nur der Schluß ungeschickt ist — „es geht an ein Ordnen das getaufte — Haar". Hübsch ist auch „Am Meer", aber wie kann ein Dichter, der doch nach sinnlicher Wahrheit strebt, von „des Tages Kerzen" sprechen! Es fehlt Guntram nicht an Naturgefühl, wol aber an Klarheit der Anschauung. Wie könnte er sonst das Mädchen am Strom zugleich im Wasser strampeln und — sich in ihm bespiegeln lassen? Einige Bilder in niederländischer Manier sind doch gar zu platt und dabei ohne den Zauber frappirender coloristischer Wahrheit. Die Form ist hier und da mangelhaft, wenn auch ein Reim wie „Takt" und „Magd" hier ein Unicum ist. Gut sind die xenienartigen Gedichte. Vorzüglich scheint die Nachbildung einer Anzahl Petöfi'scher Gedichte zu sein.

Karl Nissel möchte man einen Kampfpoeten nennen, aber das wäre einseitig. Wie in Kampf und Arbeit, so auch im Genuß will er sich ausleben. Das Heute nimmt er freudig in sein Haus und weist auch die kleinste Beute nicht zurück. Freilich ist, was der Mensch durch Beharrlichkeit gewinnt, auch nicht mehr als ein Zeichen der Vergänglichkeit. So spricht er in dem ersten Gedichte. Mit gleicher Freudigkeit siegt der Dichter, zufällig von einem Goethe'schen Wort ausgehend: „Wie es auch sei, es ist doch schön das Leben". Daß ein Dichter von solcher Lebensfreudigkeit den Strebern und den Philistern nicht hold ist, kann man sich denken. Unter den Gedichten, die der reinen Empfindungspoesie angehören, ist das schönste „Liebesrast", ein Gedicht, das freilich die Reminiscenzenjäger wegen seiner nahen Verwandtschaft mit Freiligrath's „So laß mich sitzen ohne Ende" verdammen werden. Freiligrath gehört zu den Poeten, denen Nissel edle und liebevolle Nachrufe weiht. Die andern sind Holtey, Anastasius Grün, Max Waldau, Vater Arndt. Das letztere Gedicht endet:

Der Volkesliebe Flügel
Umschwebt Arndt's Todtenschrein,
Schwebt um den Grabeshügel
Am schönen deutschen Rhein.
Der unverzagt gerungen,
In freier Manneshand
Der Freiheit Banner geschwungen,
Ruht aus im freien Land.

In den „Denkmalen und Denkstätten" trifft Nissel selten den rechten Balladenton. Die besten Balladen dürften „Carracciolo", „Villagos" und „Arad" sein und „Ein Beispiel", das gleichfalls einen edeln Helden und Märtyrer der magyarischen Freiheit feiert. Leider fehlt Nissel, wie den meisten Lyrikern unserer Zeit, ein sicheres Gefühl für Wohllaut. „Süß'ste Harmonie", welch ein Widerspruch zwischen Sache und Klang! und daß es nicht heißt „rufe ein Willkommen" „richte es", kann man aus den schlichten Liedern des Volkes lernen.

Nicht weniger gesinnungsvoll als Guntram und Nissel ist Friedrich Groch (Nr. 4), aber ihn unterscheidet von beiden die religiöse, deutlicher gesagt: die christliche Richtung. Aber wie hieße es das Wesen des Christenthums verkennen, wenn man glaubte, diese Richtung sei mit Freisinn und Freimuth unvereinbar. Groch ist ein ebenso erklärter Feind des Streberthums, der Heuchelei und des satten Philisterthums, wie jene seine weltlicheren Genossen. Mit glücklichem Humor und gesalzenem Spott geißelt er

alles Unehrliche und Niedrige. Wie bei Nissel, so kann man auch hier gleich aus dem ersten Gedichte den Dichter kennen und lieben lernen. „Meine Stunden" ist es überschrieben und jedem Dichter, der nicht zu den obern Zehntausend gehört und im Besitz einer Couponschneideschere zur Welt gekommen ist, sondern ums Brot arbeiten muß, dürfte es aus der Seele gesprochen sein. Der Dichter, der „freudenloser Tagespflicht halben Herzens obgelegen" empfängt „von des Tages Ende eine Handvoll Zeit zur Spende", zwanglose Stunden, seine Stunden. Dann kommen die guten Geister, die er liebt, dann übt er die Künste, die er liebt:

Sinkt der müden Sonne Lauf
Zum bewaldet grünen Hügel,
Schlägt der Geist sein Auge auf
Und das Herz regt seine Flügel,
Klebt' ich traurig an der Scholle,
Greif' ich freudig jetzt ins Volle,
Fühle kräftig mich gesunden,
Das sind meine Stunden,
Höhnte der Philister Wort:
„Seine Kraft gerieth ins Stocken",
Doch ich wuchs im stillen fort,
Simson schüttelt seine Locken.
Nimmer sollt ich mich bezähmen.
Wer kann mich mir selber nehmen?
Eines heilt mir meine Wunden:
Das sind meine Stunden.

Der Dichter redet hier stolz, aber es ist ein edler Stolz, ein vollberechtigter. Das zeigt auch das Gedicht „Neues Glück". Wie oft schilt der Mensch das Glück treulos, wenn er selbst es zurückgewiesen hatte — verzeihlich genug, denn ein Gott nur kann das Eine besitzen, „klares Aug' und feste Hand". Darum heißt es denn auch: „Armer Sterblicher Verschulden kann nicht ewig strafbar sein." Das Glück eilt doch wieder auf leichten Sohlen dann und wann vorüber und sieht den Auserwählten verstohlen aber heimlich lächelnd an. Seine Liebe zu ihm hört nimmer auf.

Hoffe — der Verheißung Trauben
Geben einst noch edeln Wein.
Wagst du nur an mich zu glauben,
Bin ich immer wieder dein.
Wirst du manchmal mich vermissen,
Nah ist dennoch meine Spur,
Echtes Glück, das mußt du wissen,
Es gehört dem Treuen nur.

Rasch empor! Du mußt dich rühren.
Werde fest und werde treu,
Und du wirst mich wieder spüren,
Und ich bin bei dir aufs neu',
Sammle dich im tiefsten Kerne,
Werde erst ein ganzer Mann,
Und die flücht'gen Wandelsterne
Zwingst du all in deinen Bann.

Langsam kommt es, überwunden,
Langsam kommt's herangeschwellt;
Wer sich selber hat gefunden,
Dem gehört die ganze Welt;
Steigt empor und nimmt das Steuer,
Gleich der Sonne Flammenglut,
Die erglänzt in eignem Feuer
Und in eigner Schwere ruht.

Nur die letzte Strophe ist unklar. Wenn schon die Ergänzung von „er" zu „steigt empor" manchem unphilologischen Leser Schwierigkeit macht, so ist der Gedanke „er nimmt das Steuer gleich der Sonne Flammenglut" verwunderlich. Hat der Dichter geschrieben: „Gleicht der Sonne Flammenglut?" Von außerordentlicher Kraft der Darstellung und Tiefe und Glut der Empfindung sind die „Circusscenen im alten Rom". Auch Gerok hat den Heldenmuth der weichen Märtyrerseelen nicht ergreifender zum Ausdruck gebracht als Groch. „Gabriel Max" wird mancher sagen; mir ist, aufrichtig gesagt, gedichtetes Märtyrerthum lieber als gemaltes. Das breit angelegte Gedicht „Columbus" gefällt mir, trotz vieler Schönheiten, nicht recht. Ich finde, in der schlichten Prosaerzählung kommt die Größe jenes einzigen Momentes, wo eine neue Welt erstand, am besten zur Geltung. Von den „religiösen Gedichten" hebe ich vor allem „Moses" hervor und die „Mänaden". Bacchantinnen vertauschen, vom Anblick des blitzerhellten Bildes des Gekreuzigten ergriffen, den orgiastischen Cultus des großen Freudebringers mit der liebenden Verehrung des Gekreuzigten. Hier stört nur der scheinbar versinnlichende und doch der wahren Anschauung widersprechende Ausdruck: „Die Mänade braucht die Flügel", wenn nachfolgt „und bewegt sich nur im Sprung".

Ich wünsche dem vortrefflichen Buche viele Leser und zwar solche, die sich das Anrecht zum Lesen — erkauft haben.

Wilhelm Hoffschild, der Gedichte und Lieder „Aus Dämmerstunden" (Nr. 4) gespendet hat, äußert bescheiden die Hoffnung, es würden sich wol leidgeprüfte Freunde finden, denen vielleicht manches seiner schlichten Lieder im Herzen ein Echo weckte. Ich gehöre nicht zu diesen Freunden. Schon als ich im Widmungsgedichte las: „Denn wie am hellen, lichten Tage freier das Herz des Menschen über Kummer denkt" und mir gleich sagte, daß der Urheber dieser Verse etwas ganz anders sagt, als was er sagen will, hätte ich das Buch am liebsten fortgelegt. Das Buch enthält ein paar nicht übler Gedichte, wie „Des Försters einzig Kind" und „Des Findlings Klage", die zu zeigen scheinen, daß der Verfasser noch am ehesten durch kräftiges Ergreifen der modernen Wirklichkeit wirken kann. Auch „Ein Traum" und noch zwei oder drei mögen gelten. Anderes ist entweder bloße Nachklangspoesie, wie „Das Lachen", dessen einziges Verdienst ist, an ein artiges Gedicht von Heine zu erinnern, wie „Blumenstreit", zugleich an Gedichte von Bürger, Goethe und Freiligrath erinnernd und doch platt oder leierig, im Ton von „In Myrtill's zerfallner Hütte", wie „Traurige Botschaft" oder, bei einem unverkennbaren Streben nach humoristischer Wirkung trivial, ja auch wol brutal, wie

„Die Gans“ und „Die alte Ruine“. Die Sprache steht oft auf der niedrigsten Stufe:

Wenn ich in ein Auge schaue, Frag' ich nach der Farbe nicht, Acht' nur drauf, ob aus demselben eine schöne Seele spricht, Und er nimmt sie in die Arme, Küßt sie auf den Mund recht sehr. „All mein Leid, mein Lieb'“, was im Neuhochdeutschen ein Fehler ist u. s. w. Dazu Kakophonien, wie „Du muß'st es büßen“, „jetzt könn'n wir glücklich sein“. Doch genug.

Hans Eschelbach würde mehr Lob verdienen, wenn er uns von seinem „Wildwuchs“ (Nr. 5) den dritten Theil geboten hätte. Nicht selten ist er glücklich in dem Ausdruck inniger Gemüthsempfindung. Man sehe: „Mein Mütterchen ist krank“ und Liebeslieder wie „Einst und jetzt“, „Schlimme Botschaft“, „An mein Lieb.“ I, wo nur der verfehlte Ausdruck „heut' da die Stürme uns umfassen“ stört. Lob verdient auch die „Königin der Nacht“ Die beiden letzten Strophen lauten:

Doch ob sie sich im Walzer schwinget,
Ueber hundert Zungen Lieb' ihr logen,
Aus jedem Geigenton ihr klinget:
Du hast dein eigen Herz betrogen.

Da tanzt sie, tanzt im Schein der Kerzen,
Sie scherzt und schmollt und singt und lacht,
Und trägt den Tod doch tief im Herzen.
So tanzt die Königin der Nacht.

Sehr hübsch ist das Gedicht „Natürlich“. Dem Dichter geht es im Leben schlecht. „Natürlich, ich war ja ein Dichter“. Als er aber am Himmelsthor Einlaß begehrt,

Natürlich! jubeln die Engel im Chor,
Natürlich! du bist ja ein Dichter.

Mit diesen originellen und guten Gedichten kontrastiren höchst unvortheilhaft solche, die nachklangartig sind. Auch Eschelbach „grollt nicht“, in zwei Strophen, wie Heine. „Und wenn ich wäre ein König —.“ Wie viele haben das besser gesungen! Und nun gar auf Lenau's Teich, dem regungslosen, Heine's stille Wasserrose! Originell ist allerdings der Schluß: Der Dichter bringt die Blume zur Vernunft.

Armes, blasses Kind des Lenzes,
Laß die Lieb, die hoffnungslose!
Stille tauchte in die Fluten
Jene bleiche Wasserrose.

Einmal besteigt der Dichter den alten steifbeinigen philologischen Pegasus, aber das Thier bockt und wirft ihn ab. Wir lernen Asträa's Familienverhältnisse kennen. Ihre Mutter heißt Themis, ihre Schwestern Dice (wie gemüthlich!), Eunomina (wo ein n zu viel ist) und Ismene (Irene!)

Ein Dichter von höherer Begabung ist Karl Bienenstein. In seinen schwermüthigen Liedern (Nr. 6) ist ein Lenauischer Hauch, aber zum Glück sind nicht alle Lieder schwermüthig, sondern viele auch voll Lebensfrische und Lebenskraft. Die Stimmungswirkung seiner Gedichte zu erhöhen, dazu trägt die feinfühlige Art, wie er — ganz ähnlich Karl Busse — den Reim zu seinem Rechte kommen läßt, nicht wenig bei. Gereimte Lyrik, in der der Reim gleichsam verschleiert wird, gleicht einer entfärbten Blume. Unter einer ganzen Anzahl in Wurf und Ton wohlgeglückter Gedichte möchte ich zuerst „Maimorgen“ hervorheben. Auf seinem frühen Gange durch den morgenfrischen und lebensvollen Wald belauscht der Dichter ein Liebespaar.

Sah im Grün zwei blonde Köpfe.
Einer hatte kurzes Haar
Und der andre lange Zöpfe.
Und nun war mir alles kar.
Sah im Gras ein Pfeiflein rauchen
Wirbelnd zog ein Wölklein fort,
Sah die Köpfe untertauchen,
Und jetzt schlich ich mich vom Ort,
Solches hab' ich selbst gesehen,
Als ich aufstand früh am Tag.
Ob noch weiteres geschehen?
Fragt den jungen Fichtenschlag!

Häßlich ist hier nur „jetzt schlich“. Sehr stimmungsvoll sind auch: „Im Roggenfeld“, „Sommerabend“, „Herbst“ u. a. Die Wirkung einiger schöner Gedichte wird leicht beeinträchtigt durch zusammengesetzte Adjective, die durch Nuancirung die Schlichtheit des Liedes beeinträchtigen und dazu noch den Rhythmus schädigen.

So ist es bei den „tiefgrauen Grabstandarten“, der „todtblassen Haide“, den „giftrothen (?) Blitzen“. Manchmal begegnet uns auch ein Prunkwort, wie „des armen Lebens rosenblutumfloss'ne Sphinx (?)“, „herzblutrothe Nelkenblüten“. Selten sind verfehlte Bilder, wie „aus ihren braunen Höschen schlüpfen die Knospen“; sonst öffneten sie doch nur das Mieder. Uebel sind die durch das Feld „wandelnden Glocken“ (S. 25) — gewandelt oder gewackelt ist meines Wissens nur eine Glocke gekommen — und die „aus lichten Himmelsauen wehenden Friedensharfen“ (S. 57). Einigemal ist der Ausgang des Gedichtes des vielversprechenden Anfangs nicht würdig. Man braucht den Heiland nicht vom Himmel steigen zu lassen, wenn man ihn so triviale Lehren verkünden lassen will, wie in der „Sonntagslegende“. In der „Mainacht“ geht ein wunderbares „Es“ auf leisen Füßen durch die Welt und klopft endlich ans Himmelsthor, um den lieben Gott zu fragen, ob es in diesen Tagen auch auf jedem andern Stern so schön sei. Diese — kindliche Neugier wirkt komisch. Ein wenig komisch wirkt es auch, wenn der Dichter in einem Liede berichtet, die Engel sängen seine Lieder nach. Poeteneitelkeit steht nicht jedem so gut zu Gesichte, wie Heinrich Heine, den man bei ihrem Ausdrucke lächeln sieht. Bienenstein ist noch zu weich, zu sehr bestimmbar durch andere Eigenart. Sogar von der Influenza des Symbolismus hat er Anfälle. Eins der beiden „Gedichte in Prosa“ beginnt:

Schwanenweiße Meerjungfrauen baden im Mondenschein, baden im grellen Mondenschein.

Diesen künstlich gemachten Widersinn sollten wir billig den Franzosen überlassen.

In Bienenstein steckt eine gesunde und kraftvolle Eigenart — das beweisen schon die trefflichen Balladen

und Romanzen, wie „Hernan Perez del Pulgar“, „Die Pest“, ein großartiges Stück Todtentanz, „Windsbraut“, in gigantischen Zügen, das schelmische „Der Nebelkönig“ u. a. Diese Eigenart braucht er nur unbeirrt herauszuarbeiten, unter strenger Selbstkritik, dann kann es ihm nicht fehlen. Adolf Brieger.

Ein Werk über Höhlenkunde.

Höhlenkunde. Von F. Kraus. Wien, C. Gerold's Sohn. 1894. Gr. 8. 10 M.

Das Suchen nach Höhlen ist nichts Neues. Waren doch von außen zugängliche Höhlen die natürlichsten Zufluchtsstätten schon für den Urmenschen, zuerst um nur vorübergehend sich in dem Felsenobdach gegen Unbilden der Witterung zu schützen, dann als Troglodyte in dem lichtarmen Raum ganz und gar zu wohnen. Als man dann längst die Höhlenwohnungen verlassen hatte, umwitterte doch dauernd der Zauber des Geheimnißvollen die Felsgrotten; man betrat sie in heiliger Scheu vor den Geistern der Unterwelt, mit denen die Phantasie die dunkeln Hohlräume bevölkert hatte, suchte mit der Wünschelruthe, der Springwurz oder einer Wunderblume dort nach verborgenen Schätzen. Erst neuerdings sind die Höhlen zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht worden, sowol von naturwissenschaftlicher und geographischer Seite als von prähistorischer.

Das vorliegende Werk macht nun den erfolggekrönten Versuch, aus der schon fast unüberschaubar gewordenen, in der Literatur aller Culturvölker entsetzlich weit zerstreuten Fülle von Einzelergebnissen der Höhlendurchforschung der ganzen Erde ein geordnetes System der Höhlenkunde aufzurichten. Und zwar geschieht das mit solcher Sachkenntniß und Gründlichkeit, andererseits aber auch in einer so anziehend klaren Darstellungsweise unter Beihülfe so trefflicher landschaftlicher Abbildungen, Grundrisse, Längs- wie Querschnitte besonders bedeutsamer Höhlen, daß nicht blos der Gelehrte, sondern auch der Laie seine Freude an der wohlgelungenen Leistung haben wird.

Mit vollem Recht widmet der Verfasser den Haupttheil seines Werkes der Begründung einer naturgemäßen Classification der Höhlen gemäß ihrem Ursprung und ihrer natürlichen Beschaffenheit. Er führt den Leser ein in den wichtigen Unterschied der ursprünglichen Felsengrotten gegenüber den erst nachmals im Gestein gebildeten Höhlen (durch Klüftung, hauptsächlich aber durch die auf zerklüftetes Kalkgestein ausgeübte Lösungskraft kohlensäurehaltiger Tagewasser); er vergleicht in besondern Kapiteln die den betreffenden Höhlenbildungen genetisch so nahe verwandten oberirdischen Erosionserscheinungen fließender Gewässer, sowie die Ausformung von Kesselthälern und Dolinen; er erörtert ferner die vom Menschen ganz oder theilweise künstlich hergestellten Höhlen und das Erlöschen der Höhlen durch Zuschwemmung oder sonstige Ausfüllung, oft auch unter absichtsloser Mitwirkung menschlicher Höhlenbewohner, welche Kohlen, Knochen nebst allerhand sonstigem Abwurf dort als „Culturschicht“ hinterlassen haben — ein hochgeschätztes natürliches Museum für den Alterthumsforscher.

Ein ausführlicher Anhang beschäftigt sich schließlich mit der interessanten Frage nach den Eishöhlen, dann mit den „Sagenhöhlen“ und den Höhlenfunden, zuletzt mit praktischen Winken für ausübende Höhlenforschung und Conservirung der dabei gemachten Funde.

Vorsichtigerweise entscheidet sich unser Autor für keine der verschiedenen Theorien, die zur Erklärung des Räthsels aufgestellt sind, daß es selbst in ganz geringen Seehöhen Eisgrotten gibt, in denen sogar im heißesten Sommer das Wasser sich gefroren vorfindet. Er dringt vielmehr auf Specialuntersuchung von Fall zu Fall unter steter Berücksichtigung der gleichzeitigen meteorologischen Verhältnisse in der Höhlenumgebung. Die Hypothese, daß jenes Höhleneis ein Rest aus der Eiszeit sei, weist er natürlich zurück; gibt es doch zahlreiche Höhlen mit nur zeitweiliger Eisbildung, in denen etwa einsickernde warme Sommerregen oder einziehende trockenwarme Luft das Eis zerthaut:

> Angesichts des großen Eisbedarfs der modernen Gesellschaft wäre die Erforschung des Princips, nach welchem man die Natur imitiren könnte, eine sehr nützliche Aufgabe. Die richtige Lösung der Frage würde dem Glücklichen, dem sie gelingt, nicht nur Ehre, sondern auch reichen Gewinn einbringen. Vorläufig sind wir jedoch noch weit von diesem Ziele entfernt, denn mit dem, was wir heute über die Eishöhlen wissen, ist eine Nachbildung der natürlichen Eishöhlen nicht möglich. Die Anhänger der verschiedenen Theorien behaupten zwar, nach ihrem Princip künstliche Eishöhlen bauen zu können, allein zur Ausführung ist noch kein derartiges Project gekommen. Ehe dies nicht der Fall ist, werden alle bestehenden Theorien ihre Vertheidiger behalten.

Sehr beachtenswerth erscheint die Warnung des Verfassers vor laienhaftem Herumwühlen nach Fundstücken in den Höhlen ohne Beachtung der meist leicht erkennbaren Uebereinanderschichtung, in der sich die Gebeinreste, Kohlenstücke oder Geräthe alter Troglodyten vorfinden. Gerade im sorgfältigen Nachsehen, welche Schichten die betreffenden Gegenstände enthalten haben, liegt allein die Möglichkeit chronologisch zutreffender Reconstruction der natürlichen Aufeinanderfolge thierischer oder menschlicher Bewohnerschaft der Höhlen, namentlich aber auch der einzelnen Faunen, deren Ueberreste in dicht übereinandergelagerten Schichten oft um Jahrtausende verschieden sein können. Und wie merkwürdig sind doch oft diese nie lügenden Urkundenaussagen der stummen Grotten, falls die Thor=

heit des Menschen sie nicht verwirrt! Da liegen die wuchtigen Knochen des Höhlenbären der Eiszeit in der Unterschicht, daneben gewahrt man am anstehenden Höhlenfels eigenthümliche, wie polirt aussehende Stellen, die von den Bären durch vieles Reiben mit dem rauhen Fell an den Wänden erzeugt sind; darüber findet man in jüngerer Schicht feine Knöchlein von Nagern aus der Steppenzeit gebettet, die vermuthlich von Raub-Eulen in die Höhle vertragen wurden; und dann folgt etwa, von Kohle geschwärzt, eine Culturschicht mit Pfeilspitzen aus Feuerstein und aufgeschlitzten Thier- und Menschenknochen, deren Mark sich die troglodytischen Menschenfresser z. B. in unserm Harzgebirge haben schmecken lassen.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Im sechzehnten Heft der „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt“ hat Dr. Albert Pick die „Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt“, herausgegeben; davon liegt nun ein Sonderabdruck vor (Erfurt, Verlag von Carl Villaret, 1894). Der Herausgeber verdankt die Briefe in der Hauptsache dem Rentner Carl Siegling in Erfurt, dem letzten lebenden Sohne, und dem Regierungsbaumeister Bernhard Siegling, einem Nachkommen des Adressaten. Sie sind zwar von den Biographen Gneisenau's schon vielfach verwerthet, zum Theil auch abgedruckt, im Zusammenhang und vollständig aber werden sie erst hier veröffentlicht. Mit Joh. Blasius Siegling, dem Sohne des Mathematikprofessors am katholischen Gymnasium zu Erfurt Johann Valentin Siegling, schloß Gneisenau während seiner erfurter Schul- und Studienzeit eine enge Freundschaft; er genoß mit ihm den Unterricht des alten Siegling, und wohnte als Student sogar im Hause des letztern. Hier entspann sich zwischen Gneisenau und einer Schwester seines Freundes ein kleiner Liebesroman, der aber durch deren Aeltern jäh abgebrochen wurde: Gneisenau verließ das Haus Siegling's und bald auch Erfurt; seine Jugendgeliebte starb an „einem Zehrfieber“. Etwa 33 Jahre später (1802) kehrte Gneisenau als Kapitän und Compagniechef mit den preußischen Besatzungstruppen nach Erfurt, das damals dem preußischen Staate einverleibt wurde, zurück. Er hörte von einem Mathematikprofessor Siegling und richtete an ihn unterm 29. April 1803 folgenden Brief: „Wenn Ew. Wohlgeboren der älteste Sohn des ehemaligen Professor Siegling sind, so wünscht ein alter Freund, Sie zu sehen und erwartet von Ihnen die Bestimmung der Stunde, welche ihnen am gelegensten wäre.“ Damit war die alte Freundschaft wieder angeknüpft und währte nun in ungetrübter Herzlichkeit bis zum Tode Gneisenau's. Die vorliegenden Briefe sind das Denkmal dieser Freundschaft; sie bieten zwar für die großen Fragen der Geschichte wenig, zeigen uns aber die menschlich schönen Seiten Gneisenau's. Es ist erhebend zu sehen, mit welcher Pietät und Treue der zu den Höhen des Lebens aufsteigende Feldherr an dem in bescheidener Stellung dahinlebenden, vom Glücke wenig begünstigten Jugendfreunde festhält, wie er an allen Nöthen und Bekümmernissen des „alten lieben Freundes“ theilnimmt und ihm und seiner Familie (Siegling hatte funfzehn Kinder, von denen aber drei ganz jung starben) rathend und helfend zur Seite steht. Auch auf die Gattin und den Sohn des Feldmarschalls, von denen einige Briefe beigefügt sind, erstreckte sich die Freundschaft, was wol ein besonderes Zeichen für ihre Innigkeit ist. Die Briefe werden gewiß überall die herzlichste Theilnahme für Schreiber und Empfänger erwecken.

— Die neue Gabe der „Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur“, „Goethe's Briefe an Frau von Stein nebst dem Tagebuche aus Italien. In vier Bänden. Mit Einleitung von K. Heinemann“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., 4 M.), vereinigt zum ersten mal alles Erhaltene, was Goethe an Frau von Stein geschrieben hat, die Briefe aus dem Nachlaß ihres Sohnes Fritz von Stein, wie sie uns in der vortrefflichen Ausgabe von Schöll-Fielitz (1883, 1885) vorliegen, und die Tagebücher und Briefe aus Italien an Frau von Stein, die Erich Schmidt im zweiten Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ (1886) aus dem Goethe-Archiv zu Weimar veröffentlicht hat. Voran geht eine Einleitung von Karl Heinemann. Der Verfasser hält sich mit Recht fern von dem unfruchtbaren und unerquicklichen Streite Düntzer's gegen Stahr-Keil über die Art des Verhältnisses der Liebenden und behandelt allein die geistigen Früchte, die diesem hohen Freundschaftsbunde entsprossen sind. In maßvoll zutheilender Weise geht er dem Einflusse nach, den die große Frau auf die einzelnen dichterischen Gebilde Goethe's und auf die Erziehung des Dichters zum aristokratischen Hofmann ausgeübt hat, bis sich das herrliche Verhältniß löst, um von den gealterten Freunden wieder geknüpft und bewahrt zu werden. Die Ausgabe ist nach ähnlichen Grundsätzen gemacht, wie sie bei der Herausgabe der Briefe Goethe's in der weimarer Ausgabe beobachtet werden. Die Goethe eigenthümliche Orthographie ist beibehalten, nur die Interpunktion modernisirt worden. In der Anordnung der nichtdatirten Briefe ist die Schöll-Fielitz'sche Ausgabe zu Grunde gelegt. Hier und da sind kurze sachliche Erklärungen in Fußnoten gegeben von Dingen, die zum Verständniß nothwendig erscheinen, unverständliche Personennamen sind in Klammern hinter dem Text erklärt, und über Personen und Namen orientirt ein dem vierten Band angehängtes alphabetisches „erklärendes Namenregister“. Für ein tieferes Eindringen ist natürlich die große Schöll-Fielitz'sche Ausgabe mit ihrem reichhaltigen Commentar, sowie die Erich Schmidt'sche Publication des Tagebuchs mit den verdienstlichen Anmerkungen unentbehrlich. Aber man muß sich freuen, daß der köstliche Schatz dieser Goethe'schen Briefe in dieser billigen, handlichen Ausgabe jetzt Gemeingut des deutschen Volkes werden kann.

Bibliographie.

Abel, L., Der gute Geschmack. Aesthetische Essays. Wien, A. Hartleben's Verlag. Gr. 8. 8 M.

Brockhaus, H. Prof. Dr., Unsere heutige Baukunst. Antrittsvorlesung. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. 60 Pf.

Ernst, A. W., Goethe's Religion. Eine Studie. Hamburg, Conrad Kloß. 8. 1 M.

Fröhlich, Fr. Dr., Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums. I. Die Römer. Drittes Heft: 1. Publius Cornelius Scipio Africanus. 2. Publius Cornelius Scipio Ämilianus Africanus Numantinus. Zürich, F. Schultheß. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Geboren von der Jungfrau. Zweite nach Publicirung des alten syrischen Evangelientextes vom Sinai vermehrte Auflage. Berlin, H. Walther. Gr. 8. 60 Pf.

Röse, C. Dr., Die Zahnpflege in den Schulen. Hamburg und Leipzig, L. Voß. Gr. 8. 20 Pf.

Schmidt, R. Dr., Die Aufgaben der Strafrechtspflege. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Schulteß, K. Dr., Die sibyllinischen Bücher in Rom. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Nr. 216.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. Dritte Auflage. Achter Band. Leipzig, Otto Spamer. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Wippermann, K. Dr., Politische Geschichten der Gegenwart. (Begründet von W. Müller.) XXVIII. Das Jahr 1894. Berlin, Julius Springer. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum vierhundertjährigen Todestage Tasso's.

La Gerusalemme Liberata.

Riveduta nel testo e corredata di note critiche ed illustrative, e di varianti e riscontri colla conquistata per cura di

G. A. Scartazzini.

2ª edizione. 8. Geb. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Das befreite Jerusalem.

Aus dem Italienischen übersetzt von

Karl Streckfuß.

4. Auflage. 2 Theile. 8. Geh. 2 M.

Auserlesene lyrische Gedichte.

Aus dem Italienischen übersetzt von

Karl Förster.

2. Auflage. 2 Theile. 8. Geh. 2 M.

Obige drei Ausgaben der Dichtungen Tasso's haben sich infolge ihrer besondern Vorzüge in Italien und Deutschland zahlreiche Freunde erworben.

Eine Ergänzung derselben bildet:

Torquato Tasso

und

Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.

Von

Pier Leopoldo Cecchi.

Aus dem Italienischen übersetzt von H. Freiherrn von Lebzeltern.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Auch dieses Werk über Tasso und seine Zeit ist in Deutschland ebenso wie in Italien mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. Unsere Kolonien: Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

„Ein herrliches Buch, das uns in classischem Deutsch unsere Kolonien vorführt. Es kann nicht fehlen, daß dieses treffliche Werk in jeder deutschen Familie, besonders aber in unsern Schulbibliotheken willkommene Aufnahme finden wird.“

Allgemeine Zeitung (München).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNSTLEHRE DANTE'S UND GIOTTO'S KUNST.

Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der K. Universität in Leipzig am 4. Mai 1892

von

Hubert Janitschek,

ordentlichem Professor der Kunstgeschichte.

8. Geh. 60 Pf.

In dieser Vorlesung gibt der Verfasser zum ersten mal eine Darstellung der Kunstlehre Dante's; er weist dann nach, welchen Einfluss Dante mit seinen Lehren auf Giotto's Kunstrichtung ausgeübt hat, und liefert zugleich eine kurze Charakteristik des Wesens der Kunst Giotto's. Die Schrift ist nicht nur für den Kunsthistoriker und den Künstler, sondern auch für jeden Kunstfreund und ausserdem für die Verehrer Dante's von hohem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 18. — 2. Mai 1895.

Laurenz Müllner.

Im laufenden Studienjahr steht an der Spitze der wiener Universität als Rector ein interessanter Mann: Laurenz Müllner, katholischer Weltpriester und Professor der Philosophie an der theologischen Facultät der wiener Hochschule. Interessant ist dieser Mann zunächst dadurch geworden, daß er bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, sein politisches Bekenntniß vor der ganzen Oeffentlichkeit abzulegen, sich als ein vornehm und unbefangen denkender Priester bekundete. Der jedesmalige Rector der wiener Universität hat nämlich Sitz und Stimme im niederösterreichischen Landtag. Dieser Landtag bietet oft den Schauplatz recht unerquicklicher Debatten zwischen Antisemiten und Liberalen. In diesem Landtag nun trat Rector Müllner den Antisemiten und ihrem Rassenhaß energisch entgegen. Er hält sich strenger, als viele seiner geistlichen Collegen an die christlichen Lehren der Nächstenliebe und der Caritas; er kommt als logischer Kopf nicht über den Unsinn der Vereinigung von Christenthum und Rassentheorie hinweg, und er ist kein nationaler Chauvinist. Müllner stellte sich auf die Seite jener, freilich auch vor lauter Vornehmheit nicht zu Worte gelangenden und lieber still duldenden katholischen Priester, welche den Antisemitismus verurtheilen. Das erregte in Wien, ja in ganz Oesterreich großes Aufsehen. Tage-, wochenlang war bei uns von nichts anderm die Rede, als vom freisinnigen Rector Laurenz Müllner und er gilt jetzt als einer der populärsten Rectoren, die die wiener Hochschule hatte.

Der Lärm wurde noch erhöht, als sich der Rector von einem Journalisten interviewen ließ, der ihn nicht ganz verstand, und dessen Darstellung des Gesprächs er corrigiren mußte. Da leistete Professor Müllner eine neue Ketzerei: er bekannte offen, daß er bis zu seinem Auftreten im Landtag dem politischen Leben ganz ferne gestanden hatte, daß er nicht nach Art der gesammten gebildeten Menschheit täglich zum Frühstück seine Zeitung lese, sondern sich schön mit der Lektüre der Wochen- und Monatsschriften begnüge. Nun wurde er auch deswegen von den antisemitischen Zeitungen angegriffen; ein solches Blatt fand es sogar allen Ernstes für nöthig, den Werth und Nutzen der Tagespresse ausführlich gegen die so rein persönliche Aeußerung des vom politischen Rummel überraschten Gelehrten zu vertheidigen.

Dieser also interessant gewordene Mann hat nun einen stattlichen Band von Literatur- und kunstkritischen Studien, die sich bei ihm im Laufe der Jahre angesammelt haben, veröffentlicht.*) Müllner hat in kluger Weise die rechte Zeit wahrgenommen, um sich mit solchen kleinen Schriften dem größern Publikum vorzustellen und ihm zu der Möglichkeit zu verhelfen, sich ein Bild von seiner literarischen und wissenschaftlichen Individualität zu machen. Wir haben uns die Lektüre dieser Essays mit allem gebührlichen Ernst angelegen sein lassen, und das Bild von Müllner's Charakter, das sie in uns hinterlassen haben, stimmt ganz gut zu dem, was uns sein politisches Auftreten von ihm erwarten ließ.

Zunächst entspricht es in der That der Wahrheit vollkommen, daß Müllner nichts weniger als eine Persönlichkeit mit politischen Neigungen und Interessen ist. Müllner ist wesentlich eine philosophische und eine ästhetische Natur. Sein höchster Genuß ist das Versenken in die großen Werke der dichtenden und bildenden Künste. Er hat eine außerordentliche Belesenheit; er ist nicht blos ein Kenner der philosophischen und theologischen Literatur, der alten und neuen Kunstgeschichte, sondern er kennt auch die neuern naturwissenschaftlichen Autoren und liest die Romane der Russen und Franzosen mit nicht geringerm Fleiße, wie jeden Zuwachs in seinen eigenen Fächern. Ohne Zweifel ist Laurenz Müllner ein vom

*) Literatur- und kunstkritische Studien. Beiträge zur Aesthetik der Dichtkunst und Malerei von Dr. Laurenz Müllner, o. ö. Professor an der k. k. Universität Wien. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1895. 8. 4 M.

Drange nach universeller Bildung erfüllter Mann; wenn er auch keine Tageszeitungen liest, so weiß er darum doch, was in der Welt vorgeht; er lebt in der Gegenwart und kennt seine Zeit so gut wie nur irgendein moderner Mensch. Nur freilich lebt er als richtiger Gelehrter in der höhern Welt des geistigen Lebens und nimmt nur an den Kämpfen der Geister theil.

Schon durch den Trieb nach allgemeiner Bildung sticht dieser katholische Priester erheblich von vielen seiner Standesgenossen ab. Aber eigentlich anziehend wird Müllner durch sein Bestreben, die zwei Gegensätze der modernen Bildung und streng katholischen, kirchlich-gläubigen Gesinnung in einer erträglichen Harmonie zu vereinigen. Er ist ebenso weit eine künstlerische Natur, daß er das Bedürfniß nach einer Harmonie der zwei in ihm lebenden und sich sonst nicht eben leicht vertragenden Neigungen unabweislich fühlt. Er kann nicht einseitig und fanatisch, wie so viele katholische Kirchenmänner sein; er kann sich nicht die Augen für so viel Wahres, Gutes und Schönes verschließen, was außerhalb des Katholicismus geschaffen ward und täglich neu entsteht. Aber er kommt auch über seinen Katholicismus nicht hinweg, er kann ihn nicht einmal vorübergehend, wie es scheint, vergessen. So ringt denn Müllner nach einer Harmonie beider Richtungen.

Mit diesem Ringen fällt Laurenz Müllner durchaus nicht aus dem Rahmen seiner Kirche heraus, im Gegentheile scheint er mir recht charakteristisch für den modernen Katholicismus überhaupt zu sein. Es ist bekannt, daß der jetzt regierende Papst seinem Klerus durch die Forderung, sich philosophisch und wissenschaftlich besser zu unterrichten, zu einem großen Aufschwung verhalf. Das Studium der thomistischen Philosophie, das in allen Priesterseminaren obligat wurde, verfehlte seine Wirkung nicht. Die katholischen Kleriker stehen den modernen Wissenschaften daher nicht mehr so unempfänglich gegenüber, wie zur Zeit Pius IX. Papst Leo XIII. ging sogar in einer seiner vorjährigen Encykliken so weit, seinen Gläubigen zu empfehlen, sich auch mit den Naturwissenschaften und ihren Resultaten vertraut zu machen. Er ist eben ein kluger Papst, und die katholische Kirche hat doch im Laufe der Zeiten manches gelernt: sie will sich bei Zeiten mit den unleugbaren Thatsachen der Erkenntniß bekannt machen und nicht erst wie in frühern Zeiten spät, viel zu spät ihre Anerkennung aussprechen. Sie liebt es zwar, zu behaupten, daß die Civilisation einzig das Product des Christenthums wäre. Doch läßt sich nicht leugnen, daß auch die Kirche von den profanen, voraussetzungslosen, vom Offenbarungsglauben unabhängigen und darum ihr nicht gerade angenehmen Wissenschaften mancherlei gelernt hat, und daß sie sich unter der mächtigen Einwirkung aller jener geistigen Cultur, die die nicht katholische Wissenschaft und Literatur erzeugten, auch selber geläutert hat. Sie will es freilich nicht Wort haben, daß sie vom Ungläubigen oder Ketzer auch viel gelernt hat. Doch das ist gleichgültig, da es ja unleugbar ist.

Als ein solcher echt moderner Katholik und Schüler des klugen Papstes Leo XIII. erscheint mir nun Laurenz Müllner, wenn er sich beispielsweise in dem Artikel über die „Lebenserinnerungen“ des Grafen Adolf von Schack über die Darwinistische Lehre, nachdem er ihre Lücken und Sprünge nachgewiesen, in folgender Weise ausläßt:

Ich will mit diesen fragmentarischen Gegenbemerkungen selbstverständlich nicht dem Entwickelungsgedanken, der sich als heuristisches naturwissenschaftliches Princip so erfolgreich erwiesen hat, alle Erfahrungsbasis bestreiten, sondern möchte nur aufmerksam machen, daß die Induction für eine bestimmte Formulirung desselben, wie sie dem Grafen von Schack offenbar vorschwebt, noch viel zu unvollständig ist, und daß man daher nicht behaupten dürfe: „Die gegen die Descendenztheorie gemachten Einwendungen rührten alle von Oberflächlichkeit her.“ Das positive Christenthum hat keinen Grund, sich gegen den Entwickelungsgedanken als solchen ablehnend zu verhalten, wenn der Naturproceß nicht lediglich als von Ewigkeit auf sich gestellter causaler Mechanismus gefaßt und wenn der Mensch nicht als Product desselben hingestellt wird. (So! Was bleibt aber dann noch von dem Entwickelungsgedanken und der Descendenztheorie übrig?) Für eine teleologische Weltbetrachtung aber und den Nachweis der völligen Eigenart des Menschenwesens gibt es der Gründe mehr als genug und hat gerade die moderne Naturwissenschaft die zahlreichsten und schlagendsten Argumente hierfür geliefert. Vgl. K. E. von Baer, „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaft“.

Dieses Beispiel ist typisch für Müllner's Methode. Er kann sich der Einwirkung moderner Anschauungen und Denkweisen nicht entziehen; sie haben ihn tiefer ergriffen und mächtiger überzeugt, als die alten scholastischen Methoden; er bedient sich ihrer demnach als eines werthvollen „heuristischen Princips“. Aber er geht nicht bis ans Ende der logischen Consequenzen der modernen Denkart mit, denn sein Ende ist schon gegeben in der kirchlichen Lehre. Er bleibt auf halbem Wege stehen, er liebt die modernen Dichter und Forscher, er strebt mit ihnen, allein nur bis zu einem gewissen Punkte, dann schwenkt er ab. Für einen philosophisch geschulten Katholiken wie Müllner bietet die kirchliche Lehre nun allerdings Spielraum genug, sich im Bereiche der empirischen und historischen Wissenschaften mit einiger Freiheit zu bewegen. Die katholische Weltanschauung und Glaubenslehre verfeinert sich in einem solchen Kopfe zu einer Metaphysik, die den Schluß der empirischen Natur- und Geisteswissenschaften bildet, ähnlich wie bei den nicht kirchlich gläubigen Denkern, die etwa eine Hegel'sche oder Schopenhauer'sche Metaphysik im Hintergrund haben. Darum sind wir auch weit entfernt davon, Müllner den Proceß zu machen; in der Metaphysik herrscht am meisten das Recht der Individualität. Wir erkennen sogar bereitwillig an, daß sich in der Denkart Müllner's ein großer Fortschritt der kirchlichen Kreise offenbart. Denn eine Metaphysik vertritt man anders, als eine Religion: jene mit ruhiger, sachlicher Ueberlegung, weil sie Verstandessache ist; diese mit Eifer, weil sie Gemüthssache ist, mit einem Eifer, der um so lebhafter wird, jemehr

das Gemüth dabei betheiligt ist. Daher zeichnen sich die Essays Laurenz Müllner's, so lebhaft sie auch bei jeder Gelegenheit für Christenthum und Kirche eintreten, durch einen vornehmen, sachlichen Ton aus, den man bei katholischen Kritikern nur sehr selten findet. Er geräth nicht sogleich in sittliche Entrüstung, wie seine andern Amtsbrüder, wenn er in einem Kunstwerk oder in einer Dichtung auf die Darstellung nackter Menschen oder bacchantischer Ausgelassenheit stößt. Man fühlt hier, daß man mit einem Menschen aus unserer eigenen Welt spricht, nicht mit einem Zeloten, nicht mit einem engherzigen Kirchenmann, wie in den zahlreichen Schriften über Literatur und Kunst, welche in den letzten Jahren aus dem Herder'schen Verlage in Freiburg in die Welt geschickt worden sind.

Ein einziges Beispiel wird diesen vortheilhaften Unterschied Müllner's von den literarischen Jesuiten sofort hell beleuchten. Er bespricht Alexander Baumgartner's „Goethe-Biographie", überschüttet sie mit Artigkeiten für die gründliche Gelehrsamkeit des Autors, allein die geschmacklosen Grobheiten, in denen sich Baumgartner's katholischer Eifer Luft macht, tadelt Müllner in seiner etwas umständlichen Weise mit Nachdruck. Er sagt:

Es ist selbstverständlich, daß dem gläubigen Christen das Christenthum ethisches und ästhetisches Richtmaß jeder Persönlichkeit und jeder Kunst ist, und daß daher die heidnisch-sinnlichen Elemente der Poesie Goethe's und seine häufig geradezu blasphemischen Aeußerungen über Christenthum und Kirche ebenso scharf und entschieden abgewiesen werden müssen, als seine Lebensauffassung und Gebahrung nur zu häufig den Tadel eines christlich gebildeten Gewissens herausfordert. Es ist aber nicht minder gewiß, daß man Goethe selbst nicht für die Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen der Goethomanen verantwortlich machen und ihn dieselben noch weniger entgelten lassen darf. Ich weiß echte Satire, besonders wenn sie, wie bei Baumgartner, wahrhafter Ausdruck sittlicher Entrüstung ist, sowol in ihrer ethischen Heilkraft als in ihrer ästhetischen Bedeutung sicher zu würdigen; doch geht der Verfasser hierin ganz entschieden öfters zu weit. . . .

Und nun folgt eine Reihe von Beispielen für dieses Zuweitgehen Baumgartner's. Der ganze Artikel Müllner's hat keinen andern Zweck, als den, gegen Baumgartner's Uebereifer artig, aber nachdrücklich Stellung zu nehmen. Und wenn man den Ton katholischer Kleriker kennt, so wird man den Muth Müllner's, so umzäunt von Vorbehalten er sich auch äußern mag, sehr hoch schätzen. Sie sind selten, diese literarisch gewissenhaften und objectiv denkenden geistlichen Herren! *)

Diese Doppelseele Müllner's kommt nun in der ersten Hälfte seines Buches fast bei jedem Artikel zum Ausdruck. Er bespricht Hamerling's „Aspasia", die ihm merkwürdigerweise gar nicht so langweilig wie uns erscheint, und lobt Hamerling's Talent, macht aber Front gegen seine satirischen Schilderungen des — altgriechischen Priesterstandes. Er bespricht die „Englische Literaturgeschichte" Karl Bleibtreu's, preist sein tiefes poetisches Verständniß für Shakespeare und Byron; führt aber den Nachweis, daß Shakespeare jedenfalls an eine sittliche Weltordnung im christlichen Sinne glaubte, kein Naturalist à la Bleibtreu war, und beweist durch Citate aus Byron's Briefen, daß dieser dem Katholicismus keineswegs so feindlich gesinnt gewesen wäre, wie Bleibtreu behauptete. Byron schrieb am 4. März 1822: „Ich bin kein Feind der Religion, sondern gerade das Gegentheil. Ein Beweis hiervon ist, daß ich meine natürliche Tochter als strenge Katholikin in einem Kloster in der Romagna erziehen lasse; denn, wenn die Menschen einmal Religion haben sollen, so glaube ich, können sie nie genug bekommen. Ich selbst neige mich stark zur katholischen Dogmatik." Da schwelgt natürlich der katholische Kritiker vor Freude. Müllner schreibt ausführlich und in einer mir unbegreiflichen Bewunderung über die langweiligen „Memoiren" des Grafen von Schack, über seine Essaysammlung „Pandora", und beide male ergreift er die Gelegenheit, die Kirche gegen den Vorwurf der Grausamkeiten in der Inquisitionszeit zu vertheidigen und gegen die naturwissenschaftliche Weltanschauung zu polemisiren. Es geschieht mit dem Aufwand großer Gelehrsamkeit. Vischer, der große Aesthetiker und Schriftsteller, zieht Müllner natürlich unendlich an. Aber die zwei Seelen Müllner's liegen da vollends im Streite: der Pan- oder gar Atheist Vischer, der so schneidige Satiren gegen die Kirche schrieb, kann unmöglich Müllner's Beifall haben, und doch hat er Herz und Verständniß für den Denker und Künstler Vischer. Er will also gerecht sein und schreibt eine funfzig Seiten lange Abhandlung über Vischer's „Auch Einer", die den Nachweis führen soll, daß Vischer nicht so vollkommen, wie er behauptete, in dem Romane seine eigene Theorie des Komischen in künstlerische Praxis umgesetzt hatte. Und dieses Bestreben: die künstlerische Kraft als solche zu erkennen, gerecht zu würdigen und sie nicht wegen des religiösen Bekenntnisses des Dichters zu unterschätzen oder zu verurtheilen, sondern Künstler und Denker in einer Person streng auseinander zu halten, geht durch alle Essays Müllner's durch. Dabei passirt es Müllner öfter, daß er, im edeln Streben nach Gerechtigkeit, die künstlerische Kraft eines Autors sehr überschätzt, dessen religiöses Bekenntniß er angreifen oder verurtheilen muß. Wie z. B. im Falle Sacher-Masoch, dessen „Vermächtniß Kain's" ja allerdings eine bedeutende dichterische Kraft verrieth, der aber später doch sehr verfiel, was Müllner nicht mit gleichem Nachdruck wie Sacher-Masoch's Vorzüge betont. Aus diesem Grunde erscheint mir Müllner's Kritik nicht immer stichhaltig. Es ist die Kritik eines Mannes, der die Fähigkeit hat, sich liebevoll in ein fremdes Kunstwerk zu versenken, es von innen heraus zu begreifen und das Wollen eines Dichters rein zu erfassen und darzustellen.

*) Um jedem Irrthum vorzubeugen, sei bemerkt, daß wir die im ersten Satz der citirten Stelle ausgesprochene Ansicht nicht theilen und gegen die Behauptung, „Goethe's Lebensauffassung und Gebahrung fordere nur zu häufig den Tadel eines christlich gebildeten Gewissens heraus", energisch protestiren. Da wir ebenfalls ein christlich gebildetes Gewissen haben, so wird wol L. Müllner nichts dagegen haben. D. Red.

Aber sicher bewegt sich dieser Kritiker nur dann, wenn auch der Künstler oder Dichter, in den er sich so liebevoll versenkte, auf demselben Boden christlicher, katholischer Gläubigkeit steht, wie er selbst. Darum herrscht in den Müllner'schen Studien über die großen Maler des blühenden Papstthums, zumal über Raffael, Tizian, Murillo, Rubens, Dürer, ein ganz anderer Ton, als in seinen literarischen Essays: hier ist seine Persönlichkeit ungetheilt in der enthusiastischen Nachempfindung, die sich zuweilen, wie bei der Charakteristik Murillo's, zur Schwärmerei steigert. Hier ist Müllner in seinem Element, da kann er seine reiche historisch-theologische Bildung in den Dienst der Kunstgeschichte stellen und sein katholisches Gefühl zur Förderung der Einsicht in die Absichten der großen katholischen Maler verwerthen. Hier wird auch seine Sprache flüssiger und erhebt sich stellenweise zu hohem Schwunge und eigener Schönheit.

Doch auf den Inhalt dieser Studien näher einzugehen, liegt nicht in der Absicht dieser Charakteristik, die nur ein Bild vom Wesen des berühmten Rectors des Jahres 1895 an der wiener Universität geben wollte.

Moritz Necker.

Neue Goethe-Schriften.

1. Goethe's Stammbäume von H. Düntzer. Gotha, F. A. Perthes. 1894. Gr. 8. 3 M.
2. Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte von Michael Bernays. I. Zur neuern Literaturgeschichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1895. Gr. 8. 9 M.
3. Goethe in Sturm und Drang von Richard Weißenfels. Zwei Bände. I. Halle, Max Niemeyer. 1894. Gr. 8. 10 M.
4. Goethe's „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden" von Hermann Baumgart. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 2 M.
5. Goethe's Religion. Eine Studie von Adolf Wilhelm Ernst. Hamburg, Verlag von C. Kloß. 1895. 8. 1 M.
6. Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans-Sachs-Feier in Weimar. Von Bernhard Suphan. Weimar, H. Böhlau. 1895. Gr. 8. 1 M.

Immer wieder bietet der Altmeister der Goethe-Forschung H. Düntzer neue Gaben aus dem reichen Schatze seines Wissens. Diesmal spendet er uns ein sehr verdienstliches Werk, eine sorgsam bearbeitete genealogische Darstellung der Vorfahren Goethe's (Nr. 1). Nachdem er in einer Reihe von Aufsätzen im Jahre 1888 eine umfassende Studie über das Geschlecht Textor veröffentlicht hatte, hat er nun dem Geschlecht Goethe dieselbe Sorgfalt und Forschung angedeihen lassen. Beide Aufsätze zusammen bilden den Inhalt des vorliegenden Buches: „Goethe's Stammbäume". Nachdem er die Etymologie des Namens berührt — er hält an der Erklärung Göte = Taufpathe fest — und die Schreibung „Goethe" als die richtige schon beim Großvater Friedrich Georg, bei Frau Rath, die sich Goethein nannte und bei dem Knaben Wolfgang in seinen Schönschriften von 1757 nachgewiesen hat, behandelt er eingehend die Geschichte des Geschlechts, von Hans Christian Goethe, der 1656 Schneidermeister in Artern wurde, bis zum Tode Johannes Kaspar Goethe's, des Vaters des Dichters im Jahre 1782. Besonders ausführlich und liebevoll ist die Schilderung des Großvaters Wolfgang's, des Schneidermeisters und spätern Gastwirths Johann Friedrich, der uns als ein sehr gediegener, strebsamer und thatkräftiger Mann entgegentritt und ebenso des Vaters des Dichters, dessen viele vortreffliche Eigenschaften von Düntzer mit Recht gegenüber der oft beliebten Misachtung dieses Ehrenmannes hervorgehoben werden. Der erste Theil, „Die Familie Textor", ist, wie schon gesagt, bereits früher in den „Grenzboten" gedruckt worden; er bildet den Grundstock für alle Forschungen auf diesem Gebiete. Ein sehr brauchbares Register orientirt schnell und ausgiebig über die verwandten Familien, der Melbeer, Schuler, Starck, Schlosser und Nicolovius.

Ein anderer Veteran unter den Goetheforschern, einer der führenden Geister, Michael Bernays, hat die erfreuliche Absicht kundgegeben, seine kleinern Schriften zu sammeln und herauszugeben. Von den versprochenen drei Bänden ist der erste, Erich Schmidt gewidmete Band „Zur neuern Literaturgeschichte" (Nr. 2) soeben erschienen. Er besteht aus zwei schon früher gedruckten Aufsätzen, von denen der eine darlegen will, wie der Text des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe allmählich gereinigt und vervollständigt worden ist, der andere über die Briefe Schiller's, insbesondere die an Dalberg handelt und die Nothwendigkeit einer Gesammtausgabe der Briefe Schiller's, wie sie jetzt von Jonas begonnen ist, auseinandersetzt. Die zwei bisher ungedruckten Arbeiten nennen sich sehr bescheiden: „Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe". Darunter verbirgt sich eine erschöpfende Darstellung der Beziehungen Goethe's zu Walter Scott und den Engländern überhaupt. Das Interesse Goethe's an Walter Scott datirt von dem Erscheinen seines Werkes über Napoleon. Von da ab steigert sich die Neigung bald zu offener Bewunderung für „den wundervollsten Schriftsteller des Tages". Walter Scott dagegen ist, auch abgesehen von einer Jugendsünde, einer schlechten Uebersetzung des „Götz", trotz aller Anerkennung und Verehrung zu einem wahren Verständniß der Größe Goethe's nicht vorgeschritten. „Zur Zeit, wo Goethe und Scott aus dem Leben schieden", sagt Bernays, „besaß England nur einen Mann, der zur vollen Erkenntniß Goethe's vorgedrungen. Es war Thomas Carlyle. Auf dem Wege, der ihn zu dieser umfassenden und erschöpfenden Erkenntniß führte, sind ihm, auch außerhalb Englands, bisher nur wenige mit selbstän-

diger Einsicht gefolgt, wenige selbst unter denen, die sich mit dem läppischen Namen der Goethe-Kenner, Goethe-Forscher oder Goethe-Verehrer belegen und belegen lassen." Der zweite Aufsatz gibt in etwa zweihundertsechzig Seiten eine erschöpfende Darstellung seines Themas: „Der französische und der deutsche Mahomet." Eine Darstellung der dramatischen Thätigkeit Voltaire's und insbesondere des Mahomet, Goethe's Verbesserungen und Veränderungen und seine Stellung zu dem Commentar La Harpe's, die Entstehung der Goethe'schen Uebersetzung unter dem Drängen Karl August's, Schiller's Antheil an der Arbeit, eingehende Erörterungen über die Sprache der französischen Tragödie u. a. m., das sind einige der Kapitel aus dem reichen, fast überreichen Inhalt. Man wird vielleicht mit Bernays darüber rechten können, ob der Weg seiner Untersuchungen nicht hin und wieder allzu umständlich dargelegt ist, auf jeden Fall wird man den Reichthum der Gedanken, die umfassende Kenntniß und die großartige Beherrschung der modernen Literaturen anerkennen müssen.

Ein Werk, das sich an die eingeweihten Kreise der Goethe-Gemeinde und an die Goethe-Forscher wendet, ist das Buch von Richard Weißenfels „Goethe in Sturm und Drang" (Nr. 3), das der Absicht entsprungen ist, „das Wichtigste von dem, was in den letzten Jahrzehnten über den jungen Goethe und den Sturm und Drang in Zeitschriften, Sammlungen und Aufsätzen, Einleitungen zu Ausgaben, Monographien zerstreut liegt, zusammenzufassen". Für die Goethe-Forschung ist diese zusammenfassende Arbeit sehr werthvoll, da die große Rührigkeit der Goethe-Forscher gerade auf diesem Gebiete eine Beherrschung der gesammten Literatur den Einzelnen fast unmöglich macht, auch ist das Bild der Goethe'schen Entwickelung, das Weißenfels auf Grund genauester Kenntniß und eingehender Studien entwirft, zutreffend und anschaulich. Wir haben daran eigentlich nur auszusetzen, daß bei dem Bestreben des Verfassers, das als bekannt vorausgesetzte äußere Leben Goethe's aus der Betrachtung auszuscheiden, die Einflüsse dieses äußern Lebens, z. B. der Stadt Leipzig und ihrer Einwohner auf die innere Entwickelung Goethe's zu kurz weggekommen sind. Aber das lag wol außerhalb des Themas. Die Absicht des Verfassers, die zugleich erklärt, weshalb Weißenfels trotz seines Titels: „Goethe in Sturm und Drang" mit dem Knaben Goethe in Frankfurt beginnt, geht dahin nachzuweisen, daß Goethe's Sturm und Drang nicht durch Herder angeregt und veranlaßt, sondern von ihm zum Durchbruch gebracht und vollendet worden ist. Weißenfels sucht deshalb Tendenzen von Sturm und Drang in Goethe's Frankfurts und Leipzigs Leben nachzuweisen. Es scheint uns das weniger wichtig und bedeutsam. Daß die Tendenzen von Sturm und Drang nicht urplötzlich auf die Welt gekommen und daß die Hauptideen, Rückkehr zur Natur und die Freiheitstendenz, längst vor Herder ausgesprochen worden sind, das hat ja niemand geleugnet, die Hauptsache ist doch, daß diese Ideen durch Herder in Goethe lebendig und fruchtbar wurden. Und wie das geschieht, wird gerade durch die vortreffliche kenntnißreiche und umfassende Darstellung des Goethe'schen Verhältnisses zu Herder in Straßburg am besten klar. Eine nicht weniger dankbare Arbeit ist das große Kapitel über den „Götz", das die Tendenz von Sturm und Drang — Individualismus, Freiheitstendenz, nationale Tendenz, das Geniale, Gefühlvolle, der Gefühls- und Kraftstil — in diesem Drama nachweist, den Spuren des Selbsterlebten und der literarischen Einflüsse genau folgt und die Umarbeitung sehr richtig auf die zwei Haupttendenzen, Mäßigung der leidenschaftlichen Geniestimmung und Streben nach größerer Naturwahrheit, zurückführt.

Der Hauptwerth der kleinen Schrift: „Goethe's Geheimnisse" und „Goethe's indische Legenden" von Hermann Baumgart (Nr. 4) ist aus dem Titel nicht sogleich ersichtlich. Er besteht in dem schönen und überzeugend geführten Nachweis der Einheitlichkeit der religiösen Anschauungen Goethe's. Dieses Thema ist in der letzten Zeit wiederholt behandelt worden. Auch Filtsch, der zuletzt die religiöse Stellung Goethe's umfassend behandelt hat, nimmt in der letzten Lebensepoche Goethe's „eine deutliche Hinneigung zum Theismus, eine immer entschiedenere Annäherung an das Christenthum" an. Wir hatten schon auf das Bedenkliche dieser Meinung in unserer Besprechung des Filtsch'schen Buches in Nr. 15 d. Bl. f. 1894 hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß die Schwierigkeit der Behandlung dieses Themas hauptsächlich in unserer Unkenntniß darüber liege, welche von den zahlreichen, jetzt in Th. Vogel's Büchlein so bequem vereinigten Aussprüchen Goethe's augenblicklicher Stimmung entsprungen sind und welche seine wahre Meinung wiedergeben. Mit Recht hält Baumgart die Aussprüche für maßgebend, die sich gleichbleibend in den verschiedenen Lebenslagen und Lebensphasen Goethe's wiederholen. Dazu gehört die Ablehnung eines jeden religiösen Dogmas und jeder Richtung, die die Wahrheit über Gott und die übernatürliche Welt für sich allein zu haben glaubt, und daneben eine tiefe, ehrfurchtsvolle und fromme Verehrung Gottes (ohne Vermittelung der Kirche) und der Lehre Christi, wie sie die Evangelien und das Urchristenthum darstellten. Einst hatte Goethe sich einen Heiden und decidirten Nichtchristen genannt, zwei Jahre vor seinem Tode bezeichnete er sich als „vielleicht den einzigen Christen, der so wäre, wie Christus ihn haben wollte", und beide Aussprüche wollen dasselbe sagen. „Wir werden", so sprach er sich kurz vor seinem Tode aus, „alle nach und nach aus einem Christenthum des Worts und des Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen." Das Christenthum der werkthätigen Liebe war Goethe's wahre Religion. Und auch hierüber finden wir bei dem Manne und dem hochbetagten Greise dieselbe Meinung mit fast eben denselben Worten ausgesprochen. In einem Briefe an Herder vom 20. Februar 1786 lesen wir: „Ich empfehle euch das Testament Jo-

hannis aber- und abermal, dessen Inhalt Moses und die Propheten Evangelisten und Apostel begreift: Kindlein liebt euch," und im Jahre 1828 weiß er Carlyle keinen bessern Neujahrsgruß zu senden, „als ihm das Testament Johannis als das seinige auszusprechen und ihm als den Inhalt aller Weisheit einzuschärfen: Kindlein liebt euch." Dieser Nachweis fehlt sonderbarer Weise bei Baumgart. Was dies alles mit den „Geheimnissen" zu thun hat, das wird unsern Lesern nicht verborgen geblieben sein. Sind die „Geheimnisse" doch das einzige große religiöse Gedicht Goethe's und somit eine höchst bedeutsame Quelle für die Erkenntniß der religiösen Anschauung des Dichters. Daß diese aus der Mitte der achtziger Jahre für Frau von Stein begonnene, nie zu Ende geführte Dichtung der Erklärung große Schwierigkeiten bereitet, die auch Goethe's für „eine Gesellschaft studirender Jünglinge in Königsberg" geschriebenen Erläuterungen vom Jahre 1816 nicht völlig hinweggeräumt haben, ist allgemein bekannt. Baumgart's geistreiche und tiefeindringende, uns schon aus seinem Faustbuche wohl bekannte Kunst der Interpretation kommt zu folgendem Ergebniß:

Der Glaube an die geschichtliche Realität der christlichen Symbole ist selbst in dem engen Kreise, wo sie die reinste, geläuterte Auffassung finden, im Schwinden begriffen. Unvergänglich aber bleibt die Realität des Gehaltes, dem sie entsprangen. Der Vorgang bedeutet keine Revolution; die Neubildung bedarf nicht des durchgreifenden Auftretens eines Reformators, sondern in stiller organischer Wandlung macht die Summe religiösen Anschauens, Fühlens und Denkens, die, ein Product der gesammten menschlichen Entwickelung, in der reinen Lehre Jesu enthalten ist, in ihrer einfachen Gestalt an Stelle der geheimnißvoll symbolischen unmittelbar sich geltend, durch ihre innere Hoheit des Führeramtes für immer sicher. Eine Religion also ohne Geheimniß? Schwerlich, oder vielmehr sicherlich nicht, war das Goethe's Meinung. Die „Geheimnisse" schwinden, aber das Geheimniß bleibt. Das große Geheimniß der Natur und das größere Geheimniß des Geistes, die beide doch nur ein verschieden gefaßter Ausdruck sind für das eine größte Geheimniß, daß das Unbegreifliche uns Gewißheit ist.

Weniger deutlich scheint auf den ersten Blick der Zusammenhang der „Indischen Legenden", d. h. der Gedichte „Der Gott und die Bajadere" und „Paria", mit dem von uns dargelegten Hauptthema Baumgart's. Wir müssen uns, indem wir unsere Leser auf die höchst interessanten und bedeutenden Ausführungen Baumgart's selbst verweisen, damit begnügen, das Ergebniß mitzutheilen:

In einer eigenthümlichen Fassung entwickelt also die Parialegende den christlichen Erlösungsgedanken unmittelbar aus dem Wesen der Menschheit selbst: aus der Fähigkeit des Menschen, das „Göttliche" in sich selbst nicht nur zu ahnen, sondern es in sich selbst zu finden und aus sich heraus zu üben, und aus seiner Unfähigkeit, es in sich rein zu erhalten, aus seiner Gottähnlichkeit und aus seiner Sündhaftigkeit. Aus der untrennbaren Vermischung beider Naturen in ihm entsteht das räthselhafte Schicksal, das ihm die Gottheit bestimmt hat, das deshalb in alle Zeit hinaus, je nachdem es angeschaut und empfunden wird, bald zum glühenden Optimismus stimmen und begeisterte Theodiceen erwecken wird, bald auch die wilden Anklagen des verzweifelten Pessimismus. Die philosophischen Systeme werden den letzten, tiefsten Grund des Schicksalsräthsels niemals erhellen; ein ewiges Geheimniß wird die immer erneute Frage bleiben, warum die Gottheit die ungeheuere Last des Jammers und des Verbrechens über die Menschheit verhängt hat. Es ist vergebene Mühe, dem Unerforschlichen nachzusinnen. Es bleibt dem Menschen nur, das über sein Verstehen und Begreifen Gehende hinzunehmen, aber mit dem Troste, mit dem seine Religion ihm das Räthsel der Wirklichkeit überliefert, in geheimnißvoller Form das Unerkennbare seinem Anschauen und Fühlen enthüllend: mit der tröstlichen Gewißheit, daß der allmächtig das Weltganze ordnende Wille den Fehlern, die er dem Wesen des Menschen eingepflanzt hat, auch die Kraft zuversichtlichen Vertrauens gesellte, daß er selbst die auferlegte Last ihm abnehmen will.

Die Gewähr dafür stellt die Parialegende in ihrem eigenartigen und gerade durch seine Einfachheit so tief bewegenden Symbole dar! Die aus dem Haupte der Brahmanin und dem Leibe der Pariafrau erschaffene dämonische Riesengottheit, die Brahma so gewollt hat, das Bild des Menschheitswesens, das die Gottheit so geschaffen hat, tritt selbst vor Brahma hin als Anwalt des jammerbelasteten Menschen; in seinem Leiden liegt der Anspruch seiner Rechtfertigung. Diese Vermittlerin verkündet ihm, daß das göttliche Erbarmen um sein Leiden die tausend Augen und die tausend Ohren Brahma's öffnet für alle, die sich bittend zu ihm wenden. Und ihre Fürsprache bei Brahma ist wieder nichts anderes als der typische Ausdruck für das thatsächliche Verhalten des Menschen, wenn er unter dem Drucke des Schicksals den Ruf an die Gottheit richtet; das kurze Wort des Dichters umfaßt hier die ganze Scala von der leise dringenden Bitte bis zum Aufschrei der Verzweiflung.

Dieser tiefen und gehaltvollen Schrift gegenüber will der kleine gutgemeinte Vortrag von A. W. Ernst (Nr. 5) nicht viel bedeuten. Er stützt sich in der Hauptsache auf Filtsch's größeres obengenanntes Werk und bringt dazu eine Reihe Citate aus Goethe's Dichtungen. Bei beiden findet sich die Stelle über Goethe's Verhältniß zu Christus aus dem Gespräch mit Eckermann 11. März 1832, „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! u. s. w.", unvollständig citirt. Aber die folgenden Worte, in denen Goethe von der Sonne dasselbe sagt, sind zum Verständniß ganz nothwendig.

Die Gesinnung, die Ernst verräth, ist durchaus anerkennenswerth. Ohne Vorurtheil und Tendenz sucht er der Wahrheit nahe zu kommen. Höchst auffallend war mir der Satz (S. 48): „Goethe's Bild würde der Nachwelt in reinerm Glanze erstrahlen, wenn er manche dunkle und verdunkelnde That aus seinem Leben hätte löschen, ungeschehen machen können." Ich glaube, in Goethe's Leben ziemlich bewandert zu sein, außer der verspäteten Einsegnung seiner Ehe wüßte ich aber nichts Anstößiges zu nennen. Aber der Verfasser meint es gar nicht so schlimm. Denn er fährt fort: „Ich erinnere nur an sein Verhältniß mit Friederiken." Nun ist aber bekanntlich aus der sesenheimer Klatschgeschichte, wenn irgendeiner, Goethe völlig rein hervorgegangen; so kann also W. Ernst nur das Vergehen (!) Goethe's gemeint haben, daß er bei Friederiken Hoffnungen rege gemacht hat, die zu erfüllen ihm schon sein Vater niemals gestattet hätte. Und das nennt Ernst eine dunkle That und setzt diese

gleich in die Mehrzahl. Manchmal schaden die Freunde mehr als die Feinde.

Mit welcher Leichtfertigkeit auch in ernsthaft gemeinten Büchern ganz unbegründete Anklagen gegen Goethe's Charakter ausgesprochen werden, beweist unter anderm Folgendes. In dem umfangreichen Buche von G. Portig: „Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe" (Hamburg, Leopold Voß, 1894) wird auf S. 137 ein Brief Körner's an Schiller vom 1. December 1797 citirt, nach dem Goethe ein Mädchen von Rom bis nach der Schweiz mitgenommen habe u. s. w. Wenn man die Stelle in dem Briefwechsel zwischen Körner und Schiller (herausgegeben von K. Goedeke, Leipzig 1874), Band II, S. 276 nachschlägt, findet man, daß in dem Briefe Körner's an der genannten Stelle gar nicht von Goethe, sondern von dem preußischen Gesandten Grafen Geßler in Dresden die Rede ist; vgl. darüber Harnack in dem jüngsten Hefte der „Zeitschrift für deutsches Alterthum".

Unter den vielen Gaben zur vorjährigen Hans-Sachs-Feier nimmt die Schrift Bernhard Suphan's (Nr. 6) eine hervorragende Stellung ein; es ist ein prächtiges und köstliches Büchlein, seine Lektüre ein herzerquickender Genuß. Der Verfasser hat die schwere Kunst verstanden, über seinen Helden zugleich im Tone und der Art seines Helden zu schreiben. Geistreich und doch naiv, in treuem Ernst und doch voll goldigen Humors weiß er in dem Leser eben jene Stimmung zu erregen, die Hans Sachsens Dichtungen in uns hervorrufen. Warum wir diese Schrift hier und nicht in dem Bericht über die Hans Sachs-Schriften neuester Zeit einreihen, werden unsere Leser fragen. Weil das Thema, das sich durch den Vortrag des Directors des Goethe-Archivs hindurchzieht, lautet: Hans Sachs und Goethe. Und nicht nur von Goethe's Vorliebe für den prächtigen Menschen und Dichter, nicht blos von seinem Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung", durch das Goethe mehr für Hans Sachs gethan habe, als alle Hans-Sachs-Forscher zusammen, ist hier die Rede, der Grundstock des Vortrags, dem sich alles andere angliedert, ist eine feinsinnige und geistreiche Parallele beider Dichter. Eine Stelle daraus mag unsere Leser zur Lektüre des nun gedruckten Vortrags, der von dem Wieland'schen Aufsatz aus dem Aprilheft des „Merkur" von 1776 und einem Bericht Ruland's über die vorjährige Hans-Sachs-Ausstellung in Weimar umrahmt wird, anregen:

. . . Gesunde Frohnaturen sind sie denn auch beide, diese Söhne des fröhlichen sonnigen Frankenlandes. Mit erschlossenen frischen Sinnen nehmen sie alles Schöne auf, und so ist ihnen, wie den ersten Menschen, die Welt ein Garten Gottes. Auch haben sie gewißlich, einer wie der andere, dem Schönen gehuldigt, in dem Sinne, wie Goethe es meint, wenn er scherzend seinen Stammbaum aufstellt: „Urahnherr war der Schönsten hold", und wie es der Wirth Zum goldenen Löwen meint, der

Immer die Schönste zum Tanze geführt und endlich die Schönste
In sein Haus als Frau sich geholt — das Mütterchen war es.

Ja diese Freude am Schönen hat sie jung erhalten, und sie hat noch geglüht in Zeiten, wo sie bei gewöhnlichen Menschen längst in der grauen Asche liegt. So sehen wir sie denn auch beide erleben, was die Natur in manchem Jahre milde und gütig zeigt: das Herbstwunder.

Wenn die Blätter sich schon verfärben und die Felder in Stoppeln stehen, da geschieht es wol, daß ein Fruchtbaum, der so recht unterm Schauer stand, sich noch einmal mit weißer, röthlicher Blüte deckt — daß an sonniger Bergeshalde die rothen süßen Beeren noch einmal reifen. . . . Goethe hat das letzte mal geliebt, mit tiefer, schwer verhaltener Leidenschaft, als er dreiundsiebzig Jahr alt war — Hans Sachs in seinem sechsundsechzigsten Jahre. Ulrike von Levetzow, Barbara Harscherin waren junge Mädchen, noch mit aller kindlichen Lieblichkeit geschmückt. Und wie hätten sie nicht die Lieblichsten lieben sollen? Ist doch auch Gretel, ihr Herzgespiel, ist doch die echte Poesie immer jung und immer schön!

So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt —

läßt der junge Goethe die Muse zu seinem Hans Sachs sprechen. Hans Sachs hat sein Bärbel, deren minnigliche Erscheinung er mit der Naivetät eines Menschen aus der alten Welt und mit dem Entzücken eines jugendlichen Bräutigams beschreibt, als sein zweites Ehegemahl in sein Haus geführt: „Die heißt nun Barbara Sächsin!" jubelt er; und Goethe, das wissen wir jetzt genau, hat die liebliche Ulrike wirklich heirathen wollen; und der harte Kampf, in dem er sich von dem geliebten Wesen (das selber kaum etwas von seiner tiefern Leidenschaft geahnt hat) losriß — dieser Kampf hat ihm fast das Leben gekostet. Das ergreifende Wort: Scheiden ist der Tod, das heißt, jedes Scheiden ist eine Vorbedeutung des letzten Abschiedes, dies steht in dem Gedichte, das uns wie ein krystallen Glas die Geschichte dieses letzten Liebens und Leidens aufbewahrt; in der marienbader Elegie.

Karl Heinemann.

Dramatische Werke.

1. Des Sonnenreiches Untergang. Ein Culturdrama in fünf Aufzügen. Von Wolfgang Kirchbach. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Das eigenartige Drama Kirchbach's hat zum Stoff die Eroberung des Sonnenreiches von Peru durch Pizarro und seine spanischen Abenteurer. Das Land erfreut sich einer hohen, uralten Cultur; über die Gebirge führen Kunststraßen, der Bergbau blüht und Ackerbau und Industrie befinden sich auf einer höhern Stufe als in Spanien. In ungeheuern Mengen ist das Gold vorhanden, aber die Kinder des Sonnenreiches kennen seinen Werth nicht; es dient nur zum Zierath des Lebens, denn das ganze Land ist in communistischer Weise unter alle Bewohner gleichmäßig vertheilt und im höhern Alter wird jeder ohne Unterschied auf Staatsunkosten ernährt. Mit frommem Sinne dienen alle Einwohner dem Sonnengott

und dem Inka, seinem Stellvertreter auf Erden. Aber wenn der Erwerbsinn den Peruanern auch fremd ist, der Ehrgeiz und die Herrschsucht brechen ungestüm aus ihrer Brust hervor. Atahuallpa hat seinen Bruder Huascar unrechtmäßiger Weise vom Throne verdrängt und alle seine Verwandten getödtet. Wie eine Schar von Rächern des Entthronten nahen die Spanier unter Pizarro. Sie haben kein Auge für die eigenartige Cultur Perus, kein Gefühl der Menschlichkeit und Ehrfurcht in ihrer Brust, ihr einziges Streben geht auf Gold und nur auf Gold, todt oder reich ist ihre Losung. Das Drama zeigt nun, wie diese rasend gesteigerte Gewinnsucht das peruanische Volksgemeinwesen sammt seiner hochentwickelten Cultur zu Grunde richtet. Durch Hinterlist und Verrath wird der Inka von Pizarro gefangen genommen und ein Blutbad unter den wehrlosen Leuten angerichtet. Der Herrscher verspricht, sich zu lösen, indem er einen Saal mit Gold anfüllen will. Aber der entthronte Huascar bietet den Spaniern einen noch viel größern, nur ihm bekannten Schatz an, wenn sie den Inka nicht freilassen. Pizarro hört auf beide, um einen wie den andern zu betrügen, und als der Inka den Huascar heimlicher Weise beseitigt, damit dessen Schätze den Eroberer nicht günstig stimmen, läßt Pizarro gegen den Vertrag Atahuallpa in den Kerker werfen und ihm in einem Gaukelspiel der Gerechtigkeit den Proceß machen. Inzwischen haben sich die Bande der Sitte und Ordnung gelöst. Eine andere Schar von Abenteurern unter Almagro setzt eine neue gewaltsame Theilung der Beute durch. Die Frauen der Peruaner werden wie Vieh unter die Eroberer vertheilt. Die Preise für alle Waaren aus Europa steigen ungeheuer, da das Gold so billig wie Stroh ist. Mit einem Vermögen wird ein Pferd bezahlt. Die Leute, die in Spanien Gaukler, Schweinehirten und Diebe waren, leben nur ihrer Habsucht und Genußgier. Seit Pizarro selbst dem Inka den Vertrag gebrochen, geht alles drunter und drüber; die Tempel werden geplündert, der Inka zum Feuertod verurtheilt, die Kunstwerke zerstört und selbst die Leichen beraubt. Da faßt auch Pizarro Entsetzen und er möchte unschuldig sein an der Verrücktheit, die das schnöde Gold verursacht hat. Das Sonnenreich geht unter, aber der Reichthum zermalmt die Sieger. Ein Culturdrama hat Kirchbach sein Werk in doppeltem Sinne genannt. Es gibt zunächst eine Darstellung des peruanischen Lebens und der hochentwickelten Cultur eines friedfertigen Volkes, das ohne Kenntniß vom Werthe des Goldes glücklich und zufrieden dahinlebt. Daneben will das Drama zeigen, wie dieselben Lebensbedingungen, die vor dreihundert Jahren das Sonnenreich vernichteten, auch in unserer kapitalistischen Zeit thätig sind und zu neuen Gestaltungen der Cultur ungestüm drängen. Nicht das erste mal ist es, daß Kirchbach in vereinfachten Gleichnissen des Lebens durch eine Dichtung zugleich erfreuen und warnen will. Durch seine Werke geht ein gedankenschwerer, symbolischer Zug. In ihnen mischen sich romantische und realistische Momente, die allerdings nur selten so ausgeglichen sind, wie in dem vorliegenden Drama, das unter Kirchbach's Werken eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Sprache ist voll Adel und Reinheit. Dem peruanischen Alterthum ist durch die menschlich wahre und dichterisch verklärte Darstellung alles Fremdartige und Absonderliche genommen; die Idee kommt ungetrübt zur Geltung, aber sie belastet nicht das Drama in einseitiger Weise, vielmehr vermag es in jeder Hinsicht zu fesseln und dichterisch anzuregen.

2. Die Kugel. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Max Nordau. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1895. 8. 2 M.

Es gab eine Zeit, in der Nordau eine Gefahr für unser Volksleben zu werden drohte. Mit seinem banalen, dreisten Aufkläricht schien er in den achtziger Jahren zu einer Macht in Deutschland werden zu wollen. Seine grundsätzliche Verneinung gefiel; die journalistische Fertigkeit sah man als anmuthige Umkleidung tiefen Gedankeninhaltes an und ließ sich von der in alles hineinsprechenden aber herzlich unbedeutenden Sensationslust packen. So viele Federn auch lange in Bewegung waren, diese ärmliche Geistesspeise dem Volke zu vermitteln, so still ist es jetzt geworden um Max Nordau, der eigentlich Südfeld heißt. Auf ihn schwören nur noch bildungsbedürftige, aber irregeleitete Handlungsbeflissene, Haarkräusler, materialistisch angehauchte Primaner, Studenten und die „Freigeister" in der Provinz. Die etwas reicher und tiefer gebildeten Leute sind bedenklich irre geworden an der Weisheit Nordau's, von der sie nur als Zeiterscheinung noch Kenntniß nehmen. In seiner ganzen Anmaßung und Oberflächlichkeit hat sich Nordau dankenswerther Weise selbst enthüllt, als er vor kurzem sein Werk über die „Entartung" herausgab. Seitdem sind auch überzeugte Anhänger mit Max Nordau fertig. Wem mag er wol als ein entwickelungsfähiger, dramatischer Dichter gegolten haben? Vermuthlich sich selbst, da er das zweite Drama innerhalb kurzer Zeit veröffentlicht hat. Nun ist Nordau durch und durch Journalist mit allen Arten und Unarten eines solchen; von dichterischer Gestaltungskraft wohnt ihm nicht das Geringste bei: seine Prosa ist gewöhnliches Zeitungsdeutsch, er vermag niemals das Leben vorzutäuschen und in der Führung eines Actes, zu schweigen von der dramatischen Widerspiegelung eines Menschenschicksals, zeigt sich Nordau unfähig und armselig. Das Drama „Die Kugel" trägt deutlich das geistige Gepräge des Verfassers an sich. Unter der Kugel versteht das Stück die Schmach niederer Herkunft, hier durch eine alte, ungebildete Mutter verkörpert, die dem ehrgeizigen Sohne im Wege ist, als er, ein erfolgreicher Rechtsanwalt, sich mit einer Dame aus der guten Gesellschaft verheirathen will. Schließlich ist aber die alte Mutter die Retterin des Sohnes, als dieser ein Verbrecher geworden und durch Eitelkeit, Narrheit und Dieberei in eine Lage

gekommen ist, wo eigentlich die Pistole den einzigen Ausweg bedeutet. Da steht der feige Hallunke von Sohn stumm da, während die alte Frau für ihn das Wort führt. Im Darwin'schen Sinne wäre es für die menschliche Rasse viel besser, wenn die Alte den Mund gehalten und der Sohn in das Zuchthaus gekommen wäre oder sich selbst getödtet hätte. Dann wäre allerdings das Stück Nordau's nicht möglich gewesen; aber im dichterischen Sinne wäre auch das eher ein Vortheil als ein Schade gewesen. Journalistenstücke haben nur dann eine Daseinsberechtigung, wenn sie in gewandter Weise eine moderne Frage in neuer Beleuchtung zeigen. Nordau dagegen ist plump und dreist, ein Problem der Kindesliebe gegen brave Aeltern gibt es nur für Ehrlose und die Art seiner Behandlung ist herkömmlich und ohne Reiz. Daß Nordau keine Herzenstöne anschlagen kann, unterliegt einem Zweifel überhaupt nicht; aber wenn man auf die Verstandsthätigkeit zur Entschädigung hingewiesen würde, so müßte man antworten, daß bei dem Stücke Nordau's der Verstand ebenso leer ausgeht wie das Gemüth.

3. Warbeck. Tragödie in vier Acten und einem Vorspiel. Von Gustav Wenng. Bremen, Karl Behrens. 1895. 8. 2 M.

Das Drama „Warbeck“ von Gustav Wenng ist eine fleißige und sorgfältige Arbeit, ohne besondere Vorzüge oder Schwächen. Der Verfasser läßt Warbeck als echten York auftreten und bringt sich dadurch um die Verwirrung des Gefühles in der Brust des Helden, als er erkennt, daß er ein Spielzeug in der Hand ränkevoller Personen ist. Allerdings gewinnt das Drama damit an Klarheit, was es an dichterischem Reichthum einbüßt. An keiner Stelle versteht der Verfasser fortzureißen, er gleicht einem ruhigen und gebildeten Erzähler, den man achtungsvoller Weise anhört, aber dessen Geschichte man bald vergessen hat, da ihr das Charakteristische und Bedeutende fehlt.

4. Aus Mitleid. Familiendrama in fünf Acten. Von Gustav Wenng. Bremen, Karl Behrens. 1895. 8. 1 M. 80 Pf.

Junge Talente werden meistens mit einem historischen Stücke besser fertig, als mit einem aus der modernen Gesellschaft. So hat auch Wenng in seinem „Warbeck“ manche Vorzüge gezeigt, die dem Drama „Aus Mitleid“ fehlen. Aus Mitleid heirathet ein junger Architekt eine Näherin, die bedeutend älter als er ist. Die Ehe wird unglücklich, der Gatte lernt eine junge, reiche Witwe kennen, die ihn liebt. Unentschieden schwankt er lange hin und her; als er aber einen Entschluß gefaßt hat, verweigert die Frau die Scheidung und tödtet den treulosen Gatten und dessen Geliebte. Der Verfasser hat sich damit einen quälenden Stoff von der Seele schreiben wollen. Ein viel höheres Verdienst als dieses subjective eignet dem Drama nicht.

5. Die Frau Majorin. Drama in vier Aufzügen nach dem Russischen des Spazinsky für die deutsche Bühne bearbeitet. Von Heinrich Stümcke. Berlin, Ed. Rentzel. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

In einer Einleitung gibt Heinrich Stümcke, der bereits mehrere Studien über moderne Dichter veröffentlicht hat und als Herausgeber der „Neuen literarischen Blätter“ thätig ist, einige Nachrichten über den in Deutschland bisher noch unbekannten russischen Dramatiker Spazinsky, dessen Gebiet das Gesellschafts- und Tendenzstück ist. Mit dem vorliegenden Drama „Die Frau Majorin“ hat Spazinsky in Rußland seinen größten Erfolg errungen. In Deutschland ist ein ähnlicher Erfolg mit dem Drama nicht zu erhoffen. Der charakteristische Ausdruck und der poetische Kern des Stückes vermögen die abweichenden Sitten und fremdartigen Ausdrucksweisen des Gefühls nicht aufzuwiegen. Man kann mit den Augen eines studirenden Literaturfreundes russische Werke von Dichtern dritten Ranges als sehr werthvoll beurtheilen, aber sie vom Standpunkt des deutschen Schriftthums gleichgültig finden. Dies ist bei dem von Stümcke mit Sorgfalt und Geschmack übersetzten Drama Spazinsky's der Fall. Auch vom Standpunkt des Theatralikers wird man nicht anders urtheilen, obschon sich Stümcke von der Rolle der herzlos kalten Kokette Fenja große Wirkungen auf der Bühne verspricht. Es steht zu fürchten, daß er sich in dieser Hoffnung täuscht. Eine eigennützige Kokette, die sich immer nur von einer Seite zeigt, ohne jemals in heißer Leidenschaft aufzuwallen, wird niemals Virtuosinnen der Bühne reizen. Abgesehen davon gibt es auch in der russischen Literatur Glanzrollen, gegen welche die Rolle der Fenja verbleicht, wie in dem Drama „Tatiana Repina“ von Alexey Suworin die Rolle der Titelheldin.

6. Festspiel zu Ehren des achtzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck. Von Friedrich Algardi. Mannheim, Hofbuchdruckerei Max Hahn u. Comp. 1895. 8.

7. Neue Sonette, worunter Bismarcktrilogie. Von Carl Neuleaux. Mit einer Illustration. München, Max Kellerer. 1895. 8. 2 M.

Nach langer Zeit verdrossener Gleichgültigkeit oder mühsam versteckten Grolles haben wir in diesem Jahre den Bismarcktag erlebt. Das war ein Erwachen des nationalen Stolzes, ein beispiellos freudiger und heiliger Jubeltag, der uns beschert war. Und da wir ihn noch hell in der Erinnerung haben, so wollen wir im einzelnen die misrathenen, halb lächerlichen, halb unbedeutenden Ergüsse nicht näher untersuchen, die diesen Tag verherrlichen wollten. Auch schlechte Musikanten können gute Patrioten sein. Das sei ihre Entschuldigung. Wenn sie ein andermal bei minder feierlicher Gelegenheit aufspielen, wollen wir ihren Ton und Weise genauer prüfen.

8. Graf Anton Günther oder Tilly in Oldenburg. Ein historisches Schauspiel in vier Aufzügen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von Georg Ruseler. Varel a. der Jade, J. W. Acquistapace. 1895. 8. 1 M.

Ein Gelegenheitswerk Ruseler's, das dem Andenken des großen oldenburgischen Grafen Anton Günther gewidmet ist, der es allein von allen deutschen Fürsten ver-

stand, sein Land vor den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges zu bewahren. Ruseler betrachtet es lediglich als Localstück, das sich an seine Landsleute im engern Sinne wendet. Diese Selbstkritik ist in jeder Hinsicht zutreffend. Durch eine Verkettung von Zufällen und Umständen, die an die geschichtlichen Lustspiele von Scribe erinnern, wird Tilly bewogen, Oldenburg zu schonen und seinen Marsch gegen den Grafen von Mansfeld in Ostfriesland aufzugeben. Dabei zeigt sich der Graf von Oldenburg als gewandter Diplomat, allerdings im Lustspielsinne Scribe's. Das Stück erregt nur in örtlichem Sinne Interesse, aber man kann sich derartige Localstücke gefallen lassen.

Friedrich Kummer.

Berliner Geschichten.

1. Die vom Hinterhaus. Novellen von Hugo Gerlach. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 2 M.
2. Und alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen. Von Wilhelm Hegeler. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 2 M.
3. Die Goldfliege. Berliner Sittenroman von Dora Duncker. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 3 M.
4. Unbeschützt. Erzählung von Gräfin Margarete Keyserling. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 5 M.
5. Der neue Don Quixote. Roman von Arthur Zapp. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 4 M.

Mit dem Auftreten der modernen Realisten geht die Erscheinung der Localromane in der deutschen Literatur ziemlich Hand in Hand, und es ist nicht mehr als natürlich, daß die Hauptstadt des Reiches bei der Localfrage in den Vordergrund tritt. Das Bestreben der Realisten, die Natur, das Vorhandene möglichst zu copiren, hat den Erzählungen den Charakter des Ortes, wo sie spielen, schärfer aufgeprägt, und nach und nach werden die Geschichten mit jener unbestimmten Localfarbe, die man überallhin verlegen kann, immer seltener. Gleichzeitig erhält damit die Novellistik einen erhöhten culturellen Anstrich, der gewiß der Literatur nicht zum Nachtheil ist. Daß der absolute literarische Werth eines Werkes dabei immer nur nach den dichterisch-künstlerischen Eigenschaften bemessen werden muß, ist selbstverständlich. Die Franzosen haben viel früher ihren pariser, die Oesterreicher ihren wiener, die Engländer ihren londoner Roman gehabt, als wir unsern berliner, oder irgendeinen andern Localroman. Neuerdings spitzt sich nun die Novellistik gerade nach dieser Richtung hin zu. Stofflich begegnen wir allerdings immer noch einer gewissen Einseitigkeit; es werden nicht gleichmäßig alle geistigen oder socialen Sphären, sondern hauptsächlich nur die der niedern Gesellschaftsklassen geschildert, höchstens, daß sich die Verfasser noch bis zu verbummelten, genußsüchtigen Studenten oder Offizieren und ähnlichen Lebemännern versteigen. Seltener wird man das geistige Mittel der guten Gesellschaft, z. B. derjenigen Berlins dargestellt finden, während das der untern Klassen sehr wol und oft genug zu treffen ist. Das dürfte sich damit erklären lassen, daß es eine wesentlich schwerere Arbeit ist, in den soliden, für den noch nicht ausgereiften, lebensunerfahrenen Mann verschlossenen Geist und die Seele des Gebildeten einzudringen, als den offen auf der Straße liegenden, jedermann augenfälligen, grobzugänglichen sittlichen Zustand des Proletariats einfach zu photographiren. Die geistige Entwickelung der wirklich Begabten unserer Jüngsten wird sie mit der Zeit aber auch zu diesem höhern Ziele führen.

Mitten hinein in das berliner Proletariat führen die Novellen Hugo Gerlach's unter dem Titel: „Die vom Hinterhaus" (Nr. 1). „Novellen" sind diese sieben Genrebilder genannt, die eigentlich mehr den Charakter von Episoden aus der Culturgeschichte der berliner Hinterhausbewohner tragen; das eigentlich novellistische Element ist kaum vorhanden. Vielfach sind es Verbrechertypen, die der Verfasser zeichnet, oder doch Leute, deren sittliches Empfinden so wenig ausgebildet ist, daß man sie nicht eigentlich zu der menschenwürdigen Klasse zählen kann. Gerlach hat ein scharfes Auge für die Eigenarten solcher Leute, und wenn man seine Schilderungen stofflich auch wenig erbaulich finden mag, so entbehren sie doch nicht eines gewissen Interesses, zumal Gerlach offenbar bemüht ist, aus dem Geiste dieser Sphäre heraus zu schreiben und nicht lediglich eine Art literarischen Amateurphotographen zu machen. Wer sich über das Leben des kleinsten und kleinen Großstadtbürgers, wie der Berliner dafür typisch ist, unterrichten will, der wird mit den Gerlach'schen Geschichten seinen Zweck wesentlich fördern können.

Ein ähnliches Schilderungstalent zeigt Wilhelm Hegeler in seinen Aufzeichnungen eines Philologen „Und alles um die Liebe" (Nr. 2). Die Geschichte scheint aus dem Leben gegriffen; sie hat viele realistische Einzelzüge, die den Eindruck des Erlebten machen, wenn das Ganze auch etwas theatralisch ausgeschmückt ist. Hegeler hat dabei auch genügend künstlerisches Empfinden, um seine realistische Kleinmalerei nicht Selbstzweck seiner „Aufzeichnungen" sein zu lassen, an denen übrigens absolut nicht zu erkennen ist, warum sie gerade von einem Philologen sein müssen. Die Liebe — von der ist nur die Rede — kümmert sich um die Wissenschaft nicht, und warum sollte es beispielsweise nicht auch Philosophen geben, „denen der Schmuz der Phantasie fehlt, die nur das denken können, was nicht ist und niemals sein wird, aber das, was ist, sich nicht vorstellen können".

Der Held der Geschichte ist ein Mann, wie man ihn

als Typus des verbummelten Studenten kennt. Sein Studium sind die Weiber, der Tanzboden und der Alkohol. So wurde der ehemals zu großen Hoffnungen berechtigende junge Mann ein energieloser Mensch, der sich von den gewöhnlichsten sinnlichen Regungen beherrschen läßt. Zwei seiner Geliebten lernen wir kennen. Die eine ist eine junge Stickerin, die er eines unschönen Hutes und ein paar Sommersprossen wegen verließ, worauf sie ins Wasser ging; die andere ist eine Telephonistin, ein gebildetes, gesetztes Mädchen, das seinen Verführungskünsten ebenfalls unterliegt, und dann ihn und sich erschießt, als sie erfährt, daß sie sein Herz nicht allein besitzt. Die Geschichte hinterläßt den Eindruck des Häßlichen, als der Darstellung des Lebens eines Menschen, der trotz all seiner Befähigung selbst von sich sagt: „Bin ich denn nicht ebenso zwecklos, nutzlos wie der Straßendreck?“ und der stirbt mit der Kugel in der Brust und der Philosophie auf den Lippen: „Ach, wofür sind sie alle so bum-bum (!) — — diese Mädchen! — Die Liebe wäre doch so schön — —.“

Die beiden nächsten Werke — Frauenromane — haben im Stoffe etwas Aehnlichkeit. Beiden gemeinsam ist das dem Proletariat entsprungene Weib, das in Beziehung zu höher Gestellten kommt; die sich daraus ergebenden Conflicte sind ziemlich dieselben. „Die Goldfliege“ von Dora Duncker (Nr. 3) ist natürlicher und künstlerisch abgerundeter, als das Werk der Gräfin Keyserling; die Geschichte wirkt trotz ihres düstern Colorits harmonischer. Die Goldfliege, so genannt nach ihrem Haare, ist das Kind armer, anständiger Aeltern; sie arbeitet in einer Buchdruckerei, und ist das Muster eines ebenso arbeitsamen, wie ehrenhaften Mädchens. Sie „geht“ mit einem Studenten, der es gut mit ihr meint. „Dem mit den Nachttiefen des Lebens, mit dem Schmuz und Kehricht der Millionenstadt vertrauten Manne, schien dieses Kind des Volkes ein holdes Wunder, das nicht nur der heißesten Liebe, das auch der höchsten Achtung werth war.“ Misgünstige Mitarbeiterinnen und der eigene lüderliche Bruder bringen die Goldfliege in schlechten Ruf. Sie verliert ihre Stellung und findet keine neue, denn der Bruder weiß dies zu verhindern, um die Schwester einem Roué in die Hände zu spielen. Der Plan gelingt, aber das Mädchen springt in Ermangelung eines andern Auswegs, ihre Ehre zu retten, aus dem Fenster in die Spree. Der Student, ein Mediciner, findet die auch von ihm verkannte Geliebte als Leiche im Secirsaal. Bis auf den wenig glücklichen und keineswegs neuen Schluß hat die Geschichte manches Gute, namentlich in der Charakterzeichnung. In den Situationen ist vieles gezwungen, die grundlose Eifersucht des Geliebten ganz unwahrscheinlich; sie soll nur die Katastrophe ermöglichen. Wenig geschickt sind die ein Dutzend Seiten umfassenden frommen Schlußbetrachtungen; der gute Mann kommt da mit seinen socialethischen Grundsätzen post festum. Erst jetzt sieht er ein, „daß Elend und Armuth uns nicht berechtigen, die sittliche Weltanschauung der Armen und Elenden von vornherein zu bezweifeln“, und er betrachtet sich als verantwortlich für den Tod der Geliebten. Es liegt immer etwas Komisches in der Tragik des Sprichworts, daß man durch Schaden klug wird.

Auch in der Erzählung „Unbeschützt“ (Nr. 4) der Gräfin Margarete Keyserling kämpft ein junges Mädchen um seine Ehre, es unterliegt aber recht bald und stürzt sich nun lustig in den Strudel des Lebens, bis ein deus ex machina als Vater kommt, die Verlorene aufrichtet und sie zu einem so sittsamen Mädchen macht, daß sie sogar daran stirbt. Der erste Theil der Erzählung ist leidlich gelungen; einzelnes ist gut und interessant, anderes freilich gesucht und geschmacklos. Das Werthmittel geht aber dann so abwärts, daß von einem halbwegs günstigen Gesammteindruck nicht mehr die Rede sein kann. Auf dem Sterbebette warnt eine Mutter ihre uneheliche Tochter vor den Gefahren des Lebens, namentlich vor dem Verkehr mit Männern. Reti verspricht, der Mahnung eingedenk zu bleiben, und doch läßt sie sich von dem ersten besten, der zufällig Lieutenant ist, auf der Straße anhalten. Das Liebesverhältniß ist fertig. Natürlich verläßt sie aber der Lieutenant, obgleich er sie angeblich wahrhaft liebt. Diese Liebe erscheint freilich sehr zweifelhaft, wenn man erfährt, daß er nicht nur seine Wohnung, sondern mit ihr die Geliebte einem in Liebessachen nichts weniger als scrupulösen Freunde auf Gnade und Ungnade überläßt. Reti's leidenschaftlicher Sinn bringt ihre Tugend dem falschen Freunde zum Opfer. Das alles ist mit viel Umständlichkeit und wenig Logik auseinander gesetzt, bis in das leichtsinnige Leben der in geschmacklosester Weise deutsch radebrechende englische Vater hineinschneit und mit größter Seelenruhe die der Schande verfallene Tochter in die Arme schließt, als der Verführer ablehnt, sie zu heirathen. Soweit der erste Band, mit dem die Geschichte eigentlich zu Ende wäre, wenn die Verfasserin nicht einen dunkeln Grund gehabt hätte, noch zweihundert weitere Seiten vollzuschreiben. Darin finden wir den Engländer mit seiner sittsam gewordenen Tochter in angesehenster Stellung in der petersburger Gesellschaft. Der alte Verführer tritt wieder auf, veranlaßt einen Skandal, und obgleich der ebenfalls wiedererscheinende reumüthige Lieutenant Reti jetzt heirathen will, vergiftet sich diese. Die Verfasserin hat es mit merkwürdiger Geschicklichkeit verstanden, jeden Zusammenhang des ersten Bandes mit dem zweiten zu beseitigen und ein Buch zu construiren, das, wer es einmal gelesen hat, gewiß nicht wieder in seiner Ruhe im verborgensten Winkel der literarischen Rumpelkammer stören wird.

Von den Fragen des Herzens und der Moral führt uns Arthur Zapp in seinem Roman „Der neue Don Quixote“ (Nr. 5) auf das social-politische Gebiet. Der neue Don Quixote ist ein junger Fabrikbesitzer, der als Student die socialdemokratischen Ideen in sich aufgenom-

men hat und „ähnlich wie einst der edle Ritter von La Mancha nun Menschen und Dinge nicht nimmt, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern wie sie ihm seine irregeführte Phantasie vorspiegelt". In dem Bestreben, die sociale Frage zu lösen, schenkt Georg Dalchow, als eine Arbeiterabordnung erscheint, um eine geringe Lohnerhöhung zu verlangen, den Arbeitern die ganze Fabrik. Jeder soll in gleicher Weise an dem Gewinn theilnehmen, denn es erscheint Herrn Dalchow „aller Gerechtigkeit Hohn sprechend", daß er einen Reingewinn von mehrern Hunderttausend Mark bisher allein eingesteckt hat. Der Verfasser zeigt nun die Undurchführbarkeit der socialdemokratischen Idee, indem er schildert, wie jetzt die Arbeitstüchtigkeit nachläßt, aber die Ansprüche der Arbeiter nur wachsen, und wie dann die Unzufriedenheit einen Umfang annimmt, der unter den alten Verhältnissen gar nicht möglich gewesen wäre. Die Fabrik erleidet dadurch fortwährend Verluste, die Arbeiter aber sträuben sich, auch die Verluste mitzutragen. Das vorher glänzende Geschäft wäre zu Grunde gegangen, wenn inzwischen nicht gegen den jugendlichen Schwärmer das Entmündigungsverfahren eingeleitet und die Schenkung gerichtlich für ungültig erklärt worden wäre. Auch die Gleichheitsbestrebungen auf dem Gebiete der Liebe sucht Zapp für unmöglich hinzustellen; so läßt er die junge Arbeiterin, die der Fabrikherr heirathen will, ihren Wohlthäter nach allen Richtungen hin betrügen und belügen. Wie den Arbeitern gegenüber der Kapitalismus, so siegt der Arbeiterin gegenüber die Aristokratie.

Das ist gewiß ganz gut gemeint. Soweit die Unbildung und Urtheilslosigkeit der Arbeitermassen gegenüber der Intelligenz und geistigen Ueberlegenheit in Frage kommen, hat Zapp auch Recht. Nicht stichhaltig ist dagegen seine Beweisführung gegen die Möglichkeit einer menschlichen Gleichstellung. Mag jene Arbeiterin als Einzelfigur selbst mitten aus dem Leben gegriffen sein, so kann man doch nicht einfach jeder Arbeiterin Ehre, Pflichtgefühl und Bildungsfähigkeit absprechen, ebenso wenig wie man andererseits jede Aristokratin als ein Muster an Edelmuth und Bildung hinstellen kann. Die Richtigkeit eines concreten Falles, auf dem der Verfasser seine Tendenz aufbaut, beweist noch nicht absolut die Richtigkeit seiner Schlußfolgerung. Im übrigen enthält der Zapp'sche Roman wohlgelungene Schilderungen, und sein Werk dürfte eine schätzbare Bereicherung der Reihe der socialen Romane sein.

Ernst Roeder.

Zur Naturwissenschaft.

1. Das Licht. Sechs Vorlesungen von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe. Bearbeitet von Clara Wiedemann. Mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Zweite Auflage. Mit einem Porträt von Thomas Young und 57 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1895. Gr. 8. 6 M.

Die populären wissenschaftlichen Vorträge John Tyndall's nehmen einen hervorragenden Rang in der Weltliteratur ein. Sie sind in fast sämmtliche Cultursprachen übersetzt und haben in ihrer Art bisher keinen Rivalen erhalten. Die sechs Vorlesungen, die „Das Licht" behandeln, das uns in zweiter Auflage vorliegt, haben eine Entstehungsgeschichte, die geeignet ist, den vortrefflichen Charakter des vor drei Jahren geschiedenen großen Physikers zu illustriren. Die Vorlesungen wurden im Winter 1872—73 in vielen Städten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gehalten, und von den Amerikanern enthusiastisch aufgenommen. Den sehr großen Ertrag der Vorlesungen bestimmte Tyndall in edelmüthigster Weise zum Besten junger, in Deutschland studirender Amerikaner. Er hatte den Bürgern der Vereinigten Staaten in seinen Vorträgen rückhaltlos dargelegt, daß nicht die unmittelbare Anwendung jeder wissenschaftlichen Leistung auf praktische Ziele die Quelle dauernden Nationalwohlstandes sei, sondern die ernste, auf directen Gewinn verzichtende selbstlose Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. Um das anzuregen, erschienen Tyndall die deutschen Universitäten, denen er selbst seine wissenschaftliche Erziehung verdankt, am meisten geeignet. Ueber den Werth der vorliegenden Vorlesungen auch nur ein Wort niederzuschreiben, erscheint uns nach dem beispiellosen Erfolg des Werkes überflüssig. Sei nur soviel bemerkt, daß er dieses, am meisten mathematische Gebiet der Physik, verstanden hat, ohne Formel, nur durch geschickte Gruppirung frappanter Experimente jedermann klarzulegen. Daß er dabei auch über die Wichtigkeit eines ernsten Studiums der Naturwissenschaften beherzigenswerthe Winke gibt, dessen haben wir oben bereits gedacht. Ein ernsthaftes Studium Tyndall'scher Schriften, die in so vortrefflichen Uebersetzungen vorliegen, kann nicht dringend genug angerathen werden.

2. Fragmente. Neue Folge von John Tyndall. Uebersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1895. Gr. 8. 8 M.

Die neue Folge der „Fragmente", die erst nach dem Tode des Verfassers erschienen und ins Deutsche übersetzt worden sind, bringt uns den großen Physiker menschlich nahe. So erzählt er uns beispielsweise in der „Ansprache in der Birkbeck Institution" in ergötzlicher Weise Abenteuer aus seiner frühesten Studentenzeit in Marburg. In dem ausführlichen Aufsatze „Der Sabbath" tritt er einer übertriebenen Sabbathsheiligung energisch entgegen; einer Ausführung, die bezeichnender Weise gegenwärtig auch für deutsche Leser nicht uninteressant sein

dürfte. In „Graf Rumford", „Thomas Young", „Thomas Carlyle", „Louis Pasteur", entwirft er fesselnde Lebensbilder von diesen hervorragenden Persönlichkeiten. Sehr interessant sind die Beweise, die er dafür erbringt, daß Thomas Young der eigentliche Entzifferer der Hieroglyphen sei, und daß Champollion's Verdienst mehr als zweifelhaft sei. Von bedeutungsvollen Aufsätzen wollen wir noch die „Aufzeichnungen aus den Alpen" nennen, die uns den eifrigen Touristen und Bergsteiger in Tyndall erkennen lassen. Das Buch ist eins der interessantesten, das uns seit langer Zeit in die Hände gekommen ist.

3. Magnetismus und Hypnotismus. Eine Darstellung dieses Gebietes mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen dem mineralischen Magnetismus, dem sogenannten thierischen Magnetismus und dem Hypnotismus. Von G. W. Gessmann. Mit 53 Abbildungen und 19 Tafeln. Zweite revidirte und ergänzte Auflage. (Elektrotechnische Bibliothek. Fünfunddreißigster Band.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895. 8. 3 M.

Wer sich für eine nüchterne und wie es scheint kritische Darstellung des Hypnotismus, des sogenannten thierischen Magnetismus, der Suggestion u. s. w. interessirt, für den dürfte sich das vorliegende Werkchen, das durch eine große Anzahl von Figuren und Tafeln geschmückt ist, eignen. Wir gestehen, daß wir kein Freund von populären Darstellungen sind über Gegenstände, die noch vollkommen im Dunkeln liegen. Schriften solcher Art sollten vorläufig der Bibliothek des Arztes und des Physiologen reservirt bleiben. In Laienkreisen können die Auseinandersetzungen viel Schaden anrichten. Wir erkennen gern an, daß das Werk klar geschrieben ist.

4. Lavoisier, der Begründer der Chemie. Von Ernst Schultze. (Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 212.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895. Gr. 8. 80 Pf.

Am 8. Mai des verflossenen Jahres waren es hundert Jahre, daß des großen Chemikers Haupt unter dem Beil der Guillotine fiel. Die vorliegende Schrift entwirft ein kritisches Bild vom Leben und Forschen des berühmten Franzosen. Sie zeigt, wie falsch das Wurtz'sche Wort: „La chimie est une science française; elle fut constituée par Lavoisier", ist; und führt die Verdienste Lavoisier's auf das richtige Maß zurück. Die kleine Studie ist recht lesenswerth.

5. Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Von Ralph Abercromby. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. M. Pernter. Mit 2 Titelbildern und 96 Figuren im Text. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1894. 8. 5 M.

Wenn ein bedeutender Meteorolog wie Professor J. M. Pernter in Innsbruck sich der Mühe unterzieht, ein meteorologisches Werk dem deutschen Publikum durch Uebersetzung und durch zweckentsprechende Anmerkungen zugänglich zu machen, so darf man fest überzeugt sein, daß es kein Durchschnittsproduct ist, welches er uns bietet. Das Werk des englischen Meteorologen unterscheidet sich durchaus von den frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes. Die Eigenart des Buches kann am besten durch die Bemerkung des Uebersetzers charakterisirt werden, daß bisher wol viele Bücher über Meteorologie, aber noch keines über das Wetter geschrieben sei. Der Verfasser hat die **praktische** Wetterprognose fortdauernd im Auge, und versteht es, in sehr geschickter Weise durch Betrachtung der volksthümlichen Wettersprüche und Wetterregeln, aber auch der synoptischen Wetterkarten und der Regeln, der modernen Wissenschaft die Gesetze der Wetterveränderungen klar zu machen. Besonders werthvoll wird „Das Wetter" den vielen meteorologischen Beobachtern sein, die nicht Fachmeteorologen sind. Das Buch ist interessant und relativ leicht verständlich geschrieben, und die Darstellung ist durch eine sehr große Anzahl von Zeichnungen und Kärtchen, die in den Text eingedruckt sind, unterstützt. Allerdings meinen wir, daß zum vollkommenen Verständniß „Des Wetters" eine Kenntniß der Elemente der Meteorologie erwünscht sein dürfte.

6. Die Kraft und Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie von A. Turner. Vierte erweiterte und vermehrte Auflage. Mit 30 Tafeln. Leipzig, Theodor Thomas. 1894. Gr. 8. 12 M.

Das Werk gehört zu jenen, in nicht kleiner Zahl alljährlich erscheinenden Schriften, die den theoretischen Anschauungen der heutigen Physik widersprechen. Auch unser Autor verwirft, um nur Einiges anzudeuten, das Newton'sche Attractionsgesetz, die mechanische Wärmetheorie und die Wellentheorie des Aethers. Ueberhaupt dürfte nach den Ausführungen des Verfassers von den Grundsätzen der gesammten erklärenden Naturwissenschaft nichts als zu recht bestehend übrig bleiben. Um die Anschauung und die Darstellungsweise des Verfassers zu charakterisiren, wollen wir einige Sätze aus seiner Vorrede hier folgen lassen:

Diese Reform der naturwissenschaftlichen Disciplinen ist bedingt und zwar von ihren Fundamenten aus, da ein großer Theil der als maßgebend geltenden Gesetze nicht mehr die Sicherheit eines wissenschaftlichen Lexikons gewähren, sondern Dogmas repräsentiren, basirt auf den Autoritätsprincipien der alten Schule, deren Nimbus die schwankende Grundlage bisher mehr oder weniger zu verdecken vermochte. Das XX. Jahrhundert wird diese Reform auf positiver Grundlage zu Ende führen, als einer Zeitepoche, die nicht mehr mit Weltäther und Schwingungen einer imponderablen Materie, Umsetzung von Arbeit in Wärme, oder blos einseitig mit anziehenden Kräften bei chemischen und physikalischen Operationen experimentirt und interpretirt, sondern die auch außerhalb der elektromagnetischen Erscheinungen die Materie in ihren entgegengesetzten Relationstendenzen anerkennt, also die chemische Affinität nicht nur auf dem Princip der Anziehung, sondern gleichwerthig auch auf dem der Abstoßung. Es gibt im Weltraume nur ein allgemeines Universalgesetz, und dieses Gesetz ist das Princip der Compensation auf Grund der directen Relationen zwischen der anziehenden und abstoßenden Materie, welches sich durch alle Processe, so mannichfaltig dieselben auch in die Er-

scheinung treten, geltend gemacht. Die einfachste chemische Verbindung bis zur Concentration der großen Weltkörper beruhen alle auf diesem Gesetze, und wir haben bereits in den frühern Publicationen ausgesprochen, daß die Gesetze der Verbindung einfacher Elemente nicht verschieden sind von jenen der Relationen großer Körper und Weltsysteme.

Das Werk erschien in der ersten Auflage im Juni 1878 und hat somit in siebzehn Jahren vier Auflagen erlebt. Die Verlagsbuchhandlung hat es vortrefflich ausgestattet und es mit einer großen Anzahl von Tafeln geschmückt.

Franz Bendt.

Zur Philosophie.

1. Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. Jena, G. Fischer. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 2 M.
3. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, vormals herausgegeben von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von R. Falckenberg. Band 103 u. 104. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1894. Gr. 8. à Band 6 M.

Der leider viel zu früh plötzlich verstorbene Professor Vetter, bekannt als Uebersetzer der Werke Spencer's, hat in sechs Vorträgen unter dem obengenannten Titel (Nr. 1) eine populäre Einleitung in die Philosophie Spencer's gegeben, deren Lektüre Laien das Studium der sehr umfangreichen Werke Spencer's ersetzen kann. Besonders sucht Vetter das Verhältniß des Spencer'schen Systems zur Religion klar zu machen. Bekanntlich lehrt sein Philosoph, daß hinter allem Erkennbaren und Zugänglichen das Unerkennbare und Unzugängliche als ewiger geheimer Hintergrund stehe, daß alle Erscheinungen aus diesem emportauchen und in diesen wieder verschwinden und wir während ihrer Dauer nur ihre Beziehungen zueinander feststellen können. Es ist, wenn auch in anderer Begründung, so doch im Ergebniß dieselbe Lehre wie die Kant's vom Ding an sich, das die verborgene ganz und gar unergründliche Ursache der Erscheinungen bildet. Hier ist in beiden Systemen ein Gebiet für den Glauben übrig, in das das Wissen nicht eindringen kann. Vetter bemüht sich nunmehr nachzuweisen, daß die Religion in ihrer höchsten Form, dem Christenthume, sich sehr der Lehre vom Unerkennbaren, Unendlichen annähere, daß sie allmählich auch in eine ähnliche Weltbetrachtung übergehen werde, wie schon Schleiermacher sie als „Sinn und Geschmack am Unendlichen" definirt habe. Die Sittenlehre des Christenthums stimmt mit derjenigen der Evolutionstheorie soweit überein, als die eine Nächstenliebe vorschreibt, die andere auch das Aufgehen in der Gemeinschaft als letztes Ziel der Vollkommenheit ansieht. Soweit aber das Christenthum Askese predigt, natürliche Triebe nicht zu veredeln, sondern zu unterdrücken befiehlt, soweit ist es der evolutionistischen Moral entgegengesetzt, da diese eine andere Quelle der Sittlichkeit als die Natur selbst und die in ihr liegenden Tendenzen zur Fortbildung nicht kennt. Außer solchen Betrachtungen gibt Vetter auch eine gute Uebersicht der Thatsachen, die die Entwickelungslehre stützen, die zwar dem Philosophen nichts Erhebliches sagt, für weitere Kreise aber, die gern philosophischen Gedanken nachgehen, manche Belehrung bietet.

Eine ähnliche Tendenz wie Vetter's Vorträge hat die obengenannte Schrift (Nr. 2), die anonym erschienen ist. Sie ist veranlaßt durch einen Aufruf der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur, der zu Geldbeiträgen aufforderte, um ein Preisausschreiben für ein volksthümliches Handbuch der Ethik zu ermöglichen. Der Verfasser gibt nur einige leitende Gesichtspunkte an, die, wie er meint, für ein solches Handbuch bestimmend sein müssen. Die Weltanschauung des Anonymus ist im allgemeinen dieselbe wie die Vetter's, nur in einem Punkte noch schärfer ausgeprägt. Sowol Spencer, als nach ihm Vetter, bekennen sich nicht zu der Formel Bentham's und des ganzen Utilitarismus, die Ethik habe zu erstreben „das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl", sondern Spencer's Formel ist die Ausbildung und Bethätigung aller menschlichen Fähigkeiten. Der Anonymus wendet mit Recht noch gegen die Formel des Utilitarismus ein, daß sie zum Socialismus führe. Da er in diesem eine Gefahr für den Fortschritt der menschlichen Cultur erblickt, so verwirft er die Formel Bentham's als Grundlage einer Socialethik, er will diese vielmehr gründen auf das sociale Gewissen, das den Menschen verpflichte, in seinem Verhalten der sittlichen Weltordnung zu entsprechen. Diese sittliche Weltordnung bezweckt des Menschen irdische Erlösung, welche in Ausgleichung seiner Bedürfnisse mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung besteht. Es ist hier ein Problem angeschnitten, das sehr schwierig und sehr tiefgreifend ist, nämlich die Frage, ob die Ethik eine Nivellirung der äußern Lebenslage der Menschen zu erstreben habe, oder ob sie die historischen Unterschiede aufrecht erhalten solle. Auf diese Frage wird hier eine Antwort, aber nicht eine Begründung dieser Antwort gegeben. Und so ist überhaupt das Buch nicht tiefgehend, nicht bis zum letzten Grunde vordringend, sondern mehr durch stark zugespitzte, aber wohlerwogene Behauptungen anziehend.

Die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (Nr. 3) ist die älteste der jetzt bestehenden deutschen Zeitschriften für Philosophie; 1837 als „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie" gegründet, hat sie über funfzig Jahrgänge erreicht, ein Zeichen, daß ihre Haltung den Wünschen weiter Kreise entgegengekommen ist. In der That sind die andern philosophischen Zeitschriften fast nur für die Fachphilosophen werthvoll, die „Zeitschrift für Philosophie"

strebt über diesen Kreis hinaus, sie will auch andere Stände, besonders Theologen und Juristen und überhaupt alle Gebildeten interessiren. Sie beschränkt sich darum nicht auf diejenige Richtung, die nur den kritischen Empirismus als wissenschaftliche Philosophie anerkennt, sondern gibt auch den Richtungen Raum, die durch Speculation über die Daten der Erfahrung hinauszukommen versuchen. Und gerade diese Richtungen sind die populärern. Die Lücken und Schranken der Erfahrung machen sich dem denkenden Menschen nicht weniger fühlbar, als gewisse Disharmonien und Widersprüche in ihr. Zudem besteht eine große reiche Welt, die fortwährend im Leben sich bemerkbar macht, ohne doch aus der Erfahrung zu stammen, die Welt des religiösen Glaubens. Sie ist ein beständiges Lockmittel, das auch den Denker reizt, die Welt der bloßen Thatsachen zu verlassen und dasjenige, was das methodische Denken als Wahrscheinlichkeit gewinnt, mit dem zu vergleichen, was das religiöse Gemüth als Wahrheit annimmt. Ja man kann wohl sagen, daß für das praktische Leben bisher mehr der speculative als der empirische Theil der Systeme wirksam gewesen ist. Wahrscheinlich wird es mit der Zeit anders werden, auch für das Leben immer mehr das Gegebene und Beweisbare die Richtschnur abgeben, vorläufig gibt es noch einen großen Kreis, der seinen „metaphysischen Trieb" befriedigen will. Diesem Bedürfniß kommt die „Zeitschrift für Philosophie" entgegen. Band 103 und 104 enthalten unter anderm einen Aufsatz von E. König „Ueber die letzten Fragen der Erkenntnißtheorie", von G. Kohfeldt „Ueber die Aesthetik der Metapher", von Th. Ziegler „Ueber Religionsphilosophie", von A. Döring „Ueber das Weltsystem des Parmenides", von G. Glogau eine längere Charakterisirung seines philosophischen Standpunktes. Daneben finden wir genaue Berichte über die Philosophie auswärtiger Länder und Anzeigen der philosophischen Literatur Deutschlands. Aus letztern sei besonders die sehr nothwendige, leider nicht genug bekannte Abschlachtung hervorgehoben, die Paul Deussen an der Schopenhauer-Ausgabe von Moritz Brasch vollzogen hat. Deussen gibt dem Verleger den dringenden Rath, um seine Ehre zu retten, solle er diese mit bodenloser Leichtfertigkeit und seltenem Ungeschick gemachte „Ausgabe" einstampfen lassen.

Wie verlautet, soll die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" eine Erweiterung und eine Vermehrung der als Herausgeber thätigen Gelehrten erfahren. Sie wird zweifellos dieselben Bahnen wie bisher wandeln und dann noch mehr als bisher im Stande sein, diejenigen zu unterstützen, die nach Vertiefung und festerer Begründung ihrer Weltanschauung streben. Es ist wünschenswerth, daß alle Stützen des praktischen Idealismus in Deutschland sich von neuem befestigen, um gegen die mannichfaltigen entgegengesetzten Tendenzen Stand zu halten.

Paul Barth.

Feuilleton.

Im Anschluß an unsern Artikel über die neuesten Goethe-Schriften sei hier noch auf die neue sehr sorgfältige Ausgabe des „Briefwechsels zwischen Gleim und Heinse von K. Schüddekopf" (erste Hälfte 1894, Weimar, E. Felber) hingewiesen. In den belehrenden und reiche Kenntniß verrathenden Anmerkungen wird S. 252 die in der ersten Ausgabe unterdrückte, jetzt abgedruckte Briefstelle: „Goethe" (schreibt Heinse am 17. Mai 1774 an Gleim) „hat ein Drama gegen Herder geschrieben, welches desto besser ist und besser ist als sein «Götter, Helden und Wieland»", zu Gunsten der vielbestrittenen Behauptung, daß Goethe im «Satyros» Herder gemeint hätte, ausgelegt; außerdem theilt uns Schüddekopf eine bisher unbekannte Aeußerung Gleim's über Goethe und seinen „Werther" mit (S. 204): „Grüße Goethen, deinen guten Freund, und sag ihm, daß aufs Jahr ich ihn besuchen würde, denn ich müßt in diesem Leben ihn noch kennen lernen.... Wegen seines jungen «Werthers» hat er Decret bekommen, in den Musentempel aufgenommen zu werden, neben dir soll er seine Stelle bekommen, kannst du sein Bildniß schaffen!" Eine Besprechung der Ausgabe des für Heinse's Leben und für die Sturm- und Drangzeit sehr wichtigen Briefwechsels werden wir bringen, sobald der zweite Theil erschienen sein wird.

— Es ist uns eine angenehme Pflicht, unsern Lesern von dem rüstigen Fortschreiten der neuen Ausgabe des „Bilderatlas zur deutschen Literatur" von Könnecke (Marburg, Elwert, in 11 Lieferungen zu je 2 M.) Mittheilung zu machen. Eine eingehende Beurtheilung behalten wir uns nach dem vollständigen Erscheinen vor, das gewiß nicht mehr lange wird auf sich warten lassen, da schon sieben Lieferungen vorliegen. Es ist bekannt, daß wir es hier mit einem auf gewissenhaften Studien beruhenden Bilderwerk zu thun haben, das, reichhaltig und glänzend ausgestattet, schon in der Person des Herausgebers die Gewähr für die Echtheit der Bilder und für eine auf Geschmack und Kenntniß beruhende Auswahl bietet. Die anschauliche und deutliche Sprache, die der Atlas redet, ist gewiß dazu angethan, Neigung und Liebe für unsere Literatur zu erwecken und zum Studium der Schriften der Männer, die er uns so eindringlich vorführt, anzuregen.

Bibliographie.

Gerstmann, A., Assunta's Schatz. Novelle. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Grupp, G. Dr., Culturgeschichte des Mittelalters. Zwei Bände. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchh. Gr. 8. 13 M.

Jensen, W., Die Katze. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8. 6 M.

Kemmer, K., Bismarckworte. Sonette. Heilbronn, Max Kielmann. 8. 50 Pf.

Klie, Anna, Gedichte. Leipzig, Otto Wigand. 8. Geb. 3 M.

Laue, M., Christian Gottfried Ehrenberg. Ein Vertreter deutscher Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, Julius Springer. Gr. 8. 5 M.

Oechelhäuser, W., Einführungen in Shakespeare's Bühnen-Dramen. 3. Aufl. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Gr. 8. 2 M.

Riehl, W. H., Land und Leute. Schul-Ausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Kl. 8. 1 M. 20 Pf.

Samson-Himmelstjerna, H. v., Social oder Socialistisch? Freiburg i. Br., C. A. Wagner. Gr. 8. 60 Pf.

Trinks, P., Mitgabe auf den Lebensweg. Leipzig, Eduard Baldamus. Gr. 8. 40 Pf.

Ulrich, F., Carmina Varia. Eine Auswahl deutscher Studenten-, Volks- und anderer Lieder, ins Lateinische übertragen. Dresden, C. Reißner. 16. 1 M.

Villinger, Hermine, Kleine Lebensbilder. Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Vorster, J., Fürst Bismarck ein Freund des deutschen Arbeiters. Köln, J. G. Schmitz'sche Buch- und Kunsthandlung. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von

Gustav Ratzenhofer.

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

„Ein umfassendes, grundlegendes und bahnbrechendes Werk, ein Markstein in der Geschichte der Staatswissenschaften.“ Vossische Zeitung.

„Unstreitig eine der interessantesten socialwissenschaftlichen Publicationen der neuesten Zeit.“ Leipziger Zeitung.

„Die Betrachtungen sind überaus geistvoll und anziehend.“ Die Post (Berlin).

„Wer dem Werk ein eingehendes Studium widmet, der wird sich durch die Bereicherung seines politischen Wissens und seiner politischen Einsicht reich belohnt finden.“ Hannoverscher Courier.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von P. Feddersen, umgearbeitet von E. Erman.

Dritte Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 10. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in zehnter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten mal veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin Beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen von

Ferdinand Gregorovius.

Sechste Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. —— Nr. 19. —— 9. Mai 1895.

Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet.

Unter diesem Titel hat der Reichscommissar Dr. Karl Peters kürzlich im amtlichen Auftrag ein stattliches Werk*) erscheinen lassen, auf das wir besonders seiner praktischen Bedeutung wegen an dieser Stelle aufmerksam machen möchten. Für denjenigen, der sich specieller mit Land und Leuten des größten unserer Schutzgebiete zu beschäftigen hat, ist der umfangreiche Band vornehmlich in seinem mittlern Haupttheil von Werth; dieser beschreibt alle die verschiedenartigen Landschaften des weiten Gebiets von der Küste des indischen Weltmeers bis zu den drei großen Binnenseen an seiner Grenze sammt deren Bewohnern mit gleichmäßigerer Ausführlichkeit, als das von irgendeiner andern Seite bisher geschehen ist, und unterstützt das Verständniß des Lesers durch gute Abbildungen landschaftlichen wie völkerkundlichen Inhalts. Jeden Deutschen dagegen müssen die einleitenden Abschnitte und das Schlußkapitel fesseln, welche die ernsthaften Fragen behandeln: Wozu sollen uns überhaupt die Reichscolonien dienen und was insbesondere ist aus Deutsch-Ostafrika zum Segen unserer Volkswohlfahrt zu machen?

„Coloniale Unternehmungen entspringen wirthschaftlichen Bedürfnissen der Völker.“ Dies gesunde Urtheil steht als Leitstern des Ganzen an der Spitze. Man sieht: der Verfasser betrachtet coloniale Interessen wesentlich aus dem gleichen Gesichtspunkt, den der geistige Vater unseres jungen Coloniallebens, Fürst Bismarck, erst neulich wieder an seinem Ehrentag kräftig hervorgehoben hat. Allerdings dachte der Fürst von vornherein nur an reichsseitige Förderung kaufmännischer Unternehmungen. Eine „chartered company“, die nach englischem Muster im wilden Land Bahn bricht für nutzenbringende Leistungen wie Handel und Plantagewesen, vom Reich aber dafür nicht viel mehr als den Nimbus, im Ernstfall auch die verläßliche Stütze der Autorität entleiht, — das war Bismarck's ursprüngliches Ideal.

Haben uns nun auch die gelegentlichen Widerhaarigkeiten der Eingeborenen in Kamerun, in Deutsch-Südwestafrika, besonders aber der Buschiri-Aufstand gezeigt, daß es ohne militärische Machtentfaltung, zu der kaufmännische Gesellschaften keine hinlängliche Fähigkeit zu haben pflegen, nicht abgeht, so bleibt es doch wahr: die wirthschaftliche Ausnutzung unserer Schutzgebiete ist unsere Endaufgabe in Afrika wie in der Südsee, das Dreinschießen auf die Schwarzen darf uns höchstens ultima ratio, niemals vor allem etwas anderes sein, als Mittel zum erfolgreichen Lösen jener Aufgabe. Mit einem neidlosen Seitenblick auf Frankreich sagt unser Verfasser ganz richtig: „Deutschland ist zu arm, um sich den Luxus einer unproductiven administrativen Colonialpolitik gestatten zu können, und hat daran auch gar kein Interesse. Was wir nöthig haben, sind Colonien, welche durch Plantagen und Handel emporblühen und im lebendigen Austausch mit dem Mutterlande anregend auf unsern Volkshaushalt und den Geist unserer Nation zurückwirken. Nicht daran kann uns gelegen sein, auf unsere Kosten durch deutsche Offiziere und Beamte große Gelände mit Eingeborenen zu «verwalten», von denen wir keinen praktischen Nutzen ziehen, sondern es kann uns nur darauf ankommen, der deutschen Arbeit neue Felder zu eröffnen und sie in den neuen Ländern mit staatlichen Mitteln da zu schützen und zu fördern, wo sie sich allein nicht helfen kann.“

Die Welt war leider im gemäßigten Erdgürtel der Nordhemisphäre längst vergeben, als wir Deutsche in allzu später Stunde im Jahre 1884 uns entschlossen, nach überseeischem Besitz die Hand auszustrecken. Und für unsere Massenauswanderung kann doch nur jener Gürtel in Betracht kommen. Wie schade, daß wir uns in den entscheidungsreichen drei Jahrhunderten seit der großen

*) Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet. Von Dr. Karl Peters. Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten. München, R. Oldenbourg. Gr. 8. 17 M.

That des Columbus in innern Kriegen verbluteten, daher still zusehen mußten, als Engländer, Franzosen, Niederländer und Russen ihre großen außereuropäischen Besitzungen erwarben! Allein in den letzten vierzehn Jahren betrug die deutsche Auswanderung 1,300000 Köpfe! Daß dies ein höchst bedauerlicher Aderlaß ist, wird niemand von uns bezweifeln, denn fast ohne Rest gehen uns diese Auswanderer verloren; ja die unberechenbare Summe ihrer Arbeits- und Kapitalkraft tritt sogar meistens in den Dienst unserer hitzigsten Concurrenten auf dem Weltmarkt, der Engländer und Nordamerikaner.

Wie verfehlt indessen, aus dieser durch unsere nationalen Schicksale begründeten traurigen Lage zu schließen: Colonien, in denen wir die Millionen unserer Auswanderer aus gesundheitlichen Gründen nicht unterbringen können, stiften uns keinen Nutzen, bereichern höchstens ein paar Plantagenkrösusse oder hamburger Rheder! Die Niederländer besitzen gleich uns keine „Ackerbau-“ oder, wie unser Verfasser besser sich ausdrückt, „Auswander-Colonien“, aber sie ziehen ihren beneidenswerthen, keineswegs auf wenige Millionärfamilien vertheilten Wohlstand aus ihrem großen malaiischen Colonialreich, hauptsächlich aus Java und Sumatra, weil sie dort eine schwunghafte Plantagenwirthschaft treiben.

Die Kurzsichtigkeit unserer anticolonialen Parlamentarier verfällt immer wieder auf den Satz, daß wir mit unsern Colonien schlechte Geschäfte machen, weil wir bisher Jahr für Jahr mehr Geld in sie hineingesteckt als herausgebracht haben. Eugen Richter hat erst kürzlich dem Reichstage vorgerechnet, wieviel Mark „jeder in Deutsch-Ostafrika lebende Deutsche“ dem Reich koste! Selbst Caprivi war schwach genug, unsere afrikanischen Schutzlande wie eine nutzlose Last zu betrachten, die man aus nationalem Ehrgefühl weiterschleppen müsse, nur weil man sie sich einmal aufgehalst habe. Treffend setzt solcher Kleinmeisterei Dr. Peters das Beispiel der weitblickenden Engländer gegenüber, die aus jahrhundertelanger Erfahrung wissen, daß Landbesitz, zumal unter den Tropen, ein im Preis immer steigendes Werthobject darstellt, wo mit der Zeit auf dem heute nutzlosesten Urwald- oder Savannenboden reiche Ernten kostbarer Rohstoffe geerntet werden können, wenn nicht etwa gar über Nacht glückliche Funde von Diamanten, Gold, andern Erzen oder Steinkohlen dem bisher verachteten Boden sogar einen ganz ungeheuern Werth verleihen. Darum ruft der thatkräftige britische Minister der Capcolonie, Sir Cecil Rhodes, so echt englisch, klug und rücksichtslos national-egoistisch, seinen Landsleuten zu: „Streicht soviel von der Landkarte mit dem britischen Roth an, als ihr irgendwie könnt, und denkt niemals, daß es irgendeinmal und irgendwo zuviel werden könnte!“ Welch ein Gegensatz zu Caprivi's Ausspruch im Deutschen Reichstag: „Nichts wäre schlimmer als wenn uns jemand ganz Afrika schenkte.“

Wir sind zum guten Theil deshalb arm, weil wir alle Tage durchschnittlich über $2\frac{1}{3}$ Millionen Mark allein für Colonialwaaren und Baumwolle außer Landes gehen lassen, nämlich das Jahr über für Kaffee 225, für Baumwolle 200, für Tabak 110, für Reis 55, für Cacao 11, für Gewürze 10, für Thee 5 Millionen u. s. f. Vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Thees, dessen Anbau kaum irgendwo außerhalb des südostasiatischen Monsungürtels bisjetzt geglückt ist, vermögen wir alle die genannten Erzeugnisse auf deutschem Colonialboden hervorzubringen, das wichtigste von allen, den Kaffee, sogar in ausgezeichnetster Qualität, wie jeder einräumen wird, der von der Erstlingsernte unserer Usambara-Kaffeepflanzung gekostet hat.

Hierin liegt der unbestreitbare Werth unserer tropischen Schutzgebiete, falls wir nicht zögern, Geld und Arbeit einzusetzen für ihre wirthschaftliche Organisation und dieser unserer Hauptaufgabe auch unsere dortigen Verwaltungseinrichtungen anpassen ohne zu viel Militarismus und Bureaukratismus.

Schon gegenwärtig spielt nun gerade unser ostafrikanisches Schutzgebiet eine gar nicht unbedeutende Rolle im Handelsverkehr. Es betrug nämlich im Jahre 1893

seine Ausfuhr	5 580 739 M.
„ Einfuhr	7 712 822 „
Gesammtumsatz also	13 293 561 M.

In der Einfuhr machen Webstoffe mehr als die Hälfte der Werthsumme aus, in der Ausfuhr ragen noch bei weitem hervor Elfenbein und Kautschuk. Von Plantagenerzeugnissen ist noch fast gar nichts zu spüren, doch figuriren bereits kleinere Posten von Baumwolle, Reis, Sesam, Rohrzucker, Tabak neben Kopra und Kopal in den Ausfuhrlisten. Von Kopal, diesem eigenthümlich afrikanischen, bernsteinartigen Harz abgesehen, sind die letzterwähnten Rohstoffe unzweifelhaft in beträchtlich größern Mengen zu erzielen, sobald nur erst der Großbetrieb des Plantagenwesens einsetzt; ist doch die Verwerthung der Kokospalmen auf die gewinnbringende Kopra kaum dort begonnen, und starker Erweiterung der Kokosanpflanzungen längs der Küste steht nichts im Wege. Die wichtige Arbeiterfrage ist allerdings für Deutsch-Ostafrika noch nicht gelöst; man hat zwar die einheimischen Neger gelegentlich zum Dienst auf unsern Plantagen, z. B. auf der Lewa-Plantage, nicht ohne Erfolg herangezogen, indessen geübte und zu regelmäßiger, angestrengter Dienstleistung geneigte Arbeiter sind die Eingeborenen noch nicht. Erst wenn sich herausstellen sollte, daß ihre vorläufig recht mäßigen Lohnansprüche (man kann einen Tagelöhner für vierzig Pfennig haben) sich mit ihrer wachsenden Brauchbarkeit nicht in ungünstigem Verhältniß steigern, wird man ein zukunftverheißendes Urtheil fällen können über die Concurrenzfähigkeit unserer ostafrikanischen Pflanzungsvornahmen z. B. mit den ost- und westindischen.

Dr. Gustav Fischer hatte eine Zeit lang durch sein pikantes Schlagwort: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar“, den sträflichsten Pessimismus in Deutschland großgezogen.

Unser Verfasser tritt solchem Gerede sieghaft entgegen, doch neigt er dabei, wie es scheint, einem nicht genügend gestützten Ueberschwang nach der optimistischen Seite zu. Mit Recht weist er auf die bis zur Region des ewigen Eises ansteigenden Höhen des Kilima-Ndscharo hin, die (strichweise) gesundes Klima mit üppiger Fruchtbarkeit verbinden. Wenn er aber kurzweg hinzufügt: „Und so ist es mit allen unsern Bergländern", so kann man dem doch nicht voll zustimmen. Heißfeuchte Niederungen voll tropisch dichter Vegetation sind erfahrungsmäßig die fieberreichsten, aber daß umgekehrt höhere Bodenlagen unseres in Rede stehenden Schutzgebietes durchweg fieberfrei wären, läßt sich doch nicht behaupten. Auch kann man dem Verfasser zwar beipflichten in seiner Ansicht, es ließe sich durch mäßige Lebensweise, vorsichtige Anpassung an das Tropenklima in Kleidung, Wohnung, Stundenwahl für die Arbeit, den bösen Angriffen von Malaria wie Dysenterie Widerstand leisten, und es sei sogar eine allmähliche Anpassung des Körpers der Deutschen an das dortige Klima durch leise physiologische, wenn auch erst nach Generationen zu spürende Umänderungen zu erwarten; trotzdem dünkt es etwas kühn vorgreifend, hieraus zu folgern: „Deutsch-Ostafrika darf man der Reihe der besiedelungsfähigen Gebiete anschließen."

Sicher ist in dieser Hinsicht nur zweierlei: 1) das weitgedehnte und in seinen einzelnen Landschaften recht mannichfaltige Land ist nirgends für den Europäer so ungesund wie die Mangrovenküste von Kamerun, und 2) die Disposition auch der Deutschen für Tropenleiden ist äußerst verschieden, sodaß schon manche längere Zeit in Ostafrika kerngesund geblieben sind, besonders die, die sich alkoholischer Getränke streng enthielten. Mit nicht übergroßer Besorgniß ob ihres Gesundbleibens können wir also die Unsern dorthin schicken, um als Beamte, Missionare, Truppenführer, Kaufleute und Ingenieure daselbst gleichsam unsern Generalstab zeitweilig zu bilden; nur für dauernde Ansiedelung kleiner Leute, etwa gar von Landleuten, die gemäß ihrem Beruf für die Dauer dort bleiben müßten und denen, wenn sie sich gegenüber dem Klima zu wenig widerstandsfähig fühlen, die Mittel zur Heimkehr ins Vaterland fehlen würden, kann man dies Schutzgebiet doch nicht als Auswanderungsziel empfehlen, auch nicht „die Landstriche über 1200 Meter", auf die der Verfasser vorläufig die Besiedelungsfähigkeit für Deutsche beschränkt glaubt.

Rückhaltslos unterschreiben wir hingegen des letztern Schlußurtheile über den anderweiten Werth dieses, das Deutsche Reich fast um das Zweifache an Größe übertreffenden Landes: „Deutsch-Ostafrika als Ganzes ist weder ein Ceylon noch ein Indien oder auch nur ein Brasilien, aber wir dürfen behaupten, daß es einzelne Landstriche in sich birgt, welche keinem der üppigsten Theile der angeführten, vielgepriesenen Colonialländer wesentlich nachstehen, und wir müssen dankbar anerkennen, daß sein Werth auch da, wo er am niedrigsten ist, nirgends auf den Nullpunkt reiner Wüsten sinkt. Wie ärmlich die Natur auch einzelne der trockenen Steppen Deutsch-Ostafrikas bedacht haben mag, so kärglich ist kein Theil dieses Landes ausgestattet worden, daß sich nicht überall ein Vegetationsgürtel über ihn ausspannte und die Möglichkeit für die Entfaltung auch des Thierlebens gegeben wäre. Diese Colonie ist weder ein Werthobject allerersten Ranges, noch gehört sie zu den Ländern, welchen die vorwärtsstrebende Menschheit überhaupt den Rücken zu kehren geneigt ist. Entwickelungsfähig ist sie in all ihren Theilen, und in einigen wenigen ist sie im Stande, mit den gesegnetsten Landstrichen der Allmutter Erde um die Palme zu ringen."

Zur Entwickelung des Landes haben wir zu allererst den Boden urbar und wegsam zu machen. Urbar wird er nicht überall durch bloßes Niederhauen des Waldes oder Buschwerks, durch bloßes Abbrennen der Savannengräser. In den weiten Binnenlandräumen, wo trotz höherer Bodenlage die Hitze, folglich auch die Verdunstung ärger wirkt als an der Küste, gehört hierzu meistens auch künstliche Bewässerung, wofür übrigens, im Fall kein Fluß sich in der Nähe befindet, die erforderlichen Grundwasser der Oberfläche nirgends weit entrückt zu sein scheinen. Viel schlimmer läßt sich das Verkehrswesen an. Längs der Küste fahren flott unsere Dampfer, auf dem Nyassa-See schwimmt unser Wissmanndampfer, auch auf dem Tanganika- und Viktoriasee wird hoffentlich bald ein Schnellverkehr durch kleine Dampfer eingerichtet. Aber das Binnenland! Da ziehen noch wie vor Jahrtausenden die Karavanen ihre elenden Schmalpfade, die nur den Gänsemarsch gestatten. Lastthiere und Wagen gibt es gar nicht. Alles muß auf dem Wollkopf des Negers befördert werden; also kann man Stückgut von mehr als sechzig Pfund Schwere überhaupt nicht transportiren. Die Last von sechzig Pfund gilt als die normale für den Träger; ihre Beförderung kostet von der Küste bis zum Viktoriasee fünfundsiebzig Mark, die Tonne Frachtgewicht mithin auf der gleichen Strecke (so weit wie von Hamburg nach dem Bodensee) rund 2500 Mark!

Was bedeutet unter solchen Umständen der Wegebau für die wirthschaftliche Erschließung des Landes! Zum Glück ist von dem vortrefflichen und zugleich uns nächstgelegenen Hafen, von Tanga aus, der Eisenbahnbau gen Westen, zunächst nach Korogwe am Panganifluß, im Werk, ja zum Theil schon fertig; eine Verkehrsstraße von unsern Pflanzungen im benachbarten Handeï zum Anschluß an diese Eisenbahn ist gleichfalls im Bau begriffen. Und seit kurzem ist sogar die große Eisenbahnlinie, die das Innere bis zum Kilima-Ndscharo und Viktoriasee mit der Küste verknüpfen, das Innere somit überhaupt erst dem Welthandel recht aufschließen soll, finanziell gesichert. Das eröffnet offenbar den größten Fortschritt in der Verwirklichung des eingangs bezeichneten Programms: Colonisirung zu wirthschaftlicher Verwerthung!

Wir müssen betreffs der Einzelvorschläge unseres Ver-

fassers, auch über bessere Organisation des noch auf lange nicht zu entbehrenden Trägerdienstes, ferner über die Art, den Neger zur Arbeitsleistung zu gewöhnen, Contractbruch der Arbeiter in einer dem Rechtsgefühl der Schwarzen entsprechenden Form zu ahnden, über fiscalischen Zwang zur Arbeit u. dgl., auf das Werk selbst verweisen, dessen Vorzug ja ganz besonders darin besteht, daß sein Urheber über all diese Dinge aus eigener Erfahrung zu reden weiß und dem verständigen Grundsatz huldigt, stets mit den gegebenen Zuständen zu rechnen, an Vorhandenes anzuknüpfen, um für jegliches Unternehmen, sei es Pflanzungsanlage, sei es Bahnbau, festen Untergrund unter den Füßen zu haben.

Von der im obigen berührten Beantwortung der Ansiedelungsfrage abgesehen, herrscht hier durchweg ein wohlthuend nüchterner, realistischer Geist, gepaart mit einer frischen Begeisterung für die Durchführbarkeit des vorsichtig Erwogenen, wenn es nur an Opferwilligkeit und Thatkraft der Nation nicht gebricht.

„Die Aufgaben, welche Deutsch-Ostafrika bietet, stehen nüchtern und real vor uns da, und sie erfordern die ganze kühle Thatkraft eines Volkes. Es gilt, der spröden Natur ein neues großes Bethätigungsfeld menschlichen Schaffens abzuringen, und dies kann nur in ernster und ehrlicher Arbeit geschehen. Der Lohn, welcher winkt, ist groß und des Ehrgeizes einer vorwärtsdringenden Nation würdig. Gelingt es Deutschland, diesen zu gewinnen, so wird es damit sich selbst materiell und geistig bereichern, und gleichzeitig den schönsten Triumph erringen, welchen der Genius der Geschichte den Culturvölkern der Erde gewähren kann: eine tiefer stehende und verkümmernde Rasse emporzuheben und in den Strom der lebendigen Menschheitsentwickelung mit hineinzuziehen.“

Alfred Kirchhoff.

Social- und wirthschaftspolitische Schriften.

1. Die Geschichte des Socialismus in Einzeln-Darstellungen. Erster Band: Die Vorläufer des neuern Socialismus. Redigirt von E. Bernstein und K. Kautsky. Heft 5—12. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1894—95. Gr. 8. Jede Lieferung 20 Pf.
2. Der Socialismus der Gegenwart. Von Emile de Laveleye. Mit einem Anhang: Der Socialismus in England von Goddard H. Orpen. Halle, Otto Hendel. 1895. Kl. 8. 1 M. 25 Pf.
3. Bausteine. Beiträge zur Socialreform. Von Michael Flürscheim. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 2 M.
4. Freiland in Deutschland. Von Dr. Franz Oppenheimer. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. Kl. 8. 1 M.
5. Der socialistische Zukunftsstaat oder die Verstaatlichung der Productionsmittel. Von Dr. Ernst Fr. Wyneken. (Heft 142 der von Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz herausgegebenen Zeitfragen des christlichen Volkslebens.) Stuttgart, Chr. Belser. 1894. 8. 1 M.
6. Das Buch von Staat und Gesellschaft. Eine allgemeine Darstellung des gesammten socialen Lebens der Gegenwart von Wilhelm Röhrich. Zwei Bände. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1892 und 1894. 8. 10 M. 80 Pf.
7. Geistliche Gedanken eines National-Oekonomen. Von Wilhelm Roscher. Mit einem Bildnisse des Verfassers aus dem Jahre 1893 in Heliogravure. Dresden, von Zahn u. Jaensch. 1895. 8. 4 M.

Die ersten vier Hefte der von Socialdemokraten herausgegebenen „Geschichte des Socialismus“ (Nr. 1) sind in Nr. 1 d. Bl. f. 1895 besprochen worden. Die vorliegenden acht Hefte behandeln den ketzerischen Communismus in Italien und Südfrankreich, die Begharden, Lollharden, Taboriten, Böhmischen Brüder, die Reformation und Thomas Münzer, den Bauernkrieg und die Wiedertäufer bis zum Beginn der münsterischen Unruhen. Das Bemühen, alle politischen und kirchlichen Ereignisse aus wirthschaftlichen Ursachen zu erklären, wird, wenn auch nicht überall mit durchschlagendem Erfolg, so doch mit vielem Geschick fortgesetzt; besonders interessant sind die Nachweise des Zusammenhangs zwischen der Entwickelung des Handels und der des Nationalstaats, und des Einflusses der industriellen Entwickelung der Niederlande auf die politischen Beziehungen Frankreichs zu England. Beachtung verdient die Schilderung der sehr unbekannten communistischen Gemeinwesen der Wiedertäufer in Mähren. Wenn Luther heute lebte, so würde er ohne Zweifel die Socialdemokraten als „Schwarmgeister“, um einen seiner Kraftausdrücke zu gebrauchen, „über die Schnautze hauen“. Das wissen die Herren ganz gut, man kann es ihnen daher nicht verargen, daß sie dem großen Reformator nicht besonders hold sind. Sein religiöses Gemüth zu verstehen, sind sie ohnehin unfähig, und so schätzen sie ihn denn viel zu niedrig. Als Proben der Auffassung und Darstellung mögen zwei von den Stellen dienen, in denen man sich mit den Verfassern unter Vorbehalt einverstanden erklären kann. Die mittelalterlichen Communisten zeigen vielfach einen ascetischen Charakter, der im Reformationszeitalter als Puritanerthum wiederauflebt. Darüber heißt es S. 130—131:

> Im Mittelalter, ebenso wie zur Zeit des verfallenden Römerthums, war die Production noch nicht soweit entwickelt, daß es möglich gewesen wäre, Allen die Mittel eines verfeinerten Lebensgenusses zu gewähren. Wer die Gleichheit Aller verlangte, der mußte nicht blos in der Ueppigkeit, sondern auch in den Künsten und Wissenschaften, die ja thatsächlich vielfach nur als Dienerinnen der Ueppigkeit auftraten, ein Uebel sehen. Aber die Communisten gingen meist noch weiter. Angesichts des ungeheuern Elends erschienen ihnen nicht blos der Uebermuth und die Frivolität, sondern leicht überhaupt jede Freude, jeder Genuß, auch der harmloseste, als eine Sünde.... Durch diesen finstern Puritanismus kamen die Communisten in Gegensatz nicht nur zu den Herrschenden, sondern oft auch zu den arbeitenden Klassen ihrer Zeit, die

noch voll urwüchsiger Lebenslust und Frohmüthigkeit waren. Vielfach waren die Communisten bei Bauern und Handwerkern als Mucker verhaßt. Erst als die Reformation in ihrer Entwickelung zur Niederdrückung und Mishandlung dieser Klasse führte, und das Aufkommen des fürstlichen Absolutismus jeden Widerstand hoffnungslos erscheinen ließ, als ferner die kapitalistische Productionsweise ihren Einzug hielt und das Sparen — die „Entsagung" — zur Haupttugend der kleinen Ausbeuter machte, weil es dasjenige Mittel war, welches ihnen am ehesten versprach, sie in die Reihen der großen Ausbeuter avanciren zu lassen: erst von da an begann der puritanische Geist in der Bauernschaft und dem Kleinbürgerthum Wurzel zu fassen. Aber dieselbe kapitalistische Productionsweise, die den Bauern und Kleinbürgern den Puritanismus eingeimpft hat, treibt ihn dem Proletarier aus: sie flößt ihm Hoffnungslosigkeit und Hoffnungsfreudigkeit gleichzeitig ein. Sie läßt ihm alle Versuche hoffnungslos erscheinen, seine Lage durch individuelle Anstrengung erheblich zu bessern; sie raubt ihm als Einzelnen jede Aussicht auf eine bessere Zukunft und läßt es ihm thöricht erscheinen, der Zukunft die Gegenwart zu opfern; seine Lage macht ihn sorglos — freilich nicht sorgenlos — und leichtsinnig. Aber gleichzeitig erzeugt die kapitalistische Productionsweise auch Hoffnungsfreudigkeit im Proletarier: läßt sie ihm seine individuelle Zukunft immer hoffnungsloser erscheinen, so zeigt sie ihm die Zukunft seiner Klasse in immer glänzenderm Lichte.

Und vom hussitischen Utraquismus heißt es S. 207:

Nach der herkömmlichen populären Geschichtsdarstellung hätte es sich in dem riesenhaften Ringen der Hussitenkriege im wesentlichen um nichts anderes gehandelt als um die Frage, ob das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu genießen sei oder nicht, und die „aufgeklärten Köpfe" unterlassen nicht, in diesem Zusammenhange mit Genugthuung darauf hinzuweisen, wie beschränkt doch zu jener Zeit die Leute gewesen seien und wie helle dagegen die Freidenker unserer Zeit. Aber diese Darstellung der hussitischen Bewegungen ist ungefähr ebenso weise und begründet, als es eine geschichtliche Darstellung in einem der spätern Jahrhunderte über die Revolutionskämpfe unserer Zeit wäre, in welcher ausgeführt würde, die Menschen seien im 19. Jahrhundert noch so unwissend gewesen, gewissen Farben eine abergläubische Bedeutung beizulegen, sodaß die blutigsten Kämpfe darüber entstanden seien, ob die Farben Frankreichs weiß oder blauweißroth oder roth sein sollten. Was die verschiedenen Flaggen heutzutage für die verschiedenen Nationen und Parteien, das war der Kelch für die Hussiten: ihr Feldzeichen, aber nicht ihr Kampfobject.

Das Büchlein des vor drei Jahren verstorbenen edeln Emile de Laveleye „Der Socialismus der Gegenwart" (Nr. 2) ist der Hauptsache nach eine gute Geschichte des modernen Socialismus, in der Deutschland am ausführlichsten berücksichtigt wird. Die kurze Kritik des Kapitals von Karl Marx darf man im ganzen als gelungen bezeichnen, doch konnte Laveleye dem Werke nicht ganz gerecht werden, weil er bei Abfassung seines Buches den zweiten Theil noch nicht gelesen hatte, und der dritte Theil erst nach seinem Tode erschienen ist. Besonders werthvoll sind seine Mittheilungen über die halbcommunistische Agrarverfassung der Südslawen und über die revolutionären Bewegungen in Italien und Spanien, weil er das alles aus eigener Anschauung kennt. Er selbst vertritt, wie man besonders aus dem Schlußworte auf S. 307 sieht, den Standpunkt der deutschen Kathedersocialisten, und der Verfasser des zur Ergänzung angefügten Abschnitts über den englischen Socialismus ist ihm darin seelenverwandt.

Michael Flürscheim ist bekanntlich das Haupt der deutschen Bodenbesitzreformen, und da die Bodenverstaatlichung noch wenig Aussicht auf Verwirklichung hat, so agitirt er zunächst für Waarenbanken, die nicht allein das Metallgeld überflüssig machen und die Geldmacht brechen, sondern auch die Bodenverstaatlichung vorbereiten sollen. Ausführlich hat er seine Ideen in einem größern Buche: „Der einzige Rettungsweg", entwickelt; durch die vorliegende kleinere Schrift: „Bausteine" (Nr. 3), die aus neun schon einzeln veröffentlichten Aufsätzen besteht, will er sie einem weitern Publikum zugänglich machen. Da eine Kritik des Flürscheim'schen Systems an dieser Stelle nicht möglich ist, beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß die Widerlegung der entgegenstehenden Ausführungen Schäffle's und Knies' auf S. 47 und 119 nicht überzeugt. Schäffle hat in seinen „Deutschen Zeit- und Kernfragen" ausgeführt, daß die Bodenverstaatlichung ja gar nichts neues und unter anderm von des seligen Pharao großem Finanzminister Joseph in der großartigsten Weise durchgeführt worden sei; was dabei herauskomme, nämlich die Knechtschaft des ganzen Volkes, wisse man ja. Wenn nun Flürscheim einwendet, er wolle nicht einen Despotenstaat sondern einen Volksstaat, so ist darauf zu erwidern, daß zwar Volksstaaten von kleinem Umfange, wie die schweizer Urcantone, der Erfahrung nach möglich, alle Versuche aber, wirkliche Volksstaaten im größten Maßstabe herzustellen, selbst unter den günstigsten Bedingungen, wie in Nordamerika, bisher gescheitert sind. Die Möglichkeit ist ja freilich nicht ausgeschlossen, daß die Völker in Zukunft klüger werden und ihre Unbeholfenheit überwinden lernen. Das Mislingen der marseiller Tauschbank aber, deren Geschichte Knies in seinem Buche „Das Geld" S. 144—148 erzählt, und der übrigen solchen Versuche, erklärt Flürscheim daraus, daß sie nur ein beschränktes Gebiet der Production umfaßten. „Die Grundbedingung des Erfolges einer Tauschbank ist die Einbeziehung aller Producenten des Landes, was natürlich kaum anders als auf dem Wege des staatlichen Handelsmonopols möglich wäre, besonders wenn man dem Waarenpapiergeld der Tauschbank gesetzlichen Zwangscurs für alle Zahlungen geben will, was absolut nöthig wird, wenn man die Krisenursache abschneiden will." (S. 123.) Knies hat nun aber gerade bewiesen, und mich wenigstens überzeugt, daß sich jene Bonnard'sche Bank nur darum zehn Jahre lang halten konnte, weil außerhalb ihres Bereiches der Geldverkehr überall fortdauerte. Den Antisemitismus verwirft Flürscheim S. 91 ganz entschieden mit durchschlagenden Gründen.

In einem benachbarten Fahrwasser, nämlich in dem Hertzka's, segelt Dr. Franz Oppenheimer's Schrift „Freiland in Deutschland" (Nr. 4). Seinem Meister macht er nur daraus einen Vorwurf, daß er Freiland in Afrika gründen wolle, statt mitten in Deutschland. Jeder

Bauer könne damit anfangen, wenn er mit seinen Knechten eine Productivassociation gründe. Der Verfasser soll nur einmal zu den Bauern in der Gegend meines Wohnorts kommen mit seinem Vorschlage! Die werden ihm zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat! Solche Herren, auch Flürscheim, nehmen die Redensarten ernst, die in den Versammlungen des Bundes der Landwirthe üblich sind: Daß der Bauer nur noch Sklave des Kapitalisten sei, daß er mit Deficit arbeite, daß er nicht einmal die Productionskosten herausschlage, daß er gern mit seinem Knechte tauschen würde. Gewiß gibt es Bauern, die sich in solcher Lage befinden, aber die andern, die noch lange nicht mit ihren Knechten tauschen oder sich verstaatlichen lassen mögen, und für die der Name „Freier Eigenthümer" noch keineswegs, wie Flürscheim S. 76 meint, ein leeres Wort, Schall und Rauch ist, bilden zum Glück noch die Mehrzahl. Oppenheimer braucht blos eine Million Mark, um in einem kleinen Bezirk die neue Ordnung der Dinge, die auf Productivassociationen und Ausschluß des Eigenthums an Grund und Boden beruht, zu organisiren; von einer solchen Keimzelle aus werde sich die neue Ordnung von selbst über das ganze Land verbreiten. Eine Million Mark ist nach heutigen Begriffen keine große Summe, und da den Actionären eine gute Dividende garantirt wird, so würde sich ein Versuch, von dem uns so große Dinge versprochen werden, schon lohnen. Gelingt er, und sehen wir den Erfolg vor Augen, so werden wir an „Freiland" glauben.

Hertzka nennt sein System Socialliberalismus: er will nichts wissen von einer communistischen Zwangsordnung, sondern glaubt, daß sich, wofern nur das Eigenthum an Grund und Boden aufgehoben wäre, die Production wie die Gütervertheilung bei unbeschränktester individueller Freiheit ganz von selber aufs Schönste ordnen würde. Dr. Ernst Fr. Wyneken scheint in seiner frisch und warmherzig geschriebenen Broschüre: „Der socialistische Zukunftsstaat" (Nr. 5) mehr einer communistischen Regelung der Production zuzuneigen. Als Muster empfiehlt er das Unternehmen van Marken's in Delft, der eine Actiendruckerei gegründet und ihr eine Verfassung gegeben hat, die darauf berechnet ist, die Arbeiter allmählich zu Mitbesitzern und schließlich zu Alleinbesitzern zu machen. Van Marken hat sich bemüht, die Fehler zu ermitteln, an denen bisher die auf Gewinnbetheiligung der Arbeiter gegründeten Unternehmungen gescheitert sind, und sie zu vermeiden. Die von diesem Holländer aufgestellten Grundsätze, meint Wyneken, hätte der Staat durchzuführen. Der Hauptfehler der bisherigen socialistischen Systeme liege in der Verquickung des Socialismus mit dem Communismus, „welcher den Staat zu einem Unternehmer macht und der Staatsregierung statt der bloßen Regelung die unmittelbare Leitung der gesammten Volkswirthschaft auflegt". Am Schluß kommt es heraus, daß der Verfasser weder von seinem noch von andern Plänen viel erwartet, weil die Hauptsache fehle: Der christliche Geist.

Wilhelm Röhrich's Buch mit dem prententiösen Titel: „Das Buch von Staat und Gesellschaft" (Nr. 6) behandelt die einschlagenden Gegenstände unter folgenden Ueberschriften: „Der Kampf ums Dasein und die Güterwelt"; „Die Gesellschaft"; „Die Arbeit und ihr Recht"; „Geld, Kapital und Credit"; „Der Socialismus und die Umsturzparteien"; „Der Staat". Sein Werth besteht darin, daß es eine Compilation ist, in der man eine Menge Actenstücke, Urkunden und wörtlich abgedruckte lange Abschnitte aus den Schriften bedeutender Nationalökonomen und Socialpolitiker beisammen findet.

Wilhelm Roscher's „Geistliche Gedanken" (Nr. 7) sind tagebuchartige Aufzeichnungen des berühmten Nationalökonomen, von denen er wünschte, daß sie nach seinem Tode veröffentlicht würden. Sein Sohn, Dr. Karl Roscher, hat diesen Wunsch erfüllt, ein pietätvolles Vorwort nebst Biographie vorausgeschickt, und eine Sammlung von Stellen aus den Werken des Verewigten angehängt, die ebenfalls „geistliche Gedanken" enthalten. Als den wichtigsten möchten wir den auf S. 132 herausgehobenen bezeichnen, daß die Nationalökonomie Matthäus 4,4 (der Mensch lebt nicht vom Brot allein) nicht vergessen werden dürfe; selbst für die materiellen Interessen eines Volkes bleibe doch immer sein Geist die Hauptsache. Aus den Tagebuchaufzeichnungen werden die Theologen mit Genugthuung und die frommen Christen zu ihrer Erbauung erfahren, daß Roscher zeitlebens ein strenggläubiger, wenn auch nicht völlig orthodoxer, evangelischer Christ gewesen ist, und auch jedem andern muß es Freude bereiten, dem großen Gelehrten und gefeierten Hochschullehrer nach seinem Tode ins Herz schauen zu können und daselbst nichts als Güte, Demuth, kindlichen Glauben und zarteste Gewissenhaftigkeit zu finden. Die Unerschütterlichkeit des Glaubens, so selten sie bei Gelehrten der Neuzeit sein mag, würde an sich noch nichts erstaunliches haben, wenn Roscher Philosoph oder Naturforscher gewesen wäre, aber an einem Nationalökonomen, der zugleich ein Historiker von ungeheuerer Belesenheit war, erscheint sie geradezu wunderbar, noch wunderbarer der Umstand, daß sich keine Spur von ernsten Zweifeln und heftigen Kämpfen findet. Denn nicht in der Natur und nicht in der Region des Abstracten, sondern in der Geschichte der Menschheit thun sich jene schauerlichen Klüfte auf zwischen den Glaubenslehren und der Wirklichkeit, zwischen den Forderungen der christlichen Moral und den Forderungen der Natur und Cultur, die so viele denkende Geister im Atheismus oder Pessimismus gefangen halten, und die es vormals den Gnostikern und Manichäern undenkbar erscheinen ließen, daß diese Welt, wie sie ist, die Schöpfung eines guten Gottes sein sollte. Um zu zeigen, „wie furchtbar das sittliche Elend selbst unter den besten heidnischen Völkern in der Zeit vor Christus" gewesen sei, erinnert er S. 59 an eine Geschichte, die Livius

(XXXIX, 42 und 43) von Lucius Quinctius Flamininus berichtet. Ich schlug nach und traute meinen Augen kaum, als ich da zwei Unthaten las, die allerdings Unthaten, im Vergleich zu den Unthaten am byzantinischen Hofe aber, zu den Greueln der Religionskriege und Religionsverfolgungen, der italienischen Höfe in der Renaissance, der Hexenprocesse, zu den Justizgreueln des 16. und 17. Jahrhunderts, zu den englischen Fabrik- und Grubengreueln des beginnenden 19. Jahrhunderts, zu den Enthüllungen der „Pall-Mall-Gazette" harmlos sind; die noch dazu vereinzelt dastanden und allgemein verurtheilt wurden, während jene Greuel der christlichen Zeiten Massenerscheinungen und nach der Ansicht der Gesellschaftskreise, die sie verübten, ganz in der Ordnung waren. In seinem System der Volkswirthschaft langt Roscher nicht selten auf Punkten an, von wo der Blick in die Abgründe des Zweifels und der Verzweiflung unvermeidlich erscheint, z. B. im ersten Bande (elfte Auflage) S. 616, wo er dem Einwande gegenüber, daß Heirathsbeschränkungen sittenverderblich wirkten, bemerkt: „Wir dürfen nicht vergessen, daß es noch andere Sünden gibt, als die Unkeuschheit, und daß die völlige Armuth eine der schlimmsten Versuchungen bildet; sie ist namentlich kein Schutzengel der Keuschheit!" Allein es scheint, daß Männer, die von Jugend auf bis zum Tode in glücklichen Verhältnissen leben und von den Widersprüchen der Wirklichkeit nicht persönlich berührt werden, sich einer glücklichen Blindheit erfreuen gegenüber allen Thatsachen, deren Würdigung ihren Seelenfrieden in Gefahr bringen könnte. An zwei Stellen irrt Roscher in Beziehung auf Thatsachen. S. 35 schreibt er bei einer Betrachtung über katholische Gebräuche, die ihm gefallen: „So ist das Wort der Vulgata: Agnus Dei qui tollis besser als das lutherische: Lamm Gottes, das du trägst u. s. w. Aber um so unbiblischer dann gleich der katholische Zusatz: Ora pro nobis." Der existirt nicht; in der Messe wird beigefügt: miserere nobis, dona nobis pacem, in der Litanei: parce nobis, exaudi nos Domine. Und S. 69 rühmt er dem Christenthum nach, daß es „vielleicht die einzige Religion" sei, „welche den Selbstmord unter allen Umständen verwirft". Das ist nur dann richtig, wenn man unter Christenthum die christliche Kirche versteht; die Bibel enthält auch nicht ein einziges Verbot des Selbstmordes, das Neue Testament so wenig wie das Alte.

Karl Jentsch.

Aus dem Leben deutscher Dichter.

1. Erinnerungen von Felix Dahn. Viertes Buch. Würzburg — Sedan — Königsberg (1863—1888). Erste Abtheilung (1863—1870). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1894. 8. 10 M.
2. Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Dreizehnter Band: Von Perlin nach Berlin. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894. Gr. 16. 3 M.
3. Walter Wendrich. Roman aus der Gegenwart von Maurice Reinhold von Stern. Erster Band. Zürich und Leipzig, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz". 1895. 8. 4 M.

Felix Dahn (Nr. 1) bringt uns in der ihm eigenen immer so licht- wie kraftvollen Schreibart ein weiteres Stück seiner glückgesegneten Lebensführung dar, und zwar das literarisch wesenloseste, aber historisch bedeutungsvollste, denn den Hauptinhalt dieser ausgedehnten Blätter bildet seine Betheiligung am Deutschen Kriege 1870—71 im Dienst der Johanniter. Daß sich die Mannhaftigkeit des Dichters innerhalb der hier gestellten immerhin mehr passiven Aufgaben so kräftig bethätigte, als ein poetisches Wirken in den Hintergrund trat, wird man von der markigen Persönlichkeit Felix Dahn's nicht anders erwarten. Abgesehen davon aber, daß sie in vorliegendem Buche aus dem Pulverdampf der Schlachten und der Stickluft der Lazarethe in eine vielfach interessante, ja mehrfach heroische nähere Beleuchtung rückt, erhält dasselbe dadurch auch einen höhern allgemeinen Werth als es uns aus der Autopsie eines geistvollen deutschen Gelehrten die Hauptepoche des großen Krieges schildert, so treu und weit sie die Augen einer nichtmilitärischen Individualität zu erfassen vermochten. Freilich lenkte diese eine von besonderm Glück begünstigte Führung, sodaß sich Dahn's Blicken Perspectiven erschlossen, die weiter reichten als manchem höhern Waffenträger. Dahn bezeichnet den Tag von Sedan und, den welchen er nach der Bismarck'schen Geburtstagsfeier des Jahres 1892 bei dem Fürsten in Friedrichsruh verlebte, als die weihevollsten seines Lebens. Hören wir ihn selbst:

Von Mittag 12½ bis abends 10 Uhr sprach der Fürst (mit Ausnahme einer Stunde Mittagsschlafes von 3 bis 4 Uhr) unabläßig: ich hörte zu und fragte.

„Sie können aber gut fragen", lächelte er nach ein paar Stunden.

„Ja, Durchlaucht, ich frage die Leute seit 1863, also dreißig Jahre", erwiderte ich, „schlimm wär's, könnt' ich noch immer nicht fragen".

Der Fürst sprach fast ausschließend über Politik: über Dinge von 1863 bis 1892; er sprach mit einem geradezu überwältigenden Vertrauen — er sah mich zum ersten mal! — mit einer rückhaltlosen Offenheit über alle Dinge und alle Menschen, auf die er zu reden kam. Ich habe nicht einmal für mich allein irgendein Wort aufgeschrieben: man weiß nicht, in welche Hände nach meinem und meiner Frau Tod solche Aufzeichnungen kommen können. Was der Fürst davon bekannt geben will, kann er ja in seine zu druckenden „Erinnerungen" aufnehmen: freilich sagte er, daß diese sich fast nie über den Verkehr mit — befreundeten oder feindlichen — Staatsmännern empor und in höhere — fürstliche Kreise erheben würden.

Die im Januar 1894 erfolgte „Versöhnung" hat, wie jedermann weiß, gar keine politische Bedeutung, aber ich besorge, man kann auch die rein menschliche bedeutend überschätzen.

Wir wünschen der inhaltsreichen Gabe ein ehrenvolles Willkommen auch innerhalb unserer Leserwelt.

Täuschungen und Widerwärtigkeiten, Gleichgültigkeit und Ablehnung — so hören wir von Heinrich Seidel — sind mir in reichem Maße zutheil geworden, den Muth und die Hoffnung auf den endlichen Sieg meiner Sache ließ ich mir aber niemals rauben. Vom Jahre 1882 ab gingen meine Schriften allmählich in den Verlag des feinsinnigen leipziger Verlegers Liebeskind über, aber erst nach sechsjähriger unermüdlicher, von manchen Verlusten seinerseits begleiteter Arbeit begann er den Lohn für seine aufopfernde Thätigkeit zu finden.

Ich darf mich jetzt der freudigen Empfindung hingeben, daß überall in Deutschland und auch in Amerika, ja überall, wo Deutsche in Mehrzahl beisammen wohnen, zahlreiche Freunde und Gönner meiner Schriften entstanden sind, und für diese habe ich mich entschlossen, meine mehr als einfachen Lebensschicksale aufzuschreiben. Ich that dies mit Sorgfalt und Liebe, jedoch von mancherlei Zweifeln bedrückt, ob diese geringen Erlebnisse geeignet seien, irgendjemand Theilnahme einzuflößen, und schließe darum mit den Worten des Dichters:

„Und wie der Mensch nur sagen: Hier bin ich,
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun,
So kann auch ich nur sagen: Nimm es hin!"

Mit diesen immer gefälligen Versen aus Goethe's „Tasso", mit denen andere Poeten ihre Schöpfungen der Allgemeinheit, womöglich auf dem Titelblatt, ans Herz zu legen pflegen, beendet Heinrich Seidel, der Vater „Leberecht Hühnchen's" und wackere „Glockenspieler" und vieler anderer prächtiger Erzählungen die Geschichte seines Lebens, welche die Chronik des deutsch-evangelischen Pfarrhauses mit einer neuen Reihe rühmlicher Blätter bereichert. Man kann nicht sagen, daß diese Lebensroute, die an die wenigen Etappen: „Perlin — Schwerin — Hannover — Güstrow und das unersättliche, so viele Existenzen polypenhaft für immer in seinen Dunstkreis ziehende Berlin" geknüpft bleibt, irgendwelches äußere oder ein regeres inneres Interesse böte. Seidel bildete sich auf dem alltäglichen Wege zum tüchtigen Ingenieur (Polytechnikum Hannover), als welcher er im Jahre 1872, auf das Neubau-Bureau der Berlin-Anhalter Bahn berufen und mit einer technischen Aufgabe betraut wurde, welche in gleicher Ausdehnung auf dem gesammten Continent noch nicht vorgekommen war. Jeden, welcher die Poesie Heinrich Seidel's kennt und liebt, wird es freuen zu hören, daß kein anderer als er das eiserne Dach der gewaltigen und bewunderswerthen Ankunftshalle des neuen Anhalter Bahnhofs in Berlin construirt hat, welches eine Spannweite von $62\frac{1}{2}$ Meter hat. Man sieht es übrigens den energischen, kraftvoll concentrirten Zügen des dem Buche beigegebenen Porträts an, daß die Künste dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit, über lyrische „Glockenspiele" hinausgehen, wie sich denn der Dichter durch zahlreiche andere, nicht minder hervorragende technische Leistungen um Berlin verdient gemacht hat. Nebenbei (Angaben, die für seine dichterische Genesis bedeutungsvoller sind) studirte er mit eifriger Hingabe die poetischen Werke von Adalbert Stifter, Mörike, Storm, Keller und den Ausländern Swift und Dickens, Aldrich und Poe, Mark Twain und Bret Harte. Vom Jahre 1870 ab ließ er dann ein kleines Büchlein nach dem andern erscheinen und ihre Zahl stieg auf sieben, ohne daß auch nur eins von ihnen Beachtung gefunden hätte.

Wie vielsagend reden die oben angeführten magern Worte, die ein anderer zu seitenlang greinenden Lamentos breit geknetet hätte, von dem furchtbaren Kampf eines aufstrebenden Talentes mit der Gleichgültigkeit der Leserwelt. Und doch hatte Heinrich Seidel dieselbe nach einem Jahrzehnt derartig bezwungen, daß er keiner Integralen mehr bedurfte, um Berlin mit hydraulischen Aufzügen zu heben, vielmehr durfte er sich schon 1880 völlig seinem „Glockenspiel" und „Leberecht Hühnchen's Großvaterfreuden" hingeben. Was sein eigenes Vaterglück angeht, so wird auch das für seine Freundinnen von Interesse sein zu erfahren, daß bei seinem dritten Jungen, Hellmuth, der berühmteste Träger dieses Namens zu Gevatter stand, nämlich Moltke selbst.

Ungleich romanhafter verläuft das junge Leben eines unserer neuesten Lyriker, sodaß er selbst die Autobiographie seiner Jugend in die Form eines ausgedehnten Romans kleiden kann. Es ist zunächst der erste Band, den uns Maurice Reinhold von Stern von „Walter Wendrich" (Nr. 3) unterbreitet, und wenn die folgenden an bunter Fülle des Inhalts vor den schnellbewegten Abenteuern und Figuren dieses ersten vielleicht zurückstehen werden, so dürfen wir doch von den folgenden Bänden reichere Aufschlüsse über das innere Werden und die geistigen Wandlungsprocesse dieser bedeutenden Dichternatur uns verheißen, die so gar nichts der Schule, dahingegen alles dem Leben und persönlicher Selbstbestimmung dankt. Was der vorliegende Roman zunächst schildert, ist die mehr oder minder freiwillige Flucht eines jungen baltischen Cavaliers aus unhaltbar oder unerträglich gewordenen europäischen Verhältnissen, über den Atlantischen Ocean. Hier in Amerika erlebt der junge Edelmann eine Reihe so romanhafter Metamorphosen wie furchtbarer, fast unglaublicher Abenteuer. Und doch ist das, was „Walter Wendrich" drüben erlebt, kaum etwas Schlimmeres als was die meisten der hier gescheiterten Junker drüben zu erleben pflegen, um auf dem Amboß des Elends unter den Hammerschlägen der Noth entweder zermalmt oder für ein besseres Dasein geläutert zu werden. Mit der Poesie ist es dann freilich so oder so gründlich vorbei und der Werth des Dollars bleibt für die Lebensuhr des Siegers das maßgebende Normativ. Vielleicht zieht die Romantik des Rheins oder die Begräbnißstätte der Aeltern ihn nochmals herüber in das alte Europa, aber sonstige poetische Anwandlungen bleiben als unergiebig verpönt. Anders mit „Walter Wendrich". Er taucht immer wieder empor aus den Strudeln des Verderbens,

die ihn in das Verderben reißen wollen. Immer schöner erproben und bewähren sich seine Kräfte, obwol auch nach ihm der Hungertod die furchtbare Kralle schlägt. Wendrich ist davon tief durchdrungen, daß er seines Schicksals auch in der neuen Welt Meister bleiben werde, aber in gleichem Grade fühlt er sich berufen, diese seine gestählten Kräfte in der alten einzusetzen.

Da hörte Walther neben sich in den Vorhängen am Fenster ein leises Rascheln und Flattern. Er lüftete den Zipfel eines Vorhanges und erblickte mit Staunen einen herrlichen, ungewöhnlich großen, im leuchtenden seidigen Blau erglänzenden Schmetterling, der langsam die Flügel auf- und zuklappte, wie berauscht von der funkelnden Abendsonne. Die Farben waren von einer Unberührtheit und Frische, die Formen von einer Zartheit und Accuratesse, daß Walther im ersten Augenblick ein Erzeugniß der Kunst vor sich zu haben glaubte. — Während er noch in staunende Betrachtung versunken war, breitete das bläuliche Phantom mit einem male die Flügel aus und umkreiste ihn einige male mit unsichern, taumelnden Flügen. Walther öffnete wie im Traum das Fenster, daß es weit aufgesperrt war, und sah mit Entzücken, wie das blaue Wunderthier mit weit ausgebreiteten Flügeln hinausflog und, schillernd im purpurnen Abendlicht, über die von rosigem Duft erfüllte Straße und über die röthlich angehauchten Dächer hinweg der untergehenden Sonne entgegen gaukelte.

Wie der Schmetterling verschwunden war, sah das dürftige Zimmer wie erblindet und verdüstert aus. Die Sonne sank schnell in das Häusermeer hinab und Walther's Seele folgte sehnsüchtig dem Flüchtling in die Ferne. Was er halb unbewußt schon seit Wochen in sich umhergewälzt, das trat im Abendroth dieses ersten Frühlingstages klar vor seine Seele: er wollte Neuyork und die neue Welt überhaupt verlassen und nach Europa zurückkehren. Er fühlte, daß sich seine Kräfte hier gegenstandslos verzehrten, daß er hier zwar mit Drachenblut gebadet und unverwundbar geworden war, daß er seine Kämpfe aber in der alten Welt auszukämpfen habe, dort, wo in Lauten der Muttersprache geredet und seinem Herzen verständlicher das große Leid des Jahrhunderts geklagt wurde.

Dies große Leid des Jahrhunderts — die deutsche Literatur- und Culturgeschichte weiß, daß die geistigen Kräfte, welche Reinhold Mauriee von Stern eingesetzt hat, es zu bekämpfen, keine alltäglichen waren. Maurice von Stern betrat diesen Kampfplatz zunächst als zweifellos aufrichtigster und talentvollster Freiheitssänger des vierten Standes. Die innern Wandlungen darzulegen, welche ihn veranlaßt haben, die rothe Fahne aus der Hand zu stellen, wird eine der vornehmsten Aufgaben des zweiten Bandes seines Jugendromans „Walter Wendrich" bilden müssen. Indem er als socialpolitischer Publieist innerhalb seiner Grenzen fortfuhr und fortfährt, mit dem großen Leide des Jahrhunderts zu ringen, hat er die Fäden in der Hand behalten, die ihn mit dem socialen Probleme der gärenden Zeit unlösbar verknüpft halten, und so wird sich der Roman, während er des Dichters Entwickelung zu schönerm künstlerischen Idealismus schildert, wie wir hoffen, zugleich zu einem Dichtwerk von zeitgeschichtlicher Treue und zeitgeschichtlicher Bedeutung erweitern und erheben.

Adalbert Schroeter.

Vier Gedichtbücher.

Otto von Leixner hat einmal von sich behauptet, man würde ihm wenigstens das eine Verdienst nicht absprechen dürfen, daß er nach besten Kräften versucht habe, einige poetische Dilettanten von dem Unwerth ihrer Reimereien zu überzeugen und sie einem nützlichen Beruf zuzuführen. Gewiß ist das eine der Mühe werthe Aufgabe, so selten sie auch von Gelingen gekrönt wird. Und vor allem ist es Pflicht des ernsten Kritikers, gegen die Halbtalente Front zu machen. Die bösen Dilettanten haben noch nie einem echten Dichter den Weg versperrt, wol aber die gefährlichen Formtalente, die selbst gewissenhafte Beurtheiler oft bestechen, die sich vorzüglich in Scene zu setzen verstehen, die sich so geschickt in den Lichtkreis einer großen Begabung zu stellen wissen, daß sie selbst leuchtend erscheinen.

Da liegt ein Buch vor mir, das ganz dazu angethan ist, in harmlosen Gemüthern Verwirrung anzustiften. Es lädt ordentlich dazu ein, die ganze Gattung an ihm zu exemplificiren, denn eine eingehende Besprechung ist es nur werth, wenn man die typische Eigenschaft des Werkchens betont und von der Betrachtung des Speciellen zu allgemeinern Gesichtspunkten gelangt. Der Titel lautet:

1. Romanzero und Lieder eines Werdenden von Ottokar Stauf von der March. Straßburg, G. L. Kattentidt. 1895. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ehe ich das Buch selbst durchgehe, möchte ich ein paar Kleinigkeiten erwähnen, die ich beiseite ließe, wenn sie nicht zu dem Gedichtband so vorzüglich stimmten. Ich las den Namen des Autors zuerst in einem jener kleinen Literaturblättchen, deren Bestehen zu den ewigen Welträthseln gehört, und zwar als Ueberschrift zu einem kritischen Essay. Das Bild des „Dichters" schmückte die Zeitschrift gleichfalls. Dabei hatte der unbekannte Autor noch kein einziges Buch erscheinen lassen. Man kann eben nicht früh genug berühmt werden, und wenn wirklich im Kürschner ein fünfjähriges Mädchen als „Schriftstellerin" figurirt, so kann Herr Stauf, der bereits einige Kritiken geschrieben haben soll, schließlich auch sein Bild veröffentlichen lassen. Aber die Eitelkeit und Geschmacklosigkeit, die dazu gehört, verdient niedriger gehängt zu werden. Dann las ich zweitens eine Kritik über den „Romanzero", die sich vor Lob nicht zu lassen wußte. Der Verfasser dieser Hymne war mir unbekannt. Skeptisch wie ich mal bin schlug ich nach: richtig, er war „angewidmet" in demselben „Romanzero", dem er Fanfaren blies.

Weshalb ich das erzähle? Weil das Buch von Stellen wimmelt, die einen verstiegenen Größenwahn documentiren. Alle Mätzchen, die der jüngstdeutschen Poesie in ihren Anfängen eigenthümlich waren, findet man glücklich wieder.

Erstens die Unzahl der Motti: Neben Goethe, Dante, Musset, Liliencron, Strachwitz, Holz, sind alte Chroniken, die Bibel und das Nibelungenlied citirt; dann die Andichtung und Anwidmung bekannter und unbekannter jüngstdeutscher Größen, wie Liliencron, Henckell u. s. w.; zum dritten die üblichen Freiheitsphrasen, die Verfluchung des Sündenbabels, die Prophezeihung einer neuen Zeit. Was für den Autor aber charakteristisch ist, das ist die Art und Weise, wie er sich, um es zu wiederholen, in den Lichtkreis fremder Talente stellt. Da ist zunächst die erste und beste Abtheilung des Buches, der „Romanzero", der Balladen enthält. Hier lehnt sich Stauf durchaus an Strachwitz an, manchmal klingen auch Fontane'sche Klänge durch. Die Harald und Douglas müssen noch einmal ihr Roß spornen und Gorm, der alte, noch einmal von hochbusigen Schildjungfrauen schwärmen. Die Eigenart fehlt ganz, aber sonst könnten diese Poesien noch gut passiren. Sie zeugen von einem hübschen Formtalent und — bis auf die gequält-humoristischen — auch von einem Geschmack, der sich an guten Mustern gebildet hat. Dann aber folgen die „Lieder eines Werdenden", und gerade hier zeigt sich die vollkommene Unfähigkeit zu gestalten. So lange Stauf ein Epigone der classischen Dichtung ist, bleibt er genießbar; als Epigone der modernen Poesie ist er von abstoßender Geschmacklosigkeit. Was Richard Zoozmann für Berlin, ist er für Wien, nur noch talentloser. Er macht alles mit; alle Ungezogenheiten, die sich der große Liliencron erlaubt, copirt Stauf in der übertreibenden Weise des Dilettanten; all die Reimspielereien, die sich Arno Holz nebenbei gestattete, ahmt er nach. Das Volk, für das er so zu schwärmen vorgibt, muß sich erst Fremdwörterbücher anschaffen, um die Gedichte zu verstehen, es wimmelt darin von Worten, wie „Festtheorben, Synedrium, Facten, Percailkleidern, Exegesen, Diaräsen, Koryphäen, Bonhommie, Utopisten u. s. w." Ueberhaupt besitzt Stauf kein Fünkchen Naivetät. Am besten beweisen seine Vergleiche wie er ganz Kopfmensch und Lesepoet ist. Er leistet sich z. B. die Geschmacklosigkeit zu singen:

> Herüberziehen Kastaniendüfte, krankhaft,
> Neurotisch wie ein Dörmann'sches Gedicht.

Oder an anderer Stelle:

> Mit tausend Augen blickt uns an die Sphynx
> Der sel'gen Sommernacht vom Blütenthron,
> Als heischte sie ein Lösungsdistichon.

Das bringt uns auf den Kern der Begabung Stauf's. Sie ist nicht natürlich angeboren, sondern angelesen. Man gehe Gedicht für Gedicht daraufhin durch und man wird folgende überraschende Thatsachen finden: 1) Fast jedes einzelne hat ein bestimmtes, vielleicht dem Autor gar nicht bewußt gewordenes Vorbild; 2) in dem ganzen Bande befindet sich charakteristischerweise kein ursprünglich-naives Liebeslied, kein Gedicht, das den Niederschlag eines persönlichen Erlebnisses darstellt, sondern nur poetische Behandlungen von Lesefrüchten. Deshalb die vielen Motti, die Citate aus allen möglichen Werken. Bei dem Durchstöbern alter Chroniken fällt dem Autor eine Scene auf, die er in Reime bringt; wenn er Liliencron ansingt — schon das ist bezeichnend —, verfällt er auch ganz in Liliencron's Stil; wenn er Henckell andichtet, besinnt er sich, daß Liliencron gleichfalls ein Poem an den schweizer Dichter gerichtet hat und paraphrasirt nun dieses Poem. Ein anderes beginnt er mit „Freiheit, die ich meine", ein weiteres ist im Anfang genau einem Kinkel'schen nachgebildet, „Ex ponto" wäre ohne Arno Holz' „Frühling" schwerlich entstanden, wieder andere erinnern an Henckell und so geht es in infinitum weiter. Er kennt auch keine Consequenz der Form, er macht eben alles, antike Chorlieder und Sonette, und wie weit dieser Mangel an Naivetät geht, beweist die Thatsache, daß er zu einzelnen Versen historische Anmerkungen machen muß, weil sie sonst unverständlich wären. Stets muß er ein „für" oder „wider" haben, das er preisend oder bekämpfend besingt. Er gehört zu den Menschen, die nicht aus der Welt für die Welt, sondern aus der Literatur für die Literatur schreiben.

Seine Stellung zur Natur ist die aller Dilettanten: wer nicht die Kraft hat sie zu meistern, bricht in bewundernde Ausrufe aus: „O hehre Sommernacht" oder „O Seligkeit!" Und eine andere Stelle beweist, wie unwahr das Buch ist. Der Autor spricht davon, daß er „fiebernd" den Spuren alter Kunden nachformt, „indeß die Freudenthräne quillt". Nun, ein großer Dichter ist in seinem Schaffen wie Gott: ruhig, fast heilig, lächelnd. Ein Dichter, der dabei fiebert und weint, hat noch nie ein gutes Gedicht geschrieben. Am allerwenigsten aber soll mir das ein Dichter vorreden, der mit so schwierigen ausländischen Reimen operirt wie Stauf. Er wird gewiß recht lange gesucht haben und das Fiebern sowol wie die Freudenthräne sind nur die Requisite der modernen Dichteraugurеn, die mehr scheinen wollen als sie sind und dabei doppelt hereinfallen.

Soll ich zum Schluß noch citiren? Es lohnt sich kaum, diese Phrasen und banale Poesie abzuschreiben. Viele der nach Dilettantenart mächtig umfangreichen Poesien Stauf's würden sofort eine ganz unauffällige Prosa abgeben, wenn man sie des Reimes entkleidete. Bei andern Gedichten wieder kann man sich das Vergnügen machen, ganze Strophen wegzustreichen oder ein paar durcheinanderzuwirbeln', ohne daß das Gedicht dadurch schlechter wird. Liebhaber verweise ich dazu auf das Einleitungspoem. Und dieses Experiment gibt die beste Kritik ab: alles Worte — Worte. Aber der anfangs genannte Freund, der diesem Gedichtbuch Lobhymnen sang, hat ein Beispiel gegeben. Natürlich für die Güte der Sammlung. Ich kann meine Unparteilichkeit nicht besser documentiren, als indem ich dieselben Verse citire. Aber gerade als Beweis für die hoffnungslose Talentlosigkeit des Autors. Hier sind sie:

> Wer heucheln kann und schmeicheln,
> Nicht fragt warum und wie,

Den werden alle streicheln
Ob seiner Bonhommie —
Wer aber wahr und offen
(Sie sagen unverschämt),
Der wird vom Bann getroffen,
Geächtet und verfehmt.

Herr Stauf ist sehr stolz; er ist erhaben über alle Kritik. Er sagt selbst, daß sein Gedicht „mit sinnberaubter Spötterei" begeifert werden wird. Aber er fährt mit dem schönen Vergleich fort:

. . . zürnt der Fichte Heldenseele
Auf ihrem schroffen Felsengrund,
Wenn stolz (?) sie schilt voll Neid und Scheele
Der Gänseblümchen Tafelrund?

Da hat es der Kritiker. Jetzt sitzt er als Gänseblümchen in der Botanik. Aber darf das „Gänseblümchen" nichts erwidern? Nur zwei Zeilen, und sie müßten lauten:

Ja, liebe Fichte,
Ein ander mal mach' keine Gedichte! —

Ich habe mich mit diesem selbstbewußten Pseudo-Modernen länger abgegeben, weil er Repräsentant einer Gattung ist. Viel bescheidener und viel talentvoller ist ein anderer Autor, der ein schmales Bändchen in die Welt schickt. Es heißt:

2. Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos von Hugo Kegel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M.

Die Bezeichnung „Epos" allerdings ist durchaus nicht gerechtfertigt. Es ist ein Liedercyklus, den Kegel bietet, und zwar geben die einzelnen Gedichte die Stimmung des Helden an den Hauptstationen seiner Lebenspilgerfahrt wieder. Die Phantasie des Lesers muß fortwährend klaffende Lücken ausfüllen und selbst dann ergibt sich kein einheitliches Gemälde. Für die Verwirrung, die momentan in der Anwendung der Bezeichnungen besteht, ist aber die Benennung „lyrisches Epos" charakteristisch. Die beiden Worte schließen sich gegenseitig aus wie vielleicht „schwarzer Schimmel". Abgesehen davon jedoch enthält das Büchlein einige Gedichte, die sich mit Ehren sehen lassen können. Es ist ein tiefer Ernst darin, der manchmal bitter, aber nie nach bekannten Mustern als kokette Draperie verwandt wird. Die Modernität, wenn man von diesem zweifelhaften Begriff überhaupt sprechen darf, sucht Kegel noch zu sehr im Stofflichen. Aber nicht die Ideen und nicht der Inhalt macht eine Dichtung modern, sondern die ganze Art der Behandlung jener innern Form, die allein über den Werth und Unwerth eines Gedichts entscheidet, die Art der Verwendung und Betonung des musikalischen und malerischen Elements. Um sich hier einen ersten Preis zu erringen, ist Kegel vielleicht doch nicht genug Persönlichkeit, wohlgemerkt: dichterische Persönlichkeit. Aber man wird mit Vergnügen sein „Tannhäuser"-Lied lesen und wird sich der schönen und ernsten Begabung freuen, die zwar nicht durchaus eigene und neue Bahnen einschlägt, aber ehrlich danach ringt, die von der Zeit gegebenen neuen Stoffgebiete auszunützen für die von größern Talenten geschaffenen Formen.

3. Gedichte von Clotilde von Schwartzkoppen. Zweite Auflage. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1894. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine im besten Sinne aristokratische Persönlichkeit. Die Verfasserin hat, wie das Vorwort erzählt, vor Jahren anonym ein Lyrikbändchen unter dem Titel „Aus grünen Zweigen" veröffentlicht. Die beste Kritik darüber hat der Berufensten einer, Theodor Storm, gesprochen, indem er ein Gedicht daraus in sein „Hausbuch" aufnahm. Dieses Gedicht kehrt in vorliegender Sammlung wieder. Ich begreife nur nicht, weshalb es ein paar Strophen mehr hat. Der Zusatz hat ihm viel von seiner schlichten Innigkeit genommen. Und das gerade ist an diesem kleinen Buche das so unsagbar Sympathische: dieser große Frieden, die lautere Frömmigkeit der Seele, dieses stille Sich-Versenken in Erinnerungen, in Freud und Leid. Gewiß — man darf sich nicht bestechen lassen, man muß gestehen, daß die lyrische Empfindung, die jedes einzelne Gedicht zeigt, nicht immer den lyrischen Ausdruck gefunden hat. Aber wie zart und tief sind doch einzelne Gedichte! Manche erinnern weniger im einzelnen, als in ihrer allgemeinen Stimmung und Farbe an den großen Mörike. Und besonders das Heimliche und Heilige darin zieht magisch an. Es ist einem, als hätte man eine stille, friedvolle Insel gefunden, auf die man sich flüchten darf. Wie oft kann man das „Abendlied" lesen. Es ist so gar nichts „Modernes" darin, kein Ton der aufgeregten Zeit, und doch wirkt es vielmal stärker, als die meisten neuern Poesien. Wir haben hier das seltene Beispiel vor uns, daß die Empfindungswahrheit und -tiefe die hergebrachten Formen adelt, daß die Stimmung sich mit wunderbarer Macht trotz des im Grunde recht conventionellen Gewandes, das sie trägt, zur Geltung bringt. Die letzte Strophe sei hier als Beweis hingesetzt:

Die Nacht wirft eine Hülle
Wol über jeglich Leid,
Ich wollt', es wäre stille
Und dunkel allezeit,
Und wer da trägt Beschwerde,
Der fände in der Erde
Ein kühles Bett bereit.

Zum Schluß sei aus der Reihe jener Bände, deren Besprechung eine Raumverschwendung darstellen würde, noch ein dünnes Heftchen gegriffen. Es heißt:

4. Bekenntniß. Eine Dichtung von E. Salburg. Graz, Franz Pechel. 1895. 12. 1 M.

Wenn man zu lesen beginnt, stößt man auf lauter taubes Gestein. Aber dann blitzen plötzlich ein paar Goldadern auf, dann packen uns ein paar Worte, die ein Dilettant nicht schreiben kann, dann überrascht eine Anschauung, die Poetenaugen voraussetzt. Und allerdings — die junge Gräfin Edith Salburg ist stark begabt. Aber sie ist wie alle weiblichen Talente nur in Einzelheiten groß; auch ihr fehlt die Concentrirung. Es gibt keine Frau, die je ein vollendetes Kunstwerk geschaffen hätte, d. h. ein Werk, das in allen Einzelheiten gleichmäßig

durchgearbeitet wäre, in dem jeder Theil in harmonischem Verhältniß zum Ganzen stünde, das eben in innerer und äußerer Form bis zum i-Tüpfelchen geschlossen und vollkommen wäre. So wird der Psychologe es verstehen, daß Edith Salburg oft Strophen und Zeilen niederschreibt, mit denen sie selbst den abgestumpftesten Kritikern noch das Gruseln beibringen kann, so platt-nüchtern und prosaisch sind sie.

Mit diesem „Bekenntniß" nun ist es eine sonderbare Sache. Es scheint nach der Ermordung Sadi Carnot's entstanden zu sein. In dem miserabeln Einleitungsgedicht werden die beklagt, die auf der Menschheit Höhen durch Mörderhand fallen, aber — und das ist charakteristisch — noch tausendmal mehr diejenigen, deren „irrgeleitet wildes Blut" eben so frevelt, die ihre „gigantische Kraft in leere Luft verhauchen". Deutlicher: der Mörder wird bedauert. Drei Abende ziehen an uns vorüber, in denen der Eingekerkerte sein Leben überdenkt. Alles Mögliche fällt ihm ein: seine Heimat, seine Mutter, seine Liebe — und wo Edith Salburg das schildert, steht ihr die Muse bei. Aber leider tauchen auch die großen wirthschaftlichen Probleme der Gegenwart in dem Kopf des Helden auf. Und dann singt die Verfasserin:

So lang' in einer Hand das Kapital
Anwachsen darf zu ungemess'ner Größe u. s. w.

und ähnliche Leitartikel. Des Weitern aber scheitert sie noch an einer andern Klippe. Sie will und muß vor dem „Helden" warnen, und doch muß sie ihn wiederum sympathisch zeichnen, um die Wahl dieses recht sonderbaren Helden zu rechtfertigen. Das Ende ist ein innerer Zwiespalt, über den man nicht hinwegkommt. Beinah möchte ich behaupten, daß der Mörder so tief, wahr, ehrlich, ja groß erscheint, daß man ihn bewundern könnte. Wozu dies gefährliche Spiel? Die Zeitungen machen sowieso schon messieurs les assassins zu sentimentalen Gemüthsmenschen und verwirren dadurch das Moralbewußtsein, und die vorliegende poetische Ehrenrettung Caserio's fehlte noch gerade! Daß das Weib immer reflectiren muß! Es gäbe viel größere Dichterinnen, wenn den schreibenden Frauen nicht die Naivetät völlig abginge. Wir haben das ja erst wieder an Johanna Ambrosius gesehen. Selbst diese Bauernfrau dichtet viel „gebildeter" als z. B. Uhland. Ein Volkslied zu schaffen wird ihr unmöglich sein. Aber ich halte gerade das für das Kriterium eines großen Lyrikers.

Karl Busse.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Bibliothek der Fremden Zungen. Band 17—20. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. à 1 M.

Unter den zwanzig Geschichten und Skizzen, die diese vier Bände enthalten, ist im Gegensatze zu frühern Bänden nur wenig, was des Uebersetzens werth gewesen ist; Neera's Novelle „Addio" ist ja nicht übel, aber doch gar zu sentimental; „Am Schluß der Flitterwochen" von Tavaststjerne ist auch ganz lesenswerth und zeugt von feiner Beobachtung: die Perle der Sammlung ist aber entschieden die kleinste Geschichte, nämlich „Das Gastspiel der Frau Melina" von F. Herczég aus dem Ungarischen; auf fünf Seiten ein ganzer Roman, und ein ganz reizender! Diese kleine Geschichte ist ein Pendant zu Berr de Turique's „Eine Wimper", die im Bande 15 dieser Bibliothek erschienen ist. Es wäre zu wünschen, daß die Redaction künftighin eine bessere Auswahl träfe; namentlich die französische Novellistik ist spärlich vertreten, und Guy de Maupassant hat doch so reizende kleine Geschichten geschrieben; auch von Bourget und der Curiosität halber von den Symbolisten sollte ab und zu etwas gebracht werden.

2. Jüngere Prinzen. Roman von A. von der Elbe (A. von der Decken). 11.—12. Tausend. Berlin, Verlag der Bücherfreunde (Schall und Grund). 1894. 8. 4 M.

Eine sehr gewöhnliche, in keiner Hinsicht bemerkenswerthe Intriguengeschichte, die am hannoverschen Hofe gegen Ende des 17. Jahrhunderts spielt und wie eine historische Chronik schließt. In künstlerischer Beziehung eine neue Niete zu den vielen, die der Verein der Bücherfreunde bisher mit seinen Büchern gezogen hat.

3. Der neue Don Quixote. Roman von Arthur Zapp. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 4 M.

Arthur Zapp hat in seinen Romanen „Frau Lieutenant" und „Die Frau des Dichters" zwei sehr tüchtige Leistungen vollbracht und ein besonderes Geschick bekundet, gewisse sociale Schäden episch zu verwerthen; im letztgenannten Buche hat er sogar eine wahrhaft tragische Wirkung erzielt. Nichtsdestoweniger hat sich schon an jenen zwei Werken eine gewisse Derbheit der Darstellung bemerkbar gemacht, die bei einem wirklichen Kunstwerk nicht da sein soll. Zapp zeichnet in so groben Umrissen und trägt seine Farben so dick auf, als ob er im Hinblick auf die Bühne arbeitete, wo die Feinheit der Zeichnung und Zartheit der Farbe unberührbar, ja unstatthaft ist.

Diese auf den Effect berechnete grobe Darstellungsart macht sich im jüngsten Romane des Verfassers besonders bemerkbar. „Der neue Don Quixote" steht darum den beiden andern Romanen Zapp's entschieden nach; trotzdem ist es ein gescheites, gutes Buch. Der Held ist ein edler Weltverbesserer, der mit seinen menschenbeglückenden Plänen allerseits Anstoß erregt und selbst bei denen, deren Bestes er will, statt Dank: Hohn und Schimpf erntet.

Zapp sollte es doch einmal mit der Bühne versuchen — wenn das nicht etwa schon geschehen ist —! Man

sollte meinen, sein Talent wiese ihn besonders auf diese hin, und er könnte dort Erfolge erzielen wie Sudermann, mit dem er die Vorliebe für crasse Effecte gemeinsam hat.

4. Ein neues Novellenbuch von Hans Grasberger. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 3 M.

Harmlose Geschichten, in keiner Hinsicht bedeutend, wol aber manirirt im Stile, der gesuchte Wendungen und Worte enthält. Auffallend ist die ängstliche Vermeidung des Hiatus, die den Verfasser zu ganz unerlaubten Eliminirungen veranlaßt; so verkürzt er vor Vocalen Imperfecte wie führte und fragte zu führt' und fragt' oder gar hatte zu hat', was infolge des Gleichklanges mit den entsprechenden Präsensformen eine Verwirrung der Tempora zur Folge hat.

Grasberger mag ein ganz guter Bilderkritiker sein; aber jedenfalls ist er kein guter, nicht einmal ein mittelmäßiger Novellist.

5. Altmodische Leute. Novelletten und Skizzen von W. Popper. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 3 M.

Außer dem Autor dürfte jedermann, der dieses Buch liest, staunen, daß derlei gedruckt werden kann. Wenn so etwas werth ist, als Buch zu erscheinen, dann dürfen Gymnasiasten und andere unreife Leute, auch Backfische, getrost ihre Stilübungen veröffentlichen, denn diese „Novelletten und Skizzen" stehen auf der „Höhe" — sit venia verbo! — derartiger Hirn- und Federproducte.

Herr oder Frau oder Fräulein Popper mag als Mensch ganz gescheit sein: als Autor aber ist er oder sie oder es einfach schauderhaft. Künstler ist er freilich trotzdem, aber nur insofern, als er das Kunststück zu Wege bringt, auf 210 Seiten Nichts zu sagen, was des Sagens werth wäre.

Daß er an einem Spätsommertage den Kuckuck und den Pirol rufen läßt, von denen der eine nur im Frühling, der andere spätestens in den ersten Augusttagen seine Stimme hören läßt: das ist bei weitem noch nicht das Schlimmste, was man dem Buche nachsagen kann; denn nicht im einzelnen, im ganzen beruht dessen Nichtigkeit.

Jedes nähere Eingehen auf den Inhalt dieses Werkes ist überflüssig; es genügte eigentlich vollauf, wenn man dem Autor statt einer Kritik eine Karte mit p. c. und gleich auch mit p. p. c. sendete; p. c. um ihm zu diesem Opus zu condoliren, p. p. c., um von ihm Abschied zu nehmen; hoffentlich für immer!

6. Unser Doktor. Roman. Von L. Glasz. Drei Bände. Berlin, O. Janke. 1895. 8. 10 M.

„Est modus in rebus sunt certi denique fines". Diesen Ausspruch des alten Horaz hätte sich die Verfasserin vor Augen halten sollen, als sie ihren Roman schrieb, das sollten überhaupt alle Autoren thun, denn fast keiner versteht es Maß zu halten und unnöthiges Gerede zu vermeiden; dadurch aber schaden sie sich, wenn auch nicht in materieller Hinsicht — die ist freilich vielen die Hauptsache! — so doch in ideeller.

So leidet auch der in Rede stehende Roman sehr erheblich unter der ganz ungehörigen Breite, die nichts weniger als behaglich wirkt. Zu einem Bande zusammengezogen gäbe die Geschichte eine ganz brave, lesenswerthe Arbeit ab, in drei Bänden aber zieht sie sich, um einen nicht eben feinen, aber treffenden wiener Ausdruck zu gebrauchen, wie ein „Strudelteig" hin und scheint kein Ende nehmen zu wollen. Es handelt sich um den Bau eines den modernen hygienischen Anforderungen entsprechenden Krankenhauses, der durch allerlei kleinstädtische Bedenken und Intriguen hintangehalten wird, aber schließlich doch zu Stande kommt. Dazu mehrere obligate Liebesverhältnisse, in deren Mittelpunkt das gewisse wohlbekannte Ehepaar steht, das einander nicht versteht, das in sehr übel angebrachtem Schweigen einander immer fremder wird. Die Charakteristik der Personen, namentlich die enggeistige und engherzige Kleinlichkeit und Bosheit der kleinstädter Honoratioren ist recht gut gelungen. Zu tadeln ist außer der Breitspurigkeit die Concentrirung aller Entscheidungen zum Schlusse. Dieser Tag, an dem sich alle Knoten lösen, ein Ereigniß das andere jagt, bis sich alles geklärt hat, die kann man sich in Possen, Lustspielen und Opern gefallen lassen, nicht aber im Roman, denn der soll ein Bild des wirklichen Lebens darstellen; in dem aber kommen solche Tage nicht vor.

7. Ulanenliebe. Roman. Von H. Schobert. Zweite Auflage. (Collection Otto Janke.) Berlin, O. Janke. 1895. 8. 2 M.

Es ist die alte Geschichte von Buridan's Esel zwischen den zwei Heubündeln, die in Romanen schon zahllose male variirt worden ist. Der Esel ist diesmal ein hübscher Ulanenoffizier, und die zwei Heubündel sind zwei hübsche Frauen, und zwar ist die eine die gewisse berückende, launenhafte, dämonische Weltdame, die andere das schlichte, brave Mädchen vom Lande. Gerade diese Variation ist die bekannteste von allen, weil sie das nie versagende Kunstmittel des Contrastes enthält. Neuheit des Stoffes also kann man diesem Roman wahrlich nicht nachrühmen; und ebenso wenig läßt sich von einer Eigenart der Verfasserin sprechen. Nichtsdestoweniger zeigt sie aber solches Geschick der Darstellung und versteht ihre Personen so lebendig und anziehend zu gestalten, daß selbst der, dem solche Familienblattromane nicht sympathisch sind, der Verfasserin seine Anerkennung nicht ganz versagen kann und sich bei der Lektüre die Zeit ganz leidlich vertreiben dürfte.

An der Sprache ist der beharrlich falsche Gebrauch von wie für als nach Comparativen zu tadeln.

Tadel verdient ferner, zumal in einer zweiten Auflage, die Nachlässigkeit, die es auf S. 63 Morgen, auf S. 65 aber Abend sein läßt, obwol inzwischen höchstens zwei Stunden vergangen sein können. Offenbar hat die Verfasserin auf S. 65 schon vergessen, was sie auf S. 63 geschrieben hat. Das ist zwar die stärkste, aber nicht die einzige Vergeßlichkeit, die der Verfasserin widerfahren ist.

8. Zwei Seelen. Erzählung. Von M. Stahl. (Collection Otto Janke.) Berlin, O. Janke. 1895. 8. 1 M.

Der Titel hieße vielleicht passender: „Leib und Seele", denn eigentlich ist es der Leib, der hier gegen die Seele revoltirt, nicht eine zweite Seele. Der Verfasserin — es ist doch eine „sie"? — ist es darum zu thun, den Conflict zu zeigen zwischen der kühlen Einsicht des Verstandes und dem heißen Verlangen der Sinnlichkeit, zwischen Hochachtung und Sympathie einer-, Begierde und Schönheitsdurst andererseits, diesen Kampf, der sich in einer reichen Frauenseele abspielt und nach heftigen Erschütterungen mit dem Siege der Erkenntniß endet.

Bemerkenswerthes, zumal im günstigen Sinne, ist von dem Buche sonst nichts zu berichten.

9. Wunderliche Leute. Geschichten und Skizzen. Von Ernst Lenbach. Dresden, E. Reißner. 1895. 8. Geb. 3 M.

Harmlose, heitere kleine Geschichten in einem sehr nett ausgestatteten Bändchen. Das ist eigentlich alles, was man von diesem Buche sagen kann. Zu tadeln ist eigentlich nichts darin, anzuerkennen dagegen, daß es nicht zu sehr nach der Schablone und, was leider nicht so selten ist, als man glauben sollte, frei von Unsinn gehalten ist. Aber der Humor, der hier das Wort hat, ist doch zu harmlos und unbedeutend, um literarischen Werth zu haben. Es ist merkwürdig, daß in der deutschen Literatur der Humor gar nicht gedeihen will, ebenso wenig wie die Satire; was sich als Humor ausgibt, ist fast immer nur possenhafte Komik und die spärlichen Versuche der Satire sind nur crasse Carikaturen. Die tiefe, feine Ironie, wie sie in den Werken Alphonse Daudet's zum Ausdrucke kommt, der kecke übermüthige Humor Guy de Maupassant's, der schneidende Sarkasmus, der beiden eigen ist: in der deutschen Literatur fehlen sie fast gänzlich, und das ist ein sehr merkbarer Mangel!

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Von den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur erwähnen wir zuerst Dr. Walter W. Skeat's soeben vollendete sechsbändige kritische Ausgabe der Werke Chaucer's („The Complete Works of Geoffrey Chaucer" [Oxford, Clarendon Preß]). Auf eine eingehende Besprechung dieser langjährigen und verdienstvollen Arbeit müssen wir an dieser Stelle verzichten und uns damit begnügen, Fachgelehrte und gebildete, sich für die altenglische Literatur interessirende Leser auf die hervorragende Bedeutung derselben aufmerksam zu machen. Wir wollen nur bemerken, daß der Herausgeber in einzelnen Fällen von den besten Handschriften abweicht und, um einigen fast an Grillen grenzenden vorgefaßten Meinungen zu genügen, „Textverbesserungen" einführt, die schwerlich zu rechtfertigen sind. Es ist eine seiner Lieblingstheorien, daß Chaucer sich nie einen fehlerhaften Reim zu Schulden kommen ließ. Diese Ansicht, die er sich ein für allemal in den Kopf gesetzt hat und unter keinen Umständen preisgeben will, führt ihn gelegentlich auf sonderbare Irrwege. So z. B. in „The House of Fame" schildert der Dichter die Festlichkeiten und Musikaufführungen im Palast der Ruhmgöttin, an denen Dudler und andere Spielleute theilnehmen, „That ben at festes with the bride". Statt den handschriftlich überlieferten Text beizubehalten, verwandelt W. Skeat des Reimes wegen das Wort „bride" in „brede" und macht aus einem Brautmahl einen Festschmaus, bei welchem Rostbraten den Gästen vorgelegt wird. Dieses einzige abschreckende Beispiel einer Textberichtigung, die das Subjective so sehr vorwalten läßt, und der Willkür überall freien Spielraum gibt, sollte hinreichen, um das von W. Skeat aufgestellte Princip ad absurdum zu führen. Für eine kritische Beleuchtung und gründliche Widerlegung dieses Grundsatzes und anderer ähnlicher Anschauungen verweisen wir unsere Leser auf die vor kurzem zu Neuyork („Tribune Office") erschienene Abhandlung, in welcher Professor Lounsbury diese neueste und vollständigste Ausgabe von Chaucer's Werken eingehend recensirt und sachverständig und unbefangen beurtheilt. An den in seiner „History of the English Language" und namentlich in den 1892 veröffentlichten dreibändigen „Studies in Chaucer" niedergelegten Forschungsergebnissen hat Professor Lounsbury seine eminente Befähigung als Kritiker und befugter Schiedsrichter in allen streitigen Punkten auf diesem Gebiete hinlänglich bewiesen. Wer sich der Skeat'schen Chaucer-Ausgabe bedienen will, sollte auch die Lounsbury'sche Kritik als Begleitschrift bei der Hand haben und die darin enthaltenen Bemerkungen und Einwendungen ernstlich in Erwägung ziehen.

Ein interessantes und zeitgemäßes Buch ist W. E. Griffis' „The Religions of Japan" (Neuyork, Scribner). Diese Religionen sind der Schintô, die Religion von Kong-fu-tse und der Buddhismus, obschon der Verfasser den größten Theil seines Werkes dem letztgenannten Cultus widmet. Die altjapanische Schintô-Religion wird in der 720 A. D. abgefaßten und Nihongi genannten Chronik von Japan zuerst erwähnt, existirte jedoch seit uralten Zeiten und erhielt eine besondere Benennung nur nach der Einführung des Confucianismus und Buddhismus. Bereits am Ende des 6. Jahrhunderts waren diese drei Religionssysteme als Schin, Ju und Butsu bekannt, daher die Namen Schintô (der Pfad der Götter), Ju-do (der Pfad der Weisen) und Butsu-do (der Pfad der Buddhas oder Erleuchteten). W. Griffis hat mehrere Jahre in Japan zugebracht und die gegenwärtigen Entwickelungen und gegenseitigen Beziehungen dieser drei Religionslehren genau beobachtet, scheint aber, von der Entstehung und ursprünglichen Beschaffenheit derselben einen weniger klaren Begriff zu haben. Auch stellt er seine Betrachtungen zu sehr von dem Standpunkte eines Missionars und sieht also die Dinge gar oft von der schiefen Seite an.

Henry Savage-Landor's „Corea or Cho-Sen, the Land of the Morning Calm" (London u. Neuyork, Macmillan) ist ein oberflächliches und abgesehen von den Illustrationen ziemlich werthloses Buch. In einem frühern Werke: „Alone with the Hairy Ainu" hat der Verfasser sich als einen so unzuverlässigen Erzähler von angeblich dort „hinten, weit in der Türkei" erlebten Abenteuern erwiesen, daß seine Berichterstattungen überhaupt uns kein rechtes Vertrauen einflößen und machen uns geneigt die Bestätigung seiner Angaben durch andere Reisende abzuwarten.

Derselben Verlagsbuchhandlung verdanken wir ein anspruchsloses, aber höchst anziehendes Buch: „Hours in my Garden and other Nature Sketches" von Dr. Alexander H. Japp, das eine Reihe von scharfsinnigen Beobachtungen enthält und mit zahlreichen Illustrationen versehen ist. Das Gebiet, das der Ver-

fasser in Betracht zieht und dessen Flora und Fauna und Landschaften er mit Sachverständniß und feinem Sinn für Naturschönheiten schildert, liegt im nördlichen Theil von England zwischen Devon und dem Tweed.

Ein werthvoller Beitrag zur Geschichte und Literatur der Volksaberglauben ist: „The Evil Eye" von Frederick T. Elworthy (London, John Murray). Bekanntlich ist der Glaube an den bösen Blick (jettatura) in Italien sehr verbreitet. Der Papst Pius IX. stand im Rufe ein jettatore zu sein und viele fromme Katholiken, denen er seinen Segen ertheilte, pflegten die geballte Faust mit dem zwischen dem Zeige- und Mittelfinger hindurchgesteckten Daumen gegen ihn auszustrecken, um sich vor dem schädlichen Einfluß seines behexenden Anblicks zu schützen. Der arme Statthalter Christi konnte nicht dafür, daß er diese unheimliche angeborene Gabe besaß und meinte es nicht böse mit seinem bösen Blick. Auch in Nordengland, Irland und Schottland spielt dieser Aberglaube noch immer eine bedeutende Rolle und führt oft ganz schauderhafte Scenen herbei. Bricht eine Viehseuche aus, so zieht der Bauer nicht einen Thierarzt, sondern einen Hexenmeister oder Zauberin („white witch") zu Rathe, um das beste Gegenmittel zu erfahren. Vor kurzem hat das Hornvieh eines Landwirthes in der Grafschaft Devonshire an Anthrax oder Pestbeulen gelitten; er glaubte, das Vieh sei „overlooked", d. h. durch Augenzauber behext, fragte einen Hexenmeister um Rath und infolge dieser Thorheit verlor er fast die ganze Heerde. Vor einigen Monaten wurde eine an der Influenza erkrankte Frau zu Ballyvadlea in der Grafschaft Tipperary, Irland, lebendig verbrannt. An dieser schrecklichen That wurden ihr Gatte, ihr Vater und andere Verwandten betheiligt, da sie glaubten, die unglückliche Frau sei durch die dämonische Macht des bösen Blicks in eine böse Fee verwandelt worden und wähnten, die Gestalt, die sie in dieser gräßlichen Weise tödteten, sei nicht die Frau selber, sondern ein ihr ähnliches, zauberisches Trugbild gewesen. Fr. Elworthy hat seine Forschungen offenbar mit besonderer Vorliebe gemacht und mit ebenso großem Fleiß wie Erfolg durchgeführt. Sein Buch ist eine Fundgrube von merkwürdigem aus allen Ländern und Zeiten gesammelten Material, das über einige Theile dieses ziemlich dunkeln Gebietes der Volkskunde neues Licht verbreitet. Mit der Ableitung des Wortes „mask" vom griechischen „Βασκανία" (Zauberei durch bloßes Ansehen) statt vom arabischen „maskharat" (Hanswurst) sind wir durchaus nicht einverstanden. Der schön gedruckte Band ist mit zahlreichen und vortrefflichen Illustrationen versehen.

„Brook Farm: Historic and Personal Memoirs" von John Thomas Codman (Boston, Arena Publishing Comp.) ist ein in jeder Beziehung unbefriedigendes und ziemlich verfehltes Buch. Die persönlichen Erinnerungen des Verfassers sind dürftig und seine Darstellung der historischen Begebenheiten bringt uns nichts Neues und hat also eigentlich keinen besondern Werth. Das zu West-Roxbury im Staat Massachusetts 1841 gegründete Brook Farm Institut für Ackerbau und Erziehungswesen, legte von vornherein viel größeres Gewicht auf die Erziehung als auf den Ackerbau, der auch blos als ein Erziehungsmittel aufgefaßt und nur nebenbei als eine diesem höhern geistigen Zweck dienende Beschäftigung betrieben wurde. Man glaubte nämlich, die Bodenbestellung bringe den Menschen in unmittelbare und besonders innige Beziehungen zur Natur, übe eine gewisse heilsame und erhebende Geheimwirkung auf seine geistige und vor allem seine sittliche Entwickelung aus und stelle die durch Ueberbildung und Verkünstelung des Lebens verlustig gegangene mikrokosmische Harmonie wieder her. Die Kühe lieferten zwar Milch, aber Ripley, der Stifter und Vorsteher der Genossenschaft, bemerkte, die Hauptsache dabei wäre, daß das Melken das Nachdenken fördere, vorausgesetzt, fügte er vorsichtigerweise hinzu, daß der Schwanz der zu melkenden Kuh vorher festgebunden werde. An diesem socialen Experiment hat sich Codman erst im Jahre 1843 betheiligt, als die idyllische und idealistische Periode in der Entwickelung desselben längst vorüber war und das „Brook Farm Institut" zu einer „Brook Farm Phalanx" umgestaltet und unter der Mitwirkung von Albert Brisbane nach Fourier'schen Grundsätzen neuorganisirt wurde. Mit diesem Uebergang zum Fourierismus und der damit vollzogenen Verwandlung des trägen Hummelnestes in einen emsigen Bienenstaat, wo es vor allem auf die Arbeit ankam, hörte für die Transscendentalisten die ganze Gemüthlichkeit des Unternehmens auf. Der eigenthümliche Zauber, der die Gesellschaft ursprünglich zusammenzog und zwanglos zusammenhielt, war mit einem Schlag dahin. Es ist in der That höchst merkwürdig und fast unerklärlich, daß kein einziger der „Brook Farmers", die beinahe alle literarisch gebildet und schriftstellerisch thätig waren, sich die Mühe gab, seine persönlichen Erlebnisse gleichzeitig aufzuzeichnen und eine zusammenhängende Geschichte dieses bemerkenswerthen Versuches, die Gesellschaft umzubilden und zu verjüngen, an Ort und Stelle zu schreiben. Nachlesen wie Codman's „Memoiren" sind von keiner Bedeutung und haben für die Nachwelt gar kein Interesse.

— Wenn auch etwas verspätet, wollen wir doch nicht unterlassen, unsere Leser auch jetzt noch auf den Jahrgang 1893 (der ganzen Reihe 34. Band, der neuen Folge neunter Jahrgang) von „Schultheß' Europäischen Geschichtskalender, herausgegeben von Hans Delbrück" (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1894) hinzuweisen. Er ist allen denen warm zu empfehlen, die das Bedürfniß haben, das Wichtigste von dem, was ihnen alltäglich die Zeitung bringt, dauernd festzuhalten, um es gegebenenfalls schnell wiederfinden zu können. Der „Geschichtskalender" bietet eine kurze Chronik des Jahres 1893 und stellt dann ausführlich die geschichtlichen Ereignisse des Jahres zusammen, geordnet nach den einzelnen Staaten. Dabei werden unter dem Tagesdatum alle wichtigen Reden, Erlasse, Gesetze, Verträge u. s. w. im Wortlaut gegeben, so daß sich das Buch zum Range eines Quellenwerkes erhebt. Aber auch denen, die eine Bearbeitung der Quellen in einer erzählenden Darstellung vorziehen, wird das Werk gerecht, da es drittens eine erzählende Uebersicht über die politische Entwickelung des Jahres 1893 enthält. Inhaltlich können wir hier natürlich weder auf diese zusammenfassende noch auf jene die Urkunden bietende Geschichte des Jahres 1893 eingehen, wir bemerken nur noch, daß die Brauchbarkeit des Buches sehr erleichtert wird durch ein alphabetisches Register. So wiederholen wir unsere Empfehlung des Werkes und hoffen, spätere Bände unsern Lesern rechtzeitiger anzeigen zu können. Der Band für das Jahr 1894 ist noch nicht erschienen.

Bibliographie.

Achilles, W., Neue Gedichte und poetische Erzählungen. Leipzig, Albert Möller. 8. 1 M. 60 Pf.

Gerschmann, H., Russische Lyrik in den Versmaßen der Originale. Königsberg i. P., Hartung'sche Verlagsdruckerei. 8. 1 M.

Gizycki, Prof. Dr. G. v., Vorlesungen über soziale Ethik. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nestori, H., Wan-li-tschang-tschöng (Die chinesische Mauer), ein Beitrag zur Frauenfrage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Przybyszewski, St., Unterwegs. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Reuling, C. G., Fragwürdige Gestalten. Ein Skizzenbuch. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

— — Der Mann im Schatten. Komödie in vier Akten. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stähelin, Prof. Dr. R., Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken. Zweiter Halbband. Basel, Benno Schwabe. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Aus der Heimat. Schlichte Geschichten. Halle a./S., Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 2 M. 40 Pf.

Stratz, R., Belladonna. Drei Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

Hermann von Wißmann,
Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Die Ernennung des Majors von Wißmann zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ist geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf das vorliegende Werk zu lenken.

Die für die geographische und ethnographische Kenntniß Innerafrikas außerordentlich wichtige Kassai-Expedition war die zweite große afrikanische Reise von Wißmann's. Die Schilderung der auch mit mancherlei kriegerischen Ereignissen verbundenen Reise ist von den Mitgliedern der Expedition gemeinschaftlich ausgearbeitet worden, und dieses Werk der vier insgesammt der deutschen Armee angehörigen Offiziere gewährt deshalb hervorragendes Interesse. Professor Ratzel bezeichnete dasselbe in „Petermann's Mittheilungen“ als „eines der inhaltreichsten und anregendsten Bücher der Afrikaliteratur“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika

von

H. F. von Behr,

Offizier in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit einem Vorwort von Major H. von Wißmann, 21 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Diese ausführliche Darstellung der Kämpfe in Deutsch-Ostafrika ist von dem früheren Befehlshaber der deutschen Schutztruppe, dem jetzigen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Major von Wißmann, in einem Vorwort warm empfohlen. Das Werk bietet außerdem anschauliche Bilder von dem Leben in den Stationen und der eigenartigen afrikanischen Landschaft mit reicher ethnographischer Staffage. Das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Buch hat sich in den weitesten Kreisen zahlreiche Freunde erworben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von **Brix Förster.**

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet ist hier in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,

Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Insellandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, ist die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert worden.

Der Feldzug der Franzosen in Madagascar ist Veranlassung, sich jetzt mehr als sonst mit der interessanten Insel zu beschäftigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aegypten.

Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts.

Von

Alfred von Kremer.

Nebst einer Karte von Aegypten.

Erster Theil. Physische Geographie. Ethnographie. Agricultur.

Zweiter Theil. Staatswesen. Handel. Oeffentliche Arbeiten. Volksbildung.

8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Der als gründlicher Kenner des Orients bekannte gelehrte Verfasser gibt in dem obigen Werke eine klare, vorurtheilsfreie, sachkundige Darstellung von Land und Volk Aegyptens mit Berücksichtigung seiner vieltausendjährigen geschichtlichen Entwickelung und seiner reichen natürlichen Hülfsmittel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 20. — 16. Mai 1895.

Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges.

Von dem Augenblicke an, in dem Friedrich der Große in den letzten Augusttagen des Jahres 1756 durch seinen Einmarsch in Sachsen den Siebenjährigen Krieg begann, ist den Kämpfen des Schwertes ein erbitterter Federkrieg zur Seite gegangen, welchen der König selbst durch die Veröffentlichung der von ihm im sächsischen Archiv aufgefundenen Documente über die feindseligen Pläne Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands und Sachsens gegen Preußen eröffnete. Die Gegner versuchten seine Behauptungen zu widerlegen und bezeichneten seinen Einbruch in Sachsen als einen frevelhaften Friedensbruch.

Fast anderthalb Jahrhunderte sind jetzt seit dem Ausbruche jenes Kampfes der Waffen dahingegangen, der Kampf der Feder aber ruht noch heute nicht; er ist bis vor wenigen Jahrzehnten fast mit derselben Leidenschaftlichkeit geführt worden wie dereinst vor 140 Jahren. Noch bei dem Beginne des erneuten Ringens zwischen Oesterreich und Preußen im Jahre 1866 ist von Seiten der Gegner Friedrichs des Großen und Preußens ein leidenschaftlicher Angriff auf den König in dem bekannten Vitzthum'schen Werke: „Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets" unternommen worden, in welchem die antipreußische Auffassung über die perfide und in jeder Beziehung verwerfliche Politik des großen Königs noch einmal in voller Schärfe zum Ausdruck kam.

Dieser literarische Gegensatz war bis dahin zugleich ein politischer gewesen; man unterschied zwischen einer „preußischen" und einer „österreichisch-sächsischen" Auffassung, neben denen eine rein objective Betrachtung der Dinge, wie sie wirklich gewesen, nicht recht aufkommen zu können schien. Dem Einen war und blieb Friedrich der Große der frevelhafte Friedbrecher, die Andern sahen in ihm den großen König, der das Schwert nur ergriffen habe, um die Existenz und Unabhängigkeit seines Staates gegen eine übermächtige Coalition von Gegnern zu vertheidigen.

Seitdem aber ist zugleich mit dem Wechsel der politischen Beziehungen zwischen den beiden hauptsächlich betheiligten Staaten auch ein allmählicher Wandel in den historischen Auffassungen über die Vergangenheit vor sich gegangen. Wie die seit langem vorwaltende Eifersucht und Feindschaft der beiden in jeder Hinsicht so nahe verwandten Staaten Oesterreich und Preußen nach ihrem letzten heftigen Aufflackern im Jahre 1864 völlig gewichen ist und allmählich sogar einem immer enger und inniger werdenden Bündnisse Platz gemacht hat, so hat auch die Anschauung beider Theile über das Wesen und den Charakter jenes gewaltigen Kampfes des 18. Jahrhunderts viel von ihrer alten Leidenschaftlichkeit verloren: sie ist objectiver und ruhiger geworden, und zugleich hat sie durch die immer weiter vorschreitende Herausgabe der authentischen urkundlichen Documente eine neue sichere Grundlage gewonnen, die zur Klärung und Annäherung der einander widerstreitenden Meinungen ein Wesentliches beigetragen hat. Der politische Parteistreit wich der ruhigen wissenschaftlichen Untersuchung, für die jetzt erst die freie Bahn geschaffen war. Die großen Werke Ranke's, Schäfer's, Koser's und die an die Ausgabe der politischen Correspondenz Friedrich's des Großen sich anschließenden Untersuchungen Albert Naudé's auf preußischer, das große Werk Arneth's über Maria Theresia, die officiellen kriegsgeschichtlichen Arbeiten u. a. m. von österreichischer Seite, beruhten auf den umfassendsten Studien in den beiderseitigen Archiven und förderten eine Fülle neuer Ergebnisse zu Tage, welche die Grundlage einer auf rein wissenschaftlichem Wege gewonnenen Erkenntniß schufen. Je mehr man aber auf beiden Seiten in den Archiven forschte — wobei die preußischen Forscher auch nicht versäumten sich in den österreichischen Archiven umzusehen und umgekehrt — je mehr namentlich durch die mit großherzigster Offenheit erfolgte Veröffentlichung der politischen Correspondenz Friedrich's des Großen auch die ge-

heimsten Fäden der politisch-diplomatischen Verhandlungen zu Tage gefördert wurden, um so klarer stellte es sich auch für die nichtpreußischen Forscher heraus, daß die frühere „preußische" Tradition zwar in Einzelheiten über das Ziel hinausgeschossen, in den entscheidenden Punkten aber das Richtige getroffen hatte. Zwar sind der Unterschiede, ja der Gegensätze im einzelnen noch genug vorhanden, aber die Grenzen, innerhalb deren sie sich bewegen, sind enger geworden; die Hauptsachen werden immer mehr und mehr von beiden Theilen in gleicher Weise dargestellt. Und so sehr auch die Einen Friedrich den Großen, die Andern Maria Theresia in ein günstigeres Licht zu stellen noch immer unbewußt bestrebt sein mögen, die eine entscheidende Thatsache wird doch jetzt auch von österreichischer Seite unbefangen zugestanden, daß Friedrich mit dem vielbesprochenen Einbruche in Sachsen nichts weiter that, als daß er den lange Zeit gegen ihn gehegten feindlichen Plänen seiner Gegner zuvorkam. Das urkundliche Material, auf welches sich diese Auffassung stützt, erschien so massenhaft und überzeugend, erwies so klar, daß die Politik des österreichischen leitenden Staatsmannes, des Grafen Kaunitz, in dem ganzen Jahrzehnt vor 1756 ausschließlich auf die Niederwerfung Preußens und die Rückerwerbung Schlesiens gerichtet war, daß ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Thatsachen kaum noch möglich schien. „So weit wir sehen können, war der Ausbruch des Krieges für das bevorstehende Jahr 1757 unvermeidlich geworden", so faßte der vornehmste österreichische Geschichtsforscher, Freiherr von Arneth, die Ergebnisse dieser archivalischen Forschungen zusammen. So sehr er naturgemäß an sich geneigt ist, Maria Theresia zu rechtfertigen und Friedrich den Großen als den Angreifer hinzustellen, gegenüber der Wucht des aus den Archiven zu Tage geförderten Materials sieht doch auch er sich zu dem Zugeständniß genöthigt: „daß König Friedrich, nachdem er die unumstößliche Gewißheit erlangt, daß solche Pläne (nämlich die auf seine Vernichtung abzielenden Pläne Oesterreichs und Rußlands) nicht nur bestanden, sondern ihrer Ausführung nahe wären, dieselben nicht stillsitzend abwartete, sondern ihr rasch handelnd zuvorkam, so lange die Dinge für ihn noch günstiger lagen, dafür kann ihn ein berechtigter Tadel unmöglich treffen".

Man sieht, die österreichischen Forscher waren bisher mit den preußischen in der Hauptsache darin einig, daß Friedrich der Große, obwol er durch den Einmarsch in Sachsen formell als der Angreifer erschien, thatsächlich sich doch in der Defensive befand und nur einem im Werden begriffenen Angriff einer gegen ihn gerichteten europäischen Coalition zuvorkam. Ja, man kann noch weiter gehen und sagen, daß auch darüber im wesentlichen Uebereinstimmung besteht, daß die ganze Politik Friedrichs des Großen in den Monaten vor dem Ausbruch des Krieges durchweg friedliche Ziele verfolgte und namentlich ein Uebergreifen des englisch-französischen Conflictes auf deutschen Boden zu verhindern suchte, daß die von ihm mit England abgeschlossene Westminster-Convention vom 16. Januar 1756 in gar keiner andern Absicht geschlossen sein kann, als in der, Deutschland den Frieden zu erhalten. Die Ansicht, welche über diese Convention von Reinhold Koser vorgetragen worden ist, konnte bisher als die allgemein anerkannte und herrschende bezeichnet werden.

Da ist nun in allerjüngster Zeit von einem hervorragenden preußischen Forscher, Max Lehmann, ein materiell wie formell gleich scharfer Angriff gegen diese gesammte bisherige Auffassung über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges unternommen worden.*)

Max Lehmann versucht in diesem Werke den Nachweis, daß Friedrich der Große den Angriff im Jahre 1756 nicht unternommen habe, um einem mit Sicherheit zu erwartenden Angriff der gegen ihn theils bestehenden, theils im Werden begriffenen europäischen Coalition zuvorzukommen, sondern vielmehr, weil er den Augenblick für günstig zur Verwirklichung längst gehegter Eroberungs- und Annexionsgelüste gehalten habe; mit andern Worten, er unternimmt es, die gesammte bisherige, durch Männer wie Ranke, Schäfer, Koser, Naudé, von Arneth u. a. vertretene historische Auffassung über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges völlig auf den Kopf zu stellen. Zu diesem Zwecke sucht er namentlich dreierlei zu erweisen:

1) Daß sich der König seit langer Zeit mit Annexionsgelüsten, welche namentlich auf Sachsen, Westpreußen und Schwedisch-Pommern gerichtet gewesen seien, getragen habe; 2) daß das der Grund seines Losschlagens gewesen sei, wie sich namentlich aus der Priorität seiner Rüstungen vor den österreichischen ergebe; 3) daß die Coalition der europäischen Mächte, Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs, im Augenblicke des Ausbruchs des Krieges weder soweit gediehen noch von dem Könige als so gefährlich betrachtet worden sei, um daraus seinen Entschluß, den Krieg seinerseits zu eröffnen, ausreichend zu erklären.

Der Verfasser ist eifrig und mit dem ihn auszeichnenden Geschick und Scharfsinn bemüht gewesen, aus den österreichischen und preußischen Archiven wie aus der veröffentlichten Correspondenz Friedrichs des Großen Documente beizubringen, welche diese seine, der bisherigen schroff entgegengesetzte Auffassung beweisen sollen, er hat zu diesem Zweck namentlich das in seinem vollen Wortlaute bisher noch nicht veröffentlichte politische Testament Friedrich's des Großen von 1752 mit Nachdruck und starker Betonung verwerthet, trotzdem aber wird man ohne alle Fragen sagen müssen — und die fachgenössische Kritik hat es trotz aller Anerkennung der Befähigung Lehmann's bisjetzt einstimmig hervorgehoben —, daß der von ihm unternommene Nachweis völlig misglückt ist, und

*) Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges. Von Max Lehmann. Leipzig, S. Hirzel. 1894. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

daß eine eingehende Prüfung und Revision des gesammten für die Entscheidung der obschwebenden Frage bisher vorliegenden Materials nur zu einer Bestätigung der bisherigen Auffassung führen kann.

Der Beweis hierfür, der hier natürlich nicht in den Einzelheiten, sondern nur in den entscheidenden Gesichtspunkten geführt werden kann, läßt sich direct und indirect, er läßt sich auch aus der eigenen Beweisführung Lehmann's heraus erbringen. Lehmann geht nämlich keineswegs soweit, die gegen Preußen gerichteten Offensivpläne des Grafen Kaunitz schlechthin zu leugnen, er gibt zu, daß zwischen Oesterreich und Rußland Verabredungen getroffen waren, welche weit über das formell defensiv gehaltene Bündniß vom 22. Mai 1746 hinausgingen und thatsächlich auf eine Auftheilung eines großen Theiles der preußischen Monarchie hinauskamen, er gibt weiter zu, daß die von dem russischen Großkanzler angeordneten Rüstungen denen Friedrich's des Großen vorangingen und die nächste Veranlassung zu den kriegerischen Verwickelungen des Jahres 1756 waren. Dementsprechend formulirt er auf S. 85 seine Auffassung der Sache so: „Zwei Offensiven also waren es, die 1756 aufeinander trafen: die der Maria Theresia, gerichtet auf den Wiedergewinn Schlesiens, die von Friedrich, auf die Eroberung von Westpreußen und Sachsen." Nun ist es doch von vornherein wenig wahrscheinlich, daß Friedrich der Große gerade einen Zeitpunkt, in welchem auf Veranlassung Maria Theresia's, eine große europäische Coalition gegen ihn theils schon bestand, theils in der Bildung begriffen war, wie er sehr wohl wußte, für den geeigneten sollte gehalten haben, um seine Annexionsgelüste, wenn solche wirklich bestanden, zu verwirklichen. Das wäre nicht nur ein frevelhaftes, es wäre auch ein sehr thörichtes Beginnen gewesen, welches wahrscheinlich zu machen ganz andere Beweismittel erforderlich wären, als die von Lehmann beigebrachten. Denn in der That sind diese Beweismittel äußerst schwach. Während für die Offensivpläne Maria Theresia's oder des Grafen Kaunitz gegen Friedrich jene ganze Kette diplomatischer Verhandlungen mit England, Rußland und Frankreich vorliegt, welche gerade infolge der Offensivpläne Oesterreichs zu einer vollständigen Umwandlung des europäischen Gleichgewichtssystems führten, und welche dann der bisherigen Forschung zur sichern Grundlage ihrer wissenschaftlichen Auffassung gedient haben, vermag Lehmann für seine Ansicht von den Offensivplänen Friedrich's des Großen keine einzige diplomatisch-politische Handlung, sondern nur einzelne gelegentliche vertrauliche Aeußerungen vorzubringen, welche noch dazu durch ihre ganze Art, ihren Charakter und den Zusammenhang, in dem sie erscheinen, ihre Beweiskraft so gut wie völlig verlieren. Das Einzige, was Lehmann wirklich auf Grund umfassenden und zum Theil neuen Materials, unter anderm auch aus dem wiener Archiv, bewiesen hat, ist die Thatsache, daß Preußen früher, als man bisher angenommen hat, mit seinen förmlichen Rüstungen begonnen und sie eifriger und erfolgreicher gefördert hat als Oesterreich. Das Letztere war aber auch der bisherigen Forschung bis zu einer gewissen Grenze schon bekannt und ergibt sich mit voller Deutlichkeit aus dem Verlaufe der Kriegsereignisse selbst, aber für die Richtigkeit der Lehmann'schen Grundanschauung beweist es nichts, aber auch gar nichts. Man kann eben sowol in defensiver als in offensiver Absicht rüsten. Daß es Friedrich in defensiver Absicht that, ergibt sich schon aus der von Lehmann gar nicht geleugneten Thatsache, daß seine Rüstungen thatsächlich erst durch die der Russen veranlaßt worden sind. Diese russischen Rüstungen waren von dem Großkanzler Bestuschew nach Lehmann's eigenem Ausdrucke mit so „täppischem" Eifer betrieben, daß selbst Oesterreich, auf dessen Veranlassung sie doch betrieben wurden, nachdrücklich auf Verzögerung bezw. Einstellung derselben drang, nicht etwa weil es von seinen Angriffsplänen gegen Preußen zurückgekommen wäre, sondern weil es den Angriff bis zum Jahre 1757 hinausgeschoben zu wissen wünschte. Daß es ihn aber mit allen Kräften durchzuführen nach wie vor gewillt war, hat es in Rußland mit aller Bestimmtheit und in den verpflichtendsten Formen erklären lassen. Aus diesen Gründen betrieb Oesterreich auch die eigenen Rüstungen sehr vorsichtig, um eben bei Preußen nicht gar zu großen Argwohn zu erwecken. Jedenfalls steht soviel fest, daß Friedrich der Große mit seinen Rüstungen erst begann, als durch die der Russen die von ihm in der Hauptsache richtig erkannte Gefahr, die ihm von der Coalition seiner Gegner drohte, und der er zuvorkommen wollte, in greifbare Nähe gerückt war. Diese seine nur in den Hauptpunkten flüchtig skizzirte Situation reicht durchaus hin, um den Entschluß der Waffenerhebung Friedrich's zu erklären und zu rechtfertigen.

Wie steht es nun mit den Annexionsplänen Friedrich's, die nach Lehmann der wahre Grund jener Waffenerhebung gewesen sein sollen? Das Hauptbeweismittel, das er ins Feld führt, ist ein Abschnitt des politischen Testaments des Königs von 1752, welcher bezeichnender Weise den Titel: „Rêveries politiques" (Politische Träumereien) führt und an den vorhergehenden, ganz concrete Dinge enthaltenden Theil mit den Worten angefügt wird: „Voici pour le solide et pour le fond de conduite, qu'il convient de tenir dans cet État. Venons-en à présent au chimérique. La politique a sa métaphysique, et comme il n'y a de philosophe, qui ne se soit amusé à faire son système et n'ait expliqué selon son génie ces choses abstraites, il est permis de même aux politiques de s'égayer dans le vaste chou des projets chimériques etc." Ich meine, deutlicher kann der König nicht andeuten, daß in den nachfolgenden „Träumereien" eben in der That nur Zukunftsphantasien, nicht aber wirkliche und für irgendeinen bestimmten Zeitpunkt berechnete Pläne enthalten sind. Es ist in der That ein Zukunftsprogramm, welches theilweise, zumeist aber in ganz anderer Weise

als er hier andeutet, später von ihm und seinen Nachfolgern durchgeführt worden ist, weil es in der That eine Reihe politischer Nothwendigkeiten für Preußen enthielt, ohne deren Durchführung Preußen seinen historischen Beruf nicht hätte erfüllen können. Aber alles spricht dagegen, daß der König mit diesen Erörterungen ein Programm für die nächste oder überhaupt für eine absehbare Zeit hätte geben wollen. Im Gegentheil, er umgibt diese „Träumereien" über die für Preußen in Zukunft wünschenswerthen Vergrößerungen und Erwerbungen mit einer Fülle von Cautelen, erklärt sie für durchführbar nur unter einer Reihe von genau bezeichneten, kaum durchführbaren Bedingungen, von denen im Jahre 1756 auch nicht eine einzige erfüllt war. Als Beweis dafür, daß sich Friedrich der Große mit ganz bestimmten Annexionsplänen getragen und zu ihrer Erfüllung seinerseits hätte einen Krieg herbeiführen wollen, kann diese von Lehmann mit so vielem Pathos herbeigezogene Stelle aus den „politischen Träumereien" des Testaments von 1752 nimmermehr verwerthet werden. Ganz dasselbe aber gilt von den wenigen gelegentlichen Aeußerungen des Königs aus der Zeit vor dem Kriege und noch mehr von denen während des Krieges selbst. Von den letztern liegt es klar auf der Hand, daß sie für Annexionsgelüste vor dem Kriege überhaupt nicht verwendbar sind. Wenn im Verlaufe des ihm von den Gegnern aufgedrungenen Krieges dem Könige wirklich ab und zu der Gedanke kam, für die im Kriege von ihm gebrachten Opfer eine Landentschädigung zu verlangen, so beweist doch das nicht das Geringste dafür, daß der Krieg zum Zweck solcher „Annexionen" von ihm unternommen worden sei. Mit Recht hat Koser hervorgehoben, daß man dann mit demselben Rechte behaupten könnte, der Krieg von 1870/71 sei vom Deutschen Reiche herbeigeführt worden, um Elsaß-Lothringen zu erobern, weil der Krieg, nachdem er siegreich verlaufen war, mit der Erwerbung Elsaß-Lothringens endete.

Ebenso wenig beweiskräftig aber sind die Beweisstellen aus der Correspondenz Friedrich's des Großen aus der Zeit vor dem Kriege, welche Lehmann zur Stütze seiner Ansicht beigebracht hat. Ja, eine derselben, und zwar eine der hauptsächlichsten, derentwegen er seinen Vorgänger Naudé ganz besonders scharf angreift, spricht, wenn man sie in dem Zusammenhange, in dem sie steht, liest, so sehr gegen die Ansicht Lehmann's, daß man schlechterdings nicht begreifen kann, wie ein methodisch so geschulter Forscher wie Lehmann sie in dieser Weise verwerthen konnte. Lehmann führt (S. 68) zum Beweis für die kriegerischen Annexionsgelüste Friedrich's einen Brief vom 19. Februar 1756 an, „in dem — wir citiren wörtlich — der König seinen durch die Aussicht auf einen großen Krieg nicht gerade erbauten Bruder August Wilhelm frägt, ob er denn das Vergnügen für gar nichts halte, Sachsen zu demüthigen oder besser gesagt zu vernichten". Muß da nicht jeder Leser annehmen, der König habe seinen Bruder in diesem Briefe in seine kriegerischen Pläne eingeweiht und die „Vernichtung" Sachsens (anéantir heißt es in dem Schreiben) als den Zweck eines von ihm beabsichtigten „großen Krieges" bezeichnet. Was aber steht thatsächlich in dem Briefe? Der König spricht in demselben überhaupt nicht von kriegerischen Absichten, sondern von der vor kurzem mit England abgeschlossenen Westminster-Convention; als deren Folge wird die politische Mattsetzung Sachsens bezeichnet, wie aus den unmittelbar daran sich anschließenden Worten: „Voilà quelles sont les suites, qu'aura un petit coup de plume" mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit hervorgeht. Von einer „Vernichtung" Sachsens durch einen großen Krieg ist so wenig die Rede, daß der König vielmehr in dem Briefe die wahrscheinlichen friedlichen Folgen des Westminster-Vertrages schildert. Der Vorwurf, den Lehmann gegen Naudé erhebt, daß seine „Polemik ebenso herausfordernd", wie seine „Methode unwissenschaftlich" sei, fällt also in diesem Falle auf ihn selbst zurück.

An andern Stellen interpretirt Lehmann, um seine Ansicht von den Eroberungsgelüsten Friedrich's zu erweisen, in die von ihm citirten Quellen Dinge hinein, die absolut gar nicht darin stehen. So sagt er z. B. S. 83 mit Bezug auf das Verhalten Friedrich's gegenüber dem verschanzten Lager der Sachsen bei Pirna: „Er sah sich an als den Herrn von Sachsen, er wollte nicht, daß seine alten und seine neuen Unterthanen einander zerfleischten." Wie in aller Welt kann man einen solchen Sinn in die von ihm citirten Worte: „Le roi regardait les Saxons comme des soldats pour lui, et il voulut les conserver autant que ses Prussiens", hineindeuten? Daraus kann doch — ganz abgesehen davon, daß die Worte nicht eine authentische Aeußerung Friedrichs, sondern eine solche einer ziemlich wenig zuverlässigen Memoirenquelle sind, nichts anderes entnommen werden, als die allgemein bekannte Thatsache, daß der König beabsichtigte, die gefangenen sächsischen Soldaten in sein Heer einzureihen.

Doch genug; wir könnten zur Widerlegung der Lehmann'schen Ansicht und zur Stütze der von ihm so schroff bekämpften bisherigen Auffassung noch manchen weitern Beweis beibringen; allein das Gesagte wird genügen, um darzuthun, daß die Beweismittel, welche Lehmann für seine Auffassung beibringt, quantitativ und qualitativ in umgekehrtem Verhältniß zu der Sicherheit und dem Selbstbewußtsein stehen, mit welchem diese Auffassung vorgetragen wird. Darin, daß ein so hervorragend befähigter Historiker, trotz allen Eifers und Scharfsinns und trotz seiner sichtlichen Gereiztheit gegen fast alle seine Vorgänger die Ansicht der letztern doch in keiner Weise zu erschüttern vermocht hat, dürfte ein neuer glänzender Beweis für ihre Richtigkeit liegen, und man kann nur bedauern, daß ein wissenschaftlich so hervorragender Mann wie Lehmann seine Kraft auf eine so völlig aussichtslose Aufgabe verwendet hat.

Noch mehr zu bedauern aber ist die Art der Polemik,

welche Lehmann gegenüber diesen seinen Vorgängern, namentlich gegenüber Albert Naudé, angeschlagen hat. Gegen eine solche Art des Angriffs, welche den Gegner nicht etwa blos wissenschaftlichen Irrthums, sondern bewußter Voreingenommenheit und Fälschung der historischen Wahrheit zeiht, d. h. in seinem Charakter verdächtigt, muß, gerade wenn sie von einem hervorragenden Gelehrten ausgeht, mit aller Energie im Interesse der Würde wissenschaftlicher Discussion Einspruch erhoben werden.

Georg Winter.

Zur Socialpolitik.

1. Die Noth des vierten Standes. Von einem Arzte. Leipzig, F. W. Grunow. 1894. Gr. 8. 2 M.
2. Socialismus und moderne Wissenschaft (Darwin — Spencer — Marx). Von E. Ferri. Uebersetzt von H. Kurella. Leipzig, G. H. Wigand. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft. Von C. Lombroso. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. H. Kurella. Leipzig, G. H. Wigand. 1895. 8. 2 M.

Das Nachdenken über sociale Fragen ist heutzutage nicht beschränkt auf den Kreis der Staatswissenschaftler und Nationalökonomen von Beruf. Im Gegentheil. Während die Wissenschaft im ganzen objectiv beobachtet, sind es meist Männer der Praxis, die zur Beobachtung auch Vorschläge der Verbesserung hinzufügen. Insbesondere sind die Aerzte in der glücklichen Lage mit allen Klassen der Bevölkerung in Berührung zu kommen, ihre seelischen Zustände nicht minder als ihre wirthschaftlichen Verhältnisse zu erkennen und zu vergleichen. Von den Aerzten ist manche sociale Reform ausgegangen, ein italienischer Arzt, Mercurialis, war es, der im 16. Jahrhundert schon die hellenische Gymnastik wieder zum Leben erwecken wollte, der freilich nicht mehr erreichte, als nachfolgenden Geschlechtern eine Anregung zu geben, Howard, ein englischer Arzt oder wenigstens ein medicinisch gebildeter Mann, wurde der Reformator des Gefängnißwesens. Auch in der an erster Stelle genannten Schrift „Die Noth des vierten Standes" ist es ein Arzt, der zu Gunsten des vierten Standes das Wort ergreift. Er beginnt mit einigen aus dem Leben gegriffenen Krankheitsgeschichten, Bildern der bittern Noth, die den Arbeiter befällt, sobald die zehn Finger, seine einzige Waffe im Daseinskampfe, versagen. Die darauf folgende Erörterung der Ursachen der Proletarierkrankheiten und der Vorschläge für ihre Verhütung bilden den besten Theil des Buches, in dem der Verfasser aus eingehender Kenntniß der einschlägigen Statistik und aus breiter Erfahrung schöpft. Einige bezeichnende Zahlen seien hier angeführt. Von den 145000 Metallarbeitern Preußens sind 2300 einäugig geworden, ehe die Glimmerbrille eingeführt wurde. Unter 75 in Breslau untersuchten Schmieden und Schlossern hatten nur 29 ein gutes Gehör, die übrigen waren schwerhörig oder taub. Die Schleifer von Sheffield werden durchschnittlich nur zweiunddreißig Jahre alt (die sonstige mittlere Lebensdauer in England und Wales beträgt fünfundfunfzig Jahre, wenn man von der Kindersterblichkeit absieht). Die Berufsschäden wirken um so verheerender, weil sie häufig auf geerbte Krankheitsanlagen treffen und weil die jugendliche Entwickelung der Fabrikarbeiter durch drückende Verhältnisse verkümmert wird. Außer der mangelhaften Ernährung im Säuglingsalter und dem Ziehkinderwesen wirkt in der Richtung der Verkümmerung besonders auch die Arbeit der Kinder, welche England nach vollendetem zehnten, Deutschland, Oesterreich und Frankreich nach vollendetem zwölften Lebensjahre erlauben. Trotz allen allmählich durchgeführten Beschränkungen ist die Kinderarbeit auch jetzt noch sehr ausgedehnt. Eine andere Krankheitsursache, die der Verfasser hier vergißt, und erst später, aber nur als eine der Ursachen des Verbrechens anführt, ist der Alkoholismus. Wenn er hier nach Dr. Bär anführt, daß in Deutschland 41,6 Procent aller Strafgefangenen dem Alkoholismus ihr Los verdanken, so hätte er auch nicht solche Thatsachen übergehen dürfen, die die physische Wirkung des Alkoholismus betreffen, z. B. daß in der Irrenanstalt der Stadt Wien 40 Procent der Kranken ihr Leiden dem Alkoholismus verdanken, daß in Großbritannien die „Gasthausbediensteten" unter allen Arbeiterklassen die höchste Sterblichkeitsziffer aufweisen, eine höhere, als selbst die ungesundesten Metallarbeiterberufe zeigen, daß andererseits die englischen Lebensversicherungsgesellschaften von denen, die sich des Alkohols enthalten, 10 Procent weniger Prämie als von den übrigen Kunden verlangen. Gegen alle diese, die Gesundheit bedrohenden Uebel verlangt der Verfasser eine strenge hygienische Gesetzgebung, besonders für die Fabriken und den Häuserbau; die wohlthätigen Folgen einer solchen künftigen Gesetzgebung lassen sich aus den Wirkungen der bisherigen geringfügigen Maßregeln schließen. In Berlin betrug 1872 die Sterblichkeitsziffer des Typhus 9,7 auf 10000 Einwohner, nach Einführung der Wasserleitung und Canalisation sank sie von Jahr zu Jahr bis auf 1,4 im Jahre 1888.

Auf die hygienischen Kapitel folgt ein criminalistisches, das gegen unsern Strafvollzug bekannte sehr gewichtige Einwände wiederholt, besonders gegen die kurzen Freiheitsstrafen, die nur zu weiterer Verbitterung und Verführung, nicht zur Besserung dienen können. Auch hier erwartet der Verfasser eine wirkliche Heilung erst von der „Hygiene", des Verbrechens, von Beschränkung des Alkoholismus Verbesserung der Erziehung und vornehmlich von besserer Fürsorge für die sittlich gefährdeten Kinder. Der nord-

amerikanische Staat Michigan entzieht solche Kinder schon im zweiten Lebensjahre den Aeltern und hütet sie bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr. Was er für Erziehung mehr ausgibt, trägt ihm reiche Zinsen; denn er erspart es vielfältig an den Kosten für Armenunterstützung, Gefängnisse und Polizei.

Den Schluß bilden zwei Kapitel über die Forderungen der Arbeiter und die socialdemokratische Partei, an der der Verfasser mehr zu loben als zu tadeln findet. Er zeigt sich dabei als christlichen Socialisten von sehr energischer Färbung, der sich mit halben Maßregeln keineswegs begnügen will, unter anderm eifrig für den Achtstundentag eintritt. Er gleicht den christlichen Socialisten Englands, die in ihren Forderungen viel weiter als die unsern gingen. Erst der Pfarrer Naumann scheint gegenwärtig dieselbe schärfere Tonart auch in Deutschland anzuschlagen.

Die Schrift „Socialismus und moderne Wissenschaft" von E. Ferri (Nr. 2) führt uns auf das Gebiet des internationalen, von Marx begründeten Socialismus, also auf eine Theorie über die Gestaltung des Lebens der Menschheit, und sucht sie an die Theorie vom Thierleben, die jetzt die herrschende ist, an den Darwinismus, anzuknüpfen. Da dieser den Kampf ums Dasein und den Wettbewerb um ein besseres Dasein für die treibende Kraft des gesammten animalischen Lebens hält, so scheint er allerdings auf den ersten Blick jeder den Wettbewerb ausschließenden Lebensgestaltung zu widersprechen. Und in der That hat E. Häckel („Freie Wissenschaft und freie Lehre", Stuttgart 1878) etwa folgende drei Thesen aufgestellt: 1) Der Socialismus erstrebt eine chimärische Gleichheit für Alle und für Alles. Dagegen zeigt der Darwinismus nicht nur die Existenz, sondern auch die organischen Gründe der natürlichen Ungleichheit der Menschen in ihren Fähigkeiten wie in ihren Bedürfnissen. 2) Die Mehrzahl der Wesen ist zum Unterliegen bestimmt. Dagegen behauptet der Socialismus, daß alle den Kampf bestehen können und daß kein Wesen zu unterliegen brauche. 3) Der Kampf ums Dasein sichert „das Ueberleben der Besten und Bestangepaßten", und es ergibt sich daraus ein aristokratischer Proceß individueller Auslese im Gegensatze zu der demokratischen, collectivistischen Nivellirung des Socialismus. Die Begriffe der Zoologie werden hier mit einer gewissen Naivetät auf die Gesellschaft übertragen. Aber freilich, Natur und Geist ist für die meisten solcher „Naturphilosophen" eins, mit solchen kleinen Differenzen brauchen sie sich nicht aufzuhalten.

Es wird E. Ferri nicht schwer diesem Naturalismus gegenüber die wesentliche Verschiedenheit der Menschenwelt zu erweisen. Freilich über die letzte Ursache dieser Verschiedenheit, die Differenz zwischen Natur und Geist, ist er nicht klar, sie bleibt ihm unbewußt, aber er sieht wenigstens ihre Folgen. Gegen die These von der natürlichen Ungleichheit wendet er richtig ein, daß der Socialismus sie nicht aufhebe, sondern anerkennt, indem er der Vertheilung der Güter die Formel zu Grunde legt: „Jedem nach der geleisteten Arbeit!", daß nur der Communismus die Ungleichheit ignorirt, indem er dagegen fordert: „Jedem nach seinem Bedürfniß". Noch schärfer ist die zweite These, die über die Nothwendigkeit des Unterliegens der Mehrzahl handelt, zurückgewiesen. Ihr hält E. Ferri das schon im Thierleben wirksame Princip der Solidarität der Individuen einer Art, und sogar verschiedener Arten, entgegen, von denen das erstere bei gesellig lebenden Thieren, das andere in der sogenannten „Symbiose" zu Tage tritt. Ganz verkehrt aber ist die Ansicht, die Häckel's dritter These zu Grunde liegt, daß nur die freie Concurrenz das Ueberleben der Besten und Bestangepaßten gewährleiste; Ferri weist darauf hin, daß die freie Concurrenz nicht die eigentlich menschlichen Eigenschaften ausbilde, sondern nur den mit der größten List und Rücksichtslosigkeit Begabten zum Siege führt, daß eine Anpassung nicht immer durch Fortschritt, sondern, wie in der Natur beim Parasitismus, auch durch Rückschritt und Verkümmerung stattfinde, daß besonders vielfach nicht die Besten, sondern nur die reichsten Individuen heutzutage die meisten Aussichten sich fortzupflanzen haben, daß diesen Uebelständen nur der Socialismus abhelfen könne, indem er die Bedingungen für einen edlern Kampf ums Dasein herstelle, daß er also den Fortschritt, die Entwickelung, die Darwin und Spencer für die Natur lehren, für die Geschichte nicht aufhebt, sondern erfüllt.

Merkwürdig ist hierbei nur, daß Ferri fortwährend Spencer als Bundesgenossen betrachtet. Dieser hat sich als entschiedensten Gegner des Socialismus erklärt, und zwar nicht blos des Staatssocialismus, wie Ferri meint, sondern jedes Socialismus, in dem er nichts weiter sehen kann, als eine „zermalmende Tyrannei". Spencer's Individualismus ist so extrem, daß er in Anarchismus ausartet, und was er in seiner ersten Schrift: „Social Statics" an socialistischen Gedanken geäußert hat, hat er in seiner Broschüre: „The man versus the state" (dies ist der Titel, nicht: „The Individual versus the state" wie Ferri oder der Uebersetzer schreibt) auf das Bestimmteste widerrufen.

Im ganzen sind diese Betrachtungen E. Ferri's über die Gestaltung des Entwickelungsprincips in der Gesellschaft berechtigt, und es ist kein Zweifel, daß man von diesem Ausgangspunkte aus den Socialismus vertheidigen kann. Aber in welchem Maße er für die nächsten Generationen möglich ist und durchgeführt zu werden verspricht, das ist nicht aus der Naturwissenschaft, sondern aus der bisherigen Menschengeschichte zu schließen. Die geschichtliche Betrachtung aber fehlt hier ganz und gar, Ferri begnügt sich mit einigen Sätzen der von Marx aufgestellten, sogenannten „materialistischen Geschichtstheorie", die lehrt, daß die ökonomischen Antriebe in der Geschichte die einzig wirksamen seien, über die er wenigstens die Kritik des Referenten („Die Geschichtsphilosophie Hegel's

und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann", Leipzig 1890), hätte vergleichen sollen. Er hätte dann auch gefunden, daß Marx's Theorie vom Klassenkampf in Hegel's Dialektik wurzelt, daß von dieser, nicht von der modernen Naturwissenschaft, wie Ferri zu meinen scheint, Marx ausgegangen ist. Was aber in seiner Geschichtstheorie nicht hegelisch ist, das stammt von dem französischen Socialisten Saint-Simon, bei dem fast alle Elemente seiner „genialen" Conception sich schon finden.

Die Uebersetzung ist — von kleinen Unebenheiten abgesehen — fließend und durch Anmerkungen des Uebersetzers bereichert, die sich aber über die Mängel des Originals nicht erheben.

Während die eben besprochenen Schriften im allgemeinen eine wissenschaftliche Haltung zeigen, ist die von C. Lombroso: „Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft" (Nr. 3) nur in den äußern Manieren wissenschaftlich, innerlich aber voll der Willkür und Leichtfertigkeit im Behaupten, die auch Lombroso's frühere Schriften kennzeichnen. Sein Hauptgedanke, mit dem er den Antisemitismus vernichten will, ist die große Entdeckung, daß die Juden Arier sind, nur 5 Procent semitischen Blutes in sich haben. Zum Beweise führt er an: daß viele Juden in England blond, in Afrika schwarz sind, auch sonst die englischen Juden in ihren Gesichtszügen vielfach den Engländern, die afrikanischen Juden den Negern ähneln, also — eine Kreuzung stattgefunden hat. Ferner hat Lombroso hundert turiner Juden untersucht (welche Menge!) und gefunden, daß sie der christlichen Bevölkerung, unter der sie leben, gleich sind „bis auf eine größere Zahl von Langköpfen, eine geringere Zahl Blondhaariger und eine geringere Zahl von Schädeln höchster Capacität, ferner eine größere Differenzirung der Schädelformen, die wahrscheinlich atavistisch zu erklären ist und auf frühere Kreuzungs- und Rassenmischungsprocesse hindeutet". Aber C. Lombroso ist unersättlich im Beweisen. Er hat auch fünf Schädel aus der Katakombe des heiligen Calixtus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., von denen er natürlich genau weiß, daß sie jüdisch sind, mit phönizischen Schädeln aus einem cyprischen Grabe verglichen, von denen er, allerdings mit etwas größerm Rechte, annimmt, daß sie semitischer Herkunft seien, um die alten Juden den alten Semiten entgegenzuhalten. „Schon diese wenigen Zahlen zeigen uns, wie sehr sich der Schädel der Hebräer von dem semitischen Schädel, bei dem die Dolichocephalie überwiegt, entfernt." In der That, das Gesetz der großen Zahlen, das für die Statistik das wichtigste Princip ist, wird von Lombroso in sein Gegentheil umgewandelt. Wo andere Forscher 500 und 700 Exemplare verlangen würden, verlangt er blos fünf bis sieben. Freilich auch eine größere Mühe wäre umsonst gewesen. Denn es gibt wol kaum einen Ethnologen, der Langköpfigkeit und Kurzköpfigkeit für ein wesentliches, Rasse bestimmendes Merkmal hielte.

Damit hat er nun nicht blos die Juden, sondern alle „Hebräer" aus der semitischen Rasse gestrichen, auch die Moabiter, Amoriter, Philister und alle Völker, die einen hebräischen Dialekt sprachen, zu Ariern erhöht. Denn die Semiten verachtet er tief, er schätzt sie noch viel geringer, als Renan, er findet an ihnen nicht blos den Mangel der Breite und Mannichfaltigkeit des Geistes wie dieser, sondern auch, bei den Arabern vornehmlich, arge Trägheit und Apathie. Womit freilich im Widerspruch die Thatsache steht, die er selbst anführt, daß die Semiten den großen, für die Cultur grundlegenden Fortschritt von der ägyptischen Bilder- und Silbenschrift zur Lautschrift gemacht haben. Aber auf einige Widersprüche kommt es einem so „genialen" Forscher nicht an. So findet er S. 45 mit J. Jacobi, daß die Juden den Nichtjuden gegenüber „eine Superiorität in der Zahl ihrer hervorragenden Genies, eine Inferiorität aber der bloßen Talente aufweisen", S. 49 aber sagt er: „sie haben der Welt mehr talentvolle, als geniale Naturen gegeben." Für die geistige Höhe der ganzen Broschüre ist ferner bezeichnend, daß C. Lombroso S. 15 trocken erklärt, die eingewanderten Australier, also die Engländer, hätten die Chinesen nöthig, „um in der Cultur etwas vorwärts zu kommen", daß er ferner die alberne Behauptung eines rumänischen Arztes, alle Antisemiten litten an Geistesstörung infolge von Geschlechtskrankheiten, einer eingehenden Erwägung würdigt.

Für die mit dem Ernste der Wissenschaft und der Humanität zu behandelnde Judenfrage fehlt C. Lombroso nicht weniger als alles: Kenntniß der Geschichte, socialpolitisches Wissen, wissenschaftliche Methode. Glücklicherweise wird sein Buch weder von Antisemiten, noch von Juden beachtet werden, da ihn in Deutschland nur sehr wenige noch ernst nehmen. Die Uebersetzung ist eine völlig überflüssige Leistung.

Paul Barth.

Zur Volkskunde einer deutschen Sprachinsel.

Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder von Dr. Adolf Hauffen. (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell. III.) Graz, Verlagsbuchh. „Styria". 1895. Gr. 8. 8 M.

Im südöstlichen Winkel des österreichischen Herzogthums Krain liegt das Gebiet der heutigen Bezirkshauptmannschaft Gottschee, mit dem Hauptorte gleichen Namens als Mittelpunkt. Dieses Gebiet weist eine ganz eigenartige Bevölkerung deutscher Stammesbrüder auf, welche sich ihre germanische Eigenart trotz aller ringsum brausenden

slawischen Fluten seit Jahrhunderten bewahrt haben. Nördlich und westlich von den slowenischen, südlich und östlich von den kroatischen Nachbarn umgeben, sind die etwa 25000 Bewohner des gottscheer Bodens in Sprache und Sitte, im Denken und Fühlen deutsch geblieben bis auf den heutigen Tag. Diese deutsche Sprachinsel fällt eigentlich nicht ganz zusammen mit der erwähnten gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft, sondern reicht noch um Einiges darüber hinaus; wie in so vielen sprachlich verschiedenen Gebieten eines und desselben Landes konnte die politische Eintheilung auf dieses Moment auch hier keine Rücksicht nehmen. Es ist begreiflich, daß sich in einer so merkwürdig seit Jahrhunderten abgeschlossenen Zahl deutscher Bewohner deren Eigenart in allen Lebensäußerungen und -Verhältnissen nahezu unverfälscht erhalten hat, einige geringe Einflüsse auf ihre Wohnsitze, Orts- und Flurnamen u. dgl. etwa abgerechnet, welche Einflüsse gleichsam unwillkürlich sich geltend gemacht haben. Dieses eigenartige Völkchen und sein Wohnungsgebiet hat nun Adolf Hauffen, der tüchtige Förderer deutscher Volkskunde in Oesterreich, zum Gegenstande einer umfangreichen und wie gleich im voraus betont werden soll, höchst bedeutenden Arbeit gewählt, welche, soeben erschienen, einen wichtigen Beitrag zu den sich der Volkskunde zuwendenden Forschungen liefert.

Selbstverständlich hat der Verfasser genaue und eingehende Studien an Ort und Stelle betrieben, die seine gründlichen germanistisch-historischen Kenntnisse, sowie zahlreiche Auskünfte der verläßlichsten und trefflichsten Gewährsmänner des gottscheer Bodens auf das beste unterstützten. Ursprünglich mit der Absicht umgehend, nur eine Sammlung der Volkslieder dieses Gebiets mit Erläuterungen und Vergleichungen herauszugeben, dehnt er die Arbeit mit Rücksicht auf reichlich zugekommenes Material aus und erweitert dieselbe zu einer dankenswerthen Volkskunde der Gottscheer, welcher auch die ethnographisch-topographischen und historischen Ausführungen nicht fehlen.

Mit einer Darlegung über die Lage und Beschaffenheit der Sprachinsel eröffnet Hauffen seine systematisch vorgehende Arbeit, und wendet sich hierauf der geschichtlichen Entwickelung des Landes und Volkes und insbesondere der Herkunft des letztern zu. In dieser Richtung ist nach Widerlegung verschiedener älterer Ansichten, hauptsächlich auf Grundlage der sprachlichen Untersuchung des gottscheer Dialekts, sowie im Hinblick auf historische Documente nachgewiesen, daß Graf Otto von Ortenburg, welchem im 14. Jahrhundert das damals öde und unbewohnte Gebiet zugehörte, deutsche Ansiedler in dasselbe herbeirief, unter denen sich auch Schwaben befanden, der Hauptstock der Angesiedelten aber war bairischen Stammes und zwar deuten verschiedene Aehnlichkeiten der Mundart auf einen starken Procentsatz solcher Ansiedler aus Kärnten und dem mittlern Tirol. Welche Mühe dieselben mit dem Urbarmachen ihrer Wohnplätze hatten, davon geben die Namen der heutigen Ortschaften: Gereuth, Stockendorf, Mittenwald und anderer, die auf reiche Thätigkeit der baumfällenden Axt, und auf die waldige Gegend deuten, zu Genüge Auskunft. Ueberhaupt erzählen uns diese Orts- und Flurnamen gar viel von der Geschichte jener Besiedelung des heutigen gottscheer Ländchens. — Es folgt nun die Darstellung der gottscheer Mundart, welche der Verfasser so genauen Studiums unterzogen hat, daß er sogar fünf Untermundarten unterscheidet. Alle sind ihrem Grundwesen nach aber bairisch-österreichisch. Auch der Klarlegung der Lebensverhältnisse, Erwerbsquellen und öffentlichen Zustände ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ein weiteres der Tracht und den Hausanlagen und es erscheint bemerkenswerth, daß, wie der Verfasser erwähnt, sich die Gottscheerinnen im Hinterlande heute im wesentlichen ebenso tragen, wie sie Valvasor im 17. und Hacquet im 18. Jahrhundert beschrieben haben. Man ersieht daraus die Zähigkeit dieses Volksstammes im Festhalten alten Wesens und alter Sitte.

Ein wichtiger Abschnitt des Buches ist natürlich jener über die Sitten und Volksbräuche. Sie sind trotz des rein slawischen Ringwalles, welcher das gottscheer Gebiet umzieht, in den allgemeinen Grundzügen heute noch den überall in Deutschland verbreiteten Bräuchen gleich. Vieles haben sie mit den Uebungen des bairisch-österreichischen Volksthums gemein, festliche Erinnerungen an die uralte Wintersonnenwende, Neujahrs- und Faschingsbräuche, Oster- und Sonnwendfeier begegnen uns mit zahlreichen Einzelheiten, ebenso die Hochzeits- und Leichengebräuche, Sagen und Legenden, Volksschwänke, Räthsel und Scherze. Alles zeigt den germanischen Charakter, selten macht sich slawischer Einfluß stärker bemerkbar, wenn auch allerdings hier und da der nahen Grenzbewohner wegen kleine Abweichungen der alten Anschauung vorkommen.

Es folgt nun die besonders eingehende und nach jeder Richtung hin tüchtig durchgearbeitete Darstellung der Volkslieder. Mit der allgemeinen Einleitung zusammen füllt die Wiedergabe der Liedertexte nebst Melodien und reichlichen Erläuterungen aus dem schon früher angegebenen Grunde mehr als die Hälfte des ganzen ausführlichen Werkes. Dr. Hauffen bietet zunächst eine allgemeine Charakteristik, untersucht die Liedertexte nach Alter, Inhalt, Anschauungsweise, Localcolorit, nach Metrik und Reim u. s. w. Zwei Eigenthümlichkeiten fallen bei diesen Liedern besonders auf. Die eine ist der Mangel des Reims bei den meisten. Der Verfasser erklärt das damit, daß viele Reime der deutschen Lieder, welche ja ebenfalls von den Gottscheern beibehalten worden sind, in dieser Mundart nicht mehr als Reime empfunden, ferner daß auch durch die langsame Vortragsweise die Reimworte nicht mehr gefühlt und somit fallen gelassen wurden. Eine zweite leicht erklärliche Eigenthümlichkeit des gottscheer Volksliederschatzes ist die Aneignung eines Theiles desselben aus dem Slawischen, etwa ein Zehntel der Lieder und Balladen sind Uebertragungen aus dem Slowenischen, Kroatischen oder Serbischen, die allerdings sich als deutsches mundartliches

Lied das Heimatsrecht schon lange erworben haben. Uebrigens bemerkt der Verfasser, daß manchmal auch ein ausgesprochen deutsches Lied der Gottscheer von den Slowenen übertragen und übernommen wird. Die Südslawen sind reich an Volksliedern und es ist eigentlich nach Hauffen's weiterer Bemerkung erfreulich, „daß die Gottscheer nur so wenig davon aufgenommen haben. Ein Beweis mehr, daß sie schon früh eine Fülle deutscher Volkslieder besessen haben, die fremdes Gut nicht recht aufkommen lassen".

Der fleißige Sammler, Herausgeber und Forscher bietet 168 zumeist vielstrophige Lieder, denen selten die Beigabe der Melodie fehlt. Die Schreibweise der Texte, wie überhaupt der gottscheer Mundart hat sich Hauffen nach einem strengen System selbst zurechtgelegt, die genaue phonetische Schreibung, wie er bemerkt, absichtlich vermieden. Aber es bleibt zu befürchten, daß durch die Einfügung verschiedener fremder Zeichen das Verständniß der Worte doch noch sehr erschwert ist und nur ganz genaues Studium des Liedertextes läßt vollen klaren Einblick in den Sinn und Inhalt desselben zu. Es ist der alte Misstand, welcher sich bei der Wiedergabe einer etwas schwierigern deutschen Mundart ergibt, eben auch diesen vortrefflichen Forscher in den Weg getreten. Man kann die Worte und Silben mit ihrer Klangfarbe und Betonung durch zahlreiche selbstgebildete Zeichen nur andeuten, nie ganz deutlich und klar vorführen, will man letzteres aber doch versuchen, so entsteht eine Buntscheckigkeit des Textes, wie sie z. B. in Schmeller's trefflichem Werke über die Mundarten Baierns jeden Leser nahezu abschrecken muß. Trotzdem wird aber unserer Ansicht nach dieser Leser, selbst wenn er sich durch diese zahlreichen verkehrten Buchstaben, Apostrophe, Verbindungsstriche und andere Zeichen durchgearbeitet hat, kaum zum Bewußtsein der eigentlichen Art des Dialekts kommen. Es bleibt somit wol nichts übrig, als für den allgemeinern Leserkreis unsere Schreibweise ohne fremdartig wirkendes Aeußere der Mundart so viel als möglich anzupassen. Hauffen hat allerdings vieles in beigefügten Klammern, vieles unter dem Texte selbst, Verschiedenes auch in den reichen Anmerkungen am Ende erläutert.

Unter den Liedern finden wir zunächst solche religiösen Charakters, in welchen insbesondere die Jungfrau Maria oft in den Vordergrund tritt; die beliebten Heiligen St.-Martin, St.-Leonhard und St.-Regina sind ebenfalls im Liede verherrlicht, auch ein Dreikönigslied (hochdeutsch) und ein Osterlied fehlen nicht. Höchst bemerkenswerth sind die Balladen, zumal eine ganze Reihe solcher von der schönen Meererin (Frau vom Meere), durch ihre Beziehung zum alten Volksepos „Kudrun". Hübsche Liebeslieder und Liedchen und Gesänge verschiedener Berufsklassen, die im Lande weilen, schließen sich an. Leider ist es aus typographischen Gründen nicht möglich, eine wenn auch nur kurze Probe hier zu geben. Von den Liedern, welche Brauch und Sitte betreffen, seien hier etwa genannt die Sonnwendlieder, Hochzeitsgesänge und die Kinderliedchen, unter welchen wir gar manche wohlbekannte aus Deutschlands Gauen finden.

Reichhaltig und eingehend sind die Erläuterungen und Anmerkungen zu diesen Volksliedern und insbesondere ist die Vergleichung mit ähnlichen Stücken des deutschen Volksliederschatzes überall durchgeführt. Wenn hier noch auf die Abhandlungen über einzelne Gattungen von Liedern in den Excursen hingewiesen wird, so dürfte der Inhalt des inhaltreichen und höchst bedeutenden Buches so ziemlich angedeutet sein. Hauffen hat in ihm eine Arbeit geschaffen, die sich viele unserer Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde geradezu zum Muster nehmen können.

Anton Schlossar.

Romane und Novellen alten Stils.

Ich will gleich gestehen, daß ich mit der gewählten Ueberschrift durchaus nicht einen Vorwurf verbinde, und will bekennen, daß mir die Romane alten Stils eigentlich viel lieber sind, als die neuere Art, vorausgesetzt, daß die Begabung des Verfassers die gleich hohe ist. Und so wie mir, geht es, ob eingestanden oder nicht, immer noch dem größten Theil der verständigen Leser, die sich den Kukuk um alte oder moderne Aesthetik kümmern, sondern von einer dichterischen Lektüre dichterische Wirkungen verlangen, d. h. nicht die Ergebnisse des Secirtisches oder irgendwelcher psychopathischer Verirrungen kennen lernen, sondern mitfühlen, mitleiden, mitlachen wollen. Dazu muß der Dichter — ich behandle den Romanschriftsteller immer noch als Dichter — den Leser zwingen können, und das gelingt den „Alten" in der Regel besser als den „Jungen". Es ist bei den Alten freilich noch immer die Hauptfrage, ob sie sich kriegen — das spielt nun aber eben einmal eine große Rolle im Menschenleben, und es wird deshalb ewig Romane alten Schlags geben — aber nicht das Daß interessirt uns, sondern das Wie. Und wenn letzteres künstlerisch und nicht nach der Familienblattschablone behandelt wird, dann ist die Sache mindestens ebenso interessant wie bei den Modernen, wo sie sich in der Regel gleich bei Beginn schon haben, und die Frage blos ist, ob sie sich behalten werden. Beides kann gleich anziehend geschildert werden; aber es ist eine Verkennung des ganzen psychologischen Daseins des Menschenlebens, wenn nur das grob Geschlechtliche den Mittelpunkt bildet, und wenn nur von hier aus operirt wird, wie bei den Modernen. Die „Alten"

haben doch auch das gelernt, dem Leser nicht den Glauben zuzumuthen, daß die Kinder auf den Bäumen wachsen; sie wissen ganz gut, daß das rein Sinnliche ein Moment in der Entwickelung ist, aber sie glauben nicht, daß alles sich darum drehen müsse, und darin sind sie viel wahrhaftiger als die Modernen mit all ihrem Wahrheitsfanatismus.

Gleich der erste Roman, der uns vorliegt, läßt von Anfang an keine Zweifel, daß sie sich kriegen; die sogenannte Spannung ist also vorweggenommen, und doch versteht die Verfasserin uns zu spannen. Allerdings weniger psychologisch, obwol das auch mitwirkt, als durch die in der äußern Lage begründeten Hindernisse, die der Vereinigung entgegenstehen. Der Roman heißt:

1. Tausend Thaler. Roman von Ada von Gersdorff. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 4 M.

Rosa Görtzke, die Tochter eines heruntergekommenen, adelsstolzen Adeligen, sucht durch Bemalen von Tassen die Lebenshaltung des geliebten, kränkelnden Vaters zu verbessern; daneben hat sie eine Herzensneigung zu einem adeligen Lumpen, von Geisenkirch. Zu ihrem Schrecken erfährt sie, daß der Sohn des benachbarten Grundbesitzers, eines reichen Emporkömmlings, der sie liebt, ihre nicht zu verwerthenden Tassen gekauft und dafür nach und nach tausend Thaler ausgegeben hat. Sie beschließt also, sich tausend Thaler zu verdienen, um ihm nichts schuldig zu sein. Hier setzt der Conflict ein; denn das Verhältniß zu Geisenkirch ist von Anfang an so geschildert, daß der Leser weiß: es kann keinen doppelten Conflict geben, es sei denn, und so hätte wol ein Moderner den Knoten geschlungen, Rosa wäre der Sinnlichkeit ihres Geliebten und ihrer Leidenschaft erlegen. Im Roman alten Stils kommt sie an dieser Klippe wie auch an all den andern, die ihrer Tugend beim Erwerb von tausend Thalern drohen, glücklich vorüber — und das ist, ausdrücklich bemerkt, mindestens ebenso wahr und nach dem Charakter des Fräuleins wahrscheinlicher, als das Gegentheil. Natürlich gelingt es ihr nicht, das Geld zu erwerben, und schließlich muß ihr Stolz sich heruntergeben bis zur Vorleserin und Haushälterin des kranken Vaters ihres Gläubigers. Das läutert sie, aber auch den alten, hartherzigen Vater, und so steht schließlich ihrer Verheirathung mit dem Sohne, den sie inzwischen lieben gelernt hat, nichts mehr im Wege. Das alles ist recht hübsch erzählt, und auch ein männlicher Leser wird fast bis zum Ende gefesselt.

Ein größerer Zug, wol auch überhaupt mehr Talent zum Romanschreiben hat die Verfasserin von:

2. Was ist Glück? Roman von Alexander Römer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 4 M.

Was ist Glück? Der Roman beantwortet es in farbenreichen Bildern und gut gezeichneten Charakteren, mit richtiger psychologischer Entwickelung. Glück ist, wenn einer den Lebensberuf findet, der seiner Natur und seinen Verhältnissen entspricht, und doppeltes Glück ist es, wenn einer die richtige, hierzu passende Frau dazu bekommt. Das ist alles recht gut und anziehend ausgeführt. Weniger nothwendig, will es uns scheinen, war es, das Gegenstück breit auszumalen: Glück ist für ein Mädchen nicht eine reiche Heirath und glänzende Verhältnisse, und wenn ein in bescheidenen Verhältnissen stehendes junges, hübsches Mädchen von einer hoch hinauswollenden Närrin von Tante immer höher hinaufgeschraubt wird, sodaß sie zuletzt unüberlegt den spießbürgerlichen aber sehr tüchtigen Jugendgeliebten fahren läßt und den vornehmen Reichen nimmt, so wird sie unglücklich.

Auch dieser Roman alten Stils schildert keineswegs nur Idealmenschen, wie sie in Büchern und Familienblättern leben, sondern greift mit kecker Hand in das Leben hinein, wie es wirklich ist; aber es wird nun nicht wahl- und planlos herausgezerrt, was dem Verfasser eben gerade paßt, oder was eben schriftstellerische Mode ist, sondern die Gegensätze werden begründet, vermittelt und künstlerisch ausgeglichen. Sind Romane, wie die beiden besprochenen, auch keine literarischen Heldenthaten, so sind sie doch ganz achtungswerthe Erzeugnisse ihrer Gattung.

3. Der tolle Schmettwitz. Roman von Arthur Zapp. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 4 M.

Arthur Zapp's Offiziergeschichten sind stets flott erzählt, dabei sind sie sehr moralisch und lassen von den Schattenseiten des Offizierslebens, Weiber und Luxus, Wein und Spiel, eben gerade soviel zum Vorschein kommen, als noch backfisch- und salonfähig ist. Auf diesem dunkeln Grunde hebt sich dann der in die reine Höhe wahrer Offiziersehre emporgeläuterte Held sehr vortheilhaft ab, und die Irrungen seines Herzens schließen durchaus befriedigend mit einer soliden, aus echter Liebe entsprungenen Heirath — sollten solche Geschichten nicht das Entzücken weiblicher Leser sein! Ich glaube, auch von diesem Buche wird gelten, was S. 90 zu lesen steht: „Das hat geradezu Furore gemacht in unserer Pension."

Für einen ernsthaften Leser, der mehr von einem Roman sucht als flüchtige Unterhaltung, ist also dieser Roman nicht geschrieben. Nicht einmal das Romanhafte zieht an, denn der Leser weiß gleich nach den ersten Kapiteln, daß der tolle Schmettwitz den Netzen der koketten Witwe entrinnen und das Töchterlein seines Commandeurs heimführen wird. Auch der Läuterungsproceß ist von sehr mäßigem Interesse; ein so solider Lieutenant, wie Schmettwitz schließlich ist, wird allerdings in der Literatur und Wirklichkeit selten sein. Der tolle Schmettwitz ist nämlich S. 339 soweit, daß er nie über elf Uhr in der Kneipe bleibt, morgens in der Frühe aufsteht, seinen Körper durch Douchen und Abreibungen abhärtet und sich dann, falls er dienstfrei ist, einen längern Spazierritt gestattet. Der Herr Oberst hat also wirklich keinen Grund mehr, ihm seine Lucie zu versagen, und

der Leser kann mit Beruhigung über das künftige Eheglück des jungen Paares von dem Romane Abschied nehmen.

4. Der Weg zum Frieden. Roman. Von O. Heller. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 8. 5 M.

Das ist wol der am sorgfältigsten gearbeitete Roman aus der guten alten Schule unter denen, die uns heute vorliegen; er ist freilich etwas zu lang und ausführlich gerathen, wozu die Selbsterzählung gerne verleitet, aber er enthält ein gut gezeichnetes Lebens- und Entwickelungsbild aller darin vorkommenden Personen, was der Roman doch eigentlich geben soll, nicht einen bloßen Ausschnitt aus einer Lebensperiode. Nur das Mariechen, das dem Helden den Weg zum Frieden schließlich zeigt, ist ein Schemen und zudem entbehrlich. Sollte der Held nach allen Fährlichkeiten mit Vilma, seiner Jugendgeliebten und nachherigen Frau seines excentrischen Bruders, noch verheirathet werden, so hätte es vollauf genügt, die Thatsache trocken zu registriren, daß er zuletzt in einer andern sein Lebensglück gefunden habe, oder aber mußte es uns wahrscheinlicher gemacht werden, daß gerade das Mariechen die ist, welche ihm den Frieden bringen mußte.

Trotz der Ausführlichkeit weiß der Verfasser uns für alle Personen zu interessiren; und wenn wir auch manchmal ungeduldig werden wollen, die Entwickelung fesselt uns doch. Schon der Gegensatz der zwei gräflichen Brüder, der eine seines Vaters Sohn und mit diesem, einem flotten von seiner Frau getrennt lebenden Offizier, innig verbunden, der andere seiner Mutter, die den Gatten haßt, nachartend, sonderbar, verschlossen, jähzornig, geheimnißvoll, „der den Schlüssel zu seiner Seele selbst behalten will", der auch von seiner Gattin verlangt, daß sie ihm gegenüber alle Selbständigkeit im Denken und Empfinden verleugne — schon dieser Gegensatz und die daraus folgenden seelischen und äußerlichen Conflicte erwecken unsere Theilnahme. Und die Durchführung ist psychologisch möglich und auch im äußern Verlauf nicht unwahrscheinlich.

Also einer der bessern Familienromane, obgleich er sich um das heutzutage so beliebte Ehebruchsthema dreht. An der Technik ist auszustellen, daß der Verfasser dem Zufall einen zu großen Spielraum einräumt: Zufall sind nicht blos verschiedene folgenschwere Begegnungen in abgelegenen Gebirgsdörfern, Zufall ist sogar, daß der Bruder die Jugendgeliebte des Helden kennen lernt und heirathet, wodurch ja der ganze Knoten des Romans geschürzt wird. Richard Weitbrecht.

5. Die Martinsklause von L. Ganghofer. Illustrirt von Seligmann. Zwei Bände. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1895. 8. 10 M.
6. Almer und Jägersleut von L. Ganghofer. Mit Illustrationen von H. Engl. Zweite Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1895. 8. 4 M.
7. Sonnenstäubchen. Neue Novellen von Hans Arnold. Mit Illustrationen von W. Schulz. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1895. 8. 3 M.
8. Der Schüdderump. Von Wilhelm Raabe. Zweite Auflage. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 4 M.
9. Drei Federn. Von Wilhelm Raabe. Zweite Auflage. Berlin, O. Janke. 1895. 8. 3 M.

L. Ganghofer's neuer zweibändiger Roman „Die Martinsklause" (Nr. 5), der zuerst in der „Gartenlaube" erschienen ist, führt uns wie sein „Klosterjäger" in die Vergangenheit des schönen berchtesgadener Landes und erzählt die Gründung des Stiftes Berchtesgaden im 12. Jahrhundert. Der erste Propst Eberwein hat einen schweren Kampf zu bestehen gegen den trotzigen Ministerialen Waze vom Falkenstein, der bisher im ungestörten Besitze seines Lehens, die Schenkung des Gebiets an das Kloster nicht anerkennen will. Die Natur kommt dem frommen Manne zu Hülfe: ein gewaltiger Bergsturz vertilgt Waze und seine frevlerischen Söhne vom Erdboden, und auch der Widerstand der Bauern, Jäger und Fischer ist damit gebrochen. Um diese Haupthandlung rankt sich allerlei theils düster tragisches, theils anmuthiges und humoristisches Beiwerk: die Liebe von Waze's schöner Tochter Recka zum Fischer Sigenot und das grause Ende der ihrem Geschlecht so unähnlichen Jungfrau, die glücklichere Liebe der holden Edelrot und ihres Ruedlieb, die Schicksale der kleinen Hirzula und ihres fahnenflüchtigen Schweiker und manches andere. Am ergreifendsten wol von allen ist die Episode des ramsauer Priesters Hiltischalk. Fern von aller Welt wirkt der fromme Greis seit einem halben Jahrhundert im einsamen Thale; ihm zur Seite schafft seit Jahrzehnten sein treues Weib. Von des Papstes Gregor Verbot der Priesterehe wissen sie nichts. Da erscheint Eberwein unter ihnen und verdammt das greise Paar. Die Schilderung der daraus entstehenden Verwirrung, des Zwiespalt's in Eberwein's Herzen ist großartig. Schon ist der Propst zu milder Auffassung geneigt. Da führt der fanatische Eiferer Waldram den tragischen Untergang der schuldlos Schuldigen herbei.

Den Glanzpunkt des Romans bildet die meisterhafte Beschreibung der Katastrophe: des Bergsturzes und der großen Ueberschwemmung. Wenn es auch bei diesen elementaren Ereignissen nicht ohne romantische Unwahrscheinlichkeiten abgeht, der Dichter weiß so spannend und anschaulich zu schildern, daß wir nicht lange grübeln und fragen. Daß sich der Dichter auch in diesem neuen Roman völlig vertraut zeigt mit dem Boden, aus dem diese lebenswahren Gestalten erwachsen, daß das Buch eine Menge hochpoetischer, entzückender Naturschilderungen enthält, braucht kaum noch gesagt zu werden. Diese Vorzüge zeichnen ja alle Dichtungen Ganghofer's aus. So sei dieses neueste Werk allen Freunden seiner Muse dringend empfohlen.

Gleichzeitig mit diesem Roman ist ein Bändchen von vier Erzählungen unter dem Titel „Almer und Jägersleut" (Nr. 6) in zweiter Auflage erschienen. Es ist das

leichtere Waare, die jedoch in der düstern Skizze „Der Letzte" tragische Färbung annimmt, während die liebliche Geschichte „Dschapei", in der ein schneeweißes Lämmchen eine hervorragende Rolle spielt, zahlreiche Leserinnen zu Thränen rühren wird.

„Sonnenstäubchen" nennt Hans Arnold (Frau von Bülow) ihre neueste Sammlung lustiger kleiner Geschichten (Nr. 7). Sie wird auch für diese, wie für die frühern, viele dankbare Leser und besonders Leserinnen finden. Es ist schon wiederholt anerkannt worden, welches Geschick die Verfasserin bekundet, allerlei kleine Widerwärtigkeiten des Lebens, der Hausfrau und Mutter Leid und Freud, des gestrengen Hausherrn gute und schlimme Launen, durchtränkt von einem sonnigen Humor darzustellen; besonders aber zeigt sie in Kinder- und Schulgeschichten eine ergötzliche Erfahrung und glänzende Beobachtungsgabe. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß der Kreis, in dem sich die Verfasserin bewegt, ziemlich eng ist, und daß gewisse Gestalten und Verwickelungen wiederkehren. Immerhin lesen sich auch diese sieben neuen Geschichten ganz angenehm. Wir heben die Mäusegeschichte „Alcibiades" und den „Ruhigen Migränetag" besonders hervor, während uns der „Lieutenantsstreich" weniger erwärmt. Die Geschichten machen meist den Eindruck persönlicher Erlebnisse, doch laufen Unwahrscheinlichkeiten mit unter, die den Kundigen störend berühren, wie die Physikstunde in Untertertia und die „mitleidsvolle" Osterversetzung in „Richard's Uhr".

Endlich bleibt uns noch übrig die neuen Auflagen von zwei Werken Wilhelm Raabe's: „Schüdderump" und „Drei Federn" anzuzeigen. Ersterm großen Romane (Nr. 8) gibt der Dichter ein kurzes Geleitswort mit: „Im Jahre 1869 wurde dieses Buch zum ersten mal gelesen und von den meisten der Leser beiseite geschoben. Jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, gewährt es mir eine Genugthuung, es Mitlebenden noch einmal — zwar durchgesehen, aber nicht verschönert — anbieten zu dürfen. In dem Zeitraum ist wieder manches, was gut, edel und lieb war, und manches, was sich für bedeutend, epochemachend, unverwüstlich hielt, oder dafür gehalten wurde, auf den Schüdderump gerathen; er aber rollt weiter durch die Welt. Es läßt sich daran nichts ändern, Herrschaften. Diese Räder lassen sich nicht aufhalten." Ob die Zeit für dieses ernste Buch jetzt günstiger ist? Wir wollen es hoffen. Raabe stellt den „Schüdderump" am Ende seines Werkes mit dem „Hungerpastor" und „Abu Telfan" zu einer Art Trilogie zusammen, deren Grundgedanke „Alles ist eitel" uns in erschütternder Deutlichkeit vorgeführt wird. Jensen sagt in einem feinsinnigen Aufsatze darüber: „Glücklich ist nur, wer, fruges consumere natus, von Tag zu Tag, ohne umzublicken, unter der täglichen Bürde des Lebens dahingeht; das Glück, das feinere Empfindung und höher aufstrebender Geist suchen, es zerschellt an der Stumpfheit, der Narrheit, der plumpen Materie der Welt."

Es ist kein leichtes Buch; es gehört nicht zu der landesüblichen Speise; es will nicht blos gelesen, es will durchdacht, es will in allen seinen Schauern mitempfunden sein. Möge es viele solche Leser finden!

Der Roman Wilhelm Raabe's: „Drei Federn" (Nr. 9) stellt uns ein Menschenschicksal dar, geschaut mit den Augen des Rechtsanwalts Hahnenberg, seines Mündels, des Dr. med. August Sonntag und dessen junger Frau Mathilde geb. Frühling. Diese drei lösen sich in der Berichterstattung ab, und der Dichter bewährt dabei seine oft gerühmte Kunst charakteristischer Darstellung. Wie diese Mathilde die Geschichte ihrer jungen Liebe erzählt, wie sie von der Uebersiedelung nach der großen Stadt berichtet, das ist so köstlich und morgenfrisch, daß man darüber alle Herbheit und allen Pessimismus des Pathen Hahnenberg in seinem ersten Bericht vergißt. Tief ergreifend aber und bei allem Realismus voller Poesie ist die Schilderung, die der junge Ehemann von seiner Jugend gibt. Alles in allem für ernsthafte Leute wieder ein vortreffliches Buch.

Robert Lange.

Dramatische Werke.

1. Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1894. 8. 1 M.

Die dramatische Kraft Martin Greif's lernt man nur in seinen idyllisch-bürgerlichen Stücken schätzen, während sie gegenüber großen, geschichtlichen Stoffen ungelenk und zugleich unzulänglich erscheint. Ein Stoff, recht für ihn geschaffen, war darum die Geschichte des jungen Hans Sachs, wie er dem strengen Vater entfliehen will, auf die Wanderschaft geht und innerlich reifer nach Nürnberg zurückkommt. Aber die Herren im Gemerke der Meistersinger wollen von Hans Sachsens Kunst nichts wissen und der Rath bedroht ihn durch ein Schreiben, bei seinen Leisten zu bleiben. So verläßt der Dichter die Vaterstadt zum zweiten mal. Im Reichswald vor Nürnberg begegnet er dem Kaiser Max, der seinen Fürsprecher bei Rath und Bräutchen macht. Ende gut, alles gut. Diese einfache Geschichte hat Greif mit Gemüth und Schlichtheit dargestellt und mit Sorgfalt manche hübsche Einzelheit ausgeführt. Es werden keine leidenschaftlichen Menschen gezeigt, keine Räthselfragen gestreift und keine irgendwie ungewöhnlichen Charaktere geschaffen. Ein stilles, frommes Behagen liegt über dem Stücke, und in uns wird dasselbe Empfinden wach. In seiner Art vollendet,

läßt dieses Greif'sche Stück in uns die Sehnsucht nach kühnerer und kraftvollerer Dichtung nicht so leicht aufkommen. Wie eine gemüthliche, freundliche Stube aus Großväter Tagen, zierlich und blank, umfängt das Stück den Beschauer und zwingt ihn zum holden Sinnen und behaglichen Träumen. Dieser Eindruck, den Greif offenkundiger Weise beabsichtigt hat, ist erreicht und wir könnten uns ganz der harmonischen Wirkung erfreuen, die diese Kleinwelt hervorruft, wenn nur der Moment des Erwachens nicht wäre, der einem stillen, güldenen Traume niemals recht günstig ist.

2. Daniela Weert. Schauspiel in vier Acten von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Ernst von Wolzogen ist einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die man auch bei gewähltern Ansprüchen lieb gewinnen kann, keineswegs seiner Vorzüge allein, sondern auch seiner Fehler wegen. Er besitzt in seinen Romanen einige der besten humoristischen Scenen (neben vielem Quark), die es im neuern deutschen Schriftthum gibt; er ist ein anständiger, wenn auch nicht sonderlich scharfblickender Kritiker, ein Patriot, er besitzt Gemüth; außerdem hat er vor Jahren eine ausgezeichnete literarische Komödie geschrieben: „Das Lumpengesindel". Weniger ist ihm das vorliegende Drama gelungen, obschon es ebenfalls eine satirische Farbe besitzt: „Daniela Weert". Es spielt in den obern Gesellschaftskreisen. Der Ministerialassessor Sidney von Veldegg, der Sohn eines Generallieutenants, hat in Königsberg ein Verhältniß mit einer Professorsgattin angesponnen, die ihm nach Berlin nachreist. Er will sie erst heirathen, dann wird ihm Daniela unbequem, man stellt ihm den Schaden vor, den er im Avancement haben würde und schließlich geht Daniela gebrochenen Herzens heim und Sidney heirathet standesgemäß. Das Stück ist leider keine echte Satire geworden. Sidney sowol wie der alte General und die andern Personen benehmen sich gegen Daniela, die sie natürlich los sein möchten, unglaublich brutal und zugleich dumm. Auch einen herzhaft unternommenen Vorstoß gegen die Standesvorurtheile wird man darin so wenig wie ein feines seelisches Zergliedern finden. Wolzogen ist wie so oft schon im Plumpen und Zufälligen stecken geblieben; man findet keinen Standpunkt, von dem aus eine einheitliche Wirkung des Stückes festzustellen wäre, und sei es selbst blos die einer Posse. Neuen Ruhm hat Wolzogen hier nicht erworben, ja nicht einmal alten befestigt, aber genug Talent gezeigt, um hoch über manchem zu stehen, der ihn nach der ersten Aufführung seines Stückes verhöhnte und herunterzerrte.

3. Der eigene Richter. Schauspiel in vier Acten von Hanns Leonhardt. München, Max Wohlfart. 1895. 8. 2 M.

Es ist ein misliches Ding, in der Neuzeit Gesellschaftsdramen zu schreiben, ohne die genaueste Kenntniß der modernen Gesellschaft. Die Schwierigkeit steigt, wenn der Verfasser alle technischen Hülfsmittel, insbesondere die Sprache, nicht mit unvergleichlicher Meisterschaft beherrscht. Zumal ein Dramatiker, der sich überdies an einen schwierigen Stoff wagt, hat alle Kunst aufzubieten, über die er verfügt, um ohne gewaltsame und unzureichende Mittel die Idee zum Ausdruck zu bringen, die ihm vorschwebt. Dazu bedarf es aber anderer Motivirungen als wie sie Leonhardt's Stück: „Der eigene Richter" besitzt. Ein Knotenpunkt der Handlung ist zum Beispiel der, daß ein Graf Feldern einem heruntergekommenen Architekten, den er gar nicht kennt, nach fünf Minuten den Vorschlag macht, der Architekt möge um ein früher von ihm geliebtes Mädchen rasch von neuem ernstlicher werben, damit der Neffe des Grafen mit diesem Mädchen nicht eine Misheirath schließt. Zum Lohn dafür will der Graf die Pläne des Architekten für einen Museumsbau bestimmt zur Annahme bringen. Daß der Architekt auf diesen Vorschlag eingeht, versteht sich von selbst. Wenn der eben erwähnte Knotenpunkt der Handlung nur abscheulich und niederträchtig zu nennen wäre, so könnte man ihn doch vielleicht noch charakteristisch finden; aber er ist zu gleicher Zeit albern und ohne die mindeste künstlerische Lebenswahrheit. Solche und viele andere Mängel und Schwächen lassen das Drama nur als einen ziemlich ergebnißlosen Anlauf zu einem Gesellschaftsstück erscheinen.

4. Hermann der Cheruskerfürst. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Oesterhaus. Detmold, Meyer'sche Hofbuchdruckerei (Quentin). 1895.

Für mittelmäßig oder noch geringer begabte Dichter sollte eigentlich kein Grund vorliegen, ziemlich gut gelungene Dramen noch einmal zu dichten. Es darf wol nur ungewöhnlichen Talenten gestattet sein, die wirklich etwas Ursprüngliches und Neues zu bieten haben, „Wallenstein", „Tasso" oder die „Hermannsschlacht" wiederum zu schaffen. Selbst das letztere Stück, so wunderlich es mit manchen subjectiven Eigenheiten Kleist's ausgestattet ist, enthält doch einen solchen Reichthum an Leidenschaft, an schauspielerischen und dichterischen Schönheiten, daß kein einziger lebender Dichter, von Oesterhaus zu schweigen, jemals hoffen dürfte, etwas im Entfernten Gleiches gestalten zu können. Ein solcher Wahn wird wol auch dem Verfasser nicht gekommen sein. Vermuthlich ist das Stück aus einer heimatlichen Liebe zum alten Cheruskerboden entstanden und hat den Weg auf die detmolder Bühne aus demselben Grunde gefunden. Das ist ebenso erklärlich wie billig; aber damit endet auch die Bedeutung und Berechtigung des Dramas. Es stellt das Leben Hermann's kurz vor der teutoburger Schlacht bis zu seiner Ermordung durch die Fürsten dar. Die Mittel des Verfassers sind sehr gering; es sind ungefähr die, welche jeder Gebildete besitzt, der seine Sprache kennt und gute Lektüre getrieben hat. Einen Charakter vermag Oesterhaus selbst nicht in Umrissen zu zeichnen, er bringt die gewöhnlichen Puppen auf die Bühne und legt

ihnen die wohlbekannten, jambischen Phrasen in den Mund. Selbst stoffliches Interesse wird nicht erweckt. Die Führung der Scenen genügt für ein Provinzialtheater nur dann, wenn, wie im vorliegenden Fall, heimatliche Empfindungen hereinspielen. Wie alle gering begabten Dichter greift auch Oesterhaus zur Allegorie und zu Geistererscheinungen. Walkyren, Nornen und die Walhallabewohner treten auf, wenn der Dichter in Verlegenheit schwebt. Leider ist Verlegenheit und Armuth nicht das vereinzelte, sondern das durchgängige Merkmal des unfreiwilligen Nebenbuhlers von Heinrich Kleist.

5. Widukind. Drama in fünf Aufzügen von Hermann Wette. Köln, Rimbach u. Licht. 1894. 8. 2 M.

Obgleich der Verfasser, der meines Wissens als praktischer Arzt in Köln lebt, bereits in das reifere Mannesalter eingetreten ist, athmet doch sein Drama „Widukind“ einen so ungestümen Schwung, wie er nur der ersten Jugend eigen zu sein pflegt. Im Gefolge desselben reihen sich Vorzüge und Schwächen so unmittelbar aneinander, daß man die Vorzüge allein betonen müßte, wenn es sich thatsächlich um ein Jugendwerk handeln sollte, während man in Versuchung gerathen kann, bei einer spätern Entstehungszeit die Schwächen hervorzuheben. Unbestritten bleibt dabei der Eindruck, daß Wette dramatisches Talent besitzt und auf energische Bühnenwirkungen hinarbeitet. Er erreicht solche nur zwei- oder dreimal in seinem Stück, weil er ziemlich lange braucht, ehe er sich voll entwickeln kann. Das Drama leidet unter einer gewissen Breite und einer nicht immer kräftigen Erfindung der Einzelzüge. Ueberhaupt bemerkt man manche Ungleichmäßigkeit, wie sie gerade Jugendwerken eigen zu sein pflegt. Die Sprache und die Führung der Gespräche ist hier und da schwerfällig, während sie sich an anderer Stelle völlig den Zwecken der Wirkung dienstbar macht. Die Form ist der Stabreim. Eine glückliche Erfindung des Dichters besteht darin, daß der trotzige Heide Widukind erst dann den innern Halt verliert und sein Haupt vor dem Gekreuzigten beugt, als er eine schwere Blutschuld auf sich geladen hat. Hüten sollte sich Wette vor der Opernhaftigkeit in Handlung und Sprache. Es liegen Keime in dem Stück, die manches hoffen lassen.

6. Revolution zum ewigen Frieden. Erster Theil mit einem Vorspiel von Gustav Bunzeck. Zürich, Verlag Adler (E. E. Weber). 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine anspruchsvoll auftretende, gänzlich unbedeutende und noch dazu unvollendete Dilettantenarbeit, die sich als ein „Mene Tekel“ dem deutschen Volke aufdrängt; angebracht scheint es mir zu sein, sie als ein Mene Tekel für den dichterischen Verstand des Verfassers zu betrachten.

7. Themis. Drama in fünf Acten von Felix Friedrich Bruck. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt, vorm. S. Schottlaender. 1894. 8. 50 Pf.

Die dichtenden Juristen, wenn man von Bruck's engerm Collegen Felix Dahn absieht, gehören zu den unangenehmsten Erscheinungen auf dem literarischen Markte, man erinnere sich nur an Richard Grelling in Berlin. Ich lobe mir bei weitem die dichtenden Theologen, und nur die dichtenden Oberlehrer möchte ich unter die Juristen stellen. So lange es gilt, eine verwickelte Vorgeschichte klar zu erzählen, mag es gehen, obschon der Jurist den Fall wol klar zur Darstellung bringt, aber den künstlerischen Schein der Lebenswahrheit nur schwer erweckt. In den Augenblicken der Leidenschaft aber gibt es nichts entsetzlicheres als die Unzulänglichkeit und die geschwollene Phrase des Juristendeutsches. Wenn nun noch dazu kommt, daß der juristische Verfasser mehrere französische Sittenstücke gesehen und ganz richtig erkannt hat, daß hier oder nirgends sein Vorbild zu suchen sei, so entsteht ein langweiliges, steifes und innerlich eiskaltes Stück ganz wie Bruck's Schauspiel: „Themis“. Es ist weder Fisch noch Vogel. Als Sittenstück ist es zu altbacken und zu romantisch, als Thesenstück zu geistlos, als Drama zu ungeschickt, als Kunstwerk ohne Wahrheit und Schönheit. Der Preis des Dramas ist, wie man oben sieht, im Vergleich zu vielen andern Stücken außerordentlich billig, aber nicht mit Unrecht, denn ihm entspricht auch der innere Werth. In dem Stück handelt es sich um die Vaterschaft. Ein junges Mädchen erfährt, daß sie im Ehebruch erzeugt ist. Ihre Mutter lebt von dem Gatten, den sie betrogen hat, getrennt und nährt sich als Kupplerin und Vorstandsdame einer Spielhölle. Als Vater des jungen Mädchens gilt vor der Welt ein alter Maler, während ihr natürlicher Vater ein wüster Abenteurer ist, den sie zum ersten mal als Zwanzigjährige auf ein paar Stunden sieht. Bruck scheut die fade Geschmacklosigkeit nicht, dabei in dem Mädchen ein bisher noch nicht gekanntes Gefühl von Zugehörigkeit des Blutes zum Blute erwachen zu lassen. Daneben füllt ein juristisch-romantisches Gemisch von Diebstahl, Hehlerei, Kuppelei und Meineid die Acte. Ohne Zweifel würde Bruck die „präjudizielle Wirkung des rechtskräftigen Criminalurtheils auf die connexe Civilsache“ trefflich auseinandersetzen, in Bezug auf die connexe dichterische Sache versteht er als Dramatiker nichts. Es wäre kein Verlust für die deutsche Literatur gewesen, wenn der Verfasser dieses Vaterschaftsstückes sich vor der Abfassung an die bekannte Stelle des französischen Gesetzes erinnert hätte, wonach es verboten ist, die Vaterschaft überhaupt zu untersuchen, und damit auch dieses Stück zu schreiben.

8. Entnervt! Drama in vier Aufzügen von Fürst Friedrich Wrede. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1895. 8. 2 M.

Das Drama behandelt in ziemlich treuer, wenn auch leise verschleierter Weise die Geschichte des Generals Boulanger, hier General Sturz genannt, den körperlich das Morphium entnervt, während er in seelischer Beziehung dadurch zu Grunde geht, daß er aus Eitelkeit ein zu großes Werk auf sich nimmt und unter dessen Last zusammenbricht. Wrede brauchte nicht nothwendigerweise

einen fürstlichen Namen auf den Titel des Dramas zu setzen, um von den zahlreichen Seitenläufern der dramatischen Production vortheilhaft unterschieden zu werden. Er gestaltet einfach, aber frisch; er sucht in das Seelische einzudringen und führt Dialog wie Scenen mit guter Kenntniß des gesellschaftlichen Lebens. Allerdings in die Tiefe geht Wrede in diesem Stücke nicht. Seine Art ist klar und fest, aber kühl. Sie ähnelt in mancher Beziehung derjenigen Georg's von Ompteda.

9. Diyab, der Narr. Komödie in drei Acten von Ludwig Jacobowski. Berlin, Kühling u. Güttner. 1895. 8.

Eine gewisse Eigenart läßt sich dem Stücke nicht absprechen. Es steckt offenbar voll innerer persönlicher Erlebnisse des Verfassers, die er in ein willkürlich, aber nicht ungewandt ersonnenes orientalisches Gewand zu hüllen sucht. Was zunächst auffällt, ist eine grenzenlose Verbitterung. Der Held des Dramas, Diyab, der sich freiwillig und ohne recht zwingenden Grund als Narr verstellt, gibt mehr Gift und Galle von sich, als nothwendig wäre und die daher vielleicht auf den Verfasser selbst zurückzuführen sind. Dazu gesellt sich eine ebenso grenzenlose Eitelkeit, die wol den Anlaß zu der Verbitterung gegeben hat, als sie naturgemäßerweise ungestillt blieb. Auch hierin ist ein Zuviel erkennbar, das wiederum dem Verfasser selbst zur Last fällt. Diyab ist der verachtete Bastardsohn eines alten mächtigen Scheikhs der Wüste. Einer seiner beiden Brüder soll der Nachfolger des Vaters werden, während an Diyab niemand denkt, da er den Narren spielt und mit giftiger Bosheit alle Welt verfolgt, scheinbar ohne daß er die Waffen zu führen versteht. Da fallen Räuber ins Land und treiben die Heerden weg. Die beiden Brüder Diyab's sind feig und schwach; er aber, der Narr, geht allein ins Lager der Feinde und besiegt ihren Führer, ohne daß man weiß, wer es gethan. Erst bei einer großen Berathungsscene kommt es an den Tag, wer der Held des Sieges sei und Diyab, der die Maske des Narren abwirft, wird Scheikh. Die Handlung ist geringfügig, nur die größte Kunst der Zögerung kann sie überhaupt so weit ausdehnen, daß sie drei große Acte füllt. Viele Stellen sind breit auseinandergezerrt. Das Motiv, warum Diyab seit Kindesbeinen den Narren spielt, während er sich insgeheim zum Helden erzieht, erscheint nicht ausreichend und so enttäuscht das Stück. Gleichwol ist es ein achtunggebietendes Stück Arbeit, das sich frei hält von der herrschenden literarischen Mode und ein ernstes, tüchtiges Streben bekundet. Jacobowski hat sich schon mehr als einmal in dieser Hinsicht hervorgethan, so daß manchem seine Arbeiten als gehaltvoll bekannt sind; an Sorgfalt und Ueberlegung steht er der Mehrzahl der Jüngern voran, auch denen, die ihn an ursprünglich verliehenem Talent übertreffen.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Im Verlage von Ernst Hofmann u. Comp. in Berlin ist soeben das erste Heft einer Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung unter dem Titel: „Biographische Blätter", herausgegeben von Anton Bettelheim, erschienen. Das Heft enthält folgende Beiträge: „Ranke's Verhältniß zur Biographie. Von Alfred Dove"; „Zur Methodenlehre der Biographik. Von Ludwig Stein"; „Ueber den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnegesanges. Von Anton E. Schönbach"; „Eine Meinung der Autobiographien. Von Peter Rosegger"; „Joseph Schreyvogel's Entwurf einer wiener Hof- und Staatszeitung. Von Karl Glossy"; „Rede auf Scheffel. Von Michael Bernays"; „Anselm Feuerbach. Von Karl von Lützow"; „Leonhard Rauwolf aus Augsburg. Von Friedrich Ratzel"; „Georg Hanssen. Von G. F. Knapp"; „Karl von Haushofer. Von Max Haushofer"; „Stammbuchblätter von Goethe, Lessing, Wieland"; „Vier Briefe Böckh's an Alexander von Humboldt. Mit dem Bildniß Humboldt's von Rudolf Lehmann"; „Ein Brief Grillparzer's an Paul Heyse"; „Biographie der Namenlosen. Von R. M. Werner". Die neugegründete Zeitschrift will selbständige Abhandlungen zur Theorie und Entwickelungsgeschichte der Biographie, abgeschlossene biographische Aufsätze, ungedruckte, aber schwer zugängliche Quellenanzeigen aller wichtigen in Europa erscheinenden Biographien u. s. w. bringen.

— Um das immer mehr schwindende Interesse für unsere Dichtkunst aufs neue zu beleben und wachzurufen, haben sich nürnberger Schriftsteller vereinigt, ein „Bairisches Dichter-Album" herauszugeben, das, trotz glänzendster Ausstattung, mit den Porträts aller mitwirkenden Autoren in photographischem Lichtdruck versehen, zu verhältnißmäßig billigem Preise verkauft werden soll. Das Album — wie die Redaction uns mittheilt — soll keiner Richtung und Gruppe dienen und gewährt jeder künstlerischen Individualität Aufnahme, schließt aber auch, da das Werk als eine Repräsentation der hervorragendsten bairischen Dichter gelten soll, alles Minderwerthige, woher immer es auch kommen mag, aus. Der Leiter des Unternehmens ist Ludwig Aub in Nürnberg.

Bibliographie.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Sechster Band: Michael Bakunin's social-politischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow. Von Prof. Michail Dragomanow. Deutsch von Prof. Dr. B. Minzès. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 6 M.

Bormann, G., Bande des Blutes. Roman. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Zweite Abtheilung, 86. bis 89. Lieferung. Dritte Abtheilung, 24. und 25. Lieferung. Breslau, Eduard Trewendt. Gr. 8. Jede Lieferung 3 M.

Krauß, F. A. K., Im Kerker vor und nach Christus. Schatten und Licht aus dem profanen und kirchlichen Cultur- und Rechtsleben vergangener Zeiten. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsb. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 6 M.

Spielhagen, F., Susi. Zwei Bände. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek, 11. Jahrgang, Band 17 u. 18.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Steiner, C. J., Das Mineralreich nach seiner Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Literatur, im Sprichwort und Volksfest. Gotha, E. F. Thienemann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Tolstoj, L. Graf, Widersprüche in der empirischen Moral. Berlin, H. Steinitz. 8. 1 M.

Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Literatur. Gesammelt und herausgegeben von H. Reling und J. Bohnhorst. Zweite Auflage. Gotha, Thienemann's Hofbuchhandlung. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Winchenbach, R., Hifthornklänge. Zweite Auflage. Blasewitz-Dresden, Paul Wolff. Gr. 8. 4 M.

Zobeltitz, F. v., Die Tierbändigerin. Novelle. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Taschen-Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache

für den Schul- und Handgebrauch

von

H. Michaelis.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die neunte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von

Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“ bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten“, besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von

Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch
der
Französischen Sprache
für höhere Mädchenschulen.

Nach den Bestimmungen des Königlich Preußischen Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearbeitet von

Georg Stier.

Erster Teil. Unterrichtsstoff für die 6. Klasse.
8. Cart. 1 M. 50 Pf.

Der durch seine bereits in dritter Auflage erschienene „Französische Sprechschule“ bekannte Verfasser hat dieses neue Lehrbuch streng den neuesten preußischen Bestimmungen angepaßt und ein Unterrichtsmittel geschaffen, das den Anforderungen der modernen Pädagogik voll entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kolonialgeschichten
für die Jugend.

Reich illustrirt.

8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. 3. Aufl. Mit 41 Abb.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. 6. Aufl. Mit 43 Abb.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. 5. Aufl. Mit 54 Abb.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 30 Abb. und 1 Karte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:
Land und Leute

geschildert von

Dr. Berthold Volz.

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.
Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 21. — 23. Mai 1895.

Ueber das Lesen.

Es ist eine oft wiederholte Klage, daß der Einfluß des Buches in unserer Zeit immer geringer werde. Ja, vor kurzem ging durch die englischen Zeitungen die Nachricht von einer Art „Krach" des Buches. Das Lesebedürfniß und die Lesefähigkeit des modernen Menschen werde durch die Zeitungen und Zeitschriften so in Anspruch genommen, daß für die zusammenhängende und Sammlung erfordernde Lektüre kein Platz mehr bleibe. Leider sind diese Klagen berechtigt. Der schnelle Wechsel der Gegenstände in den Zeitungen hat die Mehrheit auch unseres Volkes fast der Fähigkeit beraubt, längere Zeit die Gedanken auf einen Gegenstand zu vereinigen. Aber wir würden unrecht thun, wenn wir die Zeitungen allein anschuldigten. Schon die Jugend, die weder Interesse noch Gelegenheit hat, täglich die Blätter zu lesen, empfindet Scheu vor dem Buche; es wäre wol erlaubt zu fragen, ob nicht die Vielfältigkeit der Unterrichtsgegenstände in den heutigen Schulen und die Anforderung der Lehrer, daß der Schüler allen Gegenständen das gleiche Interesse entgegenbringen soll, den Geist zersplittern, sodaß ihm die Sammlung fehlt und verhaßt ist, die es erfordert, ein Buch von Anfang bis zum Ende durchzulesen. Es mögen übrigens noch andere Gründe vorhanden sein, aus denen man die bedauerliche Erscheinung erklären kann, Gründe socialer Natur. Die Vorbildung auf den Beruf, der Beruf und das Geschäft selber nehmen den Menschen so in Anspruch, daß die geringe Mühe zusammenhängenden Lesens, die früher als Erholung galt, nicht mehr als Erholung angesehen wird. Auch ergreift vielleicht manchen, der wol die gute Absicht hat, einem lobenswerthen Triebe nach allgemeiner Bildung zu genügen und die hauptsächlichen Bücher, die „Standard works", zu lesen, deren Kenntniß man gemeinhin als zur allgemeinen Bildung unerläßlich betrachtet, ein verzweifelndes Gefühl bei dem Anblick der großen Zahl von solchen Büchern, die die Jahrhunderte aufgeschichtet haben.

Man hat wol versucht, eine Hodegetik für den lesewilligen modernen Menschen zu schreiben, eine Auslese dessen zusammenzustellen, was in allen Literaturen das Lesenswertheste sei. Doch so groß ist die Zahl classischer Bücher, so verschieden aber auch der Geschmack der Menschen, selbst der höchstgebildeten, daß, wenn die Namen Bibel, Homer, Shakespeare, Cervantes, Molière, Goethe und Schiller aufgezählt sind, die Wahl schon zur Qual wird. So behalten Bücher wie das bekannte über Lesen und Bildung von Schönbach ein durchaus subjectives Gepräge. Doch nimmt das unseres Erachtens ihrem Werthe nichts und wir zählen die Schönbach'sche zu den werthvollen Schriften unserer Literatur.

Mit der Frage des Lesens beschäftigt sich auch ein Büchlein von Professor Hilty.*) Ich gestehe, daß ich den kleinen Band, der überdies noch einen nachher zu erwähnenden trefflichen Aufsatz enthält, mit Spannung und großem Nutzen gelesen habe, und daß ich ihn mit Vergnügen zum Gegenstande einer besondern Ankündigung mache. Nicht blos „Jünglinge", für die der Vortrag „Ueber das Lesen" zunächst gehalten worden ist, sondern auch bejahrtere Männer und Frauen werden ihn mit größtem Nutzen lesen. Es spricht zu uns eine reife Persönlichkeit, die was sie sagt und empfiehlt, an sich erfahren und versucht hat, ein Mann von reichster Kenntniß und, was hier ebenso viel werth ist, von tüchtigem und edelm Geschmack. Folgen wir ihm einige Augenblicke; aber was ich berichte, soll und darf niemanden des Lesens selbst überheben.

Hilty stellt einige allgemeine, aus der Erfahrung geschöpfte Leseregeln auf. Er nennt sie selbstverständlich, und sie sind es schließlich auch; sie theilen jedoch das Schicksal so manches Selbstverständlichen: sie werden gewußt, aber nicht befolgt. Der einzige Weg zu einer im

*) Lesen und Reden. Von Professor Dr. C. Hilty. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1895. 8. 1 M. 40 Pf.

höhern Sinne allgemeinen Bildung geht durch das Lesen. Es gibt heute mehr als übergenug Fachgelehrte und es ist mit dem Begriff des Fachgelehrten sehr wohl vereinbar, daß sein Träger ungebildet ist. Es fehlt an „wirklich allgemein gebildeten Menschen, die Einsicht und Verständniß für die gesammten Bildungselemente ihrer Zeit und aller Zeiten haben und eben dadurch allein auch das richtige Maß für das eigene Geistesleben und für die eigenen Aufgaben und Liebhabereien in sich tragen". Solche allgemein gebildeten Menschen nennt Hilty die erhaltenden, die unserer einseitigen und mehr zerstörenden Zeit besonders noththun. Sie fühlen sich gebunden als Erben an die großen Geister der Vorwelt, mit denen sie beständigen Lebensumgang haben durch das Lesen. Aus allen Jahrhunderten und allen Welttheilen können wir die erlauchtesten Geister um uns versammeln zu stillem Verkehr. „Bei der großen Wohlfeilheit, welche die allermeisten guten Bücher heute haben, darf man wohl sagen, es braucht eigentlich einen dummen oder einen verkommenen Menschen dazu, um sich neben solcher Möglichkeit der besten Unterhaltung, die jedem eröffnet ist, noch eine Stunde im Leben zu langweilen oder fade und geistlose Zerstreuungen aufzusuchen." Hilty's erste Forderung ist demnach, daß man viel lesen soll. Ja, man soll alles Gute, das vorhanden ist, selbst zu lesen sich vornehmen. Er meint, daß diese auf den ersten Blick fast erschreckende Forderung doch, und nicht einmal schwer durchführbar sei. Man müsse dazu nur sich frühzeitig gewöhnen, regelmäßig zu lesen, d. h. täglich ohne Ausnahme und zu einer bestimmten Zeit, wenn es auch nur eine halbe Stunde ist, die jeder erübrigen kann. „Jemand, der das nur zwanzig Jahre lang fortsetzt, wird nach Ablauf derselben schon zu den gelehrten Leuten seines Landes gehören, und wer sich einmal daran gewöhnt hat, findet darin ein ganz anderes Vergnügen, als an dem größern Theil von allem demjenigen, in welchem die gewöhnlichen Menschen ihre tägliche Erholung suchen." Die Hauptsache dabei ist aber, daß man nichts Unnützes lese. Zu diesem Unnützen rechnet Hilty nicht nur einen großen Theil jeder Zeitung, den größern Theil aller illustrirten Zeitschriften und den weitaus größten Theil aller Romane und Novellen, sondern auch manches aus der sogenannten classischen Literatur; mit einer an Verwegenheit streifenden Entschlossenheit zählt er den spätern Theil von „Wilhelm Meister", den letzten Theil von „Dichtung und Wahrheit", die „Natürliche Tochter", „Jery und Bätely" zu dem was „sich des Lesens nicht verlohnt". Ganz besonders aber muß man grundsätzlich nichts Schlechtes lesen, denn „unsere Aufgabe auf Erden ist es, dem guten Geiste eine Wohnstätte zu bereiten". Eine weitere Hauptregel Hilty's ist die, daß man stets die Originale lesen soll, womöglich in der Ursprache, da es keine „ganz guten" Uebersetzungen gebe; man könnte dem letztern entgegenhalten, daß zur Erfassung aller inhaltlichen und formellen Nüancen eine Kenntniß der fremden Sprache gehört, wie sie nur bei ganz wenigen Menschen gefunden wird. Hilty ist denn auch geneigt, die Uebersetzung als einen immerhin brauchbaren Ersatz gelten zu lassen. Besonders aber räth er, in dem Sinne Originale zu lesen, daß man sich stets an die Schriftsteller selbst hält und nicht an das, was Dritte darüber geschrieben haben. So z. B. widerräth er im allgemeinen Literaturgeschichten; sie seien werthlos für den, der die Originale kennt; Scherer und Vilmar seien vielleicht allein Ausnahmen von dieser Regel, wobei wir die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß Hilty in dem Augenblick, da er dies schrieb, an Gervinus nicht gedacht hat, sonst würde er dieses Buch, gegen das nach unserer Meinung Scherer und Vilmar nur schwache Lichter sind, sicherlich genannt haben. Wir halten den Rath, die Schriftsteller selbst zu lesen, in unserer Zeit des überwuchernden philologischen und ästhetischen Geredes für sehr fruchtbar und stimmen dem Verfasser von Herzen bei, wenn er sagt: „Es ist unglaublich, welcher Fabelkreis sich durch ungeschickte oder allzu eifrige Commentatoren um jedes bedeutende Buch bildet und wie nach und nach sogar das Interesse an dem Inhalt desselben über rein formalen oder persönlichen Fragen verschwindet, die eine Menge kleinerer Geister beschäftigen und in Nahrung setzen." Nur muß man die Bücher, die man liest, auch selbst besitzen; Hilty redet hier ein kräftiges Wörtlein über die Benutzung der Bibliotheken, worunter er nicht blos die gewöhnlich so genannten Anstalten versteht: „Ich wenigstens kann aus meiner eigenen Erfahrung nur das sagen, daß ich verhältnißmäßig wenig, und nichts für mein inneres Leben Entscheidendes aus Bibliothekbüchern gelernt habe. Namentlich die ganz guten Bücher, die unbestritten zum unsterblichen Geisteserbe der Menschheit gehören, wo immer möglich selbst zu besitzen, sollte man sich zur Pflicht und Ehre rechnen, wie man es sich zur Ehre rechnen würde, die besten Menschen seiner Zeit persönlich gekannt zu haben, wenn das so leicht möglich wäre."

Die beiden wichtigsten Fragen sind ohne Zweifel: wie soll man lesen und was soll man lesen? Hilty ist ein Feind des Vorlesens; man ist dabei nicht Herr seiner Zeit und seiner Leselust; man kann nicht innehalten, um den Gedanken, die eine Stelle in einem erweckt, nachzugehen, und gerade diese Erweckung von Gedanken ist die beste Wirkung des Lesens. Es ist darum nicht unberechtigt, wenn Hilty gegen Bücher, die sich leicht vorlesen lassen, einen gewissen Verdacht hat; „es ist jedenfalls nicht viel Tiefe darin, wenn das Vorlesen wirklich genügt". Nur könnte man mit demselben Rechte den Verdacht mangelnder Tiefe und Selbständigkeit auch gegen den hegen, der sich gern vorlesen läßt. Uebrigens ist Vorlesen und Vorlesen zweierlei; es gibt Bücher, und zwar recht gute Bücher, die nur mit der Absicht der Unterhaltung in die Welt treten, und sie werden vorgelesen eine vielleicht gesteigerte Wirkung haben. Außerdem gibt es doch auch Arten des Vorlesens, die sehr

wohl dem Bedürfniß unterbrechenden Nachdenkens entsprechen; nehmen wir den Fall, daß der Vorleser selbst dieses Bedürfniß hat, was doch auch vorkommt, und daß dieses Nachdenken sich zum Gespräche gestaltet, so wird das Vorlesen nützlicher als es das stille Lesen jemals werden kann. Im allgemeinen aber dürfte Hilty's Regel bestehen bleiben: „Lesen muß man vielmehr ganz einsam und still für sich, mit Unterbrechung und Nachdenken, wenn ein Gedanke die Seele erfaßt.“ „Denn das Lesen soll dem Menschen am Ende doch nichts weiter geben, als Material für eigene Gedanken.“ Auch das Selbstlesen hat seine Methoden. Hilty erklärt sich scharf gegen die, die, um von einem Buche einen bleibenden Nutzen zu haben, glauben, dieses Buch „ausziehen“ zu müssen; die „Hefte“, die man auf solche Weise bekommt, sollen dann später das Buch selbst ersetzen; aber von einigem Nutzen kann das höchstens bei Lehrbüchern sein; bei jedem andern Buche, das auch durch den Geist des Autors wirkt, geht dieser Geist durch solche „Filtrirung“ verloren. Ueberdies lassen sich wirklich gute Bücher auch gar nicht ausziehen, „jedes Wort hat seinen Werth und wehrt sich dagegen, von seinen Gefährten getrennt zu werden“. Hilty neigt sich mehr zu den „Ohren und Randbemerkungen, in acuten Fällen sogar zu dem Ausreißen von einzelnen Seiten des Buches — während der Rest in den bereitstehenden Papierkorb, die «Lethe» der Gegenwart, versinkt. Es gibt Schriften, die durch diese allerdings pietätlose Behandlung auf einen kleinen Theil ihres ursprünglichen Umfanges reducirt werden, aber an Gehalt außerordentlich gewinnen. Der Leser thut dann eben das, was der Autor hätte thun sollen“. Man soll nach Hilty mit dem Bleistift in der Hand lesen und sich die besonders zusagenden interessanten Stellen anstreichen, um sie später wieder zu lesen; das rechte Lesen ist eigentlich ein zweimaliges Lesen, das erste mal cursorisch, das zweite mal eingehend, vielleicht auch blos theilweise.

Frau von Ebner-Eschenbach sagt irgendwo: ein Buch, das man nicht zweimal lesen kann, verdient auch nicht, einmal gelesen zu werden. Das würde sich in etwas mit dem Hilty'schen Gedanken berühren. Es fragt sich nun, welche Bücher in der Literatur alter und neuer Zeit diese Probe des zweimaligen Lesens bestehen, also welche Bücher zum Lesen empfohlen werden müssen. Hilty hat auch dieser Frage einige Seiten gewidmet, die zwar nicht eine Aufzählung von Lesestoff enthalten, doch aber manchem nützlich werden können, der den Rath eines erfahrenen Mannes für seine Lektüre zu hören wünscht. Daß diese Rathschläge durchaus subjectiver Natur sind, liegt in der Sache begründet und wird gewiß von niemandem weniger bestritten werden, als von Herrn Hilty selbst. Er räth ab von den meisten Romanen, besonders von den meisten historischen Romanen, von denen er nur einige (von Alexis, Mügge, Felix Dahn, Gustav Freytag) gelten läßt (wobei er wol Scheffel's „Ekkehard“ blos vergessen hat); ferner von den meisten „allzu subjectiven“ Büchern, wie Tagebüchern, Selbstbiographien — selbst dem „Grünen Heinrich“ Gottfried Keller's vermag er keinen Geschmack abzugewinnen. Dagegen will er, daß man „die Schriften des classischen Alterthums vollständig gelesen habe“! Doch sagt er selbst, daß diese Schriften recht verschiedenwerthig sind; er zieht z. B. für seine Leser das „Handbüchlein“ des Epiktet den philosophischen Schriften des Aristoteles, Plato, Cicero (die Zusammenstellung ist gewagt!) vor. Sehr gut scheint uns, was er über die geschichtliche Lektüre sagt. Er tadelt an der heutigen Geschichtschreibung die Tendenz zur sogenannten Objectivität, die nur Thatsachen zu überliefern strebt, die in Gleichgültigkeit für Gut und Böse ausartet, und verlangt, daß auch die Geschichtschreibung einen „philosophischen Untergrund“ habe, der sie lehrreich mache. Jede gute Geschichte sei ein Kunstwerk, und ein Kunstwerk müsse Subjectivität in der Auffassung besitzen. Ein historisches Werk nach Hilty's Herzen sind z. B. die „Letters and speeches of Oliver Cromwell“ von Carlyle. Am längsten verweilt Hilty bei einer Empfehlung der Lektüre der Bibel; es sind goldene Worte, die er über dies „geistreichste aller Bücher“ sagt und es wäre zu wünschen, daß diese Bemerkungen recht weit bekannt würden, sie könnten sehr viel Segen stiften und Tausende, denen die Bibel blos als ein Schulbuch unerfreulichen Angedenkens in der Erinnerung steht, zum Bibellesen, das doch von aller Lektüre die nützlichste und erhebendste bleibt, zurückführen.

Doch ich fürchte in den Fehler des Excerpirens zu gerathen und mir den Vorwurf zuzuziehen, den Hilty selbst gegen Excerpte aus Büchern erhebt, daß der Geist des Autors darin verloren ginge. Unsere Leser können sich aus dem kurzen Ueberblick eine Vorstellung von den vielfältigen Anregungen dieses Buches verschaffen; wir wünschen von Herzen, daß sie das Buch selbst darum nicht beiseite liegen lassen. Es bietet ihnen überdies noch eine andere Abhandlung, die voll ingeniöser Bemerkungen ist: „Offene Geheimnisse der Redekunst“. Der Verfasser dieser Zeilen hat die Abhandlung einem erfahrenen und vielgewandten Geistlichen zum Lesen gegeben und sie mit der Versicherung zurückerhalten, daß darin viel goldene Wahrheiten enthalten seien, die aus scharfer Beobachtung und genauer Kenntniß der Dinge stammen. Er begnügt sich mit der Bemerkung, daß nicht blos für die geistliche, sondern für jede andere Art der Beredsamkeit eine reiche Fülle solcher Beobachtungen in dem Vortrage Hilty's steckt; und er will seine allzu große Mittheilsamkeit über den ersten Aufsatz wieder gut machen, indem er auf den zweiten lediglich mit dringender Empfehlung hinweist.

J. Wychgram.

Philosophische Schriften.

1. Ein Band der Geister. Entwurf einer Philosophie in Briefen von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig, C. G. Naumann. 1895. 8. 2 M.

Antäus war ein Sohn der Erde; unüberwindlich solange er auf der mütterlichen Erde stand, ward er, von Herkules in die Luft gehoben, leicht zerdrückt. Antäus heißt auch eine Schrift H. Romundt's, worin er zeigt, daß die Philosophie, welche mit leeren Begriffen in der Luft schwebte, festern Boden gewann, als Kant's Kriticismus sie zur Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse der Erde hinführte. Diese neue Schrift knüpft nun geradezu die Philosophie an die Geographie, an die Erdkunde an (S. 9, 20). Der Verfasser führt (S. 50) an, daß schon vor Ritter die Bedeutung dieser Wissenschaft durch Kant erkannt war, daß er sie sogar als eine Vorbereitung zu einer praktischen Vernunft ansah:

In einer kurzen Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahre von 1765 bis 1766 sagt der damals angehende Vierziger, er habe gleich zu Anfang seiner akademischen Unterweisung erkannt, daß eine große Vernachlässigung der studirenden Jugend vornehmlich darin bestehe, daß sie frühe vernünfteln lerne, ohne genugsame historische Kenntnisse, welche die Stelle der Erfahrenheit vertreten könnte, zu besitzen; deshalb nun habe er, Kant, (also sicherlich ein Menschenalter vor Ritter) den Anschlag verfaßt, die Historie von dem jetzigen Zustand der Erde oder der Geographie im weitesten Verstande zu einem angenehmen und leichten Inbegriff desjenigen zu machen, was zu einer praktischen Vernunft vorbereiten könnte.

Vorbereitend hierzu sind besonders zwei Stücke, welche Kant in der Einleitung seiner physischen Geographie nennt: Die moralische Geographie, welche die Sitten und Charaktere der Menschen nach den verschiedenen Gegenden, und die theologische Geographie, welche z. B. die christliche Religion im Orient und Occident vergleicht. Gerade mit Rücksicht auf diese Vergleichung von Sitten, meint der Verfasser (S. 47), die Geographie führe auf den Gedanken der klar bewußten Herstellung eines dem Thun und Lassen unserer Gattung förderlichen Verhältnisses, d. h. auf das Ideal eines Menschen. Er glaubt ferner (S. 52), daß Kant seine Forderung, zu handeln, daß die Handlung zum Vorbild dienen könne, verallgemeinerungsfähig oder -würdig sei, als Träger der Geographie entdeckt habe. Verständlich ist ihm daher (S. 75):

Das Eintreten dieses Geographiephilosophen für die von ihm im allgemeinen Gebrauch vorgefundene und von ihm ihres Inhaltes wegen hochgeschätzte, christliche Ueberlieferung und für deren fernere Benutzung zu höchsten Zwecken der Menschheit, an denen man bei Kant nicht selten Anstoß nahm. Und bringt diese Ueberlieferung nicht in ihrem Helden in der That eine Person vor Augen, die geradezu eine Verkörperung des zuvor entwickelten Ideals eines Menschen genannt werden kann? Einen Menschen von der uns eigenthümlichen Schwachheit, zumal von gleicher Empfindlichkeit wie wir gegen das uns Widerwärtige, der aber doch in allen Lagen, in denen wir ihn zu Gesicht bekommen, ganz anders als wir denkt und handelt, nicht menschlich, sondern göttlich?

Für die vollständige Darstellung dieses göttlichen Helden müssen wir auf das Buch selbst (S. 74, 75) verweisen. Der Verfasser sagt weiter (S. 75):

Wer auf die Stimme des Geographen hört, kann es, meine ich, nicht anders als Kant machen, wenn ihm an allgemeiner Ausbreitung des Ideals der Vernunft liegt. Bei den Schwierigkeiten (S. 81), denen das Aufkommen eines Reiches des Guten in unserer Gattung ausgesetzt ist, ist die alte, heilige Ueberlieferung als ein heiliges Feuer in der Oeffentlichkeit zu erhalten, oder im Anschluß an Kant, reden wir von der Fahne, unter der sich die Guten sammeln, und nennen es mit Kant „eine Pflicht, zur Beförderung des Guten im Menschen eine Vereinigung, als eine bestehende und sich immer ausbreitende, blos auf die Erhaltung der Moralität angelegte Gesellschaft zu errichten" (S. 84).

Der Verfasser findet sich hier vor der Idee der Kirche, gegen welche selbst Schiller und Goethe gesprochen hätten, aber Kant nicht, wie er mit Stellen aus Kant's „Philosophischer Religionslehre" darthut. Er spricht von der Unterschätzung der heiligen Ueberlieferung und von deren Ueberschätzung, vor welcher neuerdings viel gewarnt werde, von welcher aber ebenfalls Kant, als theologischer Geograph bereits im vierten Buch seiner „Religionsphilosophie" sprach, sodaß Kant überall bethätigte, was er und mit ihm zum Schluß der Verfasser für alle Philosophie nothwendig findet: kritische Besinnung. Die Wichtigkeit dieser kleinen Schrift für unsere Zeit ergibt sich, wie wir hoffen, aus dem angegebenen Inhalt. Sie ist geschrieben im gefälligen Unterhaltungston von Briefen, weshalb wir sagen möchten, bei ihrer leichten Darstellung und ihrem Inhalt bietet sie eine willkommene Beschäftigung in der Sonntagsruhe.

2. Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling. Philosophisch-religiöse Gedanken mit einzelnen Zusätzen aus Briefen. Herausgegeben von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube. Mit einer Lebensskizze verfaßt von Graf Leo von Keyserling. Motto: „Die Wahrheit taucht eher empor aus dem Irrthum, als aus der Confusion, sagt Bacon, — ich füge hinzu, als aus der Theilnahmlosigkeit." Graf von Keyserling. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894. 8. 6 M.

Keyserling, geboren 15. August 1815 zu Kabillen in Kurland, ging, um Jurisprudenz zu studiren, nach Berlin, wo er geraume Zeit mit dem ihm stets treu befreundeten Fürsten Bismarck zusammenwohnte. Er warf sich aber bald ganz auf die Naturwissenschaft und machte 1835 mit dem 1836 als Director des Collegium Carolinum nach Braunschweig berufenen Johannes Heinrich Blasius eine geographisch-geognostische Reise in die Karpaten. Eine Schilderung des Uebergangs über die Alpen durch das Martellthal am Stilfser Joch erwarb ihm die Aufmerksamkeit und Freundschaft von Leopold von Buch und A. von Humboldt. Mit seinem Freunde Blasius gab er ein großes Werk: „Die Wirbelthiere Europas" heraus, dessen erster Theil 1839 in Druck kam.

Bahnbrechend war die Methode, das Ganze der morphologischen Thatsachen in der knappen Form dichotomisch angeordneter Synthese darzustellen, K. E. von Baer's Forderung, Reflexion und Beobachtung zu verbinden, vom Gebiete der Entwickelungsgeschichte auf das der natürlichen Systematik zu übertragen und diese dadurch zu einer logischen Wissenschaft zu machen (S. X).

Im Jahre 1839 war seine Studienzeit zu Ende. Er betheiligte sich 1840 freiwillig an der wissenschaftlich statistischen Expedition des Baron A. von Meyendorff. Im Auftrag der Regierung unternahm er 1841 eine geologische Forschungsreise durch Rußland, welche 1843 durch die Erforschung der Petschoragegenden ergänzt wird. Die Schriften über diese Reisen bilden die Grundlage der geologischen Erforschung Rußlands. Im Jahre 1845 vermählte sich Keyserling mit der Tochter des ihm befreundeten Finanzministers Cancrin, die ihm ein Gut in Livland und das Gut Raiküll in Estland mitbrachte.

Humboldt hatte ihm einst gesagt: „Sie können der Wissenschaft große Dienste leisten, nur wenn sie nicht heirathen", und Keyserling stimmte bei, „denn die Ehe ist ein Beruf, der die Pflege von Individuen und die Sorge um die nächstliegende menschliche Gesellschaft zu einer sittlichen Pflicht erhebt". Mit der Verheirathung bewegte sich sein Leben in andere Bahnen (S. XVIII).

Zwei Jahre später schlug Keyserling seinen ständigen Wohnsitz in Raiküll auf. Als langjähriger Präsident des estländischen landwirthschaftlichen Vereins wirkte er sehr segensreich, ebenso als Kreisdeputirter, in welcher Stellung er als Kirchspielrichter seine volle Persönlichkeit für die Toleranz einsetzte. Im Jahre 1863 ward er Curator der Universität und der baltischen Schulen; 1869 erbat er, offen sich aussprechend, seinen Abschied, als er sah, daß man über seinen Kopf weg ohne Toleranz in der Russificirung und Vergewaltigung des deutschen Geistes vorging. Nun widmete er sich ganz seiner Familie, seiner Heimat. Die Einsamkeit veranlaßte ihn zum Aufschreiben seiner Gedanken. Mit 1873 beginnen seine Aufzeichnungen, die sich bis zu seinem Tode am 8. November 1891 hinziehen. Seine Gattin war ihm 1885 vorangegangen, die Worte, die er den Tag nach ihrem Tode schrieb, gehören zu dem Schönsten im Buch.

Das hohe, sittliche Pflichtgefühl, mit welchem Graf Keyserling die Gründung einer Familie begann, erfüllte ihn sein Leben lang in jeder Stellung, überhaupt der Menschheit gegenüber. Es war ihm äußerst interessant, daß Kant eine Zeit lang Hauslehrer bei einem Grafen Keyserling in Rautenburg gewesen war, und vielleicht hierdurch angeregt, beschäftigte er sich auch in seinen Tagebuchblättern viel mit Kant. Wie diesem waren ihm Gott, Freiheit und Unsterblichkeit die wichtigsten immer wiederkehrenden Fragen. Aber wie L. Feuerbach will er die Sittlichkeit noch reiner als Kant fassen. Er nennt es, eine unreine Sittlichkeit, nach dem Tode von Gott Lohn zu erwarten. Er will daher nicht zugeben, daß Gott ein transsubjectiver, also außerhalb unsers Denkens bestehender Gott sei. Er will als Unsterblichkeit nur ein Fortwirken der Thätigkeit des Einzelnen in der Menschheit anerkennen. Er, der Naturforscher, kennt das Christenthum nur als Geist knechtende, Wissenschaft feindliche Kirche, er kannte aus Erfahrung kirchliche Intoleranz, deshalb wehrte er sich dagegen, ein Christ zu sein. Die Religion ist ihm eigentlich nur ein ästhetisches Gefühl; sie soll allem festliche Weihe ertheilen. Und doch, wenn man liest, wie ihm Gott die Liebe ist, wie er Liebe zu Gott, Hingebung an Gott fordert, so hört man eigentlich nur evangelische Worte und vergißt, daß sein Gott nur im ästhetischen Gefühl bestehen soll. Mit der Zeit gewinnen die Betrachtungen immer mehr an Tiefe. Mit Sokrates konnte Keyserling von sich sagen: „Alt werdend lerne ich."

Das Buch umfaßt vier Abschnitte, jeder „Pro memoria" überschrieben, da Keyserling die Aufzeichnungen zu seiner Erinnerung aufschrieb. Den Schluß bilden: „Allgemeine Betrachtungen", sie reden, wie das Buch überhaupt, über Gott und die Welt, über Sociales, Naturwissenschaftliches, Landwirthschaft, Pädagogik u. s. w., überhaupt über das, was für Jeden, der ein Herz für Volk, für Menschheit und für eigenes Klarwerden besitzt, Interesse hat. Selbst das Philosophische ist in einfacher Klarheit der Sprache behandelt, sodaß das Buch einem jeden vielfache Anregung und Erweiterung des Gesichtskreises geben wird. Dem Sohne danken wir für die schlichte Lebensskizze, der Tochter für die pietätvolle Herausgabe des Ganzen. Keyserling's kleine Schrift: „Ueber Raum und Zeit" haben wir in Nr. 19 d. Bl. f. 1894 angezeigt.

L. Weis.

Neue Lyrik.

1. Neue Gedichte von J. Loewenberg. Hamburg, M. Glogau jun. 1895. 8. 2 M.
2. Seelenblüten. Gedichte und Märchen von Klara Forstenheim. Berlin, Vossische Buchhandlung (R. Strikker). 1895. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Prinz Louis Ferdinand. Ein Heldenleben. Historische Dichtung von Rudolf Bunge. Berlin, Karl Siegismund. 1895. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Verschüttet. Eine Dichtung von Anna Bauer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 75 Pf.

J. Loewenberg ist Jude und hat sich lobenswürdigerweise dazu auch bekannt, indem er eins seiner Bücher „Lieder eines Semiten" genannt hat.

Auch in diesen „Neuen Gedichten" (Nr. 1) bekennt er sich zum Glauben seiner Väter, so in dem schönen Liede „Sabbatruh". Die zweite Strophe lautet:

Vom kleinen Zimmer strahlt die Lampe
Die siebenarm'ge, hell hinaus
Und vor ihr steht die Mutter betend
Und breitet ihre Arme aus.

Des Lebens staubbedeckte Sorgen
Verschloß sie in des Werktags Truh,
Und frei und fröhlich jauchzt die Seele:
Willkommen, süße Sabbatruh!

Da habe ich unwillkürlich geschrieben, was der Dichter hätte schreiben sollen. Unbegreiflicherweise hat er aber das schöne „Willkommen, süße Sabbatruh" der ersten Strophe in das weniger poetische und unrhythmische „Lust und Freude (noch gar der Hiatus!) und Sabbatruh" geändert.

Unter J. Loewenberg's rein lyrischen Gedichten ist, wie mir scheint, auch nicht ein gemachtes. Die Innigkeit, mit der in der Seele des Dichters Verwandtenliebe, allgemeine Menschenliebe und vor allem Liebe zu den Nothleidenden, Naturempfindung und Vaterlandsliebe leben und glühen, bringt in glücklicher Stunde wie von selbst die Lieder hervor. Sehr stimmungsvoll eröffnet „Am Strome" die Reihe der vermischten Lieder. Das Gedicht ist anschauungsvoll — man steht mit dem Dichter auf der Höhe von Blankenese — und sinnig, vielleicht ein bischen zu heinisirend. Ein von milder Wehmuth überhauchtes und doch von Glücksgefühl durchglommenes Idyll ist „Das alte Ehepaar", trauriger ist „Elisabeth". Elisabeth war der Name der frühverstorbenen Geliebten des jetzt hochbetagten Schiffers, „Elisabeth" las er einst in goldener Schrift auf einem Trümmerstück, das ihm das Meer vor die Füße spülte.

Das ist des Meeres Gruß! Das Meer ist treu!
Ich nahm das Bret und trugs in meine Kammer,
Und wenn ich's anschau', ist's ein stiller Trost.

Die Bilder von der Straße und aus dem Leben der Armuth zeugen von einem scharfen Blick, aber auch von Liebe, die Naturbilder, wie „An der Elbe", „Die Heide", „Der Uglei" sind duftig hingehaucht. „Am Königssee" lautet folgendermaßen:

Es schläft der See, umbettet rings
Vom tannengrünen Berggelände,
Noch einmal blickt der Tag herab
Hoch über schroffe Felsenwände.
Andächtig Schweigen. Die Natur
Hält eine stille Todtenfeier.
Die Nacht steigt aus der Tiefe auf,
Umwallt von blauem Nebelschleier.
Und mich erfaßt ein tiefes Weh,
Ein heißes, sehnendes Verlangen
Nach allen, die ich einst geliebt
Und die schon schlafen sind gegangen.

Auch in balladenartigen Gedichten zeigt der Dichter Kunst und Kraft. Höchst eigenartig ist die Erzählung „Beruria". Der Rabbi Meïr will seinem treuen und schönen Weibe Beruria die sittliche Inferiorität ihres Geschlechtes beweisen und treibt einen seiner Schüler an, um ihre Liebe zu werben. Er behält Recht, aber er kann sich jenes erfrevelten Sieges nicht freuen. Beruria tödtet sich.

Klara Forstenheim (Nr. 2) ist ein echtes Weib und liefert den Beweis — wenn es eines solchen noch bedarf — daß eine Dichterin nicht unweiblich zu werden braucht um zu wirken. In den „Immortellen vom Grabe meiner Mutter" kommt die Liebe der Tochter zur todten Mutter zum rührendsten Ausdruck. Nur wenige von diesen Gedichten wie „Blätter vom Grabe" und „Vorfrühling" sind schwach. In der zweiten Abtheilung spricht die Braut und dann die Gattin. Diese Lieder finde ich noch reifer als jene an die Mutter. Sie erinnern an die Herzensoffenbarungen in Chamisso's „Frauen-Liebe und -Leben", ohne irgend von dieser Dichtung abhängig zu sein.

Ich habe dich so innig lieb
Wie keinen Menschen auf der Erde,
Und habe nur den einen Wunsch,
Daß ich dein Eigen werde;
Daß ich die Furchen glätten kann,
Die Gram und Arbeit zogen,
Daß ich den Kummer theilen darf,
Wenn dich ein Mann betrogen,
Du stehst vor mir so hoch und hehr,
Als wie die Felsen ragen —
Doch weiß ich eine Antwort nur
Auf alle deine Fragen.
Ich habe dich so innig lieb,
Wie keinen auf der Erde
Und habe nur den einen Wunsch,
Daß ich dein Eigen werde.

„Wie keinen auf der Erde" — warum heißt es nicht auch in der ersten Strophe so? — „Blütenmärchen" endigt:

O Blumen, o Blüte,
Ihr kennt seine Güte.
So einzig wie Einer
Ist keiner, ist keiner,
Er liebt mich so sehr:
O selige Mähr!

Höchst artig und anmuthig ist, wenn die junge Braut erzählt, wie jetzt sie in zwei Dingen, die zusammengehörten, immer in ihnen ein Liebespaar sehen möchte:

Die Feder und das Tintenfaß
Verloben sich und schreiben leis
So Liebeslied als Liebesgruß
Der Liebe nur zu Lob und Preis.
Der Geigenton, der Flötenton
Vermichten sich und jubeln laut:
„Wie selig macht die Liebe doch!"
Und ich — bin deine junge Braut!
Herzliebster, seit du mich erwählt,
Bin ich verwandelt ganz und gar;
Gab es denn jemals eine Zeit,
Wo ich ein einsam Mädchen war?

Wie wunderbar zart ist auch jenes Gedicht, wo die Glückliche eine Unglückliche wegen ihres Glückes um Verzeihung bittet:

In die Knie möcht' ich sinken,
Reuvoll flehen ich zu dir:
„Glücksenterbte, viel Getäuschte,
Aermste du — verzeihe mir!"

Wo der Dichterin Herz weniger betheiligt ist, verläßt sie zuweilen der Geschmack. Der erdentsprossene An-

taios — denn so heißt er, nicht Antharos, ist ein schlechtes Bild für die durch Küsse neu erstarkende Liebe und daß schwüle Lieder versteinerte Gefühle sein sollen, ist ein Widerspruch. Der Tod ihres Kindes hat der Dichterin einige schöne Lieder gezeitigt. Die „Feldblumen aus Ungarns Fluren" könnten ebenso gut „Feldblumen aus Preußens Fluren" sein. An sich sind einige von diesen Gedichten gut, ebenso sind mehrere von den unter dem Titel: „Blaue Blumen der Romantik" zusammengefaßten Dichtungen von wirklichem Zauber der Romantik durchathmet, so „Der Leichenreiter", „Der Zigeuner", „Der Huslar". „Die Kunst zu lieben" behandelt einen noch leidlich geeigneten Märchenstoff; dagegen war es ein arger Misgriff, „Die sieben Raben" zum Gegenstand eines Kunstgedichtes zu machen. Das Märchen ist naiv gedichtet und wird kritiklos hingenommen, nicht so die moderne kunstmäßige Ausführung. Ihr gegenüber legen wir einen sittlichen Maßstab an, vor dem die Phrase „Gleiches Recht für Alle" nicht Stich hält. Ein Fürst, der sein Weib mit dem Trost auf den Scheiterhaufen gehen läßt, daß er an ihre Unschuld glaube, ist ein Lump. Gut dagegen ist das in Prosa geschriebene moderne Märchen „Purzelchen".

Eine liebe Beigabe des liebenswürdigen Buches ist das Bild der Dichterin.

Hier schließt sich passend die Besprechung zweier größerer erzählender Dichtungen an. Rudolf Bunge hat mit seiner historischen Dichtung „Prinz Louis Ferdinand" (Nr. 3) einen wunderbar glücklichen Griff gethan. In dem ganzen, an bedeutenden Gestalten doch so reichen Geschlechte der Hohenzollern ist keine einzige Gestalt, die ein ähnlicher Glanz der Poesie umflösse. Das Leben dieses Mannes ist wie ein Märchen, aber nicht „wie ein Märchen traurig trübe, geträumt in der Sommernacht", sondern es ist ein Heldenmärchen, umstrahlt von Morgenglanz, umleuchtet von heißen Strahlen eines schwülen Mittags und endlich ausgehend in düsterm Abendroth, das doch ein schöneres Morgenroth ahnen läßt. Prinz Louis Ferdinand ist eine von den großen Naturen, die es gewagt haben, sie selbst zu sein, nur sie selbst, und die es wagen durften, weil in ihrem Selbst die Bürgschaft lag, daß sie immer edel blieben.

Das Leben des Prinzen Louis Ferdinand,

von Liebe getragen
Und reich von Ruhm umblüht,
In wilden Sturmestagen
Als irrender Stern verglüht,

geht in einer Reihe von Gemälden an uns vorüber. Wir finden den Helden zuerst im Lager vor Mainz, wo ihn sein Bruder, der Kronprinz, mit der Kunde überrascht, daß er um Luise von Mecklenburg werben wolle. Die Gestalt des Prinzen, seine ganze Erscheinung tritt uns hier höchst anschaulich entgegen. Ebenso klar sehen wir in der Werbungsscene die Prinzessin Luise, wobei dem Dichter freilich der haftende Eindruck des allbekannten Gemäldes zu gute kommt. Auch Rahel wird uns später nicht nur ihrem Wesen nach, sondern auch ihrer Erscheinung nach faßbar. Am meisten aber zeigt sich wol die Kunst des malenden Dichters an einer Nebenfigur, der des Couriers, der im October 1806 nach Schricke die Nachricht von der Kriegserklärung bringt:

Rasch vom Rosse sprang der Reiter,
Nahm dann aus den (der?) Satteltaschen
Die ihm anvertraute Ordre
Und trug sporenklirrend, raschen,
Stolzen Ganges sie zum Prinzen,
Salutirt, und kerzengrade
Stand er, wie aus Stahl gegossen,
Vor ihm, wie auf der Parade.
An dem pelzverbrämten Dolman
Flammt die Sonn' auf Litz' und Knopfe,
Und der Kalpak mit der Fangschnur
Prangt auf weißem Puderkopfe;
Aufgewichst der schwarze Schnurrbart,
Und zwei kühne Augen schauen
Hell aus jugendfrischem Antlitz
Unter dunkeln Augenbrauen.

Kehren wir zur Erzählung zurück! Der Prinz muß für den Bruder um die Prinzessin werben und verliebt sich in sie. Als ihr Ritter ersteigt er als der Erste die Wälle von Mainz, ihr wilde Rosen von dem Strauch am Dome zu Mainz zum Brautkranz zu pflücken, die er mit seinem Blute erkauft. Seine tiefsten Empfindungen strömt er dann in der Hochzeitscantate aus, nicht ohne den leisen Unmuth des jungen Gatten zu erregen.

Noch am späten Abende des Hochzeitstages schleicht er zu Rahel Levin, deren Persönlichkeit der Dichter mit ganz besonderer Liebe behandelt. Das hochgesinnte Weib versucht vergebens den jungen Helden durch den Hinweis auf seine großen Aufgaben zu trösten. Es gelingt ihr nicht. Nur vom Sterben möchte er sie sprechen hören. Hier übt der Dichter kühn sein Erfinderrecht. Rahel folgt dem Prinzen, dessen finstere Absicht sie errathen hat, heimlich nach in sein Palais, tritt in dem Augenblick in sein Zimmer, als er das Pistol an seine Stirne setzt, und hindert so die That. Er erfährt, daß das hochherzige Weib, das ihre Liebe zu ihm verbirgt, seine Liebe zur Kronprinzessin durchschaut hat. Sie beschwört ihn, seine wilde Leidenschaft zur reinen Liebe zu verklären:

Die rechte Liebe kann entsagen.
Ihr dürft nicht untergehn; denn eure Kraft
Muß unserm Vaterland noch Segen tragen.

Und auch um Luisens Willen soll er leben; denn an ihn knüpft sie alle Hoffnungen fürs Vaterland. Endlich folgt Louis Ferdinand dem verständigen Rathe der edeln Freundin und zieht sich in die Einsamkeit seines Gutes Schricke zurück.

Hier gewinnt eine andere Liebe Macht über ihn. Er bezaubert Henriette, die sechzehnjährige Nichte des Amtmanns, durch sein Spiel und rührt sie durch den Ausdruck seines Leidens. Als er in eine schwere Krankheit verfällt und der Arzt erklärt, nur Transfusion könne ihn retten, gibt sie freudig ihr Blut her, eine Scene

die an die bewußte Scene im „Armen Heinrich" erinnert, aber unendlich viel wohlthuender wirkt. Nun ist Beider Schicksal besiegelt; die Blutüberströmung wirkt wie ein Minnetrank. Henriette ist mit dem Förster Hubert de l'Isle, einem Emigranten, verlobt. Jetzt empfindet sie dieses Band als drückende Kette und verhehlt dies auch dem heimlich geliebten Prinzen nicht. Ein wonniger Waldgang im Mai wird durch ein hereinbrechendes Unwetter gestört und nun — doch das steht ja schon bei Virgil.

Die Höhle ist hier ein dunkles Waldwärterhäuschen:

Als der Prinz mit weichen Armen
Sie voll Sehnen hielt umfangen
Und sie wiegt' auf seinem Schoße —
Da — im wirren Augenblicke —
Warf der Sturm mit mächt'gem Stoße
In das Schloß die Thür zurücke.
Tiefe Nacht war's; Sturm und Regen
Hören sie ums Moosdach rauschen,
Hüttchen, schenke Gott dir Segen —
Darfst nicht plaudern, darfst nicht lauschen.

Jetzt wäre es nicht nur Henriettens Unglück, wenn sie den Förster heirathete, es wäre auch eine Schuld. Was der Prinz jetzt zu thun hatte, nicht nur als Liebender, sondern auch als Mann von Ehre, ist klar: er hatte Henriette zu seinem Weibe zu machen. Und das thut er. Daß es dazu einer Entführung bedurfte und daß dem Ehebunde der Segen der Kirche fehlen mußte, lag in den Verhältnissen: aber eine Ehe ist der Bund der Beiden, wohlgemerkt, nach der Darstellung des Dichters, eine Gewissensehe, wie Hamann und seine Freunde sagten. Da wundert man sich allerdings, wenn der Dichter aus jener Liebesscene — denn das andere ist doch nur die sittlich nothwendige Consequenz — eine tragische Schuld macht. Die Geschichte des Prinzen Louis Ferdinand hat ihre Tragik, aber diese liegt nicht in irgendeiner Schuld, so wenig wie in Sophokles' „Antigone", sondern — gerade wie dort — in den Verhältnissen. Das Fatum des Prinzen heißt Friedrich Wilhelm III. Daß der Feuergeist einem Bruder unterthan sein mußte, der als Mensch redlich und tugendhaft, als Staatsmann klein war, der bequeme Rathgeber den großgesinnten vorzog und die gewaltigen Forderungen der Zeit so lange als möglich überhörte, das war das Unglück seines Lebens. Wenn man aber die vom Dichter construirte Schuld gelten läßt, dann kann man die weitere Entwickelung der Handlung nur loben. Der getäuschte Bräutigam schwört, auf einem wilden nächtlichen Ritt, noch mehr erregt durch die Erscheinung eines Unheilsgeistes, Rache, aber er verschiebt sie, die Zahl der Mitternachtsschläge deutend als Schicksalswink, um zwölf Jahre. Und zwölf Jahre später verfolgt er bei Saalfeld den geschlagenen Prinzen, dessen Arm der Dichter durch Schuldbewußtsein gelähmt sein läßt, und erschlägt ihn. Der Dichter versucht dann, die herabstimmende Wirkung dieses Momentes, der Schuld, in der nachfolgenden Partie zu paralysiren, aber mir scheint, es gelingt ihm nicht ganz. Zwischen jenem Racheschwur Herbert's und der Schlacht bei Saalfeld liegt viel Schönes. Vor allem möchte ich die Scene — sie ist historisch — hervorheben, wo der Prinz der Königin Luise sein Weib und seine Söhne empfiehlt:

Dein Kind auf meinem Arme,
Dein Weib an meiner Hand,
Das mache dich frei von Harme,
Prinz Louis Ferdinand!

So beginnen die Trostesworte der edelsten der Königinnen. Was die Form betrifft, so hat der Dichter für die einfache Erzählung mehrfach Strophen von längern Versen gewählt. Das ist ganz richtig, denn wenn bei der Darstellung dessen, was an sich geringen poetischen Gehalt hat, die Reime einander zu nahe stehen, so empfindet man peinlich einen Widerspruch von Inhalt und Form. Einigemale kommt der Flug des Dichters dem niedern Boden gar zu nahe, so an folgender Stelle:

Wehmüthig drückt' er der Freundin die Hände,
Die bleich und zitternd sie ihm gab;
Dann macht er der peinlichen Scene ein Ende
Und eilte die Stufen der Treppe hinab.

Einige üble Reime sind mir aufgefallen, wie Landgräfin — Enkelin, aber im ganzen verdient auch die Form des Gedichts entschiedenes Lob. Es bezeichnet in dieser Beziehung einen bedeutenden Fortschritt über „Camoens" hinaus.

Eine kleinere Erzählung in einer Anzahl lyrischer Monologe ist Anna Bauer's „Verschüttet" (Nr. 4). Eine junge Dame hat einen Thurm auf einer Höhe nahe am Rhein erstiegen. Als sie oben ist, bricht die Treppe zusammen und verschüttet den Ausgang des Thurmes. Mehrfach kommen Menschen in die Nähe, aber es gelingt ihr nicht, sich mit ihnen zu verständigen. Die Dichterin wendet große Sorgfalt an, das glaublich zu machen, aber ganz gelingt es ihr doch nicht. Endlich läßt sie die Unglückliche sich so verletzen, daß sie sich nicht mehr erheben kann, und nun wird ihr Schicksal leidlicher. Die Dichterin hat es geschmackvoll vermieden, uns eine Ugolinoscene vorzuführen. Sie weiß die Qualen des Herzens gemildert erscheinen zu lassen durch Schwäche, Ohnmacht, Traum und Phantasie. So kommt das Seelenleben und Seelenleiden zu seinem Recht, für das sie innige Töne findet. Ihre freien Rhythmen sinken an einigen Stellen in die Prosa hinab. „Ein Abenteuer, wie nicht jeder es erlebt, an das man später mit gelindem Schauer noch zurückdenkt."

Adolf Brieger.

Ein japanischer Roman.

Es ist kein umfangreiches, aber unzweifelhaft ein merkwürdiges Buch, auf das ich heute die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchte.*) Wol ist's ein günstiger Zufall, daß ich's gerade in diesen Tagen, wo alles Japanische im alten Europa ein ganz ungewöhnliches Interesse erregt, besprechen kann; aber auch ganz abgesehen davon, verdient es namentlich von allen denen gelesen zu werden, die literarische Erzeugnisse nicht blos in ihrer Vereinzelung zu betrachten gewohnt sind. Die japanischen Verhältnisse haben sich unzweifelhaft, abgesehen von den letzten Jahrzehnten, ganz unabhängig von europäischen Einflüssen entwickelt; wir sind gewohnt, gerade die Ostasiaten als in allen ihren Anschauungen besonders stark von uns Europäern unterschieden zu betrachten und wir treffen damit gewiß in weitem Umfange das Richtige, und nun tritt uns in einem japanischen Roman, der ums Jahr 1700 spielt und ausdrücklich als ein historischer bezeichnet ist, die Idee der Vasallentreue in einer so ergreifenden und vollendeten Art entgegen, daß man ihn nach dieser Richtung wol als das japanische Nibelungenlied bezeichnen könnte. Recht vieles von dem, was uns darin fremdartig berührt, so lange wir den Maßstab eines modernen europäischen Romans daran anlegen, erscheint uns in ganz anderm Lichte, wenn wir das Werk in Gedanken mit unsern mittelalterlichen Volksepen vergleichen. Freilich haben wir in ihm kein Erzeugniß der Volkspoesie selbst vor uns; aber sein Verfasser hat sich offenbar in deren Sinn und Geist wirklich zu versenken verstanden. Da finden wir Stellen voll naiver Innigkeit, wie die kleine Scene, wo Ritter Muschel Heimchen seine Liebe gesteht; nicht selten herrscht eine ganz unmoderne, aber echt epische Breite, z. B. in Ritter Beil's Brief an seine Frau; Episoden, die mit der Haupthandlung in recht losem Zusammenhang stehen, werden eingefügt und sie tragen bisweilen auch eine humoristische Färbung, wie die Geschichte von Doctor Schmetterlingshaus.

Das Wesentliche des äußern Verlaufs der Erzählung läßt sich recht kurz zusammenfassen. Der edle Daimio Graf Morgenfeld von Ako wird von dem Ceremonienmeister Kira, einem dünkelhaften Emporkömmling, schwer beleidigt und läßt sich mit ihm in einen widergesetzlichen Kampf ein. Er wird dafür zum Tode durch Harakiri (Bauchaufschlitzen) verurtheilt, während sein Gegner mit einer leichten Scheinbuße davonkommt. Da verschwören sich Graf Morgenfeld's Vasallen durch einen feierlichen Vertrag, nicht eher zu ruhen und rasten, ehe sie ihren Oberlehnsherrn an dem tückischen Kira gerächt hätten; allen Schwierigkeiten, die ihnen die Verhältnisse und die argwöhnische Schlauheit des Verhaßten bereiten, trotzend, halten sie unter der umsichtigen Leitung des Ritters Starkenfels — auch durch dessen zeitweise ihnen unverständliches Benehmen nicht ernstlich irregemacht — mit hingebender Treue zusammen, bis sie sich nach drei Jahren am Ziele sehen: Kira's Schloß wird gestürmt und ihm der Kopf abgeschlagen. Nun sind sie gern bereit, das Los zu erdulden, dessen Unvermeidlichkeit sie von vornherein kannten, d. h. gleichfalls durch Harakiri zu sterben und so dem geliebten Herrn auf dem „einsamen Wege" zu folgen.

Wie Hagen unter allen Umständen für die Burgundenkönige und für Brunhild eintritt, so haben auch sie, wie sie noch zuletzt ausdrücklich erklären, nicht danach gefragt, aus welchen Motiven ihres Lehnsherrn Angriff auf Kira hervorging, und jetzt, wo es zu sterben gilt, zeigen sie, getreu ihrer von Anfang an eingenommenen Haltung, dieselbe stolze Todesverachtung wie die Recken des Nibelungenliedes. Uebrigens bewahrt auch dem schlimmen Kira gerade der beste seiner Vasallen, der Rath Kleinwald, unerschütterlich die Treue. Wie sich aber zwischen den germanischen und den homerischen Epen viele Parallelen finden, so werden wir auch in diesem japanischen Roman von der Vasallentreue nicht selten an Scenen der „Ilias" und „Odyssee", gelegentlich auch an alttestamentliche Geschichten, gemahnt. — Was die Rolle der Frauen betrifft, so fehlen freilich Gestalten wie die gewaltige Brunhild oder wie die rachedürstende Krimhild, aber solche, die die eigenthümlich weiblichen Tugenden, von der duldenden Treue bis zum heroischen Opfermuth, in mannichfachen Abstufungen vertreten, lernen wir in ziemlich großer Zahl kennen. Keinen der treuen Vasallen Morgenfeld's sucht die Gattin von der doch unbedingt zum Tode führenden Erfüllung der Rachepflicht abzuhalten; alle finden vielmehr das Verfahren der Männer ganz selbstverständlich; sie begrüßen es zum Theil mit stolzer Freude und mehr als eine geht dem Sohn oder Gatten freiwillig im Tode voran. Besonders rührende Beispiele von Treue geben einige Ronin, d. h. Ritter, die ursprünglich im Dienste eines besondern Lehnsherrn, hier eben des Grafen Morgenfeld, gestanden hatten, ihn aber aus verschiedenen Gründen hatten verlassen müssen, um als freie, aber auch mittellose Ritter weiterzuleben, die sich aber nun wieder als seine Vasallen fühlen. — Damit habe ich schon etwas eigenthümlich Japanisches berührt; ebendahin gehören, um wenigstens noch einiges zu erwähnen, die bildreichen, poetisch klingenden Namen, die vielfach denen der Rothhäute Cooper's ähneln, und die außerordentlich zahlreichen, theilweise auch als Motti oder Kapitelüberschriften verwendeten Sinnsprüche. Vielleicht darf ich aber auch noch einige Scenen der Erzählung hervorheben, die mir als besonders schön und zugleich charakteristisch

---

*) Treu bis in den Tod. Historischer Roman aus Japan. Von Tamenaga Schunsui. Nach der Bearbeitung von Edward Grey und Schintschiro Saito mit alleiniger Berechtigung ins Deutsche übertragen von Anton Hensel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 3 M.

erschienen sind. Dahin gehört im dritten Kapitel die Art, wie die einstige Amme des Grafen Morgenfeld, die Mutter seines Vasallen Ritter Engewald, nach des erstern Tode sich selbst das Leben nimmt und durch diese That und einen Brief, den sie dem Sohne hinterläßt, dessen Verlangen, Kira zu strafen, aufs höchste steigert:

Wenn du dies liesest (so!), schreibt sie z. B., fasse an dein Schwert, und schwöre schleunige Rache an dem Feinde unseres Herrn — eine Rache, welche dich mir so schnell nachsenden wird, daß ich hinter mir das Klappen deiner Schuhe hören und dich bald im Lande der Schatten willkommen heißen werde.... Bleibe gesund bis zu dem Tage der Rache, an dem dir deine Person gleichgültig sein wird.

Wie plastisch tritt ferner im einunddreißigsten Kapitel Ritter Unbezwinglich, der durch viele Züge an den alten Wate erinnert — so will er seine Gedichte mit der Spitze des Schwertes schreiben — in Gegensatz zu den dichtenden Rittern! Geradezu großartig aber wirken die Kapitel, in denen uns die wahrhaft edle und heldenhafte Haltung der Verschworenen nach vollzogener Rache bis zu der Scene, in der sie unter feierlichem Ceremoniell das Harakiri an sich vollziehen, geschildert wird. Einen ergreifenden Epilog endlich bildet der kurze Schlußabschnitt. Die Angehörigen der Verschworenen sind nach achtjähriger Verbannung heimgekehrt, denn der Regierungsantritt eines neuen Schogun (des weltlichen Herrschers im damaligen Japan) hat zu ihrer Begnadigung geführt. Sie finden sich mit zahlreichen Freunden am Grabe der Mannen von Ako zusammen, und dann hält im nahen Tempel der ehrwürdige Oberpriester eine Gedächtnißrede, die mehrfach geradezu an Stellen der perikleischen Leichenrede anklingt.

So endet dieser in der That merkwürdige historische Roman, der schon deshalb ernstliche Beachtung verdient, weil er uns die Japaner ums Jahr 1700 viel verwandter mit den Deutschen theils der sagenhaften Vorzeit, theils der Ritterzeit zeigt, als man sich das gewöhnlich denkt. Vermochte dieses Volk unter einer Despotie, die die Freiheit seiner Bewegungen aufs äußerste einengte, wenigstens in seinen höhern Ständen wirklich so viel hohen Sinn zu bewahren, wie es danach scheint, so werden die außerordentlichen Erfolge, die es ganz neuerdings im Kampfe mit dem chinesischen Riesenreiche errungen hat, viel leichter verständlich.

Edmund Lange.

Vom Grafen Tolstoi.

1. Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Von Anna Seuron. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach. 1895. Gr. 8. 2 M.

Der Titel sagt nicht zu viel. Die ehemalige Lehrerin und Hausfreundin im gräflichen Hause Tolstoi, welche noch heute vertraute Beziehungen zur Familie unterhält, läßt uns weiter und tiefer in das Seelenleben des der Weltliteratur angehörigen Mannes schauen, als es uns bisher möglich war. In der Form von naiven und ungezwungenen, aber einen reichen, reifen Geist und einen scharfen, treffsichern psychologischen Blick verrathenden Plaudereien wartet sie uns mit einer Licht und Schatten unbefangen vertheilenden Schilderung seines Charakters, seiner Häuslichkeit und seiner ganzen Lebensweise auf. Das Buch, welches mit einem wohlgetroffenen Bilde des mit einem Bauernkittel angethanen Grafen geschmückt ist, macht auf jeder Seite den Eindruck ungeschminkter Wahrhaftigkeit, und man merkt ihm auf Schritt und Tritt an, daß die Verfasserin con amore und mit Geschick bestrebt ist, den Meister zu erfassen und den ihm innewohnenden Sturm und Drang nach Licht und Wahrheit zu belauschen. Indem sie alle Kräfte daran setzt, um in das Problem, welches er bildet, und die Zweiseelentheorie, welche er vermöge der Fülle der an ihm zu Tage tretenden Widersprüche zu verkörpern scheint, einzudringen, gelangt sie dahin, viele seiner urwüchsigen Eigenthümlichkeiten, um derentwillen man ihn für verrückt halten möchte, daraus abzuleiten, daß er innerlich und äußerlich probirt, welcher Leistungen er fähig wäre und ob es ihn große Selbstüberwindung koste, dieses oder jenes zu thun, auf dieses oder jenes zu verzichten. Er stellt sich ihr nicht als ein aus einem einheitlichen Ganzen gegossenes Genie, sondern als ein dem hundertmal zerstörenden und wiederaufbauenden Werdeproceß unterliegendes Stückwerk, nicht als eine Sprungader im Steinbruch, sondern als ein Mosaik dar.

Durch ihre Wahrhaftigkeit schlägt uns Anna Seuron freilich auch schwere Wunden. Sie reißt uns durch ihre sensationellen Enthüllungen sozusagen aus allen Himmeln. Wir lebten nämlich in dem festen und schönen Glauben, daß Tolstoi's Worte und Thaten sich jederzeit vollständig deckten, daß er im Schweiße seines Angesichts seinen Ideen Wirklichkeit verlieh. Und — siehe da — Anna Seuron hält es zu ihrer Entschuldigung für nothwendig, daran zu erinnern, daß auch der Pfarrer auf der Kanzel allerlei predigt, und im Leben nicht immer darnach handeln kann. Sie macht uns mit Schwächen des vielbewunderten Mannes vertraut, welche uns geradezu die Haare zu Berge treiben. Es ist allerdings unbestreitbar, daß er durch seine Unvollkommenheiten der Menschheit näher tritt. Muß sich unser jedoch nicht ein Gefühl tiefer Betroffenheit bemächtigen, wenn der in der Theorie von Abscheu gegen das Geld erfüllte Weltreformator sich nicht selten von dem Teufel des schmuzigen Geizes besessen zeigt, so daß es die Lehrerin und Erzieherin in seinem Hause nicht mehr duldet? Wir beschränken uns auf ein himmelschreiendes Beispiel und lassen die Verfasserin

selbst sprechen. Sie sagt in dem dreiundzwanzigsten Briefe:

Ueber das Wort „faire le bien" hatte der Graf seine eigene Idee. Das, was wir Andern unter Wohlthaten verstanden, heißt bei ihm „mal agir". Erst bei der Hungersnoth von 1890 änderte er seine Ansicht und handelte dann auch danach. . . . Eines Tages kam der Graf ganz gerührt nach Hause. Er war einem funfzehnjährigen Jungen mit einem Arm auf dem Boulevard begegnet, erfroren, weinend, kaum bekleidet. (?) Der Graf war mit ihm gegangen und wollte sehen, wo er wohne. In einem Logirhaus. Sechs Menschen hatten eine Stube. Der Junge hatte eine alte kranke Mutter. Ich dachte wunder was der Graf dem armen Jungen schenken werde, denn er hatte ihn selbst nach Hause gebracht und schien voll Mitleid. Er sagte seinem Sohne Leo, er sollte seine alten Stiefel durchsehen und dem Armen welche geben. Der Zufall wollte, daß es elegante, feine, aber durchlöcherte und dabei viel zu enge Stiefeln waren. Auf meine Bemerkung hin, daß das ein elendes Almosen sei, bemerkte der Graf: er habe dem Jungen gesagt, er solle heute kommen und auch 30—50 Kopeken holen als Logirgeld, das er ihm versprochen habe. Als er ihn weinend auf der Straße fand, hatte man seine Mutter und ihn gerade auf die Gasse setzen wollen. Die Mutter kam statt des Sohnes, eine gebrechliche Erscheinung. Man gab ihr die Stiefel, ich ein Tuch u. s. w., kurz, der Graf wollte die versprochenen 30—50 Kopeken geben, wenn der Sohn käme. . . . Als der Junge kam mit den engen, ihm wehthuenden Stiefeln auf den Füßen, ging der Graf gerade durch das Vorzimmer; er wollte nach oben. Der Junge stand neben der Wartebank. Ich paßte auf. Da kam ein Retter für den Grafen, der gethan, als suche er in seiner Tasche nach Geld. Die Thüre ging auf und Graf Tch. trat herein. „Ah, bon jour!" und „bon jour" und eins, zwei, drei flogen Beide die Treppe hinauf! . . . 30—50 Kopeken waren gerettet. — Sie hätten sehen sollen, wie verklärt sein Gesicht war!

Es ist höchst charakteristisch, daß die Verfasserin nach Anführung dieses Beispiels sich zu der vielsagenden Bemerkung veranlaßt sieht: „Aber wer wird mir das alles glauben? Nur der Graf selbst, wenn er mit der Sonde in die Vergangenheit dringt, wo soviel Sand neben kostbaren Edelsteinen aufgehäuft liegt." Und der Mann, welcher mitunter eine so erbärmliche und verächtliche Seite hervorkehrt, fühlt sich zum Wiederhersteller des Christenthums Christi berufen, er wird nicht müde, einem Jeden zuzurufen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!"

Sehr seltsam berührt es, daß Tolstoi, welcher in Wort und Schrift bis zum Ueberdrusse erklärt, der Mensch bedürfe der Fleischnahrung nicht, sie sei sogar gegen seine Natur und jedenfalls auch ein Grund des Sittenverfalls, er müsse im Interesse der Moral und der Menschenwürde der Bedürfnißlosigkeit möglichst nachstreben, sich zu nächtlicher Stunde in den Speisesaal begibt, um sich das auf dem Abendtische zurückgelassene Roastbeef zu Gemüthe zu führen. Kann dieses heimliche und darum nach meinem Bedünken heuchlerische Zuwiderhandeln gegen seine eigenen Grundsätze etwas anderes bezwecken, als den Leuten Sand in die Augen zu streuen?

Anna Seuron läßt sich nicht, wie dies sonst häufig bei Frauen der Fall ist, von Sympathien und Antipathien leiten. Ausgerüstet mit Augen und Ohren, welche sehen und hören, bleibt sie nicht an der Oberfläche haften, sondern sucht den Dingen durch unablässige und eindringliche Beobachtung auf den Grund zu kommen. So läßt sie sich durch die gewaltigen Enttäuschungen, welche der Graf ihr bereitete, nicht die innige Liebe und aufrichtige Bewunderung für ihn verkümmern, sie bewahrt sich ungeachtet derselben den Glauben an den großen Meister, „der wie ein Koloß es versucht, die Erde zu tragen, der Menschen Elend auf die Schultern zu nehmen, um sie dem Urgott zuzuführen", und schreibt sein empörendes Gebaren seinem bizarren, zwischen Gott und Mephistopheles schwebenden Charakter, wie auch dem beständigen unruhigen Gären in Hirn und Herz, welches sie anschaulich schildert, aufs Kerbholz. Sie fühlt sich hierin durch die völlig veränderte prometheische Gestalt bestärkt, in welcher er seit dem entsetzlichen Wüthen des Hungertyphus in Rußland strahlt.

Kann ich der Verfasserin auch nicht zustimmen, wenn sie sich einen Philosophen „wie ein häßliches Götzenbild mit ausgestochenen Augen, auf derselben Stelle stets festsitzend, als ein Wesen, das mit ausgestreckten Armen Alles an sich zieht, was in seinen Bereich kommt, und zermalmt und auffrißt" vorstellt, so muß ich ihr doch darin recht geben, daß der Mangel an tiefern Studien aus Tolstoi einen unzuverlässigen Philosophen macht. Ja wohl, sein dürftiges, beschränktes Wissen erklärt zum nicht geringen Theile seine alle Grenzen überschreitende Originalität. Wir können es ganz gut begreifen, daß er, zumeist auf sich selbst gestellt, des Umganges mit den besten und edelsten Geistern aller Zeiten entbehrend, ohne gründliche Kenntniß der Entwickelungsgeschichte der Cultur und Civilisation, mit dem Kopfe durch die Wand rennt, die Verhältnisse und die Menschen ohne Rücksicht auf den Geist der Zeit ohne weiteres um Jahrtausende zurückschrauben zu können vermeint, daß er mit einem Worte den jähen, kühnen, Leib und Seele gefährdenden Sprung von der Gegenwart in die des Urchristenthums predigt, — ohne sich freilich, wie wir gesehen haben, durch die Predigt zu vorbildlichem Handeln verpflichtet zu fühlen. Sehr gut malt Frau Seuron die Halbheit und Unbeständigkeit ihres Helden, wie folgt: „Sein Piedestal ist eine Jakobsleiter, auf der er Gymnastik macht. Er sitzt oft ganz oben und drückt den Daumen gegen das Himmelszelt, wenn es nöthig ist. Als Romanschreiber und Poet macht er dann ein Saltomortale zwischen Himmel und Erde. Und endlich kommen Tage, wo er wie Jakob unten liegt, einen Stein unter dem Kopfe, als Philosoph des Entsagens. . . ."

2. Graf Leo Tolstoi. Widersprüche der empirischen Moral. Deutsch von Louise Flachs. Berlin, Hugo Steinitz. 1895. 8. 1 M.

Zwei Fragen beschäftigen Tolstoi in der vorliegenden Schrift. Die erste bezieht sich auf den Ursprung und das Wesen der Religion und wird abweichend von der üb-

lichen Auffassung dahin beantwortet, daß das religiöse Gefühl nicht das Mindeste mit der Furcht vor den unverstandenen Naturkräften gemein hat, daß es unter keinerlei Umständen durch äußere, schreckliche, concrete Erscheinungen, sondern lediglich durch ein inneres Gefühl der eigenen Nichtigkeit, der Einsamkeit und Sündhaftigkeit hervorgerufen wird. An Max Müller anknüpfend, nimmt er an, daß inmitten der Unendlichkeit der ewigen, streng geordneten, unverbrüchlichen Gesetzen folgenden Welt die Erkenntniß des Menschen von seiner Endlichkeit und seiner Sündhaftigkeit immer bestand und immer bestehen wird, so lange der Mensch Mensch bleiben wird. Darauf haben wir zu entgegnen, daß die primitivste religiöse Form unmöglich aus dem Gefühle des Unendlichen und Erhabenen hervorgegangen sein konnte. Dieses machte sich wol im Laufe der religiösen Entwickelung geltend, aber erst in einem viel spätern Stadium derselben, da es schon eine höhere geistige Entwickelung voraussetzt. Das Bewußtsein der primitiven Menschen war noch viel zu eng, ihr Gesichtskreis war selbst in Bezug auf das äußerliche, in die Sinne fallende Dasein noch viel zu beschränkt, als daß sie der Vorstellung des Unendlichen und Erhabenen fähig gewesen wären. Sie hatten füglich keine Ahnung von der Größe und Entfernung der Himmelskörper und von der eigentlichen Großartigkeit der Naturgewalten; sie maßen und beurtheilten sie nach ihren kleinlichen Lebensverhältnissen und hatten für sie hauptsächlich nur insofern Interesse, als sie mit ihrem Dasein und ihrem Kampfe um dasselbe verknüpft waren. Es läßt sich demnach nicht umgehen, daß der Ursprung der Religion darauf zurückzuführen ist, daß die Phantasie die ursächliche Erklärung dunkler, räthselhafter Naturerscheinungen aus sich selbst schöpfte, statt sie der realen Wirklichkeit zu entnehmen. Dadurch ward für das menschliche Bewußtsein eine innere Welt geschaffen, welche von der thatsächlichen Natur in Grund und Wesen sehr verschieden war und eben nur durch Erdichtung und für den Glauben bestand. Es gesellte sich also im menschlichen Bewußtsein zu der Natur eine Uebernatur, zu dem Sichtbaren ein Unsichtbares, zu dem Gewöhnlichen ein Ungewöhnliches. Bei der geringen Kenntniß der Natur und bei dem Unvermögen, irgendwie abstract zu denken, stellte man sich diese geheimnißvollen Mächte, welche Furcht und Schrecken um sich her verbreiteten, nach Art des menschlichen Geistes vor, man anthropomorphosirte dieselben und suchte sie auch gleich Menschen, welche Wünsche hegen und von Leidenschaften bewegt werden, durch Opfergaben für sich zu gewinnen oder sich vor ihren Anfeindungen zu schützen. Aus dieser Ableitung des Ursprungs der Religion erhellt zur Genüge, wie die Menschen zur Vorstellung von den unsichtbaren, überirdischen Wesen gelangten; sie ist gegen Tolstoi's Vorwurf: „Wenn die Menschen Donner und Blitz gefürchtet haben, so hätten sie eben Donner und Blitz gefürchtet; wozu aber haben sie ein unsichtbares, überirdisches Wesen, einen Jupiter erdacht, der sich irgendwo befindet und zuweilen mit Pfeilen auf die Menschen wirft?" entschieden gefeit. Können wir aber auch unserm Verfasser in Bezug auf den Ursprung der Religion nicht beistimmen, so pflichten wir ihm doch rückhaltslos darin bei, daß sie ihrem Wesen nach das Verhältniß des Menschen zu der ihn umgebenden Welt oder ihrer Entstehung und ersten Ursache ausdrückt. Wir gestehen ihm auch gern zu, daß nicht die Wissenschaft das Verhältniß des Menschen zur Welt oder ihrem Ursprunge feststellen kann, sondern nur die Religion. Indem die Wissenschaft mit dem Geständnisse nicht zurückhält, daß wir auf unserm Globus im unermeßlichen All wie über einem Abgrunde dahinschweben, das Wesen des Sinnlichen und des Geistigen, des Unbewußten und des Bewußtseins nicht bis auf den Grund zu erforschen vermögen, geschweige denn über den ewigen, absoluten Grund nach seiner Unendlichkeit und seinem Wesen endgültig entscheiden können, so daß für den Glauben kein Gegenstand, kein Geheimniß mehr übrigbliebe, verweist sie uns selbst auf das Dichten und Glauben. Der Weisheit letzter Schluß ist für die Kraft des menschlichen Geistes allenthalben Resignation in Bezug auf das Letzte und Höchste, freilich aber auch zugleich unablässiges Streben nach Erweiterung der Erkenntniß in allen Beziehungen und in Bezug auf alle Objecte, welche sich dem menschlichen Bewußtsein aufdrängen.

Die zweite Frage lautet, ob eine von der Religion unabhängige Moral im Bereiche der Möglichkeit liegt. Tolstoi sieht sich bemüßigt, diese Frage zu verneinen, weil die Moral nicht nur die Folge des Verhältnisses ist, in welchem der Mensch zur Welt zu stehen sich bekennt, sondern auch schon in der Religion inbegriffen sei. Diese Begründung ist, offen gesagt, sehr lahm. Ich berufe mich hierfür auf keinen Geringern, als auf den Stifter des Christenthums selbst. Indem Christus die Aufforderung ergehen läßt, man möge seine Lehre befolgen, um die Wahrheit derselben zu prüfen und zu erkennen, da die Beschaffenheit des Baumes sich aus seinen Früchten erkennen lasse, gibt er sehr deutlich zu verstehen, daß die Religion auf die Sittlichkeit zu gründen, über die Wahrheit und den Werth derselben nach dem sittlichen Leben und Erfolg zu urtheilen sei, nicht umgekehrt die Religion, der Glaube über den Werth der sittlichen Grundsätze und des ethischen Lebens entscheide. Desgleichen gibt der Apostel Paulus, indem er besonders in dem Briefe an die Römer den heidnischen Aberglauben, den Verfall der Religion von der sittlichen Verderbniß ableitet, in unzweideutiger Weise zu bedenken, daß die Religion selbst, insbesondere das Gottesbewußtsein in dem Maße Fortschritte macht, als die Entwickelung der Ideen, hauptsächlich der Idee des Guten, fortschreitet, und daß sie in dem Maße der Corruption anheimfällt, als das sittliche Leben entartet. Und selbst die christliche Theologie betrachtet die Moral als den Unterbau der Religion, sofern sie den Glauben als eine sittliche That, als eine Bethätigung

des Willens auffaßt und dafür den Menschen verantwortlich macht. Hiermit ist der gute Wille schon vor dem Glauben vorausgesetzt, da er die Quelle des letztern sein soll. Da also von berufenster Seite in vollster Uebereinstimmung mit der Entwickelungstheorie, welche unwiderleglich darthut, daß das eigentliche, wahre Wesen der Religion erst durch die höhere, ideale Bethätigung der ethischen, ästhetischen und intellectuellen Geisteskräfte errungen wird, die Sittlichkeit als die conditio sine qua non der Religion hingestellt, diese in ein Abhängigkeitsverhältniß zu jener gesetzt wird, so dürfen die Versuche, eine Moral außerhalb der Religion zu gründen, durchaus nicht der Handlungsweise der Kinder verglichen werden, „welche ein Gewächs, das ihnen lieb ist, umpflanzend, die ihnen misfallende und überflüssig erscheinende Wurzel wegreißen und ohne Wurzel in die Erde stecken." Tolstoi's Behauptung, daß es ohne religiöse Grundlage keine echte, ungeheuchelte Moral geben kann, „so wie es ohne Wurzel keine wirkliche Pflanze geben kann", scheitert daran, daß die Religion eben nicht die Wurzel der Moral, sondern umgekehrt die Moral die Wurzel der Religion bildet.

Einen zwingenden praktischen Beweis aber für die Möglichkeit, ja noch mehr für die Nothwendigkeit einer von der Religion unabhängigen, confessionslosen Moral liefert die Gegenwart, in welcher die religiöse Vorstellungswelt für einen ansehnlichen Bruchtheil der Menschheit aufgehört hat, das Gefäß des Idealismus zu sein. Diese nicht hinwegzuleugnende und in Wirklichkeit auch von niemandem in Abrede gestellte Thatsache hat eine lebenskräftige internationale und interconfessionelle Bewegung gezeitigt, welche in dem neuen und dem alten Erdtheile immer weitere Kreise zieht, — die ethische Bewegung, deren Religion moralisch, welcher mit andern Worten nicht eine Metaphysik, sondern die Moral die Religion ist.

Bernhard Münz.

Zur Frage der Verurtheilung Unschuldiger.

„Schuldlos verurtheilt." Mit blutig rothen Lettern prangt dieser aufregende Titel auf einem Buche, welches sich in einer Vorbemerkung selbstbewußt als das erste vorhandene Werk bezeichnet, das sich ganz ausschließlich mit der ernsten und wichtigen Frage der Verurtheilung Unschuldiger befasse.*) Und weiter wird urbi et orbi mit tönender Emphase verkündet: „Ein derartiges Werk liegt schon lange in der Luft — es mußte geschaffen werden!" Mütterlicherseits also ist es ein Kind keiner Geringern, als unserer Zeit selbst, aus deren gärendem Schose es sich zum Lichte der erwartungsvoll gespannten Welt unter dem Drange zwingender Nothwendigkeit emporgerungen hat. Und väterlicherseits? Nicht weniger als dreizehn Erzeuger sind es, aus deren Zusammenwirken jenes erlösende Geistesproduct entsprossen ist, darunter auch der spiritus rector des Buches, Herr Leopold Katscher, dem die bescheidenen Hebammendienste des Herausgebers nicht genügten. Und nun endlich der geistige Sprößling selbst? Man wird an die Weisheit Wagner's im „Faust" erinnert, wenn er bei der Fabrikation seines Homunculus dem staunenden Mephisto das Geheimniß seiner Methode verräth:

> Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
> Das wagen wir verständig zu probiren,
> Und was sie sonst organisiren ließ,
> Das lassen wir krystallisiren.

Und in der That, nicht mit einem organisch entwickelten und belebten Geistesgebilde, sondern mit einem todten Krystallisationsproducte haben wir es hier zu thun. Der Herausgeber hat die im einzelnen ganz brauchbaren Theile in der Hand, „fehlt leider nur das geistige Band", und die das Ganze beherrschende Idee schwebt, statt den Stoff zu durchdringen und innere Zusammenhänge zu schaffen, jeder schöpferischen Fähigkeit baar, über einem Chaos von „Anregungen, Betrachtungen und Erzählungen". Und welche Erleuchtungen hat uns diese enquête-förmige Behandlung des Gegenstandes gebracht?

Einem ersten Kapitel über „Die Verurtheilung Unschuldiger" von L. Katscher selbst, das unter dem Wuste plattester Trivialität und zusammengestoppelter Citate auch nicht einen einzigen neuen Gedanken birgt, folgt ein zweites unter dem etwas pleonastisch gerathenen Titel: „Einige neuere Fälle «unabsichtlichen» Justizmordes." Hier flicht zuerst ein Dr. Gotthelf Meyer mit geschmackvoller Trope „einen Kranz welker Blätter vom Baume der Erkenntniß"! Ihm schließen sich Dr. Max Neuda, Dr. F. Friedmann, Dr. P. Hammerschlag und L. Katscher selbst mit der Darstellung einer weitern Reihe von Fällen an, in denen das plumpe Schwert der blind dreinschlagenden Justiz den Unrechten getroffen hat. In dies Kapitel gehören eigentlich auch die den Schlußtheil des Buches ausfüllenden „Erzählungen", gleicher Tendenz aus der Feder bekannter (P. Lindau und Graf Tolstoi) und unbekannter Größen (R. H. Cowdrey, Bertha Katscher, O. von Oberkamp). Es ist wol nur die Zuthat eines größern Quantums von romanhaftem Aufputze, welche die Ausscheidung der mundgerechtern „Erzählungen" aus dem Kreise der trocknern „Fälle" veranlaßt hat. Wissenschaftliche Beachtung verdienen allein die Ausführungen des dritten und vierten Kapitels, die den Rechtsschutz im

*) Schuldlos verurtheilt! Anregungen, Betrachtungen, Erzählungen, unter Mitwirkung von Fritz Friedemann, Justizrath Professor Jakobi, Heinrich Jaques, Paul Lindau, Landgerichtsdirector Rämisch, Gotthelf Meyer, Max und Moritz Neuda, Graf Tolstoi u. a. m., herausgegeben von Leopold Katscher. Leipzig, Alfred Janssen. 1895. 8. 4 M.

Strafverfahren und die Entschädigung unschuldig Verurtheilter behandeln und von bewährten Juristen, Professor Dr. Jakobi, Moritz Neuda, Dr. Heinrich Jaques und Landgerichtsdirector Rämisch herrühren. Bieten sie auch dem Fachmanne keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, so sind sie doch durch die geschickte Gruppirung des Materials, die Klarheit der Schreibweise und die Wärme der vertretenen Ueberzeugungen anregender Wirkung sicher. Man muß aber doch wol die Annahme, daß bei der Zusage der Mitarbeiterschaft gewisse Illusionen über den Plan des Buches obwalteten, zu Hülfe rufen, um es erklärlich zu finden, daß Männer von erprobtem wissenschaftlichen Rufe ihre Kräfte in den Dienst eines Werkes stellen konnten, das, wie es jetzt vorliegt, den Charakter des Sensationellen an der Stirn trägt.

„Sensationelle Eisenbahnlektüre" nennt der Berichterstatter des juristischen Literaturblattes das Buch und trifft damit den Nagel auf den Kopf. Worauf ist diese verschwenderische Fülle in der Vorführung interessanter Justizmorde berechnet, wenn nicht auf das Sensationsbedürfniß des Publikums? Bedurfte es dieses erdrückenden Materials wirklich zur Grundlegung der billigen Weisheit, daß auch Richter Menschen und menschlichen Irrthümern unterworfen sind? Waren wirklich so viel abschreckende Exempel erforderlich, um dem richterlichen Gewissen die billige und überflüssige Moral vorzupredigen, vorsichtiger in der Würdigung des Belastungsbeweises und empfindlicher für die Bewerthung der entlastenden Momente zu sein? Wenn der Herausgeber wenigstens nur solche Fälle aufgenommen hätte, aus denen ein gewisser ursachlicher Zusammenhang der ergangenen Fehlsprüche mit gesetzlichen Mängeln das Strafverfahren ersichtlich gemacht und auf die Punkte hingewiesen werden konnte, wo verständige Reformen einzusetzen hätten. Aber die Mehrzahl der abgehandelten Fälle liegt so, daß lediglich eine unglückselige Verkettung von Zufällen und Aussagen meineidiger oder unvorsichtiger Zeugen das Unheil der Verurtheilung eines Unschuldigen herbeigeführt hatten, und daß sich selbst der gewissenhafteste und menschenkundigste Richter dem Schuldigspruche kaum hätte entziehen können. Bezeichnend für den wissenschaftlichen Ernst dieses „ersten vorhandenen Buches, das sich ganz ausschließlich mit der Frage der Verurtheilung Unschuldiger befasse", ist es übrigens, daß auch nicht einmal der Ansatz zu einer Darstellung und Verwerthung des hier einschlagenden Theiles der Criminalstatistik gemacht ist.

Aber genug davon! Eine Anerkennung kann man dem Buche nicht versagen; — es ist, von den sachlichen Ausführungen des dritten und vierten Kapitels abgesehen, amüsant, und die geschickte Wahl des sensationellen Titels wird ein Uebriges dazu thun, dem Buche zu einem gewissen Erfolge zu verhelfen. Freilich enthält eine solche Anerkennung zugleich das schärfste Verdammungsurtheil über ein Buch, in dem es sich um so ernste Dinge handelt, wie die Verurtheilung Unschuldiger! Bezeichnet sich aber gar ein solches Buch mit den schmetternden Posaunenstößen des Selbstlobes als ein aus dem Drange der Zeit mit innerer Nothwendigkeit hervorgewachsenes Werk, dann tritt neben dem Ernste der Kritik der Spott der Satire in sein Recht. Pascal citirt im elften seiner Provinzialbriefe eine Stelle aus Tertullian's „Apologetik", in der es heißt: „Es gibt vielerlei Dinge, die es verdienen, daß man Spiel und Spott mit ihnen treibe, auch daß man ihnen nicht ein unverdientes Gewicht gebe, indem man sie ernsthaft angreift. Nichts gebührt der Eitelkeit mehr, als verlacht zu werden."

A. Wieruszowski.

Feuilleton.

Wenn der gewaltige Aufschwung unseres Nationalgeistes seit 1870 einem der großen Wissenschaftsfelder ersichtlich ganz unmittelbar zu gute gekommen ist, so ist es das der historischen Forschung und Darstellung, insofern namentlich als hier der ererbte Drang zum Pragmatischen, die Vorliebe für die großen Züge wiedererwachten und neu gefestigt wurden. Mag sich seitdem die Untersuchung noch so oft in mikrologische Studien verloren haben, die Meister des Fachs und diejenigen, die sich muthig zur Führerschaft hinanrangen, nahmen die Behandlung der Gesammtgebiete immer von neuem in Angriff. So nur war es möglich, daß ein Unternehmen wie die Heeren-Ukert'sche „Europäische Staatengeschichte", vor Jahrzehnten geplant und begonnen, neben der von Wilhelm Oncken geleiteten mehr encyklopädisch angelegten ausgedehnten „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" wieder aufgenommen werden konnte und ein einzelnes seiner Glieder, die „Geschichte von England", deren ersten und zweiten Band der musterhafte Archivausbeuter Lappenberg, den dritten bis fünften Band der geistvolle und kenntnißreiche Reinhold Pauli (1853—58) schrieb, nochmals eingerenkt und der Obhut eines berufenen Versorgers, Moritz Brosch anvertraut wurde. Da hat denn 1890 ein junges Wachsthum angefangen und der sechste und der siebente Band, mit denen wir uns in d. Bl. ausführlich beschäftigt haben, bewiesen aufs schönste die Löblichkeit dieser Wahl.

Der achte Theil des nun also durch dreier bewährter Specialisten Hand geförderten Werkes (Gotha, F. A. Perthes) bewältigt den verwickeltsten und sowol was die Auffassung und Gliederung wie was die Wiedergabe anlangt schwierigsten Abschnitt der englischen Geschichte, den Zeitraum von 1688 bis 1783, d. h. die erste Hälfte des modernen England. Diese an ereignißvollen Kriegs- und sonstigen außerpolitischen Wirren überreichen Periode enthält zwar in der innern Entwickelung des Staatsorganismus keine derart unterbrechende Begebenheit wie die Cromwell-Revolution und -Republik, dafür jedoch eine schier erdrückende Fülle von einschneidenden Maßnahmen in Gesetzgebung, Verwaltung und civilisatorischer Fürsorge. Es gehörten eine genaue und gründliche Kennerschaft, wie Brosch's regelmäßige Jahresübersichten in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", sowie sein sicherer Takt und unparteiischer, rücksichtslos auf die Thatsachen dringender Wahrheitssinn, die der Eingeweihte schon in seinen vorbereitenden Büchern über „Oliver Cromwell und die puritanische Revolution" (1886) und „Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit" (1883) vollauf bewundert hat. So hat

er die Massen der Daten des Spanischen Erbfolge-, des Siebenjährigen und des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges in feste Rahmen gefügt, aus denen uns nun ein anschauliches Gemälde entgegenleuchtet. Man hat ihm von fachmännischer Seite zum Vorwurf gemacht, er habe, durch vorgesteckte Gesichtspunkte verleitet, die Facten mehrfach verschoben und seine Schilderungen seien daher häufig in ungebührlichem Grade subjectiv gefärbt. Diesem Tadel müssen wir widersprechen. Mag Brosch auch unleugbar ein völlig modern fühlender Mensch sein, er wird durch seine Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Weltanschauung nirgends dazu veranlaßt, die Auf- und Auseinanderfolge der Geschehnisse zu entstellen oder gar die Ueberlieferung zu fälschen. Seine scharf umrissenen Charakteristiken, wie die Georg's I. und III., des ältern Pitt, David Hume besitzen eine unentbehrliche Dosis eigener, meinetwegen sogar eigenmächtiger Farbengebung, und das ist gut so, gewiß weit vorzuziehen den abgeblaßten Porträts, mit denen viele übertriebene Rankianer in völligem Misverstehen ihres vergötterten Lehrers der phantasievollern Ausschmückung der Schlosser'schen Schule ein heilsames Gegengewicht bieten wollen. Was die Hauptsache ist, es geht trotz des künstlerisch reproducirenden Stils bei Brosch immer ganz scharf hervor, in welchem Laufe sich heutige Rechte, Gewohnheiten und Verhältnisse aus der Summe politischer Vorgänge, auf der sie fußen, entfaltet haben, z. B. die jetzt gültigen Thron-, Volks- und Amtsnormen seit 1701, die Conflicte der Sonderinteressen der unirten Königreiche, die Judenemancipation von 1753, um nur einige Fälle anzuführen, wo Brosch's hervorragende Fähigkeit, aus der Verknüpfung politischer und cultureller Momente das Facit für die Praxis zu ziehen, ganz greifbar ist.

— Von dem bekannten Werke: „Politische Geschichte der Gegenwart", begründet von Wilhelm Müller, fortgeführt von Dr. Karl Wippermann, liegt der achtundzwanzigste Band, das Jahr 1894 umfassend, vor (Berlin, Verlag von Julius Springer, 1895). Das Werk hat sich durch eine lange Reihe von Jahren bewährt und muß allen willkommen sein, die die Ereignisse ihrer Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgen und das Bedürfniß empfinden, das Wichtigste von dem, was ihnen ihre Zeitung flüchtig geboten hat, dauernd festzuhalten. Mit besonderer Freude begrüßen wir es, daß die hier gegebene zusammenfassende Darstellung den Ereignissen so schnell folgt, dadurch wird sie gerade recht werthvoll. Der vorliegende Band behandelt zunächst Deutschland und führt uns hier vor die Kämpfe um den russischen Handelsvertrag und die agrarische Bewegung, die Frage der Maßnahmen gegen die Umsturzbestrebungen, die polnische Bewegung, die Jesuitenfrage, den Agendenstreit in Preußen, die Aussöhnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck, die Regierungskrisis und die Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Reichskanzler, die Colonialangelegenheiten u. s. w. Dann werden dargestellt die Ereignisse in Oesterreich-Ungarn (unter andern die kirchenpolitische Frage in Ungarn), Rußland, wo natürlich der Thronwechsel besonders wichtig ist, Frankreich (unter andern Ermordung Carnot's, Anarchistengesetz), England (Rücktritt Gladstone's, Vertrag mit dem Kongostaate u. s. w.), Italien (unter andern Unruhen in Sicilien, Ordnung der Finanzen), Spanien und Portugal, Belgien, Holland und Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, in der Schweiz, den Balkanstaaten (unter andern Rücktritt Stambulow's) und Griechenland, endlich den außereuropäischen Staaten (unter andern Madagaskar, japanisch-chinesischer Krieg). Die Brauchbarkeit des Werkes wird wesentlich erhöht durch die der Erzählung folgende Chronik, die die Ereignisse nach Tagen verzeichnet und auf die Seitenzahl der Darstellung verweist, und das beigegebene alphabetische Verzeichniß der hervorragenden Personen. Wir können das Werk empfehlen als dem Zwecke, dem es dienen soll, durchaus entsprechend.

— Von den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte, unter Mitwirkung von Erich Schmidt herausgegeben von Julius Elias und Max Osborn" (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung) ist der das Jahr 1892 behandelnde Band jetzt vollständig erschienen. Wir verweisen die Freunde der deutschen Literatur auf dieses fast unentbehrlich gewordene ausgezeichnete Hülfsmittel nachdrücklich hin und behalten uns vor, in einer besondern Besprechung auf den neuesten Band zurückzukommen.

— Von der im Vorjahre zuerst erschienenen, von uns in Nr. 6 d. Bl. f. 1894 ausführlich besprochenen und warm empfohlenen „Geschichte der deutschen Literatur" von Max Koch ist die zweite Auflage erschienen. Das vortreffliche Büchlein, dessen Preis nur 80 Pf. beträgt, sei insbesondere den Lehrenden und Lernenden nochmals empfohlen.

Bibliographie.

Achelis, Th. Dr., Friedrich Nietzsche. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Nr. 217.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Bamberger, L., Charakteristiken. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 5 M.

Biographische Blätter. Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Erster Band, erstes Heft. Berlin, E. Hofmann u. Comp. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Böhtlingk, A., Der Rastatter Gesandtenmord vor dem karlsruher Schöffengericht. Heidelberg, J. Hörning. Gr. 8. 1 M.

Bormann, E., Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeare's. Heiter-ernsthafte Selbstbekenntnisse des Dichter-Gelehrten. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. Gr. 8. 10 M.

Chiavacci, V., Wiener vom alten Schlag. Heitere und ernste Lebensbilder aus dem Volksleben der Kaiserstadt. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung. Herausgegeben von der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung. I. Band. Das Strafrecht der Staaten Europas. Herausgegeben von Prof. Dr. Franz von Liszt. Berlin, Otto Liebmann. Gr. 8. 35 M.

Eckstein, E., Nora. Novelle. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 8. 3 M.

Elbe, A. v. d., Die Ricklinger. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Otto Janke. 8. 2 M.

Frey, A., Totentanz. Aarau, H. R. Sauerländer u. Comp. 4. 3 M. 40 Pf.

Gersdorff, A. v., Erreichte Wünsche. Roman. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Goldfriedrich, J. Dr., Kant's Aesthetik. Geschichte. Kritisch-erläuternde Darstellung. Einheit von Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntnißwert. Leipzig, G. Strübig's Verlag. Gr. 8. 5 M.

Hasselbach, Anna, Ver sacrum. Gesammelte Novellen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 8. 2 M.

Jung-Deutschlands Musenalmanach. Herausgegeben von der Redaction der Halbmonatsschrift für Dichtkunst, Kritik und modernes Leben „Jung-Deutschland und Jung-Elsaß". Straßburg i. E., G. L. Kattentidt. 8. 2 M.

Kühnemann, E. Dr., Kant's und Schiller's Begründung der Aesthetik. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Lensky, F. v., Kinder der Flamme. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 10 M.

Maaß, E. Prof. Dr., Orpheus. Untersuchungen zur griechischen, römischen, altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Gr. 8. 8 M.

Polenz, W. v., Der Büttnerbauer. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 6 M.

Prüfer, A., Johan Herman Schein. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 M.

Reiser, K. Dr., Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Erste und zweite Lieferung. Kempten, J. Kösel's Verlag. 8. à 1 M.

Richter, A., Die Elementarkenntnisse der Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M.

Roth, E. Dr., Ueber einige Schutzeinrichtungen der Pflanzen gegen übermäßige Verdunstung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Nr. 218.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Schäffle, A., Cotta. (Geisteshelden, herausgegeben von A. Bettelheim, 18. Band.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Vollständig in 30 Lieferungen à 50 Pf. Erste Lieferung. Wien, A. Hartleben. Gr. 8.

Seydel, M. Dr., Arthur Schopenhauer's Metaphysik der Musik. Ein kritischer Versuch. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Witz, Ch. A., Keine Lücke im Leben Jesu. Antwort auf die Schrift von Nicolaus Notowitsch: Die Lücke im Leben Jesu. Wien, C. Konegen. 8. 1 M. 50 Pf.

Ziegler, Th. Prof. Dr., Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 8. 3 M. 50 Pf.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte vermehrte Auflage. Gotha, Gustav Schloeßmann. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Siebente Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.
II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.
III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

—— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

—— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 4. Band.)

In einer der wissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise erörtert der Verfasser dieses Bandes Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es uns an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. Unsere Kolonien: Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Ureigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe,
herausgegeben und vervollständigt
von

Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives“ ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 22. — 30. Mai 1895.

Adolf Wilbrandt.

I.

Zu der dreiundvierzigsten Wiederkehr seines Geburtstages (24. Aug. 1837) hat Wilbrandt ein paar hübsche Verse geschrieben. Man findet sie in den „Neuen Gedichten“. Er preist zunächst die „erste“ Jugend, die „tolle, die volle“, die Zeit des Werdens; darauf die zweite, von zwanzig bis vierzig Jahren, die „tücht'ge, die richt'ge“; weiter die dritte:

Ihr dritten zwanzig, Blitz und Tod!
Ihr seid noch nicht das Abendroth;
Als dritte Jugend preis' ich euch,
An Täuschung arm, an Können reich,
Die klare,
Die wahre!

Damals, als Wilbrandt seiner dritten Jugend dies freudige Vivat sang, war er kaum in sie eingetreten. Heut neigt auch sie sich dem Ende zu. Aber sie hat ihm Wort gehalten: sie ist die „klare, die wahre“ wirklich für ihn geworden. Lächelnd und mit freiem Herzen kann er auf sie zurückblicken, mit mehr Stolz, als auf die zweite. Denn diese zweite war weder „tüchtig“ noch „richtig“. Theatercoulissen verbauten ihm darin die weite Welt; sein reicher Geist mußte es sich gefallen lassen, in Formen gezwängt zu werden, die ihm nicht entsprachen. Er strebte irrend und irrte strebend über die deutschen Bühnen, und das Facit war doch immer nur ein Erfolg, der weder mit der starken Begabung noch mit dem ehrlichen Ringen in Einklang stand. Und dann kam die dritte Jugend, die Coulissen fielen, die Theatersonnen wurden beiseite gelegt, das Leben in all seiner Vielgestaltigkeit lachte hinein und als fröhlicher Wanderer zog der Poet hinaus in die fruchtbare Fülle. Jedesmal aber, wenn er nun zurückkommt, bringt er etwas mit von dem Reichthum, den er antraf.

Ja, Wilbrandt ist mit den Jahren nicht älter geworden, sondern jünger. Er hat viel Umwege machen müssen, um zum Gipfel zu kommen. Auch sein Schaffen ging in Spiralen vorwärts. Mit seinem Roman „Hermann Ifinger“ streifte er jenen Höhepunkt, den vollständig zu erreichen ihm erst vergönnt war, als er mit zwei Romanen, „Meister Amor“ und „Der Dornenweg“, wieder etwas tiefer gestiegen war. Nun ist die Erfüllung da, und das Buch, das sie bringt, heißt „Die Osterinsel“ *).

Es ist keine leichte Aufgabe, Wilbrandt in seiner Wesenheit zu fassen. Mir ist auch kein einziger derartiger Versuch bekannt geworden, was um so auffälliger ist, als selten eine Dichterindividualität so anziehend und interessant sein mag, wie gerade die Wilbrandt's. Vielleicht liegt der Grund dafür in eben diesen Umwegen, die der Dichter genommen hat und die eine Uebersichtlichkeit erschweren; vielleicht in der Vielseitigkeit und Complicirtheit dieser unermüdlich schaffenden Natur, die sich voll heißer Unrast auf allen Gebieten getummelt hat; vielleicht auch in der ganzen Art des Dichters, der, mit der ästhetischen Bildung des Jahrhunderts ausgerüstet, oft nicht unmittelbar vom warmen Leben, sondern mittelbar von hundert fremden auserwählten Geistern beeinflußt erscheint. Zu diesen Schwierigkeiten, die auf manchen Beurtheiler abschreckend gewirkt haben mögen, kam noch hinzu, daß in dem Poeten selbst noch alles in Fluß war. So müssen selbst die Grundlinien, die das Problem Wilbrandt umschreiben, erst gezogen werden, und dieser Versuch sei hier an der Hand des letzten und reifsten Werkes gewagt.

Die Osterinsel liegt im Stillen Ocean, ganz einsam, östlicher als alle australischen Inseln. Wilbrandt oder vielmehr sein Held Adler nennt sie menschenleer und herrenlos. Nebenbei sei bemerkt, daß er sich irrt: sie ist

*) Die Osterinsel. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 4 M.

im Besitz Chiles und wird als Strafcolonie verwandt. Auf diese Insel nun will Adler mit einigen gleichgesinnten Höhenmenschen auswandern. Weshalb? Nun, er will eine neue Menschheit schaffen, er glaubt, daß der Mensch, der den Affen überwunden hat, nun auch den Menschen überwinden müsse, sich immer mehr der Gottheit nähern könne. Das sei aber nicht möglich unter dem Heerdenvieh ringsum, das einen stets zurückreiße, sondern nur in vollkommener Abgeschlossenheit, im Verkehr mit Gleichgesinnten, die sich voll ausleben, ihre Persönlichkeit durchsetzen wollen. Der rechte Ort dazu sei eben die Osterinsel. Da nach Darwin eine Entwickelung nur vor sich geht durch Aenderung der äußern Lebensbedingungen, so könnte sich also durch strenge Zuchtwahl auf der Osterinsel eine aristokratische, gottähnliche Rasse, der Uebermensch heranbilden. Dieser Uebermensch soll nicht beschränkt und uniformirt sein, er soll alle Triebe in sich zur vollen Entwickelung und Ausbildung bringen; auf die blasse Entsagungslehre des Christenthums lachend herabsehen und sich ausleben in sieghafter Stärke und dionysischer Begeisterung.

Dieser Helmut Adler war früher Universitätsprofessor; er haßt die Wurmmenschheit, er haßt Schopenhauer und seinen weibischen Pessimismus; er ist ein Hellseher, ein vates, ein Dichterphilosoph. Für das Eine Ideal, die Osterinsel, lebt er, schleudert er seine Ideen in die Welt, eine Kraftnatur, die sich berauscht und erhitzt an der eigenen Stärke und Größe, die das Maß des Menschlichen schließlich verliert und in Wahnsinn endet. Die Entwickelung dieser Persönlichkeit ist das Hauptthema des Romans; alles andere ist Beiwerk.

Man wird schon lange den Namen Nietzsche erwartet haben. Ja, die Leitgedanken und der Lebensgang Helmut Adler's berühren sich aufs engste mit denen des Hammer-Philosophen, und die Kritik dürfte, je nach ihrer Stellung zu Nietzsche, über den Wilbrandt'schen Helden das Urtheil sprechen. Man wird sich erinnern, daß Wilbrandt es liebt, Zeittypen abzuconterfeien, daß er in „Hermann Ifinger" den Grafen Schack auf köstliche, nur zu richtige Weise gezeichnet hat, daß ein mit den Verhältnissen Vertrauter auch unschwer in den münchener Malern und Kritikern bekannte Persönlichkeiten erkennen wird. Weshalb sollte ihn also nicht die Individualität Nietzsche's zum Objectiviren reizen?

Aber es ist nicht das psychologische Problem allein, das den Dichter gerade zu dieser Gestalt zog — es ist auch eine tiefe Wesensverwandtschaft. Der Kern der Adler-Nietzsche'schen Lehre, die Fortentwickelung des Menschen über den Heerdenmenschen hinaus —, er deckt sich mit dem Kern Wilbrandt'scher Weltanschauung. Mit allen seinen Helden verachtet auch er die Wurmmenschheit, hat er den großen Glauben, daß über uns noch Formen sind wie unter uns, daß der Menschengeist unsterblich sei. In seinem Mysterium „Der Meister von Palmyra" zieht Apelles das Facit:

Es springt des Lebens Geist von Form zu Form;
Eng ist des Menschen Ich, nur eine kann es
Von tausend Formen fassen und entfalten,
Nur eine Straße gehn; — — — — —
— — — — — — — —
Sollt' es dauern, müßt' es
Im Wechsel blüh'n wie du, von Form zu Form
Das enge Ich erweiternd, füllend, läuternd,
Bis sich's in reinem Licht verklärt.

Bei diesen Anschauungen, die sich fast in jedem Wilbrandt'schen Buche mehr oder weniger deutlich ausgesprochen finden, ist es von vornherein klar, daß die „Osterinsel" nicht, wie von jüngstdeutschen Nietzscheanern behauptet worden ist, ein Pamphlet, eine Tendenzschrift gegen den Hammer-Philosophen sein kann. Der Dichter würde sich nur ins eigene Fleisch schneiden, denn sein Held Adler hat von ihm genau so viel wie von Nietzsche.

Betrachten wir ihn genauer. Wie kommt er zu seiner Weltanschauung? Nun, er sucht jahrelang, er findet nicht das rechte Wort, nicht das festbestimmte Ziel. Er theilt das mit allen Wilbrandt'schen Helden. Sie sind alle auf der Suche nach dem eigenen Selbst, sie schwanken vornehmlich auch in ihren Berufen. Adler ist erst Universitätsprofessor, dann freier Philosoph, Schriftsteller. Rudolf („Meister Amor") erst Jurist, dann Schauspieler, weiter Historiker, Doctor der Philosophie, zuletzt gar dramatischer Dichter. Reinhardt („Dornenweg") zersplittert sich gleichfalls in Kleinigkeiten, ist Doctor der Rechte, schreibt Flugschriften, wird Reichstagsabgeordneter, ist schließlich dem Reichskanzleramt attachirt. Ifinger wiederum ist erst Erfinder, construirt eine Flugmaschine; dann wird er eine Art Kunstgelehrter, später Naturforscher und nebenbei dichtet er. Ebenso stellen sich Martin Olearius („Dornenweg"), Max („Meister Amor") u. s. w. uns nacheinander in den verschiedensten Berufen vor. Dieses Irren und Streben, dieses Sich-Zersplittern wird durch einen Passus aus dem Roman „Hermann Ifinger" interessant beleuchtet. Ifinger sagt dort (S. 278): „Sie haben sich bisher zersplittert, wie Sie einmal klagten; das halt' ich für kein Unglück, ich hab's auch gethan; wenn man sich dann nur zur rechten Zeit concentrirt. Das ist, sozusagen, die solide Verheirathung mit dem Leben. . . ."

Wir haben also vorläufig eine Eigenschaft Wilbrandt'scher Gestalten ergründet: sie zersplittern sich alle. Wir sehen ferner, daß die Helden alle Doctoren sind, wie Wilbrandt selbst: Adler und Rudolf, Reinhardt und Ifinger. Wodurch wird es nun bewirkt, daß sie zu einer festen Weltanschauung, zur Concentrirung kommen?

Sehen wir erst bei der „Osterinsel" zu. Helmut Adler's Philosophie wird geboren — so beginnt der Roman — in jener Nacht, wo er vor dem Todtenbett seiner Frau in wahnsinnigem Schmerze liegt. Und wenn wir die andern Romane daraufhin prüfen, so finden wir, daß es stets der Verlust des geliebten Weibes ist, der die bisher Irrenden auf den rechten Weg führt. Was der Verlust seiner Frau für Adler, das ist der Verlust der „Porzelläne"

für Ifinger, der Verlust Julianens („Dornenweg") für Reinhardt, der Verlust Ada's und der Kunst für Rudolf — eine Liste, die sich unschwer erweitern ließe (s. die Novellen „Der Verwalter", „Die Verschollenen" u. s. w.), wenn nicht Raumesgründe die Hereinziehung früherer Wilbrandt'scher Werke verbieten würden.

Der Schmerz also und zwar ein bestimmter Schmerz ist das läuternde Moment. Und wie der Verlust des angebeteten Weibes den davon Betroffenen die Weltanschauung gibt, sie auf den rechten Weg zum Ziele führt, so läßt eine neue Liebe sie ihr Ziel erreichen und verleiht ihnen ein festes Rückgrat. Denn im Grunde sind alle Wilbrandt'schen Helden Schwächlinge. Davon zeugt nicht nur das Schwanken und die Unklarheit in Bezug auf ihren Lebensberuf, sondern auch das Hin- und Herpendeln zwischen verschiedenen Frauen: Ifinger liebt nacheinander die Porzelläne, die Baronin Prillnitz, Christel; Rudolf („Meister Amor") Toni und Ada; Reinhardt („Dornenweg") Juliane, Mathilde, Ulrike. Nur Helmut Adler findet kein Weib mehr, und er ist dafür auch der einzige, der körperlich und geistig zu Grunde geht, der sein Ziel nicht erreicht. Er vor allem soll aber der dionysische Kraftmensch sein. Doch wodurch beweist er sich als solcher? Daß er seine Freunde tyrannisirt und seine Töchter, daß er bramarbasirt und über eine gut ausgebildete Muskulatur verfügt? Gewiß nicht — man hat stets das Empfinden, als ob dieser Adler überreizt, launisch, eitel, herrisch ist, daß er viel zu viel von seiner Kraft spricht, viel zu viel Lärm macht, um wirklich der zähe Energiemensch zu sein, der sich einer Welt zum Trotz durchsetzt. Er hat den weiblichen Zug wie alle Wilbrandt'schen Helden. Nicht Er ist der wahrhaft starke, ebenso wenig wie Hermann Ifinger, wie Reinhardt, sondern sein Freund Schweitzer, Ifinger's Freund Ehrhardt, Reinhardt's Freund Martin.

Es entsteht nun die — vorläufig nicht zu entscheidende — Frage: hat Wilbrandt sich selbst gespalten, geben die Ifinger und Ehrhardt zusammen erst eine Wesenheit ab, die der ihres Schöpfers entspricht, oder trägt nur der eine von beiden die Züge des Poeten und figurirt der andere nur als Gegensatz und Ergänzung, als Ideal, als Gegenstand der Sehnsucht? Die erste Annahme hat psychologisch nicht viel für sich, weil die Freunde doch zu ungleich sind. Ist die zweite richtig, so dürfte Wilbrandt sich selbst mehr in den eigentlichen Helden, in Ifinger, Adler, Reinhardt gezeichnet haben, als in Ehrhardt, Schweitzer, Martin. Vielleicht aber geben ihn die einen so, wie er gewesen, die andern, wie er geworden ist. Diese „andern" nun sind wahre Prachtmenschen: stille, starke Naturen, die sicher durchs Leben gehen, die unter Scherz und Derbheit all die Zartheit eines feinfühlenden Herzens verbergen, die alles mit sich allein ausmachen, ohne viel zu reden, aber im richtigen Augenblicke eingreifen, trösten und führen. Die Helden: Ifinger, Reinhardt, Adler, werden von den Ehrhardt, Martin und Schweitzer mehr gelenkt und geleitet, als sie ahnen. Es ist in den letztgenannten oft etwas Plumpes; sie sind keine Salonmenschen; sie sind weniger vielseitig begabt als ihre Freunde — und deshalb können es sowol Martin wie Schweitzer nicht glauben, daß sie von der stark und innig Geliebten wiedergeliebt werden und verschließen ihr Gefühl und stehen mit zuckendem Herzen, aber lächelnd abseits. Mathilde Rohrbach muß sich ihren Martin erst selber holen, und Schweitzer kann es sich kaum vorstellen, daß Malwine Adler ihn gern hat.

Das sind die beiden Hauptgruppen der Wilbrandt'schen Männergestalten. Es sei hervorgehoben, daß ein direct schlechter Mensch in keinem der Bücher zu finden ist, höchstens ein leichtsinniger wie Emil in der „Osterinsel" oder eine etwas gemischte Natur wie Nikodemus im „Dornenweg". Alle die Helden nun haben ein Vermögen, das ihnen erlaubt, vorläufig auch ohne Beruf zu leben. Alle stehen sie frei da, wollen sich nicht binden. Sie sind Maler, Dichter, Parlamentarier, Componisten, Philosophen, Schauspieler, Aerzte — niemals Beamte. Allen eignet die romantische Ziellosigkeit der Lebensführung. Sie tragen langes Haar — weshalb? Aus Opposition; um sich von den Wurmmenschen zu unterscheiden. Wer Wilbrandt's Bild gesehen hat, weiß, daß sie darin nur ihrem Schöpfer folgen. Im „Dornenweg" (S. 21) sagt er bei der Schilderung einer Person wörtlich: „Langweilig war nur das schlichte Blondhaar in dem kurzen modernen Schnitt." Weiter haben sie die Eigenschaft, stets reisefertig zu sein. Eine Fahrt von Rostock nach München ist für sie absolut gar nichts. Um 6 Uhr fassen sie den Entschluß dazu und um $^1/_2$7 sitzen sie seelenvergnügt, wie sie gehen und stehen, im Coupée. Ich erwähne diese Kleinigkeiten, weil sie später noch herangezogen werden sollen.

Karl Busse.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Korea. Von M. A. Pogio. Aus dem Russischen übersetzt von M. Ritter von Ursyn-Pruszyński. Mit einer Karte. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1895. Gr. 8. 4 M.

Der Frieden ist zwischen Japan und China geschlossen, aber noch immer ist unser Aller Interesse auf jene Staaten Ostasiens gerichtet. Besonders ist es das Land Korea, der Zankapfel im letzten Kriege, das unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Von diesem Staate Korea wissen wir meist recht herzlich wenig. Es liegt im Osten Asiens auf einer mächtigen Halbinsel, damit ist unsere Kenntniß im allgemeinen erschöpft. Nun es ist das auch kein Wunder, denn Korea gehört thatsächlich noch

zu den wenigst erforschten Ländern der Alten Welt. Im Gange der Weltgeschichte hat dieser Staat bisher sich kaum geltend gemacht. Als ein Vasall Chinas ist er wie dieses mächtige Reich Jahrhunderte hindurch abgeschlossen gewesen, nach außen ohne jede Beziehung des Handels oder Verkehrs mit den europäischen Mächten. Da brach im vergangenen Jahr der Krieg zwischen den beiden ostasiatischen Reichen aus und mit einem mal trat Korea aus seiner Dunkelheit hervor an das Licht der Geschichte. Und jetzt machte es sich recht lästig fühlbar, wie wenig bewandert wir in diesem doch immer über 200000 Quadratkilometer umfassenden Halbinsel waren. Man konnte ja nicht verstehen, was denn dort eigentlich vorging und warum Korea die Veranlassung zu einem so heftigen Kriege geben konnte. Da sind wir gewiß alle dem Verfasser wie dem Uebersetzer des vorliegenden Buches aufrichtig dankbar, daß sie uns nun über Land und Leute von Korea ausführliche Belehrung schafften. Der Verfasser war russischer Geschäftsträger und sammelte das Material zu seinem Buche während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Peking. Außerdem hat er aber auch die vorhandene Literatur fleißig benutzt, besonders das Werk des katholischen Missionars Dallet, des besten Kenners des Landes Korea. Auf gute Quellen gestützt, vermochte somit der Verfasser eine ausführliche und eingehende Schilderung des uns Europäern so fremden Landes zu geben. Besonders ausführlich werden wir über die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Koreas unterrichtet, während die Geographie des Landes nur in einer ganz kurzen Skizze behandelt ist. Ebenso ist auch über die Geschichte Koreas nur ein kurzer Ueberblick gegeben. Aber freilich das Interessanteste an jenem Lande sind auch die allgemeinen politischen und wirthschaftlichen Zustände der Gegenwart. Die koreanische Regierungsform kommt in allem derjenigen Chinas gleich. Der König ist eine ebenso unantastbare und heilige Person wie der Kaiser des Reiches der Mitte. Dem König zur Seite steht der oberste Rath, in dessen Händen die höhere administrative Gewalt ruht und der bei einem schwachen König oft mächtiger ist als dieser selbst, da ihm als nächsten Rathgeber die ganze Leitung des Staates obliegt. Solange die Mitglieder des obersten Rathes ehrliche Leute sind, ist natürlich der König wohl berathen. Allein in Korea ist das schon lange nicht mehr der Fall. Die Bestechlichkeit der Beamten ist in Korea bis zu den höchsten Würdenträgern vorgedrungen und hat zu einer fast unerträglichen Miswirthschaft geführt. Zu leiden hat darunter natürlich in erster Linie das Volk, das von den Beamten in der grausamsten Weise ausgenutzt wird. Die Unredlichkeit und Habgier der Beamten ist in erster Linie der Grund, warum das koreanische Volk, das nicht unbeanlagt ist, in der Cultur so zurückblieb. Selbst bis in die Schulbildung ist diese Corruption des Beamtenthums gelangt, indem die Diplome für die bestandene Staatsprüfung nicht mehr nach Fleiß und Kenntnissen, sondern allein nach der Höhe der Bestechungssumme ertheilt werden. Daß unter solchen Umständen Alles schließlich drunter und drüber gehen muß, liegt auf der Hand. Die große Unkenntniß der Beamten hat geradezu unhaltbare Zustände herbeigeführt und man hat infolge der traurigen Erfahrungen, die man mit den Beamten gemacht hat, bereits begonnen, für eine bessere Ausbildung der Beamten Sorge zu tragen. Hier bringt hoffentlich auch der chinesisch-japanische Krieg die rechte Wandlung. Das Land ist nicht arm, die Bevölkerung durchaus leistungsfähig, unter besserer Verwaltung könnte daher Korea ein blühendes Staatswesen bilden.

Freilich die Umwandlung der Zustände in Korea müßte eine gewaltige sein. Denn nach der Schilderung des Verfassers steht das Land zur Zeit noch auf einer recht niedrigen Culturstufe. Gerade darum aber fesseln uns die Darstellungen des Verfassers vielleicht um so mehr. Was er uns über das Bildungswesen und das Familienwesen, über das gesellige und religiöse Leben Koreas, über die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner u. s. w. erzählt, erscheint uns vielfach so fremdartig, daß wir es kaum glauben mögen. Und solche Zustände herrschen in einem Lande, das doch bei seiner Lage längst von europäischer Cultur berührt worden sein sollte. Allerdings war ja Korea auch handelspolitisch bis vor etwa zwanzig Jahren gegen die Außenwelt abgeschlossen. Bis 1876 durfte kein fremdes Schiff an der koreanischen Küste Anker werfen. Seitdem aber sind die Häfen dem Weltverkehr eröffnet worden und die Regierung Koreas hat mit andern Mächten Handelsverträge geschlossen, die wol auf die Entwickelung Koreas einen nachhaltigen Einfluß ausüben werden, um so mehr, als das Land nicht arm an Landesproducten ist. Mit der Schilderung des Verkehrs und Handels in Korea beschließt M. Pogio sein Buch, dem auch darum schon ein besonderer Werth zugemessen werden muß, als es in einer Zeit erschienen ist, wo sich vielleicht große Aenderungen in den Verhältnissen jenes Landes vorbereiten.

2. Korea. Von E. Hesse-Wartegg. Eine Sommerreise nach dem Lande der Morgenruhe. 1894. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Specialkarte Koreas. Dresden, C. Reißner. 1895. 4. 7 M.

Der bekannte Reiseschriftsteller Ernst Hesse-Wartegg kam auf einer Reise um die Welt gerade noch im rechten Augenblick nach dem Osten Asiens, um uns eine lebensfrische auf eigene Anschauung beruhende Schilderung von dem durch den jüngsten Krieg in den Vordergrund der Weltgeschichte getretenen Lande Korea geben zu können. Als er dieses Land betrat, rüsteten bereits die beiden Großmächte sich zum Kriege. Unter solchen Zuständen konnte er freilich seinen ursprünglichen Plan, Korea von Norden nach Süden zu durchqueren, nicht ausführen, mußte sich vielmehr auf einen Besuch der Hauptstadt und einige kleinere Ausflüge beschränken, allein immerhin

berichtet er doch als Augenzeuge und das verleiht seinen Schilderungen erhöhten Werth. Vor allem reichte sein kurzer Aufenthalt aus, um das, was wir bisher von Korea und seinen Bewohnern erfahren haben, auf seine Richtigkeit zu prüfen. Auch er legt seinen Ausführungen wie M. Pogio die vortrefflichen Werke von W. E. Griffis und Ch. Dallet zu Grunde, fügt aber reizvolle Schilderungen eigener Erlebnisse hinzu und benutzt in reichlichem Maße auch die Veröffentlichungen in der koreanischen Regierungszeitung, sowie mündliche Aussagen der Diplomaten, Beamten, Kaufleute und Missionare. Dadurch hat das Buch ganz den lebendigen Charakter einer Reisebeschreibung erhalten. Das gegebene Bild prägt sich tiefer ein in dem Gedanken, daß der Maler nicht blos Copien, sondern auch Originale uns geliefert hat. Freilich zuweilen sind die Darstellungen thatsächlich nicht viel mehr als Copien. Es geht das wenigstens daraus hervor, daß in den beiden Büchern von M. Pogio und Ernst Hesse-Wartegg die gleichen Redewendungen und Sätze wiederkehren. Beide Autoren haben eben aus der nämlichen Quelle geschöpft.

Korea nennen wir allgemein die bekannte Halbinsel Ostasiens. Hesse-Wartegg belehrt uns, daß dieser Name dort selbst seit fünfhundert Jahren schon nicht mehr gebräuchlich ist. Seit jener Zeit heißt das Land Cho-sön (sprich Tschosönn), das bedeutet „Morgenstille". Briefe, welche der Mikado von Japan in den achtziger Jahren an den König von Korea geschickt hatte, nahm dieser als Prinz von Cho-sön nicht an, da sie nicht an ihn adressirt seien.

Wie in dem Werke M. Pogio's werden uns auch von Hesse-Wartegg hauptsächlich die Bewohner des Landes der „Morgenstille" geschildert, ihre wirthschaftlichen und politischen Zustände, ihr Familienleben, ihre Sitten und Gebräuche, ihre religiösen Anschauungen u. s. w. Darnach ist allerdings, wie der Verfasser in der Einleitung es ausspricht, Korea ein kleines China, aber nicht ein China der Gegenwart, sondern ein China, wie es etwa zur Zeit der Ming-Dynastie im 17. Jahrhundert gewesen sein mochte. Hier decken sich übrigens im allgemeinen die Darstellungen mit denjenigen M. Pogio's. Wodurch aber das Buch Hesse-Wartegg's besonders anmuthet, das sind die persönlichen Erlebnisse sowie die eingestreuten Vergleiche mit andern Ländern der Erde, die der vielgereiste Mann ebenfalls aus eigener Anschauung kennt. Die verkommenen wirthschaftlichen Zustände Koreas konnten ja nicht besser veranschaulicht werden, als durch die Schilderungen der Fahrt des Verfassers nach Söul, wie des Rittes von Söul nach Chemulpo. Und so erläutern oft kleine Scenen, die der Verfasser freilich trefflich wiederzugeben verstanden hat, klarer als noch so viele Worte die Eigenart jenes Landes. Dazu kommt dann auch noch, daß das Buch reich mit Bildern ausgestattet ist, unter denen auch Nachbildungen interessanter koreanischer Darstellungen enthalten sind, so ein Aufzug eines Generals, der in Parade zum königlichen Palast reitet. Das Bild gewährt uns einen Einblick in die vom Verfasser oft betonte geistige Beanlagung der Koreaner, es erscheint in der Auffassung allerdings sehr naiv, in der Ausführung aber verräth es doch große Geschicklichkeit. Daß trotz der geistigen Fähigkeiten die Bewohner in der Cultur so zurückgeblieben sind, erklärt auch Hesse-Wartegg aus den vollständig zerrütteten politischen Verhältnissen des Landes. Die Koreaner könnten gewiß viel höher dastehen, wenn nicht die habgierigen Beamten jeden Trieb zur Arbeit unterdrückten. Wozu arbeiten und vorwärts streben, wenn aller Verdienst doch in die Tasche der Beamten wandert und nur Geld den Weg zu bessern Stellungen öffnet? Indes wir wollen diesen Gedanken nicht weiter nachgehen. Wer sich ein gutes Urtheil über Korea bilden will, möge das Buch selbst zur Hand nehmen. Wir sind überzeugt, er wird mit Interesse den Ausführungen des Autors folgen.

3. Deutschlands Colonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hülfsquellen. Von Rochus Schmidt. Mit über 100 Bildern und 2 Karten. Erster Band: Ostafrika. Berlin, Verlag des Vereins für Bücherfreunde. 1895. 8. 5 M.

Ein Buch über Deutschlands Colonien in kurzer, allgemein verständlicher Form ist eine Erscheinung auf dem Büchermarkt, die schon von vornherein jeder Deutsche freudig begrüßen muß. Und wenn nun gar, wie es hier der Fall ist, das Buch hervorgegangen ist aus der Feder eines Mannes, der selbst lange Jahre hindurch im Colonialdienste gestanden hat und so nach eigener, praktischer Erfahrung zu urtheilen vermag, so wird das dem Buch zugleich auch unser ganzes Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seines Inhaltes erwerben. Solche Gedanken bewogen wol auch unsern vortrefflichen Wissmann dem Buche ein empfehlendes Vorwort vorauszusetzen, ohne von der Arbeit selbst Kenntniß genommen zu haben. Sein Vertrauen zu der Arbeit war freilich gestützt auf persönliche Freundschaft und auf persönliche Kenntniß der dienstlichen Leistungen des Autors als Offizier der kaiserlichen Schutztruppe. Und Rochus Schmidt hat dieses Vertrauen vollauf gerechtfertigt. Unter fleißiger Benutzung der Literatur und der Berichte und Sammlungen der Regierungen sowie unter Heranziehung der Erfahrungen bekannter, im Colonialdienst befindlicher Männer, ist es ihm gelungen, ein wahrheitsgetreues, anschauliches Bild von unsern Colonien zu entwerfen. Dabei hat er sich bemüht, möglichst unparteiisch und vorurtheilsfrei den Gegenstand zu behandeln und auch die politischen Verhältnisse in sachlicher Form sine studio et ira wiederzugeben. Daß er gleichwol manches in unsern Colonien abweichend von andern Kennern derselben, oft vielleicht etwas einseitig, beurtheilt, ist ja nur zu natürlich, als daß wir besonders Gewicht darauf legen sollten. Er war eben Offizier der deutschen Schutztruppe und als solcher hat er das Land in erster Linie mit militärisch geschulten Augen angesehen.

Der vorliegende erste Band seines Werkes behandelt Ostafrika. Da berichtet der Verfasser aus eigener Anschauung, und die Schilderungen eigener Erlebnisse, welche in den Text eingeflochten sind, verleihen dem Text eine erquickende, lebendige Frische.

Nach einer kurzen Einführung, in welcher er die Tendenz des Buches zum Ausdruck bringen will, indem er den Colonialgedanken und die Colonialbewegung in Deutschland als den Ausfluß handelspolitischer Strömungen hinstellt, bringt der Verfasser zunächst eine recht klare Darstellung von den colonialen Unternehmungen Brandenburg-Preußens an der Westküste Afrikas. Sodann beginnt er die Schilderung Ostafrikas mit der Geschichte der Erwerbung der Colonie durch Dr. Karl Peters und der Entwickelung derselben bis zum Eingreifen der Reichsregierung. Diese erfolgte zur Zeit des ostafrikanischen Aufstandes, welcher durch den energischen zielbewußten Major von Wissmann in so ruhmvoller und entscheidender Weise niedergeworfen wurde. In der weitern Geschichte unserer ostafrikanischen Colonien bilden der deutsch-englische Vertrag und die Abtretung der deutschen Schutzherrschaft über Witu an England die bedeutsamsten Ereignisse, über die auch dementsprechend ausführlich berichtet wird. In einem längern Kapitel schildert uns dann Rochus Schmidt die Natur Ostafrikas. Vegetation und Fauna werden durch zahlreiche Bilder veranschaulicht, von denen freilich viele in der Reproduction durch den Druck recht schlecht ausgefallen sind. Mit lebhaftem Interesse wird dann aber der Leser den weitern Ausführungen über den ostafrikanischen Handel, über Dr. Emin Pascha's Expedition, über die Antisklaverei und die Missionen über die militärischen Maßnahmen im Innern unter dem Gouvernement von Soden und von Scheele, über die wirthschaftlichen Unternehmungen und über unsere Colonialverwaltung folgen. Denn das sind alles Dinge, die auch gegenwärtig noch im Vordergrunde unserer colonialen Arbeiten stehen. Man hört da gern das Urtheil eines praktisch erfahrenen Colonialmannes, noch dazu wenn es so frei und offen ausgesprochen wird, wie das von unserm Autor geschieht. Mögen seine Worte am rechten Platze auch das rechte Gehör finden. Es ist ein zweifellos wohlüberlegtes Programm, das uns Rochus Schmidt am Schlusse über die zukünftigen Aufgaben für unsere Colonialbehörden entwirft. Ordnung und Ruhe in der Verwaltung ist danach die erste Forderung zur gesunden Weiterentwickelung unserer Colonie Ostafrika, Verbesserung der Verkehrsverhältnisse die unerläßliche Bedingung für ein Gedeihen des Handels mit diesem deutschen Schutzgebiet.

Wir schließen unsere Besprechung mit der Erklärung, daß wir nach Kenntnißnahme der Arbeit gewiß der Ansicht von Wissmann's beipflichten, „daß dieses Buch wie kaum ein anderes beitragen wird zur Aufklärung der Verhältnisse in unsern überseeischen Besitzungen und das Interesse an denselben stärken und mehren wird“.

4. Reise nach Südindien. Von Emil Schmidt. Mit 39 Abbildungen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1894. Gr. 8. 8 M.

„Indien ist für den Natur- und Menschenforscher ein wahrer Mikrokosmos anziehender, fesselnder, bedeutungsvoller Erscheinungen, ein Land tief einschneidender Gegensätze der unbelebten Natur, aus denen eine überreiche Mannichfaltigkeit der organischen Welt und des gesellschaftlichen Daseins des Menschen entspringt.“ Mit diesen wenigen Worten charakterisirt der Verfasser vortrefflich die überschwengliche Natur des Wunderlandes Indien, das so vielfach die Sehnsucht europäischer Gelehrter wie Reisender bildet. Wir stellen dieselben unserer Besprechung des Schmidt'schen Buches voran, weil sie uns jedes weitern Hinweises auf den schon durch das Land selbst bedingten reizvollen Inhalt entheben. Aber betonen möchten wir doch, daß es nicht die nördlichen, bekanntern Gebiete Indiens sind, durch die uns Schmidt hindurchführt, sondern es ist Südindien, wohin die Forscher seltener ihre Schritte lenken und das doch, wie uns das vorliegende Buch lehrt, an Schönheit und an wissenschaftlicher Bedeutung jenen Ländern nicht nachsteht. Was Schmidt bietet ist nun keine schlichte Reisebeschreibung; der Gelehrte bringt uns auch zugleich die Ergebnisse seiner Forschung dar. Der Zweck seiner Reise im Winter 1889—90 waren ja ethnographische Studien. Das Leben und die Sitten der Menschen stehen darum im Vordergrund der Schilderung. Auch die zahlreichen Abbildungen stellen besonders ethnographische Gegenstände dar. Hier bietet der leipziger Anthropologe dem Fachmann wie dem interessirten Laien viel Neues und reiche Belehrung. Besonders enthalten die umfangreichen Anmerkungen eine Fülle wissenschaftlichen Materials. Die Ausführungen über das Leben und Treiben der Hindu-Bevölkerung, über den Einfluß und die Stellung der Christen sowie über die Juden, schwarze und weiße, sind werthvolle Beiträge zur Lösung mancher wichtigen Frage aus dem Gebiete der Völkerkunde. Und nicht minder bedeutungsvoll sind die Berichte über die vielen südindischen Völker, die Schmidt besucht hat, wie die Kanikar, die Kaders und Malsers, die Todas, die Kurumbar, die Ulladens und Malänayar.

Indeß neben dem Menschen ist auch der Natur des Landes volle Aufmerksamkeit gewidmet. Und diese Schilderungen tragen den Charakter der Frische, wie sie nur von Männern geboten werden kann, welche ein offenes, empfängliches Auge für das Große und Schöne in der Natur besitzen. Aber des Verfassers Auge sah mehr als die bloßen äußern Erscheinungen. Seine Gelehrsamkeit eröffnete ihm ein tieferes Verständniß für das, was ihn umgab. Er erkannte auch den innern Zusammenhang zwischen den einzelnen Erscheinungen; die gegenseitigen Beziehungen zwischen Natur und Mensch blieben ihm nicht verborgen. Und so finden sich in dem Buche viele rein geographische Ausblicke, die seinen Reiz und Werth erhöhen.

Der Weg, den der Forscher wählte, führte ihn von dem Hafenort Tutikorin, wo er zuerst das Land betrat, über Madura nach Madras. Dann reiste er über Tandschur, Tritschinopoli und Tinnewelly nach Triwandram, besuchte Cap Comorin und wandte sich darauf nach Norden nach Kotschin und Koimbator. Von hier aus unternahm er Ausflüge nach den Anämaläbergen wie in die West- und Ost-Nilgiri. In Kalikat erreichte Schmidt wieder die Küste und damit das letzte Ziel seiner südindischen Reise. Der Dampfer nach Bombay entführte ihn dem schönen Lande, von dessen Zauber er uns nun ein so lebensvolles Bild entworfen hat.

5. Japan, wie es wirklich ist. Von Kinza Ringé M. Hirai. Deutsch von M. Klittke. Mit 9 Tafeln. Leipzig, Gustav Uhl. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mit großer Wärme vertheidigt in der vorliegenden Broschüre der Sohn Japans sein Vaterland gegen die vielen auf vorgefaßter Meinung beruhenden Anschuldigungen. Japan, wie es wirklich ist, sieht allerdings etwas anders aus, als man gemeinhin es geschildert findet. Durch die kurzen Ausführungen des Verfassers werden wir nun über viele uns fremde Verhältnisse Japans aufgeklärt. Von der Stellung der Frau, von der Schulbildung der Japaner, von ihren religiösen Anschauungen und den wirthschaftlichen Zuständen des Landes herrschen bei uns vielfach die allerverkehrtesten Anschauungen. Aber auch schon die landläufige Vorstellung von der Abgeschlossenheit Japans bezeichnet der Verfasser als irrig. Es lag in dem Gange der Weltgeschichte begründet, daß Japan im fernen Osten Asiens unbemerkt dem Westen der Alten Welt in stetem Fortschritt seine eigene Entwickelung nahm. Die Völker des Westens, mit ihrer eigenen Geschichte beschäftigt, fanden weder Zeit noch Gelegenheit Japan aufzusuchen. Und gleicher Weise erging es diesem Lande ihnen gegenüber. Man darf aber darum doch nicht den Staat exclusiv nennen, als ob er grundsätzlich die Berührung mit fremden Völkern abgelehnt habe. Freilich hat Japan oder Nippon, wie es richtiger lautet, zuweilen sich durch Gesetz gegen fremde Invasion entschieden, aber das geschah in Zeiten, wo die Eindringlinge die eigene Freiheit und Selbständigkeit des Landes bedrohten. Dagegen sich zu wehren ist wol ein Volk berechtigt. Und auch in der vorliegenden Schrift muß man gebührend den Eifer und Ernst anerkennen, mit welchem der Japaner für sein Vaterland eintritt, das er durch sein muthiges und entschiedenes Verhalten ehrt. Diese Liebe zur Heimat kann nur in einem Volke erwachsen, das höherer Gesittung fähig ist. Und gerade in uns Deutschen findet ein solcher Erguß echten Patriotismus ja den freudigsten Widerhall. Er erschließt unser Herz dem Autor und flößt uns Achtung ein vor dem Lande, das solche Söhne hervorbringt. Das aber ist es, was der Verfasser durch seine Schrift erreichen möchte.

6. Land und Leute im Bismarck-Archipel. Von Georg Müller. Mit 3 Tafeln. Leipzig, Gustav Uhl. 1895. Gr. 8. 80 Pf.

Als Beamter der Neu-Guinea-Compagnie hat sich der Verfasser längere Zeit auf Neu-Pommern aufgehalten und Land und Leute dieser deutschen Besitzung in der Südsee kennen gelernt. In den herrlichsten Farben schildert er uns zunächst die Schönheit der Natur, mit deren Reizen selbst ein Ceylon, Singapore, Neapel und Genua nicht concurriren kann. Paradiesisch schön nennt er das Landschaftsbild, das die Nordküste Neu-Pommerns dem Vorüberfahrenden darbietet, und von dem Ausblick von dem Berge Vunatali entwirft er ein Bild, das allerdings an Anmuth und Reiz überreich erscheint. In dieses prächtige Landschaftsgemälde zeichnet er dann des weitern genauer die Einzelheiten hinein. Wir werden mit dem Thier- und Pflanzenleben eingehend bekannt gemacht und auch den menschlichen Bewohner führt uns der Verfasser mit allen seinen Eigenthümlichkeiten vor. Zu unserer Freude sehen wir, daß unsere Brüder in der fernen Südsee stattliche Leute von schönem, schlankem, muskulösem Körperbau sind, geistig nicht unbeanlagt, für Cultur empfänglich und den Weißen sich leicht anschließend. Sie huldigen zwar noch dem Kannibalismus, aber doch nur bei festlichen Gelegenheiten. Ihr geselliges und wirthschaftliches Leben zeugt von höherer Gesittung, sodaß sie der Colonisation gewiß leicht dienstbar gemacht werden können. Es ergibt sich das schon aus den Erfolgen, welche die christliche Mission im Bismarck-Archipel erzielt hat, allerdings nur die vernünftige Mission, wie sie von der französischen Gesellschaft „vom heiligen Herzen Jesu" ausgeübt wird. Anziehend schildert der Verfasser auch das Leben der Weißen in jenem abgelegenen Winkel der Erde. Was er da erzählt, klingt fast verlockend; doch verschweigt er auch nicht die Schattenseiten, die ein Aufenthalt, so fern von der Heimat mit sich bringt. Zum Schluß wird auch die Rentabilitätsfrage unserer dortigen Unternehmungen berührt. Leider stehen die Einkünfte noch immer in gar keinem Verhältniß zu den aufgewendeten Mitteln. Aber der Verfasser nimmt uns auch nicht die Hoffnung, daß es in dieser Hinsicht besser werden könne mit unserm Schutzgebiet in der Südsee.

Willi Ule.

Neue Romane.

1. Komtesse Käthe. Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Erste und zweite Auflage. Illustrirt von F. Czabran und O. Gerlach. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 1894. Gr. 8. 3 M.

Die Erzählungskünste der gräflichen Dichterin feiern immer schönere Triumphe. Wir haben uns selten so wohl gefunden innerhalb der modernen weiblichen Novellistik als in der lustigen Gesellschaft dieser so drolligen wie reizenden Comtesse von Hellberg, der wir bald auf der Bühne zu begegnen hoffen. Vermag sie die verehrte

Dichterin nicht aus eigener Kraft da hinauf zu fördern, so hilft ihr vielleicht ihr gewandter Landsmann Gustav von Moser bei diesem Experiment. Für alle Fälle hat dieses fesche Backfischchen mehr Esprit und schönere Lebenskräfte als die von Moser'schen Backfische alle miteinander. Comtesse Käthe ist ein Kobold voll aller möglichen mädchenhaften Schelmereien, die oft über die Grenzen aller möglichen Schicklichkeiten tollen, aber das helle Lachen der Unbetheiligten auf ihrer Seite behalten, sodaß ihre muthwilligen Streiche einen poetischen Freibrief erzwingen, der aller Katechismen guten Tons und guter Sitte spottet. Aber natürlich hat diese goldene Periode auch für Comtesse Käthe ihre Grenzen, und aus dem Flügelkleide der jungen Schönheit vom Lande wächst sie über Nacht hinein in die Staatsrobe der Hofdame, ohne daß der Schmelz ihres Kindergemüths verloren geht. Ist die junge Gräfin selbst eine Figur von scharfer innerer Logik und voller Einheitlichkeit, d. h. ein Mädchentypus unseres Landadels aus der Wirklichkeit mit natürlichem künstlerischen Freisinn in die Sphäre lachender Poesie gehoben, so sind auch die sämmtlichen andern Figuren, mit leichter, reiner Hand nach dem Leben modellirt, ohne an den Mutterboden des Alltags selbst dialektisch lebendiger zu gemahnen, als die Dichtkunst vergönnt. In allen Einzelheiten bewährt sich im Sonstigen die Gräfin Adlersfeld-Ballestrem wiederum als eine Dichterin, die auf den Lebensgebieten Bescheid weiß, auf deren Untergrunde sie ihre dichterischen Schlösser baut. Ihre Hofherren und ihre Offiziere sind wirkliche Cavaliere und ihre Gesprächsweise trägt den echten Stempel ihrer Erziehung und ihrer Lebensluft. Vortreffliche Illustrationen von F. Czabran und O. Gerlach führen sie uns nebenbei in wohlgelungener Bildlichkeit vor Augen.

2. Die Ballhaus-Anna. Roman von Leon Leipziger. Mit 20 Illustrationen von Ackermark. Berlin, Freund u. Jeckel. 1895. 8. 3 M.

Auch dieser Roman athmet den Erdgeruch der Wirklichkeit. Er nennt sich bezeichnend einen berliner Sittenroman und enthält allerdings keine Zeile, in der sich die Atmosphäre der berliner Lebemänner vornehmern Stils verleugnete. Man wird gestehen müssen, daß der Verfasser seinen vielbehandelten Stoff mit seltenem Ernste und mit großer Geschicklichkeit gruppirt und so eigenartig variirt hat, als der Vorwurf in seiner Umgrenzung nur immer erlaubte. Das setzte von Hause aus den Einsatz wenn nicht eines Stückes persönlichen Miterlebens, so doch eine systematische Reihe persönlicher eindringender Beobachtungen voraus. Wenn ihm dabei nicht immer gelungen ist, moralischen Schmuz in Edelmetall umzusetzen, so wird man einräumen müssen, daß dem Dichter in um so höherm Grade ein Spiegelbild modernen reichsstädtischen Lebens gelungen ist, welches den Allermeisten aus dem einfachen Grunde verschlossen bleibt, weil sie nie auch nur die Schlüssel finden oder meinetwegen suchen, welche ihre Pforten öffnen: denn auch hier bleibt die lediglich Einbildungskraft vollständig impotent, falls sie nicht aus der lebendigen Anschauung ihre Mittel für Charakteristik und locale Schilderung schöpft. Der eigentliche Gegenstand der Handlung ergibt sich greifbar aus dem Titel. Die „Ballhaus-Anna" ist eine aus dem Straßenstaub aufgelesene kindliche Schönheit, welche unter den Modellirungsversuchen berliner Bonvivants in der That eine Art geistiger und seelischer Façon gewinnt, die selbstverständlich durch eine reizvolle Leiblichkeit auf das Gemeingefährlichste unterstützt wird. Dem Ersten läuft sie sodann mit dem Zweiten fort, um nach einer größern Liebes- und Bildungsreise diesen an den Dritten zu verrathen, der sie selbst und ihre erste und einzige Liebe hinwiederum einer Species ihrer Ballhausgattung opfert. Nervenzerrüttungen und Revolver führen eher oder später die nothwendigen Peripetien und Katastrophen herbei, wie sie im Leben berufsmäßiger Spieler und Grisetten alltäglich sind und in der Dichtung nicht hintan bleiben dürfen, wenn der Dichter sich und ihnen nicht den Gefallen erweisen will, einen „Engel ex machina" zu citiren. Ich gebe als Stilprobe die Rede, welche der erste der verrathenen Freunde Anna's an ihrem Grabe auf dem Friedhof der Heimatlosen an dem einsamen sylter Strande hält:

Als Kind hat man dich hinausgestoßen aus der Welt, als Weib hast du die Kraft gehabt, der Heuchelei und Schlechtigkeit hienieden zu entsagen und verachtungsvoll das mit Füßen zu treten, was du als falsch und unwahr erkannt hattest. So ist dein Schicksal auch ein Märtyrerschicksal gewesen, und du bist eines von den zahlreichen Geschöpfen, welche täglich und stündlich der sogenannten Welt, der sogenannten Gesellschaft zum Opfer fallen. Und über diese Leichen geht unaufhaltsam der Strom der Zeit und er verschlingt in seinem Strudel Gerechte und Ungerechte.

Auch diese Scholle Erde, welche dich bettet, gehörte einst zu einem stolzen Lande, welches durch kein Wasser von der festen Erde getrennt war. Da, wo jetzt das Watt seine schlammigen Fluten wälzt, standen einst blühende Städte und reiche Dörfer. Aber in einer Nacht empörte sich das Meer gegen den Uebermuth und die Frevel der Menschen, und alles versank rettungslos in die Tiefe.

Hört ihr, wie das Meer brandet und seine Wasser gegen die Dünen wälzt? Einst wird kommen der Tag, wo es die Fesseln zerbricht, die Dünen durchflutet und bis an jene ferne Küste wogt, hinter welcher die Menschenkinder sich so sicher und ruhig wähnen! Das ewige Strafgericht ereilte noch immer die Sünder, und dem Opfer, welches wir heute der Erde übergeben, wird dereinst der blutige Rächer erstehen!

3. Unser Regiment. Ein Reiterbild von Georg Freiherrn von Ompteda. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 5 M.

In noch höherm Grade als die beiden vorigen Werke wurzelt dieses im Nährboden des Lebens. Der alte Kamerad widmet seine Dichtung einem Freunde, dem vergönnt blieb, den Haupttheil seines Lebens seiner Waffe zu weihen:

Du darfst noch weiter im blauen Rock der Königshusaren, in den Bügel gestemmt, mit ausgelegter Waffe und hellem Hurrah zur Attake reiten. Mir hat es ein herbes körperliches Misgeschick

verwehrt. Ich habe den Säbel mit der Feder vertauscht. Ich stehe abseits, außer der Reihe. Aber die Erinnerung ist mir doch geblieben, und mit Erinnerungen trete ich heute vor dich hin.

Es sind natürlich keine tagebuchartigen Aufzeichnungen, die uns der Verfasser darbietet, denn sonst würde sein Buch das Anrecht verlieren, in Gesellschaft poetischer Erzeugnisse als Dichtung geehrt zu werden. Vielmehr sagt der Verfasser in seiner urwüchsigen Soldatensprache, die freilich ebenso cavaliermäßig, wie schriftstellerisch ab- und zugeschliffen ist:

Nein, diese Seiten sind frei erfunden, wenn sie auch, hoffe ich, echt sind, da sie einen Daseinskreis schildern, dem ich über zehn Jahre meines Lebens angehört. Was hier erzählt wird, ist nie geschehen, was hier beschrieben wird, ist nie gewesen, doch ich denke, es hätte so geschehen, es hätte sein können.

Indem wir gern zugestehen, daß der Dichter dieses sein Ziel erreicht hat, sind wir jeder Kritik überhoben, denn diesen seinen Vorsatz, der nicht eben ein leichter war, das deutsche Offiziercorps einmal darzustellen, anders als wir es auf den Bretern und im Buche gewöhnlich zu sehen bekommen, hat er in der Form eines technisch zwar ohne viel Kunst, aber doch mit großer Gründlichkeit gearbeiteten Ich-Romans zu culturhistorischer Geltung hinausgeführt, indem er anknüpfend an das Programm des besten Romans der Neuzeit („Soll und Haben") den Versuch anstrebt, das Offiziercorps seines „Ulanenregiments von Winterfeld Nr. 24 — Hohensee" wol ohne Uebermäntelung seiner menschlichen Schwächen, aber doch in seiner Tüchtigkeit, in seinem Berufe, bei seiner Arbeit zu zeigen. Wir haben nunmehr nichts weiter hinzuzufügen, als eine im Sinne des Wortes aufs gerathewohl herausgegriffene Darstellungsprobe, denn Georg Freiherr von Ompteda ist in der That vom ersten bis zum letzten Blatte immer derselbe:

Es gibt nichts Köstlicheres, als einen Ritt am Morgen über die dämmernde Heide, durch den schweigenden Hochwald. Das heißt leben und Mensch sein.

Unter sich das bezwungene Thier, dem Willen, ja dem Wunsche des Reiters folgend, über sich den ewigen Himmel, an dem die letzten Sterne erlöschen, wo der Mond noch müde steht als blasse Scheibe, verblichen vor dem Frühroth, den ersten Strahlen des Tagesgestirns.

Und rundum lautlose Einsamkeit, schlafende Dörfer und ruhende Erde. Nirgends Menschengelärm, nirgends Menschentritt, Menschenhaß und -Liebe, Mühsal und Freude! — Schweigen! Köstliches Schweigen! Nur das Knarren des Riemenzeuges und der dumpfe Klang der Hufe unterbricht die Stille. Da wird das Herz weit, die Seele groß und frei, tief der Athem. Da ist es, als habe man alle Tageslast von sich geworfen, die einen bedrückt und die Stirn in Sorgenfalten gezwängt. Da vergißt man sich selbst und fühlt und denkt und ahnt und sieht allein die Natur. Man saugt die Frische ein mit der Lunge, mit den Augen, dem Blicke!

Der Boden scheint unter dem Pferde fortzuschießen, fortzugleiten, wenn es langsamer wird und dann wieder in rasendem Fluge zu fliehen, wenn der Sprung sich weitet. Erlen und Heidegestrüpp huschen vorbei.

4. Entrückt in die Zukunft. Socialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlag. 1895. Gr. 8. 3 M.

Zukunftsträumereien! Von der Gegenwart losgelöste Phantasien, die sich über mehrere Menschenalter hinwegschwingen in die luftige Aera, in welcher die Menschen wie Schwalben fliegen und in Luftschiffen den Mond besuchen. Es wird nicht lange dauern, da beschreibt uns ein neuer Zukunftsseher die Gondelreisen unserer Urenkel nach der Sonne oder ihre Tunnelfahrten nach dem Feuermeer im Erdenkern; vielleicht braucht es nicht mal erst zu grabender Tunnel, da es unschwer gelingen wird, in irgendeiner Species von geschlossenen Erdbooten, die natürlich mit Eis aufs beste zu temperiren sind, die Reise direct durch die Schlote des Aetnas oder des Vesuvs zu machen. Wenn freilich Aetna und Vesuv inzwischen ausbrennen, erleichtert sich die Tour wesentlich. Das Ende wird dann die Anlage einer bequemen Route vom Nord- zum Südpol sein; natürlich nicht um die Erde, sondern durch die Erde. Bis dahin werden dann vielleicht die Schwalben so vorzüglich Orgel spielen lernen, wie die Menschen ihre Fliegekünste. Nun, Scherz beiseite. Die Dienstbarmachung der Naturkräfte ist des Menschen Bestimmung, und daß die großartige Entwickelung unserer Naturwissenschaften plötzlich einrosten werde, ist nicht zu befürchten, im Gegentheil vorauszusehen, daß jede neue Entdeckung bisher verborgener physikalischer Gesetze und physikalischer Gewalten dem menschlichen Geiste immer neue und immer stolzere Flugbahnen erschließen wird. Wenn ein findiger Kopf, mit der Unendlichkeit hier gegebener Möglichkeiten spielend, aus dem Chaos solcher Zukunftswelten den Stoff greift, um den Embryo irgendeiner nähern oder fernern kommenden Epoche auszuhecken, so wird sich gegen solche Phantasmagorien von eudämonistischem Standpunkte nichts einwenden lassen, wenn aber poetische Formen gewählt werden, um solchen Phantasien jene feste Gestalt zu geben, in welcher die Dichtkunst ihr Hauptziel einer höhern allgemein gültigen Wahrheit anstrebt, so ist solcher Misbrauch abzulehnen. Dante verließ mit keinem seiner Schritte in die Unterwelt die Wirklichkeit der Sage, des geschichtlichen Bewußtseins und der Dogmen seiner Zeit; Hertzka aber zerschneidet jedes Band, das uns Kinder des 19. Jahrhunderts mit den Phantasmen seiner extravaganten Reisen in die Zukunft verknüpft. Es ist ein Buch ohne alle Prämissen, das uns vorliegt; denn die Hauptglieder fehlen, welche geschmiedet werden müssen, um uns in logischer Folgenkette aus unserer Luft in die der Hertzka'schen Schwalbenmenschen zu tragen. Uebrigens sind dieselben so lasterhaft, uninteressant und faul nebenbei, so suffisant und unpoetisch, daß mir persönlich unsere Generation erheblich angenehmer ist. Offenbar haben die guten Köpfe unserer Folgezeit, welche jenen Fliegenmenschen ihre erhöhten Situationen schufen, ihnen durch ihr inferiores Leisten soviel vorweg genommen, daß ihrer Superiorität ein Mehreres zu leisten nicht übrigblieb. So trägt denn diese ganze Zukunftswaare das Stigma unterbundener Potenz. Daß der Roman technisch ohne alle Entwickelung,

ohne jede Steigerung und Gipfelung ist, muß trotzdem noch besonders bemängelt werden; daß jeder Versuch menschlicher Charakteristik unterbleibt und die Naturschilderungen minder- oder unwerthige sind, sogar ganz besonders getadelt werden. So bleibt uns als Bodensatz der Prüfung nur: ein Inhalt ohne Schwerpunkt und eine Form ohne Flügel, zufolge dessen denn allerdings das Ganze als ein unseliges Unwesen in der Luft treibt.

5. Hell und Dunkel. Neue Novellen von Elise Polko. Köln und Leipzig, Albert Ahn. 1895. 8. 4 M.

Der vergißmeinnichtblaue Stil Elise Polko's ist immer derselbe geblieben. Sie hat gar keine Entwickelung durchlaufen. Sie hat nicht einen Häutungsproceß zu verzeichnen. Ihre Grundfarbe ist stets ein bleu mourant geblieben, deshalb auch ist das Publikum, welches ihren Schriftstellernamen schuf, immer dasselbe gewesen und wird immer das gleichartige bleiben. Die Lebensatmosphäre ihrer Dichtungen wird immer poetischen Treibhausgeruch athmen, soweit derselbe sich mit enger begrenzten Luftschichten des modernen Salons im Einvernehmen hält. Die Männer- und Frauenköpfe zeigen immer dieselbe orangenduftende, schöngeistige Frisur und ihre Gedanken und Handlungen immer denselben Grad einer süßlich verwässerten Temperatur. Es sind wohlwollende Destillationsprocesse nothwendig, um den Kern dieser Erzeugnisse zu gewinnen. Dann aber wird man meist entdecken, daß dieser Kern eine wirkliche poetische Keimfähigkeit enthält, welche unter der weichen Hand der Dichterin nur eben zu etwas weichlicher Entfaltung gedieh. Farben zeigen diese Dunstgewächse dann in den allermeisten Fällen; aber die Farben selbst verleugnen nie die altgewohnte, laue Aquarellmache.

6. Der Mediceer und andere Novellen. Von Wilhelm Fischer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894. 8. 3 M.

Der Verfasser ist einer der immer seltener werdenden Bibliothekare, die über fremden Büchern nicht vergessen eigene zu schreiben. Verhältnißmäßig spät ist sein Name bekannter geworden, um aber sodann immer siegreicher durchzudringen. In vorliegendem Buche übergibt er uns eine Sammlung ausgereifter Erzählungen, die mit Ernst und Glück die Idealform der historischen Novelle umwerben. Die einzelnen Nummern heißen: „Der Mediceer"; „Die Hochzeit der Baglionen"; „Mutter Venedig". Sie halten sich durchgängig auf italienischem Boden der Vergangenheit und befleißigen sich gleichmäßig sorgfältigster historischer Costümtreue. Mitunter nur drängt die akademische Grundirung ein wenig vorlaut durch die poetischen Lasuren, ganz wie dies bei einer „historischen" Novelle kaum anders zu erwarten ist, wo Dichtung und Geschichte, die weder geistige noch leibliche Verwandtschaft haben, gezwungen werden, sich ehelich zu verbinden. Im übrigen hat der Stil Haltung und Würde und steuert bedächtig aber sicher in den Hafen des gelösten Problems. Zur Probe diene die Sterbescene Lorenzo's des Prächtigen. Savonarola spricht:

„Lorenzo von Medici! Du bist ein Sohn Italiens und Florenz heißt die Mutter, die dich geboren hat. Du nahmst deiner Mutter den herrlichsten Schmuck, den sie besessen und durch den sie unter allen italienischen Städten so edel hervorglänzte, wie die schönste Frau unter allen ihren Gesellinnen: Du nahmst ihr die alte Freiheit, die gerechte Volksherrschaft. Willst du die Freiheit von Florenz wiederherstellen, wie sie war?"

Lorenzo schwieg.

„Willst du wiedergeben, was du nahmst?"

Er erhielt keine Antwort und fragte zum dritten mal:

„Willst du wiedergeben, was du nahmst: die alte gerechte Volksherrschaft?"

Da kehrte Lorenzo sein Antlitz zur Wand und schwieg.

Savonarola sprach:

„Da du, Lorenzo von Medici, im Tode noch haben willst, im Tode noch sein willst, und im Tode noch das Leben dieser Welt leben willst, so ist dir der Trost versagt, den du begehrt hast."

Und er entfernte sich.

Als er hinaus in den Vorsaal trat, wo die Familie und die Freunde versammelt waren, da richteten sich aller Blicke auf sein Antlitz. Sie konnten darauf nicht lesen, was im Sterbegemache geschehen war. Nur Frau Lucrezia trat ihm mit stummer Frage flehend entgegen. Er verstand die Frage. Er erhob die Hand, deutete aufwärts und sprach: „Sein Wille geschehe!"

Sie aber war im tiefsten Herzen bekümmert.

Adalbert Schroeter.

Dramatische Werke.

1. Die Kameraden. Lustspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 2 M.

Modedichter zu werden ist offenbar schwer, wenn man bedenkt, wie viele starke, bedeutende und selbst formgewandte Talente nur mühsam ein Lorberblatt erringen oder einen größern Kreis von Freunden erwerben. Modedichter zu bleiben, ist dagegen kinderleicht und den neuesten Beweis dafür liefert Ludwig Fulda's Lustspiel: „Die Kameraden." Wirklich, man glaubt es nicht, wenn man dieses Stück nicht gelesen hat, wie wenig Witz und Erfindung für einen sogenannten ersten Autor heutzutage dazu gehört, ein bühnenfähiges Drama zu schreiben. Fulda besaß immer nur ein schwächliches Talent, das niemals aus sich selbst etwas Bedeutendes geschaffen hat. Aber die biegsame, durchaus nicht individuelle Figur war der passendste Kleiderstock, den man sich denken konnte, um die literarischen Moden der letzten sieben Jahre in günstiger und gefälliger Weise zu zeigen. An der Hand von Fulda's Werken könnte man eine Geschichte des Geschmackes während der jüngsten Vergangenheit schreiben. Dieser Autor besitzt eine große Geschmeidigkeit, in Gestalten zu schlüpfen,

die Größere als er geschaffen haben, aber die ihm sowol wie dem Publikum infolge der überragenden Größe unbequem sind. So macht er das Individuelle zum Durchschnitt, das Wilde zum Gefälligen, das Tiefe zur klingenden Redensart. Es sind nur wenige Stellen in Fulda's Werken, von denen man nicht sagen müßte, daß sie ein begabter Philister geschrieben hat. Aber mit wenig Mitteln weiß er so zu schalten, daß es aussieht, als stehe ihm eine Fülle zu Gebote. Einige blendende Scenen zeichnen die bessern Dramen Fulda's aus, als Ganzes sind sie schwach und von müder Eleganz der Form. Dringt man durch diese hindurch, so findet man einige dünne, seelische Probleme, ein paar Bildungsfragmente und eine vorsichtige Benutzung theatralischer Wirkungen, die schon andere erprobt haben. Fulda ist nicht mit dichterischen Anlagen geboren, er hat sie sich in bewußter Weise anerzogen wie Raphael Mengs, nur daß dieser Maler den viel geringer begabten und schließlich auch nicht so fleißigen Dichter an Formschönheit und Stilgefühl bei weitem überragt. Fulda's ursprünglicher dichterischer Zustand ist die Fadheit; er muß daher alle Kräfte aufbieten, die er besitzt, um sie zu verdecken oder zu überwinden. Schlecht ist ihm dies geglückt in dem Lustspiel „Die Kameraden". In der Vorrede erzählt der Verfasser, daß ihn manche Kritiker misverstanden hätten und daß er keineswegs darin die Frauenfrage ins Lächerliche habe ziehen wollen. Einer solchen kecken Sünde gegen den modernen Geist hätte man Fulda gar nicht beschuldigen sollen: er macht schon aus Selbstachtung niemals etwas lustig, was Mode ist. Aber mit heiterm Staunen erfährt man auch aus der Vorrede, daß es wirklich Kritiker gegeben hat, die dieses Lustspiel ernst genommen haben und gegen seine „Gedanken" zu Felde gezogen sind. Daß Fulda selbst in seinem Werke allerlei Herrlichkeiten findet wie z. B. einen Kampf gegen die verlogene Frauenemancipation, daß er Satire und Lebensfreudigkeit darin entdeckt, darf man schon eher verzeihen. Fulda stellt indessen nicht Charaktere hin, sondern Schemen. Seine Emancipirte, Thekla Hildebrand, ist eine ausbündige Närrin, an der in der Fulda'schen Zeichnung nicht das Geringste wahr und interessant ist. In billiger Weise wird ein Gegensatz durch eine vernünftige, ehrlich arbeitende Lehrerin, Gertrud Karsten, hervorgerufen. Der verlassene Ehemann Thekla's folgt seiner Frau in die Pension, wo sie Zuflucht gefunden hat. Dort verliebt sich der Gatte in Gertrud, während Thekla von einem ebenfalls carikirten modernen Laffen, ihrem Kameraden, enttäuscht wird und einsieht, daß das Weib der beste Kamerad des Weibes ist. Das sogenannte Lustspiel ist größtentheils entsetzlich trocken und steif, an wenigen Stellen übertrieben komisch und unwahr. Mit einem Citat aus Schopenhauer's „Parerga", das angeblich den Keim zu diesem Stücke lieferte, brauchte Fulda seine Seichtigkeit nicht einzuleiten. In der Stelle verherrlicht Schopenhauer die unbefangene Heiterkeit des Gemüthes, die von allen andern äußern Glücksgütern unabhängig ist. Nun glaubt vielleicht Fulda, seine Gertrud und der verlassene Ehemann athmeten eine solche Heiterkeit. Wäre dem so, wahrlich, dann könnten wir eine kleine künstlerische That Fulda's bewundern und anerkennen; aber diese Gestalten sind nicht heiter in ihrer Wirkung, sondern fad und von alltäglicher Langeweile erfüllt. Auch Fulda ist eine der vielen Scheingrößen, deren Kern das Philisterthum ist, so elegant sie schäkern, so modern und frei sie empfinden, so künstlerisch sie veranlagt scheinen möchten.

2. Der Balkon. Drei Acte von Gunnar Heiberg. Uebersetzt von G. Morgenstern. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 1 M.

Der Naturalismus greift, wenn er zum Symbolismus überschnappt, nach den ältesten und verbrauchtesten Mitteln, hier z. B. nach einem Balkon, der gerade einstürzt, als ein unbequemer Ehemann ihn betreten hat. Dann kommt über den Balkon ein neuer Liebhaber und der früher begünstigte verschwindet erst auf dem Balkon, kehrt aber zurück, um sich an einem andern Ort zu erschießen. Es will mir scheinen, als ob es heute gänzlich überflüssig und zwecklos wäre, noch mehr derartige nordische Dramen ins Deutsche zu übersetzen.

3. Heinrich Raspe. Drama in vier Aufzügen von Dr. Franz Klasen. München, J. J. Lentner'sche Buchhandlung (E. Stahl jun.). 1894. 8. 1 M.

Religiöser Geist durchweht dieses Drama, in dessen Mittelpunkt die heilige Elisabeth steht. Es fehlt nicht an seltsamen Erscheinungen, an Geistern der Verstorbenen und an wunderbaren Verklärungen der Heiligen. Das Werk ist nicht einem im Grunde dichterischen Geiste entquollen, das fühlt man an einer gewissen Sprödigkeit der Sprache und Erfindung; aber es verdankt einem ernsten, reichen Geiste seinen Ursprung und trägt deutlich die ehrenden Zeugnisse desselben an seiner Stirne. Wenn einmal der künstlerische Laie zur dramatischen Form greift, so befindet sich der allseitig und tief Gebildete, sei er katholischer Priester oder Professor, im wesentlichen Vortheil gegen den feurigen aber schließlich innerlich armen Jüngling, der meist für seine Kraft zu Großes will oder überhaupt noch nicht das Ziel seines Strebens kennt. Dem gegenüber vermag das Werk des reifen Mannes immerdar zu interessiren. Die Weltanschauung des vorliegenden Dramas ist die katholische, aber in poetischer Weise verschönt. Sehr glücklich hat es der Verfasser vermieden, die Heiligenlegende einfach zu dramatisiren; er geht nicht vom Geistlichen sondern vom Weltlichen aus, von den ehrgeizigen Ränken Heinrich Raspe's, den sein Bruder Ludwig, Landgraf von Thüringen, als Statthalter zurückläßt, als er zu einem Kreuzzuge aufbricht. Von einem Vertrauten, dem buckligen Grafen von Gleichen, läßt sich Raspe zur Gewalt und Grausamkeit bestimmen, als die Nachricht eingetroffen, daß Landgraf

Ludwig an der Pest gestorben ist. Man trennt Elisabeth von ihren Kindern, mishandelt und verstößt sie. Aber ihre Tugend und Seelenreinheit bewähren sich aufs herrlichste, sodaß der Himmel Wunder über Wunder zu ihren Gunsten thut. Alle Pläne Raspe's scheitern, die Geistererscheinungen treffen sein Herz und endlich erliegt er dem rächend heranziehenden Kaiser Friedrich II., der die heilige Elisabeth zur Ruhe bestattet.

4. Marianne. Schauspiel in drei Acten von Karl Hauptmann. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 2 M.

Man hörte vor einiger Zeit, daß auch ein Bruder Gerhart Hauptmann's als Dichter hervorgetreten wäre. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß vorliegendes Drama von einem Bruder Gerhart's herrührt, mindestens ist es von der Stilart Hauptmann's durchdrungen. Gleichviel aber, von welchen Einflüssen es beherrscht wird, das Drama ist ein schwaches, armseliges Werk aus Nachahmerhänden. Man mag von Gerhart Hauptmann's Stile denken wie man will — und man wird gut thun von diesem ideenlosen, schwitzenden Stile nicht allzu hoch zu denken — immerhin war er das unbestreitbare geistige Eigenthum des Dichters und in mehr als einer Hinsicht ein Verdienst. Nachahmende Werke dieser Gattung aber sind bereits sechs Jahre nach ihrer Entstehung völlig überflüssig und unbedeutend geworden. Ein Epigone Hauptmann's ist gegenwärtig in sehr vielen Beziehungen kläglicher als irgendein Epigone Schiller's; abgesehen davon, daß auch er nur ein Dichterling ohne Eigenart ist. Drei Acte Stammeln sind zu viel, wenn man nicht im Stammeln Original zu sein und nirgends eine Stimmung hervorzurufen vermag. Die Personen Karl Hauptmann's reden, was eben dem Verfasser einfällt oder wovon er im Notizbuch Aufzeichnungen gemacht hat. Keine einzige Gestalt ist anschaulich herausgearbeitet. Die Handlung ist trotz ihrer Einfachheit schlecht und gewöhnlich gegliedert. Bei Frau Rosa, einer verwitweten Rittergutsbesitzerin, ist ihre angenommene Tochter Marianne und deren einfältig philiströser Gatte, der Pastor, zum Landaufenthalt eingekehrt. Ein Neffe Frau Rosa's, Fritz, ein Maler selbstverständlich, kommt ebenfalls auf das Gut und die Ehe des Pastors ist bedroht und nach ein paar Tagen zerstört. Marianne verläßt ihren Gatten und geht mit Fritz in die weite Welt. Der Stoff vermag nur bei schärfster seelischer Malerei noch interessant zu sein; in Karl Hauptmann's Behandlung, die an künstlerischer Verworrenheit und Unerfahrenheit wirklich nur mit der Manier schlechterer Idealisten verglichen werden kann, fesselt kein Zug des Charakters, keine seelische Stimmung. Selbst Freunde des Gerhart Hauptmann'schen Naturalismus werden sich schaudernd oder achselzuckend von den Stümpern seiner Brüder im Geiste abwenden.

5. Das erste Blatt zum Heldenkranz! Dramatische Scene als Festspiel zum achtzigjährigen Geburtstag des Fürsten Bismarck von Martin Greif. Wittenberg, P. Wunschmann's Verlag. 1895. 12. 50 Pf.

Bekanntlich rettete Bismarck im Jahre 1842 in einem kleinen märkischen Orte einen mit den Wellen kämpfenden und fast schon versinkenden Mann. Dafür erhielt er die Rettungsmedaille, die lange genug die einzige Ordensauszeichnung war, welche der spätere Bundestagsgesandte in Frankfurt auf seiner breiten Brust trug. Martin Greif hat die Scene, wie Bismarck zum Lebensretter wird, schmuck- und anspruchslos in einem kleinen Festspiel dargestellt.

6. Reinheit? Einacter von Rudolph Braune. Roßla (Harz), R. Braune. 1895. 8. 75 Pf.

Braune scheint Begabung für das Feuilleton zu haben; er besitzt einen oberflächlichen Ton, der für Momente zu interessiren weiß. Sein Dialog liest sich glatt, wenn man auch niemals die Empfindung verliert, daß in solcher Art nur Leute im Feuilleton zu reden pflegen. Ohne viel Federlesen geht er auf sein Thema zu. Es handelt sich natürlich um die Reinheit des Weibes, die ein unverbesserlicher Spötter völlig bestreitet, während ein junger Ehemann daran glaubt. Er täuscht sich darin, denn seine Frau hat natürlich schon ein Kind gehabt, ehe sie ihm die Hand reichte. Durch einen Brief, der ebenso natürlich in falsche Hände kommt, wird die Wahrheit kund. Der böse Spötter, der Freund des Ehemannes, warnt ihn vor allen herkömmlichen Redensarten: er solle nicht von einer Reinheit der Frauen sprechen, sagt er ganz richtig, da doch von einer Reinheit der Männer nicht die Rede sein könne. Der Gatte sieht auch natürlich sehr schnell ein, daß nicht er seiner Frau zu vergeben hat, sondern sie ihm, da sie natürlich trotz ihres Fehltrittes rein im Herzen sei. Damit schließt die harmlose, oberflächliche Kleinigkeit. Ihr größter Vorzug ist die Kürze, aber natürlich auch ihr einziger.

7. Heilung? Sociales Drama in fünf Acten von Eberhard Thiele. Leipzig, Oswald Mutze. 1894.

Ein talentloses, verworrenes Stück. Ein junger Arzt wird aus Wahrheitsliebe zu den Enterbten getrieben, denen man keinen Himmel mehr versprechen kann. Nach endlosem und innerlich unwahrem Hin- und Herzerren der Handlung stirbt der Held durch eigene Hand. Der Dialog ist unglaublich roh und ungeschickt, die Seelenschilderung steht auf einer tiefen Stufe. Der Verfasser wird von verschiedenen modernen Einflüssen, die ihm meist unverstanden geblieben sind, bald da- bald dorthin getrieben. Etwas eigenes hat er nicht zu sagen, und das Fremde sagt er so schlecht, daß es nicht der Rede werth ist.

8. Der Hexenkessel. Schauspiel in drei Acten von Georg Engel. Berlin, Bibliographisches Institut. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Stück selbst spielt 1806, wenige Stunden vor der Schlacht bei Saalfeld in einem thüringischen Landflecken. Zur Einquartirung bei einem alten Bauern kommt ein preußischer Major von Salitz, bei dessen

Charakterschilderung allerdings die Farben der Zeit nicht glücklich gewahrt sind. Er verliebt sich in Marie, die Pflegetochter des Bauern, in den kurzen Stunden vor seinem Aufbruch. Denn am Morgen soll er mit seinen Truppen die uneinnehmbare Stellung der Franzosen im Hexenkessel angreifen, was soviel wie sicherer Tod bedeutet. Der alte Bauer will zu den Franzosen hinüber und sie vor dem Angriff warnen, wird aber von dem Pastor zurückgehalten. Der Major genießt in den Nachtstunden ein kurzes Liebesglück bei Marie, dann greift er am Morgen den Hexenkessel an. Schon hat das Gefecht begonnen, da kommt der Befehl, den Angriff nicht mehr zu unternehmen, da die Schlacht bei Saalfeld verloren sei. Verwundet bringt man den Major zurück, und der Pastor, der Marie selbst liebt, überwindet sich und segnet den Bund der Beiden auf dem Todtenbette ein. Das Drama weist einzelne hübsche, kräftige und zarte Züge auf. Es ist frisch und lebendig entworfen, stofflich interessant und seelisch keineswegs ohne Verdienst. Was am meisten daran anspricht, ist die Wärme des Gemüthes und eine gewinnende, jugendliche Empfindung. Unser heutiges Schriftthum ist so alt, so verbittert geworden, daß schon das Gegentheil wohlthuend berührt.

Friedrich Kummer.

Zur Culturgeschichte.

Das Mittelalter. Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände in Europa. Unter Zugrundelegung der Werke von Paul Lacroix, herausgegeben von Rudolf Kleinpaul. Lieferung 7—17. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther. 1894. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Von dem groß angelegten Werke Kleinpaul's über das Mittelalter, dessen ersten Hefte hier ihre Besprechung gefunden haben, liegt in den neu erschienenen Lieferungen nunmehr ein bedeutender Theil vor und gewährt schon eine Uebersicht des Ganzen, dem zur Vollendung nur noch etwa das letzte Viertel fehlen dürfte. Das Lob, welches den ersten Lieferungen zutheil wurde (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1894), sowol was die Anordnung des Stoffes, die Bearbeitung und Ausführung im einzelnen, als auch was den reichen Bilderschmuck nach den besten zeitgenössischen Originalen betrifft, kann auch der Fortsetzung des so schön ausgestatteten Werkes gespendet werden. In der That wüßten wir keine Arbeit zu nennen, welche das gesammte culturgeschichtliche Material des Mittelalters in so lebenswahrer frischer Weise auch dem Laien vollständig verständlich — ja geradezu für einen weiten Leserkreis berechnet — zur Darstellung bringt als Kleinpaul's sich an Lacroix anlehnendes Buch, welches den bedeutsamsten Erscheinungen auf diesem Gebiete beizuzählen sein dürfte. Die Verlagshandlung hat eine Theilung des Ganzen in zwei Bände vorgenommen, in der dreizehnten Lieferung findet der erste Band seinen Abschluß.

Der also abgeschlossene erste Band enthält vor allem, was den Text betrifft, eine eingehende Schilderung des mittelalterlichen Jagdlebens, diese belehrt über den Schutzpatron der Jäger Hubertus, bietet genaue Angaben über die Hundemeute, über die verschiedenen Arten und Rassen der Hunde, über deren Pflege und Verwendung. Des Weitern wendet sich die Darstellung den Jägern und der Art des Jagens zu, nicht ohne manchmal der Uebungen heutiger Zeit bei der Jagd zu gedenken, welche noch aus jenen mittelalterlichen Tagen überkommen sind. Ganz besonders eigenthümlich war bekanntlich dem mittelalterlichen Jagdleben die Reiherbeize, sie findet ihre Behandlung in einem eigenen Kapitel, das alle Einzelheiten dieses Jagens und der Gepflogenheiten bei demselben zur deutlichen Anschauung bringt.

Eine nun folgende Abtheilung ist den Spielen und Volksbelustigungen gewidmet, insbesondere den Menagerien, die „zu den Erfordernissen eines Hofes gehörten" und den merkwürdigen, aber so grausamen Thierkämpfen. Vor allem gedenkt in dieser Abtheilung der Verfasser natürlich der Turniere und ähnlicher ritterlicher Spiele, bespricht sie unter Anführung verschiedener historischer Beispiele und schließt mit den später zur Entwickelung gelangten „bürgerlichen Spielen": Scheibenschießen, Vogelschießen und mit den bei Bauernfesten häufigen Unterhaltungen.

Wichtigen Elementen des Lebens und Verkehrs im Mittelalter erscheinen die folgenden Abschnitte gewidmet, dem Handel und dem Gewerbewesen. Zunächst sind die Handelsstädte und wichtigsten Handelsstraßen in Betracht gezogen, sodann folgt Einzelnes aus dem Handelsleben über Waaren des In- und Auslandes; was letztere, insbesondere die Colonialproducte betrifft, so hatte später die Entdeckung der neuen überseeischen Gebiete außerordentlich viel Neues und Wichtiges dem Handelsleben zugeführt. Bezüglich der Gewerbe und des Handwerks sind insbesondere die eigenartigen Verfassungen des Zunftwesens in übersichtlicher Weise geschildert und ist der verschiedenen Gebräuche gedacht, welche bei der Aufnahme von Lehrlingen, bei der Verleihung der Gesellenbefähigung und des Meisterrechts hauptsächlich ausgebildet in Deutschland üblich waren. Die sogenannten „unehrlichen Gewerbe" werden in einem eigenen Abschnitte ebenfalls dargelegt und der Verfasser kommt noch zuletzt auf die Ueberbleibsel von Zunftgebräuchen in der Gegenwart zu sprechen, die sich in Aufzügen, Spielen und Tänzen (Schambartlaufen, Metzgersprung u. s. w.) erhalten haben.

Wie angedeutet, wird der zweite Band in der Lieferung 13 eröffnet, derselbe ist zunächst dem Finanz- und Gerichtswesen gewidmet. Wir gewinnen durch ihn Einblick

in die Geld- und Steuerverhältnisse des Mittelalters, wobei insbesondere eine Zusammenstellung der wichtigsten Geldsorten reiche Aufklärung bietet und die verschiedenen Arten der Steuereinhebung ausführlich ihre Darlegung finden. Die Behandlung der Gerichtsbarkeit, welche darauf folgt, gibt auch Anlaß der Gottesurtheile zu gedenken, sowie des altgermanischen Instituts der Feme, es erscheinen ferner die verschiedenen Gattungen der Tortur und der Hinrichtungen beschrieben, womit der Uebergang zu den Grauen erregenden Hexenprocessen und deren Schrecken gleichsam von selbst geboten ist. In dem Abschnitte über das Hexenwesen bricht die siebzehnte Lieferung ab.

Mit dieser knappen Angabe über die Darstellung erscheint der Inhalt des hauptsächlich wegen seiner Abbildungen wichtigen Werkes allerdings nicht vollständig angegeben. Es ist dem Verfasser gelungen, eine so reiche Zahl von Abbildungen nach den vortrefflichsten Originalen — zumal aus Handschriften der pariser Nationalbibliothek, welche Lacroix durchforscht hat — beizufügen, daß man eigentlich von einem culturgeschichtlichen Bilderbuche sprechen kann, welches in diesem Werke geboten wird. Die Bilder im Texte und auf eigenen Tafeln erläutern in der That auf das vortrefflichste jeden einzelnen Abschnitt. Von den Vollbildern seien etwa hier angeführt: Der Fackeltanz des burgundischen Hofs (1453), das prächtig in Gold und Farben ausgeführte Trachtenbild: Phädra mit ihrem Gefolge auf der Hirschjagd, das Bild des Dogen von Venedig, Die Hinrichtung Stortebeker's und Gödecke Michael's zu Hamburg 1402, die Abbildung der Maria von Burgund, jene eines Ballets am Hofe König Heinrich's III., das Porträt Karl's des Einfältigen von Frankreich, die Enthauptung Wilhelm's von Pommiers zu Bordeaux 1377, ein berliner Carousell von 1592, eine Folterscene um 1541. Daneben sind zwischen dem Texte viele Abbildungen nach seltenen Druckwerken, Flugschriften, Gemälden, Holzschnitten und andern schwer erreichbaren Quellen gegeben. Bei jedem Bilde, auch im Texte, ist eine ausführliche Erklärung, Erläuterung und die Bemerkung beigefügt, welcher Quelle es entstammt. Zu erwähnen wäre, daß bei den Bildern, welche der Manessischen Handschrift entnommen sind, der Vermerk: „Pariser Nationalbibliothek" steht, nun ist aber die genannte berühmte Handschrift zum Glück wieder in deutschen Händen und schon seit mehrern Jahren wird sie wieder in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg aufbewahrt und bildet deren größten Schatz. Diese Bemerkung wäre also bei neuer Auflage zu tilgen oder etwa am Ende des Werkes richtig zu stellen.

Welche Bedeutung dem Werke Kleinpaul's für die allgemeine Kenntniß von den Zuständen des Mittelalters beizumessen ist, erhellt hieraus. Das Buch wird für den weitern Leserkreis ebenso belehrend als unterhaltend sein, aber auch dem Fachmanne eine Fülle von culturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten in Wort und Bild bieten, die er kaum so leicht anderswo aufzutreiben vermag.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Zur Förderung des materiellen und geistigen Verkehrs der La Plata-Staaten mit Deutschland ist vor kurzem eine Halbmonatsschrift unter dem Titel „La Plata-Rundschau" in Buenos Aires herausgegeben worden, die wol die Beachtung weiterer Kreise verdient. (Generalagent für Deutschland: L. Friederichsen in Hamburg; Preis 20 M. jährlich.) Herausgeber sind zwei Deutsche: Oberst Dr. Eugen Bachmann und G. Ostwald. Wie der Letztere uns in einem kleinen Aufsatze: „Weshalb ich die «La Plata-Rundschau» gründe" näher ausführt, soll die Zeitschrift vor allem dazu dienen, in Deutschland wieder richtige und gesunde Vorstellungen über Argentinien zu schaffen, damit sich womöglich die deutsche Auswanderung und auch der deutsche Unternehmungsgeist wieder diesem Lande zuwende. Ostwald preist Argentinien als das gelobte Land und möchte dieses seinen europäischen Landsleuten zur Colonisirung empfehlen. „Der deutsche Schulmeister", sagt er verlockend, „der die Franzosen besiegt, ist bereits auch hier schon zu Ehren gekommen, denn der Deutsche, sei er Kaufmann, Handwerker oder Ackerbauer, genießt überall den Vorzug, wegen seiner Gründlichkeit und soliden Wesens." Aber Ostwald fügt auch hinzu, daß Argentinien nur für solche das gelobte Land sei, die mit dem festen Entschluß hinüberkommen, zu Beginn etwas Unbequemlichkeit und Mühe nicht zu scheuen, vor kleinen Hindernissen nicht zurückzuschrecken und sich recht schnell den neuen Verhältnissen anzupassen. Freilich neue Verhältnisse sind es gewiß, die der an staatliche Ordnung gewöhnte Europäer drüben antrifft. Das lehrt deutlich auch der Inhalt dieser Zeitschrift, wenn wir z. B. die Abschnitte „Politische Rundschau" oder „Rechtspflege in Argentinien" lesen. Aber gerade bei dem Durchlesen dieser Abschnitte haben wir auch erkannt, wie sehr die Zeitschrift geeignet ist, Aufklärung zu bringen. Es gilt das besonders für die Ausführungen über die uns oft so unverständlichen politischen Verhältnisse, welche die Herausgeber von dem sehr richtigen Standpunkte aus beurtheilen, daß die Politik ein Product der Entwickelungsgeschichte des Landes sei, ein Product seiner socialen Verhältnisse, welche sich aus der durch Boden und Klima vorgeschriebenen Lebens- und Erwerbsweise herausgebildet haben, und endlich ein Product der Bevölkerungsrasse. Herausgegeben von in Argentinien ansässigen Deutschen unter Mitwirkung einer stattlichen Zahl deutscher Schriftsteller und Gelehrter trägt die Zeitung ein durchaus deutsches Gepräge. Sie wird darum nicht nur der Förderung der Beziehungen zwischen Deutschland und Argentinien dienen, sondern gewiß auch eine Erhalterin deutschen Wesens und deutschen Geistes in jenem fernen Lande werden. Aber obwol deutsch geschrieben, haftet ihr doch auch argentinische Eigenart an; gerade diese macht uns wieder die Zeitung interessant, da wir so einen belehrenden Einblick in das Leben jenseit des Oceans bekommen. Der Inhalt der Zeitung ist sehr reichhaltig. Neben der Politik finden wirthschaftliche, industrielle Fragen Erörterung. Wissenschaft und Belletristik haben ebenfalls ihren Platz erhalten, die Wissenschaft freilich in einer uns nicht zusagenden Form. Der Inhalt bietet auch vieles, was unsern Gelehrten zur Beachtung und Berücksichtigung empfohlen werden kann. Im Hinblick auf dieses alles rufen wir den deutschen Herausgebern zu ihrem Unternehmen ein wohlmeinendes Glückauf zu.

— Von der vortrefflichen Ausgabe von „Schiller's Briefen. Kritische Gesammtausgabe, herausgegeben von Fritz Jonas“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1894 und 1895) ist nun in den letzten 12 Lieferungen (47—58) auch der fünfte Band vollständig. Er umfaßt der Zeit nach die Briefe von etwa 2½ Jahren, nämlich jene vom Juli 1796 bis Ende 1798, also alle noch aus der Periode des jenenser Aufenthalts. Gerade in dieser Periode stand Schiller mit dem gewonnenen Freunde Goethe in besonders regem Briefwechsel und es finden sich somit in dem Bande viele der interessantesten Zuschriften an den berühmten Freund, so beispielsweise gleich zu Anfang jene werthvollen Briefe, worin Schiller seine Ansichten über den vor kurzem erschienenen „Wilhelm Meister“ niederlegt. Die bemerkenswerthen Momente, welche in der erwähnten Epoche sowol für den Dichter als auch für den Menschen Schiller eingetreten sind, finden in den vorliegenden Briefen ihre Spiegelung, so erscheint auch jenes Schreiben an die Universität Jena abgedruckt, in welchem der Dichter für seine Ernennung zum „Professor ordinarius honorarius“ in den überschwenglichsten Worten seinen Dank ausspricht und damit zugleich eine Probe des Stils und der gewissermaßen amtlichen Höflichkeit in Briefen aus jener Zeit liefert. Von hervorragenden und literarisch bedeutenden Persönlichkeiten, an welche die Stücke dieses Bandes gerichtet erscheinen, wären außer Goethe noch etwa zu nennen: Gottfried Körner, Cotta, Luise von Lengefeld, Wilhelm Schlegel, Amalie von Imhoff, Sophie Mereau, Wilhelm Reinwald, die Mutter Elisabeth Schiller, Sophie Laroche und A. W. Iffland. Auch diesem Theile der Sammlung sind Porträts von Personen beigegeben, welche zu Schiller in Beziehungen standen, so die gut ausgeführten Bilder von Minna Körner, von Dora Stock, von Wilhelm von Humboldt. Außerdem bildet eine werthvolle illustrative Beilage die Abbildung der berühmten Büste Schiller's von Johann Heinrich von Dannecker. Auf die Anmerkungen, welche sich sowol auf die Provenienz der handschriftlichen Briefe und auf deren Aufbewahrungsorte, nicht minder auf die Schreibweise und Aehnliches beziehen und auch auf sachliche Erläuterungen enthalten, ist die gleiche Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwendet, welche wir dieser Ausgabe schon früher nachgerühmt haben.

— Daß die Motive in den beiden neuen Geschichten von Jules Verne, von dem man sich gewöhnt hat, stets eine besondere Phantasieleistung zu erwarten, durchaus neu seien, kann man nicht behaupten. Was zunächst den „Findling. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände“ (Collection Verne, Band 63 und Band 64, Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag) anlangt, so läßt sich ja das Schicksal eines solchen älternlosen Jungen nach Ort und Zeit beliebig variiren. Hier hat Verne als Hintergrund das Elend der irischen Landbevölkerung gewählt, was ihm zugleich Gelegenheit gibt, seiner Antipathie gegen die Engländer Ausdruck zu verleihen. Der kleine Held des Romans wird schließlich durch rastlosen Fleiß der Schmied seines Glückes.

Die zweite Geschichte: „Meister Antifer's wunderbare Abenteuer. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände“ (Collection Verne, Band 65 und Band 66, Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag), handelt von der Jagd nach einem verborgenen Schatz. Das Neue liegt darin, daß die zur Auffindung nöthigen Angaben über die geographische Länge und über die geographische Breite verschiedenen Personen gemacht worden sind, wodurch ein Wettstreit und ein gewisses dramatisches Leben entsteht. In der üblichen Weise werden bei der Schilderung der Fahrt alle möglichen geographischen Kenntnisse angebracht. Aber die Reisegenossen immer gehörig zu beschäftigen, fällt dem Verfasser sichtlich schwerer. Hier ist etwas Komik sehr am Platze, wie sie namentlich aus dem Gegensatze der beiden alten Freunde, des Salzwasser- und des Süßwasserseemanns sich ergibt. Begreiflich erscheinen uns die Klagen des jungen Juhel, der das Ende der Fahrten sehnlich herbeiwünscht, um sich verheirathen zu können. Schließlich wird der Leser selbst ungeduldig, als der Held sich immer und immer wieder getäuscht sieht. So unterhaltend Verne's Schriften auch bisweilen sind, so bequem macht er sich doch auch oft seine Arbeit. Seine Bücher sind Geschichten mit zahlreichen Anmerkungen, die aber im Texte selbst stehen.

— Aus dem Verlage von Alb. Cammermeyer in Christiania liegt uns ein „Illustrirtes Handbuch für Reisende für Christiania und Umgegend“ vor, aus der Feder des um die Erschließung seines Heimatlandes hochverdienten Dr. Yngvar Nielsen. Das Büchlein ist mit sehr gut ausgeführten Autotypien nach Zeichnung von A. Bloch ausgestattet. Beigegeben sind eine Karte von Christiania und eine solche der weitern Umgebung. Auf letzterer hätten wir die Höhenangabe lieber in Metern statt in Fuß gesehen. Wenn auch das Buch bei seinen 114 Seiten Text der Uebersichtlichkeit des Bädeker's entbehrt, so wird es doch jedem Besucher von Christiania speciell infolge der Illustrirung eine willkommene Erinnerungsgabe sein.

— Von Karl Busse's „Gedichten“ (Verlag von Baumert u. Ronge in Großenhain) ist soeben die dritte Auflage erschienen (vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1894).

Bibliographie.

Bauer, H. Th., Manneswürde und Mädchenehre. (An die deutschen Studenten. 1. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 50 Pf.

Brandes, G., William Shakespeare. Erste und zweite Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen. Gr. 8. Vollständig in circa 10 Lieferungen, à 1 M. 75 Pf.

Borinski, K. Dr., Deutsche Poetik. Sammlung Göschen, Nr. 40. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Kl. 8. Geb. 80 Pf.

Comes, O. Dr., Darstellung der Pflanzen in den Malereien von Pompeji. Stuttgart, Erwin Nägele. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Fastenrath, J., Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerikas. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 8. 8 M.

Gnad, E., Literarische Essays. Neue Folge. Wien, C. Konegen. 8. 4 M.

Heimburg, W., Um fremde Schuld. Roman. Leipzig, Ernst Keil's Nachf. 8. 5 M.

Hedenstjerna, A. v., Patron Jönsson's Memoiren. Deutsch von Margarethe Langfeldt. Leipzig, H. Haessel. 8. 2 M.

Henne am Rhyn, O., Aria, das Reich des ewigen Friedens im zwanzigsten Jahrhundert. Pforzheim, Ernst Haug (Otto Riecker's Buchhandlung). Gr. 8. 2 M.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von C. Glossy. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 10 M.

Knackfuß, H., Rembrandt. (Künstler-Monographien, Band 3.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 3 M.

Lienert, M., Erzählungen aus der Ur-Schweiz. Zwei Bände. Leipzig, H. Haessel. 8. 4 M.

Loria, A. Prof. Dr., Die wirthschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung. Freiburg i. Br., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Nach vierzig Jahren. Religionsphilosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in spätester Lebenszeit. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). Gr. 8. 3 M.

Naumann, F., Der Student im Verkehr mit den verschiedenen Volkskreisen. (An die deutschen Studenten, 3. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 50 Pf.

Preyer, W., Zur Psychologie des Schreibens. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Gr. 8. 8 M.

Reischle, M. D., Das akademische Studium und der Kampf um die Weltanschauung. (An die deutschen Studenten. 2. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 50 Pf.

Rilke, René Maria, Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter. Straßburg i. E., G. L. Kattentidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Roland, F., Ehrhard Feldmann. Poetische Erzählung. Straßburg i. E., G. L. Kattentidt. 8. 1 M. 60 Pf.

Schellwien, R., Der Geist der neuern Philosophie. Erster Theil. Leipzig, Alfred Janssen. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schilling von Canstatt, E. Freiherr, Ahasver. Drama. Straßburg i. E., G. L. Kattentidt. 12. 1 M. 60 Pf.

Schönherr, K., Allerhand Kreuzköpf. Geschichten und Gestalten aus den Tiroler Alpen. Leipzig, H. Haessel. 8. 2 M.

Silling, Marie, Sie lebt. Ein Frauenschicksal. Leipzig, F. A. Berger. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Spättgen, Doris Freiin v., Lose Blätter. Neue Novellen. Leipzig, F. A. Berger. 8. 2 M.

Tagebuch meiner Reise um die Erde 1892—1893. Weltreise Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este. Erster Band. Wien, Alfred Hölder. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von P. Feddersen, umgearbeitet von E. Erman.

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Mainländer, Die Philosophie der Erlösung. 2 Bände. 1894.

Preis Mark 12. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct durch die Verlagsbuchhandlung von

Georg Hübscher, Köln, Laurenzplatz 1.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Korfu.

Eine ionische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius entwirft in dieser Skizze ein anmuthiges Bild von Korfu, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 23. — 6. Juni 1895.

Adolf Wilbrandt.

II.

Wilbrandt's Frauengestalten treten weniger deutlich hervor. In der „Osterinsel"*) kann nur Malwine Anspruch auf Interesse machen; es ist fast auch die einzige weibliche Person des Romans. Sie gehört zu der Gruppe der von Wilbrandt so geliebten Schattenpflanzen, zu denen, die im Verborgenen blühen, die ihren stillen Dornenweg gehen und nicht recht aufkommen können, weil niemand sich ihrer in Liebe annimmt, weil die Blicke aller auf andere gerichtet sind. Malwine wird so von ihrer schönern, zartern, bedeutendern Mutter erdrückt. Sie weiß es selbst und liest es aus den Blicken ihres Vaters, daß sie der Unvergeßlichen doch niemals nahekommen kann; in dem rührenden Streben danach aber verliert sie ihre Natürlichkeit etwas. Ulrike wiederum im „Dornenweg" wird durch ihre schönere und geistvollere Schwester Juliane verdunkelt. Beide tragen still ihr Los als „Stumme des Himmels", beide können an das Glück, als es an sie herantritt, nicht glauben, halten die Liebe für Mitleid, bis sie endlich im Sonnenstrahl jener Liebe, der ihnen stets gefehlt hat, sich entfalten. Eine ähnliche Gestalt ist die Christel in „Hermann Ifinger", die gleichfalls eine schönere Schwester hat und es auch kaum fassen kann, daß sie wirklich von Ifinger geliebt wird, und die dann auch immer herrlicher aufblüht. Die Liebe wirkt bei ihnen allen Wunder; sie macht aus Ulrike und Malwine starke Persönlichkeiten; aus Madame Paoletti und Ada („Meister Amor") große Künstlerinnen; aus dem Dienstmädchen Christel eine Dame, die mehrere Sprachen spricht und ihren Doctor Ifinger heirathet; aus der schlechten Schauspielerin Toni („Meister Amor") eine gute Hausfrau. Allzu viel Farben für Frauengestalten hat Wilbrandt nicht auf seiner Palette. Er zeichnet gewöhnlich immer ein Geschöpf, das man ein stilles, nettes Mädel oder wie er selber in dem Lustspiel: „Die Maler" sowol wie in „Ifinger" sagt: „einen lieben Kerl" nennen könnte. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel sind zum Theil mislungen, wie die Juliane im „Dornenweg". Bezeichnend ist, daß allen diesen Mädchen die Mütter fehlen.

Von andern Gestalten kehren häufig die frühreifen Kinder wieder, wie die prächtige Kläre in der „Osterinsel" und die weit verschwommener gezeichnete Ada in „Meister Amor", die Wilbrandt in den „Gesprächen und Monologen" gegen Paul Lindau vertheidigt hat. Noch öfter wiederholen sich die ungleichen Geschwisterpaare. So in der „Osterinsel": Emil Wiese und seine Schwester; im „Dornenweg": Juliane und Ulrike; in „Hermann Ifinger": Lina und Christel, die Porzelläne und ihr Bruder. Aus dem Roman „Adam's Söhne", aus den Novellen „Der Verwalter", „Die Verschollenen" u. s. w. kann man weitere Belege dafür leicht herausschälen.

Wilbrandt ist ein vorzüglicher Menschendarsteller. Er charakterisirt prächtig. Er hat eine Ueberfülle von Personen und jede hebt sich von der andern ab. Nirgends kann man diese Kunst besser bewundern, als in „Hermann Ifinger", wo er die Maler zeichnet. Aber er kann Eins nicht: eine zusammenhängende Handlung allmählich entwickeln, auf ihren Höhepunkt führen, die einzelnen Charaktere gegeneinander spielen und daraus die tragischen Conflicte hervorgehen lassen. Und weil er das nicht kann, blieb ihm auch der Lorber des Bühnendichters, wenigstens der volle Kranz, versagt. Seine Helden drängen nicht vorwärts, sondern sie werden gedrängt; sie bestimmen nicht die Verhältnisse, sondern werden durch die Verhältnisse bestimmt; nicht eine straffe Handlung, in der sich logisch eins aus dem andern ergibt, führt uns Wil-

*) Die Osterinsel. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 4 M.

brandt vor, sondern eine Reihe von aneinander geschmiedeten Begebenheiten, in denen sich der Charakter bethätigt und läutert. Bei dieser Begabung muß der Schwerpunkt der Darstellung nothwendigerweise in der Seelenschilderung ruhen, in der sorgfältigen psychologischen Entwickelung, die sich in solcher Breite nur im Roman geben läßt, nicht im Drama. Deshalb darf die Schwenkung, die der Dichter zum Roman gemacht hat, als ein Glück für ihn bezeichnet werden. Und wiederum wird der Roman der beste sein, der am wenigsten äußere Handlung, die wenigsten Verwickelungen aufweist. Denn die lange Beschäftigung mit der Bühne hat leider ein paar Spuren übriggelassen, die nicht gerade schön sind. Der Theatraliker kommt noch hier und da zum Vorschein, der mit rohern Mitteln arbeitet. Es ist fast unglaublich, wie geschmacklos dann der sonst so feinsinnige Wilbrandt wird. Die gegenseitige Ermordung des Grafen und Nikodemus' in Juliane's Wintergarten zum Beispiel („Dornenweg") ist haarsträubend. Das reinste Rattengift für Colportageromane. Auf ähnlichen Bühnenerinnerungen basiren die vielen Zufälle, die gerade zu gelegener Zeit die gewünschte Person herbeiführen, damit sie als deus ex machina fungiren kann. Diese billigen Mittel sind zum ersten male völlig verschmäht in der „Osterinsel". Wilbrandt hat damit seinen an äußern Begebenheiten ärmsten, aber dafür am meisten geschlossenen und besten Roman geschaffen, der bis auf die nicht genug verwebte Westenberger-Episode aus einem Gusse ist.

Aber neben den Fehlern, hat Wilbrandt auch die Vorzüge seiner dramatischen Arbeiten in seine Romane hinübergerettet. An erster Stelle den fein pointirten Dialog, den zu lesen eine wahre Freude ist. Ich wüßte keinen lebenden Romanschriftsteller, der ihn darin überträfe. Und ferner die packende Art, in der er seine Helden reflectiren läßt. Er übernimmt dabei direct die Monologform. Wenn Spielhagen sagt: Er dachte daran, was er in seinem Leben nicht schon für Dummheiten begangen hatte. Immer hatte er vergessen u. s. w., — schreibt Wilbrandt: Was ich doch in meinem Leben für Dummheiten begangen hab! Schändlich! Damals, als ich u. s. w. Es braucht nicht betont zu werden, wie ungleich lebendiger die Wilbrandt'sche Art der Reflexion dadurch wird. Seine Vorliebe für die beiden von ihm so meisterhaft gehandhabten Formen beweist auch sein Buch: „Gespräche und Monologe", das für den Kritiker von hohem Werthe ist.

Zum Schlusse noch ein Wörtlein an unsere Literarhistoriker. Es dürfte kaum eine Geschichte der neuern deutschen Dichtung existiren, in der Wilbrandt nicht als Freund und Schüler von Paul Heyse aufgeführt wird. Dieser Zusatz ist bei seinem Namen allmählich so unvermeidlich geworden, wie bei dem der Droste die Bezeichnung: „Deutschlands größte Dichterin". Und doch müßte selbst eine oberflächliche Nachprüfung die Fabel, daß Wilbrandt von Heyse abhängig sei, zerstören. Denn in der That: Die beiden Dichter sind grundverschieden. Heyse ist eine durchaus apollinische, Wilbrandt eine durchaus dionysische Natur. Heyse gibt sein Bestes, wie alle apollinischen Dichter, am Anfang; Wilbrandt wie alle dionysischen, am Ende seines Lebens. Heyse hat sich wenig oder gar nicht entwickelt; man staunt, wenn man seine vor vierzig Jahren geschriebenen Novellen wie: „L'Arrabiata", „Am Tiberufer" u. s. w. mit seinen neuesten, „Melusine", „Fedja" u. s. w., vergleicht; er war von Anfang an wie ein Sommersonnentag, der am Morgen am schönsten ist und dessen ewiges Licht man schließlich satt bekommt. Wilbrandt dagegen hat geirrt und gestrebt, hat hundert Wege versucht und ebenso oft umkehren müssen, um endlich ans Ziel zu kommen; seine neuesten und seine ersten Werke sind wie Tag und Nacht; die Sonne, die bei ihm leuchtet, hat sich nach Sturm und Gewitterregen aus dunkeln Wolken gerungen, sie kam spät, aber der Tag ist um so frischer. Ja, diese unverwüstliche Frische, die Heyse niemals hatte, besitzt Wilbrandt. Er ist beweglicher, herzlicher, als der stets ruhige, stilvolle Heyse, er ist derber, realistischer, zwischen ihm und dem Leser spinnen sich gleich Fäden an, man kommt zu den Personen seiner Bücher gleich in ein Freundschaftsverhältniß. Der Schöpfer der „L'Arrabiata" ist mehr Künstler, der des „Isinger" mehr Dichter. Der Hauptreiz ruht bei Heyse wie bei den classischen italienischen Novellisten und bei Maupassant in der Anekdote und in der knappen ausgezeichneten Darstellung. Sein Meisterwerk bleibt deshalb „L'Arrabiata". Bei Wilbrandt ist umgekehrt das Anekdotische schwach, die Darstellung nicht geschlossen genug, die Composition zerfahren. Dafür aber ist er der glänzendere Charakteristiker. Heyse's schwächste Seite ist ferner der gar nicht individualisirte Dialog, der wiederum Wilbrandt's stärkste ist. Bei Heyse liegt ferner der Hauptaccent auf den Frauen, bei Wilbrandt umgekehrt auf den Männern. Dadurch ist weiter halb schon gesagt, daß Heyse fast nur Liebesprobleme kennt, während Wilbrandt all die modernen Bewegungen in ihrer gärenden Ideenfülle in seine dichterischen Gebilde hineinzieht; er hat mehr Zeitcolorit. Paul Heyse hat endlich ebenso wenig Nebenfiguren wie Boccaccio oder Maupassant; Wilbrandt dagegen eine Ueberfülle. Der Eine ist der Novellist, der Andere der Romancier. Einer eingehendern Studie muß es vorbehalten bleiben, diese Antithesen fortzusetzen. Jedenfalls wird man aber schon daraus erkennen, daß es unverantwortlich ist, Wilbrandt literarisch in ein Abhängigkeitsverhältniß von Heyse setzen zu wollen.

Wir stehen am Ende dieser kleinen Untersuchung. Wir sahen, wie alle Helden unseres Dichters lange Jahre odysseische Irrfahrten durchmachen, an Circe und Kalypso vorbeikommen müssen, ehe sie ihre Insel und ihre Penelope erreichen. Und auch deshalb ist der neueste Roman so interessant und gewaltig, weil Wilbrandt hier in der „Osterinsel", der Insel der Sehnsucht, der Höhenmenschen, ein großes Symbol geschaffen. Nach dieser Osterinsel strebt nicht nur Adler; auch Isinger und Reinhardt, auch

alle andern Helden. Und sie alle finden diese Osterinsel nicht draußen, sondern wie Malwine und Schweitzer in sich selbst. Nach all dem Zersplittern der Kräfte gehen sie, wie Ifinger es ausdrückt, an „die solide Verheirathung mit dem Leben". Aber Philister werden sie nicht. Es wurde ja schon darauf hingewiesen, daß sie alle in freien Berufen stecken, die Mähne lang tragen, stets reisefertig sind — kurz, wie es auch direct einmal ausgesprochen wird — Zigeunerblut haben. So etwas vom Zigeuner hat auch Wilbrandt. Und sonderbar stimmt dazu sein Glaube an die Unsterblichkeit, an die ewige Wiederkehr in wechselnder Form. Denn auch die Zigeuner behaupten von sich: es nütze nichts, daß man sie hänge, sie seien unsterblich. Dieses zigeunerhafte Freiheitsgefühl, das sich mit dionysischer Lebensfreude und Lebensbejahung verbindet, zeichnet Wilbrandt aus und seine Helden. Sie alle könnten als Devise die Worte führen, die sich die alten britischen Barden beilegten: „Jene, die frei sind durch die ganze Welt!"

Karl Busse.

Zur Moltke-Literatur.

1. Feldmarschall Moltke. Erster Theil: Moltke's Lehr- und Wanderjahre. Von Max Jähns, Oberstlieutenant a. D. (Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. Band 10.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1894. 8. Subscriptionspreis 3 M., Einzelpreis 3 M. 60 Pf.
2. Feldmarschall Graf Hellmut von Moltke. Festgabe zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der Schlacht bei Sedan. Von Wilhelm Buchner. Lahr, Moritz Schauenburg. 1895. Gr. 8. 5 M.

Die beiden vorgenannten Arbeiten über Moltke werden jedem Patrioten und Freunde des großen Strategen — und wer wäre es nicht? — hochwillkommen sein. Die Bettelheim'sche Sammlung hat schon manchen guten Griff gethan, sowol was die Helden als was die Autoren anlangt. Auch im vorliegenden Falle ist dasselbe zu urtheilen; gerade Max Jähns war theils als militärischer Fachmann, theils als geschulter Kenner unserer deutschen Sprache und des ganzen nationalen Lebens ausgezeichnet geeignet, Moltke's Lebensgang zu bearbeiten. Wilhelm Buchner aber hat schon früher in einer kleinern Biographie es wohl verstanden, Moltke's Gestalt dem deutschen Volke vertraut zu machen; um so eher mußte es ihm gelingen, dasselbe Bild in einen größern Rahmen hineinzuzeichnen.

Wer den Berichterstatter fragen würde, welchem der beiden Bücher der Vorzug zu geben sei, würde die Antwort erhalten: davon kann nicht die Rede sein, man muß sie beide haben, weil sie sich in einer Weise ergänzen, die mitunter fast den Anschein erweckt, als habe man nach gemeinsamem Plane gearbeitet. Jähns Arbeit ist kürzer; sie umfaßt auch blos, wie schon der Titel angibt, die Lehr- und Wanderjahre, d. h. die Zeit bis zur endgültigen Berufung zur Leitung des Generalstabs im Jahre 1857. Der beschränktere Raum gebot Beschränkung der Mittheilungen aus den Quellen und doch ist einerseits hierbei auch nicht das Geringste, das Anspruch machen könnte auf Wichtigkeit, fortgeblieben, andererseits ergibt die präcise Kürze, die oft etwas Militärisches an sich hat, bei scharf begrenzten Umrissen zugleich ein so leuchtendes, lebensvolles Bild von dem Charakter und dem Schaffen Moltke's, daß man ungern die Lektüre unterbricht und sich am Schlusse sagen darf, man kenne den Mann vollständig. Nimmt man dann aber das Buchner'sche Buch zur Hand, so bemerkt man mit Freuden, wie viele liebenswürdige Einzelzüge man noch hinzufügen kann; sie sind um so werthvoller, als Buchner den Grundsatz befolgt hat, wo es immer ging, Moltke selbst reden zu lassen. Das ist ja nun heute leicht gemacht, seit 1891—93 bekanntlich bei E. S. Mittler u. Sohn in Berlin die „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls" erschienen sind, eine wahrhaft nationale Veröffentlichung. Die kurzen und klaren Würdigungen dieser Arbeiten Moltke's an entsprechender Stelle gehören mit zu den Vorzügen des Buches von Jähns, der uns in der Vorrede auch in willkommener Weise über die seit der eben genannten Veröffentlichung erschienene Literatur unterrichtet (S. VII fg.) und in einem Anhange überall die genauen Quellennachweise und eine Anzahl erklärender Anmerkungen bietet. Derartige Quellennachweise sind bei der Art der Buchner'schen Darstellung, die die Quellen in extenso wiedergibt, zumeist nicht nothwendig. Ein orientirendes Register vermissen wir bei beiden Arbeiten; vielleicht daß ein solches in dem zweiten Theile der Jähns'schen Veröffentlichung gebracht wird.

In der Anordnung des Stoffes ist bei beiden Autoren kein großer Unterschied, da beide die chronologische Reihenfolge der Begebenheiten einhalten. Doch bevorzuge ich die schärfere Eintheilung bei Jähns, der seinen Stoff, der ja zunächst nur bis 1857 reicht, in acht große Kapitel gliedert und diese in kleinere Abschnitte zerfallen läßt, über die eine genaue Inhaltsübersicht Rechenschaft legt. Bei Buchner, der nur sieben große Hauptkapitel hat, vermißt man diese sehr nützliche Gliederung, so daß man sich behufs rascher Orientirung wol eher an Jähns halten wird.

Der breitern Quellenmittheilung bei Buchner entspricht es, daß einige authentische Abbildungen, theils von Moltke's eigener Hand, aus den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" beigegeben sind; von hohem Interesse ist ein Selbstbildniß aus dem Jahre 1826 in der Lieutenantsuniform (S. 33), ferner ein solches, das ihn in seinem luftigen Kiosk von Bujukdere am

Fenster stehend darstellt (S. 70). Es ist eine merkwürdig schmächtige Gestalt, die uns in dem altmodischen Civilrock und der hohen Halsbinde heute etwas wunderlich anmuthet; da er damals buschiges Haar und einen Schnurrbart trug, so würde man in diesem Bildniß kaum Moltke vermuthen. Sehr gern lernt man dann auf S. 109 neben dem glücklichen Bräutigam, der übrigens damals nach seiner Rückkehr außer dem Schnurrbart noch einen vollen Kinnbart stehen hatte, das äußerst anmuthige und liebenswürdige Gesicht seiner jungen Frau Marie, geborenen Burt kennen. Endlich findet sich, um von andern Bildern abzusehen, auf S. 378 ein Bildniß Moltke's als Greis, nach einem von Professor von Lenbach eigens zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellten Original. Es ist eine äußerst werthvolle Zugabe; der frappante Eindruck dieses Denkerkopfes wird dadurch erhöht, daß er ohne Perrüke dargestellt ist; es tritt dadurch die wundervoll abgerundete Schädelform in Erscheinung, ohne daß man auch nur im geringsten sich durch diese Kahlheit, wie sonst wol, ästhetisch unangenehm berührt fühlte.

Während nun aber die Buchner'sche Darstellung einer kritischen und fachmännischen Beleuchtung der kriegerischen Thätigkeit aus dem Wege geht und von seinem Standpunkte aus mit Recht, haben wir schon im ersten Theile bei Jähns klare Erörterungen sowol über den Stand der preußischen Armee und die Ausbildung ihrer Offiziere, als auch über Moltke's Thätigkeit in den Kriegen der Türkei während der Jahre 1835—39 (S. 53—104). Nach dieser Richtung wird man auf den zweiten Theil gespannt sein dürfen, der ja den eigentlichen Moltke, den Sieger über die Dänen, Oesterreicher und Franzosen bringen soll. Beide Autoren geben uns über die literarische Thätigkeit des großen Mannes eingehende Auskunft; auch hier ist die Jähns'sche Arbeit präciser.

Soweit es der Raum gestattet, soll nun auch auf die Darstellung selbst eingegangen werden. Eine Nachweisung der Vorfahren Moltke's bildet bei Nr. 1 und 2 die Einleitung. Ohne Schwierigkeit läßt sich die Reihe der Ahnen bis hinauf zu dem Ritter Eberhard Moltke führen, der 1266 als Herr des bis ins vorige Jahrhundert ununterbrochen im Besitze der Familie gebliebenen Gutes Stridberg in Mecklenburg genannt wird, während schon 1246 ein Matthäus Moltke urkundlich erwähnt wird und man annehmen kann, daß dessen germanische Voráltern mit Heinrich dem Löwen eingewandert sind, als er die Eindeutschung der obotritischen Wendenlande betrieb. Die etwas romantisch angehauchte Eheschließung des Vaters von unserm Moltke, des zwar sehr hübschen, ritterlichen, aber etwas unsteten und vor allem ganz vermögenslosen Friedrich von Moltke mit der reizenden und ausgezeichnet erzogenen Henriette Paschen, der Tochter des königlich preußischen Geheimen Commerzienrathes Paschen in Lübeck, die Gründe ihres Aufenthaltes in Parchim in Mecklenburg-Schwerin, wo am 26. October 1800 unser Hellmuth das Licht der Welt erblickte, füllen das erste Kapitel. Für die Moltke'sche Familienentwickelung seit dem Großvater des Feldmarschalls, des Friedrich Kasimir Siegfried Moltke, gibt Buchner im Anhang im Auszug aus der Tafel in Band 10 der „Gesammelten Schriften" einen sehr brauchbaren und überdies recht nöthigen Ueberblick, denn der Vater Moltke hatte außer Hellmuth noch fünf Söhne und zwei Töchter, während die Zahl der eigenen Geschwister zwölf betrug. Von Buchner erfahren wir ferner, daß der Vater Moltke eigentlich der Urheber von Schill's tragischem Ende in Stralsund gewesen ist, indem er, übrigens mit anerkennenswerthem Muthe und großer Kaltblütigkeit, in seiner Eigenschaft als deutscher Major seine theilweise meuternden dänischen Landwehrtruppen zum Weitermarsch auf die genannte Stadt zwang (S. 7). Auch bei dem Moltke'schen Ehepaare, das sich leider je länger, je weniger verstand und schließlich getrennt lebte, haben wir wie bei Bismarck's Aeltern, der Mutter den größern Einfluß zuzuschreiben. An sie sind auch zumeist die Briefe gerichtet, in denen sich das Herz und tiefe Gemüth des Sohnes erschließt; das hindert jedoch nicht, daß er auch mit dem Vater herzliche Verbindung unterhält und diesem von seiner knappen Gage ab und zu eine Unterstützung zukommen läßt. Auch der Mutter; denn die vom Großvater mütterlicherseits erhofften Reichthümer waren durch die Kriegsläufte zusammengeschmolzen und das vorher erworbene Gut durch Feuersbrunst und andere Unglücksfälle höchstens eine Last geworden, deren man sich so bald als möglich durch Verkauf zu entledigen versuchte.

Es ist bekannt, daß Moltke mit seinem Bruder Friedrich seine militärische Erziehung im kopenhagener Cadettenhause erhielt und da recht wenig frohe Tage erlebte. Wie furchtbar traurig muthen uns seine Worte an jene Zeit betreffend: „Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten habe, so habe ich mir keinen Charakter ausbilden können" (Jähns S. 19, Buchner S. 16), ein Urtheil, das auch später wiederkehrt in jenem herrlichen Briefe an seine Braut, Marie Burt, vom 13. Februar 1842: „Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüth niedergedrückt und den guten edeln Stolz geknickt" (Jähns S. 127, Buchner S. 128). Und das meinte er noch von sich sagen zu müssen, nachdem er als „Müsteschar" (oberster Rathgeber) Hafiß Pascha im Taurus zur Seite gestanden und in dieser fremdartigen Umgebung alle Anforderungen seines schweren Amtes im vollsten Umfange zu erfüllen gelernt hatte! Thatsache ist es ja, daß bis in die spätere Zeit ihm eine gewisse Selbstunterschätzung eigen war und ein zaghaftes Mistrauen gegen die eigene Zukunft, wie sie uns bei Bismarck höchst selten entgegentritt.

Nach seinem Uebertritt in den preußischen Dienst, dessen Gründe Jähns S. 21 fg. sehr überzeugend entwickelt, erfuhr Moltke bald die rechte Beurtheilung seiner Fähigkeiten, auf die man schon während seines Besuches

der Kriegsschule aufmerksam wurde. Daneben hatte er bei jeglichem Mangel an häuslichem Zuschuß mit ernsten pecuniären Sorgen zu kämpfen. Rührend geradezu wirken seine, theilweise von Erfolg gekrönten Versuche sich literarisch zu bethätigen, wie durch seine Erzählung: „Die beiden Freunde" und durch seine Broschüren: „Ueber Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung" u. s. w. und „Darstellung der innern Verhältnisse Polens" u. s. w., während die heldenmüthige Anstrengung durch eine Uebersetzung von Gibbon sich ein paar hundert Thaler zu erwerben, durch die Insolvenz des Verlegers nur einen ganz geringen Gewinn abwarf (Jähns S. 29 fg., 42 fg.). Sehr unterstützt wurde er in dieser Beziehung auch durch die Vermessungscommandos, die ihn bald nach Schlesien, bald nach Posen führten und ihm nicht nur Zulage brachten, sondern ausgezeichnet gastliche Aufnahme bei liebenswüdig-vornehmen Menschen, die mit Freuden den bescheidenen und doch so unterrichteten und gewandten Menschen in ihren Kreis eintreten sahen. Man möchte sagen, daß ein gütiges Schicksal ihn hierdurch für seine fast freudlose Jugend zu entschädigen bemüht war. Reizend sind seine brieflichen Berichte über seine Erlebnisse, für die im wesentlichen auf Buchner zu verweisen ist (S. 35 fg.). Es mag nur eine Stelle angezogen werden, die uns Moltke in einer Situation darstellt, die der des Herakles bei der Omphale entfernt verwandt ist: „Während nun der junge Graf sich auf dem Flügel in Fugen, Chorälen und contrapunktischen Wendungen ergeht, harre ich geduldig der Ankunft der Damen mit ihren Stickereien und des Grafen mit einem Buche, aus welchem vorgelesen wird, während ich zeichne oder mitunter gar am Rahmen Stich an Stich reihe, was die junge Gräfin ebenso fleißig wieder auftrennt."

Es war auch der Geldpunkt, der ihn auf seiner Reise nach der Türkei am 22. December 1835 veranlaßte, dem Wunsche des greisen Seraskiers Mehemet Chosref Pascha zu entsprechen und in Konstantinopel zu bleiben, um zunächst dem allmächtigen Minister das preußische Kriegsspiel beizubringen. Damit war ihm, ohne daß er es ahnte, der eigentliche Wendepunkt seines Lebens gekommen. Denn einerseits war ihm der türkische Aufenthalt, besonders aber der Feldzug am Euphrat, eine Schule ohnegleichen, nicht nur in militärischer Beziehung, sondern auch in der Erweiterung seiner politischen Anschauung und Menschenkenntniß, andererseits schafften ihm seine dortigen Erlebnisse, wie er sie meisterhaft schildert, und die topographischen Aufnahmen, die von keinem geringern als Karl Ritter für ausgezeichnet gehalten und benutzt wurden, ein Ansehen, wie es unter gewöhnlichen Verhältnissen ihm bei aller Begabung wol kaum zu theil geworden wäre. Für den Feldzug des Hafiß Pascha, der mit der unglücklichen Schlacht von Nisib endigte (24. Juni 1839) ist natürlich die Jähns'sche Berichterstattung vorzuziehen; sie ist von einer höchst befriedigenden Klarheit und gibt eine, auch weitere Kreise interessirende Widerlegung der von dem Franzosen Lockroy „M. de Moltke et la guerre future" (Paris 1891) aufgestellten albernen Behauptung, als sei die Strategie Moltke's von dem Generalstabschef des Aegypters Ibrahim, nämlich dem Franzosen Anthelme Sève, alias Soliman Pascha, glänzend über den Haufen geworfen worden; daher habe dann Moltke einen solchen Haß gegen die Franzosen in sich groß gezogen, daß er sie 1870—71 unbedingt habe dafür büßen lassen müssen (vgl. S. 241 fg., Anm. 51); übrigens ist auf S. 95 ein Druckfehler; es muß heißen „der 24. Juni" nicht der 29. „brachte die Entscheidung". Aber auch die Buchner'sche Darstellung möchte man dabei nicht entbehren. Sie gibt uns in den reichern Auszügen aus den Briefen vor allem das, was rein menschlich interessirt und uns mit immer neuer Bewunderung für den Mann und Menschen Moltke erfüllt. Reizend ist eine Scene, die den auch sonst in Moltke's Briefen durchblitzenden liebenswürdigen Humor zeigt, dabei aber wegen des historischen Hintergrundes an besonderer Bedeutung gewinnt. Auf seinen ausgedehnten Aufklärungsreisen längs des Euphrat kam Moltke am 4. April am westlichsten Punkte dieses Flusses zu dem merkwürdigen Schlosse Rum Kaleh (d. i. Römercastell). Hier blieb er zur Nacht und schrieb darüber an seinen ebenfalls in türkischen Diensten stehenden Freund, den Hauptmann Fischer, folgende Zeilen (J. 73 fg., B. 73 fg.):

Der Euphrat glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht, und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondenschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich des Chosroes jenseits des Stromes gesehen und gerade so gesehen; denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich, dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht und die ich von ihres Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab; sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang dem indischen Weltmeere zu. Sie vermuthen aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte. Ich stand da, wie der alte Zecher:

Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.
Ich sah ihn stürzen, trinken
Des Euphrats gelbe Flut;
Die Augen thäten mir sinken —

Ich trank keinen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen.

Hier bricht derselbe schalkhafte Humor durch, der ihn befähigte, das lebensfrohe Kind Marie Burt, die um so viele Jahre jüngere zu beglücken und durch sie glücklich zu werden; es mag übrigens, die Entstehung dieses eigenthümlichen Verhältnisses anlangend, auf den geistreichen Vergleich aufmerksam gemacht werden, den Jähns S. 117 von dem Mohren von Venedig und Desdemona Shakespeare's entlehnt. Es ist derselbe Humor, der ihn noch 1864 nach der ruhmreichen Einnahme von Alsen unter einen in einem Hünengrabe gefundenen Topf mit mensch-

lichen Knochen ein Stück Holz praktieiren ließ, auf das er in Runen den Namen des Majors Bernuth geritzt hatte; mit Hülfe eines Runenalphabets ward dann mit vieler Mühe, dem fröhlichstes Gelächter folgte, der fossile Major der Gegenwart wiedergeschenkt (B. S. 200). Es ist derselbe Humor endlich, der die Nothwendigkeit des bevorstehenden Wiener Friedensschlusses mit ernster Ueberzeugung damit beweist, daß seine Seife alle wird (B. S. 203).

Doch genug; denn diese Zeilen sollen keineswegs die Lektüre der beiden schätzenswerthen Veröffentlichungen ersetzen, sondern im Gegentheil, sie sollen dazu anregen. Es ist thatsächlich so vieles darin, was Gemeingut des deutschen Volkes werden müßte. Und wenn wir es uns eingestehen wollen: wie viele Deutsche kennen denn ihren großen Schlachtendenker wirklich genau?

Konrad Sturmhoefel.

Grillparzer-Literatur.

1. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Karl Glossy. Fünfter Jahrgang. Wien, C. Konegen. 1895. Gr. 8. Geb. 10 M.

Mit großer Rührigkeit und Umsicht ist der Director der wiener Stadtbibliothek Karl Glossy bestrebt, dem alljährlich seit fünf Jahren erscheinenden und von ihm redigirten Jahrbuche der Grillparzer-Gesellschaft nicht nur eine reiche Zahl von Mittheilungen und Aufsätzen, welche Grillparzer betreffen, sondern auch von solchen einzuverleiben, welche sich der neuern deutsch-österreichischen Literatur überhaupt zuwenden. Schon liegt in den ersten vier Jahrgängen dieses Werkes schönes und werthvolles Material an Briefen, Actenstücken, Aufsätzen, Untersuchungen und Notizen vor und manches Ueberraschende aus dem Leben Grillparzer's und anderer österreichischer Dichter hat uns Karl Glossy dankenswerth hier vermittelt.

Der soeben erschienene fünfte Jahrgang des Jahrbuches schließt sich würdig an die Vorgänger an, ja übertrifft sie noch womöglich an Reichthum und Werth des Gebotenen. Gleich zu Anfang veröffentlicht der Leiter des Jahrbuches selbst die höchst bemerkenswerthen Auszüge aus den Tagebüchern Eduard von Bauernfeld's, welche von 1819 bis 1848 reichen. Der Herausgeber wurde zu dem Abdrucke dieser Auszüge von Eduard Weissel in Wien, dem Bauernfeld die Entscheidung hierüber letztwillig hinterlassen hatte, ermächtigt, ja eigentlich angeeifert. Haben wir es in diesen Tagebuchnotizen auch oft nur mit einzelnen Sätzen zu thun, so bieten sie doch für den angegebenen Zeitraum eine solche Menge von cultur- und literargeschichtlichen Daten über das gleichzeitige Geistesleben Wiens, daß man sie als eine überaus wichtige Quelle für jene vormärzliche österreichische Zeit bezeichnen muß. Sowol über Bauernfeld's eigenes Leben wie auch über Grillparzer, seinen lange mit ihm in Verkehr gebliebenen Freund, über Lenau, Anastasius Grün, Zedlitz und so manche andere der wiener Poeten, aber auch über Theaterverhältnisse, Censur, öffentliches Leben und amtliche selbst politische Zustände finden sich in diesen wenn auch häufig aphoristischen Tagebuchaufzeichnungen viele werthvolle aufklärende Angaben und man muß dem kundigen Herausgeber für diese auch von hoher Pietät zeugende Wiedergabe des Tagebuches überaus dankbar sein. Dem Biographen Bauernfeld's, aber auch dem Grillparzer's, etwa sind diese Blätter eine unentbehrliche Fundgrube von Einzelheiten, welche sich sonst nirgends finden und an dieser Stelle durch Bauernfeld persönlich mit seinen eigenen Worten beglaubigt erscheinen. Nahezu jeder Monat der Jahre 1819—48 ist mit Daten bedacht und keine der gemachten Angaben erscheint belanglos. Bauernfeld bietet ein förmliches Stück Autobiographie in diesen Aufzeichnungen, welche übrigens an manchen Stellen sogar ausführlicher gehalten erscheinen. Aber auch Karl Glossy's eigene Arbeit, wir meinen die „Anmerkungen" zu dem Tagebuchtexte ist überaus rühmend hervorzuheben. Diese Anmerkungen, von S. 144 bis S. 217 reichend, erklären auf das Eingehendste alle von Bauernfeld nur angedeuteten Beziehungen, schildern Persönlichkeiten oder Zustände, welche im Texte etwa nur mit Schlagworten berührt sind, bieten literarisches, geschichtliches, biographisches, kurz erläuterndes Material in solcher Fülle, daß man darin einen vollständigen Commentar des Bauernfeld'schen Textes bis in die kleinsten Einzelheiten vor sich hat.

Die nächste umfassendere Arbeit des Jahrbuches, welche sich auf Grillparzer selbst bezieht, bildet August Sauer's am 18. December 1894 in der Grillparzer-Gesellschaft abgehaltener Vortrag über „Grillparzer und Katharina Fröhlich". August Sauer, der gegenwärtig beste Kenner Grillparzer's, schildert uns in dem Aufsatze das eigenartige Verhältniß des jungen und des alten Dichters zu den drei Schwestern Fröhlich, insbesondere aber zu der von dem jugendlichen Dichter geliebten Katharina. Sauer's Schilderung ist überaus zart und weist natürlich bei seiner so genauen Kenntniß aller Lebensbeziehungen Grillparzer's Details auf, die bisher ganz unbekannt waren; auch der an Katharina gerichteten Gedichte und Gedichtstellen erwähnt Sauer unter Anführung des am meisten Bezeichnenden; er weiß uns darzulegen, wie das Liebesverhältniß zu Kathi in der Folge sich leise und nach und nach in ein Freundschaftsverhältniß umgestaltete, das allerdings fest und unerschütterlich bis zum Ende des Lebens währte und uns mit der größten Hochachtung vor dem Dichter und dessen Freundin erfüllt. Dem Texte dieses fesselnden Vortrages sind verschiedene Anmerkungen beigefügt, welche einige Briefe von Grill-

parzer, Erläuterungen und insbesondere in einer „Beilage" den Nachweis enthalten, daß ein Grillparzer zugeschriebenes angeblich an Kathi gerichtetes Gedicht: „Lösche die Lampe" nicht von dem Dichter herrühren kann. Zur Führung dieses Nachweises sind mehrere Gedichtstellen Grillparzer's in Facsimilewiedergabe seiner Handschrift sowie eine ebensolche Wiedergabe jenes Gedichtes in der angeblichen Handschrift Grillparzer's beigefügt.

Aus des Buches weiterm Inhalte ist noch ein längerer Aufsatz Rudolf von Payer's über Hamerling als Gymnasiallehrer anzuführen, welcher die Laufbahn des großen Epikers auf pädagogischem Gebiete von 1852 bis 1866 verfolgt und uns genau mit ihm bekannt macht, insbesondere auch eine Aufzählung jener Themata enthält, die Hamerling als Lehrer für deutsche Sprache seinen Schülern zur freien Bearbeitung aufgab. Zwei interessante Schriftstücke sind ferner zum Abdrucke gebracht, nämlich das Majestätsgesuch des triester Gymnasialprofessors um bescheidene Erhöhung seines Ruhegehaltes und ein Schreiben desselben an den Staatsminister Graf Belcredi um gütige Befürwortung dieses Gesuches, welches denn auch die gewünschte Folge hatte. Den Abschluß des Buches bilden kleinere Mittheilungen, so Bruchstücke aus dem Tagebuche der Freiin von Knorr über ihren Verkehr mit Grillparzer, welche Aufzeichnungen Fritz Lemmermayer als dankenswerthen Beitrag zur Charakteristik des Dichters veröffentlicht, ferner Originalbriefe Grillparzer's: an Wilhelm Schäfer vom Adressaten selbst, und zwei Briefe an Hammer-Purgstall und die Schriftstellerin Baronin Kapri mit erläuternden Daten vom Verfasser dieser Zeilen mitgetheilt. Zuletzt folgt der Bericht Emil Reich's über die Vereinsthätigkeit der Grillparzer-Gesellschaft im Vereinsjahre 1894 und 1895. Möge die Literatur durch das Erscheinen dies gediegenen Jahrbuches noch viele Jahre hindurch bereichert werden.

2. Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken von Dr. E. Lange. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wir besitzen leider noch immer nicht Sauer's lang erwartetes Werk über den großen Dramatiker, das jedenfalls die genaueste Auskunft über dessen Leben und Dichten bieten wird, doch liegt in der Einleitung zu den von August Sauer herausgegebenen Werken Grillparzer's eine schätzenswerthe kürzere Lebensbeschreibung des Dichters vor; daneben haben schon früher H. Laube, Betty Paoli, Emil Kuh, R. Mahrenholz, A. Fäulhammer u. a. eigene Werke über das Leben und poetische Wirken des österreichischen Poeten herausgegeben, insbesondere ist auch die vortreffliche Arbeit W. Scherer's in seinen „Vorträgen und Aufsätzen" (1874), welche Grillparzer behandelt, ganz besonders beachtenswerth. Das vorliegende hübsch und übersichtlich abgefaßte Büchlein wendet sich nach des Verfassers eigenen Worten „nicht an die eigene Grillparzer-Gemeinde" sondern „an alle, die literarische Bildung und literarisches Interesse haben". Sie setzt also keinerlei nähere Bekanntschaft mit ihrem Gegenstande voraus, will aber andererseits nur im guten Sinne volksthümlich sein. Im übrigen sucht sie den Vorgängerinnen gegenüber ihre Berechtigung darin, daß sie ihren Lesern „den ganzen Grillparzer verständlich und lieb machen möchte". Lange will in dem Buche nicht nur dem Dramatiker, sondern auch dem Lyriker und vor allem dem Denker und Aesthetiker gerecht werden. Als ein wahrer Verehrer und genauer Kenner Grillparzer's bietet uns der Verfasser denn zuerst eine Lebensgeschichte des Dichters, in der nichts Wesentliches übergangen erscheint und die alles bekannt Gewordene über ihn in gut lesbarer Weise zusammenfaßt. Ein beachtenswerthes Kapitel des Buches ist „Grillparzer's Entwickelung und Eigenthümlichkeit als Dramatiker", weitere Kapitel sind dem „Erzähler", dem „Lyriker und Epigrammatiker" und endlich dem „Aesthetiker und Kunstkritiker" gewidmet. Es ist sehr erfreulich, daß sich nun auch die Literarhistoriker im Norden Deutschlands mit dem österreichischen Meister der Poesie beschäftigen; denselben in angenehmer Weise nach allen Richtungen ganz kennen zu lernen, dazu ist die vorliegende fleißige Arbeit sehr geeignet. Zwei gute Porträts Grillparzer's und Katharina Fröhlich's zieren das Werkchen, dem wir recht weite Verbreitung wünschen. Anton Schlossar.

Neue Romane und Novellen.

1. Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 10 M.
2. Die Erbin von Helmstede. Roman von Wilhelm Jensen. Dresden und Wien, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 1895. 8. 6 M.
3. Gluck-Gluck! Roman von Karl von Heigel. Dresden und Wien, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 1895. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Ein Ball ein Leben. Novelle aus weiland Dorpats Tagen von Theodor Neander. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 3 M.
5. Kosmopolis. Roman in zwei Bänden von Paul Bourget. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 5 und 6.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 1 M.

Der Titel „Im Schmiedefeuer" ist symbolisch zu verstehen; er bezeichnet im Bilde den Hauptgedanken dieses neuen Romans von Georg Ebers (Nr. 1). Denn der Verfasser will zeigen, wie ein junges Mädchen — mehr oder weniger gilt es aber auch von andern Personen des Romans — durch bittere Lebenserfahrungen und durch

eigenes opferwilliges Handeln innerlich gefestigt und gekräftigt wird. „Das Schmiedefeuer, durch das aus unnützen Eisenstücken Schwerter und Pflugscharen wurden, — auch auf sie sollte es sich wirksam erweisen. Mochte es sie brennen und quälen, wenn es aus ihr nur ein echtes, rechtes Weib machte, ein Weib wie Muhme Christine, von der die Mutter das Wort vom «Schmiedefeuer des Lebens» vernommen, die Hunderten half und den Weg wies und wol auch schon in ihrem Alter keiner Els bedurft und keiner Muhme Aebtissin, um dem Leib und der Seele die rechten Wege zu weisen." Ein solches Thema erscheint als eine rechte Aufgabe für unsern Verfasser, dem ja die Gabe sinniger und beziehungsreicher Darstellung vor vielen eigen ist. Man wird auch hier wieder oft genug überrascht, wie glücklich er sprichwörtliche Redensarten zu verwerthen oder Beziehungen aller Art aufzufinden weiß. Sehr geschickt ist unter anderm die ganze Gestalt des heiligen Franz von Assisi und einzelne seiner Erlebnisse, wie die bekannte Geschichte mit dem Bruder Wolfe, in die Handlung hineingezogen. Diese spielt in der Zeit Rudolf's von Habsburg in Nürnberg. Auch hier ist der Verfasser gut zu Hause. Ohne culturgeschichtliche Excurse zu machen, entrollt er ein Bild des Lebens und der Einrichtungen der alten Reichsstadt. Gern würde man die Bemerkungen unter dem Texte missen, die der Darstellung etwas Lehrhaftes geben. Sie wiederholen sich nicht nur ein-, sondern auch zweimal. So ist „Lautmerung" kurz nacheinander I, 78 und I, 82 mit Verlobung erklärt. „Suckenie" ist nach I, 9 „ein am Oberleib anliegendes langes Gewand, das sich unter der Taille stark erweitert, mit Schlitzen für die Arme", nach I, 36 ein „langes Frauengewand, das mit einem Halsausschnitt an der Brust fest anlag und von den Hüften an weiter wurde". Trotz dieses Details kann man nicht eigentlich sagen, daß uns aus dem Romane der Geist des Mittelalters, insbesondere der des ausgehenden 13. Jahrhunderts, entgegenwehte. Mit liebevollem Behagen ausgeführt sind die Gestalten, die sich auf dem angegebenen Hintergrunde bewegen. Gut ist hierbei der Gegensatz zwischen prahlerischem Adelsstolze und tüchtigem Bürgerthum ausgenutzt. Eine prächtige Figur ist die vorurtheilsfreie, kecke, aber dabei edle Cordula von Montfort.

Und doch, trotz so mancher Vorzüge im einzelnen gelangt man schwer zum rechten freudigen Genusse des Dargestellten. Die Handlung zieht sich gar zu langsam hin. Einzelne Hauptpersonen kommen uns zeitweilig fast ganz aus dem Gesichtskreise. Wir würden z. B. gern den tapfern Heinz Schorlin begleiten, wenn er die Burgen der Raubritter bricht. Dagegen drängt sich die Erzählung der Erlebnisse von Nebenpersonen allzu sehr in den Vordergrund. Der Reflexion ist oft gar zu viel, sodaß dem Leser selbst fast nichts mehr hinzuzudenken bleibt. Es fehlt dem Romane nicht an vortrefflichen Episoden. So ist das Zusammentreffen Eva's mit ihrem Ritter im Forste, wo sie Blumen für den Sarg ihrer Mutter gesucht hat, sehr hübsch geschildert. Aber um solche Scenen spinnt sich zu viel Nebenwerk. „Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist." Dieses Sprichworts hätte der Verfasser während seiner Arbeit „Im Schmiedefeuer" vielleicht mehr eingedenk sein sollen.

Spielt im modernen Romane die Vererbung physischer und moralischer Anlagen eine große Rolle, so ist ein Hauptmotiv des ältern Romans die Vererbung von klingender Münze und liegenden Gütern. So erinnert denn der Titel des Romans von Wilhelm Jensen: „Die Erbin von Helmstede" (Nr. 2) an jene Gattung von Familiengeschichten, in denen ein reiches Erbe streitig ist zwischen verschiedenen Linien desselben Geschlechts. Die eine Partei kämpft mit unlautern Mitteln, vielleicht gar mit Gift, aber die gute Sache trägt doch schließlich den Sieg davon. Kindesraub oder Vertauschung eines Neugeborenen sind in solchen Geschichten beliebte Mittel, den Knoten zu schürzen. Zu dieser Gattung gehört der vorliegende Roman in der That. Auch hier fehlt es nicht an einigen abenteuerlichen Gestalten. Da lernen wir die Harfentrina kennen, die einst auch ein schönes, adeliges Fräulein gewesen ist und vieles durchgemacht hat, und einen Landstreicher, der vor seinem Ende einem Geistlichen ein Geheimniß offenbart. Manches muthet uns etwas Marlittisch an. Dahin gehört die junge Baronin, die eigentlich ein Seiltänzerkind ist — übrigens ein liebenswürdiges Wesen — ferner der Pächter, der im rechten Augenblicke, nachdem er lange von seiner Gutsherrschaft über die Achsel angesehen worden ist, ihr zeigt, daß er sie recht eigentlich in der Tasche hat, vor allem auch die gelassene Ruhe, mit der der Pächterssohn durch eigenes Experiment das Geheimniß des von dem schlimmen Erbschaftsjäger durchgesägten Steges enthüllt. Gleichwol ist unser Roman keine Schablonenarbeit. Er ist reich an interessanten Figuren. Alles ist so gesund und frisch, so natürlich und humorvoll, mag uns der Verfasser in den Krämerladen des Landstädtchens oder in die Kammer des fliegentödtenden Magister Pflaumenbaum oder in die Behausung der beiden Antipoden Dr. med. Praeconius sen. und jun. führen. Daß bei deren Charakterisirung wie auch sonst manches — nach Art der Posse — übertrieben ist, läßt man sich gern gefallen. Man fühlt sich jedenfalls nie gelangweilt und liest die circa vierhundert Seiten des Buches mit Behagen. Sprachliche Eigenthümlichkeiten begegnen hin und wieder z. B. S. 91 „Das fiel aber auch nicht nöthig", oder S. 95 „Das besaß einen Grund". Andererseits verräth sich der Meister der Darstellung oft genug, am deutlichsten dort, wo eine Veranlassung ist, die Natur zu schildern. Die Art, wie der Verfasser das Naturleben mit dem Menschenleben in Einklang setzt, ist sehr sinnreich. Mit Bezug auf den oben erwähnten Landstreicher schreibt er:

Dann freilich war der Frühling gekommen, der einmal von alters her keine Rang- und Achtungsunterschiede, auch keine mora-

lischen machte, und hatte auf dem flachen Erdhügel Grashalme und allerhand sonstiges grünes Krautwerk angesiedelt, das seiner hergebrachten Art nach sich nicht abhalten ließ, auch allerhand Knospen und Blüten zu treiben. Aber eine gewisse angemessene Bedachtnahme blieb bei seiner botanischen Auswahl doch nicht zu verkennen; zumeist waren es Taub- und Brennesseln, die da über der unbenannten Gruftstatt des Strolches und Saufboldes wucherten, das Hungerblümchen sah winzig dazwischen heraus, auch ein bischen Bitterling, und ein Faulliesichen verhieß für spätere Sommertage kleine, rothe Köpfe. Ein Häuflein von Hirtentasche machte die Nähe der Kirche und des Pastorats erklärlich, aber wie ein Exemplar von Gnadenkraut sich, muthmaßlich aus einem Wassergraben am Seerand, heraufverirrt haben mochte, lag weniger auf der Hand. Doch stand es hier, trotz seinem Namen, in Anbetracht seiner scharfätzenden, bittern Safteigenschaft nicht unpassend und mochte sich, noch mehr als die Nachbargewächse umher, als richtiger Epitaph-Zierath bedünken.

Als geschickter Erzähler tritt uns auch Karl von Heigel in seinem Romane „Gluck-Gluck!" (Nr. 3) entgegen. Rasch und sicher macht er uns mit den Hauptpersonen bekannt und schließt den ersten Theil effectvoll, indem er zugleich den Leser auf den weitern Verlauf spannt. „Gilm gehört zu den eingebildeten Kranken", — urtheilt der Maler von Staufen über seinen Schwiegersohn in spe — „was aber bedenklicher ist — ich kam heute dahinter, daß —. . . . Er verdrehte die Augen — schwankte — und fiel wie ein schwerer Sack vom Sessel." Im zweiten Theile läßt jedoch die Spannung merklich nach. Wol kehrt das Motiv, das im ersten Theile eingeführt ist, gesteigert wieder. Denn während man bei Staufen an das Wort erinnert wird: „Propter nimium Est Est dominus meus mortuus est" — entpuppt sich der reiche Baron und Großgrundbesitzer Gilm als ein ganz gewöhnlicher Trinker, was zu einer Scene nach Art von Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" Anlaß gibt. Libussa Scherl hat an jenem lustigen Abend, dem der Maler zum Opfer fiel, ein Trinklied gesungen mit dem Schlusse:

Die Flaschen her mit altem Wein,
In hohe Kelche schenkt ihn ein —
Gluck-gluck! . . . setzt an, trinkt aus!

ohne zu ahnen, welche Bedeutung dieser Uebermuth für sie gewinnen soll. Jetzt tritt ihr Gatte lallend auf:

Ich hätte Ha — als und Bein b — brechen können auf der T — treppe. . : . Weiß alles — hi, hi! — alles! Baron wird Brautführer. . . .

Trinkt aus, schenkt ein, gluck-gluck!

Je erwartungsvoller sich der Leser von der Schilderung dieser Misère den Personen zuwendet, die ihm von vornherein als tüchtige Charaktere erscheinen, Thea von Staufen und dem unersetzlichen Verwalter Rönne, desto mehr fühlt er sich dann enttäuscht, als auch diese beiden sich als Stümper in der Kunst der Lebensführung erweisen. Thea geht als Gesellschafterin zu ihrer Freundin, die ihr den Bewerber weggefischt hat, und unterschlägt schließlich gar ein Armband, um den gestrengen Rönne, der Schuldenmacher nicht weniger haßt als Trinker, nicht zu verlieren. Unzulänglich erscheint uns ferner gerade bei einem Manne wie Rönne die Motivirung des Zusammenstoßes, der zur tragischen Verwickelung führt. Der bezechte Gilm tritt aus einem Gastzimmer:

Seinen Verwalter sehen und ihm einen derben Klaps auf die Schulter versetzen war eins. Gluck-gluck! schrie er. Doch da streckte ihn Rönne mit einem Schlag zu Boden.

Eine solche Schlagscene zwischen den beiden wird schon auf S. 139 erzählt. Nachdem Rönne den Baron noch obendrein im Duell erschossen und seine Festungshaft abgesessen hat, ist er weichern Regungen zugänglich und sucht die Verzeihung seiner erst verschmähten Frau, die inzwischen auch geläutert worden ist. In diesen moralisirenden Partien scheint uns der Verfasser viel weniger glücklich zu sein als in der realistisch flotten Zeichnung von Bildern aus der modernen Gesellschaft.

In der Novelle von Theodor Neander „Ein Ball ein Leben" (Nr. 4) bildet das Universitäts- und Studentenleben in Dorpat den Hintergrund. „Wenn man nur die Jahre zählt" — bemerkt der Verfasser im Vorwort — „so ist die Zeit der Handlung blos durch ein Menschenalter von der Gegenwart geschieden". Er läßt uns theilnehmen an allem, was das Herz und Gemüth der Corporationen, insbesondere der kurländischen, bewegt, und weiß dem Erzählten soviel Interesse zu geben, daß wir selbst den längern Debatten bei den Conventen und den Ballgesprächen der Musensöhne nicht ungern folgen. In den Hauptpersonen treten uns lebensvoll gezeichnete Charaktere entgegen. Der eigentliche Held ist eine herbe, trotzige Natur, seelensgut aber machtlos gegenüber den Ausbrüchen der Leidenschaft. Vergeblich sträubt er sich gegen die Macht der Liebe. Hören wir seinen etwas derben Monolog:

Zum Teufel, ich will nicht! Ha, dummes Zeug! Nie und nimmer beuge ich mich dieser fremden Gewalt. Wo kommt sie her, wie kam sie über mich, so plötzlich, so ungekannt? Ha ha ha! Ist's nicht lächerlich? Ein simples Mädchen, fast Backfisch noch, sollte mich aus dem Gleichgewicht bringen. Nun und nimmermehr! Und das alles ist so grundlos, so widersinnig u. s. w.

Dieser Harteck — der Name ist für den Mann recht bezeichnend — gehört zu den grüblerischen Naturen, die alles verachten, was andern das Leben werth macht. Aber er bleibt sich wenigstens selbst getreu. Das Herbe seines Geschickes tritt um so kräftiger hervor, je frischer der Humor ist, mit dem der Verfasser im übrigen Menschen und Dinge behandelt.

Mit seinem Romane „Kosmopolis" (Nr. 5) erscheint Paul Bourget zum ersten mal in „Engelhorn's allgemeiner Romanbibliothek" und führt sich damit gleich vortheilhaft ein. Wenn schon so viele Romane ihre Handlung jener gemischten Gesellschaft entnommen haben, die in den modernen Weltstädten aus abenteuerlichen Elementen der verschiedenen Nationen zusammenfließt, so wird in dem vorliegenden Romane diese bunte Gesellschaft gleichsam philosophisch behandelt und auf ihren innern Gehalt geprüft. Beiträge zur modernen Psychologie nennen sich natürlich auch alle diese Darstellungen. Die Frage ist

nur, ob den auf Höheres gerichteten Leser das Seelenleben jener Menschenklasse wirklich interessiren kann. Bourget hat selbst ihr in seinem Romane einen Ankläger bestellt in der Person des französischen Royalisten und Edelmannes Montfanon. Aber selbst wer die Dinge nicht von dessen extremem Parteistandpunkte aus betrachtet, wird seine Abneigung gegen jene Menschenklasse theilen. Dem gegenüber läßt der Schriftsteller einen Berufsgenossen als seinen Anwalt auftreten. Dieser erklärt, daß es sich dabei einzig um ein künstlerisches Interesse handele und daß die Moral bei der Beurtheilung aus dem Spiele bleiben müsse:

Sie haben da ein Dutzend Menschen beisammen, die ein und dieselbe Sprache reden, die sich von dem nämlichen Schneider kleiden lassen, die am Morgen die nämliche Zeitung gelesen haben, die gleiche Ansichten und Gefühle zu haben glauben, nur daß diese Personen eben von sehr verschiedenen Punkten der Erde und der Geschichte ausgehen. Wenn man sie nach ihrem Ursprung und ihren ererbten Eigenthümlichkeiten studirt, so lernt man ganz allmählich unter dem kosmopolitischen Firnis die Rasse, die unwiderstehliche, die unzerstörbare Rasse unterscheiden. In der sehr eleganten, sehr gebildeten und sehr entgegenkommenden Dame des Hauses, die etwa Gräfin Steno heißt, entdecken Sie die Erbschaft der Dogen, die Patrizierin des 15. Jahrhunderts mit dem Organismus einer Meereskönigin, einer unvergleichlichen Kraft des Verlangens und einem unerreichbaren Muth der Sittenlosigkeit, während bei einem Florent Chapron oder einer Lydia der ursprüngliche Sklave zu Tage tritt, der Schwarze, der im Bann des Weißen steht, ein Wesen, das von Jahrhunderten aufgerichtete Schranken nicht zu überschreiten vermag. Unter der lächelnden Verbindlichkeit einer Gräfin Gorka dämmert der leidenschaftliche Wahrheitsdrang, der die englischen Puritaner hervorgebracht hat, während unter der künstlerischen Verfeinerung eines Lincoln Maitland die unbesiegbare Kraft und Roheit des Squatters ihre Spuren zeigt, wie in Boleslav Gorka die nervöse Reizbarkeit des Slawen, die Polen zu Grunde gerichtet hat. Diese Grundzüge der Rasse sind bei dem Culturmenschen, der drei oder vier Sprachen geläufig spricht, der in Paris, in Nizza, in Florenz oder hier das dem Anschein nach so alltägliche, so gleichförmige Leben der großen Welt lebt, kaum wahrnehmbar. Aber lassen Sie die Leidenschaft ihr Scepter führen, lassen Sie den Menschen in seinem tiefsten Innern aufgewühlt werden, dann entstehen Kämpfe der Charaktere, die beinahe Kämpfe der Arten und um so überraschender sind, aus je weiterer Ferne die Menschen kommen, die sich dann Aug' in Auge gegenüberstehen. Dann spielen sich Tragödien ab, die den Winkel eines Salons zum Schauplatz eines Rassenkampfes machen, und deshalb, schloß er lachend, habe ich seit sechs Monaten in Rom fast mit keinem Römer verkehrt und mich ausschließlich mit diesen kleinen Gruppen beschäftigt, die Ihnen so gründlich zuwider sind.

Dies ist in der That das einzige Interesse, das sich dem Gegenstande abgewinnen läßt, ein mehr wissenschaftliches als poetisches Interesse. Das wissenschaftliche und besonders das culturhistorische Moment wiegt auch sonst vor. Denn um seine Clientschaft richtig zu charakterisiren, muß der Verfasser ein buntes Bild all der nützlichen und unnützen Künste und Fertigkeiten, all der Neigungen und Belustigungen entwerfen, mit und in denen jene Gesellschaft ihr Leben hinbringt.

Richard Opitz.

Neue Lyrik.

1. Fahrendes Volk. Gedichte von A. Fitger. Vierte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei (A. Schwartz). 1894. 8. 4 M.

Unserm Verfasser sind seine Gedichte „Fahrendes Volk", die sich nach dem Vorwort von ihm losreißen, und denen er die Warnung mitgibt:

Eure Lebenskraft erproben
Wollt ihr nun im freien Flug.
Solchen Muth zwar muß ich loben,
Doch ich fürcht', ihr seid nicht klug.

Vom Verleger bis zum schnöden
Krämer sind zwei Schritte nur;
Ach, und schaurig sind die öden
Wüsten der Maculatur.

Findet ihr euch um den Kater-
Hering schmählich bald gerollt,
Hadert nicht mit eurem Vater,
Flieget hin, — ihr habt's gewollt.

In der Regel findet der umgekehrte Fall statt: der Dichter sendet seine Lieder, seine Kinder, in die Welt:

Nun so schwebt denn, meine Lieder,
Aus der Heimat ihr verbannt,
Schwebt auf tönendem Gefieder
In das freie Schweizerland.

Kinder sind wir. Unser Vater
Schickt uns in die weite Welt;
Auf dem kritischen Theater
Hat er uns zur Schau gestellt.

Der Einfall unseres Dichters ist um so artiger, als — woran er wol selbst nicht gedacht hat — unter dem fahrenden Volk heutzutage vorzugsweise noch die Krone der lyrischen Dichtung, das Volkslied, zu finden ist. Seit die Gesangvereine überhandnehmen, bemerkt Vilmar in seiner Literaturgeschichte, geht es mit dem Volkslied zu Ende. Mit diesem Ausspruch hat Vilmar unbedingt mehr Glück als mit dem Vorwurf, den er Goethe macht, derselbe habe „den Tag unter der Linde" mit einem gar zu rüpelhaften Lied („Der Schäfer putzte sich zum Tanz") eingeführt. Hier müsse eins seiner besten volksthümlichen Lieder stehen. Vilmar übersieht, daß Goethe mit weiser Absicht um des Gegensatzes willen zu den beiden Hochgelahrten (Faust und Wagner) dem Tanz von Rüpeln auch das entsprechende Lied beifügte.

Wir können übrigens aus den wenigen Zeilen der Fitger'schen „Warnung" schon (ex ungue leonem) einen Schluß ziehen auf die Beschaffenheit seiner Lyrik. Form und Inhalt sind in gleicher Weise vortrefflich. Ueber-

blicken wir die sieben Abtheilungen, in welche die vorliegende Sammlung zerfällt, so kommen wir thatsächlich in Verlegenheit, welchem von diesen Abschnitten, und innerhalb derselben, welchem einzelnen Gedicht wir den Preis zuerkennen sollen.

Im „Credo“ finden sich einzelne Nummern, die geradezu mit „erhaben“ bezeichnet werden müssen. Von den (20) Liedern sind wenige, die sich nicht zum Componirtwerden eignen. „Via felice“ besteht aus wahren Cabinets- und Prachtstücken. Die Elegien „Laetizia“ brauchen einen Vergleich mit Goethe's „Römischen Elegien“ nicht zu scheuen. Die meisten „Distichen“ dürfen ohne Bedenken den Xenien an die Seite gestellt werden. Die Sage von den sieben Schläfern ist in elegischem Versmaß tiefsinnig und gedankeninhaltsreich behandelt als Legende. „Singen und Sagen“ enthält theils antike, theils vaterländische Stoffe. Unter letztern ist „Der Sachsen Ankunft“ nach dem „Mönch von Corvey“ in Stabreimen wiedergegeben.

Doch wir brauchen ja nicht eine Gedichtsammlung weiter zu preisen, die sich schon aus eigener Kraft eine so feste Stellung erworben hat.

2. O herziges Menschenleben. Gedichte von Walter Harlan. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894. Gr. 8. Geb. (in Celluloiddecke) 6 M.

Die kleine Sammlung (51 Nummern) verdankt einem liebenswürdigen demokritischen Geist ihre Entstehung. Frohsinn und ein warmer lebensfrischer Humor durchweht die sämmtlichen Gedichte und Sprüche. Zu den gelungensten möchten gehören:

Epilogos: Ich hatte in Leistungen und im Fleiß.

Schlittenfahrt: Heia! Klingeln und Peitschenknall.

Zauberworte: Zu Hause saß ich, Trübsinn spinnend.

Ueber die Thüre meines Aelternhauses.

Bist du hungrig, tritt bei uns ein!
Bist du durstig, wir haben Wein!
Bist du ein Bettler, wir geben gern!
Bist du langweilig, so bleib' uns fern!

Die stolze Kaffeetasse.

O weh! So liegst du denn in Scherben
Und klagst hinauf zum Sternenzelt
Das alte Schmerzenslied vom Sterben!
Du warst zu fein für diese Welt.
. . . .
Ich meint', du solltest mit mir reisen
Hinaus in die Studentenzeit.
. . . .
Da stürztest du von Tisches Zinnen
Selbst in den Todesabgrund dich.
Nachgrübelnd noch mit bangem Sinnen
Nach dem Beweggrund frag' ich mich.
O Stolze! Plötzlich wird mir's helle!
Erleben hast du nicht gewollt,
Daß nun der Krug die erste Stelle
In meinem Herzen haben sollt.

3. Gedichte von Ferdinand von Hornstein. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1894. 12. Geb. 2 M. 50 Pf.

Lobend hervorzuheben an dieser Sammlung ist die Reinheit der Sprache und der Verse. Einige Gedichte, wie „Erinnerung“ S. 14 und „Ein Herz, aus dem die Liebe floh“ S. 21 zeichnen sich auch durch ihren Inhalt aus. Das meiste jedoch ist Mittelgut, ja noch weniger als Mittelgut.

4. Karl Werder's Gedichte. Herausgegeben von Otto Gildemeister. Mit Karl Werder's Porträt. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 4 M.

Wir sind dem verdienstvollen O. Gildemeister zu warmem Dank verpflichtet für die Veröffentlichung der Werder'schen Gedichte, nicht minder für den leider nur allzu knappen Lebensabriß des Dichters im „Vorwort des Herausgebers“. Eine große bedeutende Persönlichkeit tritt mit Karl Werder in unser geistiges Gesichtsfeld, ein Mann, der sich den reinsten Seelenadel ein ganzes langes Leben hindurch (1806—93) in allen Lagen bewahrt hat. Es wäre schwer zu entscheiden, ob er als akademischer Lehrer (begeisterter Hegelianer), als Lyriker oder dramatischer Dichter höher stand, obwol ihn nach dem Urtheil mancher Freunde seine eigentliche Begabung für die dramatische Dichtung und die Bühnenkunst bestimmt zu haben schien. — Ueber das Verhältniß zu seiner sechs Jahre ältern Cousine Karoline, die er, ein vierzehnjähriger Knabe, als Braut des Hauptmanns, später Generallieutenants von Fidler zuerst sah, und die ihm sieben Jahrzehnte das verkörperte Ideal seiner Seele blieb, sagte er nicht lange vor seinem Tode: „Ich glaube, diese Liebe war ein Unicum. Sie war in der That eine Liebe, die sich in den Schranken der lautersten Freundschaft hielt, und einer Freundschaft, die zu allen Höhen der Liebe emporflog.“

Die Werder'sche Lyrik ist inhaltreich, gedankenschwer und erinnert vielfach an Leopold Schefer, namentlich an dessen „Laienbrevier“ und „Vigilien“, so daß Gustav Kühn's Urtheil („Porträts und Silhouetten“, Hannover 1843) über Schefer fast Zug um Zug auf Werder's Gedichte Anwendung findet mit einziger Ausnahme des über die Sprache Gesagten. — Die siebente Abtheilung der Werder'schen Gedichte, „Im Dienste der Wahrheit“, gibt unter der Ueberschrift „Dem Minister Eichhorn“, und die achte: „Geschichte, Politik, Kaiser und Reich“, unter der Aufschrift „Zum Andenken an den Minister von Altenstein“, dankenswerthe Aufschlüsse über die akademische Wirksamkeit und Stellung Werder's.

Nachstehende Proben dürften unser Urtheil bestätigen:

Du schöner, als mein schönstes Lied.

Du schöner, als mein schönstes Lied,
Das mir im Herzen für dich glüht,
Tag aller meiner Wonne,
Aus dessen Antlitz frühlingsvoll
Dem Jüngling erst die Jugend quoll,
Dem Mann des Wirkens Sonne,
Der mich aus Wetterschauern der Welt
Im niebewölkten Aether hält,

Des höchsten Glückes klarbewußt
Stilljauchzend frei an Gottes Brust!
O brächte, süßer Quell der Gnade,
So fort dem sel'gen Pilgerpfade,
Daß noch dein heilig Rosenlicht
Sich um das Haupt des Geistes flicht;
Dem Himmel lächelnd denkt er nach
Dann ew'ger Hoffnung voll am Grabe,
Den Liebesworten, die der Knabe
Der einzigen Geliebten sprach.

Der Mutter.

O Zeit, verrausche nicht zu schnell!
Heut' ist das Fensterchen noch hell,
Und lehnt dahinter so dunkel, so klein,
Mein altes gebeugtes Mütterlein,
Und ich steh unten im Mondenlicht,
(Sie wähnt mich schon fern und sieht mich nicht)
Und sende wie zu einem Liebchen
Sehnsüchtige Grüße in's Stübchen.
Die Gärten rings so weiß bestreut
Vom kalten Licht wie eingeschneit.
Ich kann nicht fort, und Weh und Lust
Zieht bang und süß mir durch die Brust —
Ach sieh dich satt, Herz, an dem Schein,
Wie balde wird's da finster sein!

Adalbert Schroeter.

Aus geistlichen Federn.

1. Nachtschmetterlinge. Von Emil Frommel. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1895. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Aus Kranken Tagen. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, Georg Weiß. 1895. 8. 3 M. 20 Pf.
3. Nach Golgatha. Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi von Karl Schumacher. Zweite Ausgabe. Mit einem Vorwort von Dr. F. Nippold. Gotha, F. A. Perthes. 1895. Gr. 8. 3 M.
4. Die Kunst der Illustration von C. H. Spurgeon. Vorlesungen, vor den Studenten seines College gehalten. Autorisirte Uebersetzung von E. Spliedt. Zweite unveränderte Auflage. Heilbronn, Max Kielmann. 1895. 8. 1 M. 80 Pf.

Einen größern Gegensatz kann man sich kaum denken, als die Art, wie der norddeutsche evangelische Pfarrer Emil Frommel (Nr. 1) und der süddeutsche katholische Priester Heinrich Hansjakob (Nr. 2) schreiben. Und doch haben beide manches gemeinsam: den Humor ihrer Weltbetrachtung, neben dem Ernst, mit dem sie ihre Weltanschauung vertreten, und den aufgeschlossenen Sinn für alles mögliche, was nicht eben am Wege von und zum Pfarrhaus liegt. Aber welch ein Unterschied in der Darstellung, die selbst bei einem Frommel, ob es ihm gleich schon vorgeworfen worden, nicht Manier, sondern offenbar das ihm natürliche Gefäß ist, in das er den ihm eigenthümlichen Inhalt gießt! Bei Frommel ist alles fein, geistreich bis geistreichelnd, mit allgemeiner Bildung gesättigt, auf das Gefühl nicht berechnet, aber doch wirkend, und echt protestantisch, überall in die Tiefe der Erkenntniß dringend und den Leser zum Nachdenken, wol auch zum Widerspruch reizend. Dabei sind die Gedanken in ein feines, salonfähiges Gewand gekleidet, und alles wird durch Bilder und Gleichnisse illustrirt, wobei Frommel freilich zu allerletzt danach fragt, ob ein Bild schief oder richtig ist, ob ein Gleichniß hinkt oder nicht, wenn es nur den Dienst thut, den Leser zu fesseln und anzuregen. So lesen wir gleich in dem den Titel erläuternden Vorwort von Schmetterlingen, die im Sonnenschein des Tages sich tummelten und Nachts zum Fenster hereinfliegen, obgleich es keinen Tagschmetterling gibt, der Nachts an die Lampe kommt! Dabei scheut Frommel Wortwitze in der Art berufsmäßiger Witzbolde nicht, wie „wir treffen so viele Menschen, deren Ausbildung in dem Maße eingebildet ist, als ihre Einbildung ausgebildet" oder gewagte Gleichnisse, die an der Grenze des guten Geschmacks stehen, wie über das Hotelleben: „Die Geheimräthin war, was unschätzbar in solcher Lebenslage ist, wo eine zusammengewürfelte Menschheit — wie Bruchtheile einer großen Hotelrechnung — sich zusammenfinden, so eine Art Generalnenner und glücklich verbindendes Glied."

Daß es bei Frommel nicht an einer Fülle guter und geschickt verwobener Beobachtungen und selbsterlebten Anekdoten fehlt, ist selbstverständlich. Zwei seien hier angeführt (S. 216 und 68):

Die epische Breite ist unserm Volke eigen, und wer es nicht ausreden läßt, erfährt wenig. Denn das „Eigentliche" kommt erst zuletzt. Da der Inhalt meist dürftig, hat man Zeit, die Form zu studiren, in welcher sie den Gedankenfonds fassen. Es ist immerhin „Volk", was man (als berliner Geistlicher) studirt, entweder in seinem natürlichen Mutterwitz oder in jener Bildung, die das fehlende Unterfutter unter dem eleganten Rock sofort wittern läßt.

Frommel's Kirchendiener, so erzählt der Verfasser, hatte ein feines Gefühl für die Hülfesuchenden; er konnte den Grad der Bedürftigkeit insbesondere bei Schnapstrinkern bestimmen: „Er riecht nach Anisette for zwee Jute — jeben Se man nichts!" Einer dieser Hülfesuchenden trat alle Vierteljahre bei Frommel an mit der Anrede: „Herr Hofprediger: Sie haben wenig Zeit, ich habe wenig Zeit — geben Sie mir einen Thaler!"

Ganz anders ist die Art Heinrich Hansjakob's. Hier ist alles derb, offen, gerade heraus, mehr von dem warmen Herzen dictirt, als vom abwägenden Verstande geleitet. Der katholische Geistliche aus dem Volke spricht hier zu uns, immer gescheit und natürlich, aber kraus und bunt über alles und einiges andere, wobei er indeß nie vergißt, den Ruhm der katholischen Kirche den Hintergrund von allem bilden zu lassen.

Wir lernen in dem Buche so ziemlich alle ultramontanen Berühmtheiten Badens kennen, denn der Verfasser kennt sie alle, und daneben wandelt bunt durch dasselbe eine Menge von Unberühmtheiten. Und was an dem Buche

merkwürdig ist, insbesondere wenn man bedenkt, daß der Verfasser an Melancholie und Mismuth litt, als er sich in die Irrenanstalt Illenau begab, um seine Nerven zu heilen, das ist: Hansjakob sagt über alle Menschen, von denen er redet, nur Gutes, sogar über Bismarck und Gregorovius; spricht er aber von katholischen Priestern, dann dreifach Gutes. Natürlich wird ein denkender Leser bei ihm noch viel mehr Fragezeichen machen, als bei Frommel; denn aus seiner Haut kann niemand heraus, am wenigsten ein katholischer Priester, auch wenn er ein gut deutsches und zudem wie Hansjakob sich rühmt, ein gut demokratisches, allerdings auch dabei ein arg preußenhassendes Herz hat. Was er da z. B. von der Toleranz der katholischen Kirche sagt, von der Weltverachtung der Katholiken im Gegensatze zu den Protestanten, weshalb diese auch wohlhabender seien (!), oder von Philipp II., „der mehr Sinn für wahre Freiheit hatte als Tausende von Krakehlern unserer Tage", und andere wunderbare Dinge, wie daß man den erblich Belasteten einfach von Staatswegen das Heirathen verbieten müsse, das nimmt man zum Theil mit heiterm Lächeln bei der Fülle des Anregenden gern in den Kauf. Nur den armen Kürschner möchte ich gegen die Bemerkung in Schutz nehmen, daß er deshalb in seinem Literaturkalender die katholischen Schriftsteller mit einem Kreuze bezeichnet habe, „damit ja niemand etwas von ihnen lese". Diese Vermuthung schmeckt stark nach Index, welche Art Begriffe eben einmal zum Inventar eines katholischen Priesters gehört. Der findige Kürschner hat bekanntlich seine Kreuze in dem Augenblicke eingeführt, als ein katholischer, ganz nach seinem Recept gearbeiteter Literaturkalender ihm Concurrenz zu machen drohte! Wir sind wahrhaftig vorurtheilslos genug, um bei Hansjakob's kernigem, gesundem und gescheitem Buche nicht nach der Confession des Verfassers zu fragen; seine Eigenschaft als katholischer Priester, die er freilich nirgends verleugnet, hindert uns nicht im geringsten an der vollen Anerkennung und dringenden Empfehlung. Keiner wird es ohne Gewinn und mannichfache Anregung lesen.

Erst nach dem Tode des 1893 gestorbenen evangelischen Pfarrers Karl Schumacher erscheint seine Dichtung: „Nach Golgatha" (Nr. 3), die früher ohne seinen Namen zahlreiche Leser erfreute, mit dem Namen des Dichters. Die Dichtung ist unter den neuern Messiaden weitaus die beste, und wenn Klopstock's „Messias" nie mehr sein wird, was Goethe von ihm erzählt: ein Andachtsbuch für die Passionszeit, so kann Schumacher's Messiade das werden. Der Dichter knüpft an die biblischen Worte der Leidensgeschichte an und gestaltet sie entweder episch oder läßt er die Stimmung derselben lyrisch erklingen, die eigene Stimmung hineinlegend. Dann wieder tönt es hymnusartig oder in der Weise und oft auch mit dem bekannten Ausdruck des Kirchenlieds. Ich glaube, manches dieser letztern Lieder wird sich, vielleicht mit kleinen Aenderungen oder Auslassungen, nicht blos die religiösen Anthologien, sondern auch die Gesangbücher erobern. Die Versmaße sind fast immer glücklich gewählt — und darauf kommt bekanntlich viel mehr an, als unsere Dichter oft glauben — vom breit hinflutenden epischen bis zum kurzen, fast stoßgebetartigen. Ich gebe als Probe „Das Bekenntniß des Hauptmanns":

„Wahrlich er ist Gottes Sohn!"
Keiner hat ihm gleich gelitten
Ungebühr und schnöden Lohn!
Zweifelsqualen, weicht den Bitten:
„Kyrie eleison!"

Keiner lebte rein wie er,
Starb wie er in Schmach und Blöße,
Keiner ragt so schlicht, so hehr
Ueber jede Menschengröße.
Kyrie eleison!

Nirgends fand ich süß're Rast,
Denn bei ihm im Weltgetriebe;
Nirgends Kraft bei schwerer Last,
Denn in seiner Dulderliebe.
Kyrie eleison!

Andern mag der Augen Reiz,
Lust und Hoffart wohlgefallen —
Mich beseligt der am Kreuz,
Und mein Lied soll ihm erschallen:
Kyrie eleison!

Küß ich seines Kleides Saum,
Bin vom Siechthum ich genesen;
Geb' ich seinem Walten Raum,
Wandelt sich mein ganzes Wesen.
Kyrie eleison!

Ja Versöhner, nimm mich hin;
Halte mich auf rechtem Pfade;
Fülle weihend Geist und Sinn
Mit den Schätzen deiner Gnade.
Kyrie eleison!

Oeffne mir den Lebensquell,
Zeichne mich in deine Hände.
Laß das Licht der Wahrheit hell
Mich umglänzen bis ans Ende.
Kyrie eleison!

Aus dem Nachlasse des berühmten englischen Baptistenpredigers C. H. Spurgeon stammt „Die Kunst der Illustration" (Nr. 4), ein Buch zunächst für Theologen, solche, die es werden, und solche, die es sind. Aber es ist sehr interessant zu lesen und bietet eine Fülle des Anregenden auch für den Laien, und deshalb darf ich ihm auch in diesen Blättern ein paar Worte mitgeben. Denn was hier zunächst nur von der Kanzelrede und erbaulichen Büchern gesagt ist, das gilt auch von andern Reden und andern Büchern: nicht abstract im Nebel der Dogmatik herumfahren, wenn man anziehen will — Dogmatik gibt es bekanntlich sehr viel auch außerhalb der Theologie — sondern Rede und Buch beleben durch Bilder, Gleichnisse, ja selbst Anekdoten, wenn es sich schickt! Wie man hierbei die naheliegende Gefahr der Geschmacklosigkeit meiden kann, dafür gibt Spurgeon's Buch beherzigenswerthe Winke, die wieder nicht blos geistliche Redner sich merken dürfen, sondern auch andere.

Manches freilich muthet uns Deutsche auch an diesem englischen Buche englisch an, und das ist für viele Leute nicht ganz mit Unrecht gleichbedeutend mit geschmacklos. Aber man begreift, daß in England die Kirchen viel voller sind als bei uns, trotzdem dort im ganzen viel orthodoxer gepredigt wird und das Dogma die Predigt viel mehr beherrscht als in Deutschland. Man hat sich dort, und noch mehr in Amerika, von der hergebrachten Form der Predigt emancipirt, man schent sich nicht, populär zu reden, was bekanntlich etwas ganz anderes ist als vulgär, und man sucht Spurgeon's hier vertretenen Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß in jeder Predigt wenigstens ein Bild, ein Gleichniß sei, das in dem Gemüth hafte. Mit bloßem Appell an den Verstand oder schönen Reden über Glauben, Sünde u. s. w. ist es nicht gethan, an dem Orte, den nur diejenigen Leute aufsuchen, welche religiöse Gemüthsbedürfnisse haben. Gehen diese leer aus, so bleiben sie weg.

„Mir scheint", sagt Spurgeon, „daß eine Predigt immer — — — sein sollte, voller Fischhaken, sodaß, wenn jemand hineinkommt, um zuzuhören, er irgendein Vergißmeinnicht, ein Erinnerungszeichen bekommt, das in seinem Ohr und vielleicht in seinem Herzen und Gewissen befestigt wird. Wenn er auch nur gegen Ende der Predigt hereinkäme, so sollte etwas am Schlusse derselben sein, was trifft und hängen bleibt."

Wie gesagt, auch andere als geistliche Redner können aus diesem Buche viel lernen, und ganz merkwürdig ist, wie der größte Redner unserer Tage, als welcher sich Bismarck gerade durch seine letzten Reden in Friedrichsruhe bewies, einer ganzen Reihe von Anforderungen, die Spurgeon an den geistlichen Redner stellt, entsprochen hat.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

In einer liebenswürdigen philosophischen Plauderei beleuchtet A. Niemann die buddhistischen Begriffe „Karma und Nirwana" (Berlin, Philos.-hist. Verlag Dr. Salinger). Der Kern der Betrachtung liegt in folgender Gedankenreihe. Durch die Thore der Sinne ziehen die mannichfachen Gestalten der sich ewig regenden Außenwelt in uns ein; aber wir vermögen nicht, ihr ureigenes Wesen zu erkennen, sondern wir empfinden ihre Eindrücke erst, nachdem sie in den Centralorganen des Gehirns gewisse Wandlungen erfahren haben: als Farben, Töne, Gefühle kommen sie uns zum Bewußtsein und bauen in uns die Welt des Scheines und der Täuschungen, das Sansara auf — das bekannte Labyrinth der Schuld, der Geburt, des Leidens und des Todes. Diese sichtbare Welt ist also nicht die wirkliche Welt. Zur Erkenntniß der Wahrheit, zur vollkommenen Einsicht in das wahre Naturgetriebe führen alle Wege, der längste und mühseligste aber ist der Weg des Lasterhaften; denn Leidenschaften und Sinnlichkeit schwächen die Fähigkeit, den Pfad der Wahrheit einzuhalten. Dem Streben das Endziel, jene Erleuchtung, d. i. das Nirwana, zu erreichen, tritt das Karma, der Wille zum Leben, hindernd entgegen. Denn das Leben, das wir jetzt leben, ist nur eine einzelne Stufe auf der Leiter der Entwickelung des Einzelwesens, nur „eine Perle der ganzen wundervollen Schnur", und die Wiedergeburt erfolgt so lange, bis ein wirklich tugendhaftes Leben hinter uns liegt, worin das Karma, das Ergebniß alles Bösen in unserer Vergangenheit, gänzlich erschöpft ist: Unser Charakter ist unser Schicksal. Noch vor dem letzten Tode zieht der Mensch in Nirwana ein; erst hier kann er sämmtliche Leben überblicken. Das einzelne Leben lag im Sansara und glich einem Traum; und so wenig wir uns im Traumzustande der frühern Träume erinnern, so wenig kommt uns in einem Leben ein früheres zum Bewußtsein. Der Verfasser bekundet in seiner Ausführung großes Lehrgeschick; an der Hand von besonders in die Augen fallenden Ergebnissen der Naturwissenschaften gewinnt er den Eingang in die buddhistischen Lehren und bringt diese mit verwandten Sätzen der sokratisch-platonischen Weltweisheit und des Christenthums in Beziehung. Dabei sammelt sich das meiste Licht in den beiden Brennpunkten der gestellten Aufgabe; aber es fallen auch interessante Streiflichter in die eigene philosophische Gedankenwerkstätte des Verfassers, die uns seine Ansichten über gewisse moderne Anschauungen und Institutionen verrathen. Eine merkwürdige Vorliebe gibt Niemann für die Gall'sche Schädellehre zu erkennen. Die Einleitung des Schriftchens, in der er die neuesten naturwissenschaftlichen Errungenschaften heranzieht, ließ eigentlich erwarten, daß er an Stelle der Phrenologie die Functionen der Großgehirnrinde für seine Zwecke verwerthen würde; denn jene verhält sich zur Physiologie wie etwa die Alchemie zur modernen Chemie.

— In unserer Zeit der Kunstkrisen meldet sich auch ein evangelischer Pfarrherr zum Worte, und zwar einer, der einst selbst der Kunst eifrig obgelegen hat: H. Steinhausen will in seinem Schriftchen „Ueber christliche Malerei" (Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut) einen Beitrag zur Verständigung der Parteien liefern. Daher bespricht er im Eingange das Verhältniß des Christlich-Religiösen zum Wesen der Kunst sowol im negativen als im positiven Sinne. In der christlichen Kunst soll der erhabene und rührende Eindruck, den schon die Antike in ihren echtesten Leistungen auf das Gemüth bewirkte, noch eine Verstärkung erfahren: eine höhere Sehnsucht, ein lauterer Ruf an das Gewissen soll durch die christliche Kunst geweckt werden, und zwar läßt der Verfasser jedes Kunstwerk, das den Zwiespalt zwischen Erdenweh und dessen Heilung durch himmlische Gnade zwischen Sündennoth und göttlichem Erbarmen offenbart, als ein christliches gelten, auch wenn sein Inhalt nicht dem religiösen Gebiete entnommen ist. Giotto, die Eyck's, sowie die spätern Italiener, die im Dienste der Kirche standen, auch Dürer und Ludwig Richter verstanden ihre Zeit und kamen dem Volke nahe; in der Gegenwart aber sucht man vergebens nach Kunstwerken, die einen ähnlichen Einfluß auf die Gemüther ihrer Zeitgenossen auszuüben vermöchten. Auch auf die Elendmaler, Symbolisten und Ideenmaler kommt der Verfasser zu sprechen und gibt ihnen zu verstehen, daß alle diese Richtungen schließlich zum Religiösen führen — Weissagungen, die uns, wie noch einiges andere in dem gut gemeinten Schriftchen, nicht recht einleuchten wollen. Mit Recht fordert er von einer evangelisch-christlichen Kunst, daß ihr, wie jeder andern, eine starke Liebe zur Natur innewohne, ebenso macht er dem Künstler die tiefste Ehrfurcht vor allen Zeichen des Unsichtbaren zur Bedingung; denn kein Bildwerk vermöge das Heilige unmittelbar darzustellen. Hier stößt der Künstler auf ähnliche Schwierigkeiten und Hindernisse, wie bei jeder allegorischen Darstellung. Schließlich bezeichnet der Verfasser noch die Grenzen, die der bildenden Kunst auf religiösem Gebiete gesteckt sind und

versucht, wenn auch zweifelnd, einen Ausblick in die Zukunft. Soll die christliche Kunst, wie Steinhausen wünscht, ihre volle Wirkung auf die evangelischen Gemüther ausüben, dann müssen vor allem die Kirchen auch außer der Zeit des gemeinsamen Gottesdienstes dem einzelnen ihre Thore öffnen, sonst ist ein Sichversenken in die Werke der Kunst für viele von vornherein unmöglich.

— P. Hildebrandt weist in seinem Schriftchen „Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft" (Berlin, Amsler u. Ruthardt) auf die Bedeutung der Kunst für den gesammten Staatsorganismus hin und macht Vorschläge zur Hebung ihres Einflusses. Um die Kunst zum Gemeingut aller zu machen, muß von seiten der Gesellschaft oder des Staates, der diese darstellt, dafür Sorge getragen werden, daß schon auf die Jugend eingewirkt wird: durch das Theater („Theateranschauungsunterricht" und Schüleraufführungen), durch öffentliche und volksthümliche Musikpflege — der Verfasser erinnert mit Recht an die jedermann zugänglichen Concerte im Auslande —, durch Belebung des Zeichenunterrichts und durch Errichtung nationaler Kunstheimstätten, in denen die Theater unserer Geistesheroen durch Denkmäler und unvergängliche Frescobilder festgehalten werden.

— Wie sehr das Verlangen nach einer Reform des Zeichenunterrichts berechtigt ist, bezeugt unter anderm eine Broschüre von A. Heim, „Sehen und Zeichnen" (Basel, Benno Schwabe), und zwar ist es hier ein Geologe (ein Professor am Polytechnikum und an der Universität in Zürich), der mit knappen, aber energischen Strichen eine bessere Erziehung unseres Sehorgans vorzeichnet. Wol können die meisten eine einfache Melodie aus dem Gedächtnisse richtig wiedergeben, aber die Umrisse eines einzigen Höhenzuges nach der Erinnerung aufzuzeichnen, sind sie nicht im Stande; es fehlt ihnen die Uebung im bewußten Sehen, mit einem Worte „der Blick". Diese Fertigkeit bis zu einem gewissen Grade zu erlangen, bedarf es keineswegs einer besondern Gabe: der Hirt, der eine bestimmte Ziege unter Hunderten von weitem erkennt, der Jäger, der auch das ruhende Thier wahrnimmt, der Entomologe, der trotz der täuschendsten Farbenanpassung den Schmetterling vom herbstlichen Blatte unterscheidet, belehrt uns eines Bessern. Die Schule bildet zu einseitig das Denken und Sichvorstellen aus und vernachlässigt die Uebungen der Sinneswahrnehmungen: „Mancher funfzehnjährige Knabe kann z. B. das Bild eines Vogels nicht mehr zeichnen, das er vor jedem Zeichenunterrichte zu Stande brachte." Daher sollte das Zeichnen nicht als eine Dressur zu schönen Darstellungen, sondern als eine Schule des Sehens betrieben werden. Die technische Fertigkeit ist dabei Nebensache, sie ist als eine Schönschrift zur graphischen Sprache anzusehen. Damit stimmt er mit Hirth überein, der die Schulausstellungen technisch schön ausgeführter Zeichnungen als die Massengräber des Talents und der Natürlichkeit bezeichnet. Daß es unmöglich ist, einen unverstandenen Gegenstand richtig zu zeichnen, läßt sich jederzeit durch Beispiele aus Malerei (Gebirgslandschaften) und Plastik (der Löwe von Luzern) erhärten, und dennoch sehen wir noch heute Künstler, die das Naturstudium hintansetzen und ihre Phantasie als etwas Höheres ansehen. Der wahre Künstler ist Naturforscher, der bei allem Walten der Phantasie die Gesetze der Natur und damit auch das Auge des Anatomen, des Kenners der Thier- und Pflanzenwelt nicht verletzt.

— Schon zweimal (1893, Nr. 32; 1894, Nr. 8) haben wir empfehlend hingewiesen auf die von Theodor Flathe herausgegebenen „Deutschen Reden"; jetzt liegt mit dem zweiten Bande, der die Zeit von 1867 bis 1893 umfaßt, das Werk vollendet vor (Leipzig, F. W. von Biedermann, 1894). Der Herausgeber bezeichnet die Reden als „Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts", und das sind sie in der That. Denn sie führen dem Leser die wichtigsten Ereignisse der innern und äußern deutschen Geschichte lebendig und unmittelbar vor die Seele, sie zeigen ihm ihr Entstehen, die Kämpfe und Gegensätze, aus denen sie hervorgegangen sind. Die Auswahl ist mit großer Sachkenntniß getroffen; daß dabei auch Reden Bismarck's aufgenommen sind, obgleich diese in andern Ausgaben vorliegen, ist gewiß zu billigen; das Bild, das diese Sammlung bieten soll, wäre sonst sehr unvollständig. Der Herausgeber gliedert den Zeitraum in die drei Abschnitte: „1867—1871", „1872—1878", „1879—1893" und schickt jedem kurze Vorbemerkungen voraus, die über die wichtigsten Ereignisse orientiren. Daß die Reden ein „treffliches Hülfsmittel zur Belebung des Unterrichts an den höhern Lehranstalten" sind, ist zweifellos; fraglich kann nur sein, ob überall die zur Ausnutzung dieses Hülfsmittels nöthige Zeit vorhanden ist. Unsern Lesern empfehlen wir das Werk aufs wärmste.

— Nur mit Abneigung berichten wir das Erscheinen der uns zugesandten Schrift von Th. Vortmann: „Die Reform der Ehe" (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz], 1894). Die Verfasserin meint, daß die Ehe an allem Unheil und aller Noth der heutigen Gesellschaft schuld sei. „Die Ehe ist ein wunder Punkt, den man heilen muß." Frau, oder wahrscheinlich Fräulein Vortmann will also die Abschaffung der Ehe, d. h. der „Lebensdauer-Einehe", wie sie sich in ausnehmend geschmackvoller Terminologie ausdrückt. Dem Manne, besonders aber der Frau sei die Ehe schädlich; ja auch den Kindern sei sie nachtheilig! Das ganze Buch ist ein, übrigens nicht unamüsantes Gemisch von Utopien und Sophismen der extravagantesten Art.

Bibliographie.

Albrecht, A., Winckelmann contra Rembrandt als Erzieher. Anklam, Hermann Wolter. Gr. 8. 1 M.

Bernhard, Marie, Buen Retiro. Um meinetwillen. Die Freude. Drei Erzählungen. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Die Perle. Roman. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 4 M. 50 Pf.

Blei, F. Dr., Karl Henckel. Ein moderner Dichter. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 8. 50 Pf.

Borcke, H. v., Ein Reis vom alten Stamm. Erste Abtheilung: Junges Blut. Roman aus dem Leben. Berlin, Paul Kittel. Gr. 8. 5 M.

Giese, W. Dr., Kritik der Umsturzvorlage. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Walther. Gr. 8. 50 Pf.

Golter, W. Dr., Der Nibelunge Nôt. Dritte Auflage. Sammlung Göschen, Nr. 10 a. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Kl. 8. Geb. 80 Pf.

Gröger, Fanny, Adhimukti. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Hartleben, O. E., Meine Verse. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Henop, Chr. Prof. Dr., Kritik des Idealismus, des Materialismus und Positivismns. Altona, J. Harder Verlag. Gr. 8. 2 M.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1894—1895. Herausgegeben von Dr. Ma Wildermann. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 6 M.

Joachim, H. Dr. med., Die preußische Medicinaltaxe in ihrer historische Entwickelung. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 3 M.

Koch, K. Prof. Dr., Wie wird das Bewegungsspiel im Freien zur Volkssitte? Zwei Ansprachen. Braunschweig, Benno Goeritz. 8. 75 Pf.

Koch, M. Prof. Dr., Geschichte der deutschen Literatur. Zweite Auflage. (Sammlung Göschen, Nr. 31.) Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Kl. 8. Geb. 80 Pf.

Kupffer, E. v., Leben und Lieben. Gedichte. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 8.

Lothar, R., Kritische Studien zur Psychologie der Literatur. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). 8. 5 M.

Marshall, W., Der Bau der Vögel. Leipzig, J. J. Weber. 8. Geb. 7 M. 50 Pf.

Nansen, P., Julie's Tagebuch. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Paar, J., Weißdornblüten. Gedichte. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). 8. 2 M.

Palmé-Payssen, H., Die rothe Ulla. Roman aus der Gesellschaft. Zürich, Erfurt, Leipzig, Eduard Moos. 8. 3 M.

Schwann, M., Heinrich Emmanuel. Die Geschichte einer Jugend. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Seidel, H., Kinkerlitzchen. Allerlei Scherze. Leipzig, A. G. Liebeskind. 12. 1 M.

Stein, A., Deutschland. Ein Sommermärchen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). 12. 1 M. 50 Pf.

Strauß, A., Bulgarische Volksdichtungen. Wien, Carl Graeser. Gr. 8. 10 M.

Zimmermann, A. G., Tante Eulalia's Romfahrt. Leipzig, A. G. Liebeskind. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen
in
Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka
im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Carl Schuchhardt,

Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen.

Infolge der günstigen Aufnahme bei den Fachmännern und in den weiten Kreisen, welche, ohne die zahlreichen umfänglichen Werke Schliemann's zu lesen, dessen erfolgreiche Thätigkeit kennen lernen wollen, hat das Buch rasch eine zweite Auflage erfahren. Dieselbe berücksichtigt auch die letzten Ausgrabungen Schliemann's und ist durch neue Abbildungen bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.
Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften
Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie“, anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch“ allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. Unsere Kolonien: Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

„Ein herrliches Buch, das uns in classischem Deutsch unsere Kolonien vorführt. Es kann nicht fehlen, daß dieses treffliche Werk in jeder deutschen Familie, besonders aber in unsern Schulbibliotheken willkommene Aufnahme finden wird.“

Allgemeine Zeitung (München).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries
von
Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's
Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 24. — 13. Juni 1895.

Zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals.

Zu einem ähnlichen Fest wie 1869 bei Eröffnung des Suezkanals schicken sich die Culturvölker an. Es gilt der Vollendung eines Planes, der schon seit Jahrhunderten die Geister beschäftigt hat und der uns Deutsche viel unmittelbarer angeht als die unvergeßliche Großthat des Franzosen Ferdinand Lesseps. Dennoch haben außer der deutschen Nation an der Erschließung des Seewegs quer durch unser Holstein alle Völker ein Interesse, deren Schiffe aus dem britischen Kanal oder der südlichen Nordsee zur Ostsee steuern und umgekehrt, ja im Grunde nimmt die ganze Culturmenschheit an der Großthat Antheil, die wir im diesjährigen Mittsommer festlich begehen.

Denn wir feiern das Erklimmen einer neuen Stufe im Fortschritt des Bezwingens irdischer Natur. Die cimbrische oder jütische Halbinsel, wie wir Jütland sammt Schleswig-Holstein zu nennen pflegen, ist freilich als Verkehrshemmniß für die Schiffahrt nicht ebenbürtig mit Afrika, zu dessen Vermeidung für die Seeverbindung zwischen Europa einerseits, Südasien, Australien, Ostasien andererseits der Durchstich von Suez geschah. Indessen jener zungenförmige Halbinselvorsprung tritt doch immerhin gegen 500 Kilometer, also fast um die halbe Länge Italiens mitten aus der sonst ziemlich stracks westöstlich verlaufenden deutschen Küste nordwärts hervor, zwingt folglich die Schiffahrt zwischen Nord- und Ostsee zu großen nördlichen Umwegen, auf denen obendrein die bei Sturmwetter gefährlichen Untiefen um Skagens Horn und vor der „eisernen Küste" Westjütlands oft nicht zu vermeiden sind, und zerreißt vor allem die Küsten des Deutschen Reichs in einen baltischen und einen oceanischen Abschnitt, die von Natur wegen miteinander nur durch die dänischen Sunde verknüpft werden können.

„Corriger la nature!" lautet der muthige, nicht gerade ganz fromme französische Weckruf. Wenigstens stimmt er nicht recht mit der Anschauung, daß Gott die Erde genau so ausgestattet habe, wie er es für seine auf den Menschen bezüglichen Erziehungsabsichten für gut befunden. Insonderheit betreffs der Isthmuskanalisirung gab man selbst noch in der Heidenzeit unter Nero mindestens vor, an dieser kleinlichen Idee der Zuspitzung der ganzen Erdgeschichte auf den Menschen festzuhalten; als nämlich damals der begonnene Versuch eines Kanalbaues zwischen korinthischem und saronischem Busen infolge der Schwächlichkeit der technischen Mittel jener Zeit ins Stocken gerieth, machte man aus der Noth eine Tugend, indem man erklärte: es sei geboten, von dem vermessenen Unternehmen abzulassen, denn, hätten die Götter dort bei Korinth einen Seeweg gewollt, so hätten sie eben den Felsenriegel des Isthmus nicht geschaffen. Wie segensreich unfromm sind wir gegenüber diesen alten Heiden gewesen, daß wir rüstig Hand anlegten, die Schranke der cimbrischen Halbinsel in ihrem südlichen Halstheil für unsern Bedarf zu beseitigen, dadurch Tausenden fleißiger Arbeiter jahrelang guten Verdienst schufen und ein Werk zu Stande brachten, das in unermeßliche Zeitfernen Segen stiften wird in weitesten Kreisen, voran im deutschen Vaterland!

Schon vor einem halben Jahrtausend öffnete man der Flußbootfahrt einen Weg von der Ostsee zur Nordsee: mittels des Stecknitzkanals gelangen seitdem flachgehende Fahrzeuge von der Lübecker Trave in die Delvenau und somit bei Lauenburg in die Elbe. Cromwell plante dann einen Kanal, der es Seeschiffen ermöglichen sollte, von der Elbmündung aus quer durch das Land die mecklenburger Küste zu erreichen, was am besten beweist, daß ein Durchstich im Süden der jütischen Halbinsel schon damals als eine Sache von internationaler Bedeutung betrachtet wurde. Von allen den verschiedentlichen Entwürfen der letzten Jahrhunderte, brauchbare Kanallinien zwischen Nord- und Ostsee zu schaffen, sei es durch Holstein oder durch Schleswig (wo die Halbinselbreite sich am stärksten zusammenzieht), kam jedoch nur derjenige zur Ausführung, der die Eider, diesen einzigen für etwas

größere Schiffe fahrbaren Fluß Schleswig-Holsteins zu benutzen gedachte. Seit 1784 fahren in der That bereits nicht nur Kähne, sondern auch Küstenfahrzeuge zwischen den beiden Meeren durch das Land, da der Eiderkanal den Oberlauf der Eider von Rendsburg aus mit der kieler Bucht in offene Wasserverbindung gesetzt hat. Freilich war das nur ein Schleusenkanal, denn die Boote mußten in Schleusenkammern von der Niveauhöhe des Ostseespiegels auf die des rendsburger Flußspiegels der Eider emporgefördert werden, dabei auch nur ein Kanal von 3,5 Meter Tiefe! Wol hat trotzdem dieser Kanal gute Dienste geleistet, wurde er doch letzthin durchschnittlich von 4000—4500 Fahrzeugen im Jahr benutzt. Indessen der Großschiffahrt vermochte er nicht zu dienen. Diese verlangte eine ungleich größere Tiefe und Breite, namentlich aber, um unliebsamen Zeitverlust zu meiden, Freiheit von innern Schleusen, folglich einen Ausbau gleich dem des Suezkanals in Seespiegelhöhe.

Diesen Anforderungen entspricht erst der nunmehr vollendete Nord-Ostsee-Kanal, der in einer Ausdehnung von 99 Kilometern den Ausgangspunkt des alten Eiderkanals bei Holtenau an der kieler Bucht mit der Elbmündung bei Brunsbüttel ostwärts von Cuxhaven verbindet. Bereits die im Jahre 1848 eingesetzte provisorische Regierung von Schleswig-Holstein hatte diesen Kanalbau in Aussicht genommen; dann nahm der hamburger Rheder Dahlström den Plan wieder auf und ließ eingehende Vorarbeiten über dessen Ausführbarkeit von Baurath Boden vornehmen. Auf dieser Grundlage erhob der Deutsche Reichstag endlich am 16. März 1886 die Ausführung des Kanals zum Gesetz.

Was daraufhin geschaffen worden, ist ein dauerndes Ehrendenkmal der Leistungsfähigkeit unserer Nation. Der Durchstich erforderte eine Erdausschachtung von 64—65 Millionen Kubikmeter, wofür allein ein Arbeitslohn von 71 Millionen Mark zu zahlen war. Bei einer Spiegelbreite von 60 Metern, einer Sohlenbreite von 22 Metern zwischen sanft geneigten Böschungen und einer Tiefe von 8,5 Metern gestattet der gewaltige Wasserweg von mehr denn 36 Millionen Kubikmetern Wasserführung den größten Handelsschiffen wie den mächtigen Panzerkolossen unserer Kriegsmarine Fahrt von einem zum andern Meer ohne die geringste Unterbrechung und genügenden Spielraum zum wechselseitigen Ausweichen bei der Begegnung (für das Ausweichen der größten Panzerfregatten ist der Kanal an sechs Stellen mit entsprechenden Verbreiterungen versehen). Zwar hatte der Ausbau keine Gebirge zu durchschneiden, doch aber mit andern Bodenhindernissen zu kämpfen, besonders hinter dem brunsbütteler Eingang mit dem wasserdurchtränkten Moorboden, wo ungeheuere Sandaufschüttungen bis auf den festen Untergrund des Moores nöthig wurden; hier verläuft der in die Sandschüttung eingetiefte Kanal stellenweise höher als das umliegende Gelände, also zwischen Dammleisten. Zwischen Wittenbergen und Rendsburg zieht der Kanal in der Landesmitte längs der Eider, ja theilweise in deren eigenem (vertieften und geradegestreckten) Bett; hier galt es Schleusenschutz gegen das durch die Nordseegezeiten tagtäglich um etwa Meterhöhe wechselnde Gewässer der Eider. Bei dem Schlußstück des Kanals von Rendsburg nach Holtenau, der also die ungefähre Richtung des Eiderkanals einhält (nur mit Geradstreckung seiner weitesten Ausbiegungen), war wieder mit der Thatsache zu kämpfen, daß die Spiegelhöhe des neuen Kanals um 7 Meter tiefer zu liegen kam als diejenige der Wasserflächen bei Rendsburg und des mitgetroffenen Flemhuder Sees. Die Stadt Rendsburg mußte daher für das vom Kanalbau erwirkte Versiegen ihrer Brunnen hoch entschädigt werden, den um die 7 Meter erniedrigten Flemhuder See aber umzog man mit einem Ringdamm, der auf seinem Scheitel in einem Ringkanal die bisherigen Zuflüsse des Sees aufnimmt, um den umliegenden Gütern aus ihm das nöthige Wasser zu liefern, den Wasserüberschuß aber in einem 7 Meter hohen Wasserfall dem See zuzuführen.

Eine Schleusendoppelkammer befindet sich an beiden Enden des Kanals zum Schirm gegen die wechselnden Wasserstände der beiden Meere. Die Schleusenthore des baltischen Eingangs werden nicht häufig geschlossen zu werden brauchen, denn die Ostsee hat fast keine bemerkbare Ebbe und Flut, erleidet daher nur durch anhaltenden stärkern Wind oberflächliche Wasserverschiebungen von einer zur andern Küste, folglich zeitweilige Spiegelschwankungen, auf die man immerhin gerüstet sein muß, wie die argen Ueberschwemmungen der Ostküste Holsteins bei Nordoststurm noch in den letzten Jahren gezeigt haben. Dagegen müssen die Schleusenthore beim brunsbütteler Eingang alltäglich ihre Riesenflügel öffnen und schließen, um den Kanalspiegel gegen das Steigen bei Flut, gegen das Sinken bei Ebbe und das Kanalwasser gegen das sonst aus beidem folgende Hin- und Herfluten zu bewahren. Gespeist wird somit der Kanal allein von Ostseewasser und dem aus dem Flemhuder See kommenden Eiderwasser. Das ist insofern ein (leider nicht zu vermeidender) Uebelstand, als das auf diese Weise nur sehr wenig salzige Kanalwasser leicht gefrieren wird, und unglücklicherweise zieht gerade die Frostisotherme des Januar von 0°, welche das frostfreie Westeuropa im Osten abgrenzt, durch die Nordsee vor der Westküste der jütischen Halbinsel hin. Es muß sich erst noch herausstellen, ob die Eisbrecher im Stande sein werden, die auf dem stehenden Kanalwasser um so leichter sich bildende Eisdecke immer mit dauerndem Erfolg aufzubrechen. Sonst könnte uns das für den Kriegsfall den Nutzen des Kanals zeitweise illusorisch machen.

Gerade aber vom defensiven Gesichtspunkt aus leuchtet die Bedeutung unsers holsteiner Seewegs einem jeden ein. Wir brauchen von nun ab nicht mehr zu fürchten, daß wir bei einem auf unsern beiden Küstenmeeren auszukämpfenden Seekrieg (etwa gelegentlich des Doppelangriffs von Rußland und Frankreich) dem einen Gegner nur un-

sere baltische Kriegsflotte entgegenwerfen können, dem andern nur die der Nordsee, daß uns im entscheidenden Augenblick die Zeit oder (bei feindlicher Haltung Dänemarks) überhaupt die Möglichkeit fehle, unsere Flottenhälften zum vereinten Schlagen auf einen Ort zu sammeln. Vielmehr werden wir fortan bei jedwedem Kampf um unsere Küsten allezeit — den Fall der Uebereisung des Kanals abgerechnet — unsere gesammte Kriegsflotte durch Ost- oder Westschiebung auf den Punkt der Entscheidung zu concentriren vermögen mit derselben Schnelligkeit beinahe wie durch die Eisenbahnen unsere Landarmee und ohne deutsches Gebiet oder deutsche Küstenmeere zu verlassen.

Indessen der Segen, den der neue Kanal für Friedenszeiten bringt, ist doch jedenfalls der überwiegende, zugleich der, welcher nicht allein uns zu gute kommt. Jedes Schiff, das von den baltischen Küsten nach Mitteleuropas Nordseeküsten, nach Mittel- oder Südengland oder durch den britischen Kanal hindurch fernere Ziele verfolgt, erspart von jetzt ab den zeit- und geldraubenden, dazu so gefährlichen Umweg durch Kattegat und Skagerrack, gleichviel ob es fährt unter deutscher, russischer, finnischer, schwedischer Flagge. Und der nämliche Vortheil gilt selbstverständlich für alle Seefahrten in der umgekehrten Richtung aus dem jetzt so massenhaft befahrenen nordatlantischen Becken durch den Kanal oder blos über die Nordsee herüber nach der Ostsee. Erst von der newcastler Breite gen Norden ziehen die Seestraßen nach baltischen Gestaden kürzere Linien, wenn sie um das böse Horn von Skagen statt durch unsern wettergeschützten Seekanal führen. Am größten natürlich ist die Wegersparniß durch den Kanal für diejenigen Seefahrten, deren Anfangs- und Endpunkt dem neuen Kanal am nächsten liegen, die folglich bisher um Skagen herum den spitzesten Winkel beschreiben mußten. Also gerade unsere eigenen Küstenstädte werden von dem großartigen Nationalunternehmen den Hauptvortheil ziehen für Handel und Verkehr. Verkürzt sich doch nunmehr der Weg zwischen Kiel und Wilhelmshaven um volle 238 Seemeilen (441 Kilometer)! Und was an Schiffen und Ladung — von Menschenleben ganz zu schweigen — durch die erschlossene Meerespforte vor Verlust bewahrt bleibt, das mag daraus ersehen werden, daß allein in den Jahren 1873—87 an Versicherungswerth für Einbuße an untergegangenen oder verletzten Schiffen und vernichteter Ladung auf der Strecke Arkona-Emden ausgezahlt wurden rund 26 Millionen M.!

Auch wenn das glänzende Fest der Kanaleröffnung längst verrauscht ist, wird sich ein unabläßlicher, lebensvoller Strom des Menschen- und Güterverkehrs durch unser bisher meist so idyllisch ruhiges holsteiner Land mit seinen grünen Wiesen und feisten Rindern über den blanken Spiegel dieses Kanals ergießen. Eine neue Weltverkehrsader wird hier ohne Unterlaß den Austausch zwischen Ost und West geschäftig fördern unter den hohen Brücken hindurch, welche für die den Kanal kreuzenden vier Eisenbahnen bestimmt sind, darunter die bei Grünthal mit einer Spannweite von 156,5 Metern und die bei Levensau, die mit einer solchen von 163 Metern den Ruhm hat, die am kühnsten gespannte Brücke in ganz Deutschland zu sein! Man rechnet, daß künftig höchstens etwa noch $^1/_6$ der regelmäßigen Dampferfahrten zwischen Nord- und Ostsee um Skagen gehen werden, daß im ganzen, Dampfer und Segler zusammengerechnet, jährlich ungefähr 24000 Schiffe mit 7,685000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) unsern Nord-Ostsee-Kanal benutzen mögen. Für das Durchziehen der Segelschiffe durch den Kanal hält man 24 große Schleppdampfer in Bereitschaft. Um nicht durch zu hohe Gebührenforderung die Schiffe vom Aufsuchen des Kanals zurückzuschrecken, will man sich auf Erheben einer Abgabe von 75 Pf. für jede Tonne Ladung beschränken. Das gäbe bei obigem Tonnenansatz nur eine Jahreseinnahme von 5,773,750 M. Dem steht gegenüber eine Ausgabe

für jährliche Verzinsung des Baukapitals (von 156 Millionen M. zu $3^1/_2$ Procent) von . . . 5,460000 M.
und für jährliche Verwaltungskosten von 1,900000 „
zusammen 7,360000 M.

Sonach ergäbe sich ein jährliches Deficit von mehr als $1^1/_2$ Million M. Aber selbst wenn der Kanal nicht fürs erste so viel einbrächte, wie wir nach den auf ihn verwandten Unkosten wünschen müßten, er wäre uns Deutschen trotzdem von unermeßlichem Nutzen! Denn er spart uns nicht blos unberechenbare Millionen in der Weiterentwickelung unserer Kriegsmarine, sondern er verbürgt uns auch eine außerordentliche Hebung unserer sämmtlichen Ostseeküsten, mittelbar folglich auch ihres Hinterlandes, kurz unseres ganzen Nordostens. Hafenplätze wie Lübeck, Stettin, Danzig kommen ja nun in die denkbar nächste Fühlung mit den oceanischen d. h. den größten Welthandelsstraßen. Mit der Verbilligung der An- und Ausfahrten dortselbst wird sich Ein- und Ausfuhr, das ganze wirthschaftliche Leben überhaupt erfreulich heben; das ganze baltische Becken wird von diesem Juni ab in eine frischere Fühlung mit dem Weltverkehr treten, ähnlich wie es dem Mittelmeer seit 1869 geschah durch den Suezkanal. Und was mag erst sich entfalten, wenn keine elende Fractionspolitik mehr den Ausbau unseres Dortmund-Ems-Kanals versagt, und die rheinisch-westfälischen Schätze an Kohle und Eisen billiger bis an die Ostsee gelangen als die englischen!

Alfred Kirchhoff.

Aus der neuesten historischen Literatur.

1. Gregor VII., sein Leben und Wirken, dargestellt von Wilhelm Martens. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 16 M.

Mitten in den gewaltigen Kampf, der im Mittelalter zwischen Staat und Kirche ausgefochten worden ist und mit seinen Folgen und Wirkungen bis in die Gegenwart hineinragt, versetzt uns dieses Werk. Der gewaltige Mann, der zuerst die hierarchischen und hierokratischen Ideen der mittelalterlichen Kirche zu einem umfassenden Systeme verdichtete und dieses System in die Wirklichkeit zu übertragen den kühnen Versuch machte, Papst Gregor VII., bildet den Mittelpunkt der Darstellung dieses Werkes, dessen Ergebnisse auch für das größere Publikum von hoher Bedeutung sind.

Mit nie erlahmendem psychologischen und historischen Interesse hat sich die historische Forschung immer und immer wieder mit der großen geschichtlichen Gestalt dieses gewaltigen Kirchenfürsten beschäftigt, der den weltgeschichtlichen Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum zum ersten male in voller Schärfe und Klarheit zum Ausbruch brachte. Je nach der persönlichen Stellung der Forscher ist Gregor VII. bald in den schärfsten Ausdrücken verurtheilt, bald über alles Maß hinaus gelobt worden; nur Wenigen ist eine völlig objective Würdigung seines Wirkens, eine volle geistige Durchdringung seines hierarchischen Systems gelungen. Zu diesen Wenigen darf der Verfasser des vorliegenden Werkes gerechnet werden. Eben weil die Urtheile der neuern Forschung über Gregor VII. so sehr weit auseinandergehen, hielt es der Verfasser mit Recht für geboten, sie noch einmal auf das Eingehendste an der Hand der vorliegenden Originalquellen einer genauern Controle und Nachprüfung zu unterziehen. Er hat sich dabei nicht damit begnügt, diese Nachprüfung nur auf den äußern historischen Verlauf der Wirksamkeit des großen Kirchenfürsten zu erstrecken, er hat vielmehr mit ganz besonderer Vorliebe an der Hand sämmtlicher erhaltener schriftlicher Aeußerungen Gregor's namentlich auch dessen hierokratische Doctrin und Praxis einer ungemein sorgfältigen und scharfsinnigen Untersuchung unterzogen, die eigentlich zum ersten male ein wirklich erschöpfendes und in allen wesentlichen Zügen zutreffendes Bild der reichen Gedankenwelt Gregor's entwirft, welches ohne jede Voreingenommenheit nach der einen oder andern Seite, ohne jedes Hineintragen der modernen kirchenpolitischen Gegensätze rein historisch-genetisch aufgebaut ist. Der Verfasser ist dabei auf Grund eingehendster Specialforschungen sehr oft zu Ergebnissen gekommen, welche von denen seiner Vorgänger nicht unerheblich abweichen. Gewiß werden seine Anschauungen nicht in ihrer Gesammtheit die Billigung der Fachgenossen finden, vielmehr an einigen Stellen sogar lebhaften Widerspruch hervorrufen, im großen und ganzen aber wird man seiner Arbeit die Anerkennung nicht versagen können, daß sie mit umfassender Beherrschung und scharfsinniger Verwerthung des gesammten umfassenden Materials und mit dem rühmlichsten Streben nach Objectivität geschrieben ist. Natürlich ist es völlig unmöglich, an dieser Stelle auch nur auf die hauptsächlichsten Ergebnisse dieses auf jahrelangen emsigen Quellenstudien beruhenden Werkes im einzelnen einzugehen; für den Leserkreis dieses Blattes am interessantesten dürfte die Thatsache sein, daß der Verfasser in Bezug auf das Ereigniß in Canossa sich der Ansicht derer anschließt, welche in diesem Vorgange zwar eine vorübergehende tiefe Demüthigung des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., sachlich aber einen entschiedenen Erfolg seiner Politik, einen unzweifelhaften Miserfolg für die Endziele der päpstlichen Politik und für die Bestrebungen der deutschen Gegner des Kaisers sehen. Mit der bis vor kurzem herrschend gewesenen entgegengesetzten Ansicht dürfte durch die Untersuchungen des vorliegenden Werkes endgültig aufgeräumt sein.

Wenn so diesem Werke vom Standpunkte der historischen Forschung unzweifelhaft ein hoher und bleibender Werth zukommt, so muß es um so mehr bedauert werden, daß einer weitern Verbreitung seiner Hauptergbnisse die Form der Darstellung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen wird. Der Verfasser hat Untersuchung und Darstellung so gut wie gar nicht voneinander getrennt, die erstere vielmehr unmittelbar in die letztere hineingearbeitet, so daß eine Uebersicht der endgültigen Ergebnisse sehr schwer, für den Laien aber gar nicht zu gewinnen ist, da mitten in der Darstellung fortwährend die schwierigsten Specialquellen-Untersuchungen stehen, welchen man ohne sichere Beherrschung der historischen Methode gar nicht zu folgen im Stande ist. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Verfasser sich entschlösse, neben diesem nur für die Fachgenossen brauchbaren Werke eine kurze, die Ergebnisse seiner Forschungen in lesbarer und übersichtlicher Form zusammenfassende Darstellung des hochwichtigen Gegenstandes zu geben. Dann erst würde seine Arbeit ihre volle Wirkung zu entfalten im Stande sein.

Mit einer erheblich spätern Periode des mittelalterlichen Papstthums beschäftigt sich der jetzt abgeschlossene in zweiter Auflage vorliegende zweite Band eines umfassenden Werkes über die Geschichte der Päpste, dessen erster Band vor mehrern Jahren erschienen ist:

2. Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchives und vieler anderer Archive bearbeitet von Dr. Ludwig Pastor. Zweiter Band. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV. Zweite, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1894. Gr. 8. 10 M.

Der Verfasser dieses grundgelehrten, auf den umfassendsten und mit größter Umsicht unternommenen archi-

valischen Studien beruhenden Werkes ist Katholik und macht aus dem streng kirchlichen, von der unbeschränkten Machtfülle des Papstthums durchdrungenen Standpunkte den er einnimmt, kein Hehl, allein er ist doch weit entfernt von der einseitig verrannten, eine wirklich objective Erforschung der Thatsachen nahezu völlig ausschließenden Auffassung vieler seiner Glaubensgenossen, die ihren bezeichnendsten Ausdruck in Johannes Janssen's „Geschichte des deutschen Volkes" gefunden hat. Wol tritt auch bei Pastor in der Beurtheilung der Ereignisse seine persönliche Anschauung mit voller Deutlichkeit, oft auch mit schroffer Einseitigkeit hervor; durchdrungen von der Nothwendigkeit einer strengmonarchischen Organisation der Kirche steht er den für die Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts so entscheidend wichtigen conciliaren Bestrebungen, steht er vor allem den damaligen Gegnern des Papstthums, einem Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, und namentlich einem Gregor von Heimburg entschieden feindlich und deswegen befangen, zuweilen auch verständnißlos gegenüber, aber auf der andern Seite zeigt er doch in der Erforschung und kritischen Verwerthung der Quellen überall da, wo es sich nicht um Lehre und System der Kirche, sondern um bestimmte concrete Zustände und Persönlichkeiten handelt, ein so redliches und eifriges Bestreben nach Objectivität, daß auch der Gegner aus seiner Forschung wie aus seiner Darstellung die mannichfachste Anregung und Belehrung schöpfen kann. So unbedingt er theoretisch für die volle Aufrechthaltung der päpstlichen Machtstellung und ihrer Unantastbarkeit ist, so unbefangen und gerecht würdigt er doch die einzelnen Träger der päpstlichen Machtvollkommenheit, ohne ihre Fehler, Versehen und schweren Misgriffe irgendwie zu bemänteln. Freilich würden in einem von einem Protestanten oder einem minder strengkirchlich Gesinnten geschriebenen Werke diese Schattenseiten, namentlich die gerade in der von ihm geschilderten Epoche sich stetig steigernden kirchlichen Misbräuche nachdrücklicher und klarer hervorgehoben worden sein, aber ein grundsätzliches Bestreben, sie zu verschweigen oder zu beschönigen, wie es von Johannes Janssen so virtuos gehandhabt wird, tritt doch in dem Pastor'schen Werke selten oder nie zu Tage. Wol aber verdanken wir ihm über die von ihm behandelte Epoche, welche die für die kirchliche Entwickelung so entscheidende Zeit von 1458 bis 1484 umfaßt, eine fast unübersehbare Fülle neuer Aufschlüsse im einzelnen, welche er aus den mit emsigstem Fleiße durchforschten Archiven gewonnen hat. Vier enggedruckte Seiten umfaßt allein das Verzeichniß der benutzten Archive und Handschriftensammlungen; und daß er daneben auch im umfassendsten Maße die ältere und neuere gedruckte Literatur über seinen Gegenstand herangezogen hat, beweisen die Titel der wiederholt citirten Bücher, welche volle siebenundzwanzig Druckseiten umfassen. Schon aus diesem Grunde, d. h. wegen der massenhaften Verwerthung des einschlägigen Quellenmaterials wird das Werk von keinem Forscher, der sich nach Pastor mit dieser Periode der Kirchengeschichte beschäftigen wird, unberücksichtigt bleiben dürfen. Aber auch der Nichtfachmann wird es mit Vergnügen und mannichfacher Anregung lesen, da es in gefälliger und wohldurchdachter Form geschrieben ist; nur wird er sich bei der Beurtheilung der Gesammtauffassung immer den persönlichen Standpunkt des Verfassers gegenwärtig halten müssen. Jedenfalls aber steht das Werk in seiner Gesammtheit mit seinem trotz aller Einseitigkeiten doch deutlich hervortretenden Streben nach historischer Wahrheit in wohlthuendem Gegensatz zu den fanatischen Geschichtsentstellungen vieler ultramontaner Heißsporne, welche in den letzten Jahren erschienen sind und nur Verwirrung statt Klarheit in die historischen Anschauungen unserer Zeit gebracht haben.

Dem Gegenstande nach nahe verwandt, aber in der Art der Behandlung und nach dem verfolgten Ziele grundverschieden von diesem Werke ist ein Buch, welches sich als eine Vorstudie zu einer Lutherbiographie darbietet und in diesem Rahmen eine zusammenfassende Darstellung nicht allein der kirchlich-religiösen Anschauungen, sondern der gesammten Weltanschauung des Mittelalters entwirft:

3. Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie. Von Arnold E. Berger. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1895. 8. 5 M.

Das Werk will nicht eigentlich als eine gelehrte Leistung im engern Sinne betrachtet werden, d. h. es verfolgt nicht den Zweck, auf Grund der Heranziehung neuer Quellen oder erneuter kritischer Prüfung derselben neue historische Thatsachen festzustellen, sondern es ist, wenn wir so sagen sollen, mehr eine geschichtsphilosophische Leistung, eine Schilderung der geistigen und culturellen Grundlagen, auf denen sich das große Werk der Reformation gleichsam mit geschichtlicher Nothwendigkeit aufbaute. Der Verfasser ist dabei mit Recht von der Auffassung ausgegangen, daß die Aufgabe der Reformation keineswegs blos eine kirchliche war, sondern daß sie im innigsten Zusammenhang mit der ganzen geistigen, insbesondere mit der nationalen Entwickelung der vorangehenden Jahrhunderte gestanden hat, daß sie nicht blos auf kirchlichem Gebiete, sondern überhaupt dem Individualismus gegenüber der strengen hierarchischen Gebundenheit des Mittelalters zum Siege verholfen hat. Von diesem Gesichtspunkte aus entwirft der Verfasser ein glänzendes und geistvolles Bild von der Entwickelung des Nationalbewußtseins und von dem allmählichen Emporkommen des Individualismus gegenüber der geschlossenen kirchlichen Weltanschauung des Mittelalters, zeigt, wie die letztere durch das Emporkommen des humanistischen Individualismus allmählich zersetzt wurde und in sich zusammenbrach, und verfolgt dann im Anschluß hieran speciell die Epochen des mittelalterlichen Christenthums, deren er drei unterscheidet: 1) die civilisatorisch-missionelle; 2) die politisch-hierarchische; 3) die christlich-sociale

Epoche. In der Durchführung dieser geschichtsphilosophischen Gedanken im einzelnen berührt sich der Verfasser mehrfach, wie natürlich, mit den grundlegenden Ideen, welche Heinrich von Eicken in seinem tiefdurchdachten Werke: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“ niedergelegt hat, ohne indeß je in directe Abhängigkeit von ihm zu verfallen. Vielmehr zeigt der Verfasser eine auf tiefer Durchdringung der historischen Erscheinungen beruhende ebenso selbständige als geistvolle Auffassung, welche die Lektüre seines Werkes in hohem Maße anregend und genußreich macht.

Georg Winter.

Gotter und die deutsche Bühne.

Es wäre ein großer Irrthum, die deutsche Geisteswelt des ausgehenden 18. Jahrhunderts für frei von französischem Einfluß zu halten. Selbst Goethe und Schiller sind bewußt und unbewußt bald hier bald da in französischen Bahnen gewandelt, viel mehr als wir uns gewöhnlich vorstellen. Und in den mittlern geistigen Schichten der Nation war eine große Zahl geringerer Geister wirksam, die von Haus aus an französischer Dichtung gebildet, nur kurze Zeit mit dem Geniewesen geliebäugelt hatten und schleunigst wieder das stillere französische Fahrwasser aufsuchten, als Goethe und Schiller sich aus dem Bedürfniß nach männlicher Ruhe und schöner Gelassenheit von Shakespeare zu Sophokles wandten. Besonders die Bühne, Schauspieler wie Theaterdichter, haben auch damals zum allergrößten Theile unter französischem Einfluß gestanden; hier strafte es sich, daß die Genies in ihren Shakespearischen Tragödien und Ritterdramen das Bühnengemäße so schnöde verachtet hatten, hier behielt das von jeher fürs Theatralische besonders begabte romanische Wesen das Feld. Diese Wirkung der französischen Dramatik spielt sich zwar auf halber Höhe der deutschen Geistescultur ab, aber sie hat eben darum desto breitere Schichten beeinflußt, und auch nach oben hin ist sie zu spüren. Das bedeutendste Beispiel dafür bietet die Thätigkeit Friedrich Wilhelm Gotter's.

Wer sich noch vor kurzem über Gotter's Beziehungen zur Bühne genauer hätte unterrichten wollen, hätte bei der Geschichtschreibung der deutschen Literatur vergeblich angefragt. Ein vollständiges Bild von seinem Leben und Wirken hat jetzt zum ersten mal Rudolf Schlösser*) im zehnten Bande von Litzmann's „Theatergeschichtlichen Forschungen“ gegeben. Es ist das beste und ausgereifteste, was bisher in diesen Forschungen veröffentlicht worden ist: der biographische Theil legt das nöthige Gewicht auf eine gute Schilderung von Zeit und Umgebung, und die Behandlung von Gotter's Werken zieht überall verbindende Fäden nach ihren Ausgangspunkten und den Endpunkten ihrer Wirksamkeit, sodaß der Leser gut in das geistige Getriebe der Zeit versetzt wird.

Gotter hat nicht viel erlebt. Bis zum siebzehnten Jahre ist er, das begabte Kind einer angesehenen thüringer Familie, in seiner Vaterstadt Gotha aufgewachsen, deren Hof die wackern Residenzler weniger durch seine fridericianische Gesinnung als durch seine französische Bildung beeinflußte. Von dem französischen Privattheater des Hofes wird erzählt, es sei nicht nur der Stolz der Gothaer gewesen, sondern habe auch im Siebenjährigen Kriege das bewundernde Erstaunen der französischen Offiziere erregt; welchen Schimmer wird vollends die Kinderseele Gotter's um die bei Hofe gepflegte französische Kunst gewoben haben! Obendrein sorgte der Vater dafür, daß das Hauptgewicht in dem Privatunterricht des Sohnes auf die Kenntniß der französischen Sprache und Literatur gelegt wurde; war es da ein Wunder, wenn der Knabe schon früh aufing, das ererbte Geschick, Verse zu machen, an kleinen dramatischen Versuchen in französischer Sprache zu erproben?

Im Jahre 1763 verließ er das Aelternhaus und die Heimat und hat bis 1772 ein äußerlich nicht unbewegtes Leben geführt. Drei Jahre studirte er in Göttingen Jura, fand dann eine Anstellung in Gotha als Archivar, ging aber bald als Legationssecretär nach Wetzlar, verlebte darauf zwei weitere Jahre in Göttingen als Hofmeister, reiste mit seinen Zöglingen in ihre Heimat in die Oberlausitz, stellte sich nach einem längern Aufenthalt in Leipzig wieder in Gotha ein, ging abermals zwei Jahre nach Wetzlar und wurde schließlich in seiner Vaterstadt endgültig durch eine Anstellung im Concipirdepartement der herzoglichen geheimen Kanzlei gefesselt. Aber seine innere Entwickelung entspricht diesem mannichfaltigen Wechsel weder an Reichhaltigkeit noch an Tiefe. Göttingens geistige Atmosphäre war von England her beeinflußt, trotzdem erfahren wir über Gotter's poetische Thätigkeit in seinen Studentenjahren nur, daß er Dramen von Corneille bearbeitete. Und während seiner Hofmeisterjahre faßte er hier mit Boie den Plan, dem pariser „Almanach des Muses“, einer jährlich erscheinenden Blumenlese flüchtiger Gedichte, ein deutsches Gegenstück zu geben. Selbst das genialische Treiben um ihn während seines zweiten wetzlarer Aufenthaltes hat ihn den alten Göttern nicht untreu gemacht, so fröhlich er sich ihm auch ergab, so gewandt und munter er sich an der bekannten Tafelrunde des zum Ritterstaate umgemodelten Bierstaates betheiligte, und so leicht er sich damals bestimmen ließ, sich der englischen Empfindsamkeit zu nähern: auf jene Zeit gehen

*) Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im achtzehnten Jahrhundert von Rudolf Schlösser. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Professor Berthold Litzmann. X. Band.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1895. Gr. 8. 7 M.

Goethe's Worte über Gotter in „Dichtung und Wahrheit": „Er befleißigte sich der französischen Eleganz und freute sich des Theils der englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt."

Das einzige, was Gotter in all diesen Wanderjahren stark angezogen und immer wieder mit neuer Kraft beschäftigt hat, ist die Bühne. Als junger göttinger Student begeisterte er sich an den Aufführungen der Ackermann'schen Truppe (Ekhof und Bök waren damals ihre hervorragendsten Mitglieder), noch am Ende seines Studiums besuchte er das nahe Kassel, wo ihn zwar die Oper und das Lustspiel nicht befriedigten, aber dafür das Ballet um so mehr entzückte, und als er bei seinem ersten wetzlarer Aufenthalt Gelegenheit hatte, die Lepper'sche Truppe zu sehen, folgte er auch hier den Vorstellungen mit ganzer Seele, ja sein Freund Kestner, der Werther-Kestner, berichtet, daß die Gesellschaft „von der Zurechtweisung des (einundzwanzigjährigen) Herrn Gotter's sehr großen Nutzen gezogen habe". Als diese Truppe schied, verfaßte er für sie eine „Abdankungsrede", die seinen Lebensgedanken, Schauspielkunst und Schauspielerstand zu heben, zum ersten mal deutlich ausspricht, und als sich während seines zweiten wetzlarer Aufenthaltes die alte Ackermann'sche, nun Seyler'sche Truppe in Wetzlar einfand, näherte er sich auch dieser Gesellschaft so rasch und entschieden, daß gleich ihre erste Vorstellung mit einem von ihm eigens gedichteten Epilog beschlossen werden konnte.

Was alle diese wandernden Gesellschaften ihrem Publikum vorführten, stammte zum größten Theil aus Frankreich. Mit Racine's „Iphigenie" war Ackermann am 14. Juli 1764 in Göttingen eingezogen, mit „Sidney" von Gresset nahm Seyler am 18. September 1771 von Wetzlar Abschied. Von deutschen Dichtern waren in der Regel nur Lessing und Weiße damals meist ungefähr gleich geschätzt, auf dem Repertoire zu finden. Das entsprach genau Gotter's Geschmack. Auch er bewunderte die Minna, Miß Sara Sampson, aber welche Urtheilskraft hinter dieser Bewunderung steckt, wird klar dadurch, daß er eben auch Lessing in einem Athem mit Weiße preist, und beiden zog er Voltaire und Racine vor. Noch mehr als diese Uebereinstimmung des Geschmacks mußte ihn der eigene Trieb zu schauspielern in Theaterkreisen heimisch machen, und endlich brauchte er die Fühlung mit den Schauspielern seit seinem zweiten wetzlarer Aufenthalt auch für die Aufführung seiner Dichtungen: in die frohe wetzlarer Zeit fallen Gotter's erste vollständige Bearbeitungen französischer Dramen und Singspiele, und im August 1771 erschien sein Trauerspiel nach Belloy „Gabrielle de Vergy" unter lebhaftem Beifall auf der Bühne.

All diesem Theatergetriebe, dem Leben und Dichten für die Bühne und dem Verkehr mit den Schauspielern, schien Gotter's plötzliche Abreise von Wetzlar im September 1772 und seine endgültige Anstellung in Gotha ein jähes Ende zu machen. Ohne tiefere Lebenserfahrungen, ohne Eifer für sein geringfügiges Amt, ohne Interesse für wissenschaftliche Thätigkeit, schien er der Trübsal eines frühen Philisteriums verfallen zu sein. Aber jetzt gerade zeigte sich die Stärke seines Triebes, für die Bühne zu wirken, im hellsten Lichte. Zunächst begründete er im Bunde mit dem jungen Reichard ein Liebhabertheater, dessen Aufführungen um so mehr Anklang in den obern gesellschaftlichen Schichten Gothas fanden, als das alte französische Privattheater des Hofes im Erlöschen war. Gotter war die Seele des neuen Unternehmens und Regisseur und erster Schauspieler in einer Person. Für seine Begabung fürs Spiel hat uns Reichard ein hübsches Zeugniß hinterlassen: „An Tagen, wo er in irgendeiner Rolle auftrat, hörte er mit der Stunde des Ankleidens auf, Gotter zu sein; Sprache, Anstand und Geberden modelten sich ihm völlig nach dem einstudirten Charakter, und zu nichts mehr war er brauchbar, als zu dem, was in Bezug stand auf das zu gebende Stück." Als freilich infolge einer Liebelei dieses Privattheater schon nach einem halben Jahre Mitte 1773 in die Luft ging, war es aus mit dem eigenen Theaterspielen*); dafür knüpfte Gotter mit Seyler an, der damals ein ständiges Hoftheater in Weimar hielt, und hatte die Freude, ihn mit seiner trefflichen Truppe 1774 nach Gotha übersiedeln zu sehen, als der Schloßbrand in Weimar die Schauspieler dort ihres Heims beraubt hatte.

Zwar wurde der neue Gewinn schon im folgenden Jahre wieder in Frage gestellt dadurch, daß sich Seyler nach Sachsen verpflichtete, aber seine besten Schauspieler trennten sich bei dieser Gelegenheit von ihm, und noch 1775 wurde unter Ekhof's und Reichard's Leitung hauptsächlich mit Seyler's Personal in Gotha das erste deutsche Hoftheater im heutigen Sinne des Wortes gegründet. Gotter, Reichard an Talent und Einsicht in Sachen der Bühne weit überlegen, wurde eine Art literarischer Beirath des jungen Unternehmens und entfaltete zu seinem Besten eine mannichfache Thätigkeit. Das Schönste, was er hier zu Wege gebracht hat, ist die künstlerische und sittliche Erziehung einer Reihe von jungen Talenten. Schon seit Anfang 1777 gehörten Johann David Beil aus Chemnitz und Heinrich Beck aus Gotha dem Theater an, die sich beide als dankbare Schüler Gotter's bekannt haben, und am 15. März 1777 trat der siebzehnjährige August Wilhelm Iffland in Gotha zum ersten mal auf die Bühne. In Iffland's Selbstbiographie stehen die Worte: „Ich würde mehr als gewiß unter den Schwierigkeiten erlegen sein, in welche mich Lebhaftigkeit, Voreiligkeit, Unmuth und Unerfahrenheit verwickeln mußten, wenn nicht mit eigener Güte ein sehr edelmüthiger Mann den wankenden Kunstliebhaber und Jüngling kraftvoll ergriffen und auf die rechte Bahn geleitet hätte: Gotter! Feier seinem Gedächtniß! Dankbare Thränen und kindliches, inniges Gefühl heiligen den Kranz, den

*) Nur ganz vorübergehend hat 1781 in Gotha ein Dilettantentheater noch einmal ein kurzes Dasein gefristet und Gotter dabei mehrere Hauptrollen gespielt.

ich um seine Urne winden möchte! Ihm verdanke ich alles, was man als Künstler an mir billigt, und so vieles von dem, was als Mensch das Glück meines Lebens ausmacht.“ Man versteht diese kindliche Dankbarkeit, wenn man hört, daß Gotter den im Zwiste mit dem Vater von Hause entlaufenen Sohn mit den Aeltern versöhnt hat, und daß er ihm in Gotha mehrere Jahre lang nicht nur ein Lehrer in der Kunst gewesen ist, sondern den ganzen innern Menschen in ihm gebildet und gefestigt hat.

Dieser Bund war zu fest geknüpft, als daß er bei der Auflösung des kurzlebigen gothaer Hoftheaters mit Iffland's Weggange hätte zerreißen können. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen Gotha und Mannheim, wohin sich Beck, Beil und Iffland im Herbst 1779 wandten, spann die alten künstlerischen und freundschaftlichen Beziehungen weiter und verschaffte Gotter Einfluß auf den Freiherrn von Dalberg und die mannheimer Bühne. Wie treu seine alten Zöglinge auch in der Ferne an ihm hingen, zeigen ihre dringenden Bitten, Mannheim doch einmal zu besuchen, und ihre Freude, wenn sie selbst einmal Zeit fanden, in Gotha abzusteigen und Gotter zu sehen und zu sprechen. So wird der letzte helle Sonnenblick in seinem immer mehr vereinsamenden und sich verdüsternden Leben Iffland's berühmtes Gastspiel in Weimar im Frühjahr 1796 gewesen sein; wenigstens einem Theile der Aufführungen hat Gotter beigewohnt und so seinen Lieblingsschüler noch auf der Höhe des Ruhmes gesehen — nicht lange vor seinem Ende. Am 18. März 1797 ist er gestorben.

Französischer Geist ist es gewesen, in dem Gotter sein Leben lang seine Zöglinge auf der Bühne gebildet hat, und französisches Gut, was er in seinen Dichtungen der deutschen Bühne zugeführt hat. Es wäre verkehrt, das blos auf Rechnung von seinem zurückgebliebenen Geschmack zu setzen. Seine ganze geistige Art war durch Anlage und Ausbildung für die Feinheit der französischen Form und die ruhigere Entwickelung des Inhalts in der französischen Tragödie besonders empfänglich, und sein künstlerisches Denken war gerade in theatralischen Fragen zu gut geschult, als daß er nicht die Vorzüge der bühnengemäßen, romanischen Dramen gegenüber den untheatralischen deutschen Geniestücken hoch angeschlagen hätte. Die größte Wirkung unter seinen dramatischen Arbeiten haben seine Singspiele und seine Lustspiele gehabt. Gotter's Singspiele erreichen zwar nicht die heitere Naivetät der Weiße'schen, ebenso wie Benda's Musik der von Hiller an ungekünstelter Frische nicht gleichkommt, aber sie haben doch die Weiße'schen abgelöst, und wo die lebenslustigen Mütter noch das Liedchen der Lene aus den „Verwandelten Weibern“ anstimmten: „Ohne Lieb und ohne Wein, was wär unser Leben?“ da sangen nun die altklugen Töchter mit der Sophie aus dem „Walder“: „Selbst die glücklichste der Ehen, Mädchen, hat ihr Ungemach.“

Noch mehr als an diesen Kindern einer leichtern Muse tritt der französische Charakter an Gotter's Dramen hervor: seine „Elektra“, „Merope“, „Alzire“ schließen sich eng an Voltaire's gleichnamige Tragödien an. Zur Uebersetzung der „Alzire“ wurde Gotter durch einen der seltsamen reactionären Gedanken Joseph's II. bewogen: der Kaiser wollte das alte Drama in Alexandrinern wieder aufleben lassen, um dadurch die deutschen Dichter zu bessern! Rühmlicher sind für Gotter die Uebersetzung der „Elektra“ und der „Merope“ geworden; an jene knüpft Goethe's „Iphigenie“, an diese sein „Elpenor“*) an: hier sind die Stellen, wo das französische Drama durch die Vermittelung Gotter's zu dem besten hat mithelfen dürfen, was unsere Großen geschaffen haben. Von Gotter und den Franzosen stammen nicht nur Kleinigkeiten bei Goethe, wie der Nama Arkas für eine Nebenperson, oder die Angabe, daß Klytämnestra den Gemahl ermordet habe, um Rache für die Opferung der Tochter in Aulis zu nehmen, oder der Zug, daß Orest dem Thoas das Schwert Agamemnon's zeigt, um damit seine Abkunft zu beweisen; auch daß Orest im Wahnsinn in den Hades einzutreten glaubt und seine Ahnen dort erblickt, Aegisth, Klytämnestra, Agamemnon, und mit ihnen redet und nach Tantalus verlangt, auch das ist von den Franzosen vorgebildet worden. Geradezu ein Vorläufer Goethe's wird aber Gotter dadurch, daß er sich nicht wie seine französischen Muster damit begnügte, seine „Elektra“ mit dem Hinweis auf die äußere Entführung Orest's in Tauris abzuschließen, sondern zuerst eine tiefere Lösung des Problems andeutete, indem er den Zuschauer mit einem hoffnungsvollen Worte über die stillende Macht der Freundschaft entläßt.

Gotter hat es nicht erlebt, daß Goethe Voltaire's „Mahomet“ übersetzte und in Weimar aufführen ließ. Welche schöne Genugthuung wäre es für ihn gewesen! Für uns bedeutet es wenigstens noch eine werthvolle Anerkennung dafür, daß Gotter's Lebensthätigkeit, das deutsche Publikum und die deutsche Schauspielkunst mit Hülfe französischen Geistes zu erziehen, trotzdem daß sie dem Zeitgeist immer mehr widersprach, doch auch ihr gutes gehabt hat.

Rudolf Wustmann.

---

*) Von diesem Fragment wissen wir ja nur wenig, aber wie die Merope verherrlicht es die Mutterliebe, und hier wie dort handelt es sich um die Entlarvung eines Königsmörders und Thronräubers und das Wiederfinden eines verloren geglaubten Sohnes. — Gotter's „Medea“ ist wol auch unter den deutschen Monodramen, die Rousseau's „Pygmalion“ erstehen ließ, das einzige gewesen, das Goethen rechte Lust gemacht hat, sich in dieser Gattung zu versuchen: ihr haben wir also die „Proserpina“ mit zu verdanken.

Militärschriften.

1. Karl August als Chef des 6. Preußischen Kürassier-Regiments 1787—1794. Von P. von Bojanowski. Mit einer Silhouette des Herzogs. Weimar, Hermann Böhlau. 1894. 8. 3 M.

Karl August von Weimar ist dem großen Publikum bekannt als der lebensfrohe und dabei feinsinnige Genosse, Beschützer und Freund Goethe's, der eifrige Förderer von Wissenschaft und Kunst und der von echt deutscher Gesinnung erfüllte, einsichtsvolle und liberal denkende und handelnde Staatsmann und Fürst. Daß er preußischer Offizier gewesen ist und an den Feldzügen in Frankreich und am Rhein 1792/93, in Thüringen 1806 und in den Niederlanden 1814 theilgenommen hat, ist zwar in seinen Lebensbeschreibungen erwähnt, und — was erstern Feldzug anbetrifft — durch Goethe's „Campagne in Frankreich" selbst in einigen Einzelzügen bekannt, eine eigentliche Kenntniß aber der militärischen Individualität des Herzogs war in weitern Kreisen nicht vorhanden. So ist es denn überaus dankenswerth, daß Bojanowski die wesentlichsten Züge dieser Individualität, deren Gestaltung mit dem Ende des Feldzugs 1793 als abgeschlossen gelten darf, in obigem Buch zusammengefaßt hat.

Vor allem ist als Resultat hervorzuheben, daß Karl August eben auch in militärischer Hinsicht eine Individualität war. Mit dem Detail des Dienstes hatte ihn im Frieden eine fünfjährige Thätigkeit als Regimentschef und als Inspecteur der magdeburger Cavalerie-Inspection vertraut gemacht. Obgleich monatelang nicht im praktischen Dienst, hatte er sich doch für dessen Wesen und für organisatorische Fragen ein hervorragendes Verständniß angeeignet, das ihn befähigte, militärische Denkschriften abzufassen, die bedeutenden Generalen beachtenswerth erschienen. Seine freimüthige Beurtheilung des von König Friedrich Wilhelm II. angeordneten Avancementsmodus, der Beförderungen der Offiziere außer der „Tour" auch dann eintreten ließ, wenn die zu Uebergehenden des Avancements „nicht würdig" schienen, bewies, daß der Herzog in den im preußischen Offiziercorps lebenden Geist tief eingedrungen war. Seine Verurtheilung des potsdamer Gamaschendienstes und Werthschätzung der Leistungen der Provinzialtruppen zeugten von hellem und durchdringendem Blick. Daß eine Individualität über diese Dinge urtheilt, lehrt schon der einem Briefe an Knebel entnommene eine Satz: „Der selige König" (Friedrich II.), „der fast nie sich von einem Begriff losmachen konnte, der ihm in der Jugend eingeprägt worden war, konnte auch den der potsdamer Wachtparade seines Vaters nicht abschütteln." Das ist nahezu das Gegentheil der noch heut geltenden Meinung. Und was der Herzog über die Art der Kriegführung gegen die Franzosen und über nationale Heere äußerte, ist heute Gemeingut aller Deutschen, war es aber zu des Herzogs Zeiten durchaus nicht.

Entschlossenheit, persönliche Tapferkeit und Umsicht, daneben eine damals sonst unbekannte Sorge für das leibliche Wohl der ihm unterstellten Truppen zeichneten den Herzog während des Rheinfeldzugs aus. König Friedrich Wilhelm II., mit dem er nicht immer in gutem Einvernehmen gestanden hatte, genehmigte am 12. December 1793 ein Gesuch des Herzogs um längern Urlaub mit den Worten: Wenn meine aufrichtigsten Wünsche und Gefühle „noch hätten gesteigert werden können, so würde das ausgezeichnete Verhalten Ew. Hoheit in den glorreichen Tagen vom 28., 29. und 30. November und Ihr ruhmvoller Antheil an den Siegen, die meine Waffen gekrönt haben, meine vollkommene Achtung und Freundschaft für Sie noch vermehren". — „Noch ein paar Jahre, und er wäre einer der ersten Generale der Armee geworden", äußerten sich Offiziere seines Regiments.

Von großem militärischen und gleichzeitig von historischem Interesse sind die im Anfang des Buches mitgetheilten, vom Oberstlieutenant Turpin herrührenden „Considérations sur la manière d'entrer en France" und das „Mémoire sur l'entrée des armées combinées en France".

2. Württembergische Neujahrsblätter. Unter Mitwirkung von Oberschulrath Beck, Oberbibliothekar Dr. Heyd, Oberstudienrath Dr. Paulus, Oberstudienrath Dr. Planck, Gymnasialrector Dr. Pressel, Prälat Schmid, Geheimer Archivrath Dr. Stälin u. A. herausgegeben von Professor Dr. J. Hartmann. Zwölftes Blatt. Drei Schwaben in fremden Kriegsdiensten. Graf Harrsch, Herwarth von Bittenfeld, Johannes Jakob Wünsch. Von Robert Pfister, Generalmajor z. D. Mit drei Porträts. Stuttgart, D. Gundert. 1895. Gr. 8. 1 M.

In Hauff's „Letzten Rittern von Marienburg" sagt der Referendar Palvi, Schwaben sei wol die Wiege, nicht aber das Grab großer Männer gewesen; es habe keinen Raum, keine Verwendung für solche geboten. An dieses Urtheil wird man unwillkürlich bei der Lektüre des vorbenannten Buches erinnert. Von den drei schwäbischen Männern, deren Lebensschicksale es erzählt, starb Graf Harrsch als österreichischer Feldzeugmeister, Herwarth von Bittenfeld fiel als Oberst an der Spitze seines preußischen Regiments bei Kolin und Johannes Jakob Wünsch starb als preußischer General der Infanterie in Prenzlau.

Wunderlicher als jetzt wol in unsern großen Volksheeren gestaltete sich zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts das Schicksal Derer, die „unter den Fahnen des Kriegsgottes ihre Fortune suchten".

Graf Harrsch, der Sohn des Pfarrers von Neubronn, hatte die Heimat geflohen, in Frankreich Kriegsdienste genommen oder — was wahrscheinlicher — im Ingenieurfach Beschäftigung gefunden, dann focht er in einem der drei von Würtemberg für venetianischen Sold gebildeten Regimenter gegen die Türken als junger Offizier und späterer Regiments-Quartiermeister, einige Jahre später

als Oberquartiermeister des Türkenbesiegers Wilhelm Ludwig von Baden im Reichskriege gegen die Franzosen. Im spanischen Erbfolgekriege war er Generalquartiermeister der oberrheinischen Armee mit ihren 275 Contingenten, um 1704 österreichischer Generalwachtmeister, 1707 Feldmarschallieutenant und Commandant von Freiburg, das er nach ruhmvollster Vertheidigung aus Mangel an Lebensmitteln übergab. Im Jahre 1714 wurde Harrsch Reichsgraf.

Einfacher verlief das Schicksal des schwäbischen Junkers Johann Friedrich Herwarth von Bittenfeld, der 1716 im Regiment „Alt-Würtemberg" in Ungarn und Sicilien focht und, als sein Regiment gegen Geld an König Friedrich II. abgegeben worden war, nunmehr unter dessen Feldzeichen kämpfte, bis er den Heldentod starb.

Der Kürschnerssohn Johannes Jakob Wünsch dagegen wieder hatte den Würtembergern, Oesterreichern, Baiern und den Generalstaaten — den letztern beim Regiment „Frangipani-Husaren", dem auch Schiller's Vater angehörte — gedient, ehe er als Kapitän in ein preußisches Freicorps übernommen wurde. Später erhielt er ein eigenes Freicorps, das Freibataillon „Wunsch" (nicht mehr Wünsch), mit dem er Vorzügliches leistete. Die Capitulation von Maxen schloß 1759 seine kriegerische Thätigkeit zunächst ab. Doch erkannte der König seine völlige Schuldlosigkeit und setzte ihn in alle seine Würden wieder ein. Es ist aus diesen und andern Gründen nicht unwahrscheinlich, daß er zu Lessing's „Tellheim" mit Modell gestanden hat. Die drei Helden des Buches verdienen demnach vollauf die ihnen gewordenen Biographien.

3. Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der Fränkischen Saale. Kissingen, Friedrichshall, Hammelburg. Von Fritz Hönig. Mit einer Uebersichtskarte und fünf Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1895. 8. 6 M.

Fürst Bismarck vermißte einst an einem seiner alten Gegner jene „vornehme Vergessenheit", die alte Kämpfe nach dem Friedensschlusse ruhen lasse. Eine Zeit lang schien es, als habe man sich militärischerseits — hüben wie drüben — eine solche vornehme Vergessenheit auch betreffs des Mainfeldzuges zur Pflicht gemacht. Indeß, das hat sich im letzten Jahrzehnt geändert. Insbesondere ist die durch General Vogel von Falckenstein geübte Heeresleitung neuerdings scharfer Kritik unterzogen worden. Fritz Hönig, der einst wenig, fast zu wenig zur Rücksicht geneigte Beurtheiler von kleinern und größern Episoden des Feldzuges von 1870 bis 1871, hat indeß in dem vorliegenden Buche ein Werk geschaffen, das zwar den Standpunkt jener vornehmen Vergessenheit jetzt nach Ablauf von nahezu neunundzwanzig Jahren mit Recht verlassen hat, aber an den Ereignissen und mit wenigen Ausnahmen auch an den Personen eine so unparteiisch und besonnen urtheilende Kritik übt, daß diese so leicht nirgends verletzen kann. Am allerwenigsten in Süddeutschland und ganz speciell in Baiern.

Denn wenn Hönig auf der einen Seite auf die Unsinnigkeit der noch heutzutage vielfach gehegten Meinung, die Baiern hätten 1866 die Weisung gehabt, sich schlagen zu lassen, aufmerksam macht, so weiß er auf der andern Seite die Ursachen der bairischen Niederlagen so klar und überzeugend theils auf die Mängel der Friedensorganisation und der Bundeskriegsverfassung, theils auf Verkettung unglücklicher Umstände zurückzuführen, daß seine Darstellung geradezu versöhnend wirkt. Besondere Befriedigung wird auf bairischer Seite die Wahrnehmung hervorrufen, daß Fritz Hönig vielfach auf bisher unbekannte bairische Quellen zurückgreift, und daß er, auf diese gestützt, dem Feldmarschall Prinzen Karl von Baiern als Heerführer volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Wenn sonach der Baier bei dem Studium des Hönig'schen Buches vornehmlich seine Rechnung findet, so wird es auch der Norddeutsche gern lesen, schon weil es in hohem Grade fesselnd und zum Nachdenken anregend wirkt. Der preußische Militär speciell wird auch die etwas scharfe Beurtheilung des Führers des 19. Infanterieregiments und des Generals von Wrangel in den Kauf nehmen, weil sie, wenn auch nicht ohne Eifer, so doch ohne Zorn geschrieben und auf gute Gründe gebaut ist.

Victor Kurs.

Aus zwei Welten.

1. Ein Roman aus zwei Welten von Marie Corelli. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Elisabeth Hummel. Zwei Bände. (Lutz' Romantische Bibliothek. Band 4 und 5.) Stuttgart, Robert Lutz. 1895. 8. 3 M. 20 Pf.
2. Johannes Pranka. Eine Geschichte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Johannes A. Freiherrn von Wagner (Johannes Renatus). Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Carl Braun. 1895. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Am Hofe Friedrich's I. von Preußen. Vaterländische Erzählung von Bruno Garlepp. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 7 M.

Gemeinsam ist den drei ebengenannten Werken der Erzählungsliteratur leider nur ein Mangel: keins von ihnen befriedigt höhere künstlerisch-literarische Ansprüche. Aber dies Urtheil gründet sich bei jedem auf andere Umstände und das erste scheint einer ganz andern Welt zu entstammen, als die beiden andern, die unter sich übrigens gleichfalls recht verschieden sind. Marie Corelli's seltsamer „Roman aus zwei Welten" (Nr. 1) paßt insofern recht gut ins Programm der „Romantischen Bibliothek", als er im schärfsten Gegensatz zum naturalistischen Wirklichkeitsroman sich mit Dingen und Fragen beschäftigt, die für dessen Vertreter — außerdem freilich auch

für viele andere Leute — einfach nicht vorhanden sind; er ist hyperromantisch; aber im Sinne der Verfasserin soll er durchaus kein Phantasiegebilde geben; auch vermag ich nicht zu glauben, daß sie den Leser nur mystificiren oder auf die weitverbreitete Neigung zum Wunderbaren speculiren will; ich halte sie für eine aufrichtig Gläubige und dementsprechend auch die Briefe, die sie als Proben aus den 2500 ihr von Lesern und Leserinnen ihres „Romans“ zugegangenen abdruckt, für echt. Nach ihrer Versicherung hofft sie selbst nur an wenigen Lesern überzeugte Anhänger ihrer „elektrischen Glaubenslehre“, für die besonders der zweite Theil ihres Buches wichtig ist, zu finden, und offenbar hat sie sich die Sache noch bedenklich erschwert, indem sie ihrer Veröffentlichung die Form eines Romans gab, also selbst darauf hinwies, daß man im besten Fall Wahrheit in dichterischer Einkleidung zu erwarten habe. Ihre Versicherung, sie wolle keinen Roman im vollen Sinne, sondern nur die Schilderung eines Erlebnisses geben, ändert daran nichts wesentliches; denn sie behauptet ja selbst nicht, nur das Erlebte zu berichten. Sehen wir zunächst einmal von dem Inhalt ab, so darf anerkannt werden, daß Marie Corelli, obgleich sie von einer Neigung zu schönen Phrasen durchaus nicht freizusprechen ist und obgleich sie Fragen der weiblichen Toilette mit so sichtbarem Interesse und so eingehend behandelt, wie man es gerade hier und von einer ihrer aufrichtig gemeinten Versicherung nach gar nicht eiteln Dame nicht erwarten sollte, jedenfalls eine nicht gewöhnliche Kraft der Darstellung besitzt; die Mängel der Uebersetzung, in der sich starke Nachlässigkeiten und mehrfach auch offenbare Fehler, wie die durchgängige Anwendung von „Muse“ statt „Muße“ und der wiederholte Gebrauch von „sterbe“ statt „stirb“ finden, sind bedauerlich, machen aber diese Vorzüge nicht wirkungslos. Auch der durchaus skeptisch denkende Leser wird sich durch die zum Theil hinreißende Wärme, mit der die Verfasserin ihre phantastischen Theorien von einer zweiten elektrischen Welt in lebensvoller Ausgestaltung uns vorführt, unwillkürlich gefesselt fühlen. Er wird vielleicht grollen, daß so etwas am Ende des 19. Jahrhunderts noch Tausende von Lesern, und darunter viele begeisterte, findet; aber er wird in den meisten Fällen auch selbst weiter lesen. Ueber den Kern der in dem Roman vertretenen Lehre lasse ich Marie Corelli selbst zu Worte kommen. Er liegt darin, „daß sich in jedem Menschen mächtige elektrische Organe befinden, welche bei richtiger Pflege sich zu ungeahnten geistigen Fähigkeiten zu entwickeln vermögen“. Sie glaubt sich in dieser Auffassung ganz einig mit den richtig verstandenen Lehren des Neuen Testaments; wir haben in ihrem Roman eine neue Form der mystischen Umdeutung christlicher Lehren und zwar in der Gestalt, die ihnen die katholische Kirche gegeben hat. Dem Helden des „Romans“ Heliobas (sein bürgerlicher Name ist Dr. Kasimir), der seiner Abstammung nach ein Chaldäer ist, verdankt Marie Corelli, die sich wegen einer durch übermäßiges Klavierspiel erzeugten nervösen Ueberreizung auf den Rath eines überzeugten Vertreters der „elektrischen Glaubenslehre“ in seine Behandlung gibt, nicht nur blühende Gesundheit, sondern auch tiefen Einblick in die Geheimnisse der höhern, der eigentlichen Welt. Ihr Geist vermag es, zeitweilig seine körperliche Hülle zu verlassen und emporzuschweben zu den höchsten Regionen. Dort schaut sie nicht nur ihren Schutzengel und die Lichtgestalt Christi — der als „das Kabel zwischen Gott und den Menschen“ bezeichnet wird — sondern sie gelangt auch bis an den Rand der Centralsphäre, in der Gott selbst thront. Die ethischen Grundsätze, die sie vertritt, sind vortrefflich und dürfen wirklich christlich genannt werden; ihr schöner Optimismus, der sie unter anderm eine ausgeprägte geistige Genußfähigkeit mit Recht als großes Gut preisen läßt, berührt gerade heutzutage angenehm. Aber freilich befinden sich die Verfasserin und ihr ganzer Kreis auch in einer äußerlich so glücklichen Lage, daß sie, wie es scheint, völlig ungestört ihrer innern Entwickelung leben können — die Sorgen, Mühen und Versuchungen des wirklichen Lebens existiren für sie nur in sehr geringem Grade; es ist ihnen bequem gemacht, optimistisch zu denken und sie beweisen ihren Edelmuth doch eigentlich nur in sehr engen Kreisen. Indessen diese und ähnliche Bedenken wiegen recht leicht gegenüber der Hauptsache. Marie Corelli vertritt keine gesunde Romantik; ihre Anschauung ist unzweifelhaft krankhaft. Ihr Roman erscheint trotz seiner Vorzüge als ein Denkmal menschlicher Verirrungen, sie selbst als eine hysterische Dame, die, nachdem sie einmal gläubig geworden ist, nichts mehr wunderbar findet; sie verkündet uns allen Ernstes, daß der Mond nur die auf den dunkeln Raum projicirte elektrische Photographie eines nicht mehr existirenden Himmelskörpers sei, daß die Propheten des Alten Testaments Menschen mit hochgespannter innerer Elektricität gewesen und dadurch zu ihren Wunderthaten befähigt worden seien u. dgl. m. Ueber die wirklichen Gründe, aus denen sie sich nach der „elektrischen Cur“ so wohl fühlt, kann man sich verschiedene Vermuthungen machen; entschieden am nächsten liegt es in Heliobas einen geschickten Hypnotiseur und wol auch einen geriebenen Betrüger zu sehen. Man wird sich dann auch, nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns, sagen, daß bei Marie Corelli der Rückschlag nicht ausbleiben kann. Interesse wird auch diese neue Veröffentlichung der „Romantischen Bibliothek“ gewiß erregen; aber immerhin dürfte das deutsche Publikum für solche Absonderlichkeiten weniger empfänglich sein, als das englische, und jedenfalls möchten wir den Wunsch aussprechen, daß die nächsten Bände sich wieder mehr der Wirklichkeit zuwenden.

Johannes von Wagner bewegt sich in seiner Erzählung: „Johannes Pranka“ (Nr. 2) auf diesem Boden. Aber die Erwartungen, mit denen ich auf Grund seines im vorigen Jahr von mir besprochenen „Johann von Schwarzenberg“ an die Lektüre seines neuen

Buches ging, sind unangenehm getäuscht worden. Die Schwächen, die schon dort hervortraten, zeigen sich hier in verstärktem Maße und die Vorzüge fehlen zum großen Theil. Ein literarisches Kunstwerk kann diese Schilderung der Verfolgungen, die über die böhmischen Protestanten, namentlich über die Convertiten unter ihnen, zumal seit Abschluß des Concordats von 1855 kamen, nicht genannt werden, und faßt man das Buch als reines Geschichtsbild, so kommt man zu keinem günstigern Urtheil; bei keinem gebildeten Leser wird die naive Einseitigkeit, die so häufig hervortritt, ein Gefühl höherer Befriedigung aufkommen lassen. Ich bin wahrlich kein Freund katholischer Verfolgungswuth; ich sympathisire mit diesen verfolgten Protestanten; aber ich glaube, man nützt der protestantischen Sache nicht, wenn man auf ihrer Seite nur Licht sieht. Nicht wenige Stellen berühren geradezu kindlich; viele Seiten — weit mehr als sachlich nöthig gewesen wäre — werden durch Auslegung von Bibelstellen eingenommen. Und wenn diese sich oft recht auf der Oberfläche hält, so stören Naivetäten, die man „Volksbüchern" der unrichtigen Art überlassen sollte, noch weit mehr; ich rechne dazu unter anderm die Art wie Stellen aus den Classikern, zumal aus Schiller, verwerthet werden, z. B. auf den letzten zwanzig Seiten des Buches nicht weniger als drei Aussprüche des Marquis Posa. Dazu gibt die Sprache, die schon im „Johann von Schwarzenberg" nicht einwandfrei war, hier noch weit mehr Anlaß zu ernsten Bedenken; man hat sehr häufig den Eindruck des Saloppen; Wendungen, über die man gar nicht nachdenken darf, wenn man nicht Anstoß daran nehmen will, sind unangenehm häufig. Einige Beispiele:

Des Glöckchens Ruf verkündet beim letzten vergoldenden Strahle der Sonne den Untergang des großen, lebenerweckenden und erhaltenden Weltballs und mahnt zu stillem Gebet. — Er las noch lange in der Heiligen Schrift, von ihrer Klarheit und befestigenden Tröstung in Christo allein. — Was thut das auch! war's doch im Herzen Agathe's warm; in Johannes Herzen von des Mädchens Blick der dunkeln Augen (!) entzündet, sogar heiß. — Die Sprache heißer Liebe dreht sich nur immer um den einen Punkt: die Versicherung der Liebe in allen denkbaren Varianten (!).

Es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß die Erzählung sichtlich aus einem warmen evangelischen Gefühl herausgeschrieben ist und daß sich viele schöne Einzelheiten darin finden, wie wenn es einmal heißt, „Zu beiden Seiten und vor ihm floß das Wasser, hier nicht tosend, sondern sanfter murmelnd. Und wie es am berasten Ufer blau geschrieben stand: «Vergißmeinnicht», so tönte in Johannes' Brust die Gottesstimme: «Vergiß mein nicht!» Aber im ganzen hätte der Verfasser für seinen Ruf als Schriftsteller besser gesorgt, wenn er diese Erzählung gar nicht oder ganz anders geschrieben hätte.

Indessen sie steht immer noch hoch über Bruno Garlepp's vaterländischer Erzählung: „Am Hof Friedrich's I. von Preußen" (Nr. 3). Denn diese ist von geradezu verblüffender Unbedeutendheit; wir erhalten darin eine Hofgeschichte ohne jeden wirklichen höhern Gehalt, zu einem großen Theile den gewöhnlichsten Klatsch enthaltend. Um so komischer wirkt es, daß der Verfasser sich den Anschein gibt, auf der Höhe des Geschichtschreibers zu stehen; Anmerkungen, wie „eigene Worte des Königs", „geschichtlich" u. dgl. kehren bis zur Ermüdung häufig wieder, nicht selten auch mit Beziehung auf ganze Gespräche; breite Episoden werden ohne jeden innern Anlaß eingestreut, offenbar nur weil er sie in seiner Quelle vorfand. Aber all das ist sichtlich nur Aufputz; von einem wirklichen geschichtlichen Blick ist keine Rede; Samarow's historische Romane stehen mit dieser Erzählung verglichen noch auf einer ganz beträchtlichen Höhe. Auf den Inhalt und die Charaktere näher einzugehen verlohnt sich nicht. Es genüge, zu sagen, daß uns die Zeit der Allmacht der „drei großen Wehs": Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben und ihr Sturz vorgeführt wird. Von den Hauptgestalten interessiren noch am ersten die mit drastisch groben Strichen gezeichnete, aus gewöhnlichen Verhältnissen emporgekommene Gräfin Wartenberg und die Königin Sophie Charlotte; König Friedrich's Bild ist aus widersprechenden Zügen zusammengesetzt und erscheint darum natürlich nicht glaubwürdig; Bruno Garlepp hat sich eine ungewöhnlich günstige Anschauung von ihm gebildet; aber vieles, von dem was er selbst erzählt, spricht dagegen; am allerwenigsten vermag er uns zu überzeugen, daß dieser Hohenzoller ein wirklich bedeutender Mensch und Herrscher gewesen sei. Auch „vaterländische" Erzählungen dürfen nicht unwahr sein, und gerade bei ihnen kann man einen tiefern Gehalt erwarten, als man hier findet.

Edmund Lange.

Dramatische Werke.

1. Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in fünf Acten von Karl Bleibtreu. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). 1895. 8. 1 M. 60 Pf.

Karl Bleibtreu hat während seiner stürmischen Jahre eine übergroße Zahl minderwerthiger Arbeiten erscheinen lassen, die im Verein mit einer berserkerhaften Kritik, die er jetzt wol selbst belächelt, seiner literarischen Stellung in weitern Kreisen empfindlich geschadet haben. Nicht jeder besitzt das Auge für das Große in rohen Formen, und noch weniger Leute haben die Geduld, fünf oder sechs Machwerke oder halbgerathene Gelegenheitswerke über sich ergehen zu lassen, um dann noch mit Zuversicht zum siebenten Werke zu greifen, in dem es dem überaus spröden Talente Bleibtreu's gelungen ist, etwas Ganzes zu

schaffen. Meist eilt der Dichter mit einer Seite seiner Begabung weit voran, bald mit dem Gedanken, bald mit der Charakteristik, bald mit der tragischen Weltanschauung, während andere nicht minder wichtige Elemente der Dichtung sorglos, ja in Rücksicht der Form oft roh und ungeschickt behandelt worden sind. In seinen prosaischen Schriften dagegen sollte man Bleibtreu allgemein als einen unserer gedankenreichsten Essayisten anerkennen. Heute liegt ein Drama vor, das erste nach langer Zeit, welches Bleibtreu's Ruhm nicht allein aufrecht erhält, sondern ihn auch mehren hilft. „Die Weltbefreier" sind das allegorisch symbolische Drama der wahren und falschen Demokratie. Der hier behandelte Stoff, sagt der Dichter nicht mit Unrecht, scheint der einzige für ein wirklich historisch-nationales Drama aus der schweizer Geschichte zu sein, Schiller's wunderbaren Tell beiseite gelassen. Denn nur die heldenhaften Hirten von Appenzell bewegten die benachbarte Welt, griffen mächtig in die Zeitwirren ein, beeinflußten das Deutsche Reich, während alle andern schweizer Kämpfe sich auf engumfriedete Grenzen beschränkten. Hier im appenzeller Krieg liegt ein wahrhaft großes geschichtliches Problem, das auch heute noch seine Geltung hat: es war eine sociale Revolution, gerecht in ihren Gründen, hochherzig in ihrem Streben, die Freiheit nicht allein zu genießen, sondern allen Völkern mitzutheilen. Die Appenzeller haben wiederholt die Heere der österreichischen Herzöge und anderer Ritter und Herren geschlagen, ihr Führer war selbst ein Edelmann von altem Adel, Graf Werdenberg. Umsonst warnt er die siegreichen, begeisterten Männer, in ihren Bergen zu bleiben; sie wollen in naiver und selbstloser Weise auch Tirol und das Land um den Bodensee von allen Herren und Rittern befreien. Aber die stürmisch ergossene Flut staut sich zurück. In den befreiten Ländern regieren Volksvertreter willkürlich, die Außenländer gehen verloren und nur in den Bergen behauptet sich die Freiheit. Werdenberg, ihr Führer, verzichtet auf seine Adelsgüter und in der Erkenntniß einer schweren menschlichen Schuld gibt er sich selbst den Tod; Christus allein ist der wahre Weltbefreier. Das Drama hinterläßt eine tiefe und reine Wirkung. Es ist mit bedeutender Kunst gearbeitet und trägt die Spuren einer bei Bleibtreu nur seltenen Sorgfalt. Aus spärlichen vereinzelten Chronikstellen hat der Dichter ein bewundernswerth klar und voll geschautes Bild geschaffen. Die Charakteristik bewegt sich in bestimmten, einleuchtenden Linien, zugleich kräftig und überzeugend. Ein tragischer Geist der Entsagung, eine Folge tiefen seelischen Leids, weht durch das Stück. Bleibtreu ist sicher gegenwärtig ein anderer, ein reiferer und tieferer Mensch und Dichter als früher, der es versteht, mit seinen Gaben Maß zu halten, wenn er will. Phantastische Lichter umgeben die Gestalt des Volksvertreters Hartsche. Bei weitem bühnenmäßiger, weil ruhiger als früher ist die scenische Wirkung. Alles in allem: Karl Bleibtreu's Dichterkraft setzt in vielen Jahren allzu oft und allzu lange aus, eine Folge ungleichmäßiger Ausbildung besonders des Technischen, aber wo sich sein Talent wahrhaft entfaltet, fordert er Achtung und Bewunderung von jedem, sei er literarischer Freund oder Feind, wenn er nur ein Freund der Gerechtigkeit ist.

2. Das Räthsel des Lebens. Dramatische Dichtung von August Sturm. Naumburg a. S., Albin Schirmer. 1895. 8. 2 M.

Ein Gestalter modernen Lebens ist August Sturm nicht. Seine Gestaltungsfähigkeit in höherm dichterischen, also charakteristischen Sinne kann nicht groß genannt werden. Er bewegt sich am vortheilhaftesten auf dem Grenzgebiet zwischen dem Romantischen und dem Gedankenhaften. Insofern entspricht der Stoff seiner dramatischen Dichtung: „Das Räthsel des Lebens" der Begabung Sturm's. Es wird das uralte, aber auch unglaublich starke Motiv aus Hiob, einer der ältesten Schriften der Bibel, ins Moderne gewandt, daß Mächte der Finsterniß mit dem Gott des Lichts um eine Menschenseele streiten. Drei Teufel, Mephistopheles, Satan und der Demiurg treten an Hermann heran. Im ersten Act sind wir in einem modernen Seebad, das Mephistopheles zum Schauplatz seiner sinnlichen Lockungen macht. Auch Hermann erwirbt erst durch Schuld die Welterkenntniß im äußerlichen Sinne. Der zweite Act führt uns nach Indien, wo Satan als Buddhapriester inmitten einer großartigen Urwaldlandschaft den Helden versucht und zur Verneinung des Lebens und des Lichtes verleiten will. In schmerzlichem Ringen trägt Hermann die Welterkenntniß in philosophischem Sinne davon. Endlich tritt der Demiurg selbst auf den Plan; Hermann hat einen eigenen Hausstand und ein Fabrikunternehmen gegründet, das er im Geiste socialen Mitleids lenkt. Der oberste der Teufel gibt ihm eine Welterkenntniß in kosmischem Sinne, indem er ihn auf den Planet Venus führt. Als Hermann von der Weltfahrt heimkehrt, stirbt sein Weib durch Blitzschlag. Aber der Held fällt nicht in Verzweiflung, er lernt die Welt überwinden im Glauben an das Uebersinnliche. So ist das Gedankenhafte in Sturm's Dichtung bedeutend und von schöner Wirkung.

3. König Philipp's Frauen. Tragödie von Karl Federn. Stuttgart, Paul Neff. 1894. 8. 2 M. 40 Pf.

Es sind die Frauen des macedonischen, nicht des spanischen Philipp, die zum Gegenstande eines akademisch-dramatischen Gedichtes gemacht worden sind. Der Verfasser scheint nicht ohne einiges Talent zu sein, aber er versteht noch nicht die Handlung in die richtige Perspective zu bringen. Alle Scenen, ohne Unterschied ob wichtig oder nicht, führt er in gleichmäßiger Breite aus. Zwischen den einzelnen Scenen besteht oft nur eine lockere Verbindung; es fehlt dem Drama an einer fortreißenden Strömung, es gleicht einem allzu breit und flach ergossenen Teich. Die Motive könnten wuchtiger auftreten, die Handlung müßte einheitlicher sein. Viel-

leicht ist das Drama ein Erstling; Kürschner meldet von Karl Federn weder Name noch Stand noch Werke.

4. Die Wiedertäufer in Münster. Ein Trauerspiel von Victor Hardung. Glarus, Verlagsbuchhandlung Vogel. 1895. 8. 2 M.

Man kannte Victor Hardung's Namen bisher nur, wenn man von Natur- und Berufswegen ein sehr leises Gehör hatte. Die literarische Bekanntschaft mit dem schweizer Lyriker war für die Wenigen, denen sie zu theil wurde, gerade keine angenehme. Er gehörte zu den süßlichsten, am weitesten schweifenden, gestaltungsärmsten Lyrikern. Am besten gefiel immer die Ausstattung seiner Bücher; da schaute man schöne schwabacher Lettern auf schwerem Papier; jede Seite war bald gelblich, bald röthlich guillochirt, bald mit silbergrauer Nachtigall und grüner Umrahmung, bald mit Rosen und blauer Umrahmung; die Vignetten waren gewählt, an Goldschnitt fehlte es nicht, und sogar das Bildniß und die Handzeichnung des jungen Musensohnes entsprachen der modisch gefallsüchtigen Buchbinderarbeit. Der Inhalt, wie schon gesagt, war süßer als Honig, die Form glich den Kunstarbeiten im Schaufenster unserer Zuckerbäcker und die Gedanken waren so selten und so tief wie in einem schweizer Mädchenpensionat. An sich verdient dieses alberne Stück: „Die Wiedertäufer" keine Zergliederung, sondern einfach eine kritische Abwehr. Es ist dichterisch und dramatisch erbärmlich. Diesen Blättern liegt es fern, sich mit der Hefe des Schriftthums abzugeben; aber in vorliegendem Fall ist es darum unvermeidlich, weil sich zeigen läßt, was denn eigentlich auf dem Seelengrunde eines solchen süßen, sinnigen, minnigen Lyrikers liegen kann. Zunächst natürlich eine grenzenlose, durch nichts gerechtfertigte Eitelkeit, wie sie schon aus den frühern Büchern Hardung's zu erkennen war. Dann eine Armuth an Gedanken und schlichtem, klarem Gefühl, die tief beschämend wirkt. Endlich eine unsagbare Roheit. Es ist Hardung offenbar zu Zeiten ein Bedürfniß, sich seiner schmuzigen Wörter und Redensarten in einem Buche literarisch zu entledigen, damit er dann wieder das Thier abstreifen und „seraphisch" über allem Erdenstaube fliegen kann. Solch ein Buch als Abladeplatz für das — unnöthig — Rohe und Gemeine liegt diesmal vor, über ein Kleines werden wir Hardung wieder als Engel sehen; dann werden manche wol wissen, was es für eine Bewandtniß damit hat. Entrüstung verdient das Buch nicht, sondern lächelnde Kenntnißnahme.

5. William Shakespeare. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Anhang: Zur Shakespeare-Frage. Von Hermann Schreyer. Leipzig, Otto Schmidt. 1895. 8. 1 M. 40 Pf.

Hermann Schreyer hatte bisher drei akademische Dramen verfaßt. Er hat jetzt das vierte geschrieben, und wenn er auch leise abwehrt, falls man es als Lesedrama bezeichnen sollte, so ist es doch zu dieser Gattung zu rechnen. Für die Bühnenaufführung ist es zu matt, die Handlung zu interesselos, die Charakteristik zu flach. Im stillen Gleichmaß fließen die Verse hin und laden zu einem sanften Selbstvergessen ein. Daß Shakespeare, noch dazu der junge, der Dichter von „Romeo und Julie", darin auftritt, könnte man auf keine andere Weise errathen, als durch das Personenverzeichniß. Hermann Schreyer, sicherlich ein um die deutsche Bühne wohlverdienter Mann, hat einfach nicht die dichterischen und geistigen Mittel, um Shakespeare redend einführen zu können, ohne grimmig zu enttäuschen; er besitzt zu einem solchen Wagniß schlechterdings nichts, das ihn ermuthigen dürfte, es nur zu versuchen. Das ist kein Vorwurf, aber eine Thatsache. Sein Shakespeare ist ein braver Durchschnittsschauspieler, der Stücke schreibt. Die Schenkenscene im Gasthof „Zur Meermaid" kann kaum nüchterner und humorloser gedacht werden. Das Motiv, durch den Grafen von Southampton die Geliebte des Dichters abspenstig zu machen, damit dieser seine Zeit mit ihr nicht vertrödelt und unter anderm auch ein Festspiel für die Königin beendet, kann in Schreyer's Ausführung nicht ernst genommen werden. Das und manches ist zwar ein Vorwurf, aber ebenfalls eine Thatsache.

6. Die Hexe. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Sechste Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung u. Hofbuchdruckerei (A. Schwartz). 1895. Gr. 8. 2 M.
7. Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Dritte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung u. Hofbuchdruckerei (A. Schwartz). 1895. Gr. 8. 2 M.

Die beiden Stücke, die Fitger's dichterischen Ruhm begründet haben, liegen in neuen Auflagen vor, „Die Hexe" in der sechsten, „Von Gottes Gnaden" in der dritten. In diesen Blättern sind beide Dramen bald nach ihrem Erscheinen in den Jahren 1875 und 1883 besprochen worden; es ist gegenwärtig nur die erfreuliche Thatsache festzustellen, daß sie von neuem der literarischen Welt dargeboten werden.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Wir machen unsere Leser auf einige neuerschienene Schriften aus der Frauenliteratur aufmerksam. Bei Richard Tändler in Berlin erscheinen unter dem Titel „Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten" zwanglose Hefte, deren jedes sich mit einer brennenden Frage beschäftigt. Der Herausgeber ist Gustav Dahms. Das erste Heft bringt eine Abhandlung über die Frau im Staats- und Gemeindedienst, vom Herausgeber. Der Verfasser weist nach einer sich über die geistigen Unterschiede der Geschlechter und über die geistige Leistungsfähigkeit verbreitenden Einleitung nach, daß die Zahl der staatlichen und communalen Aemter, die man den Frauen übertragen könnte, viel größer ist als die derer, die man

ihnen thatsächlich übertragen hat. Er verlangt aus Gründen der Billigkeit, die kein vernünftig und gerecht denkender Mann abweisen kann, daß man den Frauen einen größern Antheil am öffentlichen, zumal am communalen Leben gewähre, weist auf andere Culturstaaten hin, in denen das längst geschehen ist, und führt schließlich die Zweige der Thätigkeit auf, für die nach seiner, im allgemeinen maßvollen und das Richtige treffenden Meinung die Frauen besonders geeignet sind. Daß in unserm Vaterlande, dem legendären Lande der „Achtung vor den Frauen“, in dem 39,3 Procent der weiblichen Bevölkerung ledig, d. h. meist auf den Kampf ums Dasein angewiesen bleibt, gerade am allerwenigsten für die Frauen gethan ist und wird, läßt Dahms nicht unerwähnt; es muß immer und immer wieder gesagt werden, damit die öffentliche Meinung, die von den Männern beherrscht wird, sich allmählich umwandle und damit auch denen Brot gegeben werde, denen es nicht vergönnt ist, einem Hause vorzustehen. — Das zweite Heft der Sammlung ist betitelt „Der Frauenberuf im Theater. Von Paul Schlenther“. Der verdiente Literarhistoriker spricht als erfahrener Kenner des Bühnenwesens und der Rolle, die die Frauen darin spielen und spielen sollten. Er tadelt, daß es so wenig Damen gibt, die ganz in ihrer Kunst und um ihrer Kunst willen leben, daß das „Theaterprinzessinnenthum“ eine so außerordentliche Ausdehnung gewonnen hat. Er tadelt ferner, daß gewisse Einrichtungen, die sich in unserm Theaterwesen herausgebildet haben (wie z. B. das Cartell der Directoren) dem Emporkommen wirklicher, selbständiger Talente hinderlich sei und wendet sich gegen das Concessionswesen und den Agentenunfug. Er hat und predigt eine ideale Auffassung des Schauspielerberufs und gibt einige werthvolle Fingerzeige, die sich junge, für die Bühne veranlagte und geneigte Damen nicht entgehen lassen sollten. Aber auch allen denen, die als „Publikum“ ein Interesse für die gesunde Entwickelung unserer Schauspielkunst haben, sei die in trefflichem Stile, mit viel Sachkenntniß und viel Geschmack geschriebene Broschüre empfohlen.

Einen von den zahlreichen Schriften über die Frauenfrage abweichenden Standpunkt nimmt der Geheime Hofrath Adolph Philippi in seiner Broschüre „Die Frauenfrage“ ein (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1894). Er verhält sich ablehnend gegen die starke, auf möglichst umfangreiche Erschließung gewerblicher Thätigkeit für die Frauen gerichtete Agitation und verlangt, daß die Berücksichtigung des Hauses und seines Thätigkeitskreises bei der Wahl der Beschäftigungen größer werde. Seinem Schriftchen, das übrigens, trotz der Meinung des Verfassers, neue Momente so gut wie gar nicht vorbringt, hat er als Devise den Spruch vorangesetzt: „Auch spinnen sie nicht.“ Wenn darin liegen soll, daß die häusliche Thätigkeit die werthvollste und befriedigendste aller Beschäftigungen unserer Frauen und Mädchen ist, so ist es nicht viel mehr als ein Gemeinplatz, dessen Wahrheit vielleicht am allerwenigsten von den Frauen bestritten wird, denen eine solche Beschäftigung von dem Schicksal und von unsern traurigen wirthschaftlichen Verhältnissen vorenthalten wird. Man sieht nicht recht ein, wozu das Büchlein dienen soll. Es ist nicht nur vergeblich, sondern auch thöricht, einem Wagen in die Räder zu fallen, der durchaus auf dem richtigen Wege läuft.

— In der Besprechung der Neuen Gedichte von Gustav Falke: „Zwischen zwei Nächten“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger), hatte unser Referent Herr Dr. Adalbert Schroeter in Nr. 13 d. Bl. f. 1895 infolge einer Verwechselung mit einem andern Dichter gleichen Namens den Herrn Verfasser der Gedichte als einen Schweizer und als Dr. phil. und seinen Namen als pseudonym bezeichnet. Dagegen erklärt der Herr Verfasser, daß er wirklich Gustav Falke heiße, Musiklehrer in Hamburg sei und den Doctortitel nicht zu beanspruchen habe. Außerdem befindet sich in jener Besprechung eine unrichtige Erklärung des Titels „Zwischen zwei Nächten“. Wie der Verfasser den Titel gemeint hat, ergibt sich aus dem Titelgedicht, das wir wie folgt abdrucken:

Der Morgen steigt und glüht und steigt
Und frohe Herzen beben;
Ein Tag, und überschauert schweigt
Das trunken reiche Leben.

Und zwischen Auf- und Niedergang
Blutwellenheißes Schlagen,
Ein Hoffen tausend Leben lang,
Ein Schmerz und ein Entsagen.

Und ist's nur einen Sonnenblitz,
Daß uns ein Glück bereitet,
Nur einen kurzen Sattelsitz,
Daß Freude uns begleitet.

Freiweg durchs Leben! Sprung und Sporn!
Und Schwert und Schlacht und Scherben,
Und Glück und Tück' und Kranz und Dorn,
Und rauscht der Tod durchs reife Korn,
Ein Lächeln noch im Sterben.

— Im Anschluß an den Leitartikel der heutigen Nummer machen wir auf das kleine im Verlage von Constabel u. Knackstedt in Hamburg erschienene Werk: „Der Nord-Ostsee-Kanal“ aufmerksam. Es besteht aus 16 Photographien nach der im Auftrage der Kanalcommission ausgeführten Aufnahme nebst einer vortrefflichen Karte und Erläuterungen mit einer Entstehungsgeschichte des Kanals.

Bibliographie.

Ahrens, H., Die Wettiner und Kaiser Karl IV. (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben von K. Lamprecht und E. Marcks. Erster Band, zweites Heft.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Bleibtreu, J., Persien, das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 6 M.

Devrient, H., Johann Friedrich Schönemann. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. XI.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Gr. 8. 9 M.

Die Musen. Zwanglose Hefte für Production und Kritik. Herausgegeben von Wilhelm Arent. Erstes Heft. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. 8. 60 Pf.

Freeman, E. A., Geschichte Siciliens. Erster Band. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 20 M.

Golm, R., Der alte Adam und die neue Eva. Ein Roman unserer Uebergangszeit. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Herold, F., Fremde und Vaterland. Vermischte Dichtungen. Wachwitz-Dresden, M. Geißler. 8. 4 M. 50 Pf.

Ménégoz, E. Dr. th., Der biblische Wunderbegriff. Deutsch von Dr. A. Bauer. Freiburg i. Br. und Leipzig, Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 80 Pf.

Munch, Anna, Frauen. Aus dem Norwegischen von M. Graßhoff. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang, Band 20.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Ninfa. Drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 8. 3 M.

Ortmann, R., Casamicciola. Roman in zwei Bänden. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 8. 6 M.

Pfeiffer, J., Dem Irrenhaus entsprungen! Stuttgart, Robert Lutz. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Reyer-Prokesch, Irene, Aus Nah und Fern. Novellen. Graz, Ulr. Moser's Buchh. (J. Meyerhoff). 8. 3 M.

Rüttenauer, B., Heilige. Legenden und Historien in Prosa. Heidelberg, Georg Weiß, Verlag. 8. 3 M. 20 Pf.

Schäffle, A. Dr., Deutsche Kern- und Zeitfragen. Neue Folge. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Schönthan, P. v., Gefärbte Frauen und andere Novelletten. Gotha, J. Goetsch, Verlag. 8. 2 M.

Sosnosky, Th. v., Aus der Dreiviertelwelt. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Stradal, Hildegard, Gedichte. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 2 M.

Tangermann, W. Dr., Morgen und Abend. Erinnerungen, Lebensbilder und Selbstbekenntnisse. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M.

Thoma, A. Prof. Dr., Das Studium des Dramas an Lessing's Meisterwerken. Gotha, E. F. Thienemann. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Tim. Erzählung von *** . Aus dem Englischen von Natalie Rümelin. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang, Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Wichert, E., Blinde Liebe. Novelle. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von P. Spangenberg.

Mit einer Einführung von Professor Dr. Richard Wülker.

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum ersten male ins Deutsche übersetzter Roman Kingsley's hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald die zweite Auflage nöthig geworden ist. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

Mit 5 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten.

Petermann's „Geographische Mittheilungen" schreiben darüber: „Wir kennen kein Buch, das Norwegen und besonders den Norden dieses Staates mit gleichem Geschick behandelt."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Julius Tittmann.

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. —— Nr. 25. —— 20. Juni 1895.

Franz von Assisi.

Der eine war seraphisch ganz an Gluten,
Und von Assisi's Abhang, wo die Steilheit
Zumeist sich bricht, ging auf der Welt die Sonne.
Noch war sie nicht gar weit entfernt vom Aufgang,
Als sie schon Stärkung anfing mitzutheilen
Durch ihrer Strahlen große Kraft der Erde.

Dante, Paradies XI.

Dem geschichtskundigen Scharfsinn ist es immer eine lockende Aufgabe gewesen, eine Enträthselung des Geheimnisses zu versuchen, das über den Beziehungen eines großen Mannes zu seiner Zeit waltet. Aber, wenngleich anzuerkennen ist, daß diese jedenfalls wechselseitig sind, vermittelt und bedingt durch den allgemein beobachteten und nirgends befriedigend erklärten Zusammenhang des Lebens der Menschheit, so werden darauf bezügliche Untersuchungen doch kaum zu einem genügenden Ergebniß führen. Denn das ist ja eben das Geheimniß des Genius, daß er einmal über eine unendlich sensible Intuition, zugleich aber über eine allseitig von ihm ausstrahlende Kraft verfügt, Eigenschaften, die ihn befähigen, die Ahnungen und Empfindungen, welche tief verborgen, oft unerkannt, in seinem Zeitalter leben, wahrzunehmen mit einer ihn geradezu erdrückenden Gewalt, unter der sich sein Dasein gestaltet, und durchzusetzen, indem er sie ernst nimmt und ihnen selbstvergessen dient. Eine solche Beeinflussung des großen Mannes wird jedoch in den seltensten Fällen allein mittels einer Durchforschung der Geschichtsquellen, sondern höchstens von der Vermuthung erreicht werden können.

Beobachtungen der Art drängen sich dem auf, der sich in die geschichtliche Erscheinung und Bedeutung einer der einflußreichsten Gestalten des Mittelalters versenkt, die des heiligen Franz von Assisi (1182—1226). Denn schon das ist nicht klar ersichtlich, ob die Bildung seiner Persönlichkeit irgendwie unter dem Einflusse waldensischer Ideen vor sich gegangen, die seit dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts im südlichen Frankreich um sich griffen, oder ob das Lebensideal, das er mit jenen Ketzern theilte, nämlich die Nachahmung des Lebens der Apostel, damals gleichzeitig an verschiedenen Orten erwacht sei. Ungleich merkwürdiger ist aber der Einfluß Franzens auf die Folgezeit. Während er in denkbar freiester Weise Genossen sammelte, die mit ihm für das gleiche Ideal glühten, wurde er der Stifter eines geregelten und organisirten Mönchsordens, des einflußreichsten in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Während er das Wissen für eine Sache der Dämonen hielt, da er für Menschen als seine Folge den Hochmuth befürchtete, wurden die Söhne seiner Stiftung Führer der mittelalterlichen Wissenschaft. Er, der auf allen Schmuck des Lebens verzichtete, um als seine Braut die Armuth zu gewinnen, führte auch die Kunst zur Lebensfülle und Lebenswahrheit der Natur, wie sie in Cimabue's und Giotto's Fresken im Keime und in der italienischen Renaissance in der Blüte zu Tage getreten ist. Und derselbe Mann, der nichts mehr als „eine fröhliche Lerche Gottes" sein wollte, hat doch nicht nur den bedeutsamsten Einfluß auf die Volkspredigt im Abendland, die Poesie Italiens und die Kräftigung des dritten Standes ausgeübt, sondern es ist auch die Frage zu stellen, inwieweit die Entwickelung alles Individualismus bis herab auf Goethe, Fichte, Schleiermacher von ihm angeregt worden ist, und wie viele religiöse Empfindungen auch innerhalb der evangelischen Christenheit heute noch nachklingen, vererbt z. B. durch eine auf diesem Gebiete stattfindende Tradition oder durch die geistliche Dichtung, Stimmungen, welche in dieser Weise zuerst in der Brust jenes genialen Italieners lebendig geworden sind. Dieser große Einfluß eines Mannes, der das Leben eines Bettlers geführt, erklärt sich nur dadurch, daß sein Auftreten Ideale wachgerufen hat, die in der Seele seines Zeitalters bereits lebten, wenngleich schlummernd. Wie hinter der Rinde eines Baumes die Säfte verborgen wirken und ihre Triebkraft erst in der Blüte sichtbar wird, so treten zuvor nicht beobachtete Strömungen des mittelalterlichen Lebens

erst in Beziehung auf Franciscus zu Tage, dieser duftigsten Blüte des trecento.

Am Rande der sonnigen umbrischen Ebene, in der Terrassenstadt Assisi, wurde er zu einer Zeit geboren, als die Bürgerschaft von einem neuerwachten Freiheitsdrange in siegreiche Kämpfe mit dem Adel geführt wurde und gleichzeitig ein frohbewegtes, glänzendes Leben in den Städten Norditaliens sich regte. Beides griff tief und bestimmend in die Jugend des lebenslustigen und wohlhabenden Tuchhändlersohnes ein. Aber Enttäuschungen und Krankheit bereiteten vor, der Einfluß von Bibelstellen und ein rührendes Mitgefühl mit den Armen, besonders den Aussätzigen, setzten die große Wandlung seines Lebens durch, die ihre Form nicht zum wenigsten von seiner Vorliebe für das Außerordentliche empfing. Franz bricht mit seiner Vergangenheit und wird Bettler, unbekümmert um die Verwünschungen Bernardones, seines Vaters, und die Spottrufe der Menge, die ihn mit Straßenschmuz bewirft. Seitdem durchstreift er Italien und ruft zur Armuth und Buße, ergreifend durch seine Persönlichkeit, die alles hatte opfern können, ebenso wie durch seine schlichten, vom warmen Odem aufrichtiger Begeisterung durchhauchten Worte. Er gewinnt Männer ähnlicher Geistesrichtung zu Genossen seines Lebens, ein Band zartester und verehrungsvollster Liebe vereinigt sie. Das ist die Maienblüte des jungen, vom Staube der Alltäglichkeit noch nicht berührten Werkes. Aber seitdem die Curie die Bevormundung der franciscanischen Sache übernimmt, indem sie diese dem Schutze eines Cardinals unterstellt, wird es anders. In der Form von Privilegien vollzieht sie an den Idealen des Poverello von Assisi einen Abstrich nach dem andern, sodaß seine Vereinigung je länger desto mehr zu einem in die Bahn der ältern einlenkenden, durch Regeln geordneten Mönchsorden wird. Es ist tragisch zu beobachten, wie wenig die kirchenpolitischen Interessen und die freie Religiosität eines tieffrommen Menschen zusammenstimmen. Gerade unter dem Sonnenscheine päpstlicher Gunst bleicht sein Frohsinn, dessen Ueberfülle er früher in französischen Troubadourgesängen sich vom Herzen gejubelt und naiv geäußert hatte, indem er zum Gesange zwei Holzstücke aneinanderstrich wie den Bogen über die Saiten der Viola. Aber in den Hütten um die Portiuncula-Kirche seiner Vaterstadt oder zu St.-Damian, wo Chiara, die Tochter seines Geistes, an der Spitze einer nach seinen Gedanken eingerichteten Vereinigung von Nonnen stand, oder unter den Fichten und Buchen des Alvernoberges, wo ihn Alpenveilchen umdufteten, Vögel umsangen, kehrten ihm Stunden seligen Aufathmens seiner Seele wieder. Da konnte dieses innige Gemüth zu Schwester Feldblume und Bruder Häschen, Schwester Schwalbe und Bruder Wolf reden und seinen herrlichen Sonnengesang anstimmen, der in allumfassendem Liebesdrang die gesammte Schöpfung zum Preise des Schöpfers aufruft. Aber sein Ende war nahe, das Leben der Armuth forderte sein Opfer. Man brachte den Sterbenden in seine Vaterstadt und die Portiuncula. Hier starb er unter Gesängen, voran dem des Sonnengesangs, den er kurz vorher um die Strophe vermehrt hatte:

> Preis dir, o Herr, durch unsern Bruder, den zeitlichen Tod,
> Dem kein Mensch entrinnen kann.

Eine Persönlichkeit, so herzgewinnend und liebenswürdig und geschichtlich so hochbedeutsam wie die des heiligen Franz, mußte Biographen finden auch unter denen, die seine Ergebenheit gegenüber dem Papste nicht theilen, wol aber für die Wärme seiner Religiosität Verständniß besitzen. Im Jahre 1856 erschien aus der Feder Karl Hase's, des jenaer Meisters der Kirchengeschichtschreibung, das „Heiligenbild" Franz von Assisi, ein Cabinetsstück in biographischer Darstellung und ein „Chef-d'œuvre de critique religieuse" (Renan), dreißig Jahre danach das tüchtig gearbeitete und interessant geschriebene Buch des Kunsthistorikers Henry Tode über „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien". Heute machen wir unsere Leser auf die neueste Biographie des Poverello *) aufmerksam.

Im kleinen Hörsaale des Collège de France hat der pariser Gelehrte P. Sabatier von E. Renan die erste Anregung zu diesem Buche empfangen. Hat doch der Meister den heiligen Franz als den vollkommensten Christen nach Jesus darzustellen beliebt und einst ausgerufen: „Wer wird uns die vollständige Geschichte des ersten Franciscanersäculums geben?" Die Aufgabe war nicht leicht. Ein die Quellen behandelnder interessanter Abschnitt des vorliegenden Buches läßt die schwierigen kritischen Operationen des Verfassers erkennen, mittels deren er der historischen Wahrheit durch einen ganzen Wald von Legenden nachgehen mußte, die Anmerkungen am Schlusse des Bandes zeigen seine in zähem Fleiß erarbeitete hervorragende Gelehrsamkeit, die kaum eine für den Gegenstand brauchbare Notiz übersehen, und Bemerkungen der Einleitung machen auf nicht minder gründliche Studien aufmerksam, die Sabatier unter Italiens Himmel auf pietätvollen Gängen in den Spuren seines Heiligen gemacht hat. Doch damit ist die Eigenart des Werkes noch nicht erreicht. Sabatier sagt einmal: „Der Kritiker muß scharf zusehen und in das grobe Geschütz wissenschaftlicher Argumente ein wenig Prophetenthum mischen." Diese Methode hat er mit ebenso viel Eifer wie Geschick geübt, durch das Temperament seiner Nation hierzu wol besonders befähigt. So versteht er es, ein Charakterbild jenes geist- und liebeathmenden religiösen Genius zu zeichnen, welches anzieht, erwärmt, begeistert, denn es trägt die Züge des Lebens. Mag sein, daß diese hier und da modernisirt sind. Der Biograph kennt die Gefahr, denn er sagt: „Um Geschichte zu schreiben, muß man sie in Gedanken durchleben und das heißt sie umbilden. So ist alle objective Geschichte ein unerreichbares Ziel." Aber ist nicht in dem Wesen des heiligen Franz selbst manches modernen Stimmungen

*) Leben des heiligen Franz von Assisi von Paul Sabatier. Autorisirte Uebersetzung von M. L. Berlin, G. Reimer. 1895. Gr. 8. 7 M.

Verwandte? Als Referent das schöne Oratorium „Franciscus" von E. Tinel hörte, dies namhafte Werk neuer Richtung, hatte er nicht die Empfindung, den Heiligen des 13. Jahrhunderts in einem ihm schlechterdings nicht passenden Gewande zu finden. Eher stört der Enthusiasmus des Biographen. Seine warme Darstellung kann sich bis zur Ueberschwenglichkeit steigern, die zuweilen im Gewande der Rhetorik auftritt und sich in starken Ausdrücken gefällt, z. B. „das Gebet ist ein Aufschrei des in der Unermeßlichkeit verlorenen Atoms".

Das Buch hat schon seine Geschichte. Der Papst, dem es Sabatier übersandt hatte, dankte dem protestantischen Gelehrten huldvoll für die Behandlung seines Lieblingsheiligen, die päpstliche Commission setzte die Schrift auf den Index der verbotenen Bücher. In Frankreich erschien ein halbes Jahr nach der ersten Auflage bereits die neunte, verschiedene Uebersetzungen in fremde Sprachen liegen vor, um das Recht für die russische bat der bekannte Tolstoi. Die Uebertragung ins Deutsche, von einer Dame vollzogen, ist aller Anerkennung werth. Wir zweifeln deshalb nicht, daß das geistvolle Werk auch bei uns dankbare Leser finden wird unter den Freunden einer höhern Lektüre, die sich gern mit der Betrachtung der Wunder der Vorzeit befassen. Franz von Assisi ist deren geringstes nicht.

Johannes Reinhard.

Literarische Essays.

1. Litterarische Reliefs. Dichterportraits von Ernst Ziel. Vierte Reihe. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1895. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Literarische Essays von Dr. Ernst Gnad. Neue Folge. Wien, Carl Konegen. 1895. 8. 4 M.
3. Literarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie von Adolf Wilhelm Ernst. Mit 10 Bildnissen. Hamburg, Conrad Kloß. 1895. Gr. 8. 4 M.
4. Literarische Ansichten in Vorträgen von Franz Sinteuis. H. Sudermann. H. Seidel. Bret Harte. Mark Twain. E. Bellamy. Dorpat-Fellin, E. J. Karow's Universitätsbuchhandlung. 1894. Gr. 8. 2 M.
5. Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus von Dr. Paul Mahn. Berlin, R. Neumeister. 1894. Gr. 8. 1 M.
6. Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung von Peter Johannes Thiel. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Von den verschiedenen literarischen Essays, die wir heute zu besprechen haben, verrathen am meisten die Individualität ihres Verfassers die „Literarischen Reliefs" von Ernst Ziel (Nr. 1). Das ist ihre Stärke, aber in gewisser Beziehung auch ihre Schwäche. Einen großen Theil des Buches, die erste Hälfte, nimmt ein Albert Dulk gewidmeter Aufsatz ein, der zuerst als Einleitung zu Dulk's Dramen gedruckt worden ist. Ueber die Entstehung dieser Ausgabe bemerkt Ziel selbst folgendes:

Bei der von mir 1893 besorgten Ausgabe der „Sämmtlichen Dramen" Dulk's fehlte mir jegliche Anreizung actueller Natur, denn die politischen und religiösen Tendenzen, für welche diese Dramen eintreten, sind zum großen Theil Tendenzen der Vergangenheit, die Kunstanschauungen aber, aus welchen sie erwachsen, sind keine modernen. Das Interesse, das meine Ausgabe der Dulk'schen Dramen anzurufen vermochte, war und ist daher einzig ein literarhistorisches — ein historisches in der That; denn bei der nahezu völligen, wenn auch unverdienten Vergessenheit, welche über sie hereingebrochen, gehören diese geist- und phantasievollen Schöpfungen eines durchaus eigenartigen Poeten nicht mehr dem Leben — sie gehören nur der Historie an.

Die Lebensführung Dulk's weicht in mehr als einem Punkte von der gewöhnlicher Staatsbürger ab, und auch Ziel hat noch nicht alle Schleier davon abziehen dürfen. Aber es war nicht nur ein historisches Interesse, das ihn zu diesem Manne hinzog, sondern es verbindet ihn auch eine gewisse Wahlverwandtschaft in politischer Beziehung mit dem Dichter, der sich im Laufe der Zeit immer mehr links gestellt hat. Auch Ziel verhehlt seinen Groll über die bestehenden Verhältnisse nicht:

In der Wiege der Toleranz und des Weltbürgerthums, sagt er einmal, im Lande Lessing's und Herder's, hatte mehr und mehr eine Selbstüberhebung und Einseitigkeit Platz gegriffen, die Land und Leute, Zustände und Zukunftssaaten im Deutschen Reiche permanent durch das Vergrößerungsglas, die übrige Welt und die übrigen Menschen aber systematisch im verkleinerten Maßstabe sah. Und mit welchem Recht denn eigentlich? Haben wir es denn wirklich so herrlich weit gebracht? Steckt Deutschland nicht, wie die sich häutende Schlange, noch tief in der todten Hülle einer von mancher andern Nation längst überwundenen Phase?

Es ist hier nicht der Ort zu politischen Debatten. Aber eins dürfen wir, mit Rücksicht auf den Vorwurf, daß bei uns „das Weltbürgerthum in einen engherzigen Patriotismus zusammengeschrumpft" sei, als unsere Ueberzeugung aussprechen: Wir haben an wahrem Patriotismus eher noch zu wenig als zu viel. Noch gilt das Wort Klopstock's:

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Besondere Gelegenheit, seine politischen Ansichten darzulegen, erhält der Verfasser bei der Charakteristik Ludwig Pfau's und unterläßt auch hier nicht, darauf hinzuweisen, wie so herrlich weit wir es gebracht haben „in dem vielgerühmten, starken und einigen Neudeutschland". Trotz seiner scharf ausgeprägten politischen Stellung ist sein literarischer Gesichtskreis jedoch nicht beengt. Im Bereiche seines Ideals haben die verschiedensten dichterischen Physiognomien Platz, wie Klaus Groth, Ferdinand Gregorovius, Friedrich Bodenstedt. Allerdings muß Ziel von letzterm, mit dem ihn persönliche Beziehungen verbanden, zugeben:

Bodenstedt ist kein Dichter von gesteigertem Gefühl; eine tiefere, auf bedeutende Ziele gerichtete Leidenschaft ist nicht seine Sache; weder an den großen innern Fragen der Menschheit, wie Religion und Ethik sie aufwerfen, noch an den eigentlich männlichen Aufgaben der Zeit, wie Staat und Politik sie uns stellen, hat seine Dichtung intimern Antheil genommen. Dort bleibt er weit hinter Rückert, hier ganz und gar hinter Freiligrath zurück.

Aber etwas anderes ist dafür anzuerkennen:

Bodenstedt's Lieder zeigen uns in Temperament und Formgebung Zug für Zug ein eigenes Gesicht, und das bedeutet wahrlich viel in diesem Jahrhundert der physiognomielosen Gleichmacherei und des auf allen Gebieten mehr und mehr wachsenden Derwischglaubens an die Autorität.

Man sieht, wie der Verfasser vergleichend die literarischen Erscheinungen überschaut, wie er aber auch immer wieder seinem Grolle Ausdruck verleiht. Uebrigens macht ihn die Vorliebe für Männer seiner politischen Anschauung nicht blind gegen deren künstlerische Schwächen. Den Standpunkt, von dem er alles dichterische Schaffen beurtheilt, stellt er noch einmal in dem Aufsatze über den wunderlichen Walt Whitmann fest:

Conventionalismus! sagt er. Schlimmes Wort für alle Dichtung! Denn es bedeutet die graue Unselbständigkeit und die stumpfe Gedankenlosigkeit: Mode, Satzung, Vorurtheil, Ungeist — schlimmes Wort zumal für die Lyrik! Denn die Lyrik hat keinen andern Inhalt als das Ich des Dichters, das Conventionelle aber ist die Negation des Ich, die Geburt der Langeweile, das Grab jeder Eigenart; es setzt an die Stelle der temperamentvollen Besonderheit die charakterlose Gleichförmigkeit, an die Stelle der lebensvollen Ueberzeugung die blutlose Uebereinkunft, an die Stelle des Individuums die Allgemeinheit; das Conventionelle ist der Tod jeder Lyrik; denn ihre Bedeutung und Höhe findet die Lyrik einzig in der Bedeutung und Höhe der sie tragenden Dichterpersönlichkeit.

Diese Selbständigkeit des Denkens ist es denn auch, was neben der Frische der Darstellung und der Vertrautheit mit den geschilderten Verhältnissen und Personen den Aufsätzen Ziel's Werth verleiht selbst da, wo man ihm nicht durchaus beipflichten kann.

Während Ziel seine Dichterporträts — auch in den drei vorausgehenden Bänden — der hinter uns liegenden Literaturepoche entnimmt, berücksichtigt Dr. Ernst Gnad in seinen „Literarischen Essays" (Nr. 2) auch die Bestrebungen der Gegenwart. Seine Sammlung umfaßt Aufsätze über Ibsen und Sudermann neben solchen über Hebbel und die Nibelungentragödie, über Hamerling als Lyriker, Hamerling als Dramatiker, Arthur Fitger, Friedrich Marx und Hans von Vintler. Und allen diesen Dichtern sucht er gerecht zu werden. Er gehört zu denen, die das Gute in der Literatur nehmen, wo sie es finden. Ja selbst den vielgescholtenen Kotzebue und Iffland wahrt er gelegentlich ihr Verdienst. Gemeinsam mit Ernst Ziel hat Ernst Gnad die Vertrautheit mit dem Stoffe, den er behandelt. Es kommt ihm vor allem darauf an, Verständniß für seine Helden zu erwecken und einen Ueberblick über ihre dichterische Entwickelung zu geben. Dies thut er mit Geschick und weiß namentlich durch Hinweis auf verwandte Erscheinungen die Bedeutung eines literarischen Erzeugnisses zu veranschaulichen. Obwol er sich nicht zu den Verehrern der modernen realistischen Schule rechnet, erkennt er sie doch in einzelnen Punkten an. Er nennt es im tadelnden Hinblick auf Hamerling's dramatischen Stil ein unbestreitbares Verdienst:

daß sie von der dramatischen Diction die herkömmliche Schablone und allen hohlen Phrasenschaum abgeschöpft hat und sich bestrebt, die handelnden Personen nur das sagen zu lassen, was Menschen in einer gegebenen Situation ihrem Wesen nach sprechen können.

Andererseits schätzt er den Muth, mit dem Sudermann ungescheut seine Finger in die blutenden Wunden der Zeit lege, und kann verstehen, „daß wol ein jedes Drama seinem Endzwecke nach sittlich sein soll, aber nicht immer gesittet sein kann". Da scheint es uns nun nicht ganz consequent zu sein, wenn er auf der andern Seite Schönheit des Ausdrucks vermißt, wenn er fragt:

Sind denn schöne Form und Poesie des Ausdrucks wirklich solche Nebendinge in der dramatischen Sprache, daß die neueste Schule sie so gleichgültig beiseite wirft, daß nur schüchtern und verschämt, wie ein verborgenes Veilchen, sich manchmal ein Bild oder poetisches Wort aus der grünen Wüste der Alltagssprache an die Oberfläche wagt?

Das führt doch dazu, daß zunächst die Gegenstände der Dichtung wieder andere werden müssen, damit auch in der Darstellung die Poesie wieder zur Geltung kommen kann. Das hat denn der Verfasser selbst auch gefühlt, indem er an anderer Stelle erklärt, es sei schwer zu glauben, daß die neuen Ideale der Poesie auf einem Wege zu finden seien, der uns doch eigentlich aus aller Poesie herausführe. Wie bei Sudermann und andern Dichtern, die noch in der Vollkraft ihres Schaffens stehen, so lehnt es Gnad auch bei Fitger ab, ein endgültiges Urtheil abzugeben. Gerade diese objective Haltung empfiehlt seine Essays solchen, die sich über die genannten Dichter und ihre Bestrebungen orientiren wollen. Sie werden an dem Verfasser einen kundigen und liebenswürdigen Wegweiser finden.

Wesentlich anders geartet sind wiederum die „Literarischen Charakterbilder" von Adolf Wilhelm Ernst (Nr. 3). Sein ausgesprochener Zweck ist, unter den bedeutenden deutschen Dichtern einige auszuwählen, die durch ihre ganze Persönlichkeit erhebend wirken:

Die literarischen Charakterbilder sollen keinem Zerstreuungsbedürfnisse dienen, sondern wollen vielmehr Geist und Gemüth des Lesers sammeln. Das Schöne und Gute, wie es sich in dem Leben und Dichten unserer Poeten abspiegelt, soll allein auf die Innenwelt des Lesers wirken. Das Buch soll unterhalten, indem es belehrt und bildet. Es war mein Bestreben, dieses Werk zu einem Familienbuch im besten Sinne des Wortes zu machen, zu einem Buche, nach dem Vater und Mutter, Sohn und Tochter in ihren Mußestunden gern greifen, um sich an den leuchtenden Vorbildern unseres Schriftthums geistig und seelisch zu stärken. Es ist ein Buch für die deutsche Familie insofern, als es, frei von engherziger Deutschthümelei, in seinen Schilderungen auf wahres Deutschthum den Nachdruck legt.

Diesem Zwecke entsprechend überwiegt das Biographische, während die ästhetische Würdigung der Schriftwerke zurücktritt. Der Werth des Buches und seine Brauchbar-

keit liegt hauptsächlich in der fleißigen Benutzung der besten neuern Literatur über die betreffenden Dichter.

A. W. Ernst schließt sich seinen Quellen — was wir ihm gar nicht verübeln wollen — manchmal ziemlich eng an und gibt charakteristische Stellen wörtlich wieder. Kritik ist nach Lage der Sache ganz ausgeschlossen. Darum wundert man sich, gelegentlich kritische Anmerkungen zu finden, wie in dem Aufsatze über Chamisso S. 31: Chamisso gehörte dem Regimente von Goetze an. „Nicht Goetz, wie Karl Fulda in seinem genannten Buche schreibt", bemerkt Ernst. Nun aber steht bei Fulda auf S. 20 zuerst thatsächlich von Goetze. Fulda ist im übrigen auch der, dem Ernst in der ganzen Anlage seines Aufsatzes hauptsächlich folgt. Ernst will auch entbehrliche Fremdwörter vermeiden und erklärt sie, wo er sie in Citaten findet. Da lesen wir dann Anmerkungen wie folgende: „Eine dem Vorsteher beigegebene Hilfskraft" (Adjunkt), „Jemand, der ohne mündlichen Unterricht gelernt hat, jemand, der sich selbst belehrt hat" (Autodidakt). So erklärt der Verfasser ferner Phänomen, Ahasver, Dialektik. Ja, er selbst führt Fremdwörter ein, die er dann erklären muß, wie S. 98 Polemiker, S. 273 Skepsis, läßt aber auch wieder einmal Fremdwörter anderer unerklärt, wie in dem Goethe'schen Citat S. 106: „Es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Inhalt." Doch das sind Kleinigkeiten. Wichtiger ist, daß die Sprache nicht so sorgfältig ist, wie sie in einem Haus- und Familienschatze, der das Buch doch werden soll, sein müßte. Wir führen einige Beispiele an. Von Theodor Körner heißt es S. 22, „daß der Tod sofort nach Empfang des Bleis eingetreten sei", und weiter: „Unter Anstimmung des Körner'schen tief empfundenen Gebets: «Vater, ich rufe dich», glitt der von zwei Lützowern gezimmerte Sarg in die Tiefe." S. 36 lesen wir: „Chamisso stand trauernd bei den brüderlichen Leichen, aber gerade ihr Tod führte ihn zur Befreiung aus den Fesseln des lästigen Dienstes." Chamisso's Frau war eine geborene Piaste, nicht Piasta, wie S. 42 zu lesen ist. Ferner hat nicht Breitinger, wie S. 109 jeder verstehen muß, zuerst den Satz aufgestellt, daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei. Wenn wir von diesen und ähnlichen Mängeln absehen, scheint uns das Buch aus dem im Anfange erwähnten Grunde wol brauchbar zu sein. Auch die aus Könnecke's „Bilderatlas" entnommenen Bilder wird der Leser willkommen heißen.

„Literarische Ansichten in Vorträgen" nennt Franz Sintenis (Nr. 4) bescheiden seine Aufsätze. Er liebt es, seine in knappen Ausdruck gefaßten Ansichten mit einer allgemeinen Betrachtung zu beginnen. So leitet er eine Besprechung der literarischen Entwickelung Sudermann's ein mit der Frage: „Wie kommt es, daß die großen Ereignisse der Jahre 1864 bis 1870, deren politische Folgen noch gewaltig nachwirken, obwol der alte, sichere Curs aufgegeben ist, wie kommt es, daß diese großen Ereignisse keinen entsprechenden Aufschwung — in der Literatur — hervorgebracht haben?" Scharf geht er zunächst mit den meisten erzählenden Schriften des Dichters und mit seinen ersten Dramen ins Gericht. Nur von der „Heimat" urtheilt er, daß von diesem Lebensbilde nur mehr ein Schritt sei zu wirklich Großem, Bedeutendem, zu einer Kunst, die am Ende des Jahrhunderts noch den Beweis liefere, daß ein großes deutsches Trauerspiel auch jetzt nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. Weiter erwartet er ein tüchtiges Lustspiel von Sudermann. Ob wol die „Schmetterlingsschlacht" seinen Erwartungen entsprochen hat? Ein Ueberblick über die Geschichte der Novelle geht der Besprechung Heinrich Seidel's voraus, in der der Verfasser den Versuch macht, die Stoffe und Gestalten des Dichters in bestimmte Gruppen zu vertheilen. Die Charakteristik der drei amerikanischen Schriftsteller Bret Harte, Mark Twain, E. Bellamy löst sich aus einer Betrachtung der Geschichte und der vermuthlichen Zukunft Amerikas heraus. Zur Anregung und als kurze Orientirung dürften auch diese Vorträge geeignet sein.

Während Sintenis mit vielen von Sudermann alles Heil erwartet, erkennt Dr. Paul Mahn (Nr. 5) mit andern in Gerhart Hauptmann den unter den Neuern, der die Bestrebungen unserer Zeit, all den unklaren Drang, wie die wirklich fruchtbaren Ideen am deutlichsten widerspiegele und dessen Kunst zugleich in den letzten Jahren eine Wendung genommen habe, welche die Einseitigkeit und Verranntheit des frühern Standpunktes als überwunden erscheinen lasse. Er nimmt also, wie sich hieraus schon ergibt, gleichfalls eine noch abwartende Haltung ein, die er S. 62 besonders vertheidigt und die gewiß das Richtige trifft. Gleichwol sucht er den Werth eines jeden Stückes festzustellen und ihm seinen Platz in dem Entwickelungsgange des Dichters anzuweisen. Es will uns aber scheinen, als ob sein Urtheil bisweilen schwanke. So sind „Einsame Menschen" nach S. 20 ein Stück, „das an psychologischer Feinheit, an scharfer Erfassung verwickelter Naturen wie an Wiederspiegelung großer Charaktere in kleinen Verhältnissen seinesgleichen sucht. Zu bewundern ist vor allem die ungemeine Objectivität, sozusagen die Hineinversetzungskunst der dichterischen Gestaltung". Und doch gehört das Stück nach S. 21 andererseits zu den Dramen, denen die innere Wahrscheinlichkeit fehlt. „Man glaubt nicht, daß die Dinge sich so entwickeln müssen. Man hat das Gefühl, als ob er (der Dichter) sich von vornherein vornehme, möglichst das Gegentheil von dem zu machen, zu dem die normale Logik sich gedrängt sieht." „Kollege Crampton" wird zu den Dramen der reifern Kunst gerechnet, erfährt aber wiederum solchen Tadel, daß vom Lobe nicht viel mehr übrigbleibt. Wir halten von diesem Stücke nicht viel. Mit besonderm Nachdruck wendet sich der Verfasser gegen die, die durch vorgefaßte Theorien die Kunstentwickelung zu hemmen suchten:

Wann endlich — ruft er mit ciceronischem Pathos — wird die Anmaßung, lebendige, aus dem Strome der Zeit geborene Kunstwerke — nebenbei bemerkt ein unklares Bild — in unverstandene Begriffe der Aesthetik einsargen zu wollen, über die Unklarheiten des eigenen Schädels mit fertigen Schlagworten und hoheitsvollen -ismen hinwegzugehen — wann endlich wird diese Unverschämtheit bildungs- und kenntnißloser Kritiker — nicht aufhören, das wäre Schade für den Welthumor — aber nicht mehr für erhabene Weisheit sich ausgeben dürfen und als solche entgegengenommen werden.

Wir wundern uns, daß bei solchen Grundsätzen der Verfasser dem „Biberpelz" gegenüber sich so ablehnend verhält. Auch dieses dichterische Gebild hat unseres Erachtens in der Weltliteratur seine bestimmte Stellung und Berechtigung, worüber besser bei anderer Gelegenheit im Zusammenhange gehandelt wird.

Angesichts des Eifers, mit dem heutzutage über viele ganz werthlose Erzeugnisse der Literatur debattirt wird, kann man sich nicht wundern, wenn einmal einem witzigen Kopfe der Faden der Geduld reißt und er gleich Mephistopheles, des trockenen Tones satt, sich vornimmt, einmal recht den Teufel zu spielen. Diese Rolle hat Peter Johannes Thiel in seinen „Naturischen Briefen gegen die moderne Dichtung" (Nr. 6) in ausgiebigem Maße durchgeführt. Daß er das Zeug hat, die Geißel der Satire zu schwingen, läßt sich nicht leugnen. Er ist schier unerschöpflich, in Bildern die literarischen Zustände zu verspotten. Auf die Dauer wird natürlich auch diese Manier langweilig, und gar die kindlichen Wortspielereien, die aber vielleicht auch satirischen Zwecken dienen, sind ganz unausstehlich. Gegen den Vorwurf, daß er ungerechterweise alles in einen Topf geworfen habe, kann sich der Verfasser auf den Meister seiner Kunst, auf Aristophanes, berufen.

Thiel unterscheidet mit Recht von echter Natürlichkeit das, was er Naturisch nennt, und was in Wirklichkeit etwas Unwahres, Gekünsteltes, Krankhaftes ist. Ungefähr auf dasselbe kommt der Unterschied hinaus, den er burlesker Weise zwischen Gedicht und Gedacht constituirt. Diese Gegensätze sucht er nicht nur durch Worte, sondern — auch hierin Aristophanes vergleichbar — unter dem Bilde weiblicher Wesen klar zu machen. So tritt auch Bürger's lebensvolle Dichtung in der Gestalt der Molly-Muse auf. Thiel, der über unfeine Dinge natürlich nicht zimperlich spricht, kann aber auch recht vernünftig sprechen. Viel Wahrheit liegt z. B. in folgender Bemerkung: „Die ewig unsterblichen Dichter sind sämmtlich harmonisch ausgereifte und verklärte Lebewesen, wie Homer, Shakespeare, Goethe. Alle unharmonischen Dichter können nur aus den Schwächen ihrer Zeit verstanden und darum nach ihrer Zeit nicht mehr genossen werden." Er stellt auch ganz ernsthafte Untersuchungen über sprachliche und rhythmische Erscheinungen an. Auch steht er der neuern Richtung nicht durchaus feindlich gegenüber:

Ich muß dir gestehen, sagt er einmal, daß ich von der Nützlichkeit eures Schreiens so ein klein wenig, fast völlig überzeugt bin. Ihr habt den deutschen Michel mal wieder aus seinem Epigonenschlaf geschrieen und ihn von neuem auf die wackeligen Elefantenbeine gestellt. Nur müßt ihr nicht glauben, daß eure Trompeten Musik gewesen sei. Freilich war es Natur und Wahrheit so gut wie Kuhgebrüll und Froschgequak. Und eure Stallgeruch hat manchen nervösen Blaustrumpf auf Nimmerwiedersehen verjagt und auf manchen erbleichten Wangen wieder Rosen gesät.

Aber es bleibt doch dabei: „Ueber den meisten Werken des naturischen Dichtergeschlechts lagert naturische Finsterniß. Sie waten als «fin-de-siècle»-Dichter mit langen, dürren Beinen unter Storchgeplapper durch den naturischen Sumpf. Nur wenige Dichter schweben gleich Adlern in freier Natürlichkeit über dem Sumpfgeschmeiß." Wir sind weit entfernt, in den Auslassungen des Verfassers viel mehr als einen kräftigen Scherz zu erkennen oder ihn im Ernste Aristophanes an die Seite zu stellen. Aber sein Wunsch ist berechtigt:

Möge andern Wahrheit winken
Aus dem Hirn von Aftermusen!
Laß mich Durst'gen Schönheit trinken,
Phantasie, an deinem Busen!

Richard Opitz.

Zur Geschichte der Französischen Revolution.

Die Schicksale der schönen und liebenswürdigen, aber auch leichtsinnigen und leichtlebigen Habsburgerin, die als Verkörperung der französisch-österreichischen Allianz die Gemahlin des Dauphins von Frankreich wurde, um dann mit ihrem Blute eine Schuld zu sühnen, deren kleinsten Theil sie selbst auf das Haus der Bourbonen geladen hatte, haben immer die Theilnahme Derer gefunden, in denen die edlern Gefühle der Menschlichkeit durch den Fanatismus nicht ertödtet sind, wie ihn der Haß gegen die monarchischen Institutionen und die Rachsucht der Bestien der Revolution zu erzeugen pflegen. Ein reiches Quellenmaterial liegt jetzt zur Ausbeute vor; abgesehen von den Memoiren der Madame de Campan, die uns über das Privatleben der Königin Maria Antoinette wichtige Aufschlüsse geben, sind es besonders der von Arneth und Geoffroy herausgegebene Briefwechsel der Königin mit ihrer Mutter, ihren Brüdern und sonstigen Vertrauten, der urkundliches Material in Hülle und Fülle bietet. Es hat infolge dessen auch der unglücklichen Königin an Biographen nicht gefehlt; sie gehören allen Nationen an, nur die deutsche ist in dieser Beziehung zurückgeblieben. Das Buch von Robert Prölß*) kann

*) Königin Maria Antoinette. Bilder aus ihrem Leben von Robert Prölß. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 4 M.

und will auch diese Lücke nicht ergänzen. Es besteht aus sechs Abschnitten, die in sich selbst abgeschlossene Essays darstellen, und wie es scheint, einzeln und zu verschiedener Zeit entstanden, später zu einem Buche vereinigt worden sind. Im ersten Abschnitt führt uns R. Prölß Maria Antoinette als Herrscherin des Geschmacks und der Mode vor, im zweiten handelt er von ihren musikalischen Neigungen, im dritten schildert er das Stillleben der Königin in ihrem Klein-Trianon, im vierten erzählt er Ursprung und Verlauf des Halsbandprocesses, im fünften werden die Beziehungen zwischen Maria Antoinette und dem schwedischen Grafen Axel von Fersen erörtert, im sechsten, dem längsten, die Stellung der Königin zur Politik. Ein Verdienst um die Wissenschaft hat sich der Verfasser mit seinem Buche nicht erworben; es ist eins von denen, durch die man nicht klüger geworden ist. Aus der Art der Entstehung wie ich sie oben voraussetzte, erklären sich wol auch die mancherlei Wiederholungen eines und desselben Gedanken; der Verfasser hat bei der Zusammenstellung der Einzelaufsätze eine nochmalige gewissenhafte Durcharbeitung versäumt. In stilistischer Beziehung begegnen dem Leser falsche Constructionen und einzelne nicht blos auf den Setzer zurückzuführende grammatische Verstöße. Einige Proben zum Belege. Seite 27 heißt es: „Obschon er (Vermond) an dem Fleiße seiner hohen Schülerin mit Recht manches auszusetzen fand, erwarb er sich doch in kaum mindern (statt minderm) Grade ihr Vertrauen, als das ihrer Mutter, die in der Erkenntniß, welche bedeutende Lücken die Bildung ihrer Tochter bei Uebersiedelung derselben nach Frankreich immer noch darbot, auf eine dauernde Anstellung dieses in der That verdienstvollen Mannes am Hofhalte der Dauphine drang, um dieser mit Rath und Lehre nützlich zur Seite zu stehen.“ Das ist Reporterstil in vollendeter Form. Nicht anders, wenn Verfasser auf S. 28 schreibt: „Auch scheint sie zuweilen in den kleinen Familienconcerten selbst auf diesem Instrumente gespielt, vielleicht auch gesungen zu haben“, oder auf S. 44: „Das Verdienst der neuentstehenden architektonischen Schule bestand nun wesentlich darin, daß sie auf letztere wieder ebenso zurückging, wie die Dichter, Maler, Bildhauer der neuen Schule auf die Natur, als ihrem ursprünglichen Vorbilde“, oder auf S. 108: „Die Folge war, daß man der Sache eine andere Auslegung gab und ihn beschuldigte, Schriften und Documente dieses Comités verbrennen lassen zu haben.“ Dem deutschen Sprachgefühl zuwider ist die dem lateinischen Gebrauch entlehnte Anknüpfung des neuen Satzes durch ein Relativpronomen, die Prölß mit besonderer Vorliebe anwendet. Thatsächliche Unrichtigkeiten enthält das Buch nicht, mit Ausnahme der einzigen, die möglicherweise nur auf einem Schreibfehler beruht (S. 222): Der Krieg wurde an Oesterreich am 20. April, nicht wie Prölß schreibt, am 20. Februar 1792 erklärt.

Eine auch den Anforderungen der Wissenschaft genügende Studie darf man das Buch Rudolf Focke's über Charlotte Corday nennen *). Die edelste Heldin der französischen Revolutionszeit, hat Charlotte Corday, die Mörderin Marat's, namentlich in ihrem Heimatlande Frankreich eine größere Anzahl von Biographen gefunden, eine Biographie aus deutscher Feder fehlte bisher. Focke hat seine Arbeit auf guter Grundlage aufgebaut; er ist überall bis auf die ersten Quellen zurückgegangen und wägt und prüft jedes Zeugniß mit wissenschaftlicher Peinlichkeit. Eine genaue Bibliographie der über Charlotte Corday erschienenen geschichtlichen Literatur leitet das Buch ein; das erste Kapitel gibt Auskunft über Werth oder Unwerth dieser Arbeiten. Die verdienstvollen Werke von Dubois, Vaultier, Chéron de Villiers und Vatel bilden im wesentlichen die Unterlage für den deutschen Biographen, weil sie das urkundliche Material enthalten, dessen der Historiker bedarf, aber man merkt auf jeder Seite, daß sie mit selbständigem Urtheil verwendet worden sind. So erfahren wir alles, was sich aus urkundlichen Quellen oder glaubwürdigen Aufzeichnungen von Zeitgenossen über die Familie de Corday, Charlottens Vater, ihr Leben im Aelternhaus, in der Abtei Sainte Trinité zu Caen und im Haus der Frau von Bretheville, ihre That und ihren Tod ermitteln ließ, und in den Anlagen theilt uns der Verfasser außer einer Stammtafel der Familie Corday, die unter ihren Ahnen den großen Corneille aufweist, als urkundliche Beigaben Taufzeugniß und Paß der Charlotte Corday, sowie die zehn erhaltenen Briefe von ihrer Hand in diplomatisch genauem Texte mit. Aber Focke hat sich nicht damit begnügt, das historisch Erweisbare festzustellen und den Lebensgang der Heldin von ihrer Geburt im stillen Saint-Saturnin-des-Ligneries bis zu ihrem Tode auf dem Schaffot inmitten des tobenden Wuthgeheuls der Furien der Guillotine zu schildern, sondern er erörtert auch in einem Schlußkapitel die Frage, welche Stellung Charlotte Corday in der Geschichte einnehme und wie ihre That zu beurtheilen sei. Wir wollen versuchen, den Gedankengang dieses für den Historiker, der nicht am Aeußern haftet, interessantesten Kapitels in wenigen Sätzen wiederzugeben. Die That der Corday kann unter einem dreifachen Gesichtspunkt betrachtet werden, unter dem des Criminalrichters, des abstracten Moralisten und des Historikers; der erste urtheilt auf Grund des codificirten Rechts, der zweite nach den Satzungen des Sittengesetzes, der dritte nach den jeweiligen politischen und socialen Verhältnissen und den das Leben des Volkes beherrschenden Ideen. Der Moralist fragt nicht nach den Motiven der That, er sucht sie nicht aus den Umständen heraus zu erklären, sondern spricht sein Urtheil nach den Theorien einer abstracten Moral; dem Richter ist es gestattet, im einzelnen Falle nicht den strengen Wortlaut des Strafgesetzbuches zur

*) Charlotte Corday. Eine kritische Darstellung ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit von Rudolf Focke. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1895. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Geltung zu bringen, sondern von einem höhern Standpunkte aus die That zu beurtheilen, und Focke weist nach, wie vorurtheilsfreie Richter auf Grund mehrerer Artikel der in die französische Constitution vom 24. Juni 1793 aufgenommenen „Erklärung der Menschenrechte" zu einem Freispruch über Charlotte Corday hätten gelangen müssen. Denn wenn es im 27. Artikel dieser Erklärung heißt: „Jedes Individuum, welches sich die Souveränetät anmaßt, muß sogleich von den freien Menschen getödtet werden", und im Artikel 33 und 34: „Der Widerstand gegen Unterdrückung ist eine Folge aus den übrigen Rechten des Menschen"; „Es findet Unterdrückung gegen die Gesellschaft statt, sobald eines ihrer Mitglieder unterdrückt ist" — so war Charlotte Corday nicht mehr strafbar, sobald die Richter sich die von der Thäterin aufgestellte Behauptung, daß Marat sich die Souveränetät angemaßt und die Gesellschaft auch nur in einem ihrer Mitglieder unterdrückt habe, zu eigen machten. Focke ist es nicht darum zu thun, eine Freisprechung Charlottens zu erzielen, aber er sucht die Frage nach dem sittlichen Werth ihrer That zusammen mit der nach ihrer Stellung in der Geschichte zu beantworten. Er thut es in folgenden Sätzen: „Wie der einzelne Mensch, so steht auch eine ganze Nation unter den sittlichen Gesetzen der Freiheit und Verantwortlichkeit. Wenn nun ein großes Volk einem Auflösungsproceß verfällt, der mit der Kraft einer blinden Naturkatastrophe alles mit sich fortreißt, dann treten Individuen hervor, die durch die Excentricität ihrer Schlechtigkeit Grauen erregen, und andere, die durch die Geschlossenheit ihres sittlichen Widerstandes bewundernswürdig erscheinen. Solche Naturen waren Marat und Charlotte Corday. In ihnen berührten sich das Niedrigste und das Erhabenste. Jener, mit der Freiheit auf den Lippen und der Unfreiheit im Herzen, stellte sich ganz in den Dienst des vernichtenden Princips; in der tugendhaften Seele der Charlotte Corday empörte sich der höchste sittliche Einzelwerth, der lieber den Tod wählt, ehe er sich in die eherne Kette einer übermächtigen Nothwendigkeit schmieden läßt, der aber gleichzeitig das Vaterland der freien Entwickelung zurückzugeben trachtet. Um das zu erreichen, weihte sie auch den dem Tode, in welchem sie den größten Feind der auf Gesetzen ruhenden Freiheit erkannt zu haben glaubte; damit aber verfiel sie der tragischen Schuld. Die geistige Eigenart und die That der Charlotte Corday sind demgemäß nicht verständlich ohne die Kenntniß der Entwickelung der französischen Revolution. Dagegen ist es charakteristisch für die geschichtliche Stellung des hochherzigen Mädchens, daß eine Darstellung der Revolution geschrieben werden kann ohne besondere Nennung ihres Namens. Einer pragmatischen Geschichtschreibung würde es genügen können, zu erwähnen, daß Marat am 13. Juli 1793 ermordet wurde, daß aber nach menschlichem Ermessen dies Ereigniß keine tiefgreifende Wirkung auf den weitern Verlauf der Revolution geübt hat. Durch diese Betrachtung ist der Heldin ihr Platz zugewiesen: Nicht die Tragweite ihres Eingreifens in die Geschichte, sondern das rein Menschliche in ihrem Wesen, über dem der stille Adel der Antike schwebt, das ist das Moment, das ihren Namen unvergänglich gemacht hat. Aber andererseits erhebt eben der Umstand, daß das immer gerechte Urtheil aller guten und unbefangenen Menschen ihrer flüchtigen Erscheinung den Kranz der Unsterblichkeit geflochten hat, ihre für den Ablauf der Ereignisse unbedeutende Persönlichkeit doch wieder zum Range einer geschichtlichen Persönlichkeit. Denn die Geschichte ist nicht nur die systematische Darstellung des Lebens der Gesammtmenschheit, sondern gleichzeitig das Pantheon großer Einzelmenschen, in dem der ein Platz nicht versagt werden kann, welche lautern Herzens und stolzen Sinnes, voll edler Begeisterung, frei von falschem Heroismus, heiter und ohne Todesfurcht ihr junges und reines Leben auf dem Altar echter Vaterlandsliebe geopfert hat. . . . Was an ihrer Handlung verbrecherisch war, hat ihr Tod auf dem Schaffot gesühnt"; gereinigt steht sie da vor der Geschichte. „Keine That", so faßt Focke sein Urtheil zusammen, „ist an sich groß oder klein, gut oder schlecht, sondern sie erhält ihre Signatur durch die Idee, aus der sie entsprungen ist, und durch die Seelenstärke, von der sie getragen wird. Charlotte Corday vereinigte beides, Erhabenheit der Idee und Größe der Seele, in einem solchen Maße, wie es die Geschichte nur in seltenen Fällen aufweist. Das ist ihr Ruhm und ihre Rechtfertigung."

Von einigen unbedeutenden Druckfehlern abgesehen (S. 90, 93, 99, 107) ist das Buch correct gedruckt, in der vornehmen Ausstattung, die der Verlag von Duncker und Humblot seinen Verlagswerken zu geben pflegt; ein gutes Bild der Charlotte Corday nach dem Gemälde von Hauer ist ihm beigegeben.

Horst Kohl.

Junge Dichter.

Ob die Dichter, welche mir heute zur Besprechung vorliegen, alle den Jahren nach noch jung sind, weiß ich nicht, da mich Kürschner größtentheils im Stiche läßt. Aber eben, weil sie dort noch fehlen, sind sie wol noch jung, jedenfalls als Dichter jung, Neulinge auf dem Büchermarkt. Sie alle miteinander haben recht wackeres dichterisches Talent, einzelne stellen sich als fertige Dichter dar, andere werden sicher noch Dichter werden. Merkwürdig, aber nicht unwillkommen erscheint die Thatsache, daß unter diesen Dichtern, die ohne jede Auswahl sich

auf meinem Tische zusammengefunden haben, nur ein einziger ist, der Concessionen an die „Moderne“ macht, und selbst dieser nicht mehr in der plumpen, das feinere ästhetische wie ethische Gefühl verletzenden Art der sogenannten „Moderne“. Wenn das ein Zeichen ist, daß die „Moderne“ ihre Flegeljahre hinter sich hat, oder daß der junge dichterische Nachwuchs nicht mehr auf das Schlagwort schwört, so begrüßen wir das mit Freuden.

1. Im Morgenlicht. Gedichte von Wilhelm Langewiesche. Leipzig, H. Haessel. 1894. 12. 1 M. 60 Pf.

Diese verhältnißmäßig kleine Sammlung von Gedichten hat Gehalt. Dies Lob will etwas heißen; denn gar viele Gedichtsammlungen, auch gute und formell poetisch werthvolle, haben keinen Gehalt, d. h. der Dichter gibt entweder nicht sich selbst, sondern Anempfundenes und mehr oder minder originell Nachgesprochenes: das sind in der Regel die sogenannten „Alten“; oder er gibt zwar sich selbst, aber in ihm ist nichts: das sind viele der sogenannten „Jungen“. Gehalt kann eine Gedichtsammlung aber nur haben, wenn der Dichter eine Persönlichkeit ist, und zwar eine dichterische Persönlichkeit; wenn er ferner im Stande ist, von diesem Persönlichen soviel in seine Verse hineinzulegen, daß der Leser hinter denselben den Mann sieht; wenn er endlich das besondere Persönliche in sich und an sich dichterisch so zu verallgemeinern versteht, daß in dem Einzelbild das Weltbild sich spiegelt. Dichtungen von Gehalt können nun formell mangelhaft oder gut sein. Im erstern Fall fehlt dem Dichter etwas zum ganzen Dichter, und die Grenze zwischen ihm und dem Dilettanten ist dann manchmal eine flüssige; denn dem dichterischen Dilettanten, der eine Persönlichkeit ist, fehlt die Gabe, rein dichterisch zu sagen, was er empfindet, schaut, im tiefsten Innern fühlt. Andererseits kann die hinreißende Form oder die Originalität des Inhalts über Mangel an Gehalt wegtäuschen; für Dichtungen von Gehalt genügt vollkommen, daß die Form nicht schlecht sei. Und das ist bei Langewiesche der Fall.

Also eine Gedichtsammlung von Gehalt in guter Form — ich weiß nicht viele, denen ich das nachrühmen könnte. Und damit hat die Kritik eigentlich genug über diese Gedichte gesagt. Wie unzulänglich der Gegensatz von Alt und Modern ist, das zeigt wieder einmal diese Sammlung; denn der Dichter derselben ist beides, alt und jung, nicht blos im literarischen Sinne der Worte, sondern auch im wirklichen Sinne. Das sind Gedichte, die man, so mannichfach sie sind (Ballade, Liebeslyrik, Gedankenlyrik, Schmerz und Freude), mit nachhaltigem Genuß liest, in sich aufnimmt und fortwirken läßt, eine dichterische Gabe, für die man einmal wieder einem Dichter von Herzen dankbar ist. Ein Lied möge als Probe der Innigkeit und Anmuth gelten.

Rosen und Lieder.

Ist unser Häuschen auch noch so klein,
Rosen sollen darinnen sein!
Rosen im Zimmer, Rosen im Garten,
Du sollst sie pflanzen, sollst ihrer warten,
Sollst sie begießen und sollst sie binden,
Sollst in dein goldenes Haar sie winden.
Ist unser Häuschen auch noch so klein,
Rosen sollen darinnen sein!

Ist unser Häuschen auch noch so klein,
Lieder sollen darinnen sein!
Fröhliche Lieder sollen erklingen,
Du sollst sie spielen, du sollst sie singen,
Daß sie uns glückliche Zeiten verschönen
Und mit den trüben uns lindernd versöhnen.
Ist unser Häuschen auch noch so klein,
Lieder sollen darinnen sein!

Ist unser Häuschen auch noch so klein,
Nimmer doch fehlt ihm der Sonnenschein:
Mögen es brausende Stürme umtosen,
Rosen und Lieder, Lieder und Rosen
Werden es schirmen und werden es halten,
Werden besiegen die dunkeln Gewalten.
Ist unser Häuschen auch noch so klein,
Drin wird ein ewiger Frühling sein! —

2. Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unstäten. Von Rudolf Herzog. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 1895. 12. 1 M. 50 Pf.

Lieder eines Unsteten — das wäre also die deutsche Uebersetzung von Vagantenliedern. In der That spinnt der Dichter auch diesen Faden, nur mehr eine moderne, erotisch durchzogene Nummer; es fehlt weder die sündige Minne, die selig-unselige Liebe und ähnliche längst conventionell gewordene Redensarten, noch die übliche Prahlerei mit glanzvoll verlaufenen Liebesabenteuern, noch die Heine'sche Liebeskraftmeierei, wonach die selig-sündigen Weiblein sich in Sehnsucht nach dem Herrn Dichter jammervoll zu verzehren pflegen. Es glaubt natürlich kein Mensch diesen Vaganten, weder denen Baumbachisch salonfähiger Observanz, daß sie so ungeheuer viel getrunken und geküßt, noch denen moderner Färbung, daß sie so unzählige Siege auf dem Gebiet der Liebe davongetragen haben. Gerade so wenig glaubt man ihnen ihren moralischen Katzenjammer; und auch der Ernst ihrer Klagen über die Schalheit und Oedheit ihres Lebens begegnet berechtigten Zweifeln. Die Muse der Vagantendichter ist eine Kokette, und zwar kokettirt sie dermaßen, daß es wirklich schwer ist, zu entscheiden, wo das Kokettiren aufhört und der bittere Ernst, vielmehr die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, bekanntlich das A und O unserer Modernen, anfängt.

Auch bei Rudolf Herzog ist das der Fall. Aber echtes Dichterblut hat er in den Adern, und in prächtigen Rhythmen schmettert er sein Glück und seine Lust hinaus:

Die Nacht ist kalt, und es klinget das Eis
Wie Nixenklagen und -Weinen,
Doch frühlingshoffend und sommerheiß
Durchströmt es das Herz mir und flüstert es leis
Den wonnigen Namen der Einen.

Die so schön und so schlank wie das braune Reh
Und so königlich stolz im Gemüthe —
Du mein blinkender Stern, meine stürmende See,
Meine lachende Haideblüte!

Es ist wirklich eine Lust, solche singende und klingende, in sich selbst musikalische Verse zu lesen, und ihrem Zauber kann man sich nicht entziehen, selbst wenn sie an berühmte Muster anklingen. Aber Herzog hat noch andere Saiten auf seiner Leyer als die erotischen, minneseligen. Sein Buch enthält manch prächtiges, balladenartiges Lied, wie „Das Lied vom Scharfensteiner", „Das Lied von Florian Mortian" u. a. Auch geistigen Gehalt versteht er seiner Poesie zu geben, wenn er sich just von den Weibern emancipirt, und ein schöneres und originelleres Frühlingslied ist mir in langer Zeit nicht begegnet als das nachstehende:

Neuer Lenz.

Still, still! — er ist's, der Lenz! — der wesenlos
Ans Fenster gleitet uns in stiller Nacht,
Ein Lied uns singt, ein Lied voll Märchenpracht,
Und doch so hoffnungsstark, so heldengroß.
Das sich wie Liebe mit dem Blute mischt,
Ein Klang, der uns erfaßt mit Riesenkraft,
Uns aus des Winters dumpfem Brüten rafft,
Ein Ziel uns zeigt, wie Fels im Wellengischt.

Auf! tritt zum Volk im hellen Priesterkleid
Und sprich: Ich bin der Lenz! Schaut mir ins Aug',
Ich bin der Lenz! — doch bin ich nur ein Hauch
Des großen Frühlings unsrer ganzen Zeit.
Des Frühlings, der mit Donnerstimme frug:
Was bleibt mein Volk in ew'ger Sklaverei?
Auch du hast einen Geist! Er macht dich frei,
Lehrst du ihn nehmen seinen Adlerflug.

Des Frühlings Lied, ehdem nur Schwalbensang,
Es ward des Weltalls jauchzender Choral,
Es rauscht gewaltig über Berg und Thal
Und weckt das Volk mit der Posaune Klang.
Dein König ist's! — Macht ihm die Thore weit!
Im Sonnewagen kommt gefahren er,
Zur Geisterfreiheit führt die Schaaren er!
— Nun bist du doppelt schön, o Frühlingszeit.

3. Der erste Strauß. Ein Liederbuch von Otto Rühle. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.

Ich habe neulich irgendwo die Mahnung gelesen, die mit gutem Gedächtniß begabten Kritiker sollten nicht immer so peinlich darauf sehen, ob nicht etwa ein Lied oder ein paar Verse eines jungen Dichters schon vor ihm von jemand gedichtet worden seien. Diese Mahnung ist mir eingefallen bei Otto Rühle's „Erstem Strauß"; denn diese ganze Sammlung ist schon dutzendmal gedichtet worden; sie hat auch ganz die übliche Anordnung: Natur-, insbesondere Frühlingslieder, darunter die üblichen: die Kranken und der Frühling, Minnelieder, Wanderlieder, darunter Spielmannslieder und unter dem Titel „Blumen am Wege", was der Dichter sonst gedichtet hat. Nicht als ob ein einzelner Vers oder gar ein ganzes Lied Plagiat an bestimmten Dichtern wäre, oder daß der Dichter bekannten Vorbildern nachgedichtet hätte; aber man möchte sagen: diese Gedichte sind mit kaum nennenswerthen Ausnahmen ein Niederschlag in der Seele des Dichters von all dem, was seit funfzig Jahren an Frühlings-, Minne- und Wanderpoesie gedichtet worden ist. Uebrigens ein sehr anmuthiger Niederschlag; denn es singt und klingt in diesen Liedern so voll und rein, es kommt alles so frisch und innig und auch in der Form so rund und gefällig aus einem jungen Herzen, daß es eine Freude ist, und es ist eigentlich recht bedauerlich, daß der Markt schon besetzt war, als Otto Rühle zu singen begann. Immerhin ist es ein Trost, eine Nachtigall unter Nachtigallen zu sein, und nicht etwa ein Spatz, und dem jungen Sänger werden die Flügel sicherlich nicht geknickt, wenn man manchen seiner lyrischen Gedichte nachrühmt: das ist so gut gemacht wie einst von Geibel, Roquette u. s. w. Eins stehe hier:

Voller Sonnen.

Das ist ein Lenz in diesem Jahr,
Das ist ein Frühling voller Sonnen;
Es quillt die Freude licht und klar,
Wie flüssig Gold aus Märchenbronnen.

Die Rosen werden nimmer müd'
Zu blühn in diesen holden Tagen,
Und durch die Seele jubelnd zieht
Das Glück wie mächt'ges Flügelschlagen.

Die Luft geht lind und weich und sacht,
Grüngoldig flutet's durch die Saaten
Und alles blüht, und alles lacht,
Und Jauchzen klingt auf allen Pfaden.

. . . Warm weht ein Duft aus weichem Haar,
Ich trink aus lichter Augen Bronnen
Der Liebe Glück . . . Das ist ein Jahr,
Das ist ein Frühling voller Sonnen.

4. Ein kleines Buch. Gedichte von Hans Hansen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M.

Der Dichter richtet sein Vorwort „an die Kritiker unter den Lesern"; ich fürchte, er wird nur den Lesern unter den Kritikern näher bekannt werden. Denn er hat selbst richtig erkannt, daß sein kleines Buch eigentlich zu wenig gibt, daß es zu wenig dichterische Gestalt und, setzen wir bei, dichterischen Gehalt hat. Ein Irrthum ist ihm freilich in seiner Vorrede mit untergelaufen; er meint, auch die Gedichte aus früherer Zeit, also wol die minderwerthigen, seien der Aufnahme würdig, weil sie „bezeichnend seien für seine frühern Stimmungen". An diesem Irrthum kranken merkwürdigerweise meistens die jungen Dichter, welche keinen Anspruch darauf erheben können, daß gerade ihre Stimmungen den Leser irgendwie interessiren, dafern diese Stimmung nicht mit bezwingender dichterischer Gewalt, in wirklich dichterischer Gestalt zum Ausdruck gekommen ist. Und weil das in jungen Jahren seltener der Fall ist, darum pflegen gereiftere Dichter solche Jugendstimmungen, auch wenn sie wahr sind, nicht in ihre Sammlungen aufzunehmen.

Doch der Dichter wollte uns nur „Proben" geben; und diese Proben besagen, daß er ein ganz hübsches Durchschnittstalent zur lyrischen Dichtung besitzt. Mehr Begabung scheint er für die epische Dichtung zu haben; er gibt nämlich auch zwei Bruchstücke aus einem von ihm beabsichtigten erzählenden Gedicht „Francesca von Rimini", damit die Kritik entscheide, ob es vollendet werden soll. Der erste Gesang, mit dem offenbar das Gedicht beginnt, steht höher als alle vorhergehenden lyrischen Proben, und auch der zweite, wol der Schlußgesang, fesselt. Ob der Dichter aber alle Erfordernisse für ein Epos besitzt, also z. B. wirkliche Gestaltungskraft, das lassen die Proben nicht genügend erkennen. Wenn ich ihm rathen dürfte, so würde ich ihm sagen: frisch ans Werk, aber langsam werden lassen, nicht hasten! Ich würde ihm empfehlen, der Form noch mehr Beachtung zu schenken und z. B. nicht das eine mal Paolo auf der ersten, das andere mal auf der zweiten Silbe zu betonen, und Lanciotto nicht bald viersilbig, bald dreisilbig zu gebrauchen.

5. Wintersaat. Lyrische Blätter von Hanns Lingk. Leipzig, R. Claußner's Verlag. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.

Eine ganz hübsche und anmuthige kleine Sammlung von Gedichten, untermischt mit anziehenden, in breit hinflutender dichterischer Sprache geschriebenen Prosastücken, ein erster Versuch, wie wir glauben. Da auch die Form im ganzen gut ist, so ist weiter an diesen Gedichten nichts auszusetzen; aber wenn man sie gelesen hat, so hat man doch nichts mitbekommen als hübsche Verse, und das ist doch zu wenig. Indessen es handelt sich bei diesen, bescheiden „Lyrische Blätter" genannten Versen, wie gesagt, offenbar um ein erstes Flügelregen, und es wäre unrecht von der Kritik, mit plumper Hand diese Flügel zu zerdrücken. Vielleicht wird aus dem Dichter, der jetzt einem bescheidenen lyrischen Schmetterling gleicht, mit der Zeit noch ein echter Singvogel; Adlerflügel werden ihm freilich schwerlich wachsen.

6. Hahnschrei. Weckrufe eines Modernen. Von Maximilian Krauß. München, Lindauer'sche Buchhandlung. 1894. 8. 2 M.

Diese Gedichte sind einestheils ein Loblied darauf, wie wir es so herrlich weit gebracht haben, anderntheils enthalten sie Mahnungen, wie wir es noch viel weiter bringen könnten, dafern nur all das Ungute unserer Zeit, das andern Leuten ein Beweis ist, daß wir es just eben nicht so herrlich weit gebracht haben, glücklich weggethan würde. Ja wenn! Mit schönen Versen heilt man keine Wunden, oder wie der Dichter selbst sagt:

Als ob mit Phrasen
Und Druckerschwärze Welten man zerschlüge!

Uebrigens enthalten diese Dichtungen manch gutes und manch befreiendes Wort, und in Volkssammlungen mit Pathos declamirt, werden sie Stürme von Beifall erringen. Uns hat, ehrlich gestanden, der Dichter leid gethan, daß er sich die undankbare Aufgabe setzte, Leitartikel in Verse zu bringen; aber wir bezeugen ihm gern, daß seine dichterische Kraft ganze Seiten lang ausreichte, um uns den Leitartikel vergessen zu machen, und daß selbst inmitten von Strophen, die nur rhetorische Prosa sind, Granitblöcke aus dem Lande echter Dichtung liegen. Ein paar Strophen aus verschiedenen Gesängen werden unser Urtheil am besten bestätigen:

Was Tausende allein gehütet haben:
Des Wissens und der Wahrheit gold'nen Schatz —
Jetzt soll es Millionen Geister laben,
In jedem Hirne hat er Raum und Platz!
Der Privilegien eigennütz'ge Kette —
Ein Hohn auf Menschenwürde, Menschensinn —
Sprengt sie, und brausen mag aus engem Bette
Der Strom der Freiheit über alle hin.

Das hat die Socialisten uns geschaffen: —
Dies süße Nichtsthun, dies Schlaraffenleben!
Wir fechten immer noch mit jenen Waffen,
Die uns die Väter in die Hand gegeben!

Das hat die Unzufriedenheit entzündet: —
Sie seh'n, wie Stein um Stein vom Alten bröckelt,
Daß keinen neuen Bau wir mehr gegründet,
Daß wir uns selber geistig — eingepöckelt!

Ueber Bismarck:

Das war' ne Zeit! Mehr als die Wucht an Worten
Um heute zündete sein machtvoll Wort;
Ein Riese, wacht' er an des Reiches Pforten,
Wo heut' Pygmäen kauern seit er fort.
Dem Volke gab er seine großen Lehren,
Heut prahlt ein Völklein nun mit seinem Geist,
An seiner Kraft konnt' sich die Volkskraft mehren,
Die nun, in Hunderte zersplittert, kreist!

An den Kaiser:

Ein Volk regieren, heißt ein Volk versteh'n;
Es glücklich machen wollen, heißt die Welt,
Die es umfängt, mit seinen Augen sehen —
Kein Volk kann geben, wo es nichts erhält.
Ein Volk erheben, heißt herniedersteigen,
Ein Volk begeistern, heißt es selber schätzen —
Denn nur wo diese Fürstenpflichten schweigen,
Häuft man des Volkes Pflichten in Gesetzen.

7. Singen und Sagen. Lieder und Gesänge von Rudolf Goette. Wachwitz-Dresden, Max Geißler's Verlag. 1894. Gr. 8. 3 M.

Der Dichter spricht in der Vorrede ein sehr wahres Wort: „Blieben alle Reimereien ungedruckt, denen kein Mensch außer den Vettern und Freunden des Verfassers zuhören mag, so wäre für den wahren Dichter viel gewonnen; einige Verlagsbuchhandlungen könnten dann allerdings ihre Thätigkeit gänzlich einstellen, und die Druckereien und die Papierhandlungen würden schwer geschädigt." Volkswirthschaftlich wäre also gegen die Unmenge lyrischer Dichtungen, die jahraus jahrein erscheinen, nichts einzuwenden, aber literaturwirthschaftlich! Die Kritik wird übrigens auch zwei weitern Bemerkungen des Dichters zustimmen, daß das Epos eigentlich die einzige, noch der Entfaltung harrende Dichtgattung sei, und daß epische Dichtungen nicht gelesen, sondern gehört werden sollten.

Rudolf Goette legt denn auch den Hauptwerth auf seine epischen Gedichte, denen er einen Stil zu geben versucht, welcher „dem dichterischen Empfinden der Gegenwart" entspreche. Was das eigentlich heißen soll, ist mir aus diesen Dichtungen nicht klar geworden. Goette hat entschiedenes Talent zur Ballade; aber das Talent ist weder „modern", noch eigenartig; manchmal laufen ihm allerdings böse, höchst moderne Prosaismen mit unter, wie:

Sie treten ein. Der Junker engagirt
Die Maid sogleich und fügt sich in den Schwarm —

und an abgedroschenen Wendungen fehlt es auch nicht; so lautet z. B. der Schluß von „Brunhilde's Todesklage": „Da war sie erlöst von aller Pein." Am ehesten noch tritt das moderne Empfinden bei der Nachdichtung des ersten Theils des Nibelungenliedes hervor. Goette hat hier einzelne Strophen erweitert wie gleich im Gespräch zwischen Ute und Krimhild, anderes gekürzt, so daß der ganze erste Theil des Nibelungenliedes auf etwa hundertfunfzig Strophen zusammengezogen ist — eine recht gelungene und wirklich genießbare dichterische Bearbeitung. Wenn aber einmal bearbeitet, und zwar nach modernem Empfinden bearbeitet wurde, so wären wol besser auch mittelalterliche Roheiten des Nibelungenliedes, wie die Brautnachtscene zwischen Gunther-Brunhild-Siegfried, und Unbeholfenheiten, wie das unsichtbare Eintreten Siegfried's beim Wettkampfe mit Brunhilde, gemildert und geändert worden.

Die lyrischen Gedichte dieser Sammlung sind nicht das Schlechteste an derselben; aber auch sie gehen aus den bekannten Melodien:

Nun flimmert es gelb in den Bäumen,
Nun spielt in den Wipfeln der Wind,
Nicht fürder locken zu Träumen
Die Lüfte sommerlich lind u. s. w.

oder:

Es blühten rothe Rosen
In dunkler Sommerpracht,
Als deine Purpurlippen
Mir frohen Gruß gebracht.
Die Rosen sind erblichen,
Die Welt ist alt und grau.
Leb' wohl, du Sonnenblume,
Du ferne schöne Frau!

oder als Schluß:

Ich möchte bei dir, du sonnige Maid,
In deinen Armen sterben.

Derartiges ist ja ästhetisch durchaus einwandsfrei, aber es entspricht doch nur einem lyrischen Durchschnittsempfinden.

8. Gedichte von Hans Schilf. Erster Band. St.-Petersburg, H. Schmitzdorff. 12. 4 M.

Die einförmige Anordnung nach den Abtheilungen Frühling, Sommer, Herbst, Winter, neben mangelnder Sorgfalt in der Auswahl des Druckenswerthen, trägt wol die Schuld an dem wenig günstigen Eindruck, den diese Sammlung macht, obgleich auch sie von ganz hübscher lyrischer Begabung zeugt. Aber dem Dichter fehlt noch viel zur richtigen Formgewandtheit, wovon ganz böse Inversionen zahllose Beispiele geben. Und wenn beim Aufschlagen des Buches das Auge auf Verse fällt wie:

Man trinkt die Luft
Und schmeckt den Schmerz,
Wenn lacht das Aug',
Zuckt bald das Herz.
Das Herz, das Herz
In bitterm Schmerz.

dann gehört Muth, dazu die 264 Seiten zu lesen.

Indessen findet man doch die eine oder andere Blüte dichterischer Stimmung heraus; wirklich im Herzen haften bleibt wenig.

9. Gedichte von Julius Goebel. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein deutscher Gruß aus Amerika, und zwar ein ganz freundlicher, ohne eigentlich amerikanischen Accent, ohne besondere dichterische Individualität, ein Beweis aber, daß selbst im „Land der Freiheit ohne Herz" die deutsche Lyrik gedeihen kann. Das Büchlein zieht die üblichen Register: Frühling und Liebe, Natur und Menschenherz; es enthält Hymnen an das Meer, an den Genius u. s. w., etliche Balladen und eine kleine episch-dramatische Dichtung — man sieht, es ist die normale lyrische Sammlung, an der weiter nicht viel zu tadeln ist, die aber eben auch eine von den vielen bleiben oder vielmehr, weil eine der vielen, vergessen werden wird. Vielleicht ist aber der Markt drüben noch nicht so überschwemmt, und zwar mit vieler recht guten Waare, wie bei uns; dann wird es dieser hübschen Sammlung wol gelingen, Beachtung zu finden.

10. Carmina Academica. Eine Auswahl der beliebtesten deutschen Commerslieder, ins Lateinische übertragen von Franz Ulrich. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1894. Gr. 16. 1 M.

Man darf nicht immer fragen, ob etwas einen Zweck hat. Die Uebersetzung von Commersliedern in das Lateinische erscheint als eine zwecklose Liebhaberei; vielleicht gefällt es aber den deutschen Studenten doch, auch einmal ein bekanntes Lied lateinisch zu singen. „Gaudeamus igitur" und „Mihi est propositum" sind ja längst eingewurzelte lateinische Studentenlieder, und für internationale Commerse, wie sie ab und zu stattfinden, ist das hübsche Büchlein das gegebene Commersbuch. Die Uebersetzung ist flott und das Latein klingt gesungen ganz prächtig; manch einer wird sich daran erbauen. Ich gebe einige Strophen aus verschiedenen Liedern; die des Lateinischen kundigen Leser werden die deutschen Verse ja sofort mitklingen hören:

Majestas academica
Quonam tu evasisti?
O sancta aetas aurea
Fugisti et peristi!

Quocumque tuli lumina,
Non teneo vestigia
O me severum erum!
O quae mutatio rerum!

Non majestas nobis est innata?
Non celerrime ascendimus?
„Oleum et opera frustrata!“
Is parentum strepitus.
Si intersint, o, vallera,
Huic emvivio, vallera!
Ubi sumus in honoribus.

At tertius tegmine iterum
Remoto in os spirat pallidum:
„Te semper amavi, te amo ego
Et nunc et amabo perpetuo.“

Vae, eremita, hodie
Injuste evolasti!
Odoror, notae optimae
Hic vinum occultasti
Io, efractis foribus
Fit cella haurientis . . .
Tu, Sancte, pravis moribus
Ignosce sitientis!

Richard Weitbrecht.

Vom deutschen Studenten der Gegenwart.

In unserer Zeit weht ein scharfer Wind gegen Privilegien und Sonderstellungen jeder Art; der Chorus derer, die all dergleichen zu Gunsten einer unterschiedslosen Gleichheit beseitigen möchten, macht sich laut vernehmbar. Allerdings hat auch schon eine Gegenströmung eingesetzt, die sich augenblicklich wol am stärksten in den Kreisen der Handwerker und der Landwirthe zeigt. Aber irgendeiner Sonderstellung des Studenten ist die allgemeine Meinung durchschnittlich recht ungünstig. Da kommt ein Buch zur rechten Zeit, das, wenn auch zunächst aus andern Erwägungen hervorgegangen, doch zugleich in hohem Maße geeignet ist zu zeigen, wie weit und weshalb eine solche noch heute ihre Berechtigung hat. Was Theobald Ziegler vom deutschen Studenten zu sagen hat *), ist herzerfreuend nach Inhalt und Form. Sein Buch macht das classische Werk Erdmann's, mit dessen Anschauungen er sich übrigens vielfach berührt, nicht überflüssig, schon weil dieses tiefer in die philosophische Begründung eingeht und umfassender ist; aber es hat doch daneben seine selbständige Bedeutung und Erdmann würde der erste gewesen sein, der dies anerkannt hätte. Es ist zwar ganz frei von dem Geist der specifischen „Moderne“ — um dies abscheuliche Wort einmal zu brauchen — aber andererseits doch völlig modern und ausschließlich für die Gegenwart und über sie geschrieben. Wie Ziegler ausdrücklich erklärt, hat ihn sehr wesentlich der Wunsch auch auf diese Weise der unglückseligen Umsturzvorlage entgegenzuarbeiten, veranlaßt, schon jetzt diese Vorlesungen zu veröffentlichen; alle diejenigen aber, denen sie sonst unbekannt geblieben wären, werden ihm, ganz abgesehen davon, um des Genusses und der Anregung willen danken, die sie nun daraus schöpfen können. Er berührt alle Verhältnisse der Studenten, soweit sie deren Gesammtheit angehen — die Fachstudien, die noch Erdmann wenigstens bis zu einem gewissen Grade in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen konnte, läßt er mit gutem Grunde beiseite. Die Verhältnisse der Professoren bespricht er dagegen nur soweit sie mit jenen in untrennbarem Zusammenhang stehen. Modern ist sein Buch hauptsächlich darin, daß die socialen Pflichten des Studenten außerhalb des Kreises seiner Commilitonen viel schärfer betont werden als bei Erdmann; aber auch Ziegler hält es für durchaus berechtigt, ja für nöthig, daß der Student sich als etwas Besonderes fühle, und auch er ist dementsprechend und gewiß mit Recht der Meinung, „daß nur ein deutscher Professor über den deutschen Studenten reden, vernünftig reden kann“. In unserer Uebergangszeit, in der es besonders schwer sei, „ein Charakter zu werden und ein charaktervoller Mensch zu sein und zu bleiben“, verkündet er mit Nachdruck als noch zu Recht bestehend „die Idee, daß dieses eigenartige Leben des deutschen Studenten eine demokratische Schule ist, deren Ziel die Aufnahme in die geistige Aristokratie der Bildung, die Erziehung zu Rittern vom Geiste sein soll“. Sie kann nur verwirklicht werden in der Luft der akademischen Freiheit, deren Wesen noch immer besteht. Als Lernfreiheit hat sie den Sinn, „daß, nachdem der Knabe zwölf Jahre lang gelernt hat arbeiten zu müssen, der Jüngling nun lernen soll arbeiten zu wollen“. Nach einer andern Seite macht sie den Studenten frei nicht von der Sittlichkeit, aber von der Sitte, die er jetzt unbefangen zu prüfen Gelegenheit hat, damit das Veraltete und Verkehrte daran allmählich verschwinde. Im Gegensatz zum Philister, diesem „ewigen Rücksichtnehmer“, ist er „der absolut Rücksichtslose, nicht um es zu bleiben, sondern um sich einmal zu tauchen und gesund zu baden in dem Geist robuster Rücksichtslosigkeit, um sich salben zu lassen mit einem Tropfen revolutionären Oels, das... die sittlichen Genien und Reformatoren der Menschheit... in so hervorragendem Maße in sich gehabt haben“. Ziegler will damit natürlich nicht der Rüpelhaftigkeit und Unhöflichkeit das Wort reden; aber es ist nur erfreulich, auch ihn es offen aussprechen zu hören, „die Parzival-Natur, der tumpe Jüngling, der schüchtern und linkisch oder als derber Naturbursche auftritt, ist mir doch lieber,

*) Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten im Wintersemester 1894/95 an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

als der aalglatte junge Herr, der sich benimmt wie ein angehender Diplomat oder wie ein siegessicherer Commis voyageur". Er ironisirt mit Recht über die „formvollendete Grandezza", mit der die Studenten gewisser Kreise sich begrüßen, „als wären Sie gegenseitig lauter wirkliche Geheime Räthe". Aus demselben Geiste heraus findet er schöne Worte über die Ehre, „das Grundgesetz des Burschenthums". Er läßt das Trinken gern gelten, so lange es nicht Selbstzweck ist, sondern Symbol und Ausdruck eines Geistigen; er erklärt mit Recht, gegen die studentische Ehre verstoße mindestens jene absolute Faulheit, wo das Bildungsstreben und die geistige Regsamkeit = 0 ist; er scheut sich nicht, den studentischen Ehrbegriff in der Frage sexueller Ausschweifungen „fraglos feige und schlecht" zu nennen und im schärfsten Gegensatz gegen eine gerade heute besonders verbreitete Anschauung auf das alte Kant'sche Wort zu verweisen: du kannst, denn du sollst. Ich wünsche gerade von diesem Abschnitt, daß er nicht ohne praktische Wirkung bleibe: er enthält unangenehme, aber darum doppelt beherzigenswerthe Wahrheiten. In hohem Maße gilt dies auch von den ernsten Worten, mit denen der Verfasser — wieder vom Standpunkt der „Honorigkeit" — die Studenten davor warnt, über ihre Verhältnisse zu leben, und von der Erörterung über die Frage, welche Opfer man annehmen dürfe und von wem, um sich das Studiren zu ermöglichen, insbesondere von dem Vorschlag, die Verleihung von Stipendien künftig an die Bearbeitung eines freigewählten Themas zu knüpfen, damit sie aufhörten, ein Geschenk zu sein. Sein maßvoll abwägender Standpunkt in der Duellfrage beweist mindestens, daß er die Schwierigkeiten einer radikalen Lösung kennt. Die bloßen Mensuren will er als Kampfspiele geduldet wissen; die eigentlichen Duelle erklärt er für meist ungeeignete Mittel; er hofft, daß sie durch Ehrengerichte mit sehr erweiterter Competenz — sie sollen unter anderm auch berechtigt sein, in schweren Fällen den studentischen Verruf auszusprechen — mehr und mehr verschwinden werden. Den Werth der Verbindungen für die Charakterbildung schlägt er hoch an, hütet sich aber durchaus vor Uebertreibungen und stolzen Schlagwörtern. Seiner hohen Werthschätzung einer allgemeinen Durchbildung und dem immer wieder betonten Standpunkt, daß der Student sich überall erst eine Meinung zu bilden habe, entsprechend, hat er Bedenken sowol gegen fest geschlossene bloße Fachverbindungen, wie gegen Corporationen, die sich irgendeiner Einzelfrage gebunden gegenüberstellen, z. B. die Zugehörigkeit zur christlichen Religion zur Bedingung machen. „Diese Ansichten würde man noch freudiger billigen können, wenn es ausdrücklich als Vorbedingung für die Aufnahme in jeder Verbindung bezeichnet wäre, daß sich der betreffende rückhaltslos als deutscher Student fühlt." Die Grundanschauung, daß die Ansichten des Studenten naturgemäß noch in der Bildung seien, beeinflußt auch seine maßvollen, aber sehr beherzigenswerthen Ausführungen über dessen richtige Haltung in politischen und socialen Fragen. Was die letzten angeht, so verlangt er neben theoretischer Beschäftigung damit vor allem, daß der Student im Bessern und Reformiren bei sich selbst anfange, daß er sich nicht als schlechter Zahler und unbequemer Schuldner, als protzenhafter Prahler, hochmüthiger Geck oder Nichtsthuer zeige. Schöne Worte findet er auch über den Segen eines freigewählten Verkehrs in gebildeten Familien, zumal über dessen sittlich hebende Wirkung. Alle die besprochenen Punkte und noch manche andere behandelt er in dem ersten Haupttheil: „Das Leben des deutschen Studenten." Im zweiten kürzern, „Das akademische Studium", spricht er zunächst in demselben Geiste über berechtigte und verwerfliche Motive des Studirens, über Streber- und Banausenthum, über die Aufgabe der deutschen Hochschulen, die „nicht für die Wissenschaft im Sinne des weltentfremdeten Akademikers, nicht ohne Wissenschaft im Sinne des unwissenden Praktikers, sondern nur durch die Wissenschaft zum Beruf zu bilden haben". Er fordert weiter, daß der Student, wie für alle großen Fragen, so auch für Literatur und Kunst einen regen Sinn zeige, daß er sich der Religion und Kirche gegenüber nicht einfach ablehnend verhalte, sondern auch hier ringend und forschend eine eigene Ueberzeugung zu gewinnen suche, daß er vor allem stets im Geiste des sittlichen Idealismus handle. Dann bespricht er mit schöner Unparteilichkeit das Verhältniß des Studenten zum Professor, z. B. die berechtigte und unberechtigte Art der studentischen Kritik, die Honorarfrage, die Ferien, die er mit gutem Grund für die Studenten zu lang findet, und betont nochmals scharf die Wichtigkeit schriftlicher Arbeiten für jeden Studenten. Wenn sich später, z. B. beim Referendar, Mangel an Darstellungsgabe zeige, so liege die Schuld nicht, wie man gewöhnlich behaupte, an der Schule, sondern an der Universität. Die letzte Vorlesung handelt von den beiden Arten des Studienabschlusses, Promotion und Staatsexamen. Hier spricht Ziegler noch einmal eine unangenehme Wahrheit aus, wenn er scharf betont, daß gerade die, die sich als Burschen am freiesten geberden, zum Examen gar oft völlig geistlos, freudlos, gezwungen und unfrei, wie armselige Philister, arbeiten. Das eigentliche Schlußwort hat in seinem ersten Theil, der das Recht, offen und frei zu sprechen, auch über Mißstände und Schwächen des studentischen Treibens, betont, viel Aehnliches mit Erdmann's entsprechenden Ausführungen; durch den zweiten aber geht, auch abgesehen von der Bezugnahme auf neueste Vorgänge, wieder jener sociale Zug, der diesen Vorlesungen, wie schon gesagt, vor allen ihren modernen Charakter gibt. Möchten die vielen guten Worte, die in ihnen zu finden sind, nicht ungehört verhallen!

Edmund Lange.

Feuilleton.

Der Verfasser des Buches: „Frankreich an der Zeitwende“ (Fin de siècle), das kürzlich ohne Jahresangabe in Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) erschienen ist, nennt sich leider nicht, und doch wäre es bei seiner herben Kritik der in Frankreich bestehenden Regierungsform angemessener gewesen, wenn er unvermummt auf den Kampfplatz getreten wäre. Soweit es sich aus seinen Ausführungen mit Sicherheit ergibt, ist er Katholik, und zwar ein gegen die Protestanten etwas unduldsamer, dazu ist er conservativ und monarchisch gesinnt, mit einer gewissen Vorliebe für das orleanistische Königthum. Paris kennt er aus eigener Anschauung, und die politischen Vorgänge der letzten Jahre hat er so genau verfolgt, daß man ihn für einen Franzosen halten könnte, wenn anders es denkbar wäre, daß ein Franzose im Auslande, und noch dazu in Deutschland, ein Buch veröffentlichen würde, das so bittere Wahrheiten für seine Landsleute enthält. Der Verfasser ist ein geschworener Gegner des herrschenden Regimes. Die französische Republik, sagt er, ist nicht die Verkörperung der Revolution, sondern die vollständige Leugnung der bisherigen Weltordnung, des Christenthums, des geschichtlich Gewordenen. Deshalb steht sie auch in beständigem unversöhnlichen Gegensatz zu dem übrigen Europa, und deshalb ist die Durchführung des Laienstaates das oberste Ziel aller echten Republikaner. Augenblicklich steht Frankreich, steht die Republik nach gefährlichen innern Krisen an einem Wendepunkt, die Lage scheint schärferes Hervortreten der Staatsgewalt, kräftigern Gebrauch der Machtbefugnisse des Staatshauptes zu erheischen. Wird ein Präsident ihr gewachsen sein, oder wird Frankreich, so fragt er am Schluß, zum Königthum zurückkehren? Was die dritte Republik nun auf die abschüssige Bahn gebracht hat, auf der sie in den Abgrund gleiten kann, erörtert der Verfasser in einer langen Reihe von Kapiteln. Die Hauptschuld liegt nach ihm daran, daß der Präsident nur das Werkzeug der Minister ist, die sich wiederum auf ihre Parteien stützen; daß die Regierung sich nicht nur von der Kirche getrennt hat, sondern diese als antirepublikanisch sogar bekämpft, und daß das Justizwesen unter dem Einflusse des Code Napoléon steht, der durch seine Erbgesetze z. B. das Zweikindersystem befördert, Hader und Zwietracht in die Familie sät, ja sogar der Zuchtlosigkeit Vorschub leistet. Hierzu kommt, daß im jetzigen Staatswesen die radicale Bourgeoisie die ausschlaggebende Kaste ist und die ganze innere und äußere Politik unter dem Zeichen der Sippenherrschaft steht. Wer es zu etwas bringen will, muß mindestens officiell Republikaner sein, und eifersüchtig wacht die Regierung darüber, daß der Republik kein Abbruch geschehe. Lieber vergibt sie sich sonst etwas. So erklären sich einerseits die tollste Wahlmache seitens der Regierung und der Abgeordneten (Wilson) und andererseits die tollsten Spitzbübereien, die internationale Gauner (Herz), gedeckt und unterstützt von Ministern, Senatoren und andern Würdenträgern, jahrelang zum Schaden des kleinen Mannes haben ausführen können (Panama). Kurz, so kann es nicht weiter gehen, wenn Frankreich nicht der Anarchie verfallen will. Das ist ungefähr der Grundgedanke des Buches. Daneben fallen noch allerhand Betrachtungen z. B. über das Heer, die Fremdenlegion, über Pariserthum und Spähler und Verräther ab. Die Art der Arbeit bringt es mit sich, daß der Verfasser nie auf Quellen verweist. Wenn aus der Darstellung des Panamaschwindels z. B., den Referent selber in Paris miterlebt hat, auf das Ganze ein Schluß gezogen werden darf, so muß gesagt werden, daß der Verfasser ein zuverlässiger Gewährsmann ist, wenn er auch nicht immer ganz unparteiisch urtheilt (so über den Code Napoléon). Wir können das Buch sachlich somit empfehlen. Freilich muß sich der Leser oft durch ein bedenkliches Deutsch durcharbeiten, sodaß man sich oft fragt: Kann das überhaupt ein Deutscher geschrieben haben? Der Verfasser liebt einen gewissen Parallelismus der Gedanken, der schließlich unerträglich wird, z. B. S. 27: „die Ortsschulräthe sind eingeschlafen, unthätig“; oder S. 47/48: „Die Blätter, welche tadeln, unangenehme Wahrheiten bringen, werden zu Tode gemaßregelt, zum Schweigen gebracht.“ Die logische Verknüpfung von Satztheilen und ganzen Sätzen durch Bindewörter und die Zusammenziehung coordinierter Sätze auf gemeinsame Satztheile ist ihm verschlossen, oder wo er sie anwendet, macht er die gröbsten grammatischen Schnitzer, von denen das Buch überhaupt wimmelt. Einige Beispiele mögen diesen und andere Fehler erläutern: „Deshalb sind die abenteuerlichsten Muthmaßungen laut, die tollsten Erklärungen und Enthüllungen versucht worden, von lange her vorbereiteten, geheimnißvollen Plänen Leo's III. geredet worden“ (S. 28); oder: „Hätte Napoleon III. 1870 gesiegt, so würden diese seine kirchlichen oder vielmehr kirchenfeindlichen Bestrebungen weittragende Folgen haben können“ (S. 31); oder gar endlich folgender Rattenkönig: „Der Corse lebt von den Kastanien und den Ziegen, welche ihm sein Gütchen liefert, oder die er im Staatswald holt, weiden läßt.“ (S. 41.) Referent hat beim Lesen des Buches die Absicht, alles Falsche und Schiefe mit Tinte und Feder anzustreichen, bald aufgegeben. Das Buch würde schließlich ausgesehen haben wie eine nihilistisch angehauchte Schrift, die durch die russische Censur gegangen ist.

— Die diesjährige, am 8. Juni in Weimar abgehaltene Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft begann mit einem geistvollen Vortrag Fr. Spielhagen's über Goethe's Verhältniß zur epischen Poesie, der im „Goethe-Jahrbuch“ abgedruckt werden wird. Aus den Mittheilungen Suphan's heben wir hervor, daß sich die Gedichtsammlung „Annette“, die Goethe in Leipzig für Käthchen Schönkopf zusammengestellt hat, im Nachlaß des Fräulein von Göchhausen gefunden hat. Das Büchlein wird als nächste Publication in der Serie der Schriften der Goethe-Gesellschaft herausgegeben werden.

Bibliographie.

Bierbaum, O. J., Lobetanz. Ein Singspiel. Berlin, Genossenschaft Pan. 4. 2 M.

Der Eisenhammer. Ein technologisches Gedicht des 16. Jahrhunderts. Von Nicolaus Bourbon dem Aelteren. Deutsch von Ludwig Harald Schütz. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Dörffel, E., Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 8.

Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. Herausgegeben von H. von Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 8 M.

Große, E., Die Anfänge der Kunst. Freiburg i. Br., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 6 M.

Hanstein, A. v., Die Actien des Glückes. Roman. Berlin, Verein für freies Schriftthum. 8. 3 M.

Heiberg, H., Zwischen drei Feuern. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 6 M.

Koepper, G., Schwankender Grund. Roman. Jena, Hermann Costenoble. 8. 5 M.

List, G., Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. Historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 8. 5 M.

Morgenstern, Chr., In Phanta's Schloß. Berlin, Richard Taendler. 8. 1 M. 50 Pf.

Paoli, Betty, Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M.

Pröll, K., Deutsches Leben und Weben. Nationale Erzählungen. Villach, Gebrüder Gitschthaler. 8. 2 Kronen.

Stahl, Marie, Manneswert. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Stahlberg, W., Die Humanität nach ihrem Wesen und ihrer Entwickelung. Prenzlau, Theophil Biller. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst.

Von

R. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 60 Abbildungen und 4 Karten.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf. zu beziehen.

So große Sympathie allerorten unserer Kriegsmarine entgegengebracht wird, so wenig ist der complicirte Organismus eines Kriegsschiffs und die vielseitige Thätigkeit der gesammten Besatzung bekannt, welche dazu gehört, um erfolgreich den Kampf mit allen feindlichen Elementen aufnehmen zu können.

Der bekannte Verfasser des binnen Jahresfrist in drei Auflagen erschienenen Werks „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee“ hat sich daher der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die verschiedenen Zustände auf einem Kriegsschiffe vom „Reinschiff“ bis zum „Klarschiff“ zu schildern.

In der „St.-Petersburger Zeitung“ heißt es: „Werner, ein Meister interessanter und populärer Darstellung, faßt seinen Stoff nicht trocken und lehrhaft auf, sondern knüpft seine Darstellung an eine Reise über den Atlantischen Ocean, um — eigene Erlebnisse verwerthend — was er über die Kriegsschiffahrt, Seefahrkunst und das Meer selbst mitzutheilen hat, in eine lebendige, anregende Fassung zu bringen. Ein genaues Sach- und Namenregister macht das Buch zu einem guten, brauchbaren Nachschlagewerk, das über jeden seemännischen Ausdruck u. s. w. sofort Aufklärung gewährt. Der Brockhaus'sche Verlag hat für eine prächtige Ausstattung gesorgt, sodaß das Werner'sche Buch sich auch äußerlich als ein schönes Geschenkwerk darstellt.“

Zahlreiche Abbildungen und vier Karten ergänzen den Text in vortrefflicher Weise.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien: Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue belletristische Erscheinungen.

Geschieden.

Roman von

Sophie Junghans.

2 Bde. Preis geh. M. 8. —; fein geb. M. 10. —

So wachsen deiner Seele Flügel.

Roman von

Bernhardine Schulze-Smidt.

2 Bde. Preis geh. M. 6. —; fein geb. M. 8. —

Bühne des Lebens.

Ein neues Novellenbuch

von

Eugen Salinger.

Inhalt: Der vierzehnte Kriegsartikel. — Assessor Mack. — Das Blumenmädchen von Ariccia. — Das neue Stück.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Aus dem Künstlernest.

Roman von

Fanny Klinck-Lütetsburg.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kolonialgeschichten für die Jugend.

Reich illustrirt.

8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. 3. Aufl. Mit 41 Abb.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. 6. Aufl. Mit 43 Abb.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. 5. Aufl. Mit 54 Abb.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 30 Abb. und 1 Karte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 26. — 27. Juni 1895.

Neue Literaturstudien.

I.

Wenn es schon schwer ist, allgemeine Regeln aufzustellen, nach denen Kunstwerke beurtheilt werden sollen, um wieviel schwerer ist es, kritische Studien über Kunstwerke und Künstler von einem objectiv geltenden Standpunkte aus zu beurtheilen! Es wimmelt ja von Aesthetiken, die verschiedensten Schulen und Systeme historischer und philologischer Forschung machen einander den Rang streitig. Wer will da aufstehen und sagen: seine Methode, seine Art sei die einzig richtige? Wir sind auch schon so weit gekommen, daß wir mit Leichtigkeit die verschiedensten Methoden anwenden. Ein richtiger Kritiker ist heutzutage in allen Sätteln gewandt. Aber von den vielen, die sich einer erfolgreichen Methode geschickt bedienen, sodaß man ihnen schon von fern die Zugehörigkeit zu der oder jener Schule anmerkt — wie wenige sind gute Schriftsteller, wie wenige schreiben so über Dichter und Dichtwerke, daß man sie wirklich mit Nutzen und Vergnügen lesen würde! Nicht die Methode macht es, sondern der Mensch, der diese Methode anwendet und uns aus ihr anspricht, was kritische Werke empfehlenswerth gestaltet. Mit der Methode arbeitet man für die Schule, wo eine Hand in die andere arbeitet und sie auch mitunter wäscht. Mit seinem eigenen Menschenthum arbeitet man für die lebendige Literatur. Darum hat schließlich jeder Kritiker, der irgendein originales Verhältniß zur Kunst hat, seine eigene Methode, und man wird auch dem Kritiker dann am meisten gerecht, wenn man ihn aus ihm selbst heraus begreift und erklärt. Was für Art Menschen wir selbst sind: so stellen wir uns zur Kunst, soweit verstehen wir die Dichter; unser Gemüth öffnet sich nur verwandten Gemüthern. Und das ist vielleicht einer der schönsten Reize am ganzen Kunststudium und an der ganzen kritischen Production: diese eminent persönliche Seite daran. Es gibt allerdings auch eine objectivere Seite am Kunststudium: die Forschung nach den äußern Thatsachen, die in aller Geschichtswissenschaft das Rückgrat der Arbeit bildet. Diese Forschung ist zwar sehr geeignet, den Doctorhut zu verschaffen, sogar zum Privatdocenten zu verhelfen, aber sie macht nicht den Duft, den Zauber, die eigentliche Passion der kunstkritischen Arbeit aus.

Adolf Stern wird gewiß nicht der Letzte sein, der diese Bemerkungen bestätigen dürfte. Er hat in seiner Sammlung von „Studien zur Literatur der Gegenwart"*) nicht weniger als neunzehn Dichter, einzelne in fast erschöpfenden Monographien behandelt: Hebbel, Freytag, Bodenstedt, Storm, Keller, Fontane, Scheffel, Baumbach und Seidel, Wildenbruch, Rosegger, Sudermann und Hauptmann, Ibsen, Daudet, Tolstoi, Rydberg und Snoilsky, Walther Besant. Adolf Stern ist ein vielgewandter Kritiker, der keine geringe Anzahl literarhistorischer Werke hinter sich hat, ein Stoffaufnehmer, wie es nicht viele in diesem aufs Stoffesaugen so sehr gestellten Berufe geben mag. Stern arbeitet auch mit dem ganzen Apparat des wissenschaftlichen Kritikers: er nimmt sorgsam Kenntniß von allem, was irgendwie in bemerkenswerther Weise über den Dichter geschrieben wurde, der ihn beschäftigte; er strebt nach einer möglichst vollkommenen Beherrschung seines Stoffes. Aber eines persönlichen Elementes in seiner Betrachtung der literarischen Dinge und Gestalten entbehrt er auch nicht, im Gegentheil, er hält mit seinen Grundüberzeugungen vom Berufe der Dichtkunst gar nicht zurück, er strebt nach einer möglichst klaren Aussprache seiner Meinung, und es tritt noch ein eigentlich künstlerisches Element der Form

*) Studien zur Literatur der Gegenwart von Adolf Stern. Mit neunzehn Porträts nach Originalaufnahmen. Dresden, Dresdner Verlagsanstalt (V. W. Esche.) 1895. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

in seinen Studien hinzu: er will schöne, übersichtliche Bilder der einzelnen Dichter geben, und da gewinnen die einzelnen Porträts soviel Kraft und Tiefe, als eben in der Begabung und Individualität des Porträtisten liegt. Es sind Adolf Stern'sche Porträts, und je mehr er einen Dichter liebt, je näher er ihm als Geistesverwandter steht, um so intimer und verständnißvoller ist seine Zeichnung gerathen.

Adolf Stern ist von der Erzählung zur Literaturgeschichte gekommen. Das merkt man auch seinen Studien an: die Biographien der Dichter erzählt er immer sehr gern und sehr hübsch, oft mit wahrem Behagen; den Inhalt großer, bedeutender Romane erzählt er ebenso gern ausführlich und treu nach, und mit Beidem erwirbt er sich den Dank des Lesers, der doch alle die Kenntnisse des Gelehrten nicht hat und sich gern vom Inhalt vielgenannter Werke unterrichten will. Aber Stern geht nicht darauf aus, die Dichter in ihrer Abhängigkeit von ihrer Zeit darzustellen, er geht nicht darauf aus, die Kunstwerke als Producte verschiedener Factoren zu erklären, es ist ihm auch sehr selten darum zu thun, den innern Zusammenhang zwischen dem Charakter des Dichters und seiner Poesie aufzuweisen, er taucht nicht gern gleichsam in die unterirdischen Regionen unter, er betreibt keine Entwickelungsgeschichte, sondern hält sich rein erzählend an die sichtbarsten Thatsachen und erhält den Leser dadurch in einem bestimmten Niveau allen porträtirten Gestalten gegenüber, das selten eine tiefere Theilnahme oder Begeisterung gestattet. Dazu kommt noch, daß Stern, bei aller Fähigkeit, sich in die verschiedensten Kunstwerke einzulesen, an seinem persönlichen Ideal von Poesie festhält und die Dichter und ihre Dichtungen wesentlich vom sittlichen Standpunkte betrachtet. Stern ist ein conservativer Mann; sein religiöses oder philosophisches Bekenntniß tritt indeß nicht vordringlich hervor, obwol er wesentlich ein protestantischer, deutscher Mensch ist. Als solcher fühlt er sich in der Gegenwart unbehaglich: die Großstädte mit ihrem hastigen, Nerven und Kraft verzehrenden Leben gefallen ihm nicht; die auf diesem Boden erwachsene Literatur des jüngsten Deutschland ist ihm widerwärtig, und wenn er auch nicht recht angibt, wie er sich die Gestaltung des Lebens eigentlich wünscht, so ist doch soviel klar, daß er mit der nervösen, glaubens- und ideallosen, von Genuß zu Genuß eilenden Gegenwart so wenig zufrieden ist, als diese mit sich selbst. Wenn sie sich z. B. für Tolstoi's christlichen Naturalismus begeistert, so erkennt Stern darin nur ein neues Zeichen ihrer allgemeinen Sucht, sich Sensationen zu schaffen, kein Symptom wieder lebendig werdender religiöser Gesinnung, für die doch auch andere Vorgänge im geistigen Leben der Gegenwart sprechen würden. So behält Adolf Stern eine etwas doctrinäre, akademisch ablehnende Stellung zu seiner Zeit, er mag sie nicht und darum bemüht er sich auch nicht, sie näher kennen zu lernen. Er ist keiner jener Geistesforscher, die wie Aerzte das Leben ihrer Zeit eifrig beobachten; ihm erscheinen die Dichter nicht als Organe oder Wortführer der Zeit, und sie werden ihm nicht Mittel, der übrigen Menschheit, die sich für ihre Werke begeistert und damit sich selbst kennzeichnet, an den Puls zu fühlen. Er beschränkt sich blos darauf, die Bücher selbst zu studiren, nachzuempfinden und so gut als möglich zu beschreiben. Das gelingt ihm nicht in allen Fällen gleichmäßig gut. Musterhaft ist sein Essay über Joseph Victor Scheffel, in dem er die biographische Literatur, die sich über den Dichter des „Ekkehard" ausbreitete, mit Glück verarbeitet und die Tragik dieses unter der Last der Wissenschaft schließlich (ähnlich wie Gustave Flaubert) zusammenbrechenden Dichters mit starkem Griffel darstellt. Die allgemeine Betrachtung, die Stern an dieses Schicksal knüpft, ist so zutreffend, daß wir sie hier citiren wollen, um so mehr, als sich Stern sehr selten in solchen allgemein reflectirenden Excursen ergeht. Stern sagt:

Die uralte Wechselwirkung zwischen Wissen und Kunst zeigt neben ihren heilsamen und segensreichen Folgen auch solche, die keiner preisen will, die aber, so lange sie obwalten, immer nur von wenigen klar auf ihre Ursachen hin erkannt werden. Wie es verderblich und verhängnißvoll ist, wenn eine mehr phantasirende und poetisirende als untersuchende und erkennende Naturphilosophie an die Stelle echter Naturforschung tritt, wie es der Geschichte zum Unheil gereicht, wenn Parteisucht und Schönrednerei das Gewicht der Thatsachen zu verschieben trachten, so ist es ein Unglück für die Poesie und die Dichter, wenn statt des frischen unmittelbaren Lebens die Resultate der Wissenschaft oder gar der augenblicklichen Methoden zur Herrschaft über Vorstellungsvermögen und Gestaltungskraft poetischer Talente gelangen. Es entspricht der so vielfach alexandrinischen Bildung und Sinnesweise am Ende des 19. Jahrhunderts, daß zwei einander diametral entgegengesetzte literarische Dogmen um den Preis der Alleingeltung ringen, die beide in dem einen Punkte zusammentreffen, daß sie sich nicht sowol auf ihr poetisches, ihr künstlerisches Verdienst, als vielmehr auf ihre angeblich wissenschaftliche Begründung und Bedeutung berufen. Die philosophisch-historische, die archäologische Poesie und Belletristik rühmt sich auf der Seite des literarischen Idealismus zu stehen, die experimentirende und demonstrirende Socialdichtung reiht sich meist unter die Fahne des Naturalismus, beiden aber ist die Geringschätzung der wirklich poetischen, die Ueberschätzung außerpoetischer Elemente und Triebe gemeinsam. Die unter dem Drucke wissenschaftlicher Bestrebungen und Specialforschungen in die Breite gegangene historisch-archäologische Belletristik hat auf deutschem Boden Ahnen und Urahnen, deren sie sich nicht berühmt, und versucht gelegentlich ihre Abkunft von Lohenstein's und Herzog Anton Ulrich's des Braunschweigers Romanen zu bestreiten. Da sich eine mit den besten und den bedenklichsten Seiten des deutschen Wesens zusammenhängende falsche Bewunderung und völlig unmotivirte Höherstellung halb dichterischer, mit wissenschaftlichen Ansprüchen aufgesteifter Werke von ältester Zeit her behauptet hatte, mußte sie Angesichts der Anläufe, die seit den funfziger Jahren genommen wurden, stark wachsen. Es war immer der gleiche misleitete Bildungstrieb, dem der Aufputz poetischer Werke mit positiven Kenntnissen das Vertrauen einflößte, daß hier wieder einmal das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden werde, es blieb immer ein Rest der in der Allongeperrüke prunkenden Barbarei, die als das vornehmste Erforderniß eines Dichters angesehen hatte, daß er in den griechischen und spanischen Büchern wohl durchtrieben sei und von ihnen den raschen Griff erlernt habe....

Man sieht aus diesem Citat, daß Adolf Stern's Aesthetik auf gesunden Füßen ruht, und im ganzen muß man seinen Urtheilen auch überall zustimmen. Seine Kritik Ibsen's ist schneidig und anregend zugleich dadurch, daß sie auf die specifisch norwegischen Züge dieses von Vielen als Vorbild für die neue deutsche Poesie hingestellten Dichters hinweist. Seine gute Kenntniß des deutschen Nationalcharakters bekundet Stern auch in der Studie über Tolstoi, dessen christlichen Mysticismus er specifisch russisch findet, worein sich der Deutsche gar nicht finden kann; dabei ist Stern ein begeisterter Verehrer der Tolstoi'schen Kunst zu erzählen; seine Charakteristik der „Anna Karenina" gehört zum Schönsten, was darüber geschrieben worden ist, und Stern ist fern von der Roheit Laura Marholm's, Tolstoi's „Kreuzer-Sonate" als das Product des Senilismus zu bezeichnen. Man könnte nun sofort auf viele Schönheiten in den Essays von Stern hinweisen, so auf seinen Essay über Fontane, der voller Liebe, aber auch von nicht unberechtigter Kritik erfüllt ist, ebenso auf den Essay über Wildenbruch, der in den begeisterten Ton Litzmann's nicht einstimmt, vielmehr den Bruch in der Wildenbruch'schen Begabung, ihren theatralischen und rhetorischen Charakter nachdrücklich betont. Im ganzen aber — worum es sich uns ja in dieser Skizze des Kritikers handelt — bleibt Adolf Stern's Kunst zu individualisiren beschränkt auf Dichter, mit denen er sich wahlverwandt fühlt; so z. B. ist seine Charakteristik Heinrich Seidel's ganz vortrefflich; aber sie befriedigt uns nicht bei Gestalten wie Hebbel, Gottfried Keller, die sehr viel complicirtere Naturen waren, und mit Ausdrücken allgemeiner Bewunderung nicht zu erledigen sind, oder bei Dichtern wie Sudermann und Hauptmann, bei denen den Kritiker die unbefangene Ruhe verläßt. Aber das mindert nicht den Werth des Buches, der darin besteht, daß Stern in richtigem Gefühl für den individualistischen Geist der heutigen Zeit mit einer Reihe von schönen Essays über die hervorragendsten Dichter der Gegenwart (leider hat er nicht alle behandelt, Anzengruber z. B. hätte nicht fehlen dürfen!) dem großen Publikum ein gutes Buch zum Unterricht geboten hat. Wäre Stern kein so guter Erzähler, führte er nicht mit so guter Routine seinen breiten Pinsel, so würde er vielleicht weniger volksthümlich sein. Sein Buch soll aber ein Hausbuch für die gebildete deutsche Familie werden, und das zu werden ist es auch werth.

Moritz Necker.

Robespierre.

Zu den hervorragendsten Gestalten in der deutschen Dichtung unserer Tage gehören unstreitig die beiden Frauen: Marie von Ebner-Eschenbach und Marie Eugenie delle Grazie. Das Gebiet, welches sie mit besonderm Glücke pflegen, ist das des Romans und der Novelle und das des Epos im engern Sinne, wiewol M. E. delle Grazie auch in der Lyrik eine achtunggebietende Stellung einnimmt. Die hohe Stufe, welche diese beiden Dichterinnen erklommen, ist ihnen gesichert für alle Zeiten; ihre Namen werden allerdings nur von den Besten genannt, denn ich glaube kaum, daß die Gemeinde der Verehrer delle Grazie's gegenwärtig sehr groß ist, und die Baronin von Ebner-Eschenbach mußte in dem Ringen nach der Anerkennung in breitern Schichten bis in jene Zeit ihres Lebens ausharren, da ihr für den Lorberkranz bestimmtes Haupt schon Silberlocken zierten. Freilich können diese beiden Dichterinnen von Gottes Gnaden mit gerechtfertigtem Stolze in den Kreis ihrer Anhänger blicken und sich sagen: Wir haben den Besten unserer Zeit genug gethan!

Welch eine Herzensfreude ist es, das Wachsen eines Dichters bewundernd zu erschauen! Als nach den „Italischen Vignetten" die Novelle „Der Rebell" folgte, da war man sich dessen bewußt, daß in delle Grazie eine bedeutende Dichterin das Wort ergriff, und man hatte begründete Hoffnung, daß es nicht das höchste und letzte Wort sei. Und nun beschenkt uns diese begnadete Dichterin mit einem Werke*), das selbst die kühnsten Erwartungen übertrifft, und das die Behauptung zu nichte macht: das Epos sei nur in seiner Prosaform als Roman heutzutage siegreich. M. E. delle Grazie nennt ihr Opus ein modernes Epos und sie hat damit in der That das moderne Epos geschaffen. Mag man sich auch gegen diese Form wehren, ein echter, großer Dichter hat eben darin die Münzen seines Geistes ausgeprägt, hat uns mit einer reichen Gabe beschenkt; wir nehmen sie mit Dank entgegen.

Um den Grundton dieser großartigen Symphonie von der Menschen Schuld und Leid anzugeben, muß ich des Prologes erwähnen. Im Colosseum zu Rom ist er geschrieben und schon die Worte der hier als Seherin auftretenden Dichterin, lassen den durch das Epos brausenden starken Athemzug fühlen:

Verschollener Geschlechter Asche stäubt
Um meinen Fuß. Vielleicht in dieser Blume,
Die schlank da sprießt aus längstzerborst'nem Stein,
Fortleben die Atome eines Christen,
Der blutend sank auf der Arena Grund —
Im Glauben an ein and'res, höh'res Recht sank,
Als jenes war, das dort im Purpurkleid
Blasirter Gier und weltzerfleischender
Gewalt saß. . . . Diese blassen, stummen Christen —
Wie immer sie doch wieder auferstehn,

*) Robespierre. Ein modernes Epos von M. E. delle Grazie. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. Gr. 8. 10 M.

Wenn unter andern Namen auch und Zeichen!
Märtyrer, die ihr Stigma räthselhaft
Forterben an die Gattung — die da streiten
Und bluten für ein Recht, das Unrecht noch
Für ihre Zeit ist, für sie selbst erst Glaube!
Dann siegen sie; zum Rechte wird ihr Glaube —
Und ward er Recht, dann setzt auch er sich breit
Im Purpurkleide weltzerfleischender
Gewalt in jene hallende Arena,
Die Weltgeschichte heißt, und blickt hinab
Mit hartem, lächelndem Cäsarenblick
Auf jene, die da leiden, die da fallen
Durch seine Macht, und kennt das Stigma nicht
Auf ihrer Stirn, weil von der eig'nen Stirne
Schon längst die Kron' es ihm hinweggebrannt!
Dein Auf und Ab, o Blutmeer der Geschichte!

Der Grundton dieses Prologs klingt in uns nach und zittert in unsern Herzen so lange wir dieses Hohelied des Pessimismus genießen. Dieser Grundton vibrirt durch fast alle Werke der Dichterin. Sie zeigt uns die Schuld der Einzelnen und dadurch die Schuld Aller, die tragische Schuld der Menschheit. Sie thut dies nicht in landläufigen pessimistischen Capriolen, sondern als Seherin, als gottbegnadete Dichterin, die sich im künstlerisch vollendeten Gesange von jener Last befreit, die auch ihr Herz bedrückt, ihr Herz, das für die Menschheit schlägt.

Dieser Grundton zieht wie gesagt schon durch ihre frühern Werke, aber er ist dort nur ein theilweise vorschlagender, manchmal mächtig anschwellender Klang; im „Robespierre" aber braust er sturmgewaltig durch das ganze Gedicht. Die Gestaltungskraft der Verfasserin zeigt sich in jeder Zeile, in jeder Scene, in jedem Gesange. Ich finde seit Schiller und Goethe in der deutschen Dichtung keine solche Fülle der Ideen, kein solch poetisches Pathos, keine solche Diction; nur Robert Hamerling könnte mit ihr um die Palme ringen, wenn wir seines „Ahasverus" gedenken. Man muß bei der Wiedergabe einzelner Scenen aus der Zeit der französischen Revolution auf Ungeheuerliches gefaßt sein, man ist es auch, und in dieser Beziehung leistet die Dichterin wol zu viel; das behagliche Verweilen bei der Schilderung bestialischer Vorkommnisse, wie sie jene Zeit genugsam aufzuweisen hatte, bedeutet unstreitig ein Zuviel *), aber nur im großen Gefüge ist es so — das Einzelne, als solches betrachtet, bedeutet immer ein künstlerisches Werk aus einem Gusse. Daß bei so hervorragend dichterischer Behandlung des Stoffes auch der Rhythmus nicht den schulmäßigen Formulirungen entspricht, ist begreiflich und für die Dichtung ein Vortheil, denn er rettet sie vor Eintönigkeit.

Daß uns die Dichterin nicht eine Geschichte der französischen Revolution bieten wollte, ist leicht begreiflich; es wurden unter ihrem Griffel nur einzelne große Bilder, die aber alle charakteristisch sind für die Zeit, in die wir geführt werden.

Es scheint ihr von allem Anfange klar gewesen zu sein, daß sie über unwesentliche Wahrheiten hinweg zur eminenten des Riesenstoffes schreiten müsse, mit einem Worte: von der erdrückenden Fülle des Details nicht blos jene nehmen dürfe, welche den eigentlichen Inhalt ausmachen, sondern mit dem vollen Rechte des Poeten einzelnes Beiwerk aus der historischen auch in ihre Gesichtslinie rücken könne. Sie zeigt uns in der ganzen consequenten Durchführung, daß ihrer Ansicht nach die Revolution anfänglich eine sociale war. Erst in der Hauptstadt und durch die Vertreter des dritten Standes wurde sie zur politischen vergewaltigt. Damit ist denn auch eine Zweitheilung selbstverständlich: ein großer socialer Kampf ums Recht und ein politischer um Rechte. Und aus diesen Kämpfen ergeben sich die Gestalten wie von selbst. Die Dichtung führt, obwol die Verfasserin den ganzen gewaltigen Stoff in den Bereich derselben gezogen, den Titel „Robespierre", denn der Held war wie kein anderer seiner Mit- und Gegenkämpfer der Träger des ursprünglichen Revolutionsgedankens, nämlich des socialen, ja er blieb es bis zum blutigen Ende. Daß er von dem zuletzt sieghaft bleibenden politischen Parteikampfe überwältigt wurde, ist nur zu natürlich. Man fühlt es an der Hingebung, mit der die Dichterin die interessante Aufgabe durchführt, daß sie in Robespierre, der von den verschiedenen Historikern als Doctrinär, als Ungeheuer oder gar als moralisch Wahnsinniger behandelt wird, ein feines psychologisches Räthsel findet, das sie auch in virtuoser Weise löst. Sie sieht hinter der brutalen Wahrheit seiner Handlungen eine verschleierte, die bisher jeden großen Menschen schuldig und damit tragisch gemacht hat, nämlich die unglückselige Ueberzeugung „auserwählt zu sein", und in dieser Ueberzeugung, in diesem Glauben an das objective Recht, schreitet er zum subjectiven Unrecht, wird wie andere zum Gewaltmenschen und räumt alle aus dem Wege, die ihm ein Hinderniß in der Durchführung seiner Aufgabe sind. Das ist seine Schuld, wie es die Schuld so vieler bedeutender Männer ist. Solange Robespierre seine Opfer durch den Beifall des Convents und des Volkes zugesprochen erhält, ist er im Glauben an das Recht seiner Idee, oder besser gesagt seines Traumes, der immer Nehmende; er treibt mit dieser Idee einen Götzendienst und wird schließlich dessen Opfer. Wie es sich aber um seinen Sturz handelt, da wagt er es nicht, die Commune zum Aufruhr wider den Convent aufzurufen, denn er fragt: in wessen Namen, d. h. mit welchem Rechte durfte ich das thun? Und diese Frage schließt ihm die Lippen. Der Mann, der ihm antwortet: „In deinem Namen; wo wir sind, da ist der Convent" — der Mann ist nicht nur historisch, sondern auch symbolisch in seine nächste Nähe gerückt, nämlich Saint Just, der Cyniker des Gedankens und doch auch eine tief tragische Erscheinung.

*) Wir möchten an dieser Stelle den leisen Tadel unseres für die Dichterin begeisterten Herrn Referenten etwas stärker betonen. Das Epos enthält eine Reihe geradezu ekelerregender und scheußlicher Scenen bestialischer Sinnlichkeit. Wenn nach der Meinung der Verfasserin der Stoff solche Scenen verlangt, so hätte sie unbedingt den Stoff fallen lassen sollen. D. Red.

Hier aber muß ich, so leid es mir ist, Einhalt thun in der Besprechung der Charakteristik der einzelnen handelnd auftretenden Personen; hier hat delle Grazie ebenso viele Meisterstücke geliefert. Ob ihre Auffassung und Zeichnung einzelner Individualitäten bei Historikern nun Anklang finden mag oder nicht, gehört auf ein anderes Feld — in ihrer Anschauung, Auffassung und Durchführung hat sie psychologisch und poetisch ebenso viele Treffer ausgespielt. Jede Figur für sich, auch die unbedeutendste, ein Cabinetstück dichterischen Könnens. Da wäre Marat, in dem der bestialische Atavismus der Menschheit einen seiner beredtesten Anwälte findet; Charlotte Corday; der Demagoge Danton, der Cyniker der Kraft — und der Priester Claude Fauchet, der eine eigene, hervorragende Stellung in diesem Epos einnimmt. In seiner Vision (zwölfter Gesang), in der die Dichterin Gelegenheit findet auch ihren naturwissenschaftlichen Standpunkt zu zeigen, erreicht delle Grazie den Glanzpunkt ihrer Kunst; hier feiert sie einen großartigen poetischen Triumph, mit diesem Gesange, der wie ein mächtiger Orgelton den ersten Band abschließt, hat sie sich auf eine hohe Stelle der deutschen Dichtung unserer Tage geschwungen.

Und wie prächtig sind noch die andern Figuren der Handlung charakterisirt: Der König, die Königin, Mirabeau, Lafayette, Dumouriez, Billaud-Varennes, Fouquier-Tinville und — Lea. Bei letzterer werden manche Beurtheiler des Robespierre ihre Vorbehalte machen, und doch hat sie dasselbe Heimatrecht in dem Werke, wie der Geist der Dichterin, denn Lea's Anschauungen sind dieselben wie die delle Graziens.

Ich muß zum Schlusse eilen. Zehn Jahre, die schönsten ihres Lebens, die der sonnenhellen Jugend, hat die Dichterin an diesem Werke gearbeitet — aber es ist auch eines geworden, das stets mit den ersten genannt werden wird in der gesammten großen Literatur des deutschen Volkes aller Zeiten. Freilich ist sie in vieler Beziehung von dem traditionellen Pfade abgewichen, und hat auch in Hinsicht auf Inhalt und Technik neue Bahnen eingeschlagen. Sie hat nicht den Typus der traditionellen Eposhelden, sondern sie hat Menschen geschaffen. Der Mensch wuchs ihr nicht aus einer Idee heraus, sondern die Idee ist das Product dieser complicirten Summe, die wir Mensch nennen. Und in der Behandlung des Riesenstoffes und der Formen, mit ihren sich über schulmeisterliche Correctheit und Eintönigkeit erhebenden rauschenden Rhythmen hat sie Außerordentliches geleistet.

Möchte dies große Werk den Namen der Dichterin in weite Kreise tragen! Möchte es jedem Leser so ergehen, wie es mir erging: ich habe das Werk mit jenem Hochgefühle und Hochgenusse, mit jenem Entzücken durchgenommen, mit welchem ich immer wieder unsere classischen Werke vornehme — — — und jetzt, nachdem ich mich meiner Pflicht als Besprecher entledigt habe, jetzt werde ich den „Robespierre" noch einmal lesen.

Karl Schrattenthal.

Allerhand Biographisches.

1. Für meine Freunde. Lebenserinnerungen von Jakob Moleschott. Gießen, Emil Roth. 1894. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Wer sich es zum Bewußtsein bringen will, wie sehr unsere Zeit verschieden ist von jener, die nur vierzig oder funfzig Jahre hinter uns zurückliegt, kann nichts Besseres thun, als sich mit den Lebensbeschreibungen solcher Männer zu befassen, die damals im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses standen. Während politische, wirthschaftliche und sociale Fragen heute alle ernsthaften Männer so sehr in Anspruch nehmen, daß darüber die wissenschaftlichen und literarischen Angelegenheiten mehr, als es wünschenswerth erscheint, in den Hintergrund treten, übten gerade diese Dinge damals die größte Anziehung auf die breite Masse der Gebildeten aus. Damals war die Blütezeit der modernen deutschen Geschichtschreibung, von deren Früchten wir heute noch zehren, und gleichzeitig entwickelte sich auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine im besten Sinne des Wortes populäre Literatur, die von jedermann begierig aufgenommen wurde und eine merkwürdig rasche und große Verbreitung fand. An dieser gemeinverständlichen naturwissenschaftlichen Aufklärung hat neben Alexander von Humboldt, Liebig, Büchner und Karl Vogt niemand mehr mitgearbeitet und erfolgreicher mitgewirkt, als Jakob Moleschott. Seine „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk", die im Jahre 1850 erschien, sodann die im folgenden Jahre herausgegebene „Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren", vor allem aber der zuerst im Jahre 1852 veröffentlichte „Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe", waren Bücher, die sich keineswegs blos an den engen Kreis der speciellen Fachgenossen, sondern in erster Linie an das gesammte gebildete Publikum wandten und von ihm mit Begeisterung aufgenommen wurden. Materialistisch und socialistisch gemeint, enthielten sie eine Reihe zum Theil von der Wissenschaft überwundener, zum Theil für die Dauer anerkannter Leitsätze, die wie z. B. die bekannte Formel: „Ohne Phosphor kein Gedanke", namentlich in der von Feuerbach gewählten Fassung: „Der Mensch ist, was er ißt" sehr bald zum geflügelten Wort wurden und, häufig genug falsch verstanden, im Kampf der Parteien, hüben und drüben, misbräuchlich angewendet wurden. Selbst ein Mann wie Hermann Hettner, der nichts weniger als

Veranlagung für exacte Naturbeobachtung verrieth, sondern vielmehr ein hervorragend begabter Schöngeist und gewandter Literat war, schloß sich damals auf das engste an Moleschott an, der bei aller Energie, mit der für die Bekämpfung des metaphysischen Wahns eintrat, doch niemals daran dachte, die Welt zu entgöttern und der Menschheit ihre Ideale zu nehmen. Vor allem fiel es ihm gar nicht ein, aus seinen materialistischen Grundanschauungen die Folgerung zu ziehen, daß auch für das praktische Leben der Materialismus und Sinnestaumel am meisten angezeigt sei, und wenn er sich vielleicht über die möglichen Folgen seiner Lehren nicht klar war, so war es doch nicht seine Schuld, daß thörichte Menschen seine nur auf das geistige Leben gemünzten Darlegungen für ihr praktisches Verhalten oberflächlich oder verkehrt durchführen wollten. Es ist deshalb wohlberechtigt, daß Moleschott in seiner oben angeführten Selbstbiographie noch einmal auf seine eigentlichen Absichten zu sprechen kommt und uns in fesselnder Darstellung jene dem heutigen Geschlecht längst aus dem Gedächtniß entschwundene Periode geistiger Kämpfe vor Augen führt, an denen die Besten der Nation sich damals auf das Lebhafteste betheiligt haben. Wir halten gerade diese Abschnitte seines Buches für die am meisten lesenswerthen und erblicken in ihnen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag für die Geschichte des geistigen Lebens unseres Jahrhunderts. Fachmänner mögen entscheiden, wie groß der bleibende Antheil ist, den Moleschott's wissenschaftliche Leistungen an dem Fortschritt der Wissenschaft gehabt haben. Wir vermuthen, daß sie den aus ihnen hervorgegangenen Gewinn kaum so hoch anschlagen werden, als dies Moleschott selbst zu thun geneigt scheint. Er läßt in dieser Hinsicht ein entschiedenes Selbstbewußtsein erkennen; trotzdem wollen wir nicht behaupten, daß er seine Absicht, die ihn beim Niederschreiben seiner Selbstbiographie leitete, sein Buch unter die Obhut der Bescheidenheit zu stellen, bei der Ausführung außer Acht gelassen habe. Denn selbstbewußt ist noch nicht unbescheiden, und wir meinen, daß Moleschott immerhin Grund genug hat, mit einem gewissen Grad von Stolz auf die Früchte seiner Arbeit zurückzublicken. Vor allem aber erweckt der Umstand, daß das ganze Buch als der Ausdruck dankbarer Zufriedenheit mit den Fügungen des Schicksals anzusehen ist, unsere Sympathie, und wir glauben daher es jedem Leser, der sich für die Entwickelungsgeschichte der modernen Naturwissenschaft interessirt, empfehlen zu können, bemerken aber ausdrücklich, daß rein menschlich fesselnde Erlebnisse oder prägnante Charakterschilderungen und culturhistorisch packende Zeitbilder, wie sie z. B. Gustav Freytag's Selbstbiographie in so reichem Maße schmücken, in den Lebenserinnerungen Moleschott's nicht zu finden sind. Das Buch ist von dem Verleger mit einem vorzüglichen Lichtdruck nach einer wohlgelungenen Photographie Moleschott's ausgestattet worden.

2. Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den sechziger Jahren von Ludwig Pietsch. Zweiter Band. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 6 M.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß der frühere Redacteur unseres Blattes den ersten Band dieser Selbstbiographie Ludwig Pietsch's, des bekannten Kunstreferenten der berliner „Voß'schen Zeitung“ und fruchtbaren Schriftstellers, seiner Zeit ziemlich günstig an dieser Stelle besprochen hat. Wir bedauern, diese günstige Meinung in Bezug auf den jetzt vorliegenden zweiten Band, nicht theilen zu können und vermissen in ihm namentlich die an jenem gerühmte Bescheidenheit des Autors, der sich wohl bewußt ist, daß seine eigenen Leistungen als Schriftsteller und Kritiker nicht hinreichen, um uns für sein persönliches Dasein zu interessiren, und der deshalb nicht ungeschickt, vor allem die zahlreichen Beziehungen, die er zu einer langen Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten gehabt hat, in den Vordergrund seiner Erzählung stellt. Aber wir finden die ganze Art und Weise, wie diese Beziehungen hier ausgenutzt werden, aufdringlich, und können nicht umhin, in der Mittheilung einer Menge höchst unbedeutender und gleichgültiger Erlebnisse die Geschwätzigkeit des Alters und das Bestreben des Autors, seinen Stoff mit möglichster Breite zu behandeln, zu erblicken. Dabei verkennen wir nicht, daß das Buch eine Reihe von interessanten Details aus dem Leben bedeutender Personen enthält, würden es aber vorziehen, wenn diese werthvollen Bestandtheile aus der Masse des Belanglosen sorgfältig ausgeschieden wären. Als Partien dieser Art heben wir die Mittheilungen hervor, die Pietsch über seine Beziehungen zu den Sängerinnen Désirée Artôt und Pauline Viardot-Garcia, sowie zu deren Freund Turgenjew macht. Von dem, was über deutsche Schriftsteller gesagt ist, kommen namentlich seine Begegnungen mit Theodor Storm, Fritz Reuter und Julian Schmidt in Betracht, während für die Biographien deutscher Maler in erster Linie die Notizen über seinen Verkehr mit Adolf Menzel, Arnold Böcklin, Wilhelm Gentz, Eduard Magnus, Gustav Richter und mit den verschiedenen Meyerheims von Werth sind. Ein wesentlicher Vorzug des Buches ist das beigefügte sorgfältige Personenregister, das die Benutzung bedeutend erleichtert und die gerügte Weitschweifigkeit weniger fühlbar macht.

3. Reden und Aufsätze. Dritte Folge von Gustav Rümelin. Nebst Professor Chr. Sigwart's Gedächtnißrede auf Gustav Rümelin. Freiburg i. Br. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1894. Gr. 8. 6 M.

Auch wenn man davon absieht, daß der vorliegende dritte Band von Rümelin's „Reden und Aufsätzen“, der nach fast fünfjähriger Pause dem zweiten gefolgt ist, durch die vorausgeschickte Gedächtnißrede Siegwart's für die Biographie Rümelin's beachtenswerthes Material beibringt, ist man berechtigt, diese Sammlung unter der

Rubrik: „Biographisches“ einzureihen. Denn die Reden Rümelin's, so schlicht und sachlich sie in der Form gehalten sind, tragen nicht den Charakter einer streng objectiv gemeinten Abhandlung, sondern sie erscheinen vielmehr als eine Art von Selbstbekenntnissen, durch die Rümelin seine persönlichste Ueberzeugungen über allerhand Probleme, die für jedermann gleiches Interesse haben, aussprechen wollte. In dieser ihrer subjectiven Färbung liegt ihr besonderer Reiz. Rümelin hat in ihnen sein Eigenstes und Bestes geboten, und auch der, dem es nie vergönnt war, seinen Worten zu lauschen, hört an ihnen „den Ton schlichter Anmuth und ruhiger Würde, den echten Klang innerer Theilnahme“ heraus, durch die er seine Hörer zwei Jahrzehnte lang an seine Kanzlerreden zu fesseln wußte. Es war ihm nicht vergönnt, wie er gehofft hatte, die Reihe dieser Reden mit der zwanzigsten abzuschließen; doch hat er wenigstens, wenn auch von den Vorboten seiner Krankheit gewarnt, diese noch niedergeschrieben, ist aber eine Woche vor dem 6. November 1889, an welchem Tage die Rede gehalten werden sollte, gestorben. Die Rede handelt „Ueber den Zufall“ und erörtert ein Problem, das Rümelin gerade in seiner Eigenschaft als Statistiker viel beschäftigt hat. Der Zufall, der im Leben der Menschen eine so große Rolle spielt, ist für die Wissenschaft ein Begriff, mit dem sie nicht viel anzufangen weiß. Sowol die Philosophen, als die Theologen wollen nichts von ihm wissen, die erstern nicht, weil er eine Unterbrechung des Causalitätsgesetzes, die sie nicht zugeben können, bedeutet, die andern nicht, weil durch ihn die Allmacht der Gottheit angezweifelt wird. Dennoch will Rümelin die Thatsache des Zufalls anerkannt wissen und er gelangt zu dem Ergebniß: „Nichts, was in der Welt geschieht, ist nothwendig in dem Sinn, daß es nicht auch anders hätte ausfallen können. Alles führt ein Moment der Zufälligkeit in sich. Aber auch die Frömmigkeit hat kein Interesse, alles irdisch Geschehene auf ein unmittelbares, göttliches Wissen zurückzuführen, und wenigstens das Christenthum hat sich stets von allen pantheistischen Anschauungen, auf welche jener Standpunkt immer hinausläuft, ferngehalten und erscheint in diesem Punkte, gegenüber den andern Religionen, als ein Nüchterner unter Trunkenen.“ Die Rede ist besonders scharfsinnig, bietet aber keine Lösung des Räthsels, das wol immer ein solches bleiben wird, weil wir weder aus der Geschichte der Menschheit, noch aus dem Schicksal des Einzelnen den Zufall fortzudenken vermögen.

Man hat Rümelin gern als „den gescheitesten der Schwaben in unserm Jahrhundert“ bezeichnet. Daß er auf diese hohe Schätzung begründeten Anspruch hat, hat er durch nichts so sehr bewiesen, als durch seine schon früher als Einzeldruck veröffentlichte Rede über „die Berechtigung der Fremdwörter“. Die Rede hat bei ihrem Bekanntwerden furchtbar viel Staub aufgewirbelt und ist den Puristen und dem ganzen Heer unserer Schulmeister, die sich so gern wichtig machen und die Fremdwörterfrage aufbauschen, um auch den Erwachsenen wieder einmal ihre Macht fühlen zu lassen, arg in die Nase gefahren. Und doch vertritt Rümelin nur den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, wenn er erklärt:

Die Frage über die Zulassung von Fremdwörtern in deutscher Rede ist, wie es von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt, so auch neuerdings wieder lebhafter zur Sprache gekommen und wird dabei vor allem als eine Sache der nationalen Ehre und Gesinnung dargestellt. Ich bin hierüber abweichender Ansicht, indem ich diese Rücksicht für etwas durchaus Nebensächliches ansehe und das Urtheil nach meinem Dafürhalten nur aus dem Charakter und der Geschichte unserer Sprache, sowie aus den Bedürfnissen des menschlichen Denkens und praktischen Lebens geschöpft werden kann. Ich wenigstens fühle mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke.

Auf die Feststellung dieses Bedarfs kommt es Rümelin vor allem an und hierbei zeigt er sich seinen Gegnern in hohem Maße überlegen, indem er, auch hier von statistischen Beobachtungen ausgehend, nachweist, daß wir im Deutschen, auch wenn wir jedes entbehrliche Fremdwort vermeiden, immerhin noch gegen fünftausend Fremdwörter brauchen, um unsern Gedanken jederzeit den zutreffendsten Ausdruck zu geben. Im engsten Zusammenhang mit der Rede über die Fremdwörter stehen Rümelin's Erörterungen „über die neuere deutsche Prosa“. Das Ergebniß, zu dem er bei dieser Untersuchung gelangt, dürfte unanfechtbar sein und beweist aufs neue die Vorurtheilslosigkeit, die ihn in hohem Maße auszeichnete. Er findet nämlich in der neuen deutschen Prosa einen entschiedenen Fortschritt, selbst über die Sprache unserer Classiker hinaus, beklagt aber, daß die abstracten Sprach- und Redeformen zu sehr überhand genommen haben. Gerade mit Rücksicht auf die gesunde Weiterentwickelung unserer Sprache empfiehlt er die classische Bildung beizubehalten. Denn

die Erhaltung und Fortbildung unserer reichen und herrlichen Sprache bleibt unbeschadet ihrer Eigenart auf stetiger Fühlung mit andern alten und neuen Cultursprachen angewiesen, und wir werden unfehlbar in ein silbernes oder ehernes Zeitalter derselben hinabgleiten, sobald wir aufhören werden, die alten Sprachen zur festen und sichern Grundlage aller höhern Schulbildung zu machen.

Es ist nicht möglich, hier auf die übrigen Reden genauer einzugehen. Sie behandeln zum Theil psychologische und philosophische sowie socialpolitische Gegenstände oder beschäftigen sich, was ja Rümelin in seiner Stellung als Kanzler der Universität Tübingen nahe lag, mit der Geschichte dieser Universität und ihren Beziehungen zur würtembergischen Regierung, speciell zu der Haltung, die König Friedrich ihr gegenüber einnahm. Wir bewundern auch an diesen Reden die Vielseitigkeit und den Gedankenreichthum ihres Urhebers, der es verstand, auch über die schwierigsten und trockensten Dinge in ebenso klarer, als schöner und geistvoller Sprache zu reden, und der schon aus diesem formellen Grunde Anspruch auf allgemeine Beachtung machen kann.

Am Schlusse der Sammlung werden aus dem literarischen Nachlasse Rümelin's noch zwei Aufsätze mitgetheilt, von denen der erste eine sorgfältig angelegte und musterhaft durchgeführte biographische Studie über Justinus Kerner bietet, während sich der andere mit ebenso berechtigtem, als gemäßigtem Localpatriotismus über die Vorzüge und Eigenheiten des würtembergischen Volkscharakters verbreitet.

H. A. Lier.

Neue Lyrik.

1. Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Assim-Agha Gül hanendé. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schulze-Smidt. Seiner Kaiserlichen Majestät Groß-Sultan Abd-Ul-Hamid Khan Kaiser aller Ottomanen in Ehrfurcht gewidmet von der Uebertragerin. 74 unbezifferte Blätter in colorirter Arabesken-Umrahmung. Mit 4 Bildern. Leipzig, Verlag von Schmidt u. Günther. 8. 3 M.

Vorwort. Die kleine Sammlung türkischer Volkspoesie danke ich mündlicher Ueberlieferung während einer neuntägigen Seefahrt von Konstantinopel nach Marseille. Nur die drei epischen Dichtungen, die den Schluß der „Uferlieder" bilden, existirten in einer flüchtigen Niederschrift. Die erste Uebertragung der Manuscripte und der Improvisationen ins Französische und Italienische unter Zuhülfenahme der Stenographie, kam verhältnißmäßig rasch zu Stande, dank der freundlichen Mitarbeit zweier Reisegenossen: eines feingebildeten Türken und eines Geistlichen von der französischen Mission in Asien. — Die Rhythmen waren leicht festzustellen, da der Sänger Assim-Agha nicht nur aufs deutlichste skandirte, sondern auch die meisten Lieder und Sprüche mehrfach wiederholte auf unsere Bitte. — — Ich habe Konstantinopel unter den günstigsten Verhältnissen besucht und das sympathische türkische Volk in seinem Kleinleben kennen gelernt. Deshalb ist mir auch die Nachdichtung dieser Poesien eines schlichten Mannes aus dem Herzen des Volkes ein wahres Entzücken gewesen. Ihr Bilderreichthum, ihre zierliche Schelmerei, die keusche Liebeseinigkeit und der gesunde Realismus sind vielleicht manchem eine Erquickung gerade jetzt inmitten des Kampfes der literarischen Strömungen und Gegenströmungen. Ich hoffe, daß die Lieder und Sprüche sich da und dort ein Herz gewinnen werden, das Moschus und Paprika nicht als unerläßliche Ingredienzen poetischen Reizes betrachtet. — — So streue ich denn die Rosenblätter des Rosensängers aus. Möchte der zarte Duft aus dem Osten nicht ganz erstickt werden von der schweren Nebelluft unseres Nordens!

Bremen. B. S.-S.

Unsere deutsche Literatur erfreut sich dermalen einer stattlichen Anzahl von Schriftstellerinnen, doch ist aus naheliegenden Gründen die Prosa weit stärker vertreten als die gebundene Rede. Unter den lyrischen Dichterinnen — die dramatischen Leistungen Fräulein Elisabeth's von Berge sind noch lange nicht genug gewürdigt — müssen wir ohne alles Schwanken und Bedenken der Verfasserin unserer „Rosenblätter" einen der ersten, wenn nicht überhaupt den ersten Preis zuerkennen. Es liegt ein eigenartiger Hauch und Schmelz über diese Blätter gebreitet, die nach Form und Inhalt mit verschwindenden Ausnahmen wirkliche Meisterstücke sind. Leider gestattet uns der zugemessene Raum nicht, von den tief empfundenen: „Zum Eingang", „Scheidung", „Die Einsame" — auch nur ein Gedicht mitzutheilen. Wir müssen uns auf nachstehende von geringem Umfang beschränken:

List.

Meiner Mutter Fuß ist alt und schwach,
Blonder Assim — nur gemach — gemach!
Sorglich stütze, blonder Assim, sie —
„Lieber stützt' ich dich, Assaïdy!"

Schweig' Verweg'ner! — Hebe sie ins Boot —
„Allah steh' mir bei: es ist ihr Tod!
Schmaler war das schmalste Schifflein nie,
Als mein leichter Kahn, Assaïdy!"

Ei, der Bosporus ist still und blau!
„Aber drüben wogt die Brandung grau,
Zornig schnalzen die Delphine, — sieh! —
Lieber komm allein, Assaïdy!"

Laß den Kahn mich seh'n: — Olivenholz,
Gelbe Tulpen um den Rand — wie stolz!
Abendroth dem Teppich Farben lieh —
„Flammend wie mein Wunsch, Assaïdy!"

Feuerfinger, brennst ja meine Hand!
Feuerauge, sengst mir das Gewand —
„Zeit verrinnt mit deinem Wann und Wie —
Frage nicht und komm, Assaïdy!"

Mutter — laß mich prüfen Assim's Boot,
Ob, die Krone mein, dir Schaden droht. —
Allah's Segen fehlt Beherzten nie —
„Allah sei gelobt, Assaïdy!"

Türkis.

Weich gewiegt vom schwanken Kahne
Von der schönsten aller Nächte,
Gab ich ihm im Liebeswahne,
Daß des Kosens er gedächte,
Meine Spange von Türkisen —
Und jetzt trägt sie der Tschingane *)
Schmale kupferbraune Rechte!

Stolz! mein Stolz! Den Weg dir bahne,
Wenn die Wilde, wenn die Schlechte
Unterm Zelt mit rother Fahne
Tanzend lockt die bösen Mächte
Mit der Spange von Türkisen
— (Meiner Spange, du Tschingane!) —
Um die kupferbraune Rechte!

Assim spricht:

Edle Perlen wollt' ich reihen
Auf die Schnur des Zeitvertreibes.
Sind sie werthlos, Freund, so bleib' es
Deine Gunst, mir zu verzeihen!
In das Buch der Schuldner schreib' es,
Die dir zahlen, was sie leihen,
Sonder Feilschen und Entzweien!

*) Zigeunerin.

Meine Lieblichste zu grüßen
Hab' ich Liedes Kranz gewunden,
Ihr zu schmücken frohe Stunden —
Doch, misfiel mein Lied der Süßen,
Rast' ich nicht, bis ich gefunden
Goldnen Klang, um, ihr zu Füßen,
Assim's Sängerschuld zu büßen!

2. Gedichte von W. Dietrich. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1894. Gr. 8. 2 M.

Die ganze Haltung dieser Gedichte erinnert lebhaft an Ernst Schulze, wie denn auch aus mehrern einzelnen erhellt, daß der Verfasser von demselben traurigen Schicksal betroffen wurde, das den Sänger der „Bezauberten Rose" knickte. Sprache und Versmaß sind des ernsten Inhalts seiner Poesien durchaus würdig. Der gereimte jambische Trimeter und Tetrameter weicht nur in dem umfangreichen letzten Gedicht „Calderon" den schwungvollen klangreichen ottave rime. Ein nicht geringer Vorzug der Dietrich'schen Gedichte ist auch das Fehlen aller Sentimentalität und alles pomphaften Wortschwalls. In stiller Verzichtleistung blickt der Dichter zurück auf sein verlorenes Glück und vorwärts nach dem Befreier, dem Tod.

Zu den gelungensten Gedichten dürfen gehören: „Welke Blätter" (S. 7); „Ich kann dich schützen, kann dich tragen" (S. 18); „Leb' im Geiste Nacht und Tage" (S. 37).

Auf dem Meere.

So bist du, Lieb', auf weitem Meer,
Und rings die Wellen um dich her,
Die von mir fort dich rastlos tragen.
Ich kann nur klagen, kann nur zagen.

Und sollte mich's denn Wunder nehmen,
Wenn sich die Wellen nicht bezähmen,
Von deinem Reize aufgewiegelt,
Der täglich sich in ihnen spiegelt!

Könnt' ich berühren nur dein Kleid!
Doch all die holde Seligkeit
Vom Kopf bis zu den Füßchen küssen,
Ich weiß, daß sie's begehren müssen.

Calderon.

Ihn trug der Glaube. Denn in jenen Jahren
Flog eine Taube aus des Himmels Blau,
Die helle Wolke ward zu Engelsscharen,
Der leichte Lufthauch ward zum heil'gen Thau
Und auch der Sonne goldne Strahlen waren
Die Glorie für die göttlich hehre Frau.
Der Rohste kniete betend vor der zarten,
In der sich Mutterglück und Unschuld paarten.

Und wenn sie je ins tiefste Herz gedrungen,
Die reine Liebe mit dem Strahlenkleid,
Der hat für sie in seiner Art gerungen,
Der hat sich ihrem hohen Dienst geweiht,
Der Dichter hat sie gotterfüllt besungen,
Der Krieger schwang für sie sein Schwert im Streit.
Wer nichts gelernt als blutiges Zerstören,
Zerstörte zu der heil'gen Jungfrau Ehren.

3. Fiat lux. Ein Sang aus junger Vergangenheit von Hans Falke. Wien, C. Gerold's Sohn. 1894. 8. 3 M.

Der bereits rühmlichst bekannte Epiker („Der Novize von Kremsmünster", „Fischer Menis", „Pfarrer Habermann") beschenkt uns aufs neue mit einem frischen anmuthigen Sang, an dem wir nichts auszusetzen haben, als den eben nicht gerade glücklich gewählten Titel. Der Dichter verherrlicht (in reimlosen Jamben und Trochäen) die Abschaffung der Folter für die österreichischen Erblande durch Maria Theresia und Joseph II. gegen Ende des Jahres 1776.

Ein junger wiener Patricier reitet an einem Juli-Sonntag-Nachmittag durch den Wald „unweit der Landstraß', die gen Ungarn führt". Er hat das Glück, die Frau des Hofraths „bei der obersten Justizbehörd" Mathias Wilhelm Haan — („ihr kranker Körper braucht' die Waldesluft") — und deren „einzig liebes Töchterlein Agathe" aus der Hand von zwei Strauchdieben zu erretten. Inzwischen ist aber unserm Herrn Peter Wollmer — so lautet des wackern Mannes Name — sein Pferd davongelaufen. Doch fröhlich und wohlgemuth geleitet er die beiden Frauen in die Herberge nicht weit vom Waldessaum, wo sie ihren Einspänner zurückgelassen. Nachdem er sie in ihr Wägelein gehoben, geht er auf die Suche nach seinem Pferde, das sich seitwärts der Straße auf einem Wiesenflecke gütlich thut. Doch bevor er dessen ansichtig wird, hat es Kaiser Joseph, der von einem einsamen Spazierritt zurückkehrt, durch seinen Reitknecht einfangen lassen. Wollmer gibt sich dem Kaiser als Eigenthümer zu erkennen, muß an seiner Seite reiten und das eben bestandene Abenteuer mit den Strolchen erzählen. Weiter fragt ihn der Kaiser aus über seine Familienverhältnisse. Wollmer berichtet ganz unbefangen, wie er nach dem Tode seines einzigen Bruders das Studium der Rechte habe aufgeben und in seines Vaters Geschäft eintreten müssen. Es sei ihm das um so schwerer geworden, als der Professor Sonnenfels ihn ganz und gar für sich eingenommen. War Joseph schon zornig geworden, daß in unmittelbarer Nähe Wiens Buschklepper so frech und ungescheut ihr Wesen trieben, so regte ihn der Name Sonnenfels noch mehr auf, denn gerade dieser unerschrockene Mann ließ sich zu jener Zeit mit der größten Entschiedenheit frei öffentlich gegen die Folter aus. „Herrn Peter ward nicht wohl zu Muth." Der Kaiser aber sänftigt bald seinen Zorn und ermahnt seinen Begleiter, inskünftige besonnener und bescheidener zu urtheilen. (Wollmer hatte im Eifer des Zwiegesprächs die Folter einen Schandfleck genannt.) Joseph war von seiner Mutter beauftragt, sich über die Tortur, bezüglich ihre Abschaffung oder Beibehaltung, ein eigenes selbständiges Urtheil zu bilden, und konnte nicht mit sich darüber ins Reine kommen.

Am andern Tage las Agathe ihrer Mutter aus Metastasia vor. Sie ward unterbrochen durch ihren Vater, der sich heute früher als gewöhnlich von seinen Amtsgeschäften befreit hatte und den einzigen Sohn seines Freundes und Amtsgenossen, des Hofraths Wenzel Franz von Cronenfels, Ferdinand, der soeben Actuar bei der Landesregierung geworden, mitbrachte. Agathchen zog ein

schiefes Maul. Neue Unterbrechung. Peter Wollmer und sein früherer Studiengenosse, der neugebackene Actuar, begrüßen sich eben nicht aufs freundlichste. Wollmer erzählt von seinem Gespräch mit dem Kaiser; von Cronenfels ist ganz Ohr. Hofrath Haan geht Herrn Wollmer scharf zu Leibe, aber die Frau Hofräthin bringt wieder alles ins Gleichgewicht.

Im Laufe des August wird Hofrath Haan zum Kaiser berufen, muß ihm seine Gründe für Beibehaltung der Folter auseinandersetzen, kann aber den Kaiser nicht überzeugen, der sich schließlich nach dem Befinden der Frau Hofräthin und Demoiselle Agathens, sowie nach Wollmer erkundigt.

Während eines der nicht gerade allzu seltenen Besuche, die Wollmer der Frau Hofräthin Haan und ihrer Agathe abstattet, wird erstere von der Magd abgerufen und das liebende Paar benutzt die Gelegenheit, sich gegenseitig zu erklären. Die wieder eintretende Mutter wird ins Vertrauen gezogen und ertheilt ihre Zustimmung, deren Gültigkeit jedoch von der Entscheidung des Herrn Hofraths abhängig machend.

Maria Theresia fordert von Joseph eine unzweideutige Erklärung in Sachen der Folter. Er kann zu keinem sichern Urtheil kommen. Man einigt sich: es soll eine Commission eingesetzt werden, die darüber zu berathen und abzustimmen hat. Sie werden unterbrochen durch Graf Seilern, den Statthalter von Niederösterreich, der durch den Actuar von Cronenfels benachrichtigt wurde, Wollmer stehe an der Spitze einer staatsgefährlichen Verschwörung. Joseph ist aufs äußerste überrascht, Maria Theresia ordnet die Verhaftung der angeblichen Verschwörer an.

Wollmer hatte im Erdgeschoß seines Hauses eine nicht leicht zu findende Stube mit heimlichem Ausgang. Hier versammelte er von Zeit zu Zeit seine Freunde, die er zu einer geschlossenen Gesellschaft vereinigt hatte.

„Weltenuntergang“, so nannten
Sie den Bund und sonderbare,
Mystisch angehauchte Formen
Wußten sie ihm beizugeben,
Aber alles ging doch schließlich
Nur auf Scherz und zügellose
Laute Lustbarkeit hinaus. —
Auch dem Spiel, dem unerlaubten,
Das die Kaiserin bei strenger
Buße aller Welt verboten,
Ward mit vielem Fleiß gehuldigt —
Ja es schien gewissermaßen
Mit der Zeit, als wenn das Spielen
Erster Zweck des Bundes sei.

Seit der Bekanntschaft mit seiner Agathe hatte Wollmer allen Geschmack an seinem „Bunde“ verloren. Am Abend, der zur Auflösung bestimmt war, erschien jedoch die Polizei. Wollmer hatte kaum noch so viel Zeit, die Bundesbrüder durch den geheimen Gang hinauszudrängen. Er selbst sammt der Dienerschaft ward gefänglich eingezogen.

Im ersten Verhör weist er den schändlichen Verdacht zurück, weigert sich aber standhaft, die Namen seiner Freunde zu nennen. Nach acht Tagen im zweiten Verhör gesteht er das verbotene Spiel ein und wird wegen fortgesetzter Weigerung der Namensnennung alles Ernstes mit der Folter bedroht.

Agathe saß derweilen in stummem Harm, und die unvorsichtige Mittheilung ihres Vaters von der bevorstehenden Folterung stürzte sie in eine bedenkliche Krankheit.

Kaiser Joseph verirrt sich auf der Jagd im Walde, findet endlich in einer Köhlerwohnung einen siechen Mann, der vor Jahren unschuldig gefoltert wurde. Als der eigentliche Verbrecher kurze Zeit darauf überführt ward, schenkte die Kaiserin dem Gemishandelten ein Häuschen im Walde und das Recht der Kohlenbrennerei. Joseph fügt bei seinem unfreiwilligen Besuch einen Beutel Gold hinzu.

Hofrath Haan betheuert, für Wollmer nichts thun zu können. Da faßt sich die kaum genesene Agathe ein Herz, es gelingt ihr, sich Zutritt zu Kaiser Joseph zu verschaffen, und der Männer mildester gibt ihr den Bescheid:

Mein kaiserliches Wort
Daß keine scharfe Frage
Und keine Folterung den Liebsten dein
Bedräuen soll. — Ich löse ihn davon.

Die Folter wird endgültig abgeschafft, Hofrath Haan holt seinen zukünftigen Schwiegersohn aus dem Kerker ab, und es war alles, alles gut.

Edler Kaiser, edle Kais'rin,
Habt ein großes Werk gerichtet! —
Ewig wird man's Euch gedenken!

4. Nichts. Reimklänge von Sigmar Mehring. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1894. 8. 2 M.

Das einleitende Gedicht mit der Ueberschrift „Nichts!“ spricht sich über den auffallenden Titel so aus:

Wollt ihr mehr? — Zu and'rem Ziel
Kehrt euch stolzen Angesichts.
Was ich biete, ist nicht viel,
Was ich biete, das ist nichts!

Doch wo findet ihr denn mehr
Im Bereich des Sonnenlichts?
Was heut schimmert hoch und hehr,
Ist es morgen mehr als nichts?

. . . .

Wenn man nur die Zeit gewährt
Und der rechte Blick drauf fällt,
Wird das Kleinste einem werth,
Wird das Nichts zu einer Welt.

Die vorliegenden Mehring'schen Gedichte zeichnen sich auf das vortheilhafteste aus durch einen wahrhaft poetischen Schwung, durch Kraft und Innigkeit der Empfindung, Reinheit der Sprache und eine Tadellosigkeit des Verses, wie er selber, der Verfasser, sie in seiner „Deutschen Verslehre“ (Leipzig, Philipp Reclam jun.) verlangt. In dem Abschnitt „Schellenklänge“ eifert Mehring nicht ohne Er-

folg den Lessing'schen Sinngedichten nach. Unter den „Meisterklängen", die es auch in der Form der Uebertragung sind, finden wir zwei treffliche Gedichte („Die Verlassene", „Am Schluß eines Balles") von François Coppée, der durch seine fesselnden Erzählungen („Es wird zurückbezahlt", „Eine erfolgreiche Cur" s. „Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek") — der deutschen Lesewelt bekannt und werth ist.

Wir müssen uns leider beschränken auf die Mittheilung folgender Gedichte:

Gelöbniß.

O Mutter, Mutter, wie mit Harm und Bangen
Hast du mein Leben immerdar begleitet.
Wie schwere Stunden hab' ich dir bereitet,
Der Sorgen viel, die Thränen dir entrangen.

Spät regte sich des Dankgefühls Verlangen
Für all das Glück, das du mir zugeleitet. —
Als ich nach dir die Arme ausgebreitet,
Da, gute Mutter, bist du heimgegangen.

Was nutzt es, Klagelieder anzuheben!
Die große Schuld wird nimmer abgeschrieben
Doch was der Tod zurückweist, heischt das Leben.

Die Liebe, die ich schuldig dir geblieben,
Will ich der einzig Auserkor'nen geben,
Sie will ich keusch wie dich und kindlich lieben.

Gradmesser der Cultur.

Das Volk von Japan ist intelligent
Und huldigt den Fortschrittsideen.
Drum ließ man dort ein Parlament
Nach deutschem Muster erstehen.

Der König bestimmte nicht mehr den Etat
Mit seinen Ministern und Räthen.
Es mußte zum Ausspruch von Nein und Ja
Das Volk zusammentreten.

Das Volk von Japan liebt die Ruh',
Es ließ sich friedlich verwalten,
Doch die neue Verfassung hat es im Nu
In grimme Parteien gespalten.

Schnell bildet sich da die Opposition
Und schreit beim geringsten Zeter,
Und auch der Militarismus hat schon
Seine conservativen Vertreter.

Sie schleudern einander zu vehement
Anklagen und Beschwerden,
Sie wissen wie wir im Parlament
Unparlamentarisch zu werden.

Ein Wesentliches fehlet nur:
Das religiöse Verhetzen.
Man sieht: Noch lange ist Japans Cultur
Der unsern nicht gleichzuschätzen.

Adalbert Schroeter.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Resurrexit. Neue Geschichten und Skizzen aus der Klosterwelt von Oskar Teuber. Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1895. 8. 4 M. 20 Pf.

Wenn es gilt, das Jubiläum oder das Andenken einer fürstlichen Persönlichkeit, eines hohen militärischen Würdenträgers, eines Regiments der österreichischen Armee oder sonst etwas zu feiern, was den Hof und das Heer betrifft, da stellt Oskar Teuber unfehlbar seinen Mann und schwingt im wiener „Fremdenblatt" das Weihrauchbecken so ausgiebig, daß man die wahre Gestalt dessen, dem dieser Cultus gilt, nicht mehr zu erkennen vermag.

Das ist die hauptsächlichste literarische Thätigkeit Oskar Teuber's. In zweiter Linie schreibt er für das „Fremdenblatt" Theaterkritiken. Erst in dritter Linie ist Teuber Erzähler; und zwar hat er sich das Kadetten- und Klosterleben zum literarischen Terrain gewählt, weil er es aus eigener Erfahrung kennt; er hat ja sowol des Kaisers Rock als den des Priesters getragen, bevor er sich zum Heile aller verstorbenen Fürstlichkeiten und jubilirenden Regimenter der Literatur zuwandte.

Als militärisch-dynastischer Panegyriker sind seine Verdienste gewiß unbestreitbar; mehr in Patriotismus kann man schon nicht leisten, das ist kein normaler, das ist hypertrophischer Patriotismus. Auch als Theaterrecensent hat er sich um die Glorificirung durchgefallener Operetten Verdienste erworben; als Erzähler schließlich gehört er zu den bedeutendsten Humoristen der Gegenwart; so versichern wenigstens die Herren von der wiener Presse, allen voran Ludwig Hevesi.

Aber so rührend dieser edle Wetteifer im gegenseitigen Lobe auch ist, so einstimmig die Auserwählten der wiener Presse auch drauf lospreisen: Freundeslob hinkt bekanntlich, wie das Sprichwort sagt! Und diesmal hinkt es sogar sehr stark, denn als Erzähler ist Oskar Teuber den Befähigungsnachweis, den er zum Panegyriker so glänzend erbracht hat, noch schuldig geblieben: weder seine Geschichten aus dem Kadettenleben, noch die aus der Klosterwelt zeigen auch nur eine leise Spur epischer Eigenart; der Panegyriker freilich tritt darin deutlich genug hervor: da ist alles gut und schön, weder in der Kaserne, beziehungsweise im Kadettenhaus, noch im Kloster gibt es Ungerechtigkeit, Mishandlung, Ränke, Haß und Unfrieden; höchstens kleine Schwächen und Albernheiten, die zu harmlosen Späßen herausfordern! Nun, wem Kaserne und Kloster ganz fremd sind, der mag das alles ja glauben und für beides schwärmen: wer aber Gelegenheit gehabt, beides kennen zu lernen, tiefe Einblicke in deren Getriebe zu thun, der muß sagen, daß es dort ganz anders zugeht, als Oskar Teuber es darstellt, bei weitem nicht so rosig und glatt. Damit soll nicht etwa gesagt

werden, daß Teuber das von ihm geschilderte Milieu nicht kenne, o nein! er kennt es wahrscheinlich sogar sehr gut: aber er will es nicht so darstellen, wie es wirklich ist; er will nur das Beste sehen und sagen; warum? Je nun, weil es einmal so seine Art ist; er ist und bleibt eben immer Panegyriker, und er ist es in seinen Geschichten sogar im Stil; er erzählt in einer bombastischen Tonart mit Verschwendung an schmückenden Beiworten, mit beharrlicher Voranstellung des attributiven Genitivs und häufigen Inversionen: einem Stile, der für Jubiläumsartikel passen mag oder für Schulaufsätze, nicht aber für epische Darstellungen. Hier ein paar Proben aus seinen neuesten Klostergeschichten, die er, wie das schon der moderne Misbrauch will, nach der ersten Erzählung „Resurrexit" genannt hat:

Er ist ein schmucker Reitersmann, dem unter der goldverschnürten Brust ein braves Herz pocht. . . . Schwer trägt er an seines Lebens düsterm Schicksal: die Erlösung von einem freudlosen Dasein bringt ihm die tödtliche Kugel, die den tollkühnen Helden dahinstreckt auf dem Blutfelde der Ehre. (S. 176.)

Sein Haupt neigt er zu den Klagenden . . ., der Tiefe seiner Kapuze entringt er auch ein Fläschchen mit köstlicher Labung. (S. 191.)

Verletzt ist der Stiftung Brief. (S. 210.)

Und dennoch schweigt — des Himmels Lob. (S. 211.)

Auch er hat gebüßt und gesühnt ein elendes Leben, das ihn u. s. w.

Was Teuber in diesem Jubiläumsstile, in dem jedes Wort, jede Wendung tausendfach abgegriffen ist, erzählt, das sind theils kleine historische oder pseudohistorische Klosteranekdoten, theils Schilderungen aus dem Klosterleben, die sich ängstlich vor jeder psychologischen Vertiefung oder epischen Handlung in Acht nehmen.

2. Adlerflug. Roman von Elisabeth Werner. Zweite Auflage. München, Richter u. Kappler. 1894. 8. 4 M.

Der Adlerflug, von dem der Titel spricht, ist symbolisch zu verstehen und betrifft das Genie eines jungen Malers, das, durch kleinliche Verhältnisse gehemmt, sich nach Befreiung aus diesen adlergleich emporschwingt zu den Höhen der Kunst. Eine geheimnißvolle, aber ganz uninteressante Geschichte von einem wirklichen Adler läuft damit parallel. Was den literarischen Werth dieses Romans betrifft, so ist er selbst für eine Gartenlaubendame wie Elisabeth Werner sehr gering. Dem Talente der Verfasserin geht eben alles ab, was zu einem Adlerfluge noththut.

3. Zwei Herren. Roman in zwei Bänden von B. M. Croker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Julie Pfeilsticker. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 13 und 14.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 1 M.

B. M. Croker hat in den Romanen „Irgend ein Anderer" und „Unerwartet", deren Uebersetzungen in demselben Verlage erschienen sind, ein recht hübsches Erzählertalent gezeigt, namentlich einen feinen Humor, der über die obligate englische Breitspurigkeit hinweghilft. Auch in ihrem jüngsten Buche ist dieser Humor vorhanden, aber diesmal kann er die Schwerfälligkeit und Unwahrscheinlichkeit der Handlung nicht wett machen. B. M. Croker hat sich diesmal das Lieblingsthema englischer Erzähler, einen geheimnißvollen Mord, ausgesucht, bekundet aber in der Behandlung dieser Criminalaffaire wenig Geschick.

Die Uebersetzung ist vorzüglich.

4. Ekstase. Roman von Louis Couperus. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 2 M.

Eine Uebersetzung dieser Erzählung ist schon in anderm Verlage erschienen und in d. Bl. besprochen worden. Es kann jetzt daher nur wiederholt werden, was damals darüber gesagt worden ist (vgl. Nr. 34 f. 1894).

Eine junge Witwe liebt einen Mann, weiß sich von ihm in demselben hohen Grade wiedergeliebt, ist durch keinerlei Rücksicht verhindert, ihn zu heirathen: thut das aber doch nicht! Warum? Weil dadurch die Reinheit ihrer Liebe gestört würde, der geliebte Mann in ihr nicht mehr das Ideal anbeten könnte. Das verstehe, wer kann! Einem vernünftigen Menschen muß es als hysterische Narretei erscheinen; der Verfasser scheint aber nicht dieser Ansicht zu sein. Nun, für hypersentimentale Träumer muß dieses Buch Wonne sein, für andere ist es ziemlich langweilig.

5. Die gelbe Rose. Roman von Maurus Jókai. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 2 M.

Daß außer Engelhorn auch die Deutsche Verlags-Anstalt diesen Roman hat übersetzen lassen, das ist wirklich wunderbar und spricht entweder gegen den Geschmack der betreffenden Verleger oder, falls diese glauben, damit den des Publikums zu treffen, gegen diesen. Kindischeres, Unbeholfeneres als diese Pußtageschichte, kann man sich wirklich nicht leicht denken. Wehe dem deutschen Autor, der es wagen würde, mit solch einem Geschreibsel sich den genannten Verlegern zu nahen (womit aber nicht etwa gesagt sein soll, daß diese nur gute deutsche Sachen bringen!); aber weil es der berühmte ungarische Romanschreiber, recte Romangraphomane, ist, so ist es etwas anderes! Nur Fremdes! Das ist für die guten Deutschen immer etwas Leckeres, wenn es auch das elendeste Zeug ist!

Theodor von Sosnosky.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ...

Feuilleton.

Von den neuesten in der englischen Sprache abgefaßten Büchern erwähnen wir zuerst als eins der wichtigsten das zweibändige Werk: „Life and Letters of John Greenleaf Whittier by Samuel T. Pickard" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.). Es sind bereits mehrere Biographien des bekannten amerikanischen Quäkerdichters erschienen, von denen die von Francis H. Underwood vor ungefähr elf Jahren veröffentlichte Darstellung seines Lebens und Wirkens bisjetzt die bedeutendste war. Wie der neulich gestorbene Underwood, ist auch der Verfasser des uns vorliegenden Buches durch langjährige Freundschaft und vertrauten Verkehr mit Whittier in eminenter Weise befähigt, die Mit- und Nachwelt mit dessen Poesie und Persönlichkeit bekannt zu machen. Whittier wurde am 17. December 1807 zu Haverhill im Staat Massachusetts geboren und ist am 7. September 1892 zu Hampton Falls gestorben. Sein 1638 aus England eingewanderter Ururgroßvater stammte von einem Hugenottengeschlechte ab und zeichnete sich durch strengen Gerechtigkeitssinn, moralische Tüchtigkeit und warme Menschenliebe aus. Selbst die wilden Rothhäute haben diese vorzüglichen Eigenschaften anerkannt und ihn nie belästigt, obschon sie sehr häufig gegen die Ansiedler Krieg führten und in der ganzen Umgegend Häuser niederbrannten und ihre Bewohner niedermetzelten. Auf diesen Streifzügen gingen sie oft an seinem Anwesen vorbei, schauten freundlich ins Fenster hinein, aber thaten weder ihm noch irgendeinem Mitgliede seiner Familie etwas zu Leide. Seine Eigenthumsrechte sogar haben sie stets geachtet und ihn nie bestohlen oder beraubt. Die Charakterzüge, die ihm den sichersten Schutz gegen die Indianer gewährten, haben sich auf seine Nachkommen vererbt und ihnen bis auf den heutigen Tag zur Ehre gereicht. Die Schulbildung unseres Dichters war äußerst dürftig; auch bot ihm der im Hause seines Vaters befindliche, aus ungefähr 20 Bänden religiösen Inhalts bestehende Büchervorrath eine nichts weniger als erquickliche Lektüre. Von der frühesten Kindheit an mußte er bei der Bestellung des ziemlich magern Bodens der kleinen Farm behülflich sein, eine Beschäftigung, die glücklicherweise dem Knaben Gelegenheit gab, sich der Natur zu erfreuen und den ihm angeborenen regen Sinn für ihre mannichfaltigen Erscheinungen und Schönheiten zu befriedigen und weiter auszubilden. Dazu kam in seinem vierzehnten Lebensjahre die zufällige Bekanntschaft mit den Gedichten von Robert Burns, die einzigen Dichtungen, die er bisher gelesen hatte und deren lebendige Frische und Kraft und einfache Wahrheit ihn mit Begeisterung erfüllten und zur dichterischen Selbstthätigkeit anregten. Die Verse, die er damals schrieb, waren im Stil der Burns'schen Lieder und sind längst in völlige Vergessenheit gerathen; aber es war eine glückliche Fügung, daß die ungekünstelten Lieder des schottischen Lyrikers ihm damals in die Hände fielen und zum Muster dienten. Schon als unmündiger Jüngling nahm er als Journalist und Redacteur der „New England Review" eifrigen Antheil an der Politik; er gehörte der Whigpartei an und war ein grenzenloser Bewunderer des bekannten Staatsmannes und Präsidentschaftscandidaten Henry Clay, auf den er das größte Vertrauen setzte, indem er ihm sogar die Rolle eines Vorkämpfers und Führers der Freiheitspartei gegen die Negersklaverei zudachte. Während dieser Periode (1827 bis 1832) entwickelte er eine sehr fruchtbare literarische Thätigkeit und verfaßte mehr als hundert Gedichte, die in verschiedenen Zeitungen erschienen und ihm einen ziemlich ausgebreiteten Ruf verschafften. Bei der Herausgabe seiner gesammelten Werke jedoch, verfuhr der reifgewordene Dichter äußerst streng und schonungslos mit diesen Jugenderzeugnissen seiner Muse und schloß neun Zehntel derselben ohne Erbarmen aus. Whittier hatte den Entschluß gefaßt, die Politik zu seinem Lebensberufe zu machen und an seinen bisherigen Erfolgen seine Befähigung zu dieser Carrière hinlänglich bewiesen; aber er sah bald ein, daß eine öffentliche Betheiligung an der Bewegung zur Aufhebung der Sklaverei diesen Plan vollständig vereiteln würde. Er hatte die Wahl zwischen der allem Anschein nach glänzenden Laufbahn eines politischen Parteiführers und dem dornigen Pfade eines Verfechters höchst misliebiger Reformbestrebungen gegen fast alle seine Freunde und ehemaligen Parteigenossen. An diesem Scheideweg blieb er nicht lange stehen. Unverzüglich gehorchte er der Mahnung seines Gewissens, schlug seine Aussichten auf Ehrenstellen in die Schanze und, wie der Heros der griechischen Heldensage, weihte sein Leben unter fortwährenden Mühen und Gefahren der Befreiung der Unterdrückten. Im Jahre 1833 gab er auf eigene Kosten seine epochemachende Schrift „Justice and Expediency" heraus und veröffentlichte während der nächsten funfzehn Jahre zahlreiche unter dem Titel „Voices of Freedom" 1849 gesammelte Gedichte, die auf das Volk und namentlich auf das heranwachsende Geschlecht bildend und begeisternd einwirkten. In Bezug auf die Einzelheiten des Lebenslaufes dieses edeln und unermüdlichen Kämpfers für die heiligsten Menschenrechte verweisen wir auf Pickard's Biographie, die durch Vollständigkeit und Klarheit der Darstellung auszeichnet und für die Geschichte der Emancipationsbewegung in den Vereinigten Staaten besonders wichtig ist.

Der soeben bei Houghton, Mifflin u. Comp. zu Boston erschienene dreizehnte Band des bekannten biographischen Sammelwerkes „American Men of Letters" ist eine von Edward Cary verfaßte Lebensbeschreibung des Literaten und Publicisten George William Curtis, durch dessen 1892 erfolgten Tod die Sache der politischen Reform in den Vereinigten Staaten ihren anerkannten Führer und hervorragendsten Vertreter verloren hat. Die Vorfahren Curtis' von väterlicher und mütterlicher Seite waren tüchtige und thatkräftige Engländer, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach Amerika auswanderten und sich in den sogenannten Neuengland-Colonien ansiedelten. Sein Vater, ein nach der einstimmigen Aussage der Zeitgenossen durch seltene Rechtschaffenheit, gesunden Verstand und ungewöhnliche, mit feinem literarischen Geschmack verbundene Geschäftsgewandtheit ausgezeichneter Mann, verheirathete sich mit Fräulein Burrill, Tochter des Oberrichters von Rhode Island, und ließ sich in der Stadt Providence nieder, wo sein zweiter Sohn, George William, am 24. Februar 1824 geboren wurde. Der Knabe erhielt eine sorgfältige Erziehung, und verweilte als achtzehnjähriger Jüngling längere Zeit in Pension bei dem Brook-Farm-Institut zu West-Roxbury, wo er ein idyllisches und fröhliches Leben führte und mehrere schätzbare Freundschaften schloß. Die Jahre 1846—50 brachte er in Europa zu und schilderte in einer Reihe von Artikeln an neuyorker Zeitungen die geistigen Bewegungen und politischen Gärungen, welche die Umwälzung von 1848 herbeiführten. Während dieser Zeit machte er auch einen Abstecher nach Aegypten und Palästina und veröffentlichte 1851 „Nile Notes of a Howadji" und im folgenden Jahre „The Howadji in Syria", die eine günstige Aufnahme fanden und einen beträchtlichen buchhändlerischen Erfolg erzielten. Nur haben gewisse scheinspröde und scheinheilige Neuyorker die Schilderungen der öffentlichen Tänzerinnen und des verführerischen Reizes ihrer Bewegungen anstößig gefunden und über die vermeintliche Unsittlichkeit solcher Darstellungen Zeter geschrien. Curtis aber kannte wohl diese Leute und schrieb an seinen Vater: „der moralische Sinn der Neuyorker ist so verdorben, daß ich mich an ihr Verdammungsurtheil gar nicht kehre". Darauf folgten eine Reihe von satirischen Skizzen der neuyorker Gesellschaft, die zuerst in der Monatsschrift „Putnam's Magazine" erschienen und in einem Bande unter dem Titel „The Potiphar

Papers" gesammelt wurden und zwei Novellen: „Prue and I", in stilistischer und künstlerischer Beziehung die vorzüglichste seiner literarischen Arbeiten, und „Trumps", ein gut erfundenes, aber in der Ausführung nicht besonders glückliches Erzeugniß. Curtis war ein scharfer Kritiker und geistreicher Schriftsteller; aber die angeborene und höchst seltene Gabe des guten Erzählers ging ihm ab und seine Leistungen auf dem Gebiete der Prosadichtung steigen nicht über die Grenzen der Mittelmäßigkeit hinaus. Im Bereich der Politik dagegen hat er sich stets als ein tüchtiger, redlicher und in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann erwiesen, und durch einsichtsvolle und energische Beförderung der „Civil Service Reform" um sein Vaterland in hohem Grade verdient gemacht. Im Jahre 1877 ließ ihm Präsident Hayes die Wahl unter sämmtlichen europäischen Gesandtschaften und bot ihm zwei Jahre später die Gesandtenstelle in Berlin an, doch schlug er diese und viele andere Ehrenämter aus, um seine ganze Zeit und Kraft der ihm so sehr am Herzen liegenden Lebensaufgabe der Verbesserung der Amtsbesetzung und -Verwaltung in den Vereinigten Staaten widmen zu können. Von seiner unermüdlichen und aufopfernden Thätigkeit nach dieser Richtung hin, sowie von seinem regen Interesse als Kanzler der Universität von Neuyork und Trustee des dortigen Metropolitan Museum of Art, an der Pflege der Kunst und dem Fortschritt der Cultur, gibt die vorliegende Biographie, die wir bestens empfehlen, eine anschauliche und recht erfreuliche Darstellung.

Derselben bostoner Verlagshandlung verdanken wir auch ein zeitgemäßes Werk: „Occult Japan or the Way of the Gods", in welchem Percival Lowell die Ergebnisse seiner neulich angestellten Forschungen auf dem Gebiete der japanischen Religion niedergelegt hat. Zuerst beschreibt er den im Innersten von Japan stehenden und von ihm erstiegenen Berg Ontaké (verehrungswürdige Koppe) und die seltsamen Andachtsübungen und -entzückungen, die er dort gesehen hat. Darauf folgt ein Aufsatz über „Shintô", den ältesten und eigenthümlichsten japanischen Cultus, in dem die beiden ursprünglichen Aeußerungen des religiösen Bewußtseins, Ahnenanbetung und Naturverehrung vereinigt sind. Shintô bedeutet Pfad der Götter, deren Zahl sich auf jetzt achtzig Myriaden belaufen soll und, wie bei einem Ahnendienst unvermeidlich ist, fortwährend zunimmt. Die Japaner halten sich also für die Nachkommen ihrer eigenen Götter, und der Mikado stammt in gerader Linie von Niniginomikoto, dem ersten Gott-Kaiser des Reiches, ab; sie dünken sich auch dieser reinen und erhabenen Herkunft durchaus würdig. Daher kommt es, daß von einem Sittengesetz bei dieser Religion gar keine Spur sich findet. Nur ein unsittliches Volk, wie das chinesische, sagen die Shintôisten, bedarf eines derartigen Gesetzes; ein reines Volk, wie das japanische, das unschuldig wie die Blume oder der Vogel lebe, könne solcher Satzungen unbehelligt entbehren, und habe das Zaunwerk einer vorgeschriebenen Sittenlehre nicht nöthig, um einen schönen Lebenswandel zu führen. Die drei wichtigsten von den Shintôpriestern bewirkten Kamiwaza oder Götterkunststücke genannten Wunder sind Kugadachi oder Wasserprobe, wobei der Eingeweihte sich mit siedendem Wasser besprengt, ohne verbrüht zu werden, Hiwatari oder Feuerprobe, die darin besteht, daß er mit bloßen Füßen über glühende Kohlen geht, und Tsurugi-watari oder das Erklettern einer aus scharfgeschliffenen Schwertklingen verfertigten Leiter. Die glückliche Ausführung der dritten und schwierigsten dieser Wunderthaten schreibt das gläubige Volk der sittlichen und ceremoniellen Reine der sich daran betheiligenden Personen zu, während, Lowell's Meinung nach, die ungewöhnlich dickhäutigen Fußsohlen der Japanesen die Vollziehung dieses Wunderwerkes sehr erleichtern. Höchst anziehend und lehrreich sind die Schilderungen der göttlichen Besessenheiten, der ungemein lustig vor sich gehenden und den Gottesdienst mit einem Picknick geschickt verbindenden Pilgerfahrten, und der Functionen des Zauberstabes (gohei), der beim Shintô eine noch größere Rolle spielt als das Crucifix beim Christenthum und über alle Gottheiten eine zwingende Gewalt ausübt. Zum Schluß macht der Verfasser einige interessante Bemerkungen über die Geistesbeschaffenheit der Japanesen, denen er eine wunderbare Empfänglichkeit und daraus hervorgehende Nachahmungssucht zuerkennt, aber jedes Denkurtheils- und namentlich Abstractionsvermögen abspricht. In dieser Beziehung scheint er, unseres Erachtens, diesen ehrgeizigen, strebsamen und thatkräftigen Ostasiaten nicht ganz gerecht zu sein. Trotz alledem ist sein Buch der bedeutendste Beitrag zur Kenntniß der eigenartigen Gedankenwelt der Japaner, den wir bisjetzt gelesen haben und ist äußerst fesselnd geschrieben.

Ein neues und höchst unterhaltendes Bändchen der „Collection of British Authors" (Vol. 3046, Leipzig, Bernh. Tauchnitz) ist „Chapters from Some Memoirs by Anne Thackeray Ritchie". Diese Erinnerungen aus der Kindheit einer auch als Novellistin bekannten Tochter des berühmten englischen Humoristen und Romanschriftstellers bieten in der That eine sehr interessante Lektüre. Die Kinder Thackeray's hatten die Mutter verloren, als sie noch jung waren, und brachten die Zeit zum Theil bei dem Vater in London und zum Theil bei den Großältern in Frankreich zu. Diese an Abwechselungen ungewöhnliche reiche Lebensweise ließ sie mit vielen durch literarische Bildung ausgezeichneten Persönlichkeiten in Berührung kommen, und entwickelte in ihnen eine scharfe und frühreife, wenn auch immerhin kindisch naive Beobachtungsgabe. Die Verfasserin nennt ihr Gedächtniß eine Art Hexenkessel, aus dem die verschiedenartigsten Gestalten wie Nebelbilder emporsteigen und zergehen: der vornehme, unüberwindliche Stutzer Graf D'Orsay, Leigh Hunt mit langen weißen Haaren und leuchtenden Augen, Dickens, der unvergeßliche Kinderfreund, die kleine, ehrfurchteinflößende Dame Charlotte Brontë, die sich so ungern und unbeholfen in die Rolle einer Löwin der londoner Gesellschaft schickte, der bittere und brummige Carlyle, und im Gegensatz zu ihm der gutherzige und großmüthige Thackeray selber. Eine anziehend geschilderte Episode ist der Ausflug „Nach Weimar und zurück", den Frau Ritchie als dreizehnjähriges Mädchen mitmachte.

In derselben Sammlung sind neulich mehrere bedeutende Romane aufgenommen worden, von denen wir „The Ralstons" von Marion Crawford in zwei Bänden (Nr. 3047—48) zuerst erwähnen. Die Erzählung ist eigentlich eine Fortsetzung von „Katharine Lauderdale" und schildert die Wechselfälle des Glückes in der Geschichte einer reichen neuyorker Familie, wobei es sich hauptsächlich um Geldgier und Gelderwerb handelt, wie es bei den dortigen Gesellschaftsverhältnissen nicht anders zu erwarten wäre. Die obenerwähnte Katharine, die gegen den Willen und ohne Wissen ihrer Aeltern eine heimliche Ehe mit dem im Rufe eines leichtsinnigen Taugenichtses stehenden John Ralston geschlossen hat, spielt auch im vorliegenden Werke die Hauptrolle. Auf ihren gutherzigen und im Grunde ehrenhaften Gatten, der durchaus nicht so schlecht ist, wie er gemacht wird, setzt sie ihr volles Vertrauen und hofft, daß durch die allwaltende und wunderwirkende Macht der Liebe seine guten Eigenschaften die Oberhand bekommen und behalten und den vollständigen Sieg über seine gutmüthigen Schwächen davontragen werden. Darin hat sie sich auch nicht geirrt. Sehr bezeichnend für den dort herrschenden Begriff des Reichthums ist es, daß Ralston als ein verhältnißmäßig armer Kerl angesehen wird, da seine Jahreseinkünfte sich blos auf 6000 Dollar oder 25000 Mark belaufen. Er führt also ein bescheidenes Leben im mütterlichen Hause und muß alles zusammennehmen, um mit genauer Noth auszukommen. Er kann sogar seine eigene Frau nicht ernähren, sondern läßt sie bei den Aeltern bleiben, die sie fortwährend überreden und sogar zwingen wollen,

auf eine reiche Heirath einzugehen. Aber die Erlösungsstunde schlägt mit dem Läuten der Todtenglocke, die das Hinscheiden eines steinreichen Onkels verkündet, von dessen auf 80 Millionen Dollars geschätzter Hinterlassenschaft sie und ihr Gatte und Vetter die Haupterben sind. Ralston ist nun plötzlich ein hochgeachteter Mann und Mitbürger geworden und wird von Leuten, die ihn kurz vorher geringschätzig behandelten, aufgesucht und geschmeichelt, denn die Neuyorker haben keinen andern Maßstab, um die Größe eines Menschen abzumessen und seinen Werth zu bestimmen, als den Geldsack. Es versteht sich, daß die mit ihren Erbtheilen unzufriedenen Verwandten das Testament des verstorbenen Krösus angreifen und umzustürzen suchen; es finden sich sogar zwei Testamente, die zu langwierigen Rechtshändeln und Rechtsverdrehungen führen, wie es dort Sitte zu sein scheint. Den endgültigen Abschluß dieser gerichtlichen und gesellschaftlichen Zwistigkeiten erfährt der geneigte Leser in diesem Romane nicht, und muß sich mit seiner Wiederaufnahme und Beilegung in der versprochenen und hoffentlich bald zu erscheinenden Fortsetzung der Chronik der Familien Lauderdale und Ralston vorläufig trösten und gedulden. Auf die lebendige Darstellung und vorzügliche Charakterzeichnung, die Marion Crawford's Werke auszeichnen, ist es fast überflüssig aufmerksam zu machen.

„Beside the Bonnie Brier Bush by Ian Maclaren' („Collection of British Authors", Vol. 3050) besteht aus einer Reihe von kurzen Erzählungen, die das Leben und Treiben der Bewohner eines unbedeutenden Dorfes, im schottischen Hochland schildern. Der der Ortschaft entsprechende Farbenton dieser kleinen Genrebilder ist gut getroffen, die auf glücklicher Erfindung beruhenden, einfachen Begebenheiten sind mit künstlerischem Geschick motivirt und die Charaktere lebendig und höchst individuell gestaltet. Man lernt dieses Gebirgsland genau kennen und hegt alle Achtung für den dortigen tüchtigen, sich von Hafergrütze und calvinistischen Glaubenssätzen ernährenden Volksstamm. Die sieben Novellen stehen sich an Vortrefflichkeit so gleich, daß man schwerlich wüßte, welcher man den Vorzug geben sollte. Uns haben „Domsie" und „A Doctor of the Old School" besonders gefallen. Der Gebrauch der Mundart beschränkt sich auf die Gespräche und verleiht den Geschichtchen einen eigenthümlichen Reiz, ohne daß die Einheit der Form dadurch zerstört oder die Verständlichkeit des Ganzen dem Leser wesentlich erschwert wird.

In „The Story of a Modern Woman" („Collection of British Authors", Vol. 3035) stellt Ella Hepworth Dixon die Schwierigkeiten des Kampfes ums Dasein, den ein gebildetes und hochbegabtes Fräulein der Gegenwart zu bestehen hat, mit großer Anschaulichkeit und ungeschminkter Wahrheit dar. Die Heldin des Romans, Mary Erle, ist die Tochter eines berühmten Gelehrten, dessen Beerdigung wir im ersten Kapitel des Buches beiwohnen. Mit dem Abschluß seines Lebens fängt das ihrige erst ernstlich an. Die Versuche, ihre ungewöhnlichen Talente als Künstlerin und Schriftstellerin zu verwerthen, stoßen überall wider die Vorurtheile des britischen Philisterthums an. Die Schilderungen der „Central London School of Art" und der Erfahrungen mit dem Redacteur der „Illustrations" sind jedenfalls aus dem Leben gegriffen und werfen ein nichts weniger als günstiges Licht auf die Pflege der Kunst und der faden familienblätterischen Literatur in der englischen Hauptstadt. Fräulein Erle verliebt sich in einen jungen Mann, der sich schließlich von ihr zurückzieht, um eine reiche Erbin zu heirathen und eine politische Carrière zu machen, bereut jedoch diesen Schritt und will zu ihr zurückkehren. Mit blutendem Herzen, aber mit festem Willen, weist sie seinen Antrag zurück. Die Verfasserin hat in diesem Roman ein treffliches Gemälde der in dieser Beziehung in London herrschenden entwürdigenden gesellschaftlichen Verhältnisse gegeben.

George du Maurier's „Trilby" („Collection of British Authors", Vols. 3026—27) hat bereits einen außerordentlichen buchhändlerischen Erfolg gehabt und ist auch in jeder Hinsicht eine höchst merkwürdige Prosadichtung. Die Geschichte spielt vor ungefähr vierzig Jahren hauptsächlich im pariser lateinischen Viertel, wo drei Engländer, Taffy, Sandy (auch der „Laird" genannt) und Little Billee, ein Atelier gemiethet hatten, um sich jeder in seiner Weise der Malerei zu befleißigen. Von diesem Trifolium zeichnete sich nur das jüngste und zarteste Blättchen, der obenerwähnte Little Billee, durch seinen Farbensinn und hervorragende künstlerische Begabung aus. Die zwei Genossen waren sonst Prachtkerle, aber arge Schmierer, die viele gute Leinwand besudelten, und doch mit allem Fleiß es nicht über einen mittelmäßigen Dilettantismus hinaus brachten. Die Schilderungen der Erlebnisse dieser drei luftigen Gesellen, mit Seitenblicken auf ihre Nachbarn und Nachbarinnen zu Bohème, sind vortrefflich und gehören zu den allerschönsten und anziehendsten Theilen des Romans. Offenbar sind sie Erinnerungen aus der Jugendzeit des auch als Künstler rühmlich bekannten Verfassers und haben also gewissermaßen einen autobiographischen Werth. Die Modell stehende Heldin der Erzählung, Trilby, gewesene blanchisseuse de fin, quae multum amavit — et multos, soll als ein unbefangenes und unschuldiges Naturkind gelten, aber diese Charakteristik scheint uns eher in den Behauptungen und Betrachtungen des Dichters als in ihren eigenen Reden und Handlungen zur Erscheinung zu gelangen. Man begreift überhaupt nicht wie Taffy und Little Billee dazu kommen, sich in diese Person zu verlieben und mit ihr vermählen zu wollen. Die Macht dieses Liebeszaubers ist kein natürlicher Ausfluß ihres Wesens und bleibt ebenso geheimnißvoll und unerklärlich wie ihre wunderbaren Leistungen als Sängerin, durch welche dieses ganz ungebildete und unmusikalische Weib auf dem Wege und unter der Einwirkung der hypnotischen Suggestion ganz Europa entzückte. Uebrigens sind die verschiedenartigen Charaktere, Svengali, Gecko, Durien, Dodor, Zouzou, der ehrwürdige Thomas Bagot und die fromme Frau Bagot, Madame Vinard, Angèle Boisse, und die angehenden Ritter des Malstocks, die in Carrel's Atelier hausen und brausen, sämmtlich meisterhaft gezeichnet und die Darstellung der Begebenheiten, trotz der vorherrschenden traurigen Stimmung, mit frischem und gesundem Humor belebt. „Trilby" ist in der That einer der fesselndsten Romane, die in dem letzten Jahrzehnt erschienen sind.

Bibliographie.

Arneth, F. A. Ritter Dr. v., Das classische Heidenthum und die christliche Religion. Zwei Bände. Wien, Carl Konegen. Gr. 8. 15 M.

Brachvogel, C., Alltagsmenschen. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Ewart, F., Die Emancipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Gr. 8. 1 M.

Franklin, E., Die Amateur-Photographie. Unter besonderer Berücksichtigung der Moment- und Blitzlicht-Aufnahmen. Fünfte Auflage. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Gr. 8. 1 M.

Hartleben, O. E., Vom gastfreien Pastor. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Jerome, J. K., Eine Pilgerfahrt nach Oberammergau. Bremen, Carl Schünemann. 8. 3 M.

Junghans, Sophie, Geschieden. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Klinck-Lütetsburg, Fanny, Aus dem Künstlernest. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Voß, H., Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Mit Einleitung neu herausgegeben von G. Berlit. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M.

Wiesengrund, B. Dr., Die Electricität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Gr. 8. 1 M.

Wilbrandt, A., Beethoven. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 12. Geb. 1 M. 50 Pf.

— — Faust. Tragödie von Goethe. Wien, Literarische Gesellschaft. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Taschen-Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache

für den Schul- und Handgebrauch

von

H. Michaelis.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die zehnte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.
Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,
Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

„Dem Wunsche des Publikums, mehr von dem Material, den Constructionen, den Schutz- und Kampfmitteln der Marine kennen zu lernen, kommt das vorliegende Werkchen in bester und dankenswerther Weise entgegen. 93 Abbidungen aller Art, darunter eine große Zahl solcher der verschiedensten charakteristischen Schiffstypen, erleichtern das Verständniß des durchaus gemeinfaßlich und sehr anregend geschriebenen Buchs, welchem man nur zum Nutzen unserer Marine und zur Mehrung des Verständnisses ihrer hohen Bedeutung für die Sicherung aller mit maritimen Beziehungen zusammenhängender vaterländischer Interessen die weiteste Verbreitung in Laienkreisen wünschen kann!“

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ergebnisse
der
Internationalen Marine-Conferenz
zu Washington
und ihre Bedeutung für Deutschlands Seewesen.

Eine kritische Studie von

Georg Wislicenus, Kapitänlieutenant a. D.

Mit 3 Abbildungen. 8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Vorliegende Schrift behandelt die brennendste Tagesfrage auf nautischem Gebiet, das internationale Straßenrecht zur See. Im Anschluß an die Beschlüsse der Conferenz zu Washington hebt der Verfasser deren hohe Bedeutung für Deutschlands Seewesen hervor und knüpft daran eine eingehende Kritik und sehr beachtenswerthe Vorschläge. Infolge des Untergangs der „Elbe“ ist die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf Wislicenus' Schrift gelenkt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion“ und Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen“ bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034753